Clara Vere.

Novelle

von

Friedrich Spielhagen.

Hannover.

Carl Meyer.

1857

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Schrift und Druck: Schlüter'sche Hofbuchdruckerei.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ein prächtiger Sommerabend sank herab auf die ausgedehnten Waldungen, die um Schloß Vere, in einer der westlichen Grafschaften von England, weithin das Hügelland bedecken, das den Uebergang aus der Ebene zu den höhern Bergen bildet. — Die blätterreichen Kronen der mächtigen Eichen und Buchen regte kein Hauch; in ihren Wipfeln spielte der rothe, warme Abendsonnenschein, und weithin auf die üppige Wiese im Herzen des Waldes warfen sie ihre riesigen Schatten. — An dem Rande der Halde, in das duftige Heidekraut am Fuße der alten Buche hatte ein junger Jägersmann behaglich sich hingestreckt. Hinter ihm, am moos'gen Stamm, lehnte die Doppelflinte; unter das blondgelockte Haupt hatte er die Jagdtasche als Kissen geschoben, und die Mütze aus der Stirn, wie, um bequemer in den Himmel schauen zu können; neben ihm lag der Hühnerhund, den Kopf dicht an der Erde, mit halbgeschlossenen Augen, und doch die langen Ohren leise bewegend, als sei es ihm in müssigen Augenblicken eine angenehme Erholung, dem Wachsen des Grases zuzuhorchen.

Der junge Mann schien weniger ernstlich beschäftigt, vielmehr ganz versunken in das träumerische Sinnen, das ein Abend im Walde in uns wach ruft, wenn wir den Duft der Pflanzen und Kräuter mit vollen Zügen einsaugen, dem Spechte zuhören, der in dem Dickicht neben uns hämmert, den rosigen Wolken zuschauen, die langsam am blauen Himmel über uns hinsegeln; wenn der tiefe Gottesfriede, der in dieser Stunde auf der Natur liegt, leise in unser Herz schleicht und es mit einem heiligen Gefühl reiner ungetrübter Lust erfüllt, uns

vergessen machte, daß es draußen außerhalb des Waldes noch eine Welt giebt, eine unruhige, athemlose, zankende, rechthaberische, larmende Welt.

Wer weiß, wie lange der Jäger noch seinen Träumereien nachgehangen hätte, wäre er nicht durch das unwillige Knurren des Hundes aufgeweckt, das sicher nicht dem Hasen galt, der schon lange drüben friedlich spielte, als wäre nie ein Schuß in diesem Waldrevier gefallen. Der Jäger lauschte, Alles blieb still, und eben wollte er wieder in seine bequeme Lage, aus der er sich nur ungern erhoben hatte, zurücksinken, als sein leises Ohr das Knacken der trockenen Zweige vernahm, als Hufschlag ertönte und jetzt aus der Stelle, wo auf der anderen Seite durch das dichte Unterholz der schmale Waldpfad auf die Lichtung mündete, eine Dame auf einem schlanken Pferde rasch hervorritt bis mitten auf die Wiese, wo sie den Renner anhielt, der mit dem prächtigen Haupte nickend und in den Zügel knirschend, mit dem Hufe ungeduldig den Boden scharrte. Die Reiterin sah sich eine Weile aufmerksam nach allen Seiten um: ihre Hoffnung, hier endlich einen Ausweg in's Freie zu finden, war abermals getäuscht. Die alten Eichen umgaben wie eine schützende Mauer ringsum den weiten Platz, und wenn ja ein anderer Pfad aus der Waldeinsamkeit herausführte, so wurde wohl die Oeffnung durch das dichte Unterholz versteckt. Sie lenkte ihr schäumendes Roß nach einer lichtern Stelle am Rande des Hochwaldes, ritt eine Strecke am Saume hin, galloppirte dann wieder in die Mitte zurück, und schien den Eingang, durch den sie gekommen war, zu suchen, aber nicht wieder finden zu können.

Der Jäger hatte, in dem hohen Grase und durch einige Büsche wohl versteckt, diesen vergeblichen Bemühungen, sei es aus Trägheit, sei es aus Verwunderung über die unerwartete

Erscheinung, unthätig zugesehen. Jetzt sprang er auf, und das Gewehr ergreifend, schritt er leicht und schnell auf die schöne Reiterin zu, die ihn kaum bemerkte, als sie ihrerseits sich in Bewegung setzte, um dem Retter in der Noth entgegenzureiten.

„Guter Freund!“ sagte sie noch in der Entfernung „Ihr werdet hier besser Bescheid wissen, als ich, oder mein Pferd; wir Beide mühen uns schon lange vergeblich ab, einen Ausgang aus diesem verwünschten Walde zu finden.“

„Hätten sie ihr Pferd nur die Richtung nehmen lassen, die es einschlagen wollte, so hätte sich der Zauber schon aufgethan;“ erwiederte munter der Jäger. Der junge Mann stand jetzt vor der Reiterin, sie mit Anstand grüßend, und sah mit seinen blauen, lachenden Augen freundlich und forschend zu ihr auf.

„Kennen Sie mich?“ fragte die Dame, verwundert über die sonderbare Antwort.

„Wie sollte ich nicht?“ sagte der junge Mann lächelnd, und den schlanken Hals des Renners, der den Fremden mit weit geöffneten Nüstern anschnob, klopfend — „ich maße mir das Recht der Fürsten und Feldherrn an, nie ein Gesicht zu vergessen, das ich einmal genau gesehen habe; wie sollte ich denn Sie vergessen haben, Lady Vere!“

„Ich erinnere mich Ihrer nicht;“ antwortete die Dame, ihren Begleiter mit lebhafter Theilnahme betrachtend, der jetzt, die Flinte auf dem Rücken, schnell neben ihrem Pferde herschreitend, quer über die Wiese nach einer anderen Stelle am Rande des Hochwaldes führte, zu der der Hund vorausſprang.

„Das glaube ich gern;“ erwiederte der Jäger „Mylady wird schwerlich, als sie vor vier Jahren mit dem jetzigen Lord Vere hier war, den Jüngling beachtet haben, der [illegible]

benen Lord auf ſeiner Reiſe begleiten ſollte — und überdies" ſetzte er hinzu „haben mich die Sonne Syriens und die Jahre, und was ſie brachten ſo verändert, daß ich auch wohl dem Freunde ein Fremder und Unbekannter erſcheinen möchte."

„So ſind Sie Herr Georg Allen, des verſtorbenen Lords Privat-Secretair?" ſagte die junge Dame raſch und in dem Tone Jemandes, der angenehm überraſcht iſt. „Ich glaubte Sie hätten längſt einen, Ihren Talenten und Kenntniſſen entſprechenden Wirkungskreis ſich errungen. Hatte Ihnen Lord B. nicht ein Amt angeboten? Wie kommt es, daß ich Sie jetzt in dieſer unſcheinbaren Stellung finde? Iſt nicht Herr Locksley Verwalter der Forſten des Lord Vere?

„So wiſſen Sie nicht, daß mein Pflegevater todt iſt?"

„Wie ſollte ich?" ſagte die junge Dame „ich komme eben aus Paris, wo ich mich faſt drei Jahre aufhielt; Lord Vere ſelbſt iſt während dieſer Zeit nur immer auf wenige Wochen in England geweſen: er ſpricht nie mit mir über dergleichen Verhältniſſe und Angelegenheiten." Der junge Mann antwortete nicht. Er wollte ihr nicht erzählen, daß während eines dieſer kurzen Aufenthalte vor zwei Jahren der alte Jäger unmittelbar neben Lord Vere auf der Jagd erſchoſſen wurde; daß zwar die Todtenjury den Lord gänzlich freigeſprochen und angenommen hatte, daß das beklagenswerthe Ereigniß durch die Schuld des Getödteten herbeigeführt ſei, daß aber damals über die Sache, die nun freilich verſchollen war, viel hin- und hergeredet wurde, und dies Gerede Lord Vere manche unangenehme Stunde bereitet haben mußte. —

„Und ſo haben Sie jetzt ſeine Stelle?" fragte Lady Vere.

„Ja, Mylady!" antwortete der Jäger. „Als ich die Leiche meines Lords nach England gebracht hatte, war der jetzige Lord freundlich genug, mir dies ehrenvolle Amt anzutragen. —

Ich sah in ihm ein weites Feld für meine bescheidenen Fähigkeiten und Kenntnisse; ich diente gern der Familie, der die Familie meines Pflegevaters schon so viele Jahre gedient hat; auch glaubte ich, daß die nicht geringe Bekanntschaft mit den hiesigen Angelegenheiten, die das Vertrauen, mit dem mein Lord mich beehrte, mir verschafft hatte, Lord Vere von Nutzen sein dürften; — überdies fesseln mich Familien-Verhältnisse an diese Stelle; — und diese Wälder, in denen ich meine Knaben- und Jünglingsjahre verlebt habe, sind mir eine traute Heimath, von der ich mich nur mit Schmerz trennen könnte." Der junge Mann sprach dies in jenem Ton der Stimme, an dem sich, wie an einem Freimaurerzeichen, die Gebildeten mit Leichtigkeit unter einander erkennen, und hätte die unscheinbare Jägertracht, die seine schlanke, feste Gestalt freilich vortheilhaft genug hervorhob, einen Zweifel erwecken können, so würde ein Blick in sein offenes, kluges Gesicht, in das die Dame zu Pferde forschend hineinsah; ja nur der schnelle, elastische Schritt, mit dem er an ihrer Seite hinging; die Aufmerksamkeit, mit der er, als sie jetzt wieder in den Wald gelangten, sorgsam, und ohne in der Rede inne zu halten, einen Zweig, einen Busch bei Seite drückte, um der Reiterin Platz zu machen, ihr bewiesen haben, daß sie es mit einem gebildeten Manne zu thun habe, und daß dies der Mann sei, von dem sie ein gut Theil mehr gehört hatte, als sie sich merken ließ, den sie kennen zu lernen so begierig gewesen war: der Zögling und Freund des alten wunderlichen Lord Vere.

Sie waren durch ein Stück Waldland an eine zweite kleinere Wiese gekommen, die ein breiter, jetzt trockener Graben beinahe von einem Ende bis zum andern durchschnitt, und der Jäger wollte eben um ihn herumlenken, als die Reiterin ihr Pferd mit den Worten: „wozu der Umweg? [illegible]

setzte, das Hinderniß zu überwinden. Aber schien dem ermüdeten Thiere der Graben zu breit, oder war es gegen die willkürliche Behandlung, die ihm heute zu Theil geworden war, erzürnt, es stemmte die Vorderhufe fest auf den Grabenbord, und weder die Gerte, noch der Zuruf der Reiterin konnten es bewegen, den Sprung zu wagen.

Der junge Mann sah diesem Schauspiele lächelnd zu; es entging ihm die helle Röthe nicht, die in dem blassen Gesicht seiner Begleiterin aufflammte, und die ihren Aerger über diese unverhoffte Widerspänstigkeit deutlich genug verrieth.

„Sie halten den Zügel zu straff, Mylady!“ sagte er, „Sie müssen dem Pferde mehr Freiheit lassen. Schäme dich edles Thier! ein so winziger Graben, — ich will dir Muth machen“ — und sich mit Leichtigkeit hinüberschwingend, sah er von der andern Seite herausfordernd und keck die Dame an.

Ob diese den Rath des Jägers befolgte, oder ob das Pferd sich eines bessern besonnen, und ihm die Möglichkeit, hinüberzukommen, klar ward, — es sprang jetzt leicht und sicher, und die Beiden setzten ihren Weg eine Zeitlang schweigend fort.

„Ich erinnere mich, in jener Zeit hier ein schönes blondes Mädchen gesehen zu haben,“ fing Lady Vere wieder an — „war es nicht Herrn Lockeley's Tochter?“

„Wohl möglich“! erwiederte der Jäger lachend „Helene Lockley ist blond und schön. — Sie hatte noch einen Bruder; er starb nicht lange nach unserer Abreise — doch das ist eine traurige Geschichte“ — fuhr er ernster fort — „Die Mutter ist über den gewaltsamen Tod von Gatte und Sohn in tiefe Schwermuth versunken; ich lebe mit Mutter und Tochter in jenem Hause, dessen Dach Sie dort rechts auf dem Hügel über die Tannen schimmern sehen, und hier“ — sagte er, indem

sie eben aus dem Walde heraustraten, „und hier, gerade vor uns, liegt Schloß Vere.“

Die mit Wald bewachsenen Hügel, auf deren Höhe sie sich bis jetzt gehalten hatten, zogen sich von der Stelle aus, wo sie standen, rechts und links in Hufeisenform auseinander, und ließ zwischen sich ein allmälig sich erweiterndes und zugleich abfallendes Thal, das reizende Park- und Gartenanlagen ausfüllten, und an dessen Fuße, da, wo es in die eigentliche Ebene überging, das alte Schloß, schon in Abendgrau gehüllt, lag, nur daß ein kleines Fenster im Thurme noch in dem letzten Scheine der Sonne funkelte.

Ueber das Schloß hinaus sah man in eine reiche Landschaft hinein, voll Weiler und Dörfer, durch die sich ein Flüßchen wand, dessen Lauf Weiden und Buschwerk deutlich genug bezeichneten, bis ganz im Hintergrunde das Bild von einer Kette blauer Hügel wieder abgeschlossen und eingerahmt wurde.

„Ich will sie nicht weiter bemühen, Herr Allen!“ sagte Lady Vere; „der Weg durch den Park ist wohl nicht zu verfehlen. Hoffentlich sehen wir uns bald auf dem Schlosse. Auf Wiedersehen also — und Dank für Ihre Güte!“ — und sich vor dem Jäger höflich verneigend, und ihn noch einmal mit ihren dunklen Augen voll ansehend, hieb sie leicht das Pferd mit der Gerte, und sprengte auf dem Wiesenpfade dem Schlosse zu.

II.

War es das Bild des schönen Mädchens, das ihn an diese Stelle bannte, war es das Heer von Gedanken, das diese Erscheinung in ihm aufregte — der junge Mann [illegible] noch lange Zeit auf demselben Platze [illegible] stand

schon lange die Reiterin in dem dichten Gebüsch verschwunden war; als schon lange das kleine Fenster im Thurme aufgehört hatte zu schimmern und zu blitzen; als schon lange die Nebel auf den Grün[illegible] vor ihm in weißen Streifen zogen. Erst der Nachtwind, der in den Wipfeln über ihm anfing zu rauschen, weckte ihn aus seinen Träumereien. Der Hund sprang vor ihm her mit freudigem Bellen, als er sich jetzt in den Wald zurück links wandte, und einen schmalen gewundenen Pfad einschlug, der ihn bald auf einen freien Platz führte, in dessen Mitte, unter dem Schutz uralter Buchen, die Försterwohnung lag, ein geschmackvolles, mit Epheu beranktes Häuschen, mit einem Garten vor der Thür; ein Bild tiefen Friedens; eine Stelle, wie sie Liebhaber der Einsamkeit in der Wirklichkeit aufsuchen, oder in der Phantasie erträumen.

Ein junges Mädchen kam ihm in der Pforte des Gartens entgegen. Sie reichte ihm die Hand, die er freundlich drückte und festhielt, während sie dem Hause zuschritten, von dem ihnen aus den Fenstern des Wohnzimmers das Licht entgegenschimmerte.

„Warum sind Sie so spät gekommen, Georg?“ fragte das Mädchen mit sanftem Vorwurf, „die Mutter ist so unruhig gewesen; sie hat mich angesteckt mit ihrer Ungeduld — ich habe mich geängstigt und weiß nicht warum, und gewiß ohne Grund.“

„Ganz ohne Grund, Helene,“ sagte der junge Mann. Ein Abenteuer ist mir begegnet, aber kein fürchterliches — ein Abenteuer, das jeder junge Ritter gern aufgesucht hätte, und das auch ungefährlich zu bestehen war.“

Sie traten in's Zimmer. Eine alte Frau mit silbergrauen Haaren saß an dem Tische und hatte in der Bibel, die vor ihr aufgeschlagen lag, gelesen. Jetzt stand sie auf und ging

den Eintretenden entgegen, faßte den jungen Mann bei der Hand und führte ihn näher zum Lichte, sah schweigend und forschend mit ihren tiefliegenden, grauen Augen in sein Gesicht, und fuhr ihm mit der Hand über die Stirn, als wollte sie einen Zug verwischen, der ihr nicht gefiel: „Dich hat heut' ein böser Blick aus falschen Augen getroffen," sagte sie.

„Nein, Mutter," erwiederte der Jüngling heiter, „in ein Paar schöner Augen habe ich geschaut, und freundlich genug haben sie mich angeblickt."

„Du weißt nicht, was Du sprichst;" sagte die Alte.

„Wenn die Lüge ungestraft lügen will, bindet sie die Schönheit als Maske vor — dann laufen die armen Menschen sicher in's Garn. Wen hast Du gesehen, Georg?"

„Lady Clara Vere de Vere, Mutter;" antwortete der Jäger.

Sie ließ seine Hand fahren; schweigend ging sie zum Tisch, klappte leise die Bibel zu, nahm sie und eins der beiden Lichter, die auf dem Tische brannten, und ging an den erstaunten jungen Leuten vorbei schweigend zur Thür; winkte dem jungen Mädchen, das mit klopfendem Herzen dagestanden hatte und ihr jetzt folgen wollte, zu bleiben und ging hinaus.

„Was heißt das? Helene," fragte Georg, „was hat nur die Mutter?"

„Warum nannten Sie den unglücklichen Namen!" sagte Helene fast weinend — „die gute Mutter! Es ist heute der erste August, Lorenz' Todestag. Gerade an dem Tage reiste Lady Clara vor vier Jahren mit ihrem Vater von hier fort; jetzt bringt derselbe Tag sie wieder und mit ihr die Erinnerung an jene trübe Zeit. — Sein Sie nicht traurig!" fuhr das junge Mädchen fort, als Georg mit düsterem Blicke vor sich niederschaute, „der Tag ist heute schon trübe genug, das

Herz mir schon schwer genug gewesen. Was kann denn Lady Clara zu des armen Lorenz' Tod? Wie konnten Sie wissen, daß sich für die Mutter mit ihrem Namen so schmerzliche Erinnerungen verbinden? Kommen Sie, Sie müssen rechtschaffen hungrig sein; — ich will Ihnen Ihr Abendbrod besorgen."

„Lassen Sie nur, Helene"; sagte Georg, „ich bin nicht hungrig. Ich will auf mein Zimmer und arbeiten. Lord Vere's unerwartete Ankunft ist mir grade jetzt unbequem, wo die Rechnungen über die neuen Arbeiten noch nicht abgeschlossen sind."

„Bleiben Sie hier, Georg;" bat das Mädchen „ich will Ihnen Ihre Papiere holen; sind es die, in denen Sie heute Morgen schrieben? Ich will so still sein, und Sie gewiß nicht stören! — Lachen Sie nicht! Ich weiß nicht, was mich heute Abend ängstigt. Zur Mutter darf ich nicht; und die alte Barbara ist eine so traurige Gesellschaft mit ihrem Spinnrade und ihrem nickenden Kopfe."

So sprechend fing sie an, den Tisch abzuräumen, wobei ihr die alte Dienerin, die jetzt eintrat, half; Georg sprang hinüber, seine Schreibereien zu holen, und bald saßen die jungen Leute an dem großen eichenen Tische in der Wohnstube einander gegenüber, Georg mit seinen Rechnungen, Helene mit einer Handarbeit beschäftigt.

War es die Wanduhr, die ihren einförmigen Schlag tickte, oder der Nachtwind, der draußen in den alten Buchen rauschte; oder das Bellen der Hunde im Dorf, das durch die stille Nacht aus dem Thale heraustönte; oder der Duft der Nelken, der durch das offene Fenster strömte, oder die Schwüle im Zimmer, — was Georg am Arbeiten hinderte — er legte bald die Feder aus der Hand, und das junge Mädchen, das

von Zeit zu Zeit schweigend zu ihm hinblickte, sah, daß es nicht Rechnungen waren, was ihn beschäftigte.

„Ist sie schön, Georg?“ fragte Helene und ließ ihre Arbeit in den Schooß sinken. Der junge Mann fuhr aus seiner Träumerei empor. „Wer, Helene?“ fragte er verwirrt. „Lady Vere,“ sagte Helene lächelnd. „Wenn schöne Augen auch weiter keinen Schaden bringen, so hindern sie doch am Arbeiten, wie ich merke.“

„Dann könnten Ihre Augen so gut die Wirkung haben, als die Lady Vere's;“ erwiederte Georg, sich zu ihr hinüberbeugend und sie freundlich ansehend.

Helene schüttelte den Kopf. „Nein, nein Georg;“ sagte sie. „Meine Augen haben Sie noch nie am Arbeiten oder Essen und Trinken, oder wozu Sie sonst Lust hatten, gehindert. — Sind Sie auf dem Schlosse gewesen? Wie kommt es, daß Lord Vere schon heute gekommen ist, da er doch erst nächsten Monat kommen wollte? Wo haben Sie Lady Vere gesehen? Was ist das für ein Abenteuer, von dem Sie vorhin sprachen?“

„Heißt das Ihr Versprechen halten?“ fragte Georg lächelnd. „Glauben Sie, daß ich Cäsar bin, und Rechnungen revidiren und Fragen beantworten kann zu einer Zeit?“

„Hätten Sie mir hübsch erzählt, Georg, aus freien Stücken, wie es Ihre Schuldigkeit war, so würde ich Sie nicht mit Fragen zu belästigen brauchen.“

„Sein Sie nicht bös, Helene;“ sagte der junge Mann aufstehend, und auf sie zutretend. „Kommen Sie, es ist so schwül im Zimmer; lassen Sie uns in den Garten gehen! Ich will Alles beichten. Binden Sie sich ein Tuch um den Kopf — so — nun kommen Sie!“

Sie wandelten eine Zeitlang Arm in Arm in den Gar-

ten zwiſchen den Beeten auf und ab; aber die Blumen dufteten ſo betäubend, daß ſie aus der Pforte auf den breiten, kiesbeſtreuten Weg traten, der hier durch den Wald in manchen Krummungen auf der Höhe der Hügel hinlief, bis er Schloß Vere gegenüber in's Thal hinabführte.

Der junge Mann erzählte ſein Zuſammentreffen mit Lady Vere im Walde. Helene lachte, als er zu dem Sprung uber den Graben kam. —

„Das iſt ſie ganz," ſagte ſie „wie ſie noch in meiner Erinnrung lebt, ſtolz und eigenſinnig, — Menſch und Thier und die ganze Welt ſoll ihr gehorchen. Sie will bewundert ſein; und wäre das Theater auch nur eine Waldwieſe, das Schauſpiel ein Sprung über einen Graben, und das Publicum ein junger Jägersmann. — Hat ſie ſich verändert, Georg? Wie ſieht ſie aus? ſieht ſie aus wie eine Vere?"

„Sie ſah blaß aus, aber nicht krank. Ihr Haar ſchien mir dunkler und ihre braunen Augen größer. Sie gleicht meinem Lord, wie ein junges Mädchen einem alten Manne gleichen kann."

„Ihrem Lord? Clara Vere darf ſtolz ſein! Wann hat je Jemand Ihrem Lord geglichen! — Ach, Georg! iſt es nicht traurig, daß wir nicht zurückdenken können an das, was uns das Liebſte war auf Erden, ohne einen blutigen Schatten heraufzubeſchwören? daß mein Vater und mein Bruder, und der, an dem Sie mit ſo leidenſchaftlicher Liebe und Verehrung hingen, Lord Vere, — Alle eines gewaltſamen Todes geſtorben ſind!"

„Liebe Helene;" ſagte der junge Mann warm, „der Tod iſt immer gewaltſam, und immer ringt das Leben aus allen ſeinen Kräften gegen den ſchonungsloſen Sieger. Was thut es, ob die Parze unſeren Lebensfaden langſam trennt, oder

auf einmal mit scharfer Schere rasch durchschneidet? Ja Helene, ich gestehe es: der Tod erscheint mir so ein weniger fürchterliches Bild, als mit seiner abscheulichen Begleitung von Medicinflaschen, dem ganzen traurigen Apparate und der dumpfen Luft der Krankenstube — das ist mir ein Vorschmack des Grabes. Das Licht der Sonne und des Mondes ist lieb und gut — der Dämmerschein des Nachtlicht's ist grausig. — Nein —" fuhr er lebhafter fort — „als Lord Vere vor meinen Augen in die Schlucht stürzte; als ich mit Gefahr meines Lebens ihm nachkletterte; als ich unten bei dem Zerschmetterten, Sterbenden ankam; als er mich mit seinem Feuetauge, einen Moment, eh' der Tod es umflorte, so groß und voll ansah; als er seinen rechten Arm, das einzige Glied, das ihm nicht gebrochen war, um meinen Nacken schlang; als ich mich über ihn beugte, die bleichen Lippen zu küssen, die vergeblich ein Wort zu stammeln sich bemühten — nein, Helene, das war furchtbar, aber groß — das war der Tod eines Helden!"

Das junge Mädchen hatte sich eng an den jungen Mann geschmiegt, und hörte ihm zu mit pochendem Herzen. — „Ja," fuhr er fort, — „wer so in seiner vollen Kraft weggerissen wird, wie der Baum, den der Sturm entwurzelt — er grünt noch lange, ehe er so ganz verdorrt — sein Andenken lebt bei den Zurückbleibenden fort, als wenn der Rest von Lebenskraft, der noch nicht aufgebraucht war, den Schatten belebte. — Ihr Vater ging am Morgen aus dem Hause, ein stattlicher, kräftiger Mann — man brachte ihn am Abend zurück, eine blutige Leiche. — Sie haben mir oft selbst gesagt, es wäre Ihnen, als sei er noch nicht todt. — Die Kluft zwischen Leben und Tod ist zu groß, wir können sie nicht ausfüllen; es fehlen die Sprossen in der Leiter — die langen Fiebernächte, das allmälige Absterben — die Töne zwischen

der frischen Lebensfarbe und der Todesblässe. — Freilich, Ihr Bruder, der arme Junge — er war schon lange krank, ehe er sich die Kugel einlud, die sein schönes Haupt zerschmetterte. Glauben Sie, Helene, das wüthendste Fieber hat nicht mehr Gewalt, als die stille Schwermuth, an der Lorenz krankte. Der Gedanke an Ihres Bruders frühes Ende hat für mich nichts Grausiges: — es ist mir unendlich rührend. Der schöne, stille, begabte Jüngling — wie er einherging, einsam, in sich gekehrt — er gehörte kaum zu uns übrigen Lebenden. Er sank in den Todesarm, wie die Blume, die am Morgen sich entfaltet, sinkt unter ihrer eigenen Last, die volle Aehre sich neigt unter der eigenen Schwere. — Nein, Helene, — mag der Tod uns antreten, in welcher Gestalt er will! er ist entweder immer furchtbar, oder nie; aber furchtbar oder nicht, er soll keine Macht über uns haben."

Das Mädchen lächelte durch Thränen zu ihm auf und sagte: „So seid ihr, ihr Männer! Mag's doch zu Ende gehen, nur schnell, nur plötzlich! Ihr wollt schaffen oder zerstören; wir erhalten: Andere und uns für Andere. Ihr bedürft des Larms der Schlacht; der Donner des Geschützes, das Blitzen der Waffen, das Geschrei der Kämpfer muß euren Muth entflammen. Eure Tapferkeit ist oft nur ein Rausch; — in den langen Stunden der Nacht heimlich Zwiesprach mit dem Tod zu pflegen — das ertrügen eure starken Nerven nicht."

„Laßt uns," sagte Georg, „den Meister loben, der Alles weislich geordnet; der jedes Geschöpf für das Element gebildet hat, in dem es leben soll."

Sie waren während des Gesprächs, ohne des Weges zu achten, durch den Wald bis an die Stelle gekommen, die häufig das Ziel ihrer Spaziergänge war, und die sie „die Warte"

nannten. Es war ein kleiner Vorsprung des Berges, mit einem Gitter eingefaßt und mit Ruhebänken versehen. Hier erfreuten sie sich oft an schönen Abenden der wunderlieblichen Aussicht.

Der Hügel der zu ihren Füßen steil abfiel, — doch nicht so steil, daß nicht eine bequeme Treppe hätte hinunterleiten können, bildete noch einmal auf halber Höhe eine Terrasse, die eine schöne Kapelle trug, den Schmuck des Bergrandes, und einen lieblichen Friedhof, den eine Steinmauer einfaßte. Dann senkte sich der Hügel in das Thal, auf das Georg und Lady Vere von einem anderen Punkte hinabgesehen hatten, und das in seinem Grunde das Schloß trug.

Als die nächtlichen Wanderer auf die kleine Plattform hinaustraten, kam der Mond, dessen Strahlen sie bis jetzt nur durch die Baumwipfel hatten zittern sehen, über den Rand des Holzes herauf und goß sein bleiches Licht über die Landschaft zu ihren Füßen.

Die weißen Wände der Kapelle schimmerten hell; und ihr Wiederschein ließ den Friedhof fast in Tagesklarheit erscheinen; man hätte die goldenen Buchstaben auf den Kreuzen und Grabsteinen lesen zu können geglaubt.

An einem der Kreuze war eine Gestalt hingesunken, still, regungslos. — Helene drückte den Arm ihres Begleiters, dessen Blick weit in die Landschaft hinein zu dem Schlosse schweifte, und deutete hinab auf die Betende.

„Die arme Mutter!“ flüsterte sie, „sie kann den Gedanken nicht ertragen, daß ihr Liebling hier draußen liegen soll in der kalten, feuchten Erde; sie kommt, an seinem Grabe zu beten, wie sie in der Nacht sich erhob, um sich über den Schlafenden zu beugen und seinen Schlummer zu bewachen! Kommen Sie, Georg! sie darf nicht wissen, daß wir draußen waren; lassen Sie uns zurück und sie im Hause erwarten.“ —

„Ach," fuhr das junge Mädchen fort, als sie wieder in den Wald getreten waren, und schneller dem Hause zugingen, „Georg, wie ist die Liebe einer Mutter so groß und heilig! wir sind so liebearm gegen sie, wir wissen gar nicht, wa Liebe ist. Wenn ich den Kummer meiner Mutter sehe, un sehe, wie der Schmerz ihr Lebensblut trinkt; — wie sie sich nach dem Grabe sehnt, nur um mit ihren Lieben wieder eint zu sein; wie die rasche, thätige Frau in wenigen Jahren in tiefe Schwermuth versunken, ihr braunes Haar grau geworden ist, — und wenn ich dann denke, wie ich lachen und singen kann, als wäre noch Alles beim Alten — ach, Georg, dann komme ich mir so kalt, so herzlos vor! — Sagen Sie, Georg, bin ich schlecht, daß ich so froh in die Welt sehe, bei so vielen Gründen, traurig zu sein?"

„Liebes Mädchen," erwiederte Georg, „wir sind jun über die Jugend hat der Kummer keine dauernde Macht. Der Bach im Gebirge schmettert den Felsen vor sich fort, der seinen Lauf hemmen will; der Fluß im Thal läßt ihn geduldig liegen. Was die Natur in uns legte, ist nie schlecht; sie handelt immer gut und weise. Wir stehen am Eingang der Rennbahn des Lebens; wie sollten wir den Ausgang erreichen, wenn uns jetzt schon der Athem fehlte?"

Sie schritten schweigend weiter, und bald saßen sie wieder in der Stube am Tisch, der Mutter harrend. —

In dem Dorfe unten im Thale verkündete die Gloc Mitternacht. Deutlich hörten sie durch die tiefe Stille trotz der großen Entfernung den hellen Ton.

„Das Volk hat Recht"; sagte Georg „dies ist die Geisterstunde. Aber es ist nicht Schuld der Geister, daß sie diese Stunde wählten, wie die Glocke nichts dafür kann, daß wir sie

hier oben auch während des Tages hören. Sie kommen
so spät, weil sie wissen, daß wir vorher doch für sie
zu sprechen sind. Es sind Bittsteller, die bescheiden den
rn Platz machen, die trotzig und vielgeschäftig sich zu uns
ingen, und den ganzen Tag uns nicht zu Athem kommen
sen. Aber wenn die lärmende Menge sich verlaufen hat, es
still geworden ist, und sie glauben dürfen, daß wir nun
lich allein sind, dann klopfen sie leise an, und schlüpfen
Zimmer, und setzen sich zu uns, und schauen uns an mit
gevollen, treuen Augen; erzählen uns ernst von hohen, hei-
n Dingen, und plaudern traulich mit uns von vergange-
schönen Stunden. Und wenn der Hahn dann kräht, so
weichen sie; — sie wissen, ihre Zeit ist um; wir würden sie
fortschicken, wenn sie länger blieben.

„Gewiß!“ sagte Helene. „Das Andenken an die lieben
n würde weniger schattenhaft sein, wenn wir weniger
flatterhaft wären, wie die leise Stimme des Gewissens laut
gen spricht, wenn wir nur aufmerksamer lauschen wollten.
mögen recht haben, Georg! Der Leichtsinn, dessen ich
mich drhin anklagte, mag ein nothwendiger sein; aber ich wollte,
die alte Liebe brauchte nicht erst zu verwelken, ehe wir uns
an dem Duft der neuen erfreuen können.“

„Es ist im Menschenleben, wie in der Natur, liebe Helene!
warum wollen wir denn immer etwas voraus haben vor
den Lilien auf dem Felde.“

„Er sank in den Todesarm, wie die Blume, die am Mor-
gen sich entfaltet, sinkt unter der eigenen Last,“ sagte das
Mädchen sinnend. „Ja, Georg, Lorenz war nicht geschaffen
für die heiße Sonne des Mittags, für die rauhe Luft des
Abends. Jene geheimnißvolle, träumerische Blume, die wäh-
rend der Nacht ihren prachtvollen Kelch entfaltet, um am

gen schon zu sterben, ist das Sinnbild seines Leben
Ahnung seines frühen Todes hat Lorenz wohl
Knabe gehabt. Ich habe ihn nie lachen hören;
nur um seine feinen Lippen ein leises Lächeln spie
In Allem, was er sprach und schrieb, klang dieser schm
volle, klagende Ton mit an: bald stärker, bald s
aber immer deutlich vernehmbar. Ich bat ihn einst,
mit Lord Vere uns verlassen hatten, mir etwas recht He
dichten, so etwas, worüber ich lachen müßte; denn wa
ich weinte, als Sie fort waren, mehr als billig. Er ve
es mit seinem wunderbaren, traurigen Lächeln, und ar
deren Tage brachte er mir das Märchen, das ich Ihnen
einmal vorlesen wollte; ich glaube, jetzt ist der rechte Aug
dazu. Ich sage Ihnen vorher, es ist zum Weinen lustig.

Das junge Mädchen stand auf, und nahm aus einem
chen, das ihre Schätze enthielt, eine graue Locke ihres
Vaters Haar, und eine braune vom Haar ihres uders,
Georgs Miniaturbild, das er ihr aus Paris geschickt, und di
Briefe, die er ihr von seiner Reise geschrieben, einige
sie setzte sich wieder zu Georg, und halb las sie und
zählte ihm das folgende

Märchen.

Die Schwalben sind kluge Thierchen, wie Jedermann weiß.
Sie sind nicht wie andere Vögel, die an dem Orte, wo sie aus
gebrütet sind, auch leben und sterben, sondern sie sehen sich
hübsch um in der Welt, und achten fleißig darauf, wie's a
derswo zugeht. Die alten Schwalben schicken die jungen
vom Hause in ferne, ferne Länder, daß sie da bauen lern
und viele andere Kunstfertigkeiten, und zurückkommen

gereiste kluge Leute. Die Reise dorthin müssen sie so oft machen, bis sie es verstehen, recht aus dem Grunde, und so ziehen sie fort und kehren wieder, und der Mensch nennt das „Wandern," und glaubt, sie thun es, weil es ihnen zu kalt sei im Norden, aber wer sich darauf versteht, weiß es besser.

Da lebte denn auch einst eine junge Schwalbe, die konnte die Zeit nicht erwarten, bis sie in die schöne, weite Ferne sollte; aber die Alten wollten's noch nicht, weil sie noch zu jung sei; denn die Flügel, sagten sie, müßten erst länger werden. — Da mußte sie sich nun freilich gedulden, aber desto fleißiger übte sie sich im Fliegen, des Abends, rund herum um den alten Kirchthurm, wo die Alten wohnten, und wohin die Anderen auch kamen und sich erzählten von ihren Reisen, — denn das thun die Schwalben, wenn sie zwitschernd in der Abendluft umherkreisen. Endlich, im nächsten Jahr durfte sie fort. Die Alten gaben noch viele Ermahnungen für die Fahrt über's Meer, aber die Schwalbe hörte kaum darauf, so sehnte sie sich in die blaue Ferne. Leichten Schwunges flog sie von dannen, fort über Berg und Thal, über Stadt und Land, über Wiesen und Felder und Wälder. — Wie staunte sie, als sie die große Welt erblickte; so hatte sie sich's doch nicht träumen lassen, als sie noch in dem alten Gemäuer wohnte, dicht unter dem kleinen, epheuumrankten Fensterchen, das die Abendsonne immer so schön vergoldete. So flog sie mehrere Tage lustig fort. An einem Abend nun, als die Sonne eben unter den Horizont sank, und ihre letzten Strahlen die Kuppen der Berge scheidend küßten, und die Schwalbe hoch in der Luft sich umsah, wo sie heute Nacht ausruhen könnte von der langen Reise, — da sah sie unter sich zwischen den Bergen ein Thälchen, so zauberisch lieblich, daß sie flugs die Schwingen senkte und sich hinabließ in's kleine Thal.

Und da saß sie auf einem Baumaste und schaute hinein mit den klugen Augen, und mit jedem Augenblicke deuchte es ihr lieblicher und schöner. Schroffe, moosbekleidete Felsen schlossen es ringsum ein, daß nicht der Fuß der lärmenden Menschen so leicht eindringen konnte in das trauliche Plätzchen; zwischen den Felsen wuchsen stattliche alte Bäume, die wiegten ihr Haupt ernsthaft im Abendwinde, und wisperten untereinander gar angelegentlich und heimlich: aber das Allerlieblichste und Schönste war eine kleine reine Quelle, die recht im Herzen des Thales lag; und das merkte die Schwalbe auch, daß die Quelle der Liebling war des ganzen Thals, denn die Winde kamen und gaukelten über sie hin und küßten sie, wenn sie vorüberflogen, und die Blumen, die am Rande wuchsen, bebten vor Wonne, der Holden so nah zu sein, und die knorrigen, verwitterten Bäume selbst schauten freundlich in ihr klares, reines Wasser, und flüsterten, wie sie so schön sei.

Das Alles hörte die Schwalbe recht wohl, denn in der Natur spricht Jedes seine Sprache — wer sie nur verstände! — Und als sie noch so saß und sah und lauschte, da kam ein Fink geflogen. Wie der den fremden Wanderer erblickte, setzte er sich höflich zu ihm und fing an, Complimente zu machen, denn der Fink ist ein gutmüthiger, lustiger Kauz. Und ward auch zutraulich und sagte, die Schwalbe sei sicher gekommen, um die liebe kleine Quelle zu sehen und von ihrem reinen Wasser zu trinken, und war des Lobes voll von der kleinen Quelle: und weiter vertraute er ihr, er habe einen lieben Freund, einen Wiedehopf, der sei ein geschickter Baumeister, und auch eine Freundin, eine Lerche, die wohne dicht nebenan auf der Wiese bei ihrem Verwandten, einem Wachtelkönig, der eine vornehme Wachtel zur Frau habe, und des Abends kämen sie gewöhnlich hier zusammen, und freuten

sich an der kleinen Quelle. Und kaum hatte der Fink so hingezwitschert, da kam die Lerche vom Felde geflogen — das war ein recht freundliches, liebes Geschöpf; und bald kam auch der Wiedehopf, der sah ernst und würdig aus, und wenn er seine Tolle aufsträubte, beinahe böse — sonst war er herzensgut.

Da wurden alle bald vertraut mit einander, als hätten sie sich schon lange gekannt, denn die einfachen Kinder der Natur sind nicht so wie die kalten, harten Menschen, die sich erst Jahre kennen müssen, ehe sie Vertrauen zu einander fassen. Nein, Lerche, Fink und Wiedehopf sagten gleich, daß sie den kleinen Wanderer recht lieb hätten, und die Schwalbe — nun die hatte sie schon darum gern, weil sie so viel von der Quelle zu erzählen wußten.

Als es nun Nacht geworden, sagte die Lerche, es sei Zeit zum Schlafengehen, denn sie müsse bei Zeiten wieder auf. Da wollten nun alle den Wanderer zu sich nach Hause nehmen, aber der ernste Wiedehopf sagte: die Lerche könne ihn nicht beherbergen, denn sie wohne beim Wachtelkönig und der vornehmen Wachtel, und der Fink sei ein lustiger Patron und wohne selbst unbequem; er aber habe in einem hohlen Baumast ein schönes Haus mit zwei Zimmern, und zu ihm solle der Wanderer kommen. Der ernste Wiedehopf behielt Recht, und so trennten sie sich und versprachen, recht bald wieder zusammen zu kommen am kleinen Quell.

Die Lerche flog aufs Feld, der Fink in den Busch, und der Wiedehopf mit der Schwalbe in seine bequeme Wohnung — und da steckte die Schwalbe das Köpfchen unter den Flügel, und träumte von der schönen, kleinen, lieblichen Quelle. —

Als am andern Morgen die Sonne eben hervorsah über die Berge und ihre ersten Strahlen durch's Waldlaub zitterten,

schlief der Wiedehopf noch fest; aber die Schwalbe wachte schon und als sie hübsch und zierlich die Federn zurecht gelegt, flog sie leichten Fluges hin zur Silberquelle. Die war heut noch viel schöner, als am vorigen Abend, so klar und rein, daß man bis auf den Grund sehen konnte, und von der aufgehenden Sonne so rosig beleuchtet wie der Morgenhimmel. Da freute sich die Schwalbe so recht herzinnig, daß sie laut zwitscherte vor Lust, und mit den schnellen Flügeln schoß sie hin über die glatte Fläche, daß sie die weiße Brust und die langen Schwingen netzte, und so fuhr sie hinuber und heruber, gerade aus und im Zickzack, und sie hätte sich wohl gar ganz hineingestürzt, wenn sie nicht noch zur rechten Zeit an das kleine Fenster im Kirchthurme gedacht hätte, das die Abendsonne immer so schön vergoldete. Am Abend kam auch die Lerche vom Felde geflogen und bald der Fink und der Wiedehopf aus dem Busch; die grüßten jubelnd die Schwalbe, und der Wiedehopf sagte, er hätte seinen Gast überall gesucht, und wunderte sich, daß er den lieben langen Tag an nichts, als an die Quelle gedacht habe; aber die Lerche meinte, wenn er nur Zeit hatte, und nicht so viel bauen müßte, er that's auch. So zwitscherten sie vergnügt mit einander, und hernach sang die Lerche ein Lied zum Lob der kleinen Quelle, darüber freuten sich Fink und Wiedehopf, aber die Schwalbe war traurig, daß sie nicht auch singen konnte; — sie hätte die Quelle noch viel schöner loben wollen; und erst, als es beinahe Nacht geworden, flogen sie alle in ihre Nester. —

Hier blieb die Schwalbe mehrere Tage und alle Tage flog sie hin zur kleinen Quelle und blieb da bis zum Abend und fuhr hin über die Spiegelfläche, hinüber und herüber, gerade aus und im Zickzack und netzte die weiße Brust und die langen Schwingen im klaren Wasser. Sie dachte kaum an die lange Reise, die sie noch zu machen hatte zum fernen

Afrika — aber endlich mußte es doch einmal geschieden sein, so schwer es ihr auch wurde, und als am Abend die Anderen kamen, da sagte sie es ihnen. Die waren recht traurig und baten sie dazubleiben; aber die Schwalbe hätte es wohl von selbst gethan, wenn sie gekonnt hätte, oder doch wenigstens wiederzukommen, — als ob die Schwalbe nicht wiedergekommen wäre, wenn sie es ihr auch nicht gesagt hätten! Am anderen Morgen in aller Frühe zog die Schwalbe weiter. Lerche, Fink und Wiedehopf begleiteten sie noch ein Streckchen, und an der Waldecke, da, wo der Weg nach Afrika abgeht, trennten sie sich, und schnellen Fluges eilte die Schwalbe von dannen, und die Lerche stieg in die Höhe, um sie noch recht lange sehen zu können, und trillerte ihr einen Abschiedsgruß. — Da zog die Schwalbe wieder fort über Berg und Thal, über Wiesen und Felder und Wälder, über Flüsse und Seeen, und über ein großes, großes Meer, weit, weit fort zum fernen Afrika, wo die jungen Schwalben bauen lernen.

Da ist es aber öde und traurig und sandig und heiß, und desto öfter dachte die arme Schwalbe an die liebe Quelle und ihr frisches, klares Wasser, und des Nachts saß sie auf einer Pyramide, das Köpfchen unter den Flügel gesteckt, und träumte von der kleinen, reinen Quelle.

Endlich durfte sie wieder fort aus dem häßlichen Lande hin zu dem theuren Orte, und hin zu ihm flog sie sicheren, nie irrenden Fluges, denn die Schwalben sind treue, kluge Thierchen und vergessen nie einen Ort, wo es ihnen einmal gefiel.

Kaum ruhte sie sich einmal aus unterwegs, und endlich kam sie wieder zum kleinen Thal; aber wie erschrack sie, als sie dort die Veränderung sah, — kaum traute sie ihren Augen. Die kleine Quelle war verschwunden und Felsentrümmer hatten ihr Bett ausgefüllt. Die Blumen alle waren verwelkt, die

alten Bäume rauschten eintönig und traurig, und die ganze Stätte, früher so freundlich und lachend, war trüb und öde.

Und als die Schwalbe noch ganz traurig dasaß, da hörte sie die Lerche auf dem Felde klagen, und zu ihr flog sie und fragte, wo denn die kleine Quelle wäre? Da erzählte die Lerche traurig: Einige Zeit nachdem Du fort warst, wollte der große Strom, dessen Brausen Du hier hörst, die kleine Quelle haben, und er spiegelte ihr vor, wie gut sie es bei ihm haben würde; sie sollte sich mit ihm vermählen; dann wollte er ihr viele Städte zeigen, an denen er vorbeifließe, und das große Meer sollte sie sehen, und viele andere Herrlichkeiten und was er nicht alles der armen Quelle zuraunte, der böse Strom. Und eines Nachts da war ein furchtbares Ungewitter, daß die Erde bebte, so furchtbar, wie es selbst die älteste Krähe sich nicht erinnern kann, und wir fürchteten uns so in unseren Nestern, und als wir am anderen Morgen zur Quelle kamen, aus ihr zu trinken, wie wir's gewohnt; — da war sie fort; die eine Seite nach dem Flusse zu war durchbrochen — und in der Ferne rauschte der stolze Strom, als freute er sich, daß es ihm gelungen. Die Andern meinen, die Quelle sei dem Strom aus freien Stücken zugeflossen; ich aber glaube, er hat sich mit dem Sturm und Regen verbunden und hat sie geraubt. Der Fink hat sich bald über den Verlust beruhigt, denn er ist ein lustiger Patron; aber der Wiedehopf ist aus Kummer fortgezogen, und ich wäre ihm schon längst gefolgt, wenn ich nicht bei dem Wachtelkönig und der vornehmen Wachtel wohnte.

So sprach die Lerche: aber die Schwalbe hatte die letzten Worte kaum noch vernommen, sondern war auf und davon geflogen hin zum Strom, die Quelle zu finden; und als sie sie dort nicht fand, ist sie an's Meer gezogen und über's Meer,

und weiß Keiner, wo sie geblieben ist; zum Kirchthurm, wo die Alten wohnten und zum kleinen epheuumrankten Fensterchen, das die Abendsonne immer so schön vergoldete, ist sie nie wieder zurückgekehrt. —

Helene faltete leise die Blätter zusammen und legte sie wieder in das Kästchen; Georg sah träumend vor sich nieder.

„Das ist eine rührende Geschichte, liebe Helene," sagte er sinnend „und ich denke, es ist eine wahre Geschichte. Manche Züge sind mir jetzt schon klar; von andern weiß ich nicht, wie ich sie deuten soll. Die Fäden, die ich im Anfang noch verfolgen kann, schlingen sich hernach zu einem unentwirrbaren Knoten zusammen; es ist ein dunkles Räthsel und die Auflösung ist sein Tod."

Die Pforte, die vom Hofe in das Haus führte, öffnete sich; ein leiser Schritt ging die Treppe hinauf. — „Die Mutter ist nach Hause gekommen," sagte Helene, „gute Nacht, Georg!" „Gute Nacht, liebe Helene, träumen Sie süß!" Die jungen Leute gaben sich die Hand — und bald darauf war Alles still in dem kleinen Hause im Walde.

III.

Als kaum die Sonne am nächsten Morgen herauf war, saß Georg schon munter an seiner Arbeit. — Diesem jungen Manne genügten wenige Stunden Schlaf. Er glich in der Schnellkraft seines geistigen und physischen Lebens jenen herrlichen, feingebauten arabischen Pferden mit den Muskeln von Stahl, die den Wüstensand durchfliegen, über die schroffen Felsen klimmen, denen die kärglichste Nahrung genügt, und die wenig Zeit bedürfen, um sich zu verschnaufen.

Die ernste, fast traurige Stimmung, in die ihn die Erz-

eignisse und Gespräche des gestrigen Abends versetzt hatten, war verschwunden, wie das Dunkel vor den Strahlen der Sonne; er lachte dem jungen Morgen entgegen, wie die Lerche ihm entgegen jubelte, die bei Einbruch der Nacht sich still auf ihr Nest gesenkt. Die Feder, die er gestern Abend verdrossen aus der Hand gelegt, flog jetzt schnell und behend über das Blatt hin — er wollte noch, ehe er auf das Schloß ging, so viel schaffen, als sich noch schaffen ließ, wenngleich der Abschluß der Arbeiten, den er gewünscht hatte, durch die plötzliche Ankunft des Lords unmöglich wurde. — „Wenn er mir so freie Hand läßt, wie mein Lord" — dachte der junge Mann, während er den Stand der Arbeiten noch einmal überschaute, „doch das ist nicht möglich! Wie wußte er so klug und bestimmt anzuordnen, wo er die Sache verstand; mit welcher Bescheidenheit und Rückhaltslosigkeit vertraute er, was ihm fremd war, geschickteren Händen — doch was war ihm fremd? er wußte Alles, er fand sich in Alles."

Die Verehrung und Liebe, mit der Georg Allen an dem verstorbenen Lord gehangen hatte, und nun sein Andenken heilig bewahrte, glich fast einem Cultus. Wie der katholische Christ seinen Heiligen an allen wichtigen Ereignissen seines Lebens Theil nehmen läßt, so konnte die Seele dieses jungen Mannes kein Fest feiern, ohne daß Lord Vere dazu geladen war.

In seinen glänzendsten Träumereien, und gerade da am deutlichsten, schaute er Lord Vere's ernstes, seelenvolles Auge — an seinen geheimsten Unterredungen, die er mit Gott und der Natur flog — und gerade da am vernehmlichsten, hörte er Lord Vere's tiefe, freundliche Stimme. — Nie hatte Georg Allen dem, der ihn persönlich beleidigt, lange zürnen können; aber seine Gutmüthigkeit und sein Langmuth waren kurz für Unde, wenn auch nur das leiseste Wort des Tadels der

verunglimpfen wollte, in dem er stets seinen Freund und Lehrer, seinen Herrn und Vater verehrt und geliebt hatte.

Es war ein sonderbarer Mann gewesen, dieser Lord Vere. Die Einen hatten ihn für einen Narren gehalten, die Anderen ihn wie einen Heiligen verehrt; er hatte über den Spott der Einen freundlich gelächelt und die Verehrung der Anderen ernst zurückgewiesen. Keiner seiner Diener hatte je ein rauhes Wort von ihm gehört; die Kinder im Dorf sprangen dem alten Mann entgegen und liebkosten ihm, wenn er vorüber schritt; und die Meisten sagten, daß er kein Herz im Busen trage, und daß er ein Heide sei. Freilich, Niemand konnte sich erinnern, ihn je in der Kirche gesehen zu haben, und in den Hütten der Armen und Kranken sah man ihn selten, denn er schlich hin wie ein Dieb, und wie ein Dieb kaum anders, als in dunkler Nacht; aber Georg, der mit ihm, den oft der Schlaf floh, manche Mitternachtsstunde unter ernsten Gesprächen herangewacht; Georg, auf dessen Arm gelehnt er durch die Wälder und Fluren gewandelt war; Georg, der seit dem Augenblicke, als der Lord vor vier Jahren, gegen den Rath der Aerzte, die lange Reise nach Frankreich, Deutschland, Italien und dem Orient angetreten, und von der er nicht zurückgekehrt war, ihn kaum auf eine Stunde verlassen hatte; — wußte, daß dieser Heide in seinem tiefsten Herzensgrunde fromm und demüthig war, wie ein Kind.

Nie hatte ein Hülfesuchender seine Schwelle betreten, dem er nicht beigesprungen wäre mit Rath und That; aber er verstand nicht die Kunst, Worte zu machen, und ließ seine Handlungen für ihn sprechen.

„Die müßige Klage fand kein Echo in seiner Brust. „Was nützt das eitle Jammern?“ sprach er „die Zeit der Wunder ist vorüber, hilfst Du Dir nicht selbst, kein Gott wird Dir

helfen." — „Mein Unternehmen ist schon dreimal gescheitert" — sagte man ihm. „Sieh' zu, wo der Fehler steckte;" antwortete er ruhig „und versuche es zum vierten Male."

Aber den Menschen, wie sie lieber klagen, als handeln, ist das wortreiche Beileid lieber, als die wortkarge Hülfe. Unzähligen hatte Lord Vere geholfen, und Wenige dankten es ihm. Man hielt ihn für stolz, weil er die Menschen durchschaute, und weil der Schmeichler nichts galt vor ihm: weil sein ruhiges, ernstes Gesicht kein gefälliger Spiegel für Jedermanns Grimasse war; weil die Menschen sich ächte Menschenfreundlichkeit nicht gut denken können ohne eine geschmeidige Zunge und eine lächelnde Miene — aber Georg hatte ihn gesehen in der Gesellschaft der Großen der Erde: Lord Vere neigte sich nicht tiefer vor dem Großwürdenträger, wie vor dem Bettelmann: vor der Herzogin, wie vor ihrem Kammermädchen, und dankte dem Fürsten, der ihm eine Gunst zu erweisen glaubte, nicht wärmer, wie dem zerlumpten Buben, der ihm den Stock aufhob.

Er hatte durch bessere Bewirthschaftung seiner großen Besitzungen, besonders der Forsten, wobei ihn Georg nach Kräften unterstützte, — durch neu angelegte Fabriken; dadurch, daß er alte Werke in besseren Betrieb brachte, seiner Grafschaft unendlichen Nutzen geleistet, den Reichthum vermehrt, die Thätigkeit der Menschen geweckt und in neue Bahnen geleitet — und doch galt er im Allgemeinen für nichts viel Besseres, als für einen Leuteverderber.

Er hatte sich geweigert, zum Bau eines neuen Grafschaftsgefängnisses beizusteuern, indem er sagte, daß das alte schon zu groß sei; und den Herren, die, um seinen Beitrag entgegenzunehmen, zu ihm kamen, geantwortet: „Ich habe unter meinen Leuten der Diebe mehrere. Der Eine hat mir

vor einiger Zeit eine Summe gestohlen, die ich Ihnen nicht nennen will, um mir nicht vollends den Credit zu verderben. — Daß die Leute stehlen, ist schlimm; ich sehe aber nicht ein, was dadurch besser wird, daß ich sie in's Gefängniß schicke. Die sinnreiche Definition der Strafe: als das Recht des Unrechts, habe ich in diesem Sinne nie verstehen können. Wenn ich die armen Menschen aus dem Dienste jagte, würden sie Andere bestehlen, die den Schaden weniger leicht tragen könnten, wie ich. Ich habe sie verpflichtet — und nur unter dieser Bedingung werde ich ihrer schonen — in meinem Dienste zu bleiben, und wenn sie ihrem bösen Hange nicht widerstehen können, nur mich zu bestehlen. — Sie können aber hier auch Niemandem weiter schaden, wie mir. — Wenn die Leute stehlen, so drückt sie der Schuh irgendwo. Entweder sie haben selbst für bescheidene Ansprüche nicht genug, — und sie thun es aus Noth; oder sie haben genug — und das ist bei mir der Fall — und sie stehlen, um irgend welchen thörichten Begierden fröhnen zu können. Ich will ihnen die Seelenkrankheiten, an denen diese Unglücklichen leiden, nicht nennen: genug: ich kenne diese Krankheiten und ich halte sie für heilbar. Der beste Arzt ist der, welcher so viel wie möglich dafür sorgt, daß die Leute gar nicht krank werden."

Die Welt sagte: Schloß Vere sei eine Diebeshöhle, und Lord Vere sei in seiner Jugend ein Taugenichts gewesen, und wenn er gegen die Verbrecher so milde sei, werde das schon seine guten Gründe haben.

Lord Vere sagte lächelnd: es hat auch seine guten Gründe.

Diesem Manne verdankte Georg, wie er gern behauptete, Alles — im Sinne der Leute freilich, Nichts.

Die Eltern Georg's starben, als sie mit einem nicht unbedeutenden Vermögen, das sie sich in Amerika schnell erworben

nach England zurückgekehrt waren, kurz nach ihrer Ankunft rasch hintereinander. Sein Pflegevater, dessen Obhut die Verwandten ihr einziges kleines Kind und die Verwaltung seines Vermögens anvertrauten, hatte sich des armen, so früh verwaisten Knaben treulich angenommen. Er hatte ihn auf Anrathen des Lord Vere, der sich in ihm einen tüchtigen Diener heranbilden wollte, zusammen mit seinem eigenen Sohne Lorenz bei einem würdigen Geistlichen, einem tüchtigen Gelehrten, in derselben kleinen Seestadt, in der Georgs Eltern gestorben waren, auf eigne Kosten erziehen lassen. — Als der Jüngling in das Haus seiner Pflegeeltern zurückkehrte, nahm er zwar die Stelle eines Privatsecretairs bei Lord Vere an; aber seine ausgezeichneten Kenntnisse, und sein unberührtes Vermögen hatten ihn auch jede andere Laufbahn, mit gewisser Aussicht auf Erfolg, einzuschlagen berechtigt.

Von dem Augenblicke freilich, wo Georg in die Dienste des Lords trat, war er an diesen wunderlichen Mann, wie durch einen Zauberbann gefesselt. Keinem Menschen hätte auch ein strebsamer, talentvoller Jüngling williger Dienste geleistet, wie ihm, weil er bald einsehen mußte, daß er sich damit selbst den größten Dienst leistete.

Lord Vere ließ den jungen Mann an allen seinen vielen Entwürfen und Arbeiten den umfassendsten Antheil nehmen. Er selbst war kein zu verachtender Gelehrter, und in den Natur- und mathematischen Wissenschaften galt er allgemein für eine Autorität. Der unermüdliche Jüngling kannte bald keinen größeren Stolz, als Lord Vere bei seinen Arbeiten helfen zu können. Was aber das Beste war, und was der hochsinnige Georg mit Bewunderung erkannte: er hatte in Lord Vere einen Mann vor sich, dessen Denken mit seinem Handeln im vollkommendsten Einklang stand, einen Menschen, aus [illegible]

Holz geschnitten, wie sie das einfachere Alterthum häufiger erzeugte, und wie sie in der wechselvollen Temperatur unsers modernen Lebens nur spärlich gedeihen. —

Georg war schon draußen gewesen. Er hatte seinen Leuten Befehle für den Tag ertheilt, dem Knecht das Pferd zu satteln befohlen, und stand in seiner Stube zum Ausritt fertig, als ein wohlbekanntes Pochen an seiner Thür sich vernehmen ließ.

„Nur herein, Helene!“ sagte der junge Mann.

„Schon auf, Georg?“ sagte sie, den Kopf hereinsteckend, „schon auf und davon?“ fuhr sie eintretend fort. „Sie müssen besser geschlafen haben, wie ich. Ich hörte die Mutter die halbe Nacht ruhelos nebenan auf und abgehn; ich habe mich nicht geregt, aber geschlafen habe ich auch nicht.“

„Sie sehen blaß aus, armes Mädchen! Unser Ga[illegible] gestern Abend hat sie zu sehr angegriffen; der bleiche Mond und der kalte Nachthau schaden so frischen Blumen. Wo ist die Mutter?“

„Auf ihrem Zimmer, gehen Sie nicht zu ihr, sie will Niemand sehen.“

„Ich muß fort, Helene. Schaffen Sie die Mutter heiter; aber werden Sie es nur erst selbst! Sie wissen, ich kann Sie nicht traurig sehen.“

„Sind Sie zu Mittag wieder hier?“

„Ich weiß nicht. Ich habe heute viel zu thun; — ich muß mich tummeln — ich will sehen.“

„Reiten Sie auf's Schloß, Georg?“

„Auch das, liebe Helene.“

Der junge Mann saß auf, und ritt davon.

Georg hatte recht: er konnte Helene nicht traurig sehen, ohne es selbst zu werden. Sie war eine so frische, freie Natur;

ihr blaues Auge blickte so fröhlich in die Welt; ihr Lachen klang so silberhell; ja ihre Stimme hatte einen so frohen, heiteren Klang — das Wirbeln der Lerche, die in den blauen Aether aufsteigt, war nicht verlockender zum Frohsinn. Es hatte für Georg immer etwas unendlich Schmerzliches, wenn dieser helle Morgenhimmel einmal umwölkt war. Es kam ihm dann fast wie eine Sünde vor, froh zu sein; es war ihm, als wäre die Welt aus dem rechten Geleise.

Der Trübsinn der Mutter war ihm nicht halb so peinlich. Er ehrte ihren stillen Schmerz; sein, wie Helenens Sinnen war nur, wie sie die gute Mutter dem Leben wiedergewinnen könnten. Aber alle ihre herzlichen Bemühungen konnten ihr nichts als ein schmerzliches Lächeln entlocken. Sie litt es nicht, daß Georg und Helene an ihrem Kummer Theil nahmen.

„Euch steht die Welt offen," sagte sie „Ihr sollt fröhlich sein; ihr lernt den Schmerz noch früh genug. Laßt mich allein, ihr wißt nicht, was ich weiß." Sie sprach nie über den Tod ihres Gatten oder ihres Sohnes; sie wollte nicht, daß in ihrer Gegenwart davon gesprochen würde, aber man sah es nur allzu deutlich, daß sie nichts anderes beschäftigte, als der Gedanke daran, Tag und Nacht. — Ihr Trübsinn, dem sie sich oft auf ganze Tage so sehr überließ, daß selbst Georg und Helene ihre Einsamkeit nicht stören durften, hatte den jungen Mann öfters für ihren Verstand bange gemacht. Aber es beruhigte ihn dann wieder, wenn in anderen Zeiten die Mutter Wochen lang still und fleißig im Hause schaffte; wenn ihr Helene vorsungen und spielen durfte, wenn er von seinem Lord, und von seinen Reisen erzählen mußte; wenn sie die jungen Leute zu einem Spaziergang ermunterte, oder eine Arie zusammen einzuüben, und auf alle Weise ihr Glück befördern half.

Dazu kam, daß in der alten Frau die Eindrücke ihrer jungen Jahre wieder erwachten; daß sie in der Erinnerung wieder wandelte auf den weiten schottischen Heiden, wo sie ihre Kindheit verlebt hatte, daß die düsteren Sagen und der finstere Aberglaube ihrer Heimath wieder in ihr lebendig wurden; und die sonst so aufgeklärte und heitere Frau dem geheimnißvollen Schauer einer übernatürlichen Welt sich willig hingab und ihren Offenbarungen lauschte. Daraus erklärte sich Georg auch ihr seltsames Wesen am gestrigen Abende; aber wie sein klarer Sinn kein Verständniß hatte für diese düsteren Regionen, so beunruhigte es ihn wenig. — Er wußte selbst nicht, was ihn heute Morgen noch heiterer, wie gewöhnlich stimmte, als er die bekannten Pfade durch den duftigen Wald ritt. — Die rasche Bewegung, der Morgenwind, der mit den Zweigen spielte, und Thautropfen auf ihn niederregnen ließ, die Sonnenstrahlen, die durch das Laub zitterten und bunte Schatten auf seinen Weg streuten; — er athmete mit vollen Zügen die wonnige, kühle Waldesluft ein; — ihm war so wohl, so leicht; — es mußte ein Zauber im Walde sein! —

Er wollte nach einem Platz reiten, wo er heute eine neue Arbeit beginnen ließ, und eine Menge Leute ihn erwarteten, und er war erstaunt, als er plötzlich, weit von seinem Wege ab, auf der Wiese im Walde, auf derselben Stelle hielt, wo gestern Clara Vere ihr Pferd angehalten hatte. Er sah nach der Seite, von der sie gekommen; es war ihm, als müßten die Büsche sich wieder theilen, als müßte die schöne Dame wieder hervorreiten auf ihrem schwarzen, schäumenden Renner. Er mußte lachen über sein Träumen am hellen Tage — er ritt weiter zu den Arbeitern; dann zu anderen Stellen, die er hatte sehen wollen, aber er hielt sich nirgends lange auf; — er war so ungeduldig, von Lord Vere seine

Plane und Entwürfe gebilligt zu sehen, daß er schon viel früher, als er gedacht hatte, an der Stelle ankam, wo auf dieser Seite, der Kapelle gegenüber, der Weg von den Hügeln hinab nach Schloß Vere führte.

Es war noch so früh, daß er das schnaubende Pferd anhielt, um zu überlegen, ob er schon jetzt seinen Besuch machen könnte, und einige Zeit unentschlossen in das Thal hinabsah.

IV.

Es war ein prachtiger Anblick, das alte graue Schloß mit seinen Thurmen und Erkern, seinen Zinnen und Bogenfenstern, wie es, in Morgensonnenschein gebadet, zwischen den dunklen Tannen und schlanken Pappeln zu seinen Füßen lag.

An das im Quadrat gebaute, mächtige Hauptgebäude, das noch aus den Tagen der Königin Elisabeth stammte, lehnten sich zwei Flügel an, die, in neuerer Zeit unter dem prachtliebenden Vater des verstorbenen Lords in demselben Style weiter geführt, durch hellere, freundlichere Räume dem Sinn des modernen Bewohners mehr zusagten, der sich in der weiten Halle, den düstern, hohen Zimmern mit ihren steingeschnitzten Decken und tiefen Fensternischen, in den engen Corridoren und seltsam gewundenen Treppen des alten Gebäudes unbehaglich und gedrückt fühlte. Der verstorbene Lord dagegen hatte wieder das alte Haus bewohnt, und Georg dachte lebhaft an ihn, als sein Blick jetzt auf den Balcon fiel, der aus der Hinterfronte keck hervorsprang, und aus der die gewaltige Glasthur zu dem Bibliothekssaale mit [illegible] Ahnenbildern führte. Hier hatte er mit dem Verstorb[illegible]

manchen Sommerabend gesessen, wenn die Sonne hinter die Hügel sank!

Unmittelbar hinter dem Schlosse erstreckte sich ein großer Garten, den ein früherer Lord, welcher lange Zeit in Paris Gesandter gewesen war, im verschnörkeltsten, französischen Geschmacke angelegt hatte. Mit seinen geraden Gängen, seinen wunderlich verschnittenen Hecken, seinen hohen Taxuspyramiden, seinen Sphinxen und Floren und Apollos aus Sandstein, stach er seltsam genug von dem freien, natürlichen Schwung der übrigen Anlagen ab, die sich hinter ihm, das Thal hinauf, bis zu den waldbekränzten Hügeln erstreckten.

„Welchen Flügel wird Lord Vere bewohnen?“ dachte Georg, „und welches sind die Fenster zu Lady Vere's Zimmern?“ Er gab seinem Rosse die Sporen, und hielt bald auf dem großen Rasenplatze vor dem Haupteingange, in dem Schatten der alten Linden.

Hier, wie im ganzen Schlosse, herrschte ein geschäftiges Treiben. Eine Schaar von Handwerkern schwärmte durch die weiten Räume; Maurer, Zimmerleute, Tischler, Tapezierer thaten ihr Bestes, um das ehrwürdige Gebäude für den Augenblick so unwirthlich und düster zu machen, als möglich. Da war kein Zimmer, in dem nicht gehämmert, geklopft, gesägt und gekratzt wurde, keine Passage, die nicht mit Leitern und Gerüsten versperrt war; keine Treppe, die nicht nach frischer Oelfarbe roch. Aus einem der Keller pumpte man Ströme schwarzen Wassers, und oben auf der höchsten Zinne des Thurms saß ein Dachdecker und pfiff behaglich bei seiner Arbeit und schaute von Zeit zu Zeit vergnüglich von seinem erhabenen Standpunkte in die reiche Landschaft hinab, auf die sonnigen Wiesen und die schattigen Wälder.

Das hohe Portal, vor dem Georg hielt, war von einer

kleinen Burg von Wagen und Kasten und Kisten verbarrt. Leute kamen und gingen und riefen und sahen ihre von der Arbeit erhitzten Gesichter in den kostbaren Spiegeln, die sie die breiten Treppen hinauf in die Gesellschaftsräume trugen, und schleppten sich mit Mäntelen, die ihren Reiseanzug noch nicht abgelegt hatten, und wohin sie kamen, ließen sie eine Spur von Strohhalmen hinter sich.

Georg sah mit Vergnügen diesem bunten Schauspiele zu. Er hatte schon längst in dem Wirrwarr den kleinen, geschäftigen Lord Vere bemerkt, der in Person die Oberaufsicht führte, Jedem Befehle ertheilte, und Jedem im Wege stand, als dieser ihn endlich erblickte und eifrig zu sich winkte.

„Gut, daß Sie kommen, Herr Allen," sagte er, „haben Sie meinen Boten getroffen? Nicht? so früh schon herausgewesen? das ist brav' — Sie haben da Papiere, wie ich sehe," fuhr er mit einiger Unruhe fort „Rechnungen, Anschläge — lassen Sie's auf mein Zimmer legen, oder nehmen Sie's auch nur wieder mit! Sie kennen ja doch Alles seit so langer Zeit. — Ich habe diesen Augenblick die Hände so voll — Lady Vere — wenn ich nur den großen Schrank da anzubringen wußte — es ist ein Prachtstück — ich habe ihn selbst in Paris gekauft — ja, was ich sagen wollte — Lady Vere läßt Sie um einige Augenblicke ersuchen. Das thut nichts" — als Georg einen bedenklichen Blick auf seinen Anzug warf — „Sie weiß, daß Sie in Geschäften hier sind und zu keiner Gala-Visite. — Sie da — ich kann Ihren Namen nie behalten — melden Sie doch Lady Vere, daß Herr Allen jetzt hier sei! Sie erwartet Sie, glaube ich, in der Bibliothek. Ich hoffe, Sie hernach noch zu sehen, Herr Allen," und damit wandte Se. Herrlichkeit die ganze Aufmerksamkeit seines kleinen Geistes seinem großen Schranke wieder zu.

Georg sah lächelnd dem vielgeschäftigen, kleinen Herrn nach, der so verlegen vor ihm gestanden hatte, wie ein Dorfschulmeister vor seinem Pastor, wenn der die Schule revidirt. — Er ging die breite Treppe hinauf, den wohlbekannten Weg zum Bibliothekssaale.

War es die Erinnerung an seinen alten Freund und dessen Heiligthum, das er jetzt nach so langen Jahren zum ersten Male wieder betreten sollte, was sein Herz so ungestüm schlagen machte, als er jetzt einen Augenblick, ehe er eintrat, vor der hohen eichenen Thür stillstand?

Lady Vere trat ihm mit jenem vollendeten Anstande entgegen, der, weit entfernt, zu Vertraulichkeit irgend wie einzuladen, doch keine Befangenheit oder Unbehaglichkeit einer ersten Begegnung aufkommen läßt, und der den Fremden zwar nicht erwärmt, und sein Herz öffnet, aber ihn in jene kühle, ruhige Stimmung versetzt, in der der Mensch frei um sich schaut, besonnen spricht und handelt.

Lady Vere war eine jener schlanken Gestalten, deren vollkommenes Ebenmaß sie unter ihrer wahren Höhe erscheinen läßt. Ihre Hände und Arme waren von tadelloser Schönheit, und ihr Antlitz glich mit der geraden Stirn, der feinen Nase mit den beweglichen Flügeln, dem kleinen Mund mit den leisaufgeschlagenen Lippen, die den Eindruck machen, als müßten sie sich jeden Augenblick zu einem geistreichen Worte vollends öffnen, mit dem runden, wohlgeformten Kinn, in seiner gewöhnlichen Blässe wesentlich dem einer griechischen Statue; aber die großen, dunklen Augen mit ihrem tiefen, [illegible] Licht erinnerten an die sonnigen Köpfe der italienischen und spanischen Maler.

„Sie sehen, Herr Allen," sagte sie mit einer [illegible] Verbeugung, „daß ich begierig bin, unsere [illegible]

schaft von gestern Abend zu meinem Vortheil auszubeuten. Von allen Räumen des Schlosses ist der kostbarste und mir liebste, dieser schöne Saal, fast am meisten verwahrlost. Ich denke der Einsamkeit und Langeweile hier am besten entfliehen zu können; aber sehen Sie selbst, welches Chaos! Ich möchte gern zwischen den Büsten und Bildern und Büchern Ordnung schaffen; aber ich fühle zu wohl, daß ich allein nicht dazu im Stande bin. Rathen und helfen Sie mir, Herr Allen, der Sie ein so vortrefflicher Gelehrter und feiner Kunstkenner sind, und sein Sie meines besten Dankes versichert."

Georg sah mit Schmerz, wie wüst und unwirthlich jetzt der liebe Saal, in den er nie mit anderen Gefühlen getreten war, als mit denen der Gläubige in den Tempel tritt, aussah. Die Bücher standen bunt durch einander in den Schränken; keine Büste war auf der rechten Stelle, und auf einem Tisch hatte sich eine auserlesene Schaar von Denkern und Dichtern der verschiedensten Zeitalter ein Rendez-vous gegeben. — Die Stuckatur von der hohen Decke war an einzelnen Stellen herabgefallen und hatte die schwere Platte des eichenen Tisches, an dem Georg so oft mit Lord Vere zusammen gearbeitet hatte, zertrümmert. Georg brannte vor Begierde, diese Entweihung zu sühnen; er war Lady Vere dankbar, daß sie fühlte, wie er.

„Ich danke Ihnen, Mylady, für Ihr Vertrauen," sagte er; „Ich fürchte nur, daß Sie meine bescheidenen Kräfte überschätzen. doch ist hier guter Wille nöthiger, als Kenntnisse, und wahrlich, an meinem guten Willen soll es nicht fehlen."

Als der junge Mann, den Urheber dieses Frevels heimlich verwünschend, sich zu den wohlbekannten Bücherreihen wandte, ahnte er nicht, daß Lady Vere selbst die Urheberin eines nicht kleinen Theils dieser Verwirrung war. Es hat ja

Jeder seine unschuldigen Mittel, seine Pläne in's Werk zu richten; und Lady Clara Vere de Vere's Pläne, und sie hatte deren immer einen, oder auch mehrere auf ein Mal, wie Laune und Langeweile es gerade mit sich brachten, waren schnell gefaßt und mit erfinderischem Kopfe ausgeführt.

„Sehen Sie diese Sammlung deutscher Classiker, Herr Allen," sagte sie, „wie schade, daß meine Sprachkenntnisse nicht weit über das Französische und Italienische hinausreichen. Ich versuchte vorhin, diese Göthe'sche Ballade zu lesen: ich konnte nicht über den ersten Vers fortkommen und legte das Buch verdrießlich weg. — Sie sind ja in Deutschland gewesen, Herr Allen! haben Sie die herrliche Sprache nicht erlernt, die mich immer durch ihren tiefen, vollen Klang wunderbar angezogen, aber auch durch ihre Herbheit und Sprödigkeit zurückgeschreckt hat?"

Georg nahm das Buch. Es war ein's seiner liebsten Lieder, der herrliche Gesang Mignons, in dem Göthe seiner schwärmerischen Sehnsucht nach Italien einen so unendlich rührenden Ausdruck gegeben hat. Er übersetzte das Gedicht leicht und gewandt, wie man eben Gedichte einer fremden Sprache in die eigne aus dem Stegreif übertragen kann; und dann, um das arme, zerpflückte Lied wieder zu Ehren zu bringen, las er es ihr im Original vor. Georg las gern, vielleicht weil er wußte, daß er gut las; er war so in seinen Vortrag vertieft, daß er den vielsagenden Blick nicht merkte, mit dem Lady Vere in das Gesicht des Lesers schaute.

„Ich fürchte, Ihre Güte zu mißbrauchen, Herr Allen," sagte sie, „aber Sie wissen, man muß seine Kenntnisse und Talente geheim halten, oder gewärtig sein, daß die Menschen sie als gute Beute betrachten, auf die Jeder Ansprüche zu haben glaubt. Es ist fast grausam, wenn ich Sie bitte, mich als

Schülerin im Deutschen annehmen zu wollen, weil ich zum Voraus weiß, daß Sie einer Dame nicht leicht eine Bitte abschlagen, auch wenn es Ihnen beschwerlich ist, sie zu erfüllen."

„Wenn ich in Ihnen eine so nachsichtige Schülerin finde, wie in Helene Locksley," erwiederte lächelnd Georg, „an mir soll es nicht fehlen. Das Geschäft des Lehrers ist so leicht, wo er gern lehrt." — Georg sagte die letzten Worte, indem er an seine liebe Helene und das freundliche Zimmer im Försterhause dachte. — Er fühlte mit einiger Verwirrung, daß sie sich eben so gut auf Lady Vere beziehen ließen: — und Lady Vere sie kaum anders verstehen konnte. Das war ihm nicht lieb. Er hatte, wie jeder gerade Mann, einen Abscheu vor allen leeren Komplimenten: auch nur in den Verdacht zu gerathen, schmeicheln zu wollen, war ihm ein Gräuel. Er nahm sich vor, behutsamer zu sein.

„Ich fürchte, hinter Ihrer anderen Schülerin weit zurückzubleiben," sagte Lady Vere. „Fräulein Helene ist ein sehr begabtes Mädchen, deren Talente mir, wie ich mich jetzt sehr wohl erinnere, schon damals auffielen, obgleich sie mehrere Jahre jünger ist, wie ich. Sagen Sie, Herr Allen, — Helenens Bild ist mir nicht mehr ganz deutlich — gleicht sie nicht dieser schönen, blonden Dame, die sich hier in dieser Reihe dunkelhaariger Vere's ausnimmt, wie eine Lilie unter rothen Rosen? Und wer ist diese Dame, Herr Allen? Sie müssen es wissen, der Sie mit dem verstorbenen Lord so vertraut waren? Das Bild ist vor ihm nicht hier gewesen, wie mich die alte Haushälterin entschieden versichert."

Das Bild, vor dem jetzt die Beiden standen, war das eines jungen Mädchens, dessen unschuldig kindliches Gesicht fast zu ideal war, um Portrait zu sein. Daß das Bild al sei, zeigte nicht nur das Kostüm und die Art, wie die schönen

blonden Haare nach der Mode des vorigen Jahrhunderts seltsam, aber gefällig nach allen Seiten zu einer hohen Frisur, die oben in eine Haarschleife endete, aufgekämmt waren; — sondern auch das bräunliche tiefe Colorit, das alten Oelgemälden eigen zu sein pflegt. Georgs Augen hatten das liebe Bild und das ernste Gesicht seines Herrn und Meisters, dem es gegenüber hing, gleich bei seinem Eintritt gesucht und begrüßt. Er sah Lord Vere wieder in Gedanken versunken vor diesem Bilde stehen; er wußte, daß es seine ganze Liebe gehabt hatte; er ahnte, daß es in sein Leben auf irgend eine Weise, wie? wußte er nicht, verflochten war. Er hielt es nicht für nöthig, Lady Vere von diesen Einzelnheiten zu unterrichten, und begnügte sich, zu sagen: „Das Bild gleicht Fräulein Lockley nur darin, daß es blond ist, wie sie. Lord Vere sagte, es sei eine Vere; er hat es, glaube ich, auf einer Auction zufällig aufgefunden, und freute sich, es dieser Sammlung einreihen zu können."

„Der verstorbene Lord war sonst nicht eben sehr für die Familie eingenommen," bemerkte Lady Vere. „Er hatte, glaube ich, überhaupt wenig Familiensinn. Meinen Sie nicht auch, Herr Allen?"

„Lord Vere hatte Sinn für Alles," antwortete Georg ernst, „er betrachtete die Menschheit wie eine große Familie."

Die Antwort schien Lady Vere wenig zu gefallen; ihr dunkles Auge wurde noch um einen Schatten dunkler — aber nur für einen Augenblick.

„Das wäre in der That eine recht große Familie," sagte sie lächelnd „und ich fürchte, Herr Allen, es möchte uns damit ergehen, wie dem würdigen Pfarrer von Wakefield mit seinen beschwerlichen Verwandten."

„Und doch ließ derselbe Pfarrer diese beschwerlichen Ver-

wandten mit an seinem Tische essen; seine gute Frau behauptete immer, sie seien dasselbe Fleisch und Blut.

„Waren sie deßhalb weniger beschwerlich, Herr Allen?"

„Ja, Mylady, uns selbst verzeihen wir viel: — betrachten wir Andere wie uns selbst, und lassen wir ihnen dieselbe Gunst widerfahren."

Das Gespräch gerieth hier ein wenig in's Stocken. Die Redenden befanden sich augenscheinlich auf etwas unsicherem Boden: sie fanden sich bald wieder auf dem neutralen Gebiete der Kunst und der Wissenschaft, als Georg jetzt anfing, die Bücher zu ordnen, und die Büsten auf ihre rechten Plätze zu stellen. Der junge Mann hatte auf seinen Reisen viel gesehen und mit kunstsinnigem Auge. In seinem treuen Gedächtnisse lebten die herrlichen Gestalten der Antike, die Meisterwerke der Italiener und Spanier, wie die Eindrücke des gemeinen Lebens in Anderen. Er sprach mit Begeisterung von der Kunst; aber mit der tiefsinnigen Begeisterung eines Poeten. Lady Vere hatte weniger gesehen, aber das Wenige nicht weniger gut. Sie, die selbst wie eine schöne Statue war, wie eine Schöpfung des griechischen Meißels, sie hätte sich selbst nicht vollenden müssen, wenn sie kein Verständniß gehabt hätte, für das Schöne. Und Lady Vere kannte die Macht ihrer Reize sehr gut, und hätte von sich selbst, wenn sie gewollt hätte, eine eben so geistreiche Kunstkritik geben können, als sie Georg eben eine von einem berühmten Gemälde gab, das sie Beide in Paris gesehen hatten.

Georg war so in das Gespräch vertieft, daß er nur mit Bedauern abbrach, als ihn ein Diener zu Lord Vere rief, und er war einigermaßen erstaunt, als er draußen fand, daß diese kurze Unterredung mit Lady Vere doch nicht weniger als zwei Stunden gewährt hatte.

Er hatte ihr versprochen, noch an diesem Nachmittage herüber zu galloppiren und die Bibliothek vollends in Ordnung zu bringen: jedenfalls aber morgen mit den deutschen Lectionen den Anfang zu machen. —

Georg traf Lord Vere in seinem Arbeitszimmer über einem frugalen Frühstück, an dem er Theil nehmen mußte, so sehr es ihn auch jetzt nach der Unterredung mit Lady Vere aus dem Schlosse drängte. Der Lord sprach abwechselnd mit Georg über Verwaltungsangelegenheiten, die ihn wenig, und mit einer großen Thibetkatze, deren Spiele ihn sehr zu interessiren schienen. Georg fand in ihm einen jener kleinlich denkenden Menschen, die für große Unternehmungen und kühnes Zugreifen kein Herz haben, weil es ihnen an Verstand fehlt, die Sache zu überschauen: die durch das Leben gehen mit der Sicherheit Eines, der sich eine unbekannte Treppe im Dunkeln hinunterfühlt, und mit ihrem Lob eben so zurückhaltend sind, wie mit ihrem Tadel, weil sie nie wissen, ob das, was sie sagen möchten, etwas Dummes oder etwas Gescheites sein würde. Es beruhigte Georg wenig, daß Lord Vere scheinbar ihm durchaus freie Hand in allen Angelegenheiten ließ. Er wußte, daß dergleichen Menschen für den Augenblick Alles zugeben und Alles versprechen, um hernach wieder Alles zurückzunehmen und Nichts zu halten. Sie sind immer vollkommen der Ansicht ihres Gegners: nicht, weil sie dessen Gründe überzeugt haben, sondern weil sie nicht gern eingestehen möchten, daß ihnen die ganze Angelegenheit vollkommen unklar geblieben ist. Hinterher thun sie doch, was sie wollen. Ob die Menschen gar nicht anfangen zu denken, oder die Sache nach allen Seiten durchdacht haben, kommt in dieser Beziehung auf eins hinaus, und ein Ch[illegible] Engein kann nicht bestimmter und fester in seinem Wo[illegible] als eine Schaar dummer Bauern. — Nach manch[illegible]

lichen Ansehen hatte Lord Vere endlich den Muth, Georg zu bitten, ihn außerdem bei einigen anderen Angelegenheiten zu unterstützen; besonders gleich bei einem Handel, den er mit einem seiner Pachter hatte, und den er seinem Rathgeber so verwirrt vortrug, daß dieser sich lächelnd die Papiere ausbat, um selbst nachsehen zu können, und sich einigermaßen wunderte, wie Lord Vere nie mit seiner Tochter „über dergleichen Angelegenheiten" sprechen könnte, da ihm offenbar jede Geschäftssache ein unergründliches Mysterium war, über das er sich nur zu gern bei Andern Aufschluß holte. —

Lord Vere, aus einer Seitenlinie des Hauses, und mit dem verstorbenen Lord nur entfernt verwandt, besaß von Hause aus gar kein Vermögen. Sein großmüthiger Verwandter hatte ihm ein bedeutendes Jahrgeld ausgesetzt; denn, wie er zu Georg scherzend sagte, „verdienen kann sich der arme Mann nichts, und Noth leiden soll er nicht." Er hatte sich nach der Abreise seines Vorgängers fast ein Jahr lang auf Schloß Vere mit seiner Tochter aufgehalten, und war ihr dann nach Paris gefolgt, als eine vornehme Verwandte seiner Frau — die Frau selbst war schon längst todt — die junge Dame bei sich zu haben, und sie mit der besten Gesellschaft und dem besten Theater der Welt bekannt zu machen wünschte. Als ihm nun nach dem Tode des alten Lords die glänzende Erbschaft zufiel, fühlte er sich in dieser hohen Stellung äußerst unbehaglich, und sein einziger Trost war die schöne, kluge Tochter, deren Talente und Kenntnisse ihm unfaßbar und unheimlich waren, und die so ganz für die hohe Region geboren schien, in der ihm das Athmen so schwer wurde.

Was das Benehmen des Lord Vere gerade Georg gegenüber noch unsicherer machte, war der Gedanke an das beklagenswerthe Ereigniß von des alten Locksley's Tod, an dem der

kleine alte Herr freilich unschuldig genug war, von dem er aber immer fürchtete, es könne ihm zur Last gelegt werden, daß er nun fast selbst glaubte, er habe wirklich den alten Jäger erschossen. Dieser Gedanke war ihm um so unerträglicher, als er über eine Raupe, die in seinem Wege kroch, vorsichtig wegschritt, um sie nicht zu zertreten, und mit einer Spinne einmal vier Wochen lang sein Zimmer getheilt hatte, weil er nicht wußte, wie er das ekelhafte, und ihm äußerst verhaßte Thier, vertreiben könnte, ohne es zu schädigen.

Er spielte auch im Laufe des Gesprächs mehr wie einmal auf die fatale Geschichte an, und fühlte sich außerordentlich erleichtert, als ihm der gutmüthige Georg zu beweisen suchte, er selbst hätte vom Libanon aus eben so gut seinen Pflegevater erschießen können, als Lord Vere von dem Baume aus, an dem er während des Treibens gestanden hatte. —

„Und dieser Mann" dachte Georg, als er durch die große Allee nach Hause galoppirte, „ist meines Lords Nachfolger und der Vater Lady Vere's!" Er war seelenfroh, daß er noch so leichten Kaufs von dem eigensinnigen alten Herrn losgekommen war, und daß er für den Augenblick keine Hemmungen in seinen Plänen zu fürchten hatte. Die Vermehrung seiner Arbeiten kümmerte ihn wenig. Der junge Mann war glücklich, wenn er Andere unterstützen konnte; er lud unbedenklich Lasten, unter denen er den schwächeren Gefährten wanken sah, auf die eigene Schulter, weil er die Kraft in sich fühlte, sie mit Leichtigkeit tragen zu können. In seinem hellen Kopfe tummelten sich tausend Gedanken munter durcheinander.

Er wollte Lady Vere für seine Pläne interessiren; sie mußte darauf eingehen, sie mit ihrem glänzenden Verstande; jetzt wollte er die Sache noch in größerem Maßstabe betreiben. Und dann dachte er an die Bibliothek und an seinen Lord

und an das schöne Portrait, und das schöne lebende Wesen mit den großen dunklen Augen, und an seine liebe Helene und ihr helles Lachen; und er gab seinem Pferde die Sporen, und sprengte dahin, daß die alten Eichen verwundert die Köpfe schüttelten, und sich ihre Bemerkungen mittheilten, als er vorüberflog.

V.

Es war schon Nachmittag, als Georg am Försterhause ankam. Helene hatte mit dem Essen auf ihn gewartet, die Mutter das Zimmer noch nicht verlassen.

„Wissen Sie, Georg", sagte das junge Mädchen, „daß es gerade heute sehr wichtig war, ob Sie zu Mittag zu Haus waren, oder nicht?"

„Nein, Helene, weßhalb das? hat sich etwas ereignet?"

„Ich habe davon Ihre Zukunft abhängig gemacht; ich kann Ihnen jetzt Ihr Schicksal prophezeien.

„Und das wäre?"

„Haben Sie Lady Vere gesehen?" fragte Helene als Antwort.

„Ja! was hat Lady Vere mit meinem Schicksal zu schaffen?"

„Mehr, als Sie glauben!" sagte Helene.

„Können sie auch daraus wahrsagen, Sie liebe Zigeunerin mit den blauen Augen, daß ich Lady Vere Deutsch lehren soll?"

„O! Lady Vere! Sie werden Lady Vere noch Manches lehren, und noch Manches von ihr lernen!"

„Was denn zum Beispiel, liebe Helene?"

„Was weiß ich!" sagte Helene, fast weinend.

Es war ein wunderliches Verhältniß zwischen den Beiden. Sie war sein Liebling gewesen von jeher. Er hatte ihr seit der Zeit, als ihn der Pflegevater zum ersten Mal mit

auf die Jagd nahm, und damals war er gerade dreizehn Jahre alt, mit jener Zärtlichkeit gehuldigt, die jeder großherzige Knabe, ehe eine andere Liebe in ihm erwacht, einer jüngeren, reizenden Schwester weiht, und die in ihrer Leidenschaftlichkeit, ihrem Ungestüm, ihrer Eifersucht, ihrer Ritterlichkeit etwas unendlich Rührendes hat. Helene zu lieben, mit ihr Alles zu theilen, ihr Alles zuzutragen, von dem Vogel, den er im Walde gefangen, bis zu einem schönen Gedichte, das er gelesen, war ihm so natürlich, wie zu athmen; und er hatte sich niemals über die Natur seiner Liebe zu dem holden Mädchen Rechenschaft gegeben, wie der Mensch, der voll athmet, und dem das Herz muthig schlägt, nicht weiter über die Beschaffenheit und Lage seiner Lunge und seines Herzens nachdenkt. Als er von seiner Reise zurückkehrte, war es ihm wenig aufgefallen, daß ihm das wilde Mädchen von vierzehn Jahren zur reizenden Jungfrau entfaltet entgegentrat. Hatte sich doch in allen alten Verhältnissen so viel Neues eingefunden; war doch seine ganze Stellung so ganz verändert! Er glaubte noch mit Helene auf dem alten Fuße zu stehen; er fand es so natürlich, daß sie ihm bei seiner Ankunft nicht entgegen gesprungen war, und ihn geküßt und geherzt hatte, wie sie es sonst gethan, wenn er aus den Ferien nach Hause kam; und als sie eines Abends das vertrauliche „Du" feierlich in das förmlichere „Sie" verwandelten, dachte er wohl nicht, daß sich ein gut Theil Ernst in den Scherz mischte. — Waren sie doch Beide so viel älter und verständiger geworden! Er glaubte, wenn er ja einmal über das Verhältniß nachdachte, daß alle Brüder auf der Welt so gegen ihre Schwestern seien, wie er gegen Helene, und alle Schwestern gegen ihre Brüder, wie Helene gegen ihn; und nur ein einziges Mal, als Helene die alte Mutter zärtlich umarmte, war ihm der

Gedanke durch den Sinn gefahren, daß der Kuß jenes ersten Abends für nun fast ein volles Jahr der erste und letzte gewesen sei. Aber liebten sie sich denn nicht wie Geschwister? und war ihre Freundschaft nicht dieselbe, ob mit, ob ohne Austausch von Zärtlichkeiten? —

Freundschaft! Geschwisterliebe! diese reizenden Mährchen, die sich Personen verschiedenen Geschlechts, die nicht Bruder und Schwester sind, nur zu gern einander erzählen, und an die sie so ehrbar glauben, wie die Kinder an die goldene Krone, mit der der König zu Bette geht, und an die drei eisernen Reifen, die der treue Heinrich um sein Herz gelegt hatte.

Glaubte Helene auch an die eisernen Reifen?

Ach! der eine war wohl schon gesprungen, als Georg, von der südlichen Sonne gebräunt, ein Mann, zurückgekehrt war von der Reise, zu der er als schlanker Jüngling ausgefahren; als er sie in seinem Arm gehalten und freundlich und forschend mit seinem treuen Auge, das so viel fester und ernster blickte, ihr in's Aug' gesehen; und heute Morgen, als sie, in der Ungeduld über sein langes Ausbleiben, ein Buch aus seiner Stube holen wollte, und, ohne eine Zeile zu lesen, lange Zeit in seinem Arbeitssessel geträumt hatte, und an Lady Vere gedacht hatte, und sein aufgeregtes Wesen von gestern Abend; — da war mit dem tiefen Seufzer auch wohl der zweite Reifen gesprungen, und das Herz schlug höher, wenn auch nicht leichter.

Das Weib ist in solchen Angelegenheiten unendlich feinfühlender, als der zartfühlendste Mann. — Jedes Genie ist ja bekanntlich ein geborner Kunstrichter, und jedes Weib ein Genie, wo es liebt, und eine geborne Richterin in der Liebe, und Aphrodite und die Musen sind sich von jeher freundlich begegnet.

Die Mysterien der Liebe und die der Kunst erklären sich oft gegenseitig, und die Kunst ist der geheimnißvolle Tempel, zu dem die Liebe die Vorhalle ist. Nur der Eingeweihte tritt in das Allerheiligste; nur ihm löst sich das große Weltengeheimniß ganz, das dem Betenden in der Vorhalle in dunklen Träumen und räthselhaften Bildern dämmernd und nur auf Augenblicke theilweise sich offenbart. Aber nur die Vorhalle führt in den Tempel, und der Künstler ist erst der rechte Künstler, wenn er durch das heilige Feuer der Liebe geläutert ist, und dem gewöhnlichsten Sterblichen, wenn er liebt, zeigen sich wundervolle Gesichte, und er fühlt sich dem Allerheiligsten näher.

Und Helene Lockslen war kein gewöhnlicher Geist, ob sie gleich weniger gut zu sprechen wußte, wie Lady Vere, und wohl gar ganz still war, gerade, wenn sie am lebhaftesten und tiefsten fühlte. Sie hatte mit Georg gelernt, und Georg mit ihr. Er hatte ihr nach und nach fast Alles mitgetheilt, was die Freude seiner Seele und das Mark seines innersten Lebens war. Helene verdankte ihm viel, und glaubte ihm Alles zu verdanken. Sie war seine liebe, gelehrige Schülerin; er war stolz, sie zu lehren; sie war stolz darauf, von ihm zu lernen; und sie merkte in ihrer Bescheidenheit nicht, daß die Schülerin oft den Lehrer lehrte. Er war ihr starker Hort, an den sie sich schmiegte, wie die Rebe an den Ulmbaum.

Ihr Vertrauen zu ihm war grenzenlos: sie hätte ihm geglaubt, wenn auch nach einigem Bedenken, daß die Mohren weiß seien, wenn er es sie ernstlich versichert hätte, und sie wäre an seiner Seite unbedenklich in jede Gefahr gegangen, und hätte sich sicher geträumt, wie das Kind an der Mutterbrust.

Wie ganz anders war dies Verhältniß zu dem Starken,

Kühnen, als das zu ihrem träumerischen, geliebten Bruder gewesen war! Hier war ihr ein Maßstab gegeben für das Gefühl, das sie für Georg hatte. Es war nicht blos, daß es stärker war, — nein — nein — das Gefühl selbst war ein anderes, tiefer, geheimnißvoller.

Wußte Helene, daß sie Georg liebte? das nun gerade nicht; vielleicht ahnte sie es nur erst. Noch hielt der dritte Reif um ihr Herz.

War sie eifersüchtig auf Lady Vere? Was wußte sie denn von Lady Vere? was hatte er ihr denn von ihr gesagt? O, so wenig! aber die Augen der Liebe sehen so scharf! und es wollte ihr nicht gefallen, daß sie mit Lady Vere Georg's Unterricht theilen sollte — es war ihr nie in den Sinn gekommen, daß so etwas überhaupt auch nur möglich sei.

Und Georg? warum war er heute gegen Helene aufmerksamer und liebevoller, wie je? warum sah er so forschend in ihr liebes Gesicht, das heute so nachdenklich war? und warum fiel es ihm heute zum ersten Male auf, daß in ihrem warmen, sonnigen Teint einige Sommersprossen sich zeigten? warum war ihm ihr Auge nie so wundervoll blau vorgekommen? O! Helene hatte Recht: Georg würde noch viel lernen von Clara Vere.

VI.

Auf Schloß Vere war nun Alles in das rechte Geleis gekommen. Die Pferde hatten sich an die neuen Krippen gewöhnt, die Bedienten und Mägde verliefen sich nicht mehr so oft in den langen Corridoren; Lady Vere's Kammermädchen konnte schon Abends ohne Grauen die Bibliothek betreten; der große Rasenplatz war von dem Stroh gesäubert; der

große Schrank war glücklich in das Studirzimmer des Lords geschafft; Maurer und Zimmerleute, Maler und Tapezirer waren verschwunden; die Lindenhecken und Taxuspyramiden in dem französischen Garten waren frisch verschnitten; die Sphinxe und Sandsteingötter hatten ein Bad genommen, oder sich gar einen neuen Anstrich müssen gefallen lassen, und schienen wie weiße Gespenster durch das Dunkel; Lord Vere erging sich auf den geraden, kiesbestreuten Wegen, und dachte darüber nach, ob er die prachtvolle runde Krone einer riesigen Linde nicht noch nachträglich zu einer colossalen Pyramide verschneiden könnte; — und Lady Vere, die die Zimmer der letzten Lady Vere, der Mutter des verstorbenen Lords, bezogen hatte, dehnte sich in den ungeheuren, mit abenteuerlichen Stickereien bezogenen Sesseln, und betrachtete gähnend den bunten Papagei des Fußschemels, auf dem ihr schmaler Fuß ruhte. — Ach! was das einschläfernd war, dieses ewige Blühen und Duften, dieses rastlose Singen der Vögel, dieses Summen und Schwirren der Insecten, dieser ewig blaue Himmel, dieser ewige Sonnenschein! Diese Welt war Lady Vere's nicht werth! und noch vier Wochen, bis sich das Haus mit Gästen füllte! Was ist eine Herrscherin ohne Unterthanen? und verlohnte es sich der Mühe, über diese Menschen zu herrschen? Was war es ihr, daß die Diener leiser auftraten, wenn sie an ihren Zimmern vorbeikamen? daß das Lachen aufhörte und der Scherz verstummte und die Leute in scheuer Ehrfurcht zu der blassen, prächtigen Dame aufsahen, wenn sie an einer Gruppe Arbeiter im Park vorüberschritt? daß der alte Lord wunderbar feierlich und gesetzt während der langweiligen Mahlzeiten an ihrer Seite saß, während sie doch wußte, daß er hinter ihrem Rücken sich an harmlosen Scherzen mit seinem Kellermeister, ja den Bedienten schadlos hielt, die er im Ent-

schuldigung bat, wenn er sie einmal bemühen mußte? Was waren ihr die Huldigungen, die ihr der kleine, gelehrte Pastor weihte, dem zu einem vollendeten Höfling weniger der gute Wille, als die gute Schule fehlte, die er in seinem kleinen Dorfe freilich nicht hatte durchmachen können? was war es ihr, daß er Mylady's Sprachkenntnisse bewunderte, Mylady's feinen Geschmack lobte — was bewunderte und lobte er auch nicht an der reichen Erbin? Sie hätte häßlich sein können, wie die Sünde, oder dumm, wie Sr. Ehrwürden Gemahlin, die sich diesen Vorwurf und den schlimmeren der Armuth oft genug mußte gefallen lassen — er würde sie in Demuth angebetet haben.

Nur sie gab es nur einen lichten Punkt in der ganzen Landschaft, der es werth war, daß ihre stolzen Wimpern sich vor ihm hoben, daß ihre schönen Augen mit Wohlgefallen auf ihm ruhten — es war der einzige, und sie schätzte ihn demgemäß: die Kostbarkeit der Dinge steigt mit ihrer Seltenheit. Es war nur eine Aushülfe, die ihr der Stunden Einerlei erträglich machen sollte; aber vier Wochen sind so lang — und schießt ja doch auch der Jäger eine nichtsnutzige Krähe, aus Verzweiflung, daß die Hühner nicht halten wollen!

Es war nur eine schlechte, niedrige Jagd, aber es war doch Jagd; und wenn das Wild es auch nicht werth war, daß man es erlegte, so war es doch immerhin ganz unterhaltend, daß es schwer zu erlegen war, und durchaus nicht, wie es doch einem so dummen Vogel zugekommen wäre, ohne Weiteres in das Garn fliegen wollte, — so schwer, daß Diana zuletzt ganz eifrig wurde, als ihr silberner Bogen Pfeil auf Pfeil vergeblich verschoß, und fast vergaß, wie sich das für eine Göttin, die sie doch war, eigentlich gar nicht zieme. Aber die mächtigste Göttin ist auch nur ein Weib-

digtes Weib, wenn es Jemand einfällt, ihrer Macht zu widerstehen.

Die Bibliothek war wieder in den alten Stand gebracht; die Bände standen nach der Ordnung in den Schränken von Ebenholz; die Büsten hatten ihre rechte Stelle wiedergefunden; die Treppe, welche zu der kleinen Gallerie, die wohl ursprünglich für die Spielleute bestimmt war, hinaufführte, war, wie die Gallerie selbst, und die Säulen, die sie trugen, mit Epheu und anderen Schlinggewächsen zierlich umrankt; Lady Vere hatte die Wand durchbrechen lassen, so daß sie jetzt aus ihren Zimmern, ohne bemerkt zu werden, über einige Corridore, durch eine kleine Thür auf die Gallerie, und so in die Bibliothek gelangen konnte; der Balcon, der über dem Garten hing, war zu einem kleinen Gewächshause umgeschaffen, und Lady Vere saß des Abends unter blühenden Sträuchen, und wunderte sich, wie die Sonne es nicht müde werde, immer über ein und dieselbe Landschaft ihren zauberischen Schimmer auszugießen.

Die deutschen Stunden hatten ihren Anfang genommen, und es war erstaunlich, welche Fortschritte Lady Vere machte. Helene, die doch wahrhaftig leicht genug faßte, war kaum in einem Vierteljahre so weit gekommen, als Lady Vere in acht Tagen.

„So so, Sie geben Lady Vere Unterricht im Deutschen, Herr Allen," sagte Lord Vere, „das ist recht! — eine sehr schwere Sprache, sehr schwer! — wie lange Zeit braucht man wohl, um eine Sprache zu lernen, Herr Allen? Lady Vere's Unterricht im Deutschen hat schon manche Guinee gekostet! die gelehrtesten Professoren, sage ich Ihnen, — sehr berühmte Leute — und sehr theuer!"

„Ich kann stolz sein," sagte Georg lachend zu seiner talentvollen Schülerin, als sie sich in der Bibliothek das nächste

Mal wieder gegenübersaßen, „daß Sie, nachdem solche strahlenden Lichter der Wissenschaft Ihnen vorgeleuchtet, noch mir armen Irrlicht folgen mögen."

„Ja," sagte Lady Vere ruhig, — „ich wußte schon Manches, aber Alles wüst und bunt durcheinander. Mußten doch in dem Chaos schon die Elemente liegen, ehe sie das Wort des Schöpfers zu organischen Gebilden band."

„So hätte ich für die deutsche Welt, in der Sie sich jetzt schon so heimisch fühlen, das „Werde" ausgesprochen?"

„Ich weiß nicht, ob Ihr Unterricht methodischer ist; aber das weiß ich, daß es sich bei Ihnen besser lernt. Wenn Sie mir ein Gedicht lesen, verstehe ich es auf der Stelle, es mochte mir vorher noch so dunkel sein."

„Guter Georg! merkst Du denn die Fäden des Netzes nicht, das man über Dich ausspannt? aber die Götter haben gar wunderbare Gewebe, sie sind unzerreißbar, aber man sieht sie nicht. Lady Vere war in der kühlen Ruhe ihrer Leidenschaftlichkeit einem wohlgeschulten Fechter zu vergleichen. Glaubt ihr, er brenne nicht vor Begierde, den Gegner zu besiegen, weil er nicht außer Athem kommt, weil er Tact hält und Maß, weil er die Sonne wohl beachtet? Glaubt ihr, daß seine Hiebe weniger gut gezielt sind, weil sie weniger rasseln? und daß sie nicht treffen, weil sie nicht mit Ungestüm geführt werden?

Lady Vere konnte eine Schmeichelei sagen mit der Würde einer Königin, die ihren treuen Vasallen lobt; und das stumpfste, gleichgültigste Wort zum haarscharfen, gefiederten Pfeil umschaffen, wenn sie es mit einem ihrer wunderbaren Blicke begleitete.

Es war fast unmöglich, von dieser beredten Sprache nicht ergriffen zu werden, wie von dem Wohllaut der Chöre

in den griechischen Tragödien, deren Sinn auch der zu ahnen glaubt, der die Worte nicht versteht. Georg konnte sich nicht satt sehen an diesen Augen. Wenn sie in einem Gespräche über Kunst und Poesie so wunderbar aufflammten; wenn dann ein leises Roth über dies bleiche Gesicht spielte, wie das matte Frührothlicht eines Januarmorgens über ein Schneegefilde — er glaubte die Muse vor sich zu sehen, die Homer anruft im Beginn seiner unsterblichen Lieder, bald das liebliche Mädchen, das die Heimkehr des Odysseus erzählt, bald das leidenschaftliche Weib, das den Zorn des Peliden singt.

Durfte Georg eitel sein? galt ihm dieser Blick? öffneten sich nur für ihn diese beredten Lippen? hatte er einen Theil an dem erregteren Ton dieser tiefen, weichen Stimme, in deren geheimnißvollen Klang er sich Stunden lang in der Erinnerung versenken konnte? Nichts berechtigte ihn zu einer Annahme, die seinem unbefangenen Wesen, dem sehr wenig von eitler Selbstgefälligkeit innewohnte, auch so schon fern genug lag. Lady Vere blieb in jedem Augenblicke die große, feine Dame; und wenn auch nur ihm gegenüber dieses Marmorbild Leben bekam, so war es ja doch nur eine Gunst des Zufalls, daß gerade er Zeuge sein durfte ihrer reinen Begeisterung, daß er sich einen Zutritt erworben hatte zu dem Heiligthume, wo die schöne Begeisterte betete, dem Tempel der Kunst! Nein, er galt ihm nicht, dieser Feuerblick! sie schaute weit, weit weg über ihn hinaus in andere Regionen! Und doch, woher diese leidenschaftliche Unruhe in ihm, die sich nicht ziemt in den heiligen Hallen? — Mag doch das begeisterte Auge der Priesterin nur die Göttin schauen, ist darum der Gläubige weniger in Gefahr, über der Priesterin die Gottheit zu vergessen?

Aber es war nicht nur auf diesem Gebiete, daß sich die Beiden trafen. Georg war auf seine Weise nicht weniger

selbstsüchtig, wie irgend ein Anderer. Seine Absicht war, Lady Vere nach und nach für seine großen Pläne zu interessiren, um so mehr, als Lord Vere, obwohl in früheren Jahren ein eifriger Jäger, von der Forstverwaltung gar nichts verstand, und durchaus nicht einzusehen vermochte, warum die Natur nicht Alles selbst besorgen könnte, und wozu um Alles in der Welt die Arbeiter sollten, die so schweres Geld kosteten. — Er ließ Georg freilich freie Hand, und hütete sich wohl, ihm offen seine geheime Widerspanstigkeit zu zeigen; aber er entschädigte sich dafür, wie für Alles, was er in Gegenwart unterrichteter Personen verschweigen mußte, durch bedeutsame Winke und lange Abhandlungen, die er darum wohl seinen vertrauten Dienern, — zu denen zu gehören, auch der Pastor es sich zur Ehre schätzte, — zukommen ließ, weil sie die Einzigen waren, die ihn verstanden, oder doch wenigstens gefällig genug waren, zu thun, als verständen sie ihn. — Das nun kümmerte Georg weniger; aber er sah bald, welchen Einfluß Lady Vere auf den schwachen Vater ausübte, und er suchte durch ihre Vermittelung zu erreichen, was ihm ohne diese vielleicht nicht erreichbar gewesen wäre. Und überdies — sollte Lady Vere nicht einst die Herrin sein, und konnte sie zu früh lernen, wie viel von der Einsicht und dem guten Willen eines Herrn abhängt!

Lady Vere ging auf Alles willig ein, und Georg konnte hier, wo keine berühmten Professoren ihm vorgearbeitet hatten, mit vollem Rechte den glänzenden Verstand und die schnelle Fassungskraft der schönen Dame bewundern. Er mußte heimlich lächeln, wenn er sah, mit welchem Eifer sie einige, in das Fach einschlagende Werke, die er ihr hatte geben müssen, studirte, und er dann dachte, wie er Helene nie dazu hatte bringen können, auch nur eine Seite in diesen Büchern zu

lesen. Die eilte dann wohl, wenn er von einer wissenschaftlichen Einsicht in die Natur sprach, an das Clavier und sagte: „Kommen Sie, Georg, ich will Ihnen den Wald erklären, und sein geheimnißvolles, wunderbares Leben besser, als Sie es aus den dicken Büchern lernen können!“ und dann spielte sie, daß Georg schweigend und staunend zuhörte, und dann wandte sie sich mit leuchtenden Augen zu ihm, und fragte lächelnd: „Nun, Georg, was sagen Sie? verstehe ich den Wald?“ „Sie verstehen Alles,“ hatte ihr Georg geantwortet, „wenn auch auf Ihre Weise, und wenn Sie auch, was Sie verstehen, auf Ihre eigne Art wiedergeben. Die Luftgeister sind Ihre Freunde: die weben und rauschen um die weite Erde, und kommen zu Ihnen und flüstern Ihnen alle Geheimnisse zu, und Sie, Sie geben diese Geheimnisse wieder in den Tönen, die sich suchen und fliehen, jubelnd sich finden, klagend sich trennen, und von Lieb' und Leid und Lust so übervoll sind, daß sie kein Wort sprechen können. Ihnen offenbart sich die Welt im Ton und Klang, und Sie können Ihre innere Welt nur in Musik übersetzen.“

Georg dachte an Helene, als er an Lady Vere's Seite durch die Wälder ritt, während Lord Vere und der Pastor, wie zwei wohlgezogene Bediente in angemessener Entfernung hinter ihnen hertrabten; sie lange über Forstcultur gesprochen hatten, und Lady Vere jetzt, in den Ton ihrer sonstigen Unterhaltungen einlenkend, sagte: „Wie melancholisch ist doch das einförmige Rauschen des Nadelholzes, das der Natur unergründliches Geheimniß immer und immer wieder vor sich hinmurmelt, und über dem unlösbaren Räthsel in tiefe Schwermuth versinkt! Wohl hat das Laubholz eine viel articulirtere und beredtere Sprache: es flüstert und zischelt und wispert, und dann erhebt es die Stimme, und es ist, als nehme es jetzt

einen Anſchwung, um aus tiefſter Bruſt herauszuſchreien, was es bedeutet und will — aber es kann's doch auch nicht — und ſchuttelt das Haupt, und ſeufzt und flüſtert weiter. Nein! es iſt nichts mit dieſer Muſik des Waldes, wie mit aller Muſik! Erſt in dem Wort des Menſchen offenbart ſich der Geiſt der Natur ganz; überall ſonſt verſucht er es nur: Gott iſt das Wort!"

Clara Vere verſtand nichts von Muſik; und ſie glich auch darin dem antiken Geiſte, daß die Plaſtik vernehmlicher zu ihr ſprach, als die Malerei, und ſie in der Malerei wiederum mehr auf die Zeichnung, als auf das Colorit ſah. Sie, die ſo fein in einem Drama den räthſelhafteſten Character zu entwickeln verſtand, — das Reich des Ton's war ihr verſchloſſen; und ſie hatte die ſchönen Brauen verächtlich und unwillig zuſammengezogen, als ſie einſt in der Lectüre des Kaufmann von Venedig an jene bekannte Stelle kamen, wo Shakespeare ſein zermalmendes Urtheil ſpricht über die: „die nicht die Eintracht ſüßer Töne lockt."

VII.

Die Spazierritte im Park, und weiter in den Wäldern, waren jetzt keine Seltenheit. Georg hatte ihr ſo viel zu zeigen, Lady Vere war ſo begierig, ihre Beſitzungen kennen zu lernen, — Georg kam faſt nicht von dem Schloſſe und jagte ſeine beiden ſchönen Pferde, die ihm ſein Lord vor der Abreiſe als Füllen geſchenkt, und die er ſelbſt nach ſeiner Rückkehr zugeritten, und oft noch ein drittes aus den Ställen des Lords, der ihm ſeinen ganzen Marſtall bereitwilligſt zur Verfügung geſtellt hatte, tagtäglich müde, wie weiland der nordiſche Alexander, dem er in der Zähigkeit und Unermüdlichkeit ſeiner

eisernen Natur glich. Vielleicht war etwas Unnatürliches in dieser Spannung aller Kräfte, in dieser fieberhaften Rastlosigkeit! — Es war doch wohl etwas Gift in dem Becher, den ihn die Göttin in der kühlen Grotte trinken ließ, wenn auch der Zauber der Wunderblume, die ihm im einsamen Waldthale blühte, und die Menschen und Götter ein reines Weib nennen, kräftiglich widerstand. Ach! er wußte nichts von seinen Vorgängern; nichts von dem Giftbecher, den er trank; nichts von der Blume, die der Finger des Gottes berührt hatte — er war ein so kläglicher Neuling in der Liebe, daß er Clara Vere anbetete, und es nicht einmal ahnte! — Georg hatte es nicht gelernt, mit seinen Gefühlen zu spielen, und mit jeder wärmeren Empfindung selbstgefällig zu liebäugeln. Seine Seele war wie ein reiner, frischgefallener Schnee, in dem nicht schon Jeder beliebig seine Spur abgedrückt hat. In diesem Feuergeist konnte eine Leidenschaft wüthen, und er wußte es so wenig, wie der Krieger im heißen Kampfgewühl der schweren Wunde achtet, bis ein stechender Schmerz ihn jäh durchzuckt, bis sein Arm plötzlich erlahmt, und er erbleichend sieht, daß er mit seinem eigenen Blute überströmt ist. — In dieser seiner Natur war er sich selbst ein Räthsel; täuschte er fast die kluge Lady Vere, die mit Erstaunen sah, wie diese Riesennatur dem Gifte widerstand, die sich in seine Unbefangenheit nicht zu finden wußte, die nicht begreifen konnte, wie sein Auge noch so kühn und frei um sich schauen könne, auch nicht die leiseste Spur von Verwirrung sich in ihm zeige, und im Anfang fast an ihrer Kunst verzweifelte, weil die Kennzeichen an diesem Sohn des Waldes anders auftraten, als bei den girrenden Schäfern, die bisher zu ihren Füßen gelegen hatten — und nur ein treues Herz täuschte sich nicht!

Der Hochsommer in all seiner herrlichen Pracht lag jetzt

auf Berg und Thal, auf Flur und Wald, und Hochsommer war es in Georg's Herzen. Ob er liebte, das wußte er nicht; aber, daß ihm das Leben noch nie so wunderbar herrlich, so lebenswerth erschienen war, — das fühlte er.

Er bedurfte beinahe weder Speise noch Trank noch Schlaf: sein Leben schien sich aus sich selbst zu erhalten, wie das der Cicade. Und dabei waren seiner Arbeiten nicht wenige; aber sie genügten ihm noch nicht. Er ermunterte die Arbeiter zu regerem Fleiß; er band das Pferd fest, und legte selbst Hand an — er wußte nicht, wie er die üppige Kraft austoben sollte. Ja, auf einige Tage, wo er Auctionen in dem Forste abzuhalten hatte, konnte er nicht einmal auf das Schloß kommen.

Es war ein eigener Zufall, daß er Lady Vere schon am zweiten Tage im Walde begegnete. — Ihr schwarzer Renner war mit Schaum bedeckt; sie hatte offenbar einen weiten und schnellen Ritt gemacht; und sie sah bleicher aus wie gewöhnlich — eine lebhafte Bewegung machte sie immer blasser — aber ihr Auge blickte versengender, wie je.

Sie ritten eine Zeit lang schweigend neben einander.

„Sagen Sie, Herr Allen," begann Lady Vere, „kann Sie diese Thatigkeit ausfullen? Winken Ihnen nicht schönere Kränze? Ich kann es nicht begreifen, daß Sie mit Ihren Gaben, Ihren Verbindungen sich hier beruhigen, während Sie in einer höheren Sphäre glänzen könnten. Der Ehrgeiz ist dem begabten Manne so naturlich — ist er es doch schon der begabten Frau! Es ist mir ein Räthsel, daß Sie nicht ehrgeizig sind, oder — Sie scheinen es wenigstens nicht zu sein!"

„Was ist Ehrgeiz," antwortete Georg „wenn es nicht das Verlangen ist, so voll, so mächtig zu leben, wie es eben in den Grenzen unserer Natur möglich ist!! In diesem Sinne bin ich ehrgeizig, wenn Sie wollen; in einem anderen Sinne

nicht. Warum buhlen die Menschen um die Gunst der Menge, als weil sie nicht glauben, auf dem rechten Wege zu sein, wenn ihnen nicht tausend Stimmen zurufen: „du bist's!“ — als weil sie an ihrem eigenen Dasein zweifeln, wenn sie sich nicht in der Bewunderung der Leute bespiegeln können!“

„So verachten Sie die Stimme des Volks, Herr Allen?“

„Ich fürchte sie mehr, als ich sie verachte. Des Volkes Stimme, sagt man, ist Gottes Stimme; im Großen und Ganzen gewiß, wenn man sie hört, ich möchte sagen, wie Adam: von fern; wie sie in der Geschichte so ergreifend spricht; wie sie der Denker vernimmt, wenn er dem Herzschlage seines Jahrhunderts lauscht. Aber so in der Nähe ist diese Stimme verworren und dunkel, und ich glaube, hier spricht Gott vernehmlicher in der Brust jedes Einzelnen.“

„Glauben Sie, daß die Geschichte einen Cäsar, einen Alexander, einen Napoleon aufzuweisen hätte, wenn Alle so gedacht hätten, wie Sie?“

„Vielleicht nicht! Aber wäre die Menschheit dann ärmer? Es fällt mir nicht ein, mit dem Weltgeist rechten zu wollen; aber sagen Sie selbst, Mylady: können wir in der Geschichte dieser und anderer Männer nicht fast mit Fingern auf den Zeitpunkt weisen, wo sie durch dieselbe Stimme des Volks, die immerhin ihre Tugenden üppig mag entfaltet haben, sich zu Thorheiten, ja Verbrechen verleiten ließen? wo sie, wie Goethe's Zauberlehrling, dem Weben der finsteren Mächte, die sie selbst heraufbeschworen, nicht mehr Stillstand gebieten konnten? wo die Herrscher wiederum beherrscht wurden? Ich erinnere Sie nur an Cromwell!“

„Mag sein,“ erwiederte Lady Vere, „aber ich für mein Theil habe die Alexander lieber, als die Diogenes.“

„Jeder Mensch, Lady Vere, kann in seinem Innern ein

Alexander sein! Es liegen in einem Jeden von uns unendliche Reiche, die er, ein geistiger Alexander, durchziehend erobern kann! Ja, in diesem Sich versenken in das Wesen der Dinge, in dem Ringen mit ihrer geheimnißvollen Natur, in dem Ausgleichen des gordischen Knotens der Widersprüche, liegt ein unendlicher Reiz! Das erzeugt die namenlose Sehnsucht, die den Busen des macedonischen Helden geschwellt haben muß! Wehe dem Feigen, der eher umkehrt, als bis ihn der Abfall seines Heers, — das Abnehmen seiner Kräfte — das Mal am Isthmus aufzurichten befiehlt! Glücklich der, der mit dem Steine, der die Marke seines Siegeszuges bezeichnet, zugleich sein Todtenmal errichtet!"

Georg sprach dies erregt, fast leidenschaftlich. Es war ihm, als ritte der alte Lord wieder an seiner Seite, als ritte er selbst zwischen ihm und Lady Vere, als lege der alte Mann ihm seine Hand auf die Schulter, wie er es im Reiten zu thun pflegte, als schaute er ihn freundlich und ernst an, als spräche er wieder: „Georg, ich sehe nicht ein, was uns daran verhindern sollte, Schuhflicker zu werden, wenn uns der Schuhflicker nicht verhindert, ein Hans Sachs, oder Jacob Böhme zu sein!"

Lady Vere theilte diesen hochsinnigen Ehrgeiz nicht; aber sie konnte ihn begreifen, wie so ziemlich Alles, was die Menschenbrust bewegt. Ihr Ehrgeiz war, zu herrschen und angebetet zu sein; das war das Opium, dessen betäubende Kraft ihr diese öde Welt erträglich machte.

Auch dies Gespräch hatte wiederum, wie schon so manches frühere, eine andere Wendung genommen, als Clara Vere beabsichtigte.

Eine rein persönliche Frage machte Georg zu einer allgemeinen. Was hatte Lady Vere damit gemeint, daß er nicht

ehrgeizig sei? oder that es ihr wirklich leid, daß dieser Mann nicht ein Herzog war, oder ein großer Staatsmann, oder Krieger? Lady Vere wäre Attilas Gemahlin geworden, wenn sich mit dem Hunnenkönig die Welt, die er beherrschte, ihr zu Füßen geworfen hätte.

„Und glauben Sie, Mylady," sagte Georg einlenkend, „daß die Arbeit, in der Sie mich sahen, nicht Mannesarbeit ist, und eines Mannes werth? Sie haben ja selbst mit Interesse diesem geschäftigen Treiben zugeschaut. Es ist Ihnen nicht entgangen, wie hier so vieles von einer guten Leitung abhängt; wie ich für das Schicksal mehr als einer Familie verantwortlich bin. Dieses frische, thätige Leben sagt meiner Natur zu; diese rauschenden Wälder sind mir theuer, wie dem Schiffer sein wogendes Meer. Ich habe mich oft nach den Urwäldern von Amerika gesehnt; in mir ist etwas von der schweifenden Natur des Indianers, und doch hätte ich keinem Herrscher lieber gedient, als dem deutschen Kaiser Heinrich, dem Städtebauer! Glauben Sie, Mylady, das Leben ist in sich selbst schon ein unschätzbares Gut! Leben heißt: thätig sein; glücklich leben heißt: thätig sein in den Grenzen seiner Kräfte, freilich aber auch bis an die Grenze seiner Kräfte."

„Und doch ist es nicht möglich," dachte Lady Vere, „daß dieser Mann, der eine Welt erobern könnte, sich in dieser Wildnis gefiele, wenn ihn nicht ein besonderer Magnet hier festhielte."

Sie hatte schon oft an Helene Locksley gedacht, obgleich sie es jetzt vermied, von ihr zu sprechen. Sie fürchtete, daß Helene ihr im Wege stand, und haßte die arme Unschuldige und Unbekannte demgemäß, wie der Mensch das haßt, was zwischen ihm steht und seiner Lust. Sie malte sich ihr Bild mit den reizendsten Farben aus, und zerriß das Bild, wenn es fertig war, in Stücke und warf es verächtlich bei Seite.

Sie mußte dem Verhältniß zwischen Georg und Helene auf den Grund kommen; sie mußte Helene sehen; sie mußte sich mit eigenen Augen überzeugen, ob sie an ihr eine Nebenbuhlerin habe, oder nicht. — Was war es ihr, daß sie hier vielleicht ein stilles Glück mit frecher Hand zerstörte? was kümmerte sie das arme Heideblümchen, das ihr stolzer Fuß zertrat! Diese Familie war auf sonderbare Weise in ihr Leben verflochten; es schien, als ob das Schicksal derselben sei, von dem Wagen der Göttin geradert zu werden. Sie dachte an den Tod des alten Locksley, und vielleicht noch an ein anderes Grab. Aber kamen nicht in mancher Tragödie noch mehr böse, interessante Fälle vor? und hatte sie darüber ja auch nur mit der Wimper gezuckt? und was war denn das Leben anders, als ein Schauspiel, aufgeführt zu Ehren und zum ausschließlichen Vergnügen der Lady Clara Vere de Vere?

„Gewiß," sagte sie, „ich begreife jetzt Ihre Anhänglichkeit an eine Stelle, die Ihre Heimath ist in jedem Sinn. Hier wurzeln Sie fest, wie die Eiche dort. Hier, in diesen Wäldern haben Sie die schönsten Jahre Ihres Lebens verlebt; hier haben Sie, wie Sie mir selbst sagten, in Lord Vere den besten Freund gefunden; und hier wohnen ja auch noch die, die Ihnen das Liebste sein müssen auf Erden. Die liebe Helene! Wie gerne sähe ich sie! Wie leid thut es mir, daß Frau Locksley ihren freilich gerechten Schmerz um ihres Gatten Tod uns huldigen läßt, und sich selbst, und somit fast auch der Tochter unser Haus verschlossen hat. Ach! und Schloß Vere ist ein so trauriger Aufenthalt, und bedarf so sehr freundlicher Gesichter, die Einsamkeit zu beleben! Wie angenehm denke ich mir ein vertrautes Verhältniß mit dem schönen Mädchen! Ich bin überzeugt, wir würden Freundinnen sein."

So menschlich theilnehmend, so weich hatte Georg die

stolze Lady noch nie gesehen; und als sie jetzt die dunklen Wimpern hob, und in ihrem großen Auge, das ihn so voll und freundlich ansah, ein feuchter Schimmer, fast wie eine Thräne, sichtbar war — da war es ihm, als ob das Gefühl, welches ihn in diesem Augenblicke mit schaudernder Wonne erfüllte, denn doch wohl ein innigeres sei, als bloße kalte Bewunderung.

Lag nicht in diesem weichen, traurigen Ton die Klage eines stolzen, einsamen Geistes, der sich nach der Gesellschaft anderer Geister sehnt? Die Göttin war herabgestiegen aus ihrer kalten Höhe zu den Menschen, und hatte angepocht an ihre Hütten und gesagt: faßt die staunende Anbetung, und liebt mich! liebe ich ja doch euch! —; Jetzt sprach auf einmal in ihm vernehmlich eine Stimme: „Du liebst sie!“ und eine leisere Stimme flüsterte ihm zu: „und sie liebt dich!“ —;

Georg ritt mit Lady Vere auf das Schloß; er blieb bis zum Dunkel. Sie war heute so gut, so lieb! wie laue Wellen umspielte es seine sich dehnende Brust; wie Sirenengesang lockte es ihm in diesen weichen, warmen Tönen, die ihn umkosten, wie ein sanfter Abendwind, der über die Heide rauscht, mit der Ginsterblume flüstert — und als er endlich schied, mit dem Versprechen, Alles zu versuchen, ob er Helene zu ihr aufs Schloß bringen könne, da konnte er sich kaum enthalten, ihre schöne Hand, die sie ihm zum Abschied reichte, an seine Lippen zu pressen.

Armer Georg! keinen Schritt weiter in diese lüsterne, gaukelnde, sinnverwirrende Feeenwelt! Zurück in den kühlen Wald, wo die Amsel schlägt, und die frische Waldluft deine heiße Stirne kühlt. Denke an den Schauspieler, dessen Auge auch feucht war von Thränen! Was war ihm Hekuba!

VIII.

Während Lady Vere ihre Rolle immer besser spielte, und sich von Tag zu Tag mehr für sie begeisterte: während Georg die Wonne, die er fühlte, mit seinem Herzblut bezahlte, — waren die sonnigen Tage still und traurig über das Haus im Walde hingezogen. Die Nelken im Garten dufteten noch, wie vorher; die Sonne ging noch so freundlich auf, wie vorher, und glitzerte in den hellen Thautropfen auf den duftenden Büschen; die Vögel sangen ihre einförmigen Waldeslieder noch so munter, wie vorher — aber es war doch Alles so anders, so ganz anders! — Wenn unsere Seele erfüllt ist von irgend einem traurigen oder heitern Gedanken, hat sie ihr eigenes Licht, und die Natur kann nur als Folie dienen: ein sonniger Tag uns heiterer stimmen, wenn wir heiter; ein regnerischer trauriger, wenn wir traurig sind. Sonst jubelt das freudetrunkene Herz dem rauhen Wintersturm entgegen, und es giebt Augenblicke, wo der wannigste Maimorgen uns nur ein schmerzliches Lächeln entlocken kann, wie der wohlgemeinte Zuspruch eines guten Freundes, wenn unser Herz zum Tode betrübt ist. — Helene war betrübt bis zum Tode; und doch war sie auch wieder so selig. Jetzt war der dritte Reif um ihr treues Herz gesprungen; jetzt wußte sie, daß sie Georg liebte; aber ihre Liebe war in Schmerzen geboren, und sie lächelte ihr Schmerzenskind durch Thränen an. — Der Mensch weiß nicht, wie süß die Freiheit ist, als bis er die Schwalben draußen vor dem Gitter seines Gefängnisses zwitschern hört, und nicht, wie sehr er den Freund geliebt hat, als bis in der Trennungsstunde. —

In Helenens Herzen wogte jetzt dieses aus Leid und Lust

wunderbar gemischte Gefühl. Ihr Busen hob sich in dem schaudernden Entzücken, in der unaussprechlichen Seligkeit einer ernsten, reinen Liebe; und ein banger Seufzer zitterte nach, wie sie sah, daß der Liebling ihres Herzens ihr sollte entrissen werden. Diese Furcht hatte ihre Liebe gezeitigt, und das Bewußtsein, wie unaussprechlich sie Georg liebe, machte diese Furcht zur schmerzlichen Gewißheit. — Sie sah Georgs Leidenschaft lange, ehe er selbst ihrer inne wurde: sollte die Liebe nicht wissen, wie Liebe sich äußert? Sie las sie zu deutlich in seinem glänzenden Blick; sie hörte sie heraus aus jedem Wort; sie sah sie in seinem wilden, stürmischen Wesen, in seiner Ungeduld, seiner Rastlosigkeit. — Ja, sein Schritt war anders, wenn er kam, oder ging, wenn er noch spät in der Nacht in seinem Zimmer auf- und abwandelte. Er war sonst immer langsam vom Hause fortgeritten — er hatte noch mehr wie einmal über die Schulter zu ihr zurückgesehen, und ihr freundlich zugenickt, ehe er im Holze verschwand — jetzt saß er auf, und sprengte davon, als ginge es um Leben und Tod, und wenn er nach Hause kam, war das Pferd mit Schaum bedeckt.

Nicht daß Georg weniger liebevoll gewesen wäre, — er war es vielleicht mehr wie je — aber seine Zärtlichkeit erschreckte sie; sie bebte davor zurück, wie vor fremdem Gut. Wenn er jetzt ihre Hand ergriff und küßte, so zog sie sie zitternd zurück, und eine brennende Röthe flog über ihre Wangen; eine Thräne, beinahe des Zorns, zuckte in ihren Wimpern, und der Kuß brannte auf ihrer Hand — sie fühlte ihn noch lange nachher. Sie vermied sorgfältig alle die kleinen unschuldigen Vertraulichkeiten, denen sie sich früher in ihrem täglichen Verkehr so sorglos überlassen hatte. — Aber vielleicht hat sie Georg doch hierin Unrecht. Wenn er sie jetzt so

liebevoll anblickte; wenn seine Stimme beim Gesang noch inniger wie früher mit der ihrigen verschmolz; wenn er tausend neue kleine Aufmerksamkeiten auf einmal gelernt hatte, — und er hatte sie doch schon vorher auf Händen getragen, und behütet wie seinen Augapfel — war das nur der Abglanz seiner Liebe, wie, wenn die Wolken im Westen bei Sonnenuntergang in brennende Farben getaucht sind, oft auch der bleiche Osten in ihrem Wiederschein, wie in Frührothlicht erglänzt? — Er liebte sie wirklich inniger, wie je; nicht, wie ein Mensch, wenn er sein großes Loos in der Lotterie der Liebe gezogen, den Nachbar, den er früher kaum gegrüßt, feurig umarmt, als wäre es sein Busenfreund, — es ist eine wunderliche Sympathie in den verschiedenen Theilen unsers Organismus: wir sind in den einen Finger verwundet und die Nerven im Nebenfinger zucken mit, daß wir kaum noch wissen, welches denn eigentlich der ursprünglich verwundete ist; und wenn ein Gedanke oder eine Empfindung uns hoch emporhebt, schweben Brüder und Schwestern mit empor, wie der große Corse, als er Kaiser wurde, seine Verwandten zu Königen und Königinnen machte. — Ja, als ob er Lady Vere nur liebte, um zu lernen, welche Liebe er Helene schuldig sei — er liebte in diesem Augenblicke Helene so gut, wie Lady Vere, und vielleicht besser, wie Lady Vere — und als er sich über seine Liebe zu der letzteren klar ward, war es auch mit der Illusion der Bruderliebe für ihn vorbei, und es war vorauszusehen, daß, wie auch die Würfel fallen mochten, das leidenschaftslose Verhältniß zwischen diesen Beiden für die Zukunft eine Unmöglichkeit war, wie der Frieden des Paradieses für immer hinter dem Menschen liegt, wenn er einmal vom Baume der Erkenntniß gekostet hat.

Warum sprach Georg nach den ersten Tagen ohne eine

bestimmte Absicht selten zu Helene von Lady Vere? warum vertraute er ihr sein großes Geheimniß nicht, als er es erfahren, ihr, die sonst Alles mit ihm theilte? Hätte er eine geliebte Schwester auch so kärglich abgespeist, und aus seinem Herzensrath entlassen, in dem sie früher als seine innigste Vertraute und beste Rathgeberin gesessen? und warum bebte er seit dem Augenblicke, wo er die Hälfte seines Lebens darum hätte hingeben können, Lady Vere's Hand an seine Lippen pressen zu dürfen, vor einer Berührung mit Helene zurück, fast eben so scheu und zaghaft, wie sie selbst? Ja, Helenens verändertes Wesen hatte ihn zuerst auf seine Liebe zu Lady Vere aufmerksam gemacht, indem es ihn zum Nachdenken über sich selbst nöthigte; und in dem Moment wußte er, daß er Lady Vere liebte, als sie, über Helene sprechend, in Blick und Ton etwas von dieser hatte, als das Bild der stolzen Lady und das des anspruchslosen Mädchens in einander flossen; er die künstliche Blume für die natürliche hielt und ihren Duft einzuathmen glaubte, weil er ihn schon so oft im blühenden Garten mit Entzücken eingesogen.

Gerade die Sicherheit seiner Natur, seine gänzliche Freiheit von eitler Bespiegelungssucht, seine Unfähigkeit, über sich selbst lange zu reflectiren, und seine Gefühle mikroskopisch zu zergliedern, machten ihn hier unsicher, und ließen ihn in eine Lage kommen, in die ein kälterer Kopf nie gerathen wäre, der die ersprießliche Kunst besitzt, seine Gefühle zu Buch zu bringen, und der euch mit mathematischer Genauigkeit angeben kann, wie die Course seiner Herzensangelegenheiten stehen.

Diese beiden Frauen repräsentirten die beiden Seiten seiner Natur: er kniete in Andacht vor der schönen Statue, und streckte die Arme verlangend nach dem holden Wesen aus, das voll warmen Lebens ihm entgegen athmete. Und wie die

Kunst das Leben wohl verschönert, und wir doch nur durch das Leben erst zur Kunst kommen, so liebte er in Lady Vere ein erhöhtes Dasein, und es war doch wohl nur Helene, die er in Lady Vere liebte. — Ja, die Gebilde der Kunst leben — aber das Leben der seligen Götter. Das niedere Fußgestell, auf dem sie stehen, ist ein Olymp, der sie hoch über die Niederungen der Menschheit hinaufrückt in den reinen Aether. In ihren Adern rinnt kein Blut: Milch und Honig, die hier unten in dem gelobten Lande fließen, ist für sie zu grobe Kost; der Sterbliche nimmt nicht ungestraft Theil an ihren Göttermahlen; Ambrosia und Nektar wird ihm Gift; selten brachten die Götter etwas Anderes wie Verderben, wenn sie sich den Sterblichen in Liebe gesellten, und wenn alle friedlich herniedersteigen zu den Festen der Menschen, so ist auch Eris in ihrem Gefolge. Darum bete zu den Göttern, und liebe die Menschen' — Helene war zu gut und rein, als daß mit der Liebe auch Haß und Rache und die ganze Schaar böser Geister in ihr Herz hätten einziehen können, als sie sah, wie Georg von Tag zu Tag sich mehr in seine Leidenschaft verstrickte; aber sie war auch nicht eine solche Lammnatur, die Alles geduldig über sich ergehen läßt, und noch dem rauhen Winde Dank weiß, daß er nicht unsanfter mit ihr verfuhr. Es lebte in ihr eine felsenfeste Gewißheit, daß Georg ihr gehöre, und nur ihr. Sie hatte sich in den langen Jahren durch die vielen Berührungen so in ihn hineingelebt, sie kannte ihn so gut, von seinen schönen Eigenschaften bis zu seinen kleinsten Schwächen, daß sie jetzt, in der Neuheit ihrer Liebe, das Recht der lange verheiratheten Frau beanspruchen konnte, die den geliebten Gatten von einer neuen, glänzenden Erscheinung geblendet sieht, — es kann sie betrüben, schmerzen — aber nicht irre machen; und als Georg heute von Schloß Vere zurückkam, als sie in seinem Gesichte

las, daß sich etwas ereignet haben mußte, und er jetzt am Fenster stand, und schweigend in die Nacht hinaus nach der Gegend sah, wo Schloß Vere im Thale lag — da war es wohl ein edler Zorn, der ihr diese Thräne in's Auge trieb, der ihr die kleinen Zähne über einander preßte, der sie leise sprechen ließ: „sie kann ihn doch nicht so lieben, wie ich, und so verstehen, wie ich! Sie mag mit Engelzungen reden, und selber ein Engel vom Himmel sein — sie liebt ihn doch nicht so, wie ich!“ Es bemächtigte sich ihrer die alte, kecke Laune: es kam ihr so thöricht vor, daß Georg dastand, und in die weite Ferne hineinstarrte, und sich doch nur umzusehen brauchte, um zu finden, was ihm fehlte. Sie wußte, daß er auf dem Schlosse gewesen war; sie hätte die Zeit angeben können, fast auf die Minute, die er dort zugebracht hatte: doch sagte sie: „Armer Georg, Sie haben heute gewiß viel Unannehmlichkeiten gehabt, daß Sie so spät kommen, und so finster sehen.“

„Ich bin auf dem Schlosse gewesen,“ sagte Georg, sich umwendend.

„Auf dem Schlosse! Ich denke, Sie geben Lady Vere nur zweimal in der Woche Unterricht, und das nicht am Sonnabend.“

„Sind es denn nur die Stunden, die mich auf das Schloß führen? Habe ich nicht so viel mit Lord Vere zu besprechen?“

„Wie weit sind Sie mit ihr im Deutschen, Georg? lernt sie fleißig? macht Ihnen der Unterricht viel Vergnügen?“

„Ja, Helene, Lady Vere ist ein bedeutendes Talent“ —

„Und Zeit muß sie ja auch im Ueberfluß haben. Sagen Sie, Georg, können Sie sich Lady Vere mit einer Handarbeit beschäftigt denken, wie uns andere, gewöhnliche Sterbliche?“

„Es ist mir genug, daß ich sie mir in der Betrachtung eines Raphael versunken vorstellen kann. — Es hat ja Jeder seinen Geschmack und seine Fähigkeiten, liebe Helene."

Der freundlich scherzende Ton, in dem Helene gesprochen hatte, gefiel Georg nicht.

War es nicht ihr gewöhnlicher Ton, oder war er nur jetzt ein Mißklang in seiner weichen Stimmung — oder kam ihm die Gelegenheit gerade recht, Helene etwas übel nehmen zu können? Der Mensch ist so unendlich erfinderisch, wenn es darauf ankommt, sein Unrecht zu beschönigen; sich beleidigt zu glauben, um ungestraft beleidigen zu können, verrathen, um selbst zum Verräther zu werden.

„Sie machen nun vollends, daß ich mir Lady Vere nicht anders denken kann, als vor einer großen Staffelei beschäftigt, oder wohl gar mit einem Meißel in der Hand an einem Marmorblock."

„Sie sagten neulich, ich würde noch Manches von Clara Vere lernen, — auch Sie, Helene, hätten von ihr lernen können, weniger lieblos von der zu sprechen, die man nicht kennt."

„Haben Sie das auch von ihr gelernt, der ohne Ursache wehe zu thun, die Ihnen nie etwas zu Leide that?"

„Ich wollte Sie bitten, mit mir Lady Vere zu besuchen," fuhr Georg fort, ohne auf diese Unterbrechung zu hören, oder die Thräne zu beachten, die Helenen im Auge stand, „aber ich sehe, daß die Liebe, die sie Ihnen entgegenbringt, übel angebracht ist, und wenig Aufmunterung von Ihrer Seite erfahren würde. Ich will ihr den Schmerz ersparen, sich zurückgewiesen zu sehen, und Sie der Verlegenheit überheben, zurückweisen zu müssen."

Georg wandte sich kurz, und ging auf sein Zimmer.

Helene ſah ihm nach, und die Thränen ſtürzten ihr aus den Augen. O! ſie hatte ihren Uebermuth theuer bezahlt! So hatte er nie mit ihr geſprochen, nie! nie! Sie warf ſich in den Lehnſeſſel ihrer Mutter und drückte den Kopf in die Kiſſen, ihr lautes Weinen zu erſticken. —

Eine Hand legte ſich ſanft auf ihr Haupt; ſie ſah durch ihre Thränen hindurch ihrer Mutter ernſtes Geſicht ſich zu ihr niederbeugen; ſie ſtreckte die Arme nach der Mutter aus; ſie zog ſie zu ſich auf den Stuhl, ſie verbarg ihr Geſicht an der treuen Bruſt, und weinte da ihren Schmerz aus.

Es war ein wunderbares Bild: die Mutter mit den grauen Haaren, und die blonde Tochter! Dieſes bleiche, kummervolle Geſicht, in das das Leben ſo tiefe Furchen gezogen — die eingefallenen Augen trocken, als hätten ſie keine Thränen mehr zu vergießen — und hier das von heißer Leidenſchaft geröthete, thränenbenetzte, jugendliche Antlitz! — Um der Mutter bleiche Lippen ſchwebte ein mildes Lächeln, ein Lächeln, ſo voll unbeſchreiblichen Mitleids, ſo voll unſäglicher Güte!

Sie ſtreichelte ſanft ihrer Tochter blonde Locken, ſie wiegte ihr Haupt an ihrer Bruſt, ſie flüſterte ihr leiſe zu, als wenn ſie ein Kind in den Schlaf redete: „Still, armes Herz, ſtill! Er ſoll dein ſein, ganz dein! Er iſt gut und fromm: die Böſen haben keine Macht über ihn. Er iſt nicht ſchwach, nur die Schwachen werden der ſchlimmen Argliſt Beute. Er iſt ſtark — er wird die Bande zerreißen, wie Simſon. Der Herr zerſchlägt die Köpfe der Drachen im Waſſer, der Herr iſt mit ihm! Ruhig, liebe Seele, ruhig! Er weiß nicht, was er thut, er weiß nicht, was er will; er weiß nicht, wer er iſt! Du verräthſt ihn nicht, Du biſt treu — er verräth Dich auch nicht! Warte, warte, ungeduldiges Herz! Die Zeit iſt

noch nicht gekommen, aber sie wird bald kommen! bald, eh' ihr Alle es denkt! Die Niedrigen sollen erhöhet, und die Hohen erniedriget werden! Gott wird Euch schützen! Er hat Euch zusammengefügt, — Euch kann der Mensch nicht trennen!"

Sie zog ihre Tochter sanft in die Höhe; sie brachte sie zu Bett, wie ein krankes Kind; sie beugte sich über sie; sie küßte ihr die Augen zu, die durch Thränen zu ihr auflächelten.

An der Mutter Busen schlief Helene ein. Die entwand sich sanft den schönen Armen, die sie umschlungen hielten; sie sank an dem Bette der Tochter, die noch leise im Schlaf schluchzte, in die Kniee; sie betete lange, lange — — welche Gesichte mochte sie geschaut haben, als sie sich jetzt erhob mit verklärtem Antlitz? — —

IX.

Georg hatte seit jenem ersten Abende, an dem er mit Lady Vere im Walde zusammengetroffen war, die alte Margareth wenig gesehen. Sie hielt sich viel auf ihrem Zimmer auf, wo sie meistens still für sich in der Bibel las. Auch sah sie Georg noch oft mitten in der Nacht bei einer seltsamen Arbeit. Sie kramte zwischen den alten Papieren ihres Mannes: schnürte Briefbündel auf und wieder zu, verbrannte Manches, und ordnete alles Uebrigbleibende sorgfältig, als sei sie in einer Registratur unter den wichtigsten Documenten beschäftigt und nicht vielmehr in alten Wandschränken unter Papieren ihres Gatten, die längst für jeden Anderen allen Werth verloren hatten. — Den Kirchhof besuchte sie seit jenem Abende fast regelmäßig, und wandelte Stunden lang zwischen den Gräbern unter den Eibenbäumen auf und ab. —

Dachte sie der Zeit, wo sie, ein junges blühendes Weib, ihrem Gatten hierher gefolgt war in dies lachende Thal von den weiten Heidehügeln ihrer Heimath? Jener wonnigen Tage, als sie an seinem Arm zum ersten Mal durch diese Wälder gewandelt, in die Wohnungen seiner Freunde und Bekannten eingetreten war, wo sie selbst bald liebe Freundinnen gefunden hatte, schlanke Mädchengestalten, würdige Matronen, die die Fremde liebreich aufnahmen und sie ihre traute Heimath vergessen machten? Dachte sie der schönen Sommerabende, und des traulichen Geschwätzes in den Lauben vor den Thüren, oder der heiteren Spiele auf dem Anger, wo sie die schnellste und gewandteste war, und wo ihr Mann nur immer sie aufsuchte unter all' den hübschen Mädchen? — Und dachte sie dann der Zeit, als sie aus dem Dorfe im Thal in das neue Haus im Walde gezogen waren; als ihr Mann ihr das Kind seiner Verwandten brachte, wie sie den kleinen Schelm herzte und küßte und Gott dankte, daß er ihr diese Freude gewährt, wenn er sie doch nicht mit eigenen Kindern segnen wollte? Als nicht lange darauf nach bangem Harren Gott ihre Gebete erhört, und ihr Erstgeborner in ihrem Schooße spielte? als der alte Lord — denn er schien damals schon alt, obgleich er nicht älter war als ihr sonnegebräunter, rüstiger Gatte — das Kind über die Taufe hielt, und ein großes Fest im Schlosse anrichtete, dem Sohne seines alten Dieners und Freundes zu Ehren? und als dann einige Jahre später ihre Helene geboren wurde, und wie die Kinder fröhlich zusammen aufwuchsen; und wie die Leute nun nicht mehr zu sagen brauchten: die arme Frau, sie hat es sonst so gut! aber sie würde tauschen mit dem ärmsten Tagelöhnerweib, wenn sie nur einen rothhaarigen Buben hätte, wie die — ach! sie hätte nun nicht getauscht, mit keiner Königin der Welt!

— Und nun — von dieser wonnigen, athmenden, jubelnden Welt, von all' der Lieb und Lust — nichts übrig, als der stille Kirchhof, auf dem sie zwischen den Gräbern auf und abgewandelt, hier ein Blümchen aufrichtend, dort ein Unkraut ausgätend, und in den Namen auf den verwitterten Grabkreuzen lesend, wie in einem alten, vergilbten Stammbuch. —

Und doch hatte sie ja noch Herzen, die für sie schlugen; Augen, die liebevoll auf sie blickten, die sich erheiterten, wenn sie heiter, umwölkten, wenn sie sich dem Kummer ganz zu überlassen schien. Es war, als ob sie die Beiden betrachtete, wie der davon Ziehende vom Bord des Schiffs, das ihn zu fernen, fernen Ländern tragen soll, die am Ufer Zurückbleibenden. Die winken noch einmal mit den Tüchlein; sehen dem Verschwindenden noch eine Zeit lang nach, bis das Schiff aus dem stillen Hafenwasser in die Wellen draußen kommt und sich vor dem Winde neigt und ernstlich seinen Lauf beginnt — dann gehen sie Arm in Arm nach Hause, still; und wenn sie in die verlassenen Zimmer kommen, küssen sie sich und sprechen; wir müssen uns nun Alles in Allem sein, und uns recht lieb haben. — Sie wollte den Zurückbleibenden die Abschiedsstunde leichter machen; sie hatte noch so Vieles für sie zu schaffen und zu ordnen, wozu Jene doch allein nicht im Stande gewesen wären — und ihr Herz, das schon so dumpf und leise schlug, und dann in stillen Nächten oft so wild pochte, und so schmerzlich zuckte, sagte ihr nur zu wohl, wie wenig Zeit ihr dazu bleibe.

Die alte Magareth sah Alles, hörte Alles, ob sie gleich weder zu sehen, noch zu hören schien; es war, als wenn sie noch mit anderen Ohren hörte, mit anderen Augen sah. Sie brachte Georg eine seltene Blume aus dem Walde, nach der er lange

für seine Sammlung vergeblich gesucht — und er wußte doch ganz gewiß, er hatte Niemand etwas davon gesagt; — sie trat zu Helenens Bett, wenn sie Nachts noch still nebenan geschafft hatte, und fuhr ihr sanft mit der Hand über die schlaflosen Wimpern, und sagte: schlafe Kind, laß mich nur wachen! — und Helene hatte sich doch nicht geregt und die Thür war geschlossen gewesen! — Sie hatte der Mutter nichts von ihrem Kummer erzählt; sie sah, daß diese ihr Geheimniß wußte, aus jedem ihrer Worte, aus der liebevollen Zärtlichkeit, mit der sie sie trug und hegte, wie ein armes krankes Kind. — Auch nach diesem Abend fand keine weitere Erklärung zwischen Mutter und Tochter Statt; wozu bedurfte es auch derer; sie verstanden sich ohne Worte.

Georg war am Morgen ausgeritten gewesen. Als er nach Hause kam, traf er Helene im Garten. Sie ging auf ihn zu und reichte ihm die Hand. „Verzeihen Sie mir, Georg," sagte sie, „ich habe Sie nicht beleidigen wollen." Er nahm ihre Hand, und küßte sie — diesmal zog Helene sie nicht zurück — sagte aber kein Wort, sondern ging still an ihr vorüber auf sein Zimmer. —

Georg fühlte durch seine Leidenschaft hindurch tief das Unrecht, das er Helene gethan. Wenn sie von seiner Liebe nichts wußte, — und wie konnte er das verlangen? wußte er doch selbst, daß er liebe, erst seit gestern — was hatte sie denn gesagt? sicher nichts Schlimmers, als an jenem ersten Abend, wo er ihr den Sprung über den Graben erzählte, und wo sie beide noch gelacht hatten; — und wenn sie seine Liebe kannte, — o! so hatte er mehr gut zu machen, als sie; und er wohl ihre Verzeihung zu erbitten; und sie hatte Ursache zu klagen, daß sie sein Vertrauen nicht mehr habe. Sein Vertrauen? und konnte er ihr dies sagen? Es war ihm, als

könne er eben so gut einen Mord begehen. Ach, es war ihm so viel klar geworden über Nacht, als er schlaflos dalag, als er wieder aufsprang und ruhelos auf und abschritt; — als er das Fenster öffnete, und die Arme verlangend ausstreckte, und den Kopf auf die Fensterbrüstung lehnte, und weinte, wie ein Kind. — Jetzt war der Sturm, den sein Bote, das erste unheimlich-feine Pfeifen im Tauwerk, verkündet hatte, in all' seiner furchterlichsten Wuth hereingebrochen und die stolzen Masten erzitterten vor dem Stoß und neigten sich, und die Raaen tauchten in's Meer, und die Wogen schäumten über das Deck. — Hatte er noch an seiner Leidenschaft für Lady Vere zweifeln können, so würde ihn seine Heftigkeit gegen Helene gestern aufgeklärt haben. Sie hatte Recht, so hatte er nie mit ihr gesprochen! Für weniger zarte und innige Verhältnisse wurde dies nichts gewesen sein; für diese Beiden war das erste rauhe und bittere Wort ein gellender Mißklang in ihrer schonen Harmonie.

Georg war wie verwandelt seit jenem Abend. Das strömende Blut war geronnen, und er fühlte jetzt schaudernd, wie tief die Wunde war. Wenn er Lady Vere nicht geliebt hätte, bis zur Raserei, — er hätte sie hassen können, wie seine Todfeindin. Der Sturm biegt die Eiche; aber sie richtet sich wieder auf, und breitet die mächtigen Arme aus, als wollte sie den gewaltigen Feind erdrücken. Er kämpfte gegen seine Leidenschaft, wie sich ein junges Roß bäumt, seine Mähne sich sträubt, seine Nüstern sich erweitern im edlen Zorn, wie schaudernd vor Entsetzen, wenn es zum ersten Male die Sclavenpeitsche dulden soll, und den lenkenden Zaum. — Sein wildes Wesen erschreckte selbst seine Arbeiter. Der sonst so freundliche Georg war rauh und herrisch; keine Arbeit ging ihm schnell genug; das leiseste Wort des Widerspruchs erzürnte ihn. Er nahm

dem Einen die Art aus der Hand, und trieb sie in den knorrigen Stamm, daß der feste Stiel zerbrach, und das Eisen auf den Boden klirrte.

Helene sah mit tiefem Schmerz, wie in diesem starken Körper das Fieber wüthete, wie es in seinem wilden Auge brannte.

Ach! sie konnte dem geliebten Kranken nicht helfen — und nur die Mutter blickte besonnen und ruhig, und sie beugte sich Nachts über ihre weinende Tochter, und streichelte ihr blondes Haar, und drückte ihr sanft die Augen zu und sagte: Schlafe Kind! laß mich nur wachen!

X.

Endlich hatte die schöne Künstlerin auf Schloß Vere dem kleinen Publicum, das sie durch eine Gastrolle ehrte, denjenigen Beifall abgenöthigt, der einem so glänzenden Talente, das auf viel größeren Bühnen reichliche Kränze eingeerntet, gebührte. Sie genoß ihren Triumph mit der Bescheidenheit, die immer das wahre Genie begleitet, und war um so mehr von dem Beifalle entzückt, als er sich so äußerte, wie ihn der echte Künstler wünscht, der das rohe Klatschen und den lärmenden Enthusiasmus der Menge verachtet, und sich an der tiefen Rührung der wenigen Kenner ergötzt.

Als Georg an jenem, für ihn verhängnißvollen, Abend von ihr ging, — da hatte sie ihm mit triumphirenden Lächeln nachgesehen, und das Kammermädchen, das jetzt gerade hereintrat, hatte das ungeduldige: endlich, endlich! auf sich bezogen, und sich zum hundertsten Male bestätigt: man könne ihrer schönen Herrin doch auch nichts zu Dank machen. Hätte sich Georg am nächsten Tage ihr zu Füßen geworfen, — so wäre

die Jagd zu Ende gewesen, und das Spiel aus. Und das Spiel interessirte sie so — sie wußte selbst nicht, was das für ein sonderbarer Reiz war, der sie die alte Rolle diesmal mit so vielem Feuer spielen machte! Und jetzt vor allem, als sie des Beifalls gewiß war, und wußte, daß es sich der Mühe verlohnte, — sie konnte kaum erwarten, daß der Vorhang wieder empor rauschte.

Als Georg nach einigen Tagen wieder auf das Schloß kam, hatte ein weniger guter Beobachter keine Veränderung an ihm wahrgenommen; aber Lady Vere durchschaute ihn, und sah mit einem Blick, daß seine alte Sicherheit fort war, daß sein Auge sie nicht mehr so frei und kühn anblickte, daß seine Stimme einige Male leise bebte, daß sein edler, freier Anstand, in dem er sich sonst mit der Ungezwungenheit eines Fürsten bewegte, einer erzwungenen Kälte und weltmännischen Förmlichkeit gewichen war, und daß der Pfeil ihm im Herzen saß, und daß er sich verbluten mußte, wenn er es wagte, ihn mit eigener Hand herauszuziehen.

Den Stolz, den er ihr entgegensetzte, hatte sie erwartet, und er entzückte sie — wohin das führen sollte? ei nun! weßhalb daran denken? die Kunst ist ihrer selbst wegen da; wer wird sie nach Brod gehen lassen! Sie hatte auch erwartet, daß er sich von ihr entfernen würde, und es überraschte sie daher nicht, als er, die Ueberlast seiner Geschäfte beim Herannahen der Jagdzeit vorschützend, sie bald darauf bat ihn von den deutschen Stunden auf kurze Zeit nur zu entbinden.

„Auf kurze Zeit!“ hatte sie ihm mit Bedeutung geantwortet. Georg war doch noch im Anfang oft genug auf dem Schlosse — für's erste führten ihn seine Geschäfte nicht selten hin; und dann hätte ihn ein plötzliches Wegbleiben offenbar

verrathen, und dagegen sträubte sich sein Stolz. Er hätte sich eben so gerne die Hand abgehackt, als sie nach einem Gute ausgestreckt, das nicht sein eigen war im vollsten Sinne. Und war das Lady Vere? — Sie für ihr Theil fürchtete Helene nicht mehr. Seit sie die Möglichkeit zu siegen gesehen hatte, war der Kühnen der Sieg gewiß. Sie fragte nach ihr, aber geduldete sich gern, als ihr Georg den Besuch derselben nicht in nächster Zeit versprechen konnte.

So tauchte Georg für Lady Vere in seine Wälder zurück; aber sie erwartete ruhig seine Wiederkehr. — Das arme verwundete Thier war in die Tiefe gefahren; aber eine Blutspur bezeichnete die Stelle, wo es gesunken, und über der Stelle, wo es wieder auftauchen mußte, um sein Leben auszuathmen, schwebte das verhängnißvolle Zeichen. Tollkühner Schiffer, fürchte den Todeskampf! der sterbende Riese zertrümmert das schwache Boot, in dem du dich sicher wähnst! —

XI.

Die gefürchteten vier Wochen waren Lady Vere unter der reizenden Unterhaltung so schnell verflossen, daß sie der erste September und die Ankunft der erwarteten Gäste beinahe überraschte. Lord Vere wollte den ersten Herbst, den er als großer Herr auf seinen Gütern verlebte, durch eine auserlesene Gesellschaft feiern, oder vielmehr Lady Vere wollte es. Sie hatte eine Liste der Einzuladenden entworfen nach ihrem Gutdünken und Geschmack, und wir dürfen ihr zutrauen, daß auf der langen Liste auch nicht Einer verzeichnet stand, der sich nicht durch Reichthum oder Verdienst, durch hohen Rang oder ein angenehmes Talent ausgezeichnet hätte. — Lord Vere befolgte in seiner Eigenschaft als Wirth so viele und

verschiedenartiger Wahl mit bewunderungswürdiger Consequenz ein Prinzip, das zu glänzenden Resultaten führen mußte, und sicher Nacheiferung verdient: er ließ dieselben schlechterdings machen, was sie wollten; und er wurde in seiner Ansicht, die er in Betreff der Forstcultur hartnäckig gegen Georg verfocht, daß sich Alles viel besser, sicherer und schneller von selber mache, durch das augenscheinliche Behagen, und die ungeheuchelte gute Laune und fröhliche Stimmung Aller so bestärkt, daß er seinen Gegner triumphirend fragte: „ob er, Angesichts dieses ausgezeichneten Erfolgs, noch bei seinem thörichten Eigensinn verharren könne?"

Und wirklich! den Gästen wäre auf keine Weise zu helfen gewesen, wenn sie sich in diesem lieblichen Thal inmitten der waldbewachsenen Hügel, auf den weiten Brüchen und Wiesen und Stoppelfeldern den Fluß entlang in der Ebene vor dem Schlosse; — in dem prächtigen Garten, wo die langen Heckengänge noch länger aussahen, jetzt, da sie belebt waren; die hohen Taxuspyramiden die steife Würde eines vornehmen Herrn zu verspotten, und die Sphinxe sich noch mehr zu brüsten, die weißen Sandsteingötter noch zierlichere Stellungen einzunehmen, und noch zärtlicher aus den steinernen Augen zu blicken schienen, wenn die feine Gesellschaft vorüberschritt; — in den duftigen Gewächshäusern, die, ebenso wie das Naturaliencabinet im Schlosse, von dem alten Lord herstammten; — in den luftigen Gartensälen, in deren einem getafelt wurde, wenn das Wetter gut war, und es war immer gut, — in dem ungeheuren Bibliothekssaale, der für einen Regentag, welchen man allgemein für eine Unmöglichkeit hielt, eine Zufluchtsstätte versprach; — in den bequem eingerichteten Gastzimmern, die nur die böse Eigenschaft hatten, in den langen Corridoren weniger leicht zu finden zu sein, und deren

wirklich auffallende Aehnlichkeit häufig zu ergötzlichen Verwechselungen Veranlassung gab, — mit Jagd und Spiel und Tafeln und Zeitungslesen und Politisiren und Conversiren und Intriguiren der schweren Pflicht einer guten Gesellschaft, sich nicht zu langweilen, auf einige Wochen nicht leicht hätten nachkommen können.

Wirklich belebte denn auch bald ein buntes, geschäftiges Treiben das alte Schloß und seine reizende Umgebung; und Lady Vere konnte dankbar sein, daß dem Mangel an freundlichen Gesichtern, über den sie sich vor so kurzer Zeit bei Georg so bitter beklagt hatte, nun so bald und so gründlich abgeholfen war. Und wer wäre ihr auch anders als freundlich entgegengekommen, der schönen Wirthin! Die Herren auf der Fuchsjagd ereiferten sich und ihre schnellen Pferde nicht mehr, um den Ruhm, der erste zu sein, und brachen sich nicht williger die Hälse, als in der Gesellschaft Einer dem Andern den Rang abzulaufen suchte, ein freundliches Lächeln, einen gütigen Blick, ein verbindliches Wort von ihr zu erhaschen; und die Wahrheit zu sagen, sie war mit dem Einen so wenig sparsam, wie mit dem Anderen. — Es sammelte sich Alles naturgemäß um diesen Brennpunct; die andern Damen, deren nicht viele anwesend waren, schienen nur Folie zu sein für diesen glänzenden Stein. Freilich, sie wäre auch wohl unter Hunderten als die Königin gefeiert, die schöne Lady Vere! und das Bewußtsein der unwiderstehlichen Macht ihrer Reize gab ihr wirklich etwas Königlich-Prächtiges, wenn auch ihre Schönheit ein wenig von der unheimlichen Art derjenigen Königin im Mährchen war, die ihren Spiegel nach der Schönsten im ganzen Land fragte, und ihre Hoheit etwas von der kalten Pracht des Nordlichts hatte. Aber wen die Gluth ihrer dunkeln Augen fast unheimlich dünkte, oder wen

die Blässe ihres edlen Gesichts erkältete — er fühlte sich dann wieder angezogen von dem Zauber ihrer Unterhaltung, und hingerissen von der feinen Anmuth, die sie umschwebte, und die auch der kleinsten ihrer Bewegungen einen wunderbaren Reiz gab. — Lady Vere hatte ihren dreijährigen Aufenthalt in Paris nicht ungenützt verstreichen lassen; und die Pariser Damen hatten, während sie sich der stolzen englischen Schönheit beugen mußten, nicht einmal den Trost gehabt, ihr den Witz absprechen zu können, und mit Beschämung zugestehen müssen, daß sie ihnen in all' den Vorzügen, auf die sie mit Recht so viel Werth legen, vollkommen ebenbürtig war. — Lady Vere verstand es zur Vollkommenheit, eine Unterhaltung zu führen, und ihre ausgebreiteten Kenntnisse, ihre große Belesenheit, ihr vortreffliches Gedächtniß, in dem bis auf die kleinsten Umstände Alles haftete, ihre glückliche Phantasie, die es ihr nie an einem bezeichnenden Bilde, einem geschickten Uebergange fehlen ließ, waren wohl Elemente, die in ihrer Vereinigung etwas Ausgezeichnetes bilden mußten. Sie kannte diesen Vorzug sehr wohl, und es war vielleicht der einzige, auf den sie wirklich eitel war; und nicht umsonst hatte sie zu Georg gesagt. „der Geist offenbart sich im Wort." Sie betrieb es förmlich als Kunst, gut zu sprechen, und sie konnte ihre glänzenden Phrasen so geläufig hersagen, wie Andere ihre brillanten Läufe auf dem Flügel abspielen — um so mehr, als sie trotz ihres feinen Auges für die Malerei und Plastik keine Hand, oder keine Geduld für die Ausführung hatte, ihre wohllautende Stimme nur zum Sprechen, nicht zum Singen geeignet schien, und ihre schöne Hand wohl kaum jemals die Tasten eines Klaviers, oder die Saiten einer Harfe berührt hatte. So war es denn natürlich, daß an der Stelle der Tafel, oder am Theetisch, und überall sonst, wo sie saß und

ſtand, bald das lebhafteſte Geſpräch geführt wurde, daß der Gelehrte ſeine unterhaltendſten Materien hervorſuchte, dem Politiker die beſten Stellen aus ſeinen Parlamentsreden einfielen, und dem proſaiſchſten Fuchsjäger ein Schimmer von Poeſie aufging, ob er gleich nicht wußte, wie er den etwas undeutlichen Eindruck ſeiner letzten Jagd mit der klaffenden Meute, der Carrière über die Stoppeln fort, nur gleich in ein fertiges Bild bringen könnte, das ſich mittheilen ließ, und dann wohl, wenn das Geſpräch ſchon längſt eine andere Wendung genommen hatte, ſeufzend darüber nachdachte, welchen Eindruck es auf Lady Vere machen müßte, wenn ſie ihn nur einmal in vollem Roſſeslauf auf ſeinem braunen Vollblut über eine Hecke könnte ſetzen ſehen, bis er, über die enorme Höhe dieſer imaginären Hecke erſchreckt, aus ſeiner wonnigen Träumerei auffuhr.

Aber Lady Vere ſchwelgte nicht ſelbſtſüchtig an der königlichen Tafel der Huldigungen, die ihr von allen Seiten im reichſten Maße und in den verſchiedenſten Formen zu Theil wurden. — Sie verſcheuchte die armen Vögelchen nicht, die die Broſamen aufpicken wollten, die von ihrem Tiſche fielen — ja ſie warf ihnen wohl gar ſelbſt einige hin, und ſah mit mitleidigem Erſtaunen zu, wie die armen Thierchen vor Freude zwitſcherten und die Flügel regten — und als ſie eines Abends einem ſtillen, ſchönen Mädchen, deſſen muſikaliſches Talent wirklich bedeutend war, zu einem beſcheidenen Triumphe verholfen hatte; und ein anderes Mal die Zeichnungen einer Anderen mit Enthuſiasmus pries, daß das arme Kind kaum wußte, wo es ſich vor der überlauten Bewunderung, die ihr plötzlich von allen Seiten gezollt wurde, in ihrer Verlegenheit bergen ſollte, — da ſagte der junge Herzog von Arlington, der auch von der Geſellſchaft war, zu ſich ſelbſt:

„Sie ist nicht nur auenehmend schön, und verteufelt geistreich — sie ist auch wie ein Engel gut.“

XII.

Unter all' den ausgezeichneten Personen, die Lord Vere während der Jagdzeit auf dem Stammschlosse seiner Familie bewirthete, war der Herzog von Arlington unbestritten die ausgezeichnetste. Jedermann gab das zu. Wenn ein neugieriger Frager sich erkundigt hatte, worin denn eigentlich das Ausgezeichnete bestehe, und der Befragte nach einigem Nachdenken fand, daß der Herzog weder witzig war, noch gut aussah, daß er schlecht zu Pferde saß, und auch nicht ein Talent hatte, das die Menschen liebenswürdig oder wünschenswerth macht, so sah er sich wohl endlich zu der dunklen Antwort genöthigt, „das Ausgezeichnete in dem Herzog von Arlington steckt gerade in dem Umstand, daß er der Herzog von Arlington ist.“

Es war wohl natürlich, daß zwei so bedeutende Persönlichkeiten, wie Lady Vere und der Herzog von Arlington nicht lange in einer Gesellschaft sein konnten, ohne sich gegenseitig, eben ihrer Bedeutenheit wegen, wahlverwandtschaftlich anzuziehen; und so war es denn auch bald eine ausgemachte Sache: die Verbindung dieser Beiden als das große Ereigniß dieser Jagdzeit zu prophezeien, und in Lady Vere die Herzogin von Arlington der künftigen Saison zu sehen. Es war eigentlich ein ganz klein wenig lächerlich, wenn man sich den kleinen, unscheinbaren Herzog, der nicht fünf Worte zusammenhängend sprechen konnte, und die glänzende, geistreiche Lady Vere als Gatte und Gattin dachte; und es ist mehr wie wahrscheinlich daß eben diese Dame, wenn sich ihr jener als Bedienter ge-

meldet hätte, ihn abschläglich beschieden haben würde, — aber der „Herzog" glich Alles aus; und wenn er auch als Bedienter lange nicht stattlich genug war, so war er doch immerhin eine ausgezeichnete Parthie.

So dachte Lady Vere; so dachten die Andern; aber eben weil es die Andern dachten, durfte Lady Vere es nicht zu denken scheinen.

Die Rolle, dem Herzog, und der Gesellschaft gegenüber, hatte ihre erheblichen Schwierigkeiten, und es bedurfte einer so vollendeten Künstlerin, um sich in den zarten Grenzen zu halten, in denen dieser Character gezeichnet war. — Wären sie allein gewesen, so hätte die Sache gar keine Schwierigkeiten gehabt.

Die Rolle hätte sentimental genommen werden können, oder auch im großen Styl behandelt werden oder besser naiv — unschuldig, — aber so auf offener Bühne, vor diesem großen, gebildeten Publicum ging das Eine so wenig wie das Andre. Es gab nur eine Möglichkeit: der Character mußte dem der Beatrix in der bekannten Shakespear'schen Komödie nachgebildet werden: neckisch, launig, abstoßend und anziehend zu gleicher Zeit; für den Ernst würde sich dann auch wohl die Gelegenheit finden. Der Herzog mußte in beständiger Bewegung erhalten werden. Er durfte nicht in seiner bescheidenen Unthätigkeit verharren, in der er sich freilich am wohlsten befand; er durfte nicht ahnen, daß es ihm gelte, — denn er hatte, als eine ausgezeichnete Parthie und ein mittelmäßiger Kopf, nicht so wohl Furcht vor dem Heirathen, als vor dem Geheirathet werden, — und man mußte doch auch zugleich der übrigen Welt zeigen, daß der Herzog von Arlington der Lady Clara Vere de Vere weder so werth war, noch so hoch stand, daß ihn die Pfeile ihres Witzes nicht hätten

erreichen konnen — erreichen, nein! so hoch über ihn hingeschossen werden, daß er wohl ihr Sausen hörte, aber sie schwerlich mit eigenen Augen sah. — Das war aber auch nur für weniger blöde Augen.

Lady Vere war ihres Erfolges so sicher, daß es sie gar nicht wunderte, als sie schon nach wenigen Tagen von Zeit zu Zeit etwas Ernst in den Scherz konnte einfließen lassen.

Während nun so die schöne Dame mit gewiß zu rechtfertigendem Eifer darnach strebte, eine Herzogskrone auf ihr Haupt zu setzen, war sie schwach genug, ein anderes Bild nicht aus ihrer Seele bannen zu können, selbst jetzt, wo so viel verführerische Phantasien von Glanz und Rang und Macht sie umgaukelten. Das Bild stand so deutlich vor ihr, daß sie einmal dem Herzog beinahe in's Gesicht gelacht hätte, als er bemerkte: „der Verwalter der Forsten des Lord Vere scheine ein sehr braver und thätiger Mann zu sein," und Ihr. Herrlichkeit scherzend hinzufügten, „er wolle versuchen, diesen braven Mann seinem lieben Wirthe abspänstig zu machen." Dieser Gedanke mußte für sie etwas unendlich Komisches und Reizendes haben, denn als das Kammermädchen am Abend die schönen Haare ihrer Gebieterin flocht, lachte diese ein paar Mal so herzlich auf, daß das arme Kind ernstlich zusammenschrack, da es wenig gewöhnt war an solche Ausbrüche von Lustigkeit bei ihrer stolzen, schweigsamen Herrin, die sonst so finster in den Spiegel blickte, als ob sie statt ihres herrlichen, edlen, bleichen Gesichts einen Todtenkopf betrachtete. — Georg dankte dem Himmel für die Wohlthat, in der Erregung und dem Lärmen der Jagd seine wilde Leidenschaft austoben und wenigstens auf Augenblicke vergessen zu können; und Helene dankte dem Himmel mit ihm, ob sie gleich für den Geliebten zitterte, wenn die Leute ihr in gutmüthiger Geschwätzigkeit und in ge-

rechtem Stolz auf ihren Herrn von seinen waghalsigen Thaten erzählten, und wie Lord B. heute um eine Hecke herumgeritten sei, über die Georg einen Augenblick vorher wegsetzte; und ob sich so etwas wohl für einen Lord schicke, der ein Vollblutpferd reite, das neulich auf der Rennbahn gesiegt habe, und wie Herr Allen's Fuchs, den ihm der alte Lord vor vier Jahren schenkte, doch noch immer das beste Pferd auf der Welt sei.

Sie fürchtete eine Zeit lang für sein Leben; und die schmerzliche Erinnerung an ihres Bruders trauriges Ende stieg drohend in ihrer Seele auf; ja, als sie eines Abends der Mutter gegenüber saß, die wie gewöhnlich in der Bibel las, durchzuckte sie jäh ein fürchterlicher Verdacht, daß sie die Hände vor das Gesicht legte, wie um ein entsetzliches Bild nicht zu sehen. Die Mutter schaute von dem Buche auf, und sagte ruhig: „still, Helene! Der Herr zerschlägt die Köpfe der Drachen im Wasser; der Herr ist mit ihm!“ Helene sah fragend die Mutter an; die schüttelte das graue Haupt und sagte: „Laß nur Kind, laß mich nur wachen! Du weißt nicht, was ich weiß.“ — Diese ernste, liebevolle Stimme war für Helenens Sorge und Kummer Wiegengesang. Sie hatte ein so unbegrenztes Vertrauen zu ihrer Mutter, ja eine so tiefe Scheu vor dem Dämon in der alten Frau, daß sie ihr unbedingt folgte, und ihr gegenüber gern keinen eigenen Willen haben wollte.

Sie wagte es nicht, die Mutter zu bitten, die abendlichen Besuche auf dem Kirchhofe einzustellen, obgleich sie sah, daß die Kräfte derselben täglich schwanden; sie wagte nur, sie bittend anzusehen. Die küßte sie und sprach: „laß mich, Kind! der Leib muß wieder zu Staub werden, aus dem er genommen ist; der Geist kommt zu Gott, der ihn gegeben hat, und Gott ist ewig.“

Georg war in dieser Zeit fast vom ersten Vogelzwitschern bis zum Nachtthau draußen in Wald und Feld. Er vermied es, mit Helene allein zu sein, und scheute zurück vor der Mutter festem Auge. Es war ihm öfters, als müßte er Helene zu Füßen fallen, und ihr Alles abbitten — er wußte selbst nicht, was, und als würde es ihn unendlich erleichtern, wenn er in den Schooß der guten alten Frau seinen Kopf legen, und sich ausweinen könnte, wie er oft als Knabe gethan, wenn er sie in der stürmischen Heftigkeit seines Wesens gekränkt hatte. Er horchte in seiner Noth, ob nicht die treue Freundesstimme seines Lords erschallen würde: aber sie war stumm, die sonst so vernehmlich in ihm gesprochen hatte — die Stimme des Predigers verhallte ungehört in der Wüste seines Daseins. Desto deutlicher hörte er Lady Vere's klangreiche, weiche Stimme; desto leuchtender strahlte ihr dunkles Auge in seine Nacht.

Er hatte früher in dem Zusammensein mit dem schönen Weibe eigentlich nur immer ihren herrlichen Kopf bewundert, und er wurde, wenn er von ihr ging, nicht gewußt haben, welche Farbe ihr Kleid gehabt. — Jetzt sprang plötzlich ihr ganzes Bild mit einer Klarheit in ihm hervor, die ihn entzückte und erschreckte — er sah ihre weißen Arme, das Spiel ihrer feinen, wohlgeformten Hände, er sah die ganze Gestalt in der reizenden Fülle ihrer schlanken Schönheit, und seine aufgeregte Sinnlichkeit trübte den reinen Idealismus seiner früheren Bewunderung.

XIII.

Die Gesellschaft auf Schloß Vere war so daran gewöhnt, Sonnenschein und Vogelsang, heitere Morgen, heiße Mittage und erquickende, goldene Abendstunden unzertrennlich zu denken

von ihrem Aufenthalt auf dem Lande, daß sie ernstlich überrascht war, und sich sehr ungerecht behandelt glaubte, als eines Abends eine muntere Cavalcade froh sein konnte, in dem Hause des kleinen Pastors im Dorfe ein Obdach vor dem plötzlich hereinbrechenden Regensturm zu finden und auch am nächsten Morgen die Sonne durchaus keine Miene machte, hinter den schweren Wolken hervorzukommen, ja für einige Tage der Gesellschaft die Aufgabe stellte, wie diese ohne ihre freundliche Mitwirkung und mit einem strömenden Regen fertig zu werden vermöge. Der kleine Lord Vere war in Verzweiflung. Er sah durch die Ungunst der Witterung sein Princip im Grunde erschüttert; er glaubte bemerkt zu haben, wie sich einige Blicke mit einem unheimlich — fragenden Ausdruck auf ihn richteten, und er fuhr ordentlich zusammen, als der Herzog von Arlington am Abend des zweiten Tages sich offen mit der verzweifelten Frage an ihn wandte: „Und nun, Mylord! was beginnen wir bei diesem unverantwortlichen Regen?“ — Er klingelte seinen Kammerdiener des Nachts mehr wie einmal heraus, um sich nach dem Stand des Wetters zu erkundigen, und legte sich verdrießlich auf die andere Seite, wenn er hörte, daß es noch immer regne, und die Mondessichel nur von Zeit zu Zeit durch die jagenden Wolken blicke.

Lady Vere war erhaben über die kleinliche Schwäche, sich durch einige böse Tage die gute Laune verderben zu lassen. Erstlich war ihr jede Veränderung als Veränderung lieb, sodann war ihr wirklich das ewig heitre Wetter nach gerade ernstlich zuwider geworden, und endlich begünstigte der anhaltende Regen, der die Gesellschaft in's Haus bannte, und die Jagd auf einige Tage einzustellen nöthigte, einen Plan, den in's Werk zu setzen sie sehnlich auf die erste passende Gelegenheit gewartet hatte. Lady Vere geduldete sich noch zwei Tage,

Georg war im Schlosse gewesen; war aber nach einer kurzen Unterredung mit Lord Vere sogleich wieder fortgeritten. —

Die Damen hatten ihre Stickereien hervorgesucht und gefunden, daß einige nothwendige Schattirungen fehlten: die Herren hatten die noch nicht beantworteten Briefe beantwortet, die noch nicht gelesenen Zeitungen gelesen, und Alle kamen nun wieder aus den Gastzimmern hervor, wie Hühner unter dem Wagen, wenn sie glauben, daß es nun genug geregnet habe — und Alles versammelte sich wieder in dem Gesellschaftssaale, und man las auf allen Gesichtern: es ist Zeit, daß der Feind die Belagerung aufhebt, denn unsere Vorräthe sind erschöpft. Ja, einige ungeduldige Geister beriethen flüsternd in einer Ecke einen Ausfall auf Leben und Tod, und der junge Lord F., der gefürchtete Held der Rennbahnen, sagte mit Nachdruck: „Es ist besser, einen ehrlichen Reitertod auf den schlüpfrigen Wegen sterben, als hier auf dem glatten Parquet vor Langeweile."

„Was hindert uns" — fragte Lady Vere am dritten Abend den kleinen Kreis Auserwählter, der sich um sie schaarte und von ihr Rettung aus der Gefahr und Trost im Unglück erwartete, „was hindert uns, etwas zusammen zu lesen, vielleicht ein Schauspiel mit vertheilten Rollen, oder noch besser, gleich ein's aufzuführen?"

„Aufführen!" erscholl es von allen Seiten. Der Herzog war so entzückt über diesen Vorschlag, daß er halblaut zu seinem Nachbar sagte: „bei Gott, sie hat mehr Verstand in ihrem kleinen Finger, als wir beide in unseren Köpfen!" eine Behauptung, welcher der Andere unbedenklich beistimmte, da er keine Schande darin sah, ein, wenn auch trauriges, Schicksal mit einem Herzog zu theilen.

„Was sollen wir spielen?" war die Frage, die von allen

Seiten eben so einmüthig aufgestellt, wie verschiedenartig beantwortet wurde. „Lassen Sie uns eine Charade aufführen!“ rief eine Stimme; „oder König Lear!“ eine andere. Alles lachte.

„Im König Lear“ sagte Herr Burn, der ausgezeichnete Parlamentsredner, leise zum Pastor, dem er die Ehre seiner geistreichen Unterhaltung öfters zu Theil werden ließ, weil der Geistliche wirklich ein vortrefflicher Kopf war — „wüßte ich nur eine Rolle zu besetzen: die Goneril, und für die Regan wäre auch gesorgt, wenn Lady Vere eine ihr ähnliche Schwester hätte.“

Lady Vere's klare Stimme unterbrach den Lärm: „Wir streiten uns um den Titel des Stücks, und sind schon mitten in der Aufführung! Was ist denn dies, wenn es nicht „Viel Lärmen um Nichts“ ist?“

„Sagte ich es nicht!“ rief der Herzog überlaut.

„Was, Mylord?“ fragte Lady Vere.

„Daß ich Recht habe; oder vielmehr, daß Sie Recht haben, wie immer.“

Es ging jetzt an die Austheilung der Rollen.

Wer Beatrix spielen sollte, fragte Niemand. Den Don Pedro sollte der Herzog übernehmen; eben so leicht waren die übrigen Rollen vertheilt; nur um Benedict erhub sich großer Streit, wie um die Waffen des Peliden — diese Lanze konnte oder wollte Keiner schwingen.

„Ich wüßte nur Einen,“ sagte der Pfarrer, vielleicht etwas böswillig, „aber er ist augenblicklich nicht anwesend: ich meine Herrn Allen!“

Hätte der kleine Pastor gewußt, welchen Dienst er diesmal freilich, ohne es zu wollen, Lady Vere leistete, — und der würdige Mann sah es im Allgemeinen nicht ungern, wenn er sich die Mächtigen verpflichtete — er hätte dem neckischen

Damon, der ihm diesen Namen zuflüsterte, Dank gewußt: Lady Vere sann eben darüber nach, wie sie Georg auf eine schickliche Weise in's Spiel bringen könnte.

„Bravo, Herr Pastor!“ rief sie erfreut, „das war einmal ein gescheiter Einfall!“

„Wer ist Herr Allen?“ fragte der Herzog, der kein Jäger war, und Georg noch nicht kennen gelernt hatte.

„Herr Allen ist derselbe junge Mann, den Ew. Herrlichkeit Lord Vere wollten abspänstig machen: der Verwalter der Forsten.“

Der Herzog sah etwas erstaunt aus, und blickte Lady Vere fragend an.

„O,“ sagte die schöne Dame lachend: „Ew. Herrlichkeit können ganz ruhig sein: Herr Allen ist, trotz seiner unscheinbaren Stellung, was wir in unserer Sprache so bezeichnend einen Gentleman nennen.“

„Was nennen Sie einen Gentleman?“ fragte Ihr. Herrlichkeit.

„Das fragt mich der Herzog von Arlington!“

„Wollen Sie mir eine Definition dieses Wortes geben?“

„Das ist nicht leicht, Mylord, wenn es überhaupt möglich ist: erwiederte Lady Vere, ihr glänzendes Auge fest auf das ausdruckslose Gesicht des Fragers heftend. „Ich wüßte nur in Bildern anzudeuten, was sich eben nur fühlen, also auch nicht scharf mehr definiren läßt. Es ist die innige Verschmelzung des Strengen und Zarten, die ja, um mit dem deutschen Dichter zu reden, den guten Klang giebt. Das Zarte, Feine, den Frauen Abgelauschte, in ihrem Umgange Herangebildete, liegt in dem ‚gentle‘; das Strenge, Feste, Starke, in dem Kampfe mit Männern Herausgearbeitete, in dem ‚man‘; ‚gentle‘ ist der Inbegriff aller geselligen Vorzüge, ‚man‘ der Ausdruck

für die Mannes- und Bürgertugend: ‚man' ist der feurige Wein, ‚gentle' die kunstvolle Trinkschale; ‚man' ist die scharfe, correcte Zeichnung, ‚gentle' das warme, weiche Colorit; ‚gentle' mag der Sybarit sein, den ein zusammengerolltes Rosenblatt im Schlafe stört; ‚man' der Brutus, der seine Kinder opfert, aber Perikles, der tapfre, großherzige, feine, liebenswürdige Atheyer ist Gentleman."

„Das verstehe ich nicht:" sagte der Herzog.

„Ist jeder Gentleman ein Perikles?" fragte Einer aus der Gesellschaft.

„Das habe ich nicht behauptet," antwortete Lady Vere, „ich habe nur gesagt, daß Perikles ein Gentleman gewesen ist."

„Verstehen Sie recht:" sagte Herr Burn, „man nennt Viele Christen, ob sie gleich mit ihrem göttlichen Vorbilde nur eine sehr entfernte Aehnlichkeit haben."

„Ganz meine Meinung!" sagte Lady Vere.

„Können Sie uns nicht eine eben so geistreiche Definition von dem Worte ‚Lady' geben?" fragte der Herzog.

„Das überlasse ich nun Ihnen, Mylord!" sagte Lady Vere mit einem bezaubernden Lächeln.

„War Aspasia eine Lady?" bemerkte der fraglustige Burn.

„Gewiß!" erwiederte Lady Vere, „es fehlte ihr nur eine Eigenschaft."

„Die, daß sie nicht Lady Vere war!" murmelte Herr Burn.

„Der Einfall des Herrn Pastors war gut;" fing Lady Vere wieder an, „aber das Talent des Herrn Allen muß für den Augenblick anderweitig verwandt werden." „Wie das?" fragten Alle. „Da die Gesellschaft mir freiwillig die Rolle einer Directrice zuertheilen zu wollen scheint," fuhr sie mit schalkhafter Würde fort, „so bestimme ich Folgendes: Herr Burn

übernimmt die Rolle des Benedict, die wie für ihn geschrieben ist, und zugleich das Amt eines Censors und Regisseurs. Wir ertheilen ihm die weiteste Vollmacht: Redensarten, Rollen, Scenen zu streichen; mit einem Worte, das Stück unseren Kräften und unserem Geschmacke anzupassen; und schieben somit die Verantwortung aller Sünden, deren wir uns gegen den Genius des größten Dichters schuldig machen, feierlich auf ihn. Die Rollen müssen zu Morgen früh ausgeschrieben, und in den Händen der Darsteller sein. Ich selbst bin im Besitz von nicht weniger als fünf Exemplaren, von denen vier aus der Sammlung des verstorbenen Lords, eines großen Verehrers von Shakespeare, stammen. Der Secretair des Lord Vere wird sich ein Vergnügen daraus machen, uns seine Nachtruhe zu opfern; wer ihm helfen will, erwirbt sich ein Verdienst um die Kunst, und den Dank der Gesellschaft."

Diese Bestimmungen wurden mit großem Beifall angenommen, und Herr Burn empfahl sich an der Spitze seiner zahlreichen Freiwilligen, und begab sich mit ihnen in die Bibliothek; und der Wächter glaubte, der Geist des seligen Herrn gehe um, als er seit vier Jahren zum ersten Mal wieder während der ganzen Nacht Licht durch die hohen Fenster des alten Saales schimmern sah.

XIV.

Der Zufall, welcher schon einige Male während ihrer kurzen Bekanntschaft die freundliche Rolle eines Vermittlers übernommen hatte, war es auch ohne Zweifel diesmal, der Lady Vere durch das Zimmer führte, gerade als Georg am nächsten Morgen eine seiner gewöhnlichen kurzen Unterredungen mit Lord Vere hatte. „Gut, daß ich Sie treffe, Herr Allen!" sagte die

Dame. „Ich habe eine Bitte an Sie. Darf ich Sie hernach auf einige Augenblicke in der Bibliothek erwarten?“ Georg verbeugte ſich. —

„Sie ſind ja nun doch ein Naturforſcher, Herr Allen,“ fuhr der bekümmerte Lord nach dieſer Unterbrechung fort. „Iſt denn gar keine Ausſicht, daß dieſer abſcheuliche Regen nächſtens ein Ende nimmt? Er verdirbt uns ja unſere ſämmtlichen Pläne. Die Wieſen und Felder am Fluß ſind ja vor vierzehn Tagen nicht wieder betretbar, und die Herren können nicht jagen, auch wenn das Wetter wieder gut wird. Sie alle ſehen mich an, als ob ich an dem ganzen Unglück Schuld ſei.“

„Es kann ſich Niemand ungeduldiger nach anderem Wetter ſehnen, als ich, Mylord! Ich bin geſtern nur noch zweimal mit dem Pferde geſtürzt.“

„Sie ſind herausgeweſen in dieſer Sündfluth?“ rief Lord Vere mit Entſetzen.

„Es war nur zum Inſpiciren;“ ſagte Georg ausweichend.

„Sie müſſen ſich ſchonen, Herr Allen,“ ſagte der gutmüthige kleine Herr, „und Ihre Pferde, die ſchönen Thiere! Reiten Sie auf der nächſten Jagd ein's von meinen Pferden. Der braunen Beß, ſagt Herr Burn, iſt keine Hecke zu hoch.“ — —

Georg traf Lady Vere in der Bibliothek, allein.

„Alſo mit den Elementen muß man ſich verbünden, um Ihrer einmal habhaft zu werden, Herr Allen!“ ſagte ſie freundlich. „Daß Sie die Tage her nicht müßig waren, weiß ich ſehr wohl von den Jägern, die ſämmtlich auf Sie eiferſüchtig ſind, weil Sie es den Herren im Reiten zuvorthun. Aber was haben denn die Damen dem kühnen Ritter gethan, daß er ihre Geſellſchaft ſo ganz verſchmäht? — Sagen Sie mir, Herr Allen, habe ich Sie vielleicht unwiſſentlich beleidigt?“ Und bei dieſen Worten ſenkte Lady Vere ihre Stimme zu

Bayerische Staatsbibliothek München

jenem wunderbaren innigen, tiefen Ton, deſſen Gewalt über Georg ſie jetzt erfahren hatte; und ſie ſchlug auf einen Augenblick die dunklen Wimpern nieder, um ihn dann groß und warm anzuſehen mit einem Blicke, der ebenſowohl ſagen konnte: Sehen Sie, Herr Allen, es ſchmerzt mich ſo, Jemand beleidigt zu haben; als: Sieh, Georg, ich kann es nicht ertragen, daß Du Dich von mir entfernſt.

Georg verſicherte, nicht ohne einige Verwirrung, daß nur ſeine vielen Geſchäfte ihn bis jetzt verhindert hätten, den Einladungen auf Schloß Vere Folge zu leiſten.

„Die Antwort iſt ein hübſches, leichtes Sommergewand, bei gutem Wetter angenehm zu tragen; aber für die Regentage taugt es nicht!“ antwortete lächelnd Lady Vere. „Doch zu meinem Anliegen, Herr Allen! Was werden Sie ſagen, wenn ich ſelbſt die ſchöne Ordnung, die Sie hier hergerichtet haben, freventlich zerſtöre? Aber nur unter der einen Bedingung: daß Sie Ihre Erlaubniß dazu ertheilen; ja, nicht genug, daß Sie ſich deſſelben Frevels mitſchuldig machen.“

„Was meinen Sie, Mylady?“

„Darf ich es Ihnen ſagen, Herr Allen? Wir wollen Comödie ſpielen, und dieſer edle Saal ſoll die Bühne ſein. Können Sie das verantworten? und wollen Sie uns helfen?“

„Sie haben ganz über mich zu befehlen, Mylady!“

„Nein, nicht ſo kalt, Herr Allen! ſonſt habe ich nicht den Muth, in meiner Beichte und Bitte fortzufahren. Sagen Sie zuerſt, ob der Saal nicht wie für unſern Zweck geſchaffen iſt, und ob ſich nicht Alles wie von ſelbſt macht? Ja, ich geſtehe, der Gedanke, ſpielen zu wollen, hat ſich eher zu der Bühne, die ſchon da war, gefunden, als umgekehrt.“

Lady Vere hatte Recht: es bedurfte nur geringer Veränderung, um die Bibliothek zu einem Schauſpielſaale umzuſchaffen.

deſſen ſich eine kleinere Provinzialſtadt nicht hätte zu ſchämen brauchen. — Der weite Raum, der auch durch ſeine gewaltige Höhe imponirte, war augenſcheinlich aus zwei Sälen entſtanden, deren gemeinſchaftliche Wand man durchbrochen hatte. Man hatte von ihr, um die hohe Decke zu ſtützen, auf beiden Seiten Mauerpfeiler ſtehen laſſen, die jetzt einen natürlichen Rahmen für den Vorhang abgeben konnten. Ja, was der zweiten Hälfte des Saales, an deſſen einer Wand, dem Haupteingange gegenüber, ſich die Gallerie, an der anderen, nach dem Garten zu, die große Glasthür mit dem Balkon befanden, durchaus den Anſchein einer Bühne gab, war der Umſtand, daß hier der Fußboden um ein nicht unbedeutendes höher lag, als in der anderen Hälfte. In dieſer, wo anſtatt der Fenſterthür vier kleinere Bogenfenſter angebracht waren, ſtanden die meiſten Bücherſchränke mit den Büſten, während die zweite für eine kleine Handbibliothek und die Familiengemälde reſervirt war. Die Pfeiler der alten Mauer waren ſchon mit Bildern geſchmückt; hier hing auf der einen Seite der verſtorbene Lord, auf der anderen die ſchöne, blonde Dame, von der Lady Vere behauptet hatte, es ſei keine Vere. — Georg billigte im Allgemeinen Lady Vere's Plan. Seine erzwungene Kälte wich bald ſeiner lebhaften Theilnahme, und er war nun im Anordnen und Verbeſſern ſo eifrig, wie die ſchöne Dame ſelbſt, die in ihrer Ungeduld, ihre Einrichtungen gebilligt zu ſehen, und Georg Alles zu zeigen, unwiderſtehlich war.

„Und nun noch Eines!“ ſagte Lady Vere, als ſie Alles durchſprochen hatten, ihre ſchöne Hand leicht auf den Arm ihres Begleiters legend; „ich habe Ihnen in ‚viel Lärmen um Nichts‘, das unter dieſen Händen ſicherlich ſeinem Namen Ehre machen wird, keine Rolle zuertheilt, obgleich ſelbſt unſer Paſtor fand, daß Sie der Einzige ſeien, der den Benedict ſpielen könne.

Ich habe, wie ein kluger Feldherr, die schlechten Truppen zuerst in's Feuer geschickt, um die guten für den Hauptangriff zu schonen. — Wollen Sie den Romeo übernehmen, wenn ich mir rechte Mühe geben will, die Julia in der Gartenscene im zweiten Aufzuge gut zu spielen? Sie sehen, daß auch hier das Local wieder die Anregung gegeben hat. Verstehen Sie, nur diese eine Scene, denn für die anderen Rollen haben wir die Schauspieler nicht."

Gedachte Lady Vere die vorhergehende Scene auf dem Balle doch auch vorher, wie es sich gehörte, vielleicht jetzt gleich, zu spielen, daß sie Georg mit diesem freundlichen Lächeln so bittend ansah? — Ach, die schöne Künstlerin vergaß im Interesse der Kunst ganz die stolze Lady! Was thut man nicht, um seine künstlerischen Absichten in's Werk zu setzen! Der Eifer einer Maria Theresia, die ihre Magyaren in einen Kampf auf Leben und Tod treibt, ist nicht größer, als der einer ehrgeizigen Schauspielerin, die ihre Lieblingsrolle auf die Bühne bringen will.

Georg zog die schöne Hand, die noch auf seinem Arm ruhte, an seine Lippen: „Sie haben ganz über mich zu befehlen, Mylady'" sagte er. Diesmal brauchte sich die schöne Dame nicht über die Kälte seines Tons zu beschweren. Sie beschwerte sich auch nicht, sondern fuhr munter fort: „Und nun, Herr Allen, da der Regen auf einige Stunden nachlassen zu wollen scheint, galoppiren Sie schnell nach Hause, und sein Sie zu Mittag wieder hier. Ich kann nicht zugeben, daß Sie bei diesen entsetzlichen Wegen — die Wiese im Walde muß ein See sein, Herr Allen — den halben Tag unterwegs sind. Sie sehen, Sie sind bei schlechtem Wetter so gut unentbehrlich, wie bei gutem. Ich werde Befehl geben, Ihnen ein Zimmer anzuweisen, wie den übrigen Herren. Richten Sie

sich so ein, daß Sie hier bleiben können, wenn es draußen stürmt und regnet, wie in der Nacht, als die bösen Töchter den guten, alten Vater auf die Haide hinausstießen; oder besser, sein Sie ganz unser Gast für diese Tage, und lassen Sie draußen regnen, so viel es will — denn: der Regen, der regnet jeglichen Tag, — wie der Narr im Lear sagt."

XV.

So war der wilde Vogel denn doch endlich kirre gemacht, wenn das Herz auch ungestüm pochte, als die schöne Hand, die sich so bittend nach ihm ausgestreckt hatte, sanft das glänzende Gefieder glättete, und die scheuen Schwingen über einander legte.

Die Empfindungen in ihren Spitzen laufen in einander, und es giebt einen Moment, wo der Schmerz Lust, und die Lust Schmerz ist! Eine solche schmerzliche Lust war es, die Georg empfand, als er an diesem Abend das glänzende Wesen, dessen Bild all' diese Zeit in seinen Träumen bei Tage und seinem Wachen bei Nacht ihn nimmer verlassen hatte, in dem bunten Gewimmel von Herren und Damen vor sich sah, wie, nach dem Ausdruck des alten Poeten, den leuchtenden Mond unter den bleicheren Gestirnen.

Es war, als ob sich Lady Vere das Vergnügen nicht habe versagen können, den Herzog und Georg zusammen zu sehen; wenigstens ruhten ihre Augen mit einem seltsamen Ausdruck auf den Beiden, als sie gelegentlich einige Minuten mit einander sprachen; und wer es verstanden hätte, die wunderliche Sprache von Lady Vere's schönen Augen zu entziffern, hätte wohl darin lesen können: bei Gott, er ist nicht werth.

sein Bedienter zu sein. Und wirklich auch einem weniger parteiischen Auge, als dem der Lady Vere, hätte der seltsame Contrast der beiden jungen Männer auffallen müssen, als jetzt Georg mit dem Anstand und der Würde eines Fürsten, der einem Bittsteller eine Audienz ertheilt, dem kleinen, unbedeutenden Herzoge einige gleichgültige Fragen über Forstcultur beantwortete.

Nicht daß Georg auch nur im Entferntesten durch ein großthuerisches Wesen den fehlenden Rang hätte ersetzen, seiner unscheinbaren Stellung in der Gesellschaft hätte zu Hülfe kommen wollen, aber es lag nun einmal in seinem Wesen eine angeborene Vornehmheit, die sich so wenig verleugnen läßt, als die Sonne es hindern kann, daß es da Licht wird, wohin sie blickt. Es giebt gewisse Gestalten, die in dem vollkommenen Ebenmaß ihrer Glieder einer unschönen, oder unedlen Bewegung gänzlich unfähig sind. Wer hat das Reh gelehrt, so anmuthig über den Wiesenplan hinzufliegen? oder dem Hirsch gesagt: so mußt du das stolze Geweih legen, und so mußt du die Vorderläufe biegen, wenn du über einen Graben setzt, damit der Mensch die Kraft und Schönheit deines mächtigen Sprunges zum Sprichwort macht? In Georg's Wesen war eine reizende Mischung von dem feinen Anstande des Weltmanns und der frischen Kraft des Jägers: und die Herren konnten, wenn sie wollten, bemerken, daß er ebenso gut eine Verbeugung machen, als eine Hecke überwinden könne.

Die Schilderung, die Lady Vere gestern von ihrem Ideal eines Mannes gemacht hatte, paßte so genau auf Georg, daß sie sich in die Wette biß, wenn sie dachte, wie leicht man das Original zu der Copie finden könnte. — Georg fühlte sich bald in dem glänzenden Cirkel heimisch. Die meisten Herren hatte er auf der Jagd schon kennen gelernt, und seine Stei-

lung brachte es mit sich, daß er das Orakel des Kreises war, der aus den jüngeren gebildet wurde. Von den älteren hatten Manche Georg bei dem verstorbenen Lord gesehen; man erinnerte sich, in welcher Gunst er bei dem alten Herrn gestanden hatte, und daß er, wenn das anders sein Wille gewesen wäre, durch dessen mächtige Protection jede Stellung hätte erreichen können. Besonders freute sich Herr Burn, der erst vor einigen Tagen eingetroffen war, Georg wiederzusehen; und sein achtungsvolles und herzliches Entgegenkommen fiel um so mehr auf, als er allgemein für einen sehr kalten Mann galt, der seine Ansprüche an die Menschen etwas hoch spannte. Er war — den Herzog natürlich ausgenommen — weitaus die bedeutendste Persönlichkeit der ganzen Gesellschaft, und überragte Alle an Geist und Kenntnissen. Man rühmte ihn als einen vortrefflichen Staatsmann, und als Schriftsteller hatte er sich ausgezeichnet. Seine Reden im Unterhause waren durch ihre Schärfe und durchsichtige Klarheit der Schrecken seiner Gegner, und die Wonne seiner Anhänger. Obgleich noch ein jüngerer Mann, war er ein Freund des alten Lord Vere gewesen, und Georg hatte ihn schon vor der großen Reise auf Schloß Vere kennen gelernt und liebgewonnen. In diesem Jahre war auch er im Orient gewesen; er war begierig, die letzten Schicksale des alten Freundes zu vernehmen; und wer konnte ihm darüber besser Auskunft geben, wie Georg? So waren sie denn bald aus ihrem regnerischen, englischen Himmel unter die glühende Sonne Syriens versetzt, und wandelten wohl unter den Ruinen von Palmyra, als sie jetzt in eifrigem Gespräch, Arm in Arm, im Saale auf und ab schritten. — Im Uebrigen mischte Georg sich wenig in die Unterhaltung. Es war ihm ein schmerzlich-süßes Gefühl, Lady Vere in dieser für ihn neuen Umgebung zu beobachten.

Wie der Wandersmann auf schmalem Felsenpaß vor dem Abgrund zu seinen Füßen schaudert, und doch, von unwiderstehlicher Gewalt gezogen, sich über ihn beugt, die grause Tiefe ganz mit den Blicken zu durchdringen: wie wir mit gierigem Auge zu dem Seiltänzer, der oben, im letzten Abendsonnenschein, auf dem Seile balancirt, emporstarren, während uns doch das Blut in den Adern stockt, vor Furcht — so hingen Georgs Blicke an der Schönheit und Anmuth des wunderbaren Wesens, so horchte er der Rede, die diesen geistreichen Lippen entströmte, wie die üppige Blumenfülle dem Horn der Flora. —

Während er jetzt in einiger Entfernung vor ihr stand, und ihr zuhörte, und sie ansah: träumte er, er läge am Rande des Springquells an der schattigsten Stelle eines schönen Parks, und schaute mit Entzücken zu, wie der helle, schlanke Strahl jetzt gerade in die Höhe steigt, jetzt anmuthig sich neigt vor dem lauen Winde und sich hinüber biegt und herüber; jetzt in kühnem Bogen zur Erde schießt, jetzt palmenartig in der Höhe nach allen Seiten sich ausbreitet, und in Millionen Perlen rings herniederrauscht, wie die schlanken Zweige der Trauerweide den Stamm verhüllen; er hörte das süße Gemurmel, das einlullende, zauberische Plätschern — und dann war es ihm, als würde er von Adlerfittigen emporgetragen über die niedrige Erde, als schwebte er frei über Bergen, Thälern und Wäldern durch den unermeßlichen Aether — und dann erwachte er, und hörte das Summen und Schwirren einer zahlreichen Gesellschaft, und sah eine bunte Menge vor seinem erstaunten Auge sich hin- und herbewegen, und bemerkte, daß Lady Vere aufgehört hatte, zu sprechen, oder dem Kreise, der sie umringte, sich anmuthig entziehend, jetzt an einem anderen Ende des Saals war. Kam das Regenwetter der Schönheit und Munterkeit Lady Vere's zu gute, oder der Glanz der

Kerzen; entzückte sie die Aussicht auf das bevorstehende Schauspiel, oder wollte sie heute versuchen, ob sie einmal Alle vergessen machen könne, daß es draußen stürme und regne, und für ihre Person mit dem Glanz und der Pracht eines warmen Sommerabends wetteifern — sie war an diesem Abend so wunderbar schön, daß der kalte, kaustische Burn, der eben kein Bewunderer Lady Vere's war, zu Georg herantrat, und ihn leise fragte: „Erinnern Sie sich, je auf Ihren Reisen in Italien oder Griechenland oder Syrien ein schöneres Weib gesehen zu haben?"

„Es gieb nur eine Lady Vere!" erwiederte Georg.

An diesem Abende las die alte Margareth im Försterhause im Walde aus der Bergpredigt: ‚Schauet die Lilien auf dem Felde an, wie sie wachsen: sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als derselben eins.'

XVI.

Während so auf Schloß Vere ein buntes geschäftiges Treiben herrschte, und der muntere Lärm einer fröhlichen Gesellschaft, in der, durch den Zauber einer bedeutenden Persönlichkeit angeregt, Jeder jedes Talent aufbietet, um nicht hinter den Uebrigen zurückzubleiben, und es sich zur Ehrensache macht zur allgemeinen Unterhaltung beizutragen, das Unwetter draußen übertönte — während Rollen gelernt; die Maskengarderobe, die Lady Vere aus der nächsten Stadt hatte kommen lassen, durchmustert, Anzüge in Verzweiflung wieder bei Seite geworfen, oder triumphirend vor dem Spiegel angelegt wurden; während man Proben hielt, und die Rollen des Stücks mit den Rollen im wirklichen Leben durcheinander wechselte, und

der Herr, der den Don Juan spielen sollte, nicht mehr recht wußte, ob er wirklich ein ehrenwerther, friedlicher Herr vom Lande, oder ein tückischer, grausamer Böswicht sei — während Georg den schäumenden Lebensbecher mit durstigen, vollen Zügen leerte, und ob er sich den Tod d'ran trinken sollte, — war es desto öder und freudeloser in dem einsamen Hause im Walde. — Hier übertönte kein fröhlicher Lärm das Sausen des Sturmes, der durch die hohen Buchen tobte, und ihre Aeste im wilden Ungestüm durcheinander peitschte, und an den geschlossenen Laden rüttelte, und durch den Wald heulte, wie ein hungriges Raubthier, oder den strömenden Regen, der seinen kalten, feuchten Athem selbst in die Stube hauchte, und vor dem man nicht einmal hier sicher zu sein glaubte, wenn man das Prasseln der schweren Tropfen in den breiten Kronen der Bäume vernahm, oder das eintönige Rinnen der Dachtraufe, und das dumpfe Brausen des Waldbaches, der sonst unter breiten Wasserlilien zwischen hohen Binsen und Farrenkraut so still dahinfloß, und nun trübe Fluthen durch den Wald die Hügel hinab in's Thal wälzte, und die alten Eichen entwurzelte. — In der Küche, des Abends am Heerd, um das flackernde Feuer, dessen Rauch der Wind, der in dem Schornstein brummte, und ächzte und stöhnte, wie ein eingesperrter Riese, nur zu oft ihnen in's Gesicht trieb, saßen die alte Barbara, und die kleine, rothbäckige Köchin, und die beiden Knechte, zu denen sich auch wohl Georg's alter, eisgrauer Förster gesellte, der ein paar hundert Schritte weiter im Walde wohnte, und der seinen jungen Gehülfen nur zu selten mitbrachte, weil der, wie er sagte, das einsame Häuschen bewachen müsse, daß es der Regen nicht fortschwemme, und der Wind nicht fortwehe — eigentlich aber, weil er wegen der Gunst der hübschen Dirne auf den schmucken Burschen eifersüchtig war — und sie ver-

trauten sich grausliche Märchen von Hexen und Kobolden, und der alte Waidmann wußte so schauerliche Geschichten vom wilden Jäger zu erzählen, daß die kleine Mary die Hände vor das Gesicht schlug, um die rothe Feder und den flatternden Mantel nicht zu sehen, und sich an die alte Barbara anschmiegte, und leise betete, daß der Herr sie bewahren möge vor dem bösen Feinde.

Ja, es war öde und traurig in dem einsamen Hause im Walde; aber wem sein guter Geist von dem lieblichen Mädchen erzählt hätte, das zu finden war, dort oben, der hätte ein gar wunderlicher Ritter sein müssen, oder gefesselt von einem bösen Zauber, wenn er sich nicht alsbald aufgemacht hätte durch Sturm und Regen, und mit seinem guten Schwerte sich den Weg gebahnt durch die Dornenhecke, hinter der die rothe Rose duftete und blühte in stiller Heimlichkeit.

Die alte Margareth hatte die abendlichen Besuche des Kirchhofs einstellen müssen, und schaffte still und sorgsam im Hause; aber wenn sie jetzt des Abends ihrer Tochter gegenüber saß, und in der Bibel still für sich las, oder einen Kernspruch laut sprach, als wollte sie die Welt herausfordern, und sagen: das steht hier geschrieben, und ihr dürft es lesen, ihr Alle, und ihr seid so hart und lieblos — da konnte es Helene nicht entgehen, wie blaß die Mutter war, wie ihr graues Auge tiefer in die Höhlen gesunken war, wenn es auch noch in dem alten Feuer erglänzte; wie ihre runzliche Hand zitterte, wenn sie den Leuchter ergriff, um hinaufzugehen; wie wankend ihr Schritt auf der Treppe, wie sehr sie der freundlichen Stütze bedurfte.

„Mutter, liebe Mutter, Du bist krank; kränker als Du denkst, oder mich willst merken lassen! Laß mich heute Nacht bei Dir wachen, oder wenigstens in Deinem Zimmer schlafen!“

„Still, Kind. Du mußt nicht traurig sein! Wer mag seiner Länge ein Elle zusetzen, ob er gleich darum sorge? Wir sollen aber nicht sorgen! das ist so thöricht. Sorge Du auch nicht! Sag' Georg nichts: er darf's nicht wissen. Er ist noch nicht werth, daß ihm die Engel dienen: — er hat die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit noch nicht verschmäht. — Sei ruhig, liebes Herz, laß mich nur wachen! — Georg kommt! Ich darf ihn jetzt nicht sehen; die Stunde ist noch nicht da."

Helene sah noch mit trübem Auge nach der Thür, durch die die Mutter verschwunden war, als sie jetzt, da der Sturm und der Regen auf einige Augenblicke nachgelassen hatten, den Hufschlag von Georg's Pferde auf dem kiesbestreuten Wege vor dem Garten vernahm. — Es waren schon mehrere Tage verflossen, seitdem Georg wieder zum ersten Male auf dem Schlosse gewesen war. Helene wußte, wo er den Tag über sich aufhielt, woher er kam, wenn er spät in der Nacht herangalopirte.

Georg hatte die Einladung Lady Vere's nur zum Theil angenommen; er hatte jetzt sein Zimmer auf dem Schlosse und seine Anzüge für die Gesellschaft — aber er ritt jede Nacht heim, und es war ihm eine eigene Lust, diese Gefahr des nächtlichen Ritt's auf den schlüpfrigen Wegen. Der Regen, der ihm in's Gesicht schlug, und seine Kleider durchnäßte, kühlte die Gluth in seinem Innern. Daß er Clara Vere liebe, war ihm schon lange kein Geheimniß mehr; aber es war ihm eine unaussprechliche Lust, jetzt zu finden, daß die stolze Lady ihm gegenüber aufgehört hatte, die stolze Lady zu sein; daß sich ihre Liebe zu ihm in Zeichen offenbarte, die darum nicht weniger vernehmlich zu ihm sprachen, weil sie

für Andere unmerklich waren, und die er nicht länger mißdeuten konnte, wenn er nicht blind sein wollte mit offenen Augen. Diese Gegenliebe war es, die seine Leidenschaft zu neuer Gluth anfachte. Georg war zu stolz, als daß er hätte um Liebe betteln können; und wenn er, wie die schöne Dame dachte, den Pfeil nicht ungestraft aus dem Herzen ziehen konnte, so hätte er sich sicherlich still in sich verblutet, und keiner Menschenseele die Freude oder den Schmerz gemacht, ihr seine Todesqual zu zeigen.

Aber laßt nur ein schönes Weib euch zeigen, daß sie euch liebt, und sehet zu, wie ihr eure Dankbarkeit beweisen könnt, ohne Dinge zu thun, die euch hernach gereuen! — Auch der einfachste, demüthigste, wahrste Mensch fühlt sich ein höheres Wesen, wenn er Liebe oder Bewunderung erweckt, und er heißt die Liebe und die Bewunderung so wenig schweigen, als eine köstliche Musik, die seine Seele bezaubert, und sie zu dem Hochgefühl eines reineren und schöneren Daseins emporhebt. — Oder waren das nicht Zeichen von Lady Vere's Liebe zu ihm, daß sie selbst im Gespräche mit Anderen mit der größten Feinheit Anspiegelungen einfließen ließ, die sich auf die geringsten Einzelheiten ihrer Zusammenkünfte auf der Bibliothek und im Walde bezogen, und die nur für ihn berechnet waren? daß er jetzt bemerkte, wie Niemand, und auch die Geistreichsten nicht, ihr den Beifall und das Wohlgefallen abnöthigen konnten, die sie ihm so oft mit leuchtenden Augen und köstlichen Worten zu erkennen gegeben? daß ihre Stimme im Gespräche mit Anderen klar und hell war, und nur, wenn sie mit ihm sprach, jenen weichen, warmen Ton annahm, der der Ausdruck ist einer tieferen Empfindung? daß sie sich aus dem glänzenden Kreise zu ihm wandte, als wolle sie bei ihm ausruhen, wie erschöpft von der Qual, mit Menschen zu spre-

chen, die sie nicht verstanden? daß sie ihn in einer Menge von Kleinigkeiten um Rath fragte, die bedeutsamer sind, wie die größten Geheimnisse: ob sie als Beatrix mit einem Kranze aus rothen oder weißen Rosen erscheinen solle, und welche Farbe ihr Gewand haben müsse? ihm jene kleinen Aufträge gab, die den Liebenden mehr entzücken, als den ehrgeizigen General der Oberbefehl über das Heer, den ihm sein Fürst ertheilt? —

Nur der Gedanke an Helene jagte ihn aus seinen köstlichen Träumen jäh empor, und er zitterte wie der Kirchenräuber, der die gierige Hand nach den heiligen Gefäßen ausstreckt, und meint, daß sich die heilige Jungfrau auf dem Altarbild, auf das der Schein seiner Laternen fällt, bewegt, und den Jesusknaben fester an ihren Busen gedrückt hat, damit der schlechte Mann ihn nicht berühre. — Er hatte versucht, ihr zu zürnen; aber das hätte ein anderer Mann sein müssen wie Georg, der diesem holden, köstlichen Wesen hätte gram sein können. — Er hatte das Mährchen der Bruderliebe sich wieder einmal vorerzählt; aber er hatte den frommen Kindersinn verloren, und wollte es nicht mehr recht glauben, daß Dornröschen noch immer schliefe, hätte sie der kühne Ritter nicht erweckt. — Er sah zu wohl, daß ihre rosige Wange blasser war, daß ihr blaues Auge nicht mehr so freundlich, treuherzig blickte. Er hatte seit Wochen ihr fröhliches Lachen nicht gehört, das ihm sonst so lieb war, und in das er immer einstimmen mußte, er mochte noch so unmuthig sein. Er hatte sie nur noch lächeln sehen, und selbst dies Lächeln war nicht das alte, freundliche, liebevolle; es war, als ob es für die Thränen gelten sollte, die sie nur mit Mühe zurückhielt. — — „Ich soll ihm nicht sagen, daß die Mutter krank ist; er soll aber auch nicht sehen, daß ich krank bin. Die Mutter

ist eine Heldin, ich bin ein schwaches Mädchen, solcher Mutter nicht werth!"

Als Georg in alter Gewohnheit nach einer Weile aus seinem Zimmer für einige Augenblicke herüberkam, lächelte sie ihm freundlich zu und reichte ihm die Hand.

„Mary wird Sie nächstens für den wilden Jäger selber halten, wenn Sie noch länger die Nacht zum Tage machen."

„Die Bösen scheuen das Licht des Tages, liebe Helene!"

„Sind Sie böse, Georg?"

„Ich weiß nicht, gute Helene; es ist mir öfters, als wäre ich es nur zu sehr."

„Kommen Sie, Georg! es ist gut, daß Mary Sie das nicht hat sagen hören. Die könnte es Ihnen zur Noth glauben; ich glaube es nicht. Setzen Sie sich her zu mir, und erzählen Sie mir von dem Schlosse und den Festlichkeiten dort. — In einem großen, großen Walde stand einmal ein prächtiges Königsschloß. Darin lebte — — soll ich denn gar nichts von all' den Herrlichkeiten haben? oder fürchten Sie, daß wir armen Käuzchen im finsteren Walde geblendet würden, wenn Sie uns einmal durch eine Ritze in die hell erleuchteten Gesellschaftszimmer vor Schloß Vere sehen ließen?"

Georg setzte sich zu ihr auf's Sopha, und im Anfang zerstreut, hernach mit der größten Lebendigkeit gab er ihr eine Schilderung von dem Treiben im Schlosse, und zeichnete einige Persönlichkeiten, besonders den launigen, witzigen Burn so vortrefflich, daß Helene so munter lachte wie in alten Tagen. Ja, er wurde so kühn, daß er Lady Vere's Namen nannte, daß er von dem Stück erzählte, das aufgeführt werden sollte, und wie die armen Menschen, ohne jedes Talent, sich abmühten, der Lady Vere zu gefallen.

Helene hatte eifrig zugehört; jetzt sagte sie, und ihr Auge ruhte fest auf Georg: „Und Sie, Georg, der Sie selbst so köstlich lesen, und gewiß nicht schlechter spielen, sollen Sie gar nicht auftreten?“ — Georg konnte nicht lügen, und wenn es ihm das Leben gekostet hätte.

„Ich soll den Romeo in der Gartenscene im zweiten Act spielen; — Lady Vere ist die Julia; — ich glaube, die Galerie in der Bibliothek hat sie auf den thörichten Einfall gebracht.“

„Und das sagen Sie mir jetzt erst? Schämen Sie sich, Georg! — Haben Sie denn einen Anzug, oder wollen Sie den Romeo im Frack spielen?“

„Ich habe da auf dem Schloß so ein paar verwünschte Lumpen, die mit Gold- und Silberflittern bedeckt sind, und die der ganz eigentliche und unabänderliche Romeo-Anzug sein sollen, wie der Verleiher ausdrücklich versichert hat.“

„Wie ist die Farbe?“ „Blau, glaube ich.“

„O, das ist prächtig! ich will Ihnen einen Domino schaffen, daß das ganze Schloß sich wundern soll! Mit Goldflittern — o, ich habe noch Alles! Sie sollen so stattlich aussehen, so schön! — wann ist die Aufführung?“

„Nächsten Montag:“ — „Und heut' ist schon Donnerstag — es war die höchste Zeit. — So, nun gehen Sie zu Bett, und lesen Sie Ihre Rolle noch einmal durch vor dem Einschlafen; so lernt es sich am schnellsten — das weiß ich noch von der Schule her! — Nun, so gehen Sie doch!“

Georg hatte gar nicht zu Wort kommen können. Er hatte Helene an sein Herz ziehen mögen, als sie jetzt mit freudigem Gesicht und lachendem Auge vor ihm stand, und ihm gute Nacht wünschte. — Georg war kaum aus dem Zimmer, als Helene in die Nebenstube an ihren Schrank eilte,

und ein prächtiges seidenes Kleid hervorholte: „Warte, du erbärmliches Ding! er hat mich nie in dir leiden können, und sagte, ich dürfe nur weiß tragen, und Seide schicke sich nicht für ein junges Mädchen! Er soll's nicht wieder sagen." — Und unbarmherzig zerschnitt sie das schöne Kleid, und nähte mit emsiger, freudiger Hast an dem Mantel, in dem der feurige Sohn des Montescki der holden Tochter Capulets seine Liebe gestehen sollte.

XVII.

Das Stück mit dem ominösen Titel war nun wirklich aufgeführt, und die Darsteller brauchten sich wenigstens nicht über verlorne Mühe zu beklagen. — Das sehr zahlreiche Publicum, — denn die Lücken der Gesellschaft, die durch die auf der Bühne agirenden Mitglieder entstanden waren, hatten die Besitzer der Nachbarschaft mit ihren Frauen und Söhnen und Töchtern mehr wie ausgefüllt, — war aus dem Lachen und aus der Bewunderung gar nicht herausgekommen, und verlangte stürmisch eine baldige Wiederholung. — Daß das Ganze eigentlich eine arge Versündigung an dem großen Dichter und an der Kunst gewesen sei — daran dachten nun freilich die Wenigsten, und diese Wenigen glaubten sich durch das wirklich Gute, was geleistet war, einigermaßen entschuldigt. Herr Burn hatte das schöne Stück unbarmherzig in das Procrustesbett gebracht, und so viel gestrichen, daß, wer es nicht schon kannte, schwerlich in das, was blieb, einen rechten Sinn hineinbringen konnte: aber er sagte lachend: „Für's erste glaube ich voraussetzen zu können, daß Jedermann das Stück kennt; für den, der so alt geworden ist, ohne Shakspeare gelesen zu haben, ist die Ungeduld und die Verwirrung, in die ihn unsre

fragmentarische Aufführung versetzen wird, nur eine gerechte Strafe; und endlich halte ich es für verständiger, den Eindruck der wenigen Scenen, die wir gut geben können, nicht wieder durch das wüste Spiel aller andern zu verwischen."
Herr Burn hatte sich in jeder Beziehung seines Rufs als geistreicher Kopf würdig gezeigt, und wenn auch seine schlechten, ungeübten Truppen ihm fast nur einen ehrenvollen Rückzug möglich machten, so hatte er doch einige glänzende Gefechte geliefert, und sich selbst persönlich ausgezeichnet. Er hatte seiner schönen Rolle des Benedict nicht den glänzenden, jugendlichen, ritterlichen Character zu geben gewußt, der seinem ganzen Wesen durchaus fremd war; ja er besaß — und Niemand wußte das besser, als er selbst — eigentlich gar kein Darstellungstalent; aber er hatte ein tiefes Verständniß der Kunst, trotz seiner etwas herben und schroffen Natur. Die große Gutmuthigkeit, die ein Hauptzug im Character des Benedict ist, ging so ganz verloren. Wo dieser seine Witzeswaffe mehr zum Spiel, als im Ernst schwingt; mehr, um sie in der Sonne funkeln zu lassen und seine Gewandheit zu zeigen, als zu verwunden, — da hieb Herr Burn recht ernst zu, und es war besonders in der ersten Scene, als wenn es ihm Freude machte, das, was er gegen Lady Vere auf dem Herzen haben mochte, unter seiner Maske einmal frei herausſagen zu können. Das kam dieser Scene freilich zu gute, und da Lady Vere ungefähr ähnlich von Herrn Burn dachte, welcher der Einzige in der ganzen Gesellschaft war, dessen Geist und Witz ihr imponirten, so folgte Schlag auf Schlag so scharf und sicher, daß die Zuschauer entzückt waren, und diese Scene so vielleicht die beste des ganzen Stücks wurde. Auch der friedliche Herr, der den Don Juan spielte, erntete reichlichen Beifall. Er war der ganzen Gesellschaft als einer der besten und-

gutmüthigſten Menſchen bekannt, und ſeine verzweifelten Anſtrengungen, ſein wohlwollendes Geſicht zu einer fürchterlichen Maske zu verzerren, und als ein recht grauſamer Böſewicht zu erſcheinen, waren ſo unendlich komiſch, daß man das Ungehörige gerne über dem herzlichen Lachen, das es hier erregte, vergaß.

Aber die Rolle der Beatrix war in den Händen einer Dame, die der Stolz der erſten Bühne der Welt geweſen ſein würde; und Herr Burn, der ihr Spiel mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit verfolgt hatte, rief aus: „es iſt ein Jammer, daß ſie Lady Vere iſt.“ Und wahrhaftig, es war ein großer Verluſt für die Kunſt, daß Lady Vere in Verhältniſſen lebte, wo es ihr nicht einfallen konnte, ihr glänzendes Talent der Bühne zuzuwenden, für die ſie geboren war. Sie hätte Unzählige durch ihre Schönheit und ihren Geiſt entzückt, und wäre vielleicht ſelbſt unendlich glücklicher geweſen. So wurde ihr Genie ihr zum Fluch und Anderen zum Verderben; denn es erzeugte in ihr die unſelige Luſt, im wahren Leben, das nur eine Rolle duldet, den Charakter, alle nur möglichen Rollen zu ſpielen. Weil ſie, wie es jeder Künſtler, und vor allem der Schauſpieler muß, mit genialer Schnelligkeit jeden Charakter, der ihr in der Wirklichkeit vorkam, erfaßte; weil ſie ſich in jede Situation hineinzudenken vermochte, weil ſie im Voraus beinahe wußte, was die Leute ſagen und thun würden, weil ſie auf Alles einzugehen verſtand, und Allen Alles ſein konnte, wenn ſie wollte, ſo hatte ſich für ſie das wahre Leben, trotz aller ſcheinbaren Einſicht, unlösbar verwirrt, und ſie war falſch, ohne es eigentlich ſein zu wollen, und betrog ſich und Andere, und wußte zuletzt, wer Jeder um ſie herum war, und hatte alles wahre Gefühl ihres eigenen Selbſt, ja eigentlich auch alle Selbſtachtung verloren, und wer weiß, wieviel innere Zer-

rissenheit und Selbstverachtung sich hinter dieser stolzen, kalten Maske barg. Lady Vere hätte eine edle That thun können; aber nicht wie Jemand, dessen That sein zu Fleisch und Blut gewordener Gedanke ist, die er ausführen muß, wie er athmen muß, um nicht zu ersticken; sondern wie der Darsteller einer Heldenrolle, mit Bewußtsein und Ueberlegung, und ihre linke Hand würde merkwürdig genau gewußt haben, was die rechte that — und ein Verbrechen mit demselben Antheil von wahrer Empfindung, mit der etwa ein Theaterbösewicht seine Rolle spielt, der in seinem stillen Hause ein treuer Gatte und liebevoller Vater ist. — Hatte sich ihr Genie in reinen Kunstgebilden offenbaren können, so wäre Lady Vere im übrigen Leben so wahr gewesen, wie sie es jetzt in der Kunst war; so hätte sie ein treues, gutes Weib und eine geniale Schauspielerin sein können zu einer Zeit. Jetzt aber warf sich der Kunsttrieb, der sich nach außen nicht entfalten konnte, auf den Organismus des Lebens und zerfraß ihn wie ätzendes Gift. Der schöne, prächtige Strom, der Flotten auf seinem Rücken trägt, und Städte und Dörfer baut, und der Wohlthäter ist seines ganzen Landes, daß die tiefsinnigen Alten ihn zum König und Herrn machten, und ihm göttliche Ehre erwiesen, wird zum scheußlichen Tyrannen und Verderber, wenn er aus seinem Bett über die Ufer tritt in die Pflanzungen der Menschheit. —

Die umsichtige Directrice hatte es so geschickt einzurichten gewußt, daß es Jedem als eine Nothwendigkeit erschien, Georg müsse den Romeo spielen. Auch der Herzog sah diese Nothwendigkeit ein, wenn es für ihn auch nur eine traurige war.

Am Abend nach der Aufführung, als Alle der schönen Künstlerin ihre Huldigungen brachten, und der Herzog den Pöbel sich erst hatte verlaufen lassen, um das Beste und Kostbarste bis zuletzt aufzusparen, nahte er sich ihr und sagte:

„Mylady! Sie waren göttlich; aber wahrhaftig, ich habe mich vor Ihnen ordentlich gefürchtet.“

„Göttlich und doch fürchterlich! Sie sind kein guter Christ, Mylord! er soll sich nicht fürchten! Und wie schickt sich die Furcht für den Herzog von Arlington, der doch sonst ein Ritter ohne Tadel ist?“

„Nun,“ sagte Herr Burn, der eben hinzutrat, „der Herzog macht die Sache schlimmer, als sie ist. Er ist ja nicht davongelaufen, und jedenfalls hat er seine Furcht hinter enthusiastischen Beifallsbezeugungen gut genug versteckt.“

Herr Burn konnte sagen, was sich kein Anderer hätte erlauben dürfen. Er hatte sich durch seinen Geist das köstliche Vorrecht der Shakspear'schen Narren erworben.

„Haben Sie nicht selbst zu dem Pastor gesagt,“ platzte der Herzog grimmig heraus, „daß Mylady ein Teufel sein könne?“

„Gewiß!“ sagte Herr Burn, den die größte Dummheit nicht in Verlegenheit bringen konnte; „aber der Pastor sollte doch wohl wissen, daß auch die Teufel Engel sind. — Im Ernst, Mylady!“ fuhr er fort, „es verlangt mich aufrichtig darnach, Sie in einer der Rollen zu sehen und zu bewundern, in denen Shakspeare sein Frauenideal der späteren Jahre gezeichnet hat. Denn, wir mögen uns stellen, wie wir wollen, es wird uns doch bei diesen mannhaften Weibern nicht recht wohl — und darin hat der Herzog ganz meinen Gedanken ausgesprochen!“ setzte er mit einer parlamentarischen Wendung und einer höflichen Verbeugung hinzu.

„Sie haben ganz über mein geringes Talent zu befehlen, meine Herren,“ sagte Lady Vere, den Herzog ansehend. „Was wünschen Sie? die sanfte Cordelia, oder die holde Imogen, oder Julia, die Krone der Frauen?“

„Julia, Julia!“ rief der entzückte Herzog, der Romeo und Julia ein paar Mal gesehen hatte, und nur aus der Zusammenstellung ahnte, daß Cordelia und Imogen auch wohl irgendwo in Shakspear'schen Stücken vorkommen möchten.

„Wollten Sie mein Romeo sein, Mylord?“

„Ich? ja, das heißt — Sie wissen, ich habe gar kein Talent! Gewiß' aber ohne das Grabgewölbe der Capuletti, oder der Montecchi — ich verwechsle das jedesmal; und ohne die Scene mit dem — — wie heißt er doch? — Tybalt, dem rohen Menschen; — denn ich bin kein Freund von Scenen jeder Art, noch dazu auf offenem Markte!“

Der Herzog sah sich triumphirend um; das auserwählte Publicum, dem er mit seiner Belesenheit imponirte, war ihm fast zu klein; er war in der besten Laune.

„Julia —“ sagte Lady Vere sinnend, — „nun ja — einige Scenen vielleicht! Für die Gartenscene im zweiten Acte hätten wir schon den Balkon — aber wo bleibt Romeo?“

„Vielleicht Herr Black;“ sagte der Herzog, „er hat dunkle Augen und merkwürdig schwarzes Haar; er ist ein geborner Romeo!“

„Um Gotteswillen nicht!“ rief Herr Burn, „er würde die köstlichen Verse schreien, wie seine Reden im Unterhause; und nach jedem Verse inne halten, um das ‚Hört, hört‘ zu vernehmen, ohne das er alle Mal stecken bleibt.“

„Oder Herr Priest“ — sagte Lady Vere.

„Sie scherzen! Er würde Ihnen keine Liebeserklärung machen: er würde Ihnen eine Predigt halten; und was für eine! Er kann den Lorenzo zur Noth spielen.“

„Dann Herr Blunt!“ sagte der Herzog.

„Er kann den Tybalt übernehmen; die rauhe Stimme, den trotzigen Gang — er hat Alles zum Tybalt, Nichts zum Romeo.“

„So wird Ihre Julia denn wohl ein frommer Wunsch bleiben, Mylord!“ sagte Lady Vere im Tone des Bedauerns.

„Nein!“ sagte Herr Burn: „Sie haben Jemand für den Romeo, und der den Romeo besser spielen wird, wie ich den Benedict gespielt habe. Ich meine Herrn Allen!“

„Wen?“ fragte der Herzog, der ein kurzes Gedächtniß hatte.

„Herr Allen ist blond, wie ich glaube“ — sagte Lady Vere bedenklich.

„Wollte Gott, wir hätten heute Alle — Sie natürlich ausgenommen, Mylady — wir Alle hätten heute Abend mit keinem größeren Fehler zu kämpfen gehabt, und Shakspeare wegen keiner schwereren Sünde um Verzeihung zu bitten!“

„Nun mag's denn sein!“ sagte Lady Vere entschlossen. „Ich thue es nicht gern, aber ich will's thun.“

„Sie trennten sich: Herr Burn voll wahrer Freude über einen bevorstehenden Genuß; Lady Vere im doppelten Triumphe, ihren Sieg errungen und ihren größten Gegner geschlagen zu haben; der Herzog selbstgefällig lächelnd, und bei sich denkend: „Ich kann mir's denken, daß sie nicht gern mit dem Menschen spielen will — verdammt, daß ich gar kein Talent habe, gar keines! — aber daß ich mich auf den Tybalt besinnen konnte, war wirklich sehr gut.“

XVIII.

Der verhängnißvolle Tag war da. —

Ein schönes Burgfräulein, das ihren Buhlen, der in den Kampf zog, mit der Schärpe schmückte, die sie in stillen Nächten selbst gewebt, und dachte, wie auf dies Herz, an welches sie jetzt ihr Haupt legte, tausend Schwerter zielten, wie ihr Liebling, ihr Stolz, ihre Wonne vielleicht anstatt ihrer den kalten

Tod werde umarmen müssen — ihr Herz konnte nicht schwerer sein, wie Helenens, als sie am Morgen Georg einen prachtvollen Domino brachte, in dem er auch wohl bei jenem Banquet auf Schloß Vere hatte erscheinen können, das, wie die Sage ging, die jungfrauliche Königin selbst mit ihrer Gegenwart verherrlichte. Als sie jetzt vor Georg stand, mit einem freudigen Lächeln, und eine große Thräne, die sie zwischen den Wimpern zerdruckte, im blauen Auge — da mußte wohl der böse Zauberer, der unseren Ritter in argen Banden hielt, fühlen, wie jetzt die gute Fee, seine Todfeindin, mächtig mit ihm rang, und ihm sein Opfer zu entreißen drohte — da riß für Georg der böse Nebel, der ihm seine Sonne verhüllte, und einen Augenblick strahlte sie warm und freundlich in sein Herz. Zum ersten Mal seit jenem Abend der Heimkehr schloß er das bebende Mädchen in seine Arme, und ihre Lippen begegneten sich; und der Himmel weiß, ob Julia nicht die ganze Nacht auf dem Balkon hatte stehen können, und mit dem Monde Zwiesprach pflegen, ohne ihren Romeo zu sehen, wenn sich Helene nicht schnell seinen Armen entwandt hätte, und in ihr Zimmer geeilt wäre, um sich auszuweinen. Und jetzt sprach es vernehmlicher, wie je in ihrem Herzen: „er kommt zurück zu dir! bald!“ — und der Kuß brannte wohl auf ihren Lippen; aber sie zuckten nicht schmerzlich. „Das war mein eigen;“ sagte sie, — „ich durft's wohl nehmen! ich brauche Niemandem zu stehlen, was mein eigen ist.“ —

In der Frühe hatte der Regen, der nun seit fast vierzehn Tagen das ganze Thal in ein dampfendes Staubbad verwandelte, plötzlich aufgehört; gegen Mittag brach die Sonne, wie ein siegreicher Held, strahlend durch die Wolken, und der plötzlich umspringende Wind trieb die Eilenden vor sich fort, wie die leichte Reiterei die Feindesschaaren, die, einmal durchbro-

chen, in wilder Flucht sich über das Feld ergießen, das sie vorher standhaft behaupteten. Der Abend sank so still und warm auf das Thal herab, wie an jenem Tage, als Georg Clara Vere im Walde traf; und der Mond dessen schwankende Sichel man die Zeit vorher durch die dunklen Wolken hatte eilen sehen, wie ein weißes Segel durch schwarze Sturmeswogen, trat jetzt in seiner Pracht hervor, und goß sein friedliches Licht über die regengetränkte Erde.

Die Gesellschaft auf Schloß Vere erwartete die Stunde mit einer Ungeduld, derer sich das kunstliebende Publicum einer Residenz nicht hätte zu schämen brauchen, das eine angebetete Künstlerin in einer neuen Rolle sehen soll, und nur fürchtet, der junge Anfänger, den Niemand kennt, werde die ganze Sache verderben.

Niemanden aber pochte das Herz mehr, wie Georg, den die schalkhafte Göttin in die wunderliche Lage gebracht hatte, die Leidenschaft, die in ihm wüthete, in Worte fassen zu dürfen, und in die Worte, die der göttliche Sänger den verwirrten, stammelnden Sterblichen vorsagte, daß sie wüßten, wie sie sprächen, wenn sie vergebens nach dem Worte suchen, das ihr Gefühl emportragen soll zu dem Thron der Göttin der Liebe, an dessen Stufen sie in Entzückung anbeten — und diese Worte sprechen zu müssen vor einem großen Publicum; zur Schau stellen zu müssen seine innerste Seele; beten zu müssen an den Straßenecken, wie die Heuchler, wo er gern in die tiefste Einsamkeit geflohen wäre, und das flüsternde Licht die Worte nicht hätte hören lassen mögen: ich liebe Dich! —

Er hatte zweimal Probe gehabt mit Lady Vere; aber beide Mal war der Regisseur zugegen gewesen, und sie hatten ihre Rollen abgelesen und hergesagt und damit war es gut gewesen; und sie hatten das Arrangement der Scene [illegible]

einmal durchsprochen, und Jedes schien zu sagen: „Nun siehe Du zu, wie Du fertig wirst.“ —

Der Vorhang rauschte empor. Der große Bühnenraum war in einen blühenden, duftenden Garten verwandelt, voll hoher Oleander- und Orangenbäume. Die weit geöffnete Fensterthür, die bis oben hinan mit Gesträuch ausgefüllt war, durch das der Strahl des Vollmonds nur eben hindurchzitterte, hauchte dem überraschten Publikum die balsamische Nachtluft zu; verborgene Lampen, deren Licht durch gefärbte Gläser gedämpft wurde, warfen einen zauberischen Schimmer über diese Scene, die um so weniger ihre Wirkung verfehlen konnte, als man den Zuschauerraum weislich im Dunkeln gelassen hatte.

Georg, der durch die Thür unter dem Balkon hinter den blühenden Sträuchen bis zu dem Gitter gekommen war, stand einen Augenblick still, um Athem zu schöpfen, da sein wildschlagendes Herz ihm fast die Brust zu sprengen drohte, und als er sich jetzt mit den Worten: „der Narben lacht, wer Wunden nie gefühlt“ über die Gartenthür schwang, da war es ihm, als sei das stockende Blut frei geworden; als ströme es in rother Fluth aus seinem Herzen; als könne er seine Seele aushauchen in die köstlichen Worte, die er zur Julia hinaufschickt.

Die kleine Thür, die von dem mit Epheu dicht umrankten Balkon auf den Corridor führte, und durch die die Zuschauer das Licht aus Julia's Gemach hatten schimmern sehen, hatte sich auf einen Augenblick verdunkelt, und Julia war herausgetreten, und sie lehnt sich auf die Balustrade, und stützt ihre Wange auf die Hand.

Und o! wie spielten sie diese Scene! Vielleicht ist sie auf keiner Bühne der Welt je so gespielt worden, wie an diesem

Abend von diesen beiden schönen Menschen; und ob es gleich nur ein Zufall war, daß Georg's Natur und Leidenschaft diesmal mit seiner Rolle zusammenfiel, während Lady Vere's Genie sich zufällig einmal in dieser Leidenschaft und Natur offenbaren konnte — wer jetzt Georgs edles Gesicht in holder, verschämter Begeisterung aufflammen sah, der mußte sagen: „dieser schöne, blonde Jüngling ist Shakspeare's Romeo!“ und wer jetzt den Blick auf Lady Vere wandte, deren bleiche Züge ein liebliches Roth übergoß, das im Anfang — sie wußte es wohl selbst nicht — verrätherisch hell aufloderte — er hätte die Welt durchsuchen können, und hätte keine schönere Julia gefunden: — ja ihre Stimmen klangen so wundervoll ineinander, daß Herr Burn mit einer Thräne im Auge zu seinem Nachbar sagte: „Bei Gott! zwei Nachtigallen, die im Busche schlagen!“

Der Vorhang fiel. Eine tiefe Rührung hatte Alle ergriffen; mehr wie ein schönes Auge hatte süße Thränen geweint. Jetzt folgte lärmender Beifall der beredten Stille, und stürmisch wurde eine Wiederholung verlangt. Aber Lady Vere verstand ihren Vortheil zu gut, um diesen Verrath an der Kunst zu begehen; und was Georg betraf, er hätte sich eben so lieb auf das Schaffot bringen lassen, als noch einmal auf die Bühne.

Er eilte durch die Thür zurück in sein Zimmer; er kleidete sich um; er wußte kaum, daß er es that; er wußte kaum, daß er gespielt hatte; er hörte nur diese weiche, süße Stimme; er sah nur diese schlanke, weiße Gestalt sich zu ihm niederbeugen; dies dunkle Auge in glühender Leidenschaft auf ihn niederblicken. Er trat nach einiger Zeit aus seinem Zimmer, und in demselben Augenblicke kam Lady Vere aus ihren Gemächern den Corridor herauf, um sich wieder zur Gesellschaft zu begeben. Das Kammermädchen mit zwei Lichtern ging vor

ihr her. Georg trat auf die Seite, um ihnen in dem schmalen Gange Raum zu geben. Lady Vere blieb vor ihm stehen, während das Mädchen weiter schritt; sie reichte ihm die Hand, sie beugte sich über ihn, als er sie an seine Lippen ziehen wollte; sie flüsterte ihm zu: „Nur wir verstehen zu spielen; die Andern sind die Tölpel aus dem Sommernachtstraum!“ — — — Lady Vere war verschwunden: Georg lehnte sich zitternd an die Wand; seine Glieder flogen, als wenn ein Fieber sie schüttelte — Gott, was war das? wirbelte ihm sein Sinn? hatte Lady Vere ihn nicht mit ihren Armen umschlungen? hatte sie ihn nicht an ihren Busen gedrückt? fühlte er nicht ihren heißen Kuß auf seinen Lippen? — — war er wahnsinnig? und wenn es seine Seligkeit gegolten hätte, er würde nicht haben sagen können, ob dies Wirklichkeit war, oder ein Trugbild, das seine aufgeregten Sinne in ihm heraufbeschworen. — Er stürzte aus dem Schlosse; er dachte nicht daran, sein Pferd satteln zu lassen; er rannte durch den Garten in die Allee; er sah nicht, wie der Mond sich hinter den Wolken barg, und der Pfad vor ihm dunkel ward; er fühlte nicht, wie einzelne schwere Tropfen durch die Blätter schlugen, er hörte nicht den grollenden Donner des Gewitters, das der heiße Tag zusammengezogen; er fuhr zusammen, als ein blendender Blitz niederzuckte, und die Wände der Kapelle dicht vor ihm auf einen Augenblick hell erleuchtete; er wußte nicht, wie er an diesen Ort gekommen war; er hatte, ohne zu wollen, instinktmäßig den nächsten Weg nach Hause eingeschlagen.

Als er jetzt über den Kirchhof schreitend, wo der Wind, der die Wolken wieder auseinander jagte, von den Trauerweiden die Tropfen auf ihn herunterschüttelte, durch die feuchten Grabhügel hindurch nach der Ausgangsthür eilte, vertrat

ihm eine Gestalt den Weg, die wie aus einem der Gräber hervorgestiegen schien. Eine kalte Hand erfaßte die seinige, und eine dumpfe Stimme sprach: „Kommst Du endlich, Georg? ich habe Dich schon lange erwartet!“

„Seid Ihr es, Mutter? und hier, zu dieser Stunde — wie wußtet Ihr, daß ich diesen Weg kommen würde? — kommt, laßt uns gehen, Mutter — Helene wird sich ängstigen um Euch.“ — Er suchte die alte Margareth mit sich fortzuziehen; — sie hielt seine Hand fest mit wunderbarer Kraft. „Bleib!“ sagte sie — „das ist die rechte Stunde und der rechte Ort; ich wußte, daß Du hierher kommen würdest — ich weiß jetzt Alles. Nicht nach Hause! — Helene soll nicht wissen, warum ihr Bruder starb.“

Georg zitterte vor Erschöpfung und Grauen vor dem Dämon in der alten Frau — er glaubte sie wahnsinnig, sich wahnsinnig: er war außer sich.

„Halte mich nicht für verrückt, Georg;“ sprach die Alte „ich bin es nicht. Ich weiß nur zu wohl, was ich weiß; obgleich das Eine erst seit kurzer Zeit, und das Andere, was ich lange wußte, hat mir das Haar grau gemacht. — Komm, Georg! ich muß Dir eine Geschichte erzählen; sie hat Aehnlichkeit mit der Deinigen: aber der Ausgang soll anders sein.“ Und sie führte den willenlos Folgenden zu dem Grabe ihres Sohnes, und deutete mit der einen Hand auf das Grab und sprach: „Einst lebte ein schöner, frommer Jüngling, und die Teufel waren neidisch, daß er so schön und so fromm war; und sie sprachen unter sich: wir wollen ihn dennoch zu einer bösen That verleiten, daß er in einem Augenblicke vor Gottes Thron treten soll, da er nicht bereitet ist, daß er sich an Gottes Herrlichkeit siehet das Gericht. Und sie statteten einen unter ihnen aus mit allen Reizen eines schönen Weibes, und

schickten das Weib auf die Erde, und gaben ihm Rath, wie es den Jüngling weglocken sollte von Gott. Und sie hatte die Teufel nur zu gut begriffen, und der Jüngling ging nur zu blind in das Netz des Verderbens. Sie blickte ihn an mit buhlerischen Blicken, sie drückte zärtlich seine Hand, sie flüsterte ihm Schmeichelworte zu, und setzte sein Herz in Flammen, und fachte eine wahnsinnige Leidenschaft mit teuflischer Kunst in seinem Herzen an. Und als der Jüngling Gott vergessen hatte, und vor ihr niederfiel und sie anbetete, — da riß sie lachend die schöne Maske ab, und zeigte sich in ihrer wahren Gestalt — da verhöhnte sie den Armen, daß er vor ihr kniee; Gott habe die Armen gern; da, wo sie sei, müsse man reich sein; und sie sagte: er solle eine Krone stehlen, und kommen und wieder anfragen. — Da wurde es Nacht um ihn: er rang verzweifelt nach Licht; aber vergebens. Da floh er zu seiner Mutter und sagte ihr Alles, und sie betete mit ihm, daß er wieder fromm sein wolle, wie früher. Aber als sie bald darauf im Walde ging, und die Hände rang und zu Gott flehte, da fand sie ihren Sohn unter der alten Eiche, wo er als Knabe hundertmal gespielt und sich fröhlich im Grase getummelt — — und sein liebes Haupt war zerschmettert — und das war mein Sohn, und der schöne Teufel war Lady Clara Vere de Vere!"

„Nein, nein!" rief Georg mit Entsetzen. „Clara Vere ist stolz, aber sie ist gut! sie hat Lorenz nicht den Giftbecher gereicht; er hat sich selbst den Tod getrunken!"

„Lügen meine grauen Haare auch, die der Kummer um meines Sohnes Tod grau gemacht hat?"

„Sie ist unschuldig, sie ist unschuldig!" murmelte Georg.

„Ja, unschuldig — wie ihr Vater an seines Vaters Tod!"

„Mutter versündigt Euch nicht! Ich habe die Stelle untersucht; ich habe die Leute abgehört, die zugegen gewesen sind. Der Vater ist nicht durch des Lords Kugel gefallen! Seine Büchse war entladen, als man zu ihm kam, und das Pulver dampfte noch! der Schuß kann nicht von Lord Vere gekommen sein — Mutter, legt nicht den Menschen zur Last, was ein Zufall war."

„Mag sein! ein Zufall, aber ein böser Zufall! Ich will mich nicht versündigen, wie Du sagst! Mag sein! Du weißt das besser; ich habe es nie begreifen können. — — Ich habe Gott mit heißen Reuethränen gebeten, mir den schweren Fluch zu vergeben, mit dem ich der Mörderin meines Sohnes fluchte in meiner grausamen Qual. Mag Gott ihr verzeihen; ich kann es nicht. Gott wird mich's lehren, vor dem ich bald stehen werde. Ich sehne mich darnach! ach, ich kann Dir nicht sagen, wie! er wird die Schuld gnädig von mir nehmen. — Aber ich will ihr ein anderes Verbrechen ersparen, — das ist auch feurige Kohlen auf ihr Haupt sammeln: Du sollst des armen Lorenz Schicksal nicht theilen! — Wohl muß sie schön sein, daß sie den unbesonnenen Knaben fangen kann, wie den starken Mann! Höre, Georg! Du liebst das schöne Weib. Du bist gut und besser, als sie: Du heißt Deine Liebe schweigen, weil Du zu stolz bist, der stolzen Erbin dich zu beugen. Geh' hin, und gesteh' ihr Deine Liebe, und höre, was sie Dir antwortet! und wenn Du dann zurück kommst mit wankenden Knieen und gebrochenem Herzen — so will ich Dir sagen, wer Du bist! Nein, Du bist stark, — ich will es jetzt Dir sagen! Du kommst aus der Halle Deiner Väter, wo du die Fremdlinge ergötzt hast durch Gaukeleien, wie ein fahrender Spielmann; und um die Gunst der Herrin gebuhlt hast, da Du doch selbst Herr bist.

Die Füchse hausen in der Höhle des Löwen, weil seine Stimme in der fernen Wüste verhallt; ich will Dir den Weg zeigen. Du wirst ihn zu finden wissen, wenn Du die echte Brut bist. — Dein Vater war gut — ach, er war besser, als wir alle! und Du bist gut! ich bin Deine Mutter, wenn Du auch die nicht kennst, die Dich gebar, wie ich sie nicht kenne. Sie wird mir bald entgegen kommen, und mir danken, daß ich ihren Sohn geliebt, und für mich bitten, bei Gott."

Die alte Magareth ließ seine Hand fahren, die sie bis jetzt fest gehalten. Sie sank an dem Grabe nieder auf die feuchte Erde und sprach ein kurzes Gebet; streichelte sanft das lange, nasse Gras, erhob sich wieder und sprach: „Nun ist es gut; komm! laß uns nach Hause gehen!" — Ihre Stimme war seltsam verändert; sie sprach die Worte leise, daß Georg sie kaum verstehen konnte; sie lehnte sich auf seinen Arm; er mußte die ganz Entkräftete fast tragen; sie sprach weiter kein Wort. — Am Hause angekommen, fand Georg alles still; es war tief in der Nacht; Helenens Zimmer war dunkel; sie mußte nicht wissen, daß die Mutter draußen war. — Auf der Hausflur brannte ein Licht, dem Verlöschen nahe. Die alte Magareth ergriff es; sie stieg langsam die Treppe hinauf, und winkte ihm zurückzubleiben. — Georg wankte in sein Zimmer; es schauderte ihn, wie im Fieberfrost; er entkleidete sich mechanisch — er war wie trunken — seine Gedanken kreisten — er verfiel in einen tiefen Schlaf. — — In dieser Nacht hatte Georg einen seltsamen Traum. Die Thür öffnete sich, und der alte Lord Vere trat herein. Er hatte die Züge der alten Margareth; aber Georg wußte es ganz gewiß, daß es der alte Lord war. Er trug eine Kerze in der einen Hand, und in der anderen ein goldenes Geschmeide, das

in dem Licht erglänzte. Er sprach zu ihm: „Georg, ich kann Dir jetzt sagen, wo Du Deinen Vater finden wirst; hinter dem Bilde Deiner Mutter in der Bibliothek.“ Dann beugte er sich über ihn, und küßte ihn auf die Stirn, und richtete seinen Kopf sanft in die Höhe, und band ihm das Geschmeide um — und dann war wieder Alles Nacht um ihn und in ihm.

XIX.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Georg am nächsten Morgen aus seinem tiefen Schlafe erwachte. Die erschöpfte Jugendkraft hatte sich zwar wieder hergestellt in jenen geheimnißvollen Stunden, wo das Geschöpf, sein eigensinniges Dasein aufgebend, der großen Mutter sich vertrauensvoll in die Arme wirft, und sich neue Kraft trinkt an dem Urquell alles Seins; aber eine so tiefe Vergessenheit war auf seine Seele gesunken, daß er die feine Arbeit der goldenen Kette, die er am Halse trug, und den wunderlich geformten silbernen Schlüssel, der daran hing, mit einem Gefühl stumpfer Neugier und Verwunderung betrachtete, daß er sich erstaunt fragte: wie kommst Du zu dieser Kette, die Du in früheren Jahren an Lord Vere gesehen? bis dieser Name die Erinnerung an die seltsamen Ereignisse der vergangenen Nacht und an seinen wunderbaren Traum erweckte.

Hatte er die früheren Eindrücke mit frischerer Kraft empfangen, oder war sein Gemüth so fest in diesen Kreis gebannt, die Gestalt der Lady Vere löste sich zuerst aus dem Chaos los, und Georg durchlebte noch einmal die Scenen auf dem Schlosse, das Schauspiel und das Zusammentreffen mit Lady Vere auf dem Corridor. Ach! das Geheimniß, das ihm auch jetzt noch auf dieser Begegnung lag, war ihm viel wichtiger,

als den rathselhaften Andeutungen zu folgen, die aus den leidenschaftlichen, wirren Reden der alten Margareth dunkel in seinem Ohre klangen; und hätte er mit dem Schlüssel, den er in der Hand hielt, die Lösung des süßen Räthsels gefunden, er wäre der Erscheinung dankbar gewesen, wer sie auch immer gewesen sein mochte.

Dann, wie in Verzweiflung, daß ihm das reizende Bild immer und immer wieder entflatterte, wandten sich seine Gedanken den späteren Ereignissen zu. Er wußte so gar nicht, wie er auf den Kirchhof gekommen war, daß er das Ganze für einen schauerlichen Traum hätte halten mögen, wenn doch auch nicht Alles wieder so deutlich gewesen wäre; wenn ihm nicht die Reden der alten Margareth Wort für Wort wieder in das Gedächtniß gekommen wären, bis auf die letzte räthselhafte Prophezeiung des Traumbildes; wenn er in der Kette mit dem Schlüssel doch nicht einen zu handgreiflichen Beweis gehabt hätte, daß dies Alles mehr sei, wie ein Traum. — Es ist gewiß erklärlich, daß Georg fast nie über seine Geburt und das erste Jahr seines Lebens und seine wahren Eltern viel nachgedacht hatte. War denn hier nicht seine Heimath? Hatte er denn die alte Margareth nicht immer Mutter genannt? Hatten ihn denn Lorenz und Helene je fühlen lassen, daß er keine Geschwister habe, und allein dastehe in der Welt? Er trug einen anderen Namen — das war ja Alles! Und wie schmerzlich würde es ihm selbst gewesen sein, wenn man ihm viel von einem anderen Vater, einer anderen Mutter gesprochen hätte! — Aber warum dachte er jetzt an das Alles? warum sprach er das Wort ‚Mutter' so gedankenvoll vor sich hin, als wenn er es nie gehört, als hätte er eine Bedeutung darin gefunden, die er nie zuvor geahnt? warum trat Lord Vere's verehrtes Bild wieder deutlicher, als

er es seit mancher Woche gesehen hatte, vor sein inneres Auge? warum versenkte sich sein Geist in ein Labyrinth von Zweifeln und Muthmaßungen und sonderbaren Ahnungen, das ihm zuletzt ebenso unendlich und verworren schien, wie das erste Räthsel? Er fuhr unmuthig empor aus seiner Träumerei.

„Wie es auch sei;“ sprach er bei sich, „ich wäre stolz darauf, Dein Sohn zu sein. Und bist Du denn nicht mein Vater? habe ich denn nicht seit der Zeit, wo mir durch Dich ein höheres Dasein geworden, nur immer an Dich gedacht, so oft ich das Wort ‚Vater‘ hörte? Was wäre denn da so Neues? Verdanke ich Dir nicht Alles, was ich bin und vermag? — Lord Vere!“ — er hatte sich in seinem Leben nicht mit dem Titel zusammengedacht — der Gedanke war so seltsam, daß er laut auflachte — das Kleid wollte ihm doch gar nicht passen. Lord Vere!

Und sollte das herrliche Weib denn doch sein werden? Um diesen Preis — nie, nie! Und war sie denn nicht schon sein? was wollte er denn? — Und wenn alle Reiche der Welt zu seinen Füßen gelegen hätten, er würde sie mit Verachtung von sich gestoßen, und nach ihr die Hand ausgestreckt haben. Was war denn alle Macht, und aller Reichthum und alle Herrlichkeit gegen dies eine Weib! —

Und sie sollte nicht echt sein, ein schlechtes Stück blinkendes Glas, und nichts weiter? Er wies diesen Gedanken wie eine Versündigung von sich, wie einen schnöden Verrath — er sprang auf: die Mutter mußte ihm Aufklärung geben, wenn sie konnte. „Nein, ich will Alles vergessen! nur dich nicht, und deine Umarmung!“ — — Und doch, warum ließ er die Kette mit dem Schlüssel an seinem Halse? —

Er fragte draußen nach der Mutter; aber die alte Barbara sagte kopfschüttelnd, die Frau sei krank, und es dürfe

Niemand zu ihr, wie Helene; und diese ließ ihm sagen: er möge sich nicht ängstigen, es habe nichts zu bedeuten mit der Mutter; er solle nur ruhig nach dem Schlosse reiten; aber zu Abend ja zu Hause sein, um ihr erzählen zu können. — Er ging unmuthig nach dem Stalle, und sattelte selbst sein Pferd, das ungeduldig nach seinem Gefährten wieherte; er saß auf, und blickte zu dem Fenster der Mutter empor, in der Hoffnung, der Vorhang würde sich bewegen und Helene herausschauen. — Alles blieb still, und er ritt in trüben Gedanken fort.

Der Tag war herrlich. Das Gewitter der letzten Nacht schien der Regenzeit ernstlich ein Ende gemacht zu haben. Georg beeilte sich nicht, nach dem Schlosse zu kommen, weil er wußte, daß heute die ganze Gesellschaft nach einem entfernten Punkte der Gegend gefahren war, eine alte Burgruine zu sehen, die der Herzog zu kaufen und wieder aufzubauen wünschte. Der Herzog hatte diese Gegend so lieb gewonnen. — Georg durchritt den Wald und sah mit Trauer, welche Verwüstungen die letzten Stürme und der Regen in seinen lieben Pflanzungen angerichtet hatten. Der Sturm hatte die mächtigsten Aeste wie Halme geknickt, und an dem Bache, der noch immer schwere, trübe Fluthen wälzte, fand er riesige Bäume entwurzelt und umgesunken, so daß sie die Fluth aufdämmten, und größerer Schaden zu befürchten war.

Er ritt zu seinen Förstern und ordnete an, daß die Raumung des Bachs an mehreren Stellen zugleich in Angriff genommen würde. Dann ritt er wieder nach Haus; er berührte die Speisen kaum, die ihm die alte Barbara vorsetzte; er wartete — Helene kam nicht. — Er saß wieder auf und wollte zurück in den Wald; aber dann dachte er, daß er Lady Vere versprochen habe, den Garten der Capulets zu zerstören.

und einige andere Anordnungen zu treffen, die das neue Stück nöthig machte — und dann mußte er sie sehen, wenn sie zurück kam; und dann dachte er an das Bild des Lord Vere, und die Worte der Erscheinung — und er ritt so schnell auf das Schloß, als sein ermüdetes Pferd und die schlüpfrigen Wege es ihm gestatteten.

In dem Schauspielsaale hatte man angefangen wegzuräumen; aber man war mitten in der Arbeit stehen geblieben, weil ein Befehl von Mylady gekommen war, man solle erst die Ankunft des Herrn Allen abwarten.

Es sah so wüst aus in dem weiten Raum, wüster noch, als bei der ersten Begegnung Georgs mit Lady Vere an jenem hellen Sommermorgen.

Die Sitze im Zuschauerraum waren wirr durcheinander geschoben; in dem Garten der Capulets stand ein großer Lehnstuhl, der sich wohl aus der vordersten Reihe hierher verirrte, und ein Tisch, der wohl als Tritt hatte dienen müssen, um die Lampen abzunehmen; die hohe Laubpyramide, welche die Fensterthür ausgefüllt hatte, war quer über die Bühne gesunken, und hatte im Fallen die Blumen-Festons zerrissen, die nun im Winde schaukelten, und die Lampen zertrümmert und die Scherben über den Boden gestreut.

Georg hieß die wenigen Diener, welche er vorfand, hinausgehen; und als er jetzt allein war in dem öden Raum, trat er vor das Bild seines Lords und betrachtete es lange in tiefem Sinnen. — Das Gesicht des Lord Vere war eines von denen, die man nicht leicht wieder vergißt, wenn man sie einmal gesehen. Das Bild war gemalt, als er kaum vierzig Jahre alt war, und doch sah er aus wie ein alter Mann. Der Künstler hatte die tiefen Furchen auf der breiten festen Stirn, die ein schwarzes krauses Haar umgab, und in den

eingesunkenen, blassen Wangen wohl gemildert, aber doch nicht ganz verwischen mögen. Auf dem gedankenvollen Antlitz lag jetzt eine sichere Ruhe, aber wenn man das dunkle, feurige Auge ansah, das aus den tiefen Höhlen hervorblitzte, und den etwas großen Mund mit den vollen Lippen, der freilich jetzt fest genug geschlossen war, und an den das wohlgeformte Kinn so energisch ansetzte, so sah man wohl, daß es die Ruhe nach furchtbaren Stürmen war, daß dieser reine Spiegel eines hohen Geistes von dem unreinen Hauch zügelloser Begierden einst getrübt gewesen, daß riesige Leidenschaften hier getobt hatten, ehe die Macht des Gedankens die wüthenden in den Tartarus schleuderte.

Georg strich sich mit der Hand über die Stirn, als wollte er sich irgend einer Aehnlichkeit versichern; aber er wußte so wenig, wie er aussah, daß dieses Vergleichen wohl zu nichts führen konnte. Er lächelte, als es ihm endlich einfiel, daß er ja blondes Haar habe; und er wandte sich um, als sein Blick auf das Bild des schönen, blonden Mädchens fiel, das dem dunklen Gesicht des Lord Vere gerade gegenüber hing, und das jetzt, wie die übrigen Bilder auf dieser Seite von der Nachmittagssonne hell erleuchtet ward. Eine sonderbare Ahnung durchzuckte ihn: er trat mit klopfendem Herzen näher, und sah mit Entsetzen, daß das wunderlich frisirte Haar der Dame genau von der Farbe des seinigen war, denn die kannte er, weil er es oft mit Helenens blondem Haar verglichen hatte. — Es konnte dies nur ein Zufall sein, denn das Bild war alt, und das schöne Mädchen mochte wohl vor hundert Jahren gelebt haben, hatte es überhaupt je gelebt — aber es war doch ein gar sonderbarer Zufall, und er griff unwillkürlich nach dem Schlüssel, der auf seinem Herzen ruhte. Es fuhr ihm durch den Kopf, wie er sich neulich

schon vorgenommen, diese Bilder zu entfernen, an denen die schwere Stange des Vorhanges, der jetzt halb aufgezogen war, zu dicht vorüberfuhr — ja, er hatte sie schon abzunehmen versucht, war aber davon abgestanden, weil er die breiten vergoldeten Rahmen mit eisernen Klammern an der Wand befestigt fand.

Er bemerkte, daß bei diesem Bilde die Klammern fehlten, und nur die Schwere des mächtigen Rahmens es so stark gegen die Wand drücke. Er schob einen Stuhl heran und hob es herab. Er sah zu seinem Erstaunen, daß es genau über eine viereckige Thür von Eisen paßte, die so sorgsam in das Mauerwerk gefügt, und von so durchaus einer Farbe mit diesem war, daß er sie auch jetzt noch schwerlich bemerkt haben würde, wenn sie nicht einen dumpfen Klang gegeben hätte, als er beim Herabnehmen des Bildes mit dem schweren Rahmen an sie stieß; und nun konnte ihm auch freilich das kleine Schlüsselloch nicht entgehen, das unten in der Ecke angebracht war, und das dieselbe seltsame Form hatte, wie der Bart des silbernen Schlüssels. Er riß mit fieberhafter Hast seine Kleider auf; er drehte das Schloß um, die Thür sprang auf, wie wenn eine starke Feder nachgelassen hätte; und er sah einen Schrank vor sich, so tief, wie hoch; und in dem Schranke ein kleines Oelgemälde: die Dame auf dem Bilde, aber in moderner Tracht und Frisur, und augenscheinlich von der Hand des Lord Vere selbst; eine Menge Papiere, die in der vollkommensten Ordnung lagen, und die zu seinem Erstaunen nichts enthielten, als was er selbst geschrieben hatte; seine Schulhefte aus der Pensionszeit bis auf die frühesten, kleinsten Aufsätze, sämmtliche Briefe, die er aus dem Hause des Predigers an seinen Pflegevater, oder in den Ferien an den Prediger gerichtet hatte, bis auf die Reihe von Briefen,

die er an Lord Vere ſelbſt ſchrieb, als dieſer in dem letzten Jahre ihres Aufenthalts in England auf einige Wochen in London geweſen war — und zwei Packete, ein größeres und ein kleineres, verſiegelt, und an ihn adreſſirt in der wohlbekannten Hand ſeines Herrn, in dem er nun ſeinen Vater finden ſollte. — Er ließ Alles liegen, bis auf die beiden Packete, die er herausnahm; er legte die Thür wieder an, die von ſelbſt in's Schloß ſprang; er hing das Bild an ſeine alte Stelle; ſetzte ſich an den Tiſch in dem Garten der Capulets, in den großen Lehnſtuhl, und erbrach — er konnte auf Stunden gegen jede Unterbrechung ſicher ſein — zuerſt das Siegel des größeren Packets.

Es enthielt eine Reihe von Documenten, die zum Theil die Verhältniſſe derer betrafen, deren Namen er trug; würdige Leute, die ein unbedeutendes Vermögen, das ſie ſich in Amerika geſammelt, und das um das zehnfache kleiner war, als ihr ſogenannter Nachlaß kurz nach ihrer Rückkehr nach England in einer thörichten Speculation verloren hatten, und bald darauf Beide mit ihrem einzigen kleinen Kinde einem bösartigen Fieber erlegen waren. — Weiter die Familienpapiere ſeiner Mutter; dann verſchiedene Schriftſtücke, die ſeine Abkunft in das klarſte Licht ſetzten; — und ſo war er denn nicht mehr Georg Allen, ſondern Georg William Lord Vere de Vere.

Georg las dieſe Papiere mit nicht geringem Erſtaunen, und großer Aufmerkſamkeit durch — aber das war auch Alles. Es ahnte ihm, was das andere Packet enthalten würde, — ja, es ſchauderte ihn vor dieſen vergilbten Blättern und er gedachte unwillkürlich des Engels mit dem flammenden Schwerte, der vor dem Paradieſe Wache hält. Das einzige ſüße Gefühl war die Errungenſchaft ſeiner holden Mutter

— er ahnte trauernd das Weh, das seines Vaters Leben mußte verdüstert haben.

Er erbrach zögernd das Siegel des zweiten Packets, und las in der festen, flüssigen Hand seines Vaters:

XX.

Mein Sohn! — Wenn diese Blätter je in deine Hände kommen, ist die Hand, die diese Zeilen schreibt, kalt; ist der Mund stumm, der nie Dich mit jenem Namen genannt hat. Ich weiß, die Menschen haben mich oft genug für toll gehalten; und sie würden ausrufen, „haben wir es nicht gesagt!“ wenn sie dies läsen. Laß sie! sie nennen ja Alles toll, was nicht in ihren Kram taugt, und was sie nicht verstehen. Ich weiß, Du verstehst mich — ich weiß, Du hast mich geliebt, — rein und wahr und treu, wie der gute Mensch die Wahrheit liebt, ohne Neben-Interesse, ohne Schaugepränge. Und ich, ich habe Dir Deine Liebe nicht gestohlen, nicht abgebettelt, nicht abgekauft — ich habe sie Dir abgerungen; sie ist mein wohlerworbenes Eigenthum; ich darf sagen: ich verdanke sie dem Menschen, verdanke sie dem, was edel in mir ist und gut — ich habe meinen Zweck erreicht. Laß Dir erzählen, Freund, wie Dein Vater der wunderliche alte Mann geworden ist, über den die Einen spöttisch die Achseln zuckten, und den die Anderen segneten. Ich will Dir den Schlüssel geben zu Manchem, was Dir vielleicht in meinem Wesen verschlossen blieb. Ich gebe die Geschichte getrost in Deine Hände mit allen ihren Makeln und Flecken: ich geize nicht nach der Ehre, in Deinem Andenken ein Heiliger zu sein. „Richte mich nach Deiner Weisheit,“ wie Brutus sagt, und „wecke Deine Sinne, um desto besser urtheilen zu können.“ Ich weiß, es ist nur Erstaunen,

nicht kindische Freude, was Dich ergreifen wird, wenn du hörst, daß Du aus dem erlauchten Hause der Vere de Vere stammst. — Regt sich das stolze, normännische Blut in Deinen Adern? ach! es ist zu sehr versetzt mit gutem, gesunden Adamsblut; — Deiner Mutter blaues Auge, das Du geerbt hast, lacht solcher Thorheit. Ich sage Dir, Freund, die Erbschaft der Vere de Vere ist eine schwere Burde — wirf sie von Dir! Ich kenne die Geschichte Deiner Ahnen — es ist eine düstere Geschichte, auf die nur Narren stolz sein können, die das Verbrechen eine edle That nennen, wenn es mit der Pfauenfeder geschmückt ist; und die Sünde Tugend, wenn sie sich nur in den Purpurmantel hüllt. — Ahnenstolz! Stolz auf ererbtes Gut! Wie die Menschen bescheiden sind! Laß die sich doch des Gängelbandes freuen, die nicht auf eigenen Füßen stehen können; laß sie doch ahnenstolz sein, die sich hinter Anderer Verdienst verstecken müssen, und ein Ahnenbild vor sich hertragen, als Herold ihrer Schwäche; laß sie sich doch das frierende Blut, den matten Puls erwärmen, wenn sie es mit dem Gedanken können, daß das Blut einst heiß rollte, der Puls einst munter hüpfte, in denen, deren Staub im Grabgewölbe modert. — — — Deine Großmutter habe ich wenig gekannt, sie starb, als ich zehn Jahre alt war; ich habe sie selten gesehen, und bemerkte kaum, daß sie nicht mehr unter den Lebenden weilte.

Dein Großvater war ein stolzer, kalter Mann; stolz auf seine Ahnen, stolz auf seinen Reichthum, und gewiß war er auch stolz auf mich. War ich doch der einzige Sohn, der Erbe seines Reichthums, der Abkömmling seiner Ahnen. Er hatte mir zum Leben verholfen; war diese Wohlthat nicht hinreichend? Lord Vere de Vere! was wollte ich weiter? —

Er erwartete von mir Gehorsam, wie von seiner Diener

einem; er setzte es als sich von selbst verstehend voraus, daß ich ihm Verehrung zollte, wie er von seinem Kellermeister voraussetzte, daß er seine Rechnungen in Ordnung halte; ja, ich glaube, er wähnte, ich sei ihm schuldig, was er Liebe nannte. Seltsame Verblendung! Der Mensch will da ernten, wo er nicht gesäet, und wundert sich, daß er nicht Feigen holen kann von dem Dornstrauch. Ihr Väter klaget über unkindliche Gesinnung, — lernt erst, was das heißt: Vater sein! Wollt ihr die Liebe eurer Kinder, — lernt erst, wie man sich Liebe gewinnt. Ihr freut euch eurer Kinder, weil sie euch durch ihr Dasein euer eigenes Dasein beweisen, wie ihr euch eurer Aecker freut, die euch zu dem machen, was ihr seid, und vor denen der Arme den Hut zieht, wenn er euch auf der Straße begegnet. — Sind sie nicht so, wie ihr wollt, daß sie seien; nun, so ist das schlimm, und sie handeln gegen das vierte Gebot, und sie trifft der Fluch des vierten Gebots. — Wißt ihr auch, wie die Umkehr dieses Gebots heißt: kehrt es um, und ehret zuerst eure Kinder, und zeugt sie zum zweiten Male im Geist: das junge Thier ist dem alten nicht zu ewiger Dankbarkeit verpflichtet. Seid ihnen ein Muster in allem Guten und Edlen, daß sie in euch die Tugend und die Wahrheit lieben; daß sie euch lieben, weil ihr alles Schöne und Große, das ihr Stolz ist, in ihnen geweckt und gepflegt habt; weil euer Bild sich in Alles, was ihr Herz höher schlagen macht, hineindrängt! — —

Mein Vater ließ mich in den Händen meiner Diener und Erzieher; und die Erzieher waren meine ergebenen Diener, und die Diener verzogen mich. Sie hatten den gemessendsten Befehl, den künftigen Lord mit aller ihm gebührenden Achtung zu behandeln; unter Achtung verstanden sie natürlich die erbärmliche Schmeichelei, das Verderben der

Kinder der Großen. Wie ich klüger und älter wurde, und ihre Absichten durchschaute, verachtete ich sie, wie es nicht anders sein konnte.

Meine Erzieher glaubten wohl mit meinem Vater, daß an einem Lord Vere überhaupt nichts mehr zu erziehen sei, daß ein solches Prachtstück der Natur durch anderweitige Bemühungen nur verdorben werden könnte. Der eine, der es wagte, den frechen Buben zu züchtigen, wurde auf meine Bitte nach acht Tagen entlassen; er ist mir später ein treuer Freund geworden, und seine Freundschaft für mich hat sich auf Dich vererbt. — Ich war der Tyrann der Knaben im Dorfe, sie waren in ihrer plumpen Art Höflinge so gut, wie die glatten Schmeichler, die ich später in den Vorzimmern der Fürsten gesehen habe: Nur ein Knabe hatte den Muth, dem übermüthigen Burschen entgegenzutreten; er schlug mich wacker, wie ich es verdiente, — ich schwur ihm furchtbare Rache in meiner kindischen Wuth; er ist es, der meine Liebe und Vertrauen hat, dem ich Dich später anvertraute.

Ich kam auf die Schule und Universität. Ich verkehrte mit den jungen Adligen; ich war reicher, wie die Meisten, stolzer, wie Alle; ich war ein Muster in allen jugendlichen Thorheiten — was Wunder, daß die jugendlichen Thoren mir anhingen, daß ich bald das Haupt der jungen Genossenschaft war!

Wenn über mich bei meinem Vater Klagen einliefen, wenn er von meinen wilden Streichen hörte, wenn er unsinnige Rechnungen zu bezahlen hatte, — so zürnte er, und in den Ferien gab es Auftritte, die uns noch mehr gegen einander erkalteten. Er hatte es mir zur heiligen Pflicht gemacht, ein Vere de Vere zu sein, und ein Muster des Adels; worin das

aber bestehen sollte, als eben im Stolzsein, und alle Andern in Ausschweifungen zu übertreffen — das hatte er mir nie gesagt; ich vermuthe, er wußte es selbst nicht.

Dies Verhältniß dauerte fort, bis meine Extravaganzen das Maß überstiegen, das mein Vater mit dem ‚ein Vere de Vere sein' noch verträglich hielt. — Ich stürzte mich in alle Lüste des großen Babel, in dieses Meer von Glanz und Elend und Laster — und die Wellen schlugen über mir zusammen. Ich mußte meine Begierden zügeln, weil es mir bald an Mitteln fehlte, sie zu befriedigen; und der mir die Mittel entzog, war mein Vater, der durch seine Sorglosigkeit und unsinnige Freigebigkeit den Grund zu meinem Verderben gelegt hatte. Er hatte mich auf die abschüssige Ebene gleiten lassen, und gebot mir, mitten im Gleiten inne zu halten. Er wolle es; ich solle wollen, was er wolle. — Was die Leute nicht Alles mit dem Willen auszurichten gedenken: er ist der Wunderdoctor, der alle Krankheiten kuriren soll. „Wenn er nur wollte!" sagen sie und schütteln unmuthig den Kopf, daß der arme Sünder noch immer nicht will. Macht, daß er kann! Vermögt ihr das nicht, vermag er das selbst nicht — so kann er eben nicht; und ihr könntet ebensogut euer Pferd sprechen machen, als ihn wollen machen, wie ihr sagt. —

Mein Vater und ich waren vorher kalt gegeneinander gewesen; jetzt fing diese Kälte an, einer lebhafteren Empfindung Platz zu machen, aber nicht der Liebe. Ich sage Dir: ich haßte meinen Vater, und mein Vater haßte mich. — — das war es, womit ich ihm für die Ehre dankte, mich zum Lord Vere de Vere gemacht zu haben! das war das Ende seines Stolzes auf den Erben der Vere's! Schaudert Dich, Freund? — Sei wie der gute Arzt, der vor der ekelhaften Wunde nicht zurückbebt, wie die feigen, unwissenden Verwandten,

die die Hände ringen, und nutzlos jammern: — verbinde sie, heile sie — das ist besser'

Ich habe es gelernt, die Pestbeulen der Menschheit mit dem Auge des Arztes zu betrachten; ich habe die Lasterhaften nicht gehaßt, nicht verlacht, nicht bejammert — ich habe zu erkennen gesucht, wo in dem Organismus die Keime der Krankheit steckten, und geholfen da, wo ich konnte.

Meine Ausschweifungen und ungebändigten Leidenschaften warfen mich in eine schwere Krankheit; mein Vater erkrankte zu gleicher Zeit; er starb, ich genas — genas langsam, denn ich war schwer krank gewesen an Leib und Seele. — Von dieser Zeit an datirt sich für mich ein neues Leben. — Während meiner Genesung hatte ich mich, um mich zu zerstreuen, auf die Bücher geworfen; aus den flüchtigen Bekannten wurden tröstende, köstliche Freunde. Die großen Menschen, die die Bibel schrieben, wurden meine Rather; bald gesellte ich ihnen andere gottbegeisterte Denker zu. — Lange Zeit jagte mich eine furchterliche Reue ruhelos von Ort zu Ort. Der Gedanke an den unnatürlichen Haß gegen meinen Vater war das Damoklesschwert, das stets über meinem Haupte hing. Ich hatte noch nicht gelernt, was ich erst viel später einsah: daß wir gegen uns und Andere ungerecht sind, wenn wir unsere Thaten betrachten und beurtheilen, herausgerissen aus der Kette der Ursachen und Wirkungen, von der sie nur ein Glied ausmachen. Wir schaudern über unsere sündhaften Handlungen, und beachten die Vorbereitungen dazu nicht. Wir sind zu stumpfsinnig, um das zu verstehen: wahrlich, so Du Deines Nachbars Weib ansiehest, ihrer zu begehren, Du hast schon die Ehe gebrochen; aber ist nun der Ehebruch in einer unglücklichen Stunde wirklich begangen, so packt uns die Reue mit ganzer Kraft. Es kommt uns vor, als wären wir mit

einemmal gewaltsam aus dem rechten Wege geschleudert, und waren doch schon längst vorher abgeirrt. —

Ich setzte meinen ganzen Ehrgeiz darein, mein Leben mit meiner Ueberzeugung in Einklang zu bringen. Ich sah ein, daß der Egoismus immer die große Schlagfeder ist, die das Räderwerk unserer Handlungen spielen läßt; aber wenn dem nicht anders sein kann, so machen wir wenigstens aus der Noth eine Tugend, und die Tugend sei unser Egoismus. Wenn ich Dich liebe, so ist es, weil ich in Deinem Beifall eine Bestätigung meines innersten Seelenlebens finde; weil ich in dir doppelt so mächtig, doppelt so gut und fromm bin; wenn Du mich liebst, so ist es aus demselben Grunde. Ich wollte geliebt sein: aber nicht um das, was ich selbst in mir und an mir verachtete: ich trennte haarscharf, und verwarf den Beifall, den mir Rang und Reichthum eintrugen; ich wollte reines Gold und keine Schlacke; ich dürstete, aber nach lauterem Wasser, und stieß den Becher von meinen Lippen, in welchem mir der unreine Trank geboten wurde. Ich fand genug: Männer und Weiber, die mit Lord Vere Freund sein, Lord Vere lieben wollten; aber Niemanden, der den armen Adamssohn hätte bei sich aufnehmen wollen. Ich hätte Lord Vere hängen können, um nur einmal als der zu gelten, der ich war. Du fragst, warum ich die glänzende Schlangenhaut nicht abwarf, wegen derer die Brut sich berechtigt hielt, mich wie ihres Gleichen anzuzischen und anzuzüngeln: vielleicht war sie mir im Anfang noch zu fest gewachsen, und vielleicht hätte ich es später doch gethan, wenn ich nicht nach und nach gelernt hätte, mir selbst zu vertrauen; und dann fand ich in der Liebe Deiner Mutter den Glauben wieder, und die Hoffnung verließ mich nicht, nachdem Du mir geboren warst.

Ich lernte Deine Mutter kennen auf einem der vielen Streifzuge, die ich zu Fuß durch beinahe alle Gegenden von England und Schottland machte, und auf denen mich mein treuer Freund, dein Pflegevater, überall begleitete.

Sie war die Tochter eines armen Landpfarrers in der Nähe der kleinen Hafenstadt T., und ich fand sie hier an dem Orte Deiner Geburt in dem Hause ihrer Verwandten während eines längeren Besuchs, den ich meinem Lehrer, Deinem Erzieher, unserm gemeinschaftlichen Freunde machte. — Willst Du wissen, wie sie war, — sieh' das Veilchen an, das zu Deinen Füßen im Moose blüht — athme den Duft der Rose ein, — es ist Deine Mutter! Küsse das theure Bild, vor dem wir so oft anbetend gestanden haben — es ist das Bild Deiner Mutter.

Ich führte mich bei ihr als armer Maler ein; mein Talent war gerade groß genug, meine Maske wahrscheinlich zu machen. — Wie würden meine schlechten Bilder, die noch jetzt in mancher Putzstube in T. über dem Sopha hängen, im Preise steigen, wenn die guten Leute erführen, daß sie von Lord Vere gemalt seien! —

Sie war fromm und unschuldig, wie ein Kind; sie hatte jenes sichere Gefühl des Wahren und Schönen, das wir häufiger in wohlorganisirten Frauennaturen finden, und das wir bei dem starkeren Manne, wo es sich zu Gedanken formt, und in Handlungen übergeht, Genie nennen. — Ich verbarg ihr keine meiner Schwächen; ich erzählte ihr meine Lebensgeschichte, die wahren psychologischen Facta, ohne die Namen und Umstände, die nichts zur Sache thaten; — sie schauderte, und schmiegte sich fester an mich: Gott ist gnädig! sagte sie. Ich verbarg ihr nicht, daß ihr frommer Kinderglaube nicht der meinige sei: „ich verstehe Deine Sprache nicht ganz," sagte

ſie, „aber Gott wird Dich ſchon verſtehen; verſteht er doch das Lallen des Kindes; Du biſt ja gut. Gott liebt die guten Menſchen.“ — Sie wurde mein Weib. Ich lebte mit ihr ſtill und verborgen. Unſer Freund und ſeine treffliche Schweſter, und der wackre Allen mit ſeiner liebenswürdigen Gattin, die ich damals kennen lernte, waren während dieſes glücklichen Jahres faſt unſer einziger Umgang. Sie alle waren in das Geheimniß eingeweiht; die Allen haben es mit in's Grab genommen. Unſer Glück war kurz. Deine Mutter erwartete ihre Niederkunft; ich bereitete alles vor, um ſie nach ihrer Geneſung nach Schloß Vere zu bringen. — Als ich zurückkam, wurdeſt Du geboren: Deine Geburt koſtete Deiner Mutter das Leben. Sie ſtarb in meinen Armen, — das holde, geliebte Weib des armen Malers, das ſich nie darnach geſehnt hatte, das ſich ſchwerlich darüber gefreut hätte, die Gemahlin eines Lord's zu ſein. —

Mein Entſchluß ſtand feſt, mit Dir das Wagniß zu beſtehen; und was war da groß zu wagen! Ich wollte Dich erziehen: einfach, kräftig und ſchlicht — ich wollte Dir die Steine aus dem Wege räumen, über die ich gefallen; wenn es mir ſo nicht gelang, deine Liebe zu erwerben, ſo vermochte ich es überhaupt nicht; — wenn Du nicht den guten Menſchen in mir liebteſt, — der Vater ſollte Dir keine Pietät abzwingen, die mir nichts galt. —

Die Wege, die ich einſchlug, die Mittel, die ich anwandte, Dich in meiner Nähe zu haben, ohne daß Du je das wahre Verhältniß ahnteſt, — Du weißt ſie jetzt alle. Du weißt, wie Du in Feld und Wald zum fröhlichen Knaben heranwuchſt; Du weißt, wie Du an der Hand des vortrefflichſten Mannes in das Heiligthum der Wahrheit trateſt; wie Du dann zu mir auf's Schloß kamſt; wie wir zuſammen gelebt haben bis auf

diesen Tag. — Das weißt Du nicht, wie ich gerungen habe um Deine Liebe; wie ich in diesem Ringen selbst edler und besser geworden bin, was ich Dir zu danken habe.

Das weißt Du nicht, welche stillen Triumphe ich gefeiert habe, wenn ich sah, wie Du Dich von Tag zu Tag fester an mich schlossest — wenn Deine Liebe vor meiner eisernen Gerechtigkeit, die den wilden Knaben oft hart traf, nicht zurückbebte — wenn Deine Liebe sich nicht brechen ließ, so oft auch mein Ansehen, das ich, wie Du weißt, nie gemißbraucht habe, den Trotz des hochfahrenden Jünglings schonungslos beugte. Das weißt Du nicht, wie ich Dich auf die Probe stellte; wie ich Dir an jenem Abend, als Du im Zorn von mir geschieden, jenen Lord auf's Zimmer schickte, und Dich durch glänzende Anerbietungen von mir locken ließ; welche Wollust ich empfand, als Du von mir nicht lassen wolltest, als Du mit thranendem Auge um meine Verzeihung bat'st — Du hast durch Deine Thränen hindurch die meinen nicht fließen sehen. — O, mein Freund! Deine Liebe ist gestahlt in heiligem Feuer: — uns kann nichts mehr trennen! — Würdest Du mich mehr lieben, wenn Du wüßtest, daß ich Dein Vater bin? Wenn je ein Sohn seinen Vater liebte, — so thust Du es; wenn je ein Vater seinen Sohn liebte, — so thue ich es! Was soll der Name! — ich will den Geist! — Der Name verwirrt nur die Menschen: sie glauben die Sache zu haben, wenn sie das Wort haben. — Ich sterbe ruhig, auch wenn Du nie erfährest, daß ich Dein Vater bin. —

Und doch will ich auch dem Sinn der Menschen in unsrer Angelegenheit gerecht werden.

Wenn wir von unserer Reise zurückgekehrt sind, will ich Dich fragen, ob Du Lust hast, Lord Vere de Vere zu sein; oder ob Du Deinen armen Verwandten die kindische Freude machen willst;

und wenn ich nicht zurückkehren sollte, so habe ich Sorge getragen, daß diese Papiere sogleich nach Deiner Ankunft in England in Deine Hände gelangen. —

Jetzt sollst Du erst mit mir die Großen der Erde sehen, daß Du weißt, was es heißt, einer ihrer sein. Du sollst die Menschen sehen mit unbefangenem, gesunden Auge; sehen, wie sie oft so klein sind, diese Großen; wie so oft diese Kleinen so groß. Die Großen werden Dich für zu klein halten, als daß sie es für nöthig erachteten, ihre Schwächen vor Dir zu bemänteln; den Kleinen wirst Du keine Größe entgegentragen, die sie einschüchtert, daß sie vor Dir ihre Tugenden verhüllen. Du wirst die Menschen nicht verachten lernen, aber auch nicht sie überschätzen. Sie sind ein Stück des Alls, nichts weiter. Schaue sie in Gott, so siehst Du sie recht; schaue sie als Bild in dem Rahmen der Natur, so wirst Du sie in dem rechten Lichte sehen. — Ich habe Dir meine Philosophie nicht aufgedrungen; ich habe sie Dir entgegen getragen, wie der Vogel seinen Jungen die Speise, mit der er selbst sich nährt. Ich habe Dir keinen Weg verschlossen, der Dich zu anderen Resultaten führen könnte; die Reise, die wir vorhaben, soll nur ein Mittel für Dich werden, zu prüfen und zu wählen. — Wenn Du einst zu anderen Resultaten gelangen solltest, — auch gut! — es führen viele Radien in den Mittelpunkt. — Einig sein mit sich, einig sein mit Gott — das ist Alles! Mag doch die Lehre heißen, wie sie will, wenn nur der Schüler durch sie das Leben meistern lernt. — Der Gläubige, im festen Vertrauen an eine persönliche Fortdauer, an ein ewiges, in reinster Anschauung Gottes seliges Leben, spricht mit schwärmendem Blick: Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Der, welcher die Vernunft zum Leitstern seines Lebens gemacht hat; für den nichts ist, was er nicht begreift,

dem der Tod ein unausdenkbares Problem, ein ewiges Räthsel ist, lebt in ihm nicht auch die Ueberzeugung der innigen, unauflöslichen Gemeinschaft seiner mit der Natur? Die Heilige, Große hat ihn geboren, erzogen; er hat sich ihrer so herzlich gefreut: er war eines mit ihr; er ist eines mit ihr; er wird eines mit ihr sein. Er kennt keine Sonderinteressen gegenüber dem All; er ist nicht, das All ist.

Ich bin von diesem Bewußtsein ganz durchdrungen, mehr als Worte es sagen können. Auch ich kann sprechen: Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? —

Du weißt, ich denke wenig an den Tod; aber Eines wünsche ich, wenn es sein kann: daß ich draußen sterbe unter dem freien, weiten Himmelsdom. Im engen Bett vergessen wir, daß wir gehören zu Wies und Wald — vergessen wir, daß wir nur ein Moment sind in dem glühenden, ewigen Leben der Natur. — Ich mag die Schranken nicht, die den Menschen von dem Menschen trennen, und den Menschen von der Natur. Das ist verwerflich, was auch nur einen Keim in uns erstickt, den Gott in die Menschenbrust legte, daß er da wachsen und gedeihen soll. — Wehe den ungeschickten Gärtnern, die auf gesunde Bäume schlechte Reiser pfropfen, und in Gottes Garten böses Unkraut säen! — Lebe wohl, Freund!

XXI.

Es würde unmöglich sein, die Empfindungen und Gedanken zu schildern, die die Lesung dieses Manuscripts in Georg hervorrief. —

Darin hatte Lord Vere Recht: Georg konnte nicht ihn jetzt mehr lieben und verehren, als er es schon vorher gethan; aber unendlich Vieles in dem Verhältnisse mit seinem Vater

erhielt durch diese Entdeckung ein neues Licht und eine andere Bedeutung. — Und seine Mutter! seine holde Mutter! Er stand leise auf und holte das Bild und stellte es vor sich — es lächelte ihn so unsäglich liebevoll an. — Georg weinte wie ein Kind, dem die Mutter nach Hause kommt, nach der es sich so lange gesehnt; — er küßte es mit Inbrunst, wie der Verbannte, der aus fremden Landen zur Heimath kehrt, den Boden seiner Muttererde küßt. — Er trat vor seines Vaters ernstes, gedankenvolles Bild. Es war ihm, als hätte er ihn doch noch nicht genug geliebt, als hätte er ihm noch manche Freude mehr bereiten können.

Aber welchen guten Menschen ergreift diese Empfindung nicht, wenn sein Auge in die vergangene Zeit zurückblickt; wenn er an die Herzen denkt, die einst so warm schlugen, und nun still stehen; an die Augen, die so liebevoll auf ihn blickten, und die nun geschlossen sind auf immer?

Es ist dies eine Reue, die dem guten Menschen so natürlich ist, und die ihn so wohl kleidet. —

Draußen war es so still, so feierlich, — der rothe Abendschein lag warm auf der Landschaft — die hohen Wipfel der Tannen regte kein Hauch; es war, als wollten sie den Sohn nicht stören in seiner Andacht, als beteten sie mit ihm. —

Laß die Todten ruhen! sie bedürfen deiner Liebe nicht mehr! es sind die Lebenden, die darauf Anspruch haben. Wenn du glaubst, noch in der Schuld zu sein, — und du mußt am besten wissen, wie tief du in der Schuld bist — zahle sie den Herzen, die noch schlagen: auf sie lautet jetzt der Schuldschein; — die Lebenden sind die Erben der Todten! —

Georg breitete die Arme aus: er hätte die ganze Welt an sein Herz drücken mögen. — Wohl hattest Du recht, alter Vater; das war nicht Ahnenstolz, was aus diesen Augen

Blicke; — das war das gute warme Menschenblut, das in dem Jüngling überwallte, als er jetzt mit hochpochendem Herzen, mit gerötheten Wangen, erregt in dem Gemache auf- und abschritt. Lord Vere de Vere! — O, wie so klein sie ihm erschienen diese Eitelkeiten der Menschen! wie er hinwegschritt über diese Schranken, die der Mensch errichtet, dort unten in jenen dumpfen Thälern des Unverstandes und der Engherzigkeit. Sie ragten nicht hinan zu den Höhen, auf denen er wandelte, ein Sohn des Lichts. Hatte er je Helene geliebt, so war es in diesem Augenblicke: sie war das milde Abendroth, das in den Tannenwipfeln spielte. — Hatte er je Clara Vere angebetet, so war es in diesem Augenblicke: sie war die Sonne, die hinter die Bergesgipfel strahlend und herrlich sank. Sie war seine Sonne, sein Licht!

Was war ihm Lady Vere! — sie war das schöne, geistvolle Weib, die Krone der Schöpfung. — Sie, die so die wahre Liebe verherrlichen konnte, sollte die nicht wahre Liebe fühlen können? — so weiß die Priesterin auch nichts von der Göttin, an deren Altar sie opfert, deren Herrlichkeit sie mit flammendem Auge der anbetenden Menge verkündet! — Hatte sie ihm nicht ihre Liebe gestanden? — reden Blicke nicht? hat der Ton keine Bedeutung? — sollte er warten, bis sie sagte: ich liebe Dich! Dich, Georg! — hast Du Ohren, Georg, und hörst nicht? — hast Du Augen, Georg, und siehst nicht? — Nein dieses Weib konnte nicht klein, nicht niedrig denken!

Was wußte die alte Margareth von ihrem wahren Wesen! Margareth, die der Gram um Gatte und Sohn verdüstert hatte; der ein ungerechter Verdacht das Auge trübte! — Was wußte Helene, die gute, süße, von ihrer stolzeren Schwester! was weiß das Veilchen von der Rose? die Lerche von der Nachtigall? — Und wenn sie Lorenz wirklich zurückgewiesen

— was kann das Licht dafür, daß es die Motte verbrennt? was die Sonne dafür, daß das Gras verdorrt, und die Blume verwelkt? sie war stolz, weil sie sich fühlte und fühlen durfte; sie war stolz, wie der Berggipfel, der in die Wolken ragt, hoch ist über dem Hügel — der Berggipfel sieht nicht herab auf seine Brüder! — Sie war stolz! war er es nicht? — Die Liebe ist nicht feil! wer sie haben will, muß sein bestes Wesen daran setzen: — hatte er sich Clara Vere je ebenbürtig gefühlt, so war es jetzt. —

Er stand in der Balkonthür, und schaute trunkenen Blicks in die scheidende Sonne. Es rauschte hinter ihm; er wandte sich um: Lady Vere stand vor ihm. —

Er war nicht verwundert, — das war ja so natürlich! es war ihm, als ob er noch in die Sonne schaute — sie war ja seine Sonne! — Er redete und wußte kaum, daß er sprach: — das innere Bild war verkörpert — der Gedanke wurde Wort. —

Es war ein wundersamer Anblick, wie sie vor dem beredten Jünglinge stand, diese schlanke, hohe Gestalt; — wie sie sich leicht vornüber neigte, wie Jemand, der eine schöne Musik deutlicher hören, ein herrliches Gemälde genauer betrachten will. Was war das für ein Licht, das in diesen dunklen Augen aufflammte? war es Zärtlichkeit, war es Triumph? war es beides? — was war das für eine Regung, die ihre feinen Nasenflügel zucken machte? sog sie mit Wollust den Opferduft ein, lag er endlich zu ihren Füßen? kniete er endlich an ihrem Altar? —

Georg schwieg; er hatte sich ihr zu Füßen geworfen: der Mensch kniet so willig, wenn er liebt.

Wie die Saaten sich beugen vor dem Winde des Himmels, der über sie hinfährt, so beugen sich des Menschen Kniee,

[illegible] im Sturm seiner Leidenschaft Gottes Odem ihn anhaucht. Er schwieg: er sah zu ihr auf, ihrer Antwort harrend; sein Antlitz leuchtete, seine innerste Seele schwebte sichtbar um ihn. — O, wie schön er war! War dein künstlerisches Auge befriedigt, Clara Vere? — war Apoll vom Piedestal herabgestiegen, und stand vor Dir an, Clara Vere?

Sie [illegible] ihn an; in ihren Augen strahlte ein fast unerträglicher Glanz; sie neigte sich noch näher zu ihm; er fühlte ihren Athem über sein Gesicht wehen; sie flüsterte ihm in ihrem weichsten, [illegible]en Tone die Worte Julia's zu: „Du weißt, ein Heiliger pflegt sich nicht zu regen, auch wenn er eine Bitte zugesteht."

Georg sprang auf; er breitete die Arme aus, die Geliebte an sein Herz zu drücken: Lady Vere stieß ihn wild zurück — sein Auge folgte dem ihren: der Herzog von Arlington stand vor ihnen.

Die Röthe des Zorns lag auf seiner schmalen Stirn. Sein Auge schweifte von Clara Vere auf Georg — nur einen Augenblick.

„Ist der Mensch toll?"

„Ich glaube, Mylord!"

„Erlauben Sie, daß ich Sie vor den Beleidigungen dieses Rasenden schütze;" sagte der Herzog sehr ruhig; — und ihr den Arm bietend führte er sie, ohne Georg weiter eines Blicks zu würdigen, aus dem Saale.

XXII.

Die eigene Erfahrung ist doch immer die beste, ja vielleicht die einzige Lehrerin.

Wir lesen eine herrliche Maxime, und glauben sie ver-

ſtanden zu haben, und in unſer Leben hinüber nehmen zu können, als ob das ſo leicht ſei, als ob wir nicht erſt mit unſerem Herzblut jede Wahrheit bezahlen müßten, als ob nicht zwiſchen theoretiſcher Einſicht und praktiſcher Bethätigung eine Kluft läge, die erſt mit Anſtrengung aller unſerer Kräfte in harter Arbeit ausgefüllt werden muß. Wenn es ſo leicht wäre, die Wahrheit zu lehren, ſo hätten wir lauter Heilige: aber für das Kind iſt das: Liebe deinen Nächſten! ein leerer Schall: und es wird, während es die Worte nachplappert, dem Bruder den Apfel beneiden, den er in der Hand hält: und der Menſch wird ſo lange in der Theorie ſeinen Nächſten lieben, und ihn praktiſch ſtündlich haſſen, verachten und verfolgen, bis er den Haß und die Liebe durchgekoſtet, und am Ende gefunden hat, wie bitter der Haß, und wie ſüß die Liebe iſt: bis ein reiches Nachdenken ihn über die Welt und die Menſchen aufgeklärt hat: bis er begreift, daß die Tugend die Geſundheit, und die Sünde die Krankheit iſt: daß er dem ſcheltenden Bruder ſo wenig zürnen kann, wie der Wärter dem Fieberkranken, der ihn mit Schmähreden überhäuft: bis er klar und deutlich ſieht, daß kein Menſch aus freien Stücken ſündigt, und daß jeder tugendhaft ſein würde, wenn er könnte. — Der Menſch wird ewig ſo lange den Splitter in ſeines Bruders Auge ſehen, bis die Furcht, vor dem Balken, den er im eignen Auge hat, blind zu werden, ihn über ſich ſelbſt nachzudenken zwingt. —

„Geh' hin! geſtehe ihr Deine Liebe! und wenn du mit wankenden Knieen und gebrochenem Herzen zurückkommſt, ſo will ich Dir ſagen, wer Du biſt.“ — Wer ich bin? Lord Vere — ein Narr! ein blöder Thor! — Still, Georg! „Was kann denn die Sonne dafür, daß die Blumen verwelken und das Gras verdorrt?“ — Laß nur den Kopf nicht hangen!

Treibe die Wurzeln tief in die feuchte, schwarze Erde, wohin ihr Strahl nicht dringt; und trotze ihrer Gluth! — Hätte Georg sich nicht noch eben vorher im Drachenblut gebadet, wer weiß, ob ihn der furchtbare Schlag, der ihn getroffen, nicht zerschmettert hätte; und auch so schon traf er ihn hart genug. Er stand da, wie einer, vor dem sich die Erde plötzlich aufthut, und sein Theuerstes verschlingt; wie der Kaufmann, der vom Strande aus das stolze Schiff sinken sieht, das ihm die Schätze Indiens bringen sollte. — „Ist der Mensch toll?“ „Ich glaube, Mylord!“ — die Worte klangen in seinem Ohre; er sprach sie langsam nach, wie einen tiefsinnigen Spruch, dessen Meinung man nicht gleich zu fassen vermag. Er sah sie vor sich stehen, — bleich, mit zuckenden Lippen, kalt; er hörte die Stimme, die so ruhig und fest die Worte sprach: „ich glaube, Mylord!“ — Er hatte gewähnt, daß jede Brust nur in der Himmelsluft athmen könnte, die er in jenem Augenblicke entzückt mit vollen Zügen einsog; und er sah jetzt, wie wohlig es den Menschen ist, in den feuchten Nebeln da unten, in dem dumpfen Brodem der Erde. Es ekelte ihn. — „Schaudert dich, Freund? Sei wie der gute Arzt, der vor der ekelhaften Wunde nicht zurückbebt, wie die feigen, unwissenden Verwandten!“ Georg hatte sich wohl in [illegible] Drachenblut gebadet; aber es war noch nicht in alle Poren eingedrungen. Er loderte nicht in Zornesgluth auf; er fühlte nur einen dumpfen, unerträglichen Schmerz. Die herrliche Marmorstatue, die er so oft mit Entzücken angeschaut, lag in Trümmern zu seinen Füßen; — er war mit lechzender Lippe, mit fiebernden Schläfen gerannt durch die heiße Wüste nach einem herrlichen Feeenreich voll schattiger Palmenwälder und schimmernder Paläste, die sich spiegelten in einem [illegible] See; er hatte im voraus die Wollust empfunden, sich

ſtürzen zu können in die klare Fluth, ſich baden zu können in den kühlen Wellen — und die Spiegelung war verſunken, und der gelbe Wüſtenſand brannte um ihn her.

Er fuhr empor; er wollte fort — zurück in den Wald — es trieb ihn aus der Halle — es war ihm, als ſei das wüſte Chaos um ihn das Bild ſeiner letzten Tage. Er raffte eben die Papiere zuſammen, als die Thür ſich öffnete, und der Herzog mit ſchnellen Schritten auf ihn zutrat.

Der Herzog war kein böſer Menſch; er war nur ein ſchwacher, eitler Mann. Er hatte vorher in der Ueberraſchung das beleidigende Wort ausgeſtoßen; er hatte im erſten Augenblicke einen glücklichen Nebenbuhler vor ſich zu ſehen geglaubt, und das in der Stunde, als er Lady Vere nachgeeilt war, um ihr die ganze Herrlichkeit ſeiner fürſtlichen Liebe zu offenbaren. Jetzt kam mit der Beſinnung auch die Ruhe wieder. Die Sache war ja ſo undenkbar, daß er über ſeine eiferſüchtige Regung lachen mußte. Er konnte ſich nicht ganz in Georg's Lage verſetzen; aber er hatte ein dunkles Gefühl, daß dem jungen Manne ſchlimm zu Muthe ſein müßte; ja, der Gedanke durchfuhr ihn, der arme Schelm könnte ſich ein Leid anthun. — So trat er auf Georg zu und ſagte:

„Ich that Unrecht, verletzende Worte gegen Sie zu gebrauchen. Sie ſind hart genug beſtraft. Die Worte thun mir leid; Sie ſelbſt thun mir leid. Ich habe Lady Vere gebeten, die Sache ſich nicht zu Herzen zu nehmen. Ich bin überzeugt, ſie wird Ihnen vergeben."

„Wie gut ſie iſt!" ſagte Georg.

„Ja wohl!" fuhr der Herzog fort; „aber es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß nach einem ſolchen Auftritte Lady Vere auch die Möglichkeit einer ferneren Berührung mit Ihnen zu

bemerken wünscht, und daß sie Herrn Allen ersuchen muß, seine, im Uebrigen so schätzbaren Dienste Anderen zuzuwenden."

Georg hörte kaum, was der Herzog sagte. — Er wollte fort; er wußte nicht, wie er den gutmüthigen Schwätzer los werden sollte.

Der volle Ekel über all' dies eitle Treiben überkam ihn wieder. Der ganze Wahnsinn dieses Standpunkts, von dem aus man ihn behandeln wollte wie einen Schulknaben, der einen dummen Streich gemacht, grinste ihn an wie eine häßliche Fratze, wie ein verrücktes Zauberstück mit Flügelrossen und Kobolden und anderen Herrlichkeiten für den Pöbel.

Es sagte aus ihm heraus: „Wie gut, Mylord, daß unsere gemeinsame Stammmutter Eva keine Lady Vere war! der Umstand hätte uns sonst vielleicht um das Vergnügen dieser Unterredung gebracht." Der Herzog verstand ihn nicht ganz; er fühlte nur, daß der Andere ihn verspotte und ihm an seine Würde rühre. Das war zu viel! Was fiel dem unverschämten Menschen ein, daß er nicht demüthig die Verzeihung annahm, die man ihm gutmüthig genug entgegenbrachte? Konnte er nicht dankbar sein, daß man ihn nicht züchtigte, wie er es verdiente? — Er sagte mit einem Fluch: „Machen Sie nicht, daß mich meine Güte gereut! Bei Gott! Sie scheinen so wenig Anstößiges in Ihrem verrückten Betragen zu finden, daß es mich wahrhaftig nicht wundern sollte, wenn Herr Allen, der Forstverwalter, an eine Verbindung mit Lady Vere de Vere dächte!" „Nein, da sei Gott vor!" lachte Georg wild, „das wäre ja eine fürchterliche Sünde, der sich ein so armer Teufel bei Leibe nicht schuldig machen darf. Sie wissen, Sie denn, mein Bester, wenn Sie das vielleicht beruhigt, daß es kein Paria war, der die freche Hand nach der Braminentochter ausstreckte, daß es ein Sohn des Lichts

war, wie Ew. Herrlichkeit, der sehen darf nach den Töchtern der Erde, wie sie schön sind; daß Lady Vere sich nicht weggeworfen hätte, wenn sie die Hand annahm, die ihr Lord Vere antrug. Lord Vere! Pah! da liegt die Lordschaft und die ganze Herrlichkeit!" — und er stieß ihm verächtlich die Papiere zu, die noch auf dem Tische lagen, an dem sie standen.

O Georg! da war dir doch wohl ein Lindenblatt auf die Schulter gefallen, und hatte da eine böse, verwundbare Stelle gelassen! Was ging der Herzog dich an? Was ging ihn der ganze Handel an? Was konnte es dir sein, ob er dich für einen übermüthigen Knecht hielt; oder für einen Tollhäusler; oder für was er wollte' —

Georg bereute das Wort, so wie er es gesprochen. Er hatte den klaffenden Hund verjagen wollen, und sah zu seinem Schrecken, daß er das arme Thier todt geschlagen habe. Aber das Wort war heraus; und der erstaunte Herzog hatte die Papiere ergriffen. Er brauchte nur einen Blick in ein paar Documente zu werfen, — das Verhältniß Georg's zu dem verstorbenen Lord fuhr ihm durch den Kopf; es ward ihm in einem Augenblicke klar, daß er hier vor einem Familiengeheimnisse stehe; daß Georg der Sohn des alten, wunderlichen Lord Vere sei.

Der Herzog stand wie erstarrt. Ein Europäer, der in einem tätowirten Wilden plötzlich einen Landsmann entdeckt, kann nicht mehr überrascht sein. Aber es war durchaus keine freudige Ueberraschung. — Sein Kopf war nicht der hellste; aber er ahnte, daß Georg's Verhältniß zu Lady Vere doch wohl ein anderes gewesen sein möchte.

Er wurde scharfsichtig in seiner eigenen Angelegenheit.

„Ich bin auf's höchste überrascht," sagte er „in Ihnen

den Sohn des verstorbenen Lords zu sehen. Ich verstehe die ganze Sachlage noch nicht: aber ich nehme keinen Augenblick Anstand, es als gewiß anzunehmen, da Sie es mich versichern, der sie offenbar diese Papiere genau kennen. — Es ist das ein gar seltsamer Handel."

„Lassen wir diesen seltsamen Handel ruhen, Mylord!" sagte Georg, der retten wollte, was noch zu retten war. „Sie haben vorhin ein Wort bereut, haben es freilich hernach wiederholt; — ich bereue auch dieses Wort, was ich so eben sprach, ich werde es aber nicht wiederholen. Ich wollte nicht als ein Narr vor Ihnen erscheinen, und ward es erst recht. — Versprechen Sie mir, keinem Menschen, wer es auch sei, das Geheimniß mitzutheilen! Es darf nicht außerhalb dieses Saals gehört werden. Ich bitte Sie dringend, Mylord, versprechen Sie mir das! Ich will Ihnen jede Aufklärung geben, die Sie wünschen können; — aber nicht hier, nicht jetzt! Ich kann nicht länger bleiben."

„Gewiß, gewiß, wünsche ich weitere Aufklärung. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich mit Niemanden von der Sache sprechen werde, als bis Sie selbst darüber entschieden haben. Aber mein Gott, seit wann wußten Sie es denn? Verzeihen Sie, daß ich mich weiter in Ihr Geheimniß dringe; aber es geht mich näher an, wie Sie glauben. Sie wissen nicht, daß ich — daß Lady Vere mir — sie weiß ja von nichts — sie hat Sie zurückgewiesen, ohne Zweifel; aber Sie würden kein Geständniß gewagt haben — wenn nicht — Gewiß! Sie hatten andere Rechte! gestehen Sie, Sie forderten nichts, als worauf Sie schon gegründete Ansprüche hatten."

„Sie hörten es ja selbst," — sagte Georg ungeduldig. „Lady Vere glaubt ja, ich sei toll."

„O nein, nein! — Jetzt verstehe ich erst die Scene aus

Romeo und Julia' das war" — „Schauspielertalent, — Schauspielertalent — nichts weiter! Nein, nein, Mylord! Ihr erstes Wort soll gelten. Ich war toll! Wer heißt mich, Ton und Blick vor Gericht ziehen? wer heißt mich, auf so luftigen Fundamenten mein Haus bauen? Es ist natürlich, daß es mir über dem Kopf zusammenfällt."

„Und Sie wollen nicht versuchen" —

„Nie! das Fundament, auf dem ich baute, so luftig es war, — für mich war es Fels. Ich verlange nimmer ein festeres! ich kenne kein festeres! Verzeihen Sie mir, ich spreche in Räthseln, und doch kann ich Ihnen nicht deutlicher werden, so gern ich es wollte. — Die Gesellschaft versammelt sich unten im Saal. Gehen Sie, Mylord, man wird Sie vermissen! Vergessen Sie für den Augenblick, daß es einen anderen Lord Vere giebt, als Ihren guten Wirth, und mögen Sie nie — Kommen Sie morgen, wenn Sie können, nach meinem Hause: ich würde Sie hier nicht ungestört sprechen können." —

Draußen war es dunkel geworden. Der Mond stieg, wie eine ungeheure Feuerkugel, dem Balkonfenster gegenüber über den Wald empor, und warf sein fahles Licht auf die erregten Gesichter der beiden jungen Männer. — Der Herzog war in tiefes Sinnen gesunken. Er sah mechanisch zu, wie Georg die Papiere ergriff und zu sich steckte; wie er eins der Bilder von der Wand nahm, und unschlüssig wog, als wolle er es mitnehmen, dann aber wieder an seine alte Stelle hing; und er erwachte erst, als Georg wieder auf ihn zutrat.

Sie gingen schweigend zusammen aus dem Saal, und die Thür schloß sich hinter ihnen.

XXIII.

Wer war die weiße Geſtalt, die jetzt von der Treppe, die zur Gallerie hinaufführte, herunterglitt, und mit haſtigem Schritt, wie mit der Sicherheit des Nachtwandlers, durch die umhergeſtreuten Trümmer eilend, nun auf derſelben Stelle ſtand, die eben die jungen Männer verlaſſen? War es das weiße Mondeslicht, das ihre Züge ſo geiſterhaft bleich machte? War dieſes Weib, das leidenſchaftlich die Hände rang, die ſtolze Lady Vere? war es Lady Vere, die dieſen unterdrückten Schrei ausſtieß, der halb wie eine Verwünſchung, und halb wie ein Stöhnen klang, und der ſchauerlich durch das öde Gemach ſchallte? —

Sie entzündete mit zitternder Hand eine der Wachskerzen, die von geſtern Abend her noch hie und da auf den Tiſchen ſtanden, ſie leuchtete gegen das Bild des alten Lord Vere — die ſtrengen Züge ſchienen ſich zu beleben in dem flackernden Kerzenlicht, die finſteren Augen auf ſie herabzudrohen — ſie ſchauderte zuſammen. Es war nicht Lord Vere, der ſie anblickte — es war Georg — Georg in dem Augenblicke, als ſie ihn zurückgeſtoßen, wie der Herzog eintrat: dieſelbe hohe, feſte Stirn; derſelbe feine, beredte Mund, der ſich auch ſo finſter zuſammenpreſſen konnte — Sie lachte gell auf, — es war ja ſo klar, ſo klar! und ſie ſah es jetzt zum erſten Male! Sie eilte durch den Saal nach der anderen Seite, wo ſie Georg das Bild hatte anhängen ſehen — ſie wußte es, das ſchöne blonde Mädchen war Georgs Mutter — wußte es, als hätte ſie über ſeine Schulter das Manuſcript geleſen. — Schöner, ſtiller Engel, lächle freundlich auf dies bleiche, entſtellte Geſicht herab, das zu dir aufſtarrt! Der wehmüthige

Zug um deinen Mund ist nicht das böse Zucken dieser blassen Lippen; du segnest, die dir flucht — bittest für die, die dein Andenken schmäht — erzählst keinem der Seligen von diesem Arm, den die Unselige drohend gegen dich aufhebt. Sie würde dich durchbohrt haben, hättest du lebend vor ihr gestanden, und hätte sie damit diese letzte Stunde zurückkaufen können. Und jetzt wankte sie zu dem Tisch, auf den sie den Leuchter stellte, und warf sich in den Lehnsessel, in dem Georg die Papiere seines Vaters gelesen. — Sie sah in die Flamme trockenen Auges, starr, regungslos — lange Zeit — nur die weißen Zähne nagten geschäftig an den blassen Lippen, daß das Blut durch die zarte Haut sprang — Und jetzt schritt sie nach dem Balkon und lehnte sich über die Balustrade, als wollte sie sich hinabstürzen; sie öffnete den Mund, als wollte sie Jemanden zurückrufen, der sich von ihr entfernte; sie breitete die Arme aus, und ließ sie wieder sinken, als hätte sie umfassen wollen, was wie ein Schatten ihr entschwand. Und jetzt — Clara Vere! laß den Mond, der leuchtend durch die Wolken sich drängt, nicht sehen, daß du weinst! laß die Tannen dein Schluchzen nicht hören! sie rauschen und wiegen die Wipfel, und erzählen sich flüsternd: Lady Clara Vere de Vere weint! —

Kaltes Herz! bist du endlich gerührt, nun, da es zu spät ist? bedurfte es solcher Erschütterung, um die tiefere Saite schwingen zu machen, die bis jetzt stumm war? Hast du so lange freventlich mit dem heiligen Feuer gespielt, und fühlst du jetzt schmerzlich, daß die Flamme dich erfaßt hat?

Unten in dem Saale hatte sich die Gesellschaft versammelt. Sie sah das Licht durch die Fenster hell in den Garten scheinen; sie sah die Schatten sich bewegen an der erleuchteten, hohen Hecke. Sie hörte das muntere Lachen, das Schwirren und Summen des Gesprächs; sie hörte Burns klare Stimme

durch den Lärm. O! wie sie ihn haßte; wie sie sich haßte — die ganze Welt! — Und jetzt hörte sie den schnellen Galopp eines Pferdes, und sie fuhr zusammen, als ob sie nie Hufschlag zu dieser Zeit vernommen; als ob der Reiter, der vor der Hinterthür des linken Flügels still hielt, ihr etwas Uebles bringen müßte. Sie horchte. Der Lärm in dem Gesellschaftssaale hörte plötzlich auf; sie hörte eine einzelne Stimme sprechen, es war nicht die Burns; dann schwirrten wieder alle Stimmen durcheinander. Sie hörte eine seltsame Bewegung in dem Schlosse; Tritte kamen und gingen; sie sah, wie sich in den Fenstern des Flügels, wo die Gastzimmer waren, Lichter bewegten; sie glaubte ihren Namen rufen zu hören. Dann fuhr vor der Pforte, an der der Reiter still gehalten, schnell ein Wagen vor, und bald darauf in rasender Eile auf dem kiesbestreuten Wege nach der Richtung fort, aus der der Bote gekommen. Sie lachte laut auf: sie wußte es: der Herzog war fort.

Die Thür zur Bibliothek wurde geöffnet; Lady Vere richtete sich auf, und trat ihrer Kammerjungfer entgegen, die mit einem Lichte in der Hand auf sie zulief.

„Sind Sie es, Myladv? Wir suchen Sie im ganzen Schlosse — aber mein Gott, wie blaß Sie sind! Haben Sie es schon gehört? Der Herzog muß fort; er will sich von Ihnen verabschieden; er kann keinen Augenblick warten; ich glaube, er hat schlimme Nachrichten —

„Der Herzog ist schon abgereist," sagte Lady Vere ruhig — „ich weiß es!" fuhr sie heftiger fort, als das Mädchen sie unterbrechen wollte, „ich habe den Wagen gehört. — Mir ist nicht wohl, Hanna! Ich glaubte, meinen brennenden Kopf an der Nachtluft zu kühlen; aber es wird nur schlimmer. — Ich will auf mein Zimmer," sagte sie, das Licht ergreifend und auf die Treppe zuschreitend. „Du brauchst mir nicht zu folgen;

ich will allein zu Bette gehen. Geh' zu Mylord, und sage ihm, ich sei unwohl; aber ich will nicht gestört sein! hörst Du?"

Sie schritt die Treppe hinauf, und verschwand durch die Thür, ohne sich einmal nach dem Mädchen umzuschauen, das in stummem Staunen mit offenem Munde ihr nachstarrte, als hätte es eine Erscheinung gesehen. — Das arme Kind sah sich ängstlich um; es schauderte sie in dem öden, ungeheuren Gemach. Sie eilte mit leisen Schritten nach der Thür, als fürchtete sie, eines der alten Bilder zu erwecken. Sie schloß die Thür; und Dunkel und Schweigen herrschte in der Bibliothek, die der Schauplatz so vieler wunderlicher Scenen in den letzten Stunden gewesen war.

XXIV.

Wie anders waren Georgs Empfindungen, als er jetzt auf seinem frischen Pferde, das ihm noch von gestern her in den Ställen des Lords stand, denselben Weg in vollem Lauf zurückjagte, den er noch vor wenigen Stunden voll wunderlicher Ahnungen und süßen Zweifels nach Schloß Vere geritten war. Jetzt war Alles klar, und der Schlüssel hatte beide Geheimnisse erschlossen zu einer Zeit. Er war, was er nie im Entferntesten zu sein gewünscht; und das, worauf er so stolz gewesen, — das war er nicht.

Ach! und für den Schmerz der letzten Enttäuschung war die erste Ueberraschung denn doch zu theuer erkauft! Aber derselbe Gedanke, der ihn bei der großen Entdeckung gelassen bleiben ließ, die manchem Andern den Kopf hätte wirbeln machen, ließ sein Herz nicht brechen bei dem herben Verlust. Lord Vere zu sein, freilich — wie klein erschien ihm das! Was war denn dieser Lord Vere? jeder Stümper konnte das ja sein!

Aber geliebt sein von Lady Vere; das war ein Gedanke,

der den stolzesten Mann würde stolzer gemacht haben; — das, dachte er, sei der Gipfel des Heldenthums; — und Gott weiß, wie groß er sich in diesem Gedanken erschienen war. Aber nun war auch das vorbei. Wenn diesen Preis ein Mann erringen konnte, wie dieser beschränkte, engherzige Mensch, dieser Herzog, der nichts weiter hatte, als seinen Herzogstitel und sein unermeßliches Vermögen; — o, so war ja auch dieser Besitz käuflich, nicht um die reine Liebe einer edlen Seele, — um die Schätze, die der Rost und die Motten fressen, um einen Herzogsmantel und um schnödes Gold. — Georg hatte wohl kaum jemals daran gedacht, daß seine Liebe in den Augen der Leute eine Thorheit, und das: ist der Mensch toll? des Herzogs, das Urtheil der Welt sei. Hat doch die Liebe von jeher ihre Weltanschauung für sich gehabt; und welch' köstliche Geschichten wissen die Volksmährchen davon zu erzählen! Wie harmlos schreiten ihre Jäger und Soldaten über alle engherzigen Rücksichten und alle Schranken des Standesunterschieds hinweg, und freien kühn die schönen Königstöchter! In welch' reizenden Liedern haben die Dichter den Triumph der Liebe gefeiert, und gesungen von dem stolzen Königssohne, der die Schäferin von der Wiese zu seiner Königin macht, und von dem holdseligen Königstöchterlein, das zu dem blonden Pagen in Liebe entbrennt!

Wann hätte je die Liebe auf das Urtheil der Welt gewartet? — Und die Philosophie seines Meisters, die seine Seele groß genährt, war diesem Urtheile wenig hold.

Eine Philosophie, die Gott überall sucht und überall findet, und den Himmel schon auf Erden beginnt, ist wenig geneigt, mit den Vorrechten schonend umzugehen, durch die sich einzelne Menschen gern zu kleinen Göttern machen möchten; und wer in dem Olymp nur einen Berg sieht, dessen Gipfel mit Schnee bedeckt

iſt, für den ragen auch die Throne nicht in die Wolken. —

Der Vater hatte ſeine Lordſchaft abſichtlich vergeſſen, um der Liebe eines ſchlichten Bürgermädchens ſicher zu ſein; dem Sohne war es gar nicht einmal in den Sinn gekommen, daß eine Lady zu lieben, auch noch wohl bedacht ſein wolle. — Das war daſſelbe Princip; nur paßte es der alte Meiſter in weiſer Mäßigung den Verhältniſſen an, und der raſche Schüler wähnte, dieſe müßten ſich nach jenem richten. Aber Niemand verlangt, der Schüler ſolle ein Meiſter ſein; es iſt genug, wenn er ein guter Schüler iſt. Sei ruhig, Georg! der Meiſter wird über einen Fehler lächeln, der nur beweiſt, daß du ſeiner Lehre aus ganzer Seele anhängſt.

Du haſt dich durch die Lüge blenden laſſen; aber dich verlangte von ganzer Seele nach Wahrheit; — ein trügeriſches Irrlicht hat dich verlockt, aber du glaubteſt das heilige Feuer des Heerdes leuchten zu ſehen.

Georg war doppelt beleidigt. Man hatte ihn perſönlich verſpottet und ſeine Religion verhöhnt. Hätte Lady Vere ihn zurückgewieſen, weil ſie ſeine Liebe nicht verſtand, oder nicht erwiedern konnte, — Georg war kein Thor, und er war ſtolz. — Er würde geſagt haben: die Sterne ſind ſchön; doch ſie ſind unerreichbar. Aber ſie hatte ihn an ſich gelockt mit tauſend ſüßen Worten, ihm tauſendmal geſagt: Du biſt ein Mann; die Andern ſind des Namens nicht werth; dein Gott iſt auch mein Gott. Und nun, da er mit ihr das Opfer feiern wollte auf dem Altar dieſes Gottes, ſprach ſie: Du biſt ein Narr, und dein Gott iſt ein dummer, hölzerner Götze. —

Georg trieb ſein Pferd den letzten Hügel hinauf; er hielt vor ſeinem Hauſe. Der Knecht, der herauskam, ihm das Pferd abzunehmen, ſagte im Flüſterton: „Wir haben Sie ſchon ſo lange erwartet. Die Barbara ſagt: die Frau muſſe

sehr krank sein. Aber sie will nicht, daß nach dem Doctor geschickt wird. Der Förster ist heimlich zu Ihnen aufs Schloß gegangen, denn auch das hätte sie nicht gelitten."

Georg lief eilig die Treppe zu dem Zimmer der alten Margareth hinauf. Sein Herz sagte ihm, daß sie sterbe; er fürchtete, sie schon todt zu finden, sie nicht mehr um Verzeihung bitten, ihr seinen Dank nicht mehr stammeln zu können. Er trat in die Stube. Die Mutter lag im Bette; die Tochter beugte sich eben über sie hin; auf dem Tische standen zwei Lichter, und die große Bibel lag aufgeschlagen da; — man hätte schwerlich denken sollen, daß diese einfachen Vorrichtungen der alten Margareth zum Sterben genügten. Helene sah auf und zeigte Georg ein blasses Antlitz; aber der Abglanz von der Mutter mächtigem Willen ruhte darauf; sie weinte nicht. — Auf dem Gesichte der Alten lag der Tod schon sichtbar; aber es schien mit dem Quell des Lebens auch der des Kummers zu versiegen; und das selige Lächeln, das um die bleichen Lippen spielte, rührte Georg um so mehr, wenn er diese hehre Ruhe mit der Leidenschaftlichkeit der vergangenen Nacht verglich. Ihre tief eingesunkenen Augen blickten mit inniger Liebe zu ihm auf, als er sich jetzt über die Sterbende beugte, die ihre schwachen Arme um seinen Nacken schlang und seinen Mund an ihre bebenden Lippen zog. O, welche Welt von Empfindungen lag in dieser Umarmung! wie beredt waren diese Thränen! Nun war Alles gut; nun konnte die alte Margareth ruhig sterben. Mag doch das flackernde Licht verlöschen, wenn die Sonne prächtig am Himmel aufgeht! Sie drückte Georg sanft von sich; er verstand die Mutter. Sie richtete sich auf; er breitete die Arme flehend nach der Tochter aus; und laut schluchzend sank Helene an seine Brust — er hielt sie umschlungen, fest und innig — hier fand er

den Tag, dem keine Nacht folgt; — Vertrauen, das keinen Zweifel kennt; — Liebe, die nur Liebe will; Seligkeit, die das Glück verschmähen darf, weil sie erhaben ist über das Unglück. Hier ruhte sein Sein; — war diese Liebe keine Wahrheit, so war Alles Lüge, so war das Leben todt, und die Welt ein scheußliches Chaos ohne den göttlichen Gedanken. —

Sich umschlungen haltend sanken sie an dem Bette in die Knie. Die Sterbende richtete sich auf; sie legte ihre Hände auf die gesenkten Häupter; sie sank zurück in die Kissen; sie faltete die Hände über der Brust; ihre Lippen murmelten ein leises Gebet; sie seufzte tief auf; alle Erdenlast war von ihr genommen — sie war todt.

XXV.

Als Lady Vere's Kammerjungfer in der Nacht vor ihrer Herrin Thür geschlichen war, weil sie die Angst um das bleiche entstellte Gesicht nicht schlafen ließ, hörte sie drinnen lautes Lachen und dann Weinen und Schluchzen. Sie weckte ihre Cameradin; und beide hielten eine leise Zwiesprach in dem Corridor, bevor sie endlich einzutreten wagten. Lady Vere lag halb entkleidet auf ihrem Bette; ihre sonst so bleichen Wangen brannten; sie hatte die Augen fest geschlossen; ihre Hände rissen ungeduldig an einer der Flechten ihres Haares, das sich gelöst hatte, und in weichen, dunklen Wellen über sie hinfloß; sie murmelte unverständliche Worte durch die krampfhaft geschlossenen Zähne. —

Die Gesellschaft unterhielt sich am nächsten Morgen flüsternd über die beiden großen Ereignisse der letzten Nacht: die Abreise des Herzogs, und die Erkrankung ihrer schönen Wirthin. Je beiden hellsten Sterne an ihrem Himmel waren verschwunden; und es war doch ein gar wunderbarer Zufall, daß sie beide in einer Nacht erloschen waren.

Da man schon immer eine engere Verbindung zwischen diesen Beiden vorausgesetzt, vermuthet und zuletzt als ausgemacht angenommen hatte, so versteht es sich wohl von selbst, daß der Scharfsinn der Gäste sich darin gefiel, diese zwei zusammenfallenden Ereignisse aus einer Ursache herzuleiten; trotzdem, daß der Herzog selbst der versammelten Gesellschaft als Grund seines Aufbruchs die plötzliche schlimme Wendung, welche der Zustand seiner kranken Mutter in London genommen habe, angegeben hatte; und Lady Vere's Krankheit in der Aufregung der letzten Tage, der ungewohnten Anstrengung des Spiels, der gestrigen Reise, — die freilich von dem schönsten Wetter begünstigt gewesen war — eine sehr natürliche Erklärung fand — Aber dann hatte des Herzogs Mutter doch auch wieder seit langer Zeit gekränkelt, und man hatte ihm nie eine übergroße Bekümmerniß angemerkt, und der Bote von gestern Abend kam ja regelmäßig die Woche zweimal von London; und Lady Vere war gestern noch sehr munter gewesen, und hatte außerordentlich wohl ausgesehen. — Wie dem auch immer sein mochte, die Gesellschaft war äußerst verstört. Man fand, daß der Besuch auf Schloß Vere schon über die Zeit gedauert habe, und daß die beste Jagd vorüber sei. Man erinnerte sich anderer Einladungen, die man bisher unberücksichtigt gelassen hatte; man dachte an manche Geschäfte, die außerordentlich dringend waren, und durchaus keinen längeren Aufschub duldeten — und nach einigen Tagen war Schloß Vere so öde und verlassen, wie damals, als die letzten Roßhalme von dem Rasenplatz gefegt wurden, und der Maler im Garten die Sandsteingötter anstrich. Lord Vere beruhigte sich über das massenhafte Desertiren seiner Gäste um so leichter, als die Krankheit seiner Tochter schon nach einigen Tagen eine günstige Wendung nahm, und die herbeigerufenen Aerzte

Lady Vere außer aller Gefahr erklärten. Aber ob auch die Krankheit gehoben war, so schien der Geist der schönen Patientin noch immer wunderlich aufgeregt und eine innere Unruhe zurückgeblieben zu sein, gegen die alle Mittel fruchtlos waren, und die mit ihrer sonstigen Ruhe und Kälte in einem seltsamen Widerspruch stand. — Lady Vere hatte in den ersten Tagen in einem heftigen Delirium gelegen; aber sie hatte in ihren Phantasien nur deutsch gesprochen; und so verleugnete sie, die in gesunden Tagen die Worte so genau zu berechnen wußte, ihre stolze überlegte Natur selbst im Fieber nicht; wenigstens hatte sie weder Georgs, noch des Herzogs Namen genannt — sie, die es sich zur Aufgabe gemacht zu haben schien, Alle um sich herum zu durchschauen, hielt selbst in den Momenten, wo sich das wahre Gesicht so schwer verbergen läßt, die Maske fest.

Unter allen den Ueberraschungen der letzten Zeit war es für Lord Vere sicher nicht die geringste gewesen, als an dem Tage, an welchem die alte Margareth auf dem Kirchhofe der Kapelle zwischen Gatte und Sohn beigesetzt war, Georg ihm in einer längeren Unterredung seinen Entschluß mittheilte, die Stelle, die er bisher bekleidet, niederlegen zu wollen, sobald es nur irgend die Umstände gestatten würden. Er erbat sich zugleich für die nächsten Tage Urlaub, um Helene nach T. bringen und seine Angelegenheiten soweit ordnen zu können, hernach seiner Uebersiedlung nach Amerika nichts mehr Wege stehe. Er versicherte Lord Vere, daß der Tod seiner Pflegemutter den längst gehegten Plan nur zur Reife gebracht habe; und der alte Herr glaubte gern, daß Helene sich darnach sehne, einen Ort zu verlassen, wo sie in kurzer Zeit Bruder, Vater und Mutter verloren hatte. Er war über Georgs Entschluß aufrichtig bekümmert, und bat den jungen Mann dringend, von seinem Vorhaben abzustehen.

Lord Vere hatte in dieser Zeit Georg sehr lieb gewonnen, der es ihn nie hatte merken lassen, wie weit er ihn an Einsicht und Kenntnissen überragte. Die durchgebildetste Kunst konnte den berechnendsten Höfling nicht zarter und rücksichtsvoller auftreten machen, als Georg seine Gutmüthigkeit und Menschenfreundlichkeit. Er hatte Mitleiden mit dem Dummen, wie mit dem Schwachen; er mäßigte gern seinen schnellen Schritt, damit der Andere mitkommen könne, und unterstützte seines lahmen Gefährten schwankenden Gang, als ob er es sei, der Hülfe suche. Lord Vere wußte selbst nicht, wie es zuging, daß er in Georgs Beisein scharfsinniger und unterrichteter war, als zu anderen Zeiten; und er war zu der Einsicht gekommen, daß Georg ihn viel schneller und besser verstehe, als selbst sein Kellermeister und der Pastor, die in der ersten Zeit sein ganzes Vertrauen besessen hatten. — Er war in Verzweiflung, daß seine Tochter gerade jetzt krank sein mußte, und hoffte noch im Stillen von ihrer Ueberredungsgabe das Beste. — Georg versprach, in höchstens acht Tagen wieder zu kommen, und reiste mit Helene und der alten Barbara, die ihre junge Herrin um keinen Preis verlassen wollte, nach T. Hier fand er leider den alten Freund verreist; aber die würdige Schwester des geschätzten Mannes, die ihm noch aus den Tagen seiner Jugend her so bekannt und werth war, empfing die lieben Gäste mit offenen Armen, und unter ihrem Schutze ließ Georg einstweilen das geliebte Mädchen, um über London nach Schloß Vere zurückzukehren.

Wie es Georg angefangen haben mag, dem Herzog seine wunderliche Großmuth zu erklären, ist ein Geheimniß.

Vielleicht hat er zu dieser Conferenz einige wichtige Papiere mitgebracht. So viel steht wenigstens fest, daß der Herzog den seltsamen Menschen nicht geradezu für einen Tollhäusler halten konnte, als dieser ihm erklärte, seine An-

ſprüche nie geltend machen zu wollen. — Ueber den zarten Punct ſeines Verhältniſſes zu Lady Vere ſprach Georg mit einer Freimüthigkeit, die jeden Verdacht aus dem Herzen des Andern entfernen mußte.. Georg wollte lieber als der größte Dummkopf erſcheinen, als etwas thun oder ſagen, was auch nur entfernt einer unedlen Rache ähnlich geſehen hätte. — Nachdem er ſich noch einmal die ſtrengſte Verſchwiegenheit hatte verſprechen laſſen, ging er nach Schloß Vere zurück.

Georg hoffte durch Lady Vere's Krankheit, die ihm viel zu denken gegeben hatte, jeder abermaligen Begegnung überhoben zu ſein. Wie erſtaunt war er daher, als er bei ſeiner Ankunft einen Brief vorfand von der bekannten Hand der Lady Vere. Der Brief lautete: „Ich muß Sie ſprechen; ich habe mich beeilt, wieder geſund zu werden, um Sie ſprechen zu können. Ich weiß Alles — ich habe Ihr Geſpräch mit dem Herzoge gehört — Was für Schritte Sie auch immer in unſerer Sache thun werden, verſagen Sie mir dieſe Unterredung nicht! Ich weiß, wie ſehr ſich Ihr Stolz gegen eine ſolche Zumuthung empören wird; aber Sie ſind ſo großmüthig, als ſtolz — und am Ende, was haben Sie ſich denn vorzuwerfen, daß Sie dieſe Zuſammenkunft zu ſcheuen brauchten? C. V."

Das hatte Georg nicht erwartet; das machte all' ſeine Hoffnung zu nichte, ſtill und ungeſtört von Schloß Vere ſcheiden zu können. Er hatte ſich ſchon ausgedacht, wie er die Bilder ſeiner Eltern und den Inhalt des Schranks ohne Aufſehen an ſich bringen könnte; und jetzt eine abermalige Zuſammenkunft mit Lady Vere! — Er wollte ihr erſt ſchreiben; aber er fand, wie mißlich das in mehr als einer Beziehung war; es kam ihm faſt wie eine Feigheit vor. So ritt er denn nach einigen Stunden den alten Weg nach dem Schloſſe, und da er Lord Vere nicht

zu Hause fand, ließ er sich sogleich bei Lady Vere melden. — Er wurde zum ersten Male in ihre Zimmer geführt. Er durchschritt einige hohe, schöne Gemächer, deren reicher Schmuck an Gemälden und Büsten von dem feinen Geschmack der Bewohnerin Zeugniß gab; das Kammermädchen öffnete die letzte Thür, und Georg und Clara Vere standen sich gegenüber

Sie hatte sich aus der Ecke des Sophas bei seinem Eintritt erhoben; sie war ihm schnell einige Schritte entgegen gegangen; jetzt stand sie still; sie legte die Hand auf ihr Herz, dessen ungestümes Schlagen man deutlich durch das leichte, weiße Gewand hindurch sah, und eine fieberhafte Röthe flammte für einen Augenblick in ihrem Gesichte auf, um alsbald einer geisterhaften Bläße zu weichen. Die Krankheit hatte die dichte Hülle gelockert, hinter der sie sonst alle Regungen sorgsam barg. Sie mußte sich an der hohen Lehne eines Stuhls halten, um nicht umzusinken. Dann raffte sie sich auf, und schritt nach dem Sopha, in dessen Ecke sie sich wieder niederließ.

„Darf ich Sie bitten, die Thür zu verschließen;“ sagte sie, „auch die im Vorgemach. — Wenn unsere Sache auch bald genug in das Publicum kommen wird,“ setzte sie mit einem Lächeln hinzu, „so möchte ich doch nicht gern, daß es die erste Nachricht davon durch die Kammermädchen erhielte.“

Georg that, wie sie wünschte. Sie winkte ihm, auf einem Stuhle vor ihr Platz zu nehmen.

Der junge Mann sah, wie Lady Vere vergeblich nach Worten suchte, um die Unterhaltung zu eröffnen. Der Anblick des stolzen Weibes, das in diesem Augenblick die Herrschaft über sich selbst so ganz verlor, war ihm außerordentlich peinlich. — Georg hegte keinen Groll gegen sie. Der kindische Zorn gekränkter Eitelkeit, wenn er je für einen Augenblick in ihm aufgelodert war, war längst erloschen. Er empfand nur

ein tiefes Mitleid, einen edlen Schmerz, daß dieser glänzende Geist sich selbst geblendet hatte, daß er an seinem eigenen Reichthum zu Grunde gehen sollte. Lady Vere war ihm zu theuer gewesen, seine Liebe zu ihr zu rein, als daß sie ihm nicht hätte werth sein sollen noch jetzt in diesem Augenblicke. Was war denn nun so anders? Daß sie ihre Liebe zu ihm einer Herzogskrone aufgeopfert? War ihr das Opfer vielleicht nicht schwer geworden? War sie denn nicht noch das schöne, begabte Weib, in dessen Schönheit er mit der Andacht eines Künstlers gelesen, dessen Geist er mit hoher Bewunderung gehuldigt hatte? — Und doch wie so ganz anders war das Alles jetzt! Jetzt wußte er, daß dies nicht die Gefährtin war, mit der er, unauflöslich verbunden, muthig vorwärts schreiten konnte zum Lichte der Wahrheit; daß hier nicht die reine Flamme brannte, an der er die Fackel der Begeisterung, die seinen Weg erhellen mußte, wieder entzünden konnte, wenn die dumpfe Luft der Alltäglichkeit und der Wirbelwind des Zweifels sie ihm zu verlöschen drohten. Sie Beide trennte eine tiefe Kluft; und es war nicht Feigheit, wenn sie Georg unüberwindlich schien.

Was Lady Vere fehlte, war der Glaube; der Glaube an sich selbst und an die Wahrheit; und ihre glänzenden Gaben machten diese innere Oede nur noch qualvoller für sie selbst und gefährlicher für Andere. Der Teufel ist gerade darum so furchtbar, weil er ein gefallener Engel ist.

Als Georg sie in diesem Augenblick betrachtete, sprach es laut in seinem Herzen: Ich hätte Dich nicht glücklich machen können, schönes Weib; aber Du mich unsäglich unglücklich.

„Fühlen Sie sich wohl genug, Mylady," begann er, „und sind Sie in der Stimmung, einer Auseinandersetzung des Verhältnisses, die ich möglichst kurz machen werde, folgen zu können? Da Sie im Allgemeinen von der wahren Sachlage

unterrichtet sind, so müssen Sie natürlich auch die Einzelheiten zu erfahren wünschen.“ Georg erzählte jetzt in möglichster Kürze, wie er zu der Entdeckung gekommen war. Von der Geschichte seines Vaters so viel, als ihm zum Verständniß der ganzen Angelegenheit unumgänglich nöthig schien. Er legte ihr die Papiere, so wie sie ein Faktum, ein Verhältniß bewiesen, oder deutlich machten, der Reihe nach vor. Er vergaß nicht, ihr die sehr bedeutende Summe anzugeben, die ihm sein Vater von vorn herein auf alle Fälle ausgesetzt hatte. Sie hörte ihm mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu; sie richtete einzelne Fragen an ihn über Puncte, die ihr nicht gleich ganz deutlich wurden: Fragen, die bewiesen, mit welchem Scharfblick sie die ganze Sache erfaßte, und die Georg zu einer Ausführlichkeit nöthigten, der er gern wäre überhoben gewesen. — Ein Geschäftsmann, der eine verwickelte Sache auseinandersetzt, konnte nicht bestimmter und deutlicher sein, wie Georg; eine Clientin, um deren Vermögen es sich in dem Augenblick handelt, nicht aufmerksamer, nicht umsichtiger, wie Lady Vere.

Als Georg fertig war, fragte er: „darf ich hoffen, Ihnen die ganze Sachlage möglichst deutlich gemacht zu haben? Ist Ihnen noch irgend ein Punkt dunkel geblieben; oder wünschen Sie noch eine genauere Einsicht der Documente?“

„Nein! ich danke Ihnen!“ erwiederte Lady Vere, „ich bin es nicht an Ihnen gewohnt, zu einer Erläuterung noch eine Erläuterung zu bedürfen.“

„Nun wohl!“ sagte Georg, sich erhebend, und die Papiere zusammenraffend, „und dies ist denn der Gebrauch, den ich von diesen Documenten zu machen gedenke.“ Und er ging zum Kamin, und warf die Papiere in die Gluth, daß die Flamme hoch emporloderte. Dann, als auch das letzte Stück verzehrt war, und der Luftzug die leichte Asche emporwirbelte, wandte

er sich wieder zu Lady Vere und sagte: „Ich fürchte, Mylady, die lange Auseinandersetzung hat Ihre Kräfte mehr als billig in Anspruch genommen, und Sie werden der Ruhe bedürfen.“

Es ist etwas Entsetzliches darum durch Nichts überrascht, über Nichts in Verwunderung gerathen zu können, weil man Alles schon im voraus weiß.

So wenig auch Lady Vere aus dem Gespräche zwischen Georg und dem Herzog vernommen, so zweideutig auch das Versprechen, die Sache geheim halten zu wollen, das er dem Herzog abgenommen hatte, war — Lady Vere kannte Georgs die Natur zu gut; sie wußte, daß er den schonendsten Gebrauch von seinem Rechte machen würde; ja, als er ihr jetzt mit dieser kalten Förmlichkeit die Sache auseinandersetzte, da hatte sie unwillkührlich einen Blick auf den Kamin geworfen, da hatte sie schwören können, daß dies, das Ende sein würde. Und doch, hätte sie so gehandelt, wenn sie in diesem Falle gewesen wäre? Nicht doch! aber sie wußte, daß andere Leute so handeln könnten, so handeln würden. Sie konnte auch dies verstehen; und als jetzt Georg mit dem Bewußtsein, das erfüllt zu haben, was ihm Pflicht schien; einig mit sich selbst und zufrieden mit sich selbst vor ihr stand, — da wußte sie auch, daß er sich nicht wohlgefällig fragte: „wie hat das ausgesehen?“ und „was wird sie nun sagen?“ sie fühlte, daß er ein Mann, und daß sie seiner nicht werth war; und daß sie ihn nie so geliebt hatte, wie in diesem Augenblicke.

„Bleiben Sie!“ sagte sie dringend — und winkte ihm wieder auf den Sitz.

„Sie sehen mich nicht überrascht. Sie müssen es selbst verantworten, wenn bei Ihnen großherzige Handlungen nicht überraschen. — Ich habe Ihnen noch etwas zu sagen; ich kann es Ihnen jetzt sagen, da jede Verbindung zwischen uns

unmöglich ist." — Sie beugte sich hin zu ihm, und ihre schönen Augen ruhten fest auf ihm, sie sprach mit leiser, deutlicher Stimme:

„Ich habe Sie geliebt, Georg, wie ich glaube, daß ich überhaupt lieben kann; ja ich liebe Sie zu dieser Stunde mehr, wie je! Ich will es Ihnen gestehen: ich habe mich nie Ihrer werth gehalten; und ob ich gleich Alles aufbot, Sie an mich zu fesseln, fühlte ich, daß ich Sie verlieren würde in dem Momente, wo ich Sie ganz gewonnen; und ob mich Ihre Bewunderung auch auf Augenblicke stolz machte, — die größte Zeit habe ich unter ihr gelitten, wie der Dieb mit dem schönen Kleide prunkt, das er gestohlen, und es doch nur mit Aengsten trägt, weil er überall dem rechten Eigenthümer zu begegnen fürchtet. — Das Schicksal hat es so gelenkt, daß Sie zur rechten Zeit zur Einsicht kamen, ich sei Ihrer nicht werth. — Sie haben sich von mir gewandt; ich muß es dulden; ich habe keine Macht und kein Recht, Sie zu halten. Aber wissen Sie, Georg, ich habe oft geglaubt, daß Sie mich dem Leben wieder geben könnten, wenn das in eines Menschen Macht steht. Sie haben mir eben eine Herrschaft geschenkt; und ich sage Ihnen, ich wollte, ich könnte als Magd in Ihrem Hause dienen. Doch, ich weiß, auch das wird nicht anhalten. Sie werden gehen, und ich werde das alte Leben fortsetzen, mir nicht zur Freude, und Anderen zum Verderben. Ich werde mir schmeicheln lassen, und die Schmeichler verachten und verspotten, und doch um ihre Gunst buhlen; und werde glänzen und elend sein; und wenn ich dann vielleicht wieder einen Menschen gefunden habe, der mir auf Augenblicke die Ahnung eines höheren, besseren Lebens giebt, so werde ich ihm zum Dank dafür sagen, daß er toll sei, und werde es alberne

Menschen in meiner Gegenwart sagen lassen, die nicht werth sind, daß sie ihm die Schuhriemen lösen. Gehen Sie nun, Georg! Ich habe nie so zu einem Menschen gesprochen, werde nie so wieder zu einem Menschen reden. Ich weiß nicht, was mich drängt, vor Ihnen meine ganze Häßlichkeit zu zeigen, wahrscheinlich zum Lohn dafür, daß Sie einmal meiner Schönheit gehuldigt."

„Sprechen Sie nicht so, Mylady! um Gotteswillen, sprechen Sie nicht so!" rief Georg mit Entsetzen. „Das ist furchtbar! Der Anblick eines Menschen, der sich die geladene Pistole an die Stirn setzt, ist nicht furchtbarer! — Wenn wir auch nun auf immer getrennt sind — es kann Niemand inniger wünschen, daß Sie glücklich sein möchten, als ich. Versuchen Sie es, die Menschen zu achten, und Sie werden sich selber achten lernen! Werfen Sie diese starre Maske von sich! Sein Sie ehrlich gegen sich selbst und Andere! Schämen Sie sich Ihrer Fehler nicht! die Menschen sind es nicht werth, daß man ihretwegen zum Heuchler wird. Sie können hier unendlich viel Gutes wirken, manche Thräne trocknen, in manche Hütte Glück und Frieden bringen. Ich würde nicht ruhig aus diesem Wirkungskreise scheiden, wüßte ich nicht, daß Sie das Vermögen haben, die Wohlthäterin der ganzen Gegend zu sein. Versuchen Sie es, das Gute zu thun! es kostet Sie so wenig Mühe, und der heiße Dank der Armen, und der stille Beifall aller Vernünftigen sind köstlicher, als die hohle Bewunderung und das alberne Klatschen Ihres glänzenden Gefolges! Ich habe mich Ihnen zu Füßen geworfen, um Ihnen meine Liebe zu gestehen; — auf meinen Knieen beschwöre ich Sie, — Sie, die Sie so schön, so begabt sind, — versuchen Sie es, auch gut zu sein!"

„Stehen Sie auf, Georg! knieen Sie nicht vor mir! Mag Gott Ihr Gebet erhört haben! Ich will versuchen, zu sein, wie Sie mich wünschen; ich will es versuchen um Ihret-

halben. Mag die Erinnerung an Sie mir Kraft geben; in mir selbst fühle ich keine. Gehen Sie jetzt, Georg! Ich könnte weinen, daß ich selbst Sie gehen heißen muß. Mit Ihnen wendet sich mein guter Engel von mir!"

Sie war aufgestanden, und Georg war ihr gefolgt. Er wollte noch sprechen; aber die Worte versagten ihm. Sie begleitete ihn bis an die zweite Thur; sie legte die Hand auf seine Schulter; die Thränen stürzten ihr aus den Augen; sie biß die Zähne übereinander, und sagte leise: „Ich habe Dir einen Kuß gestohlen, Du schöner Mensch, heimlich, wie ein Dieb in finsterer Nacht; und habe Dich von mir gestoßen, als Du mir Deine Liebe gestandest, weil ein Narr zugegen war. — Und wenn die ganze Welt jetzt Zeuge wäre: ich will diesen Mund noch einmal küssen!" — und sie zog Georg an ihr pochendes Herz, und drückte einen heißen, langen Kuß auf seine Lippen.

„So, nun geh'! mag dieser Kuß mich rein machen, und vor Verzweiflung schützen!" Dann eilte sie in ihr Gemach zurück, und verschloß die Thur hinter sich. —

Georg war tief erschüttert. „Nein, nein," rief es in ihm, „Du schönes Weib! Du darfst nicht verloren gehen! Die Wahrheit ist mächtiger, wie die Lüge: und die Wahrheit ist mächtiger in Dir, wie Du glaubst!" — Am Abend desselben Tages sandte ihm Lady Vere die Portraits seiner Eltern: und es war dies wieder ein Beweis, wie tief sie in den Herzen der Menschen zu lesen wußte. — Georg war durch die seltsame Wendung, welche das Gespräch genommen hatte, daran verhindert worden, ihr seinen liebsten Wunsch zu äußern. Er sandte ihr den Schlüssel zu dem Schranke mit der Bitte, ihm auch das andere Portrait zu senden, und die Papiere, als werthlos, zu verbrennen; er willfahrte gern Lady Vere, als sie ihn bat, dies Bild behalten zu dürfen, „ich habe diesem Bilde viel abzubitten," schrieb sie ihm.

In vierzehn Tagen hatte Georg Alles geordnet, und konnte seinem Nachfolger das Amt übergeben. — Er schied nicht leichten Herzens, aber unerschütterten Sinns aus dem lieben Thal, in dem er der Freuden so viel gehabt, daß das Leid dagegen nichts erschien. — Unsre Heimath ist nicht Fels und Baum und Erde; die Herzen sind es, die für uns schlagen — und Georg hatte jetzt den unverrückbaren Schwerpunkt seines Daseins gefunden. —

XXVI.

Der würdige Freund war schnell von seiner Reise zurückgekehrt, als er die Ankunft so lieber Gäste erfahren. — Dieser Mann hatte auf Georg den größten Einfluß gehabt; ihm vertraute er nach Lord Vere am rückhaltlosesten, seiner Einsicht ordnete er sich am willigsten unter.

Georg betrachtete den alten Freund immer als eine Ergänzung zu Lord Vere; das poetische Gemüth seines Lehrers hatte Georgs jugendlichem Geist die ruhige, oft herbe Weisheit seines Herrn vermittelt. Jetzt war ihm das Verhältniß dieser beiden Männer zu einander und zu ihm noch klarer geworden. Seine Entdeckung hatte ihm nicht geradezu neue Gesichtspunkte gegeben; aber sie war ihm wie ein gutgewähltes Beispiel zu einem logischen Satz, den wir auch wohl so verstehen, der uns aber durch das Beispiel doch noch anschaulicher wird. Der alte Mann war seit langen Jahren das verehrte Haupt einer wenig zahlreichen Gemeinde, die sich von den herrschenden kirchlichen Ansichten so weit entfernte, daß sie selbst in dem freisinnigen Lande einigen Anstoß gab. Ja, er selbst ging noch weiter, und hatte es seinen Anhängern nicht verschwiegen; aber sie hatten ihn einstimmig gebeten, auch ferner ihr Führer zu sein; er solle nur warten, bis sie nachkämen; sie würden ihm folgen, wohin er sie führe. —

Als er Helene sah, schloß er sie zärtlich in die Arme, und sah sie lange forschend an, daß sie die Augen vor diesem durchdringenden Blick senkte. „So habe ich Sie mir gedacht, liebes Mädchen!“ sagte er. „Sie gehören zu uns, das lese ich auf Ihrer reinen Stirn, in Ihren klaren Augen. Sie sind Georgs Lebensgefährtin, oder keine sonst.“ — Es war Helene, als befände sie sich in dem Hause von Georgs Eltern, als kennte sie Alles schon seit langer Zeit: so wunderbar heimelte sie Alles an.

Sie sah in dem alten Geschwisterpaare ihr eignes Verhältniß zu Georg wieder; nur daß die Jugend hier fehlte, und die Leidenschaft: dasselbe unumschränkte Vertrauen, dieselbe Verständnißinnigkeit; und sie selbst, sie vertraute ihnen; sie verstand sie auf Blick und Wort. Die Welt, in der die Beiden lebten, war auch ihre Welt; die Sprache, die die Beiden sprachen, war auch ihre Sprache; sie wußte, daß Georg sie in diese Welt eingeführt, sie diese Sprache gelehrt hatte. —

Es war eine köstliche, unvergeßliche Zeit, die kurze Zeit, die diese Vier zusammen verlebten; ein schöner, milder Herbst, dessen reiche Fruchtfülle Helene den heißen Sommer vergessen machte. Die Thränensaat war wunderherrlich aufgegangen in dem dunklen Schooß der Liebe. Der wahren Liebe müssen alle Dinge zum Besten dienen. Selbst die Trauer um den Tod der guten Mutter war nur ein schwermuthsvoller, tiefer Ton, der sich rein auflöste in den seelenvollen, innigen Einklang. Sie wußte, daß sie den Tod der Mutter am schönsten betrauerte, wenn sie sich des Lebens recht herzlich freute. Sie dachte noch sehr wohl der Mutter Wort am Todestage: „Wenn du aber fastest, so salbe dein Haupt!“ — Als Georg an jenem Morgen vom Hause fortgeritten war, hatte die Mutter gesagt: „daß sie nun sterben werde, heute noch. Sie habe es längst gewußt, daß ihr der Tod am Herzen nage; sie fühle,

daß es jetzt vorbei sei. Georg dürfe nichts erfahren, er habe noch viel auszurichten, bevor der Abend käme." —

Es war der Gedanke an ein anderes Wesen, das nicht so freundlich in ihre Einigkeit hineinlächelte, wie die liebe Mutter, der sie tief bekümmerte. Sie hätte alle Menschen so gern glücklich gesehen, und sie wußte: Lady Vere war es nicht; war vielleicht in demselben Maße unglücklich, wie sie selbst glücklich war; und dieser Gedanke hätte auch ein weniger edles Herz, als das Helenens, mit Trauer erfüllen können. Gute Menschen schämen sich fast ihres Glücks.

„Ich möchte sie sprechen, Georg!" sagte sie mit einer Thräne im Auge. „Es ist mir, als hätte ich ihr Unendliches abzubitten. Ich könnte mein Leben für sie opfern; aber Dich konnte ich ihr nicht lassen, Georg! Du bist mir mehr, wie das Leben; ohne Dich ist mir das Leben nichts."

„Und wäre ich mit ihr glücklich geworden, Helene?"

„Nein, Georg! ich glaube es nicht, kann es nicht glauben. Und doch, Georg, wer Dich lieben kann, ist schon halb gerettet, und muß es bald ganz sein durch die Liebe zu Dir. Ich habe das nie so tief gefühlt, wie gerade jetzt."

„Ich danke Dir, Helene;" sagte Georg, und er zog das geliebte Mädchen fest an sein Herz. „Wie könnte ich einen Kummer haben, den Du nicht theiltest! Sieh! dies beweist mir, wie ganz wir Eines sind. Du wärst ja nicht meine Wonne, meines Lebens Leben, wenn Du nicht trauertest um Clara Vere! Mein Herz sagt mir, sie wird glücklich werden. Sie soll nicht mein sein, wie Du mein bist! ich soll nicht ihr sein, wie ich Dein bin: sie soll unser sein! Unser Glück wäre nicht vollkommen ohne das ihre."

Wenn sie so zusammen in der Studirstube des alten Freundes um den Kamin herumsaßen, und das Gespräch sich heiter ergoß über ihre eignen kleinen Angelegenheiten, wie über die Interessen der Menschheit, — da konnte Helene nicht müde wer-

den, den beiden Freunden zuzuhören, wie sie im edlen Wetteifer nach einem Ziele strebten. Da dachte sie sich Georg mit den weißen Haaren des Greises, und schmiegte sich fester an ihn, und fühlte, daß die Liebe zur Wahrheit die ewige Jugend ist, der Schnee des Alters das heilige Feuer nicht auslöschen kann.

Sie sprachen über die alte Margareth, und Lord Vere, und die letzten Ereignisse. — Der Freund sagte: „Ob der Mutter die auf diesen einen Punct concentrirte Seelenkraft den wunderbaren Blick in das Verborgene gegeben: ob die Verkettung der Ereignisse zufällig mit ihren Ahnungen und Wünschen Hand in Hand ging, wer wüßte das zu sagen! Wer erklärt das Ineinandergreifen von Ort und Stunde, und was sie brachten, und in Euch wach riefen, bis zu dem Tode der Mutter, wo der mächtige Moment Euch gewaltig packte, und Euch hoch emporhob über alle Zweifel und Bedenken.

Das sind große Augenblicke — man kann sie nur mit heiliger Scheu betrachten. Was dunkel in uns wogte, steht auf einmal klar und deutlich vor uns da; der Nebel, der unsern Weg verhüllt, zerreißt und wir sehen die schimmernde Linie bis in's Unendliche. Ein solcher Augenblick kann dem Menschen Kraft geben für das ganze Leben, ja dem ganzen Leben seine Richtung. — Die geheimnißvolle Tiefe, in der es wurzelt, öffnet sich, und wir stehen erstaunt über dem Abgrund. Wehe dem, den da der Schwindel packt! Hineingesehen tief, festen Blicks! der Abgrund schließt sich nur zu bald wieder. Was hülfe es uns, wenn wir uns auch erklären könnten, wie die Mutter zu der Kunde gekommen ist? Jedes Ereigniß, auch das kleinste, ist die Wirkung einer unzähligen Menge von Ursachen. Des Menschen stumpfes Auge sieht ja überall nur das Gewachsene, nicht das Wachsen; das Gewordene, nicht das Werden.“

„War die Mutter Eine von den Ihren?“ fragte Helene.

„Gewiß, liebes Kind! es sind es Alle, die Gott anbeten im Geist und in der Wahrheit. Das ist die große Gemeinde, die Mitglieder zählt über die ganze Erde, in allen Ländern, unter allen Zonen, in dem Palast, wie in der Hütte, und der die Zukunft gehört. — Ihr Gott wohnt nicht in Tempeln, aus Menschenhänden gemacht; sie sind selbst der Tempel, und ihr Denken ist ihr Gebet. Sie heiligen den Feiertag nicht, weil sie alle Tage heiligen; und sie werden keine Priester haben, weil sie alle Priester sind. Sie glauben nicht an die Hölle, weil die Seligkeit für sie schon hier auf Erden beginnt. Sie fürchten den Tod nicht, weil sie den Tod leugnen, und sie nennen Gottes Namen nicht, weil er namenlos und unaussprechlich ist. — Einst wird die Zeit kommen, da werden sich alle Menschen wieder verstehen, wie vordem, ehe Gott ihre Sprachen trennte, und alle werden Brüder sein. Was jetzt der Weise im seinen Herzen still erwägt, und was, wenn er es ausspricht, Aergerniß giebt, — das wird dann ein Gemeingut sein, an dem sich Alle freuen. — Die alte Welt ist für dies Wort ein rauher, harter Boden; die alten Vorurtheile und der Wahn haben zu tief schon Wurzel geschlagen und wuchern üppig auf, und ersticken den Samen. Ich hoffe noch immer auf Amerika. — Es ist nicht Feigheit, aus dem brennenden Hause zu flüchten. Man schlägt hier das Feuer aus und dort; aber es lodert wieder empor und wir verbrennen mit. Besser helfen, den Wasserstrahl in die Gluth leiten. Der beste Helfer ist nicht, der am liebsten helfen möchte, sondern der, welcher in Wahrheit am meisten hilft.

„Ist mein Vater je ein Mitglied Ihrer Gemeinde gewesen?“ fragte Georg.

„Nein, nie! diese Formen genügten ihm von Anfang an nicht, wie sie mir selbst jetzt nicht mehr genügen. Er über-

ragte uns Alle an Geisteskraft und Kühnheit, wie Achill die anderen Griechen. Sie, Georg, sind der Erbe seiner Gesinnung, ein schöneres und größeres Erbtheil, als das, aus welchem er sie halb und halb vertrieb: denn ich gestehe Ihnen, nur auf mein Zureden hat er sich bewegen lassen, das Geheimniß zu enthüllen; und selbst da hat er die Entdeckung von einem so schwankenden Umstande, als das Leben eines Menschen ist, abhängig gemacht. Ob Ihr Pflegevater den Auftrag hatte, die Papiere in dem Schranke zu lassen, oder ob er sie dort sicherer glaubte, wie in seinem eigenen Hause, weiß ich nicht. — Daß aber nun so die Herrschaft schon über ein Jahr in anderen Händen ist, scheint mir ein Wink des Schicksals für Sie, dem Sie auch willig folgen. Ja, mein Freund, die Schiffe sind hinter Ihnen verbrannt! desto besser! Sie schauen jetzt mit freierem und kühnerem Blicke vorwärts in das Leben. Wenn es auch Ihnen so wenig vorbehalten ist, wie mir und Ihrem Vater, die Feste des Wahns und die Stadt des Unsinns in Flammen auflodern zu sehen — rütteln wir stark an den stolzen Thoren; lassen wir uns das Blut nicht dauern, das in diesem heiligen Kampfe vergossen wird! — Ich beneide Sie um das weite Feld, das vor Ihnen liegt; freilich dann auch um Ihre frische Kraft; das Eine wäre ohne das Andere nichts nütze. Ich würde Sie begleiten, wenn ich meine kleine Schaar mit hinüber führen könnte. Ich weiß es wohl, ich bin hier nur ein einzelner, verlorener Posten; aber ich will nun auch bleiben, wo der Herr der Heerschaaren mich hingestellt. Ob ich, von dem Andrang der Feinde überwältigt, falle; was liegt daran? Aber ich werde, wenn man mich anruft, mein Feldgeschrei geben. Die Losung heißt Freiheit, die Gegenlosung Nothwendigkeit. Das ist das letzte Wort. Die Freiheit ist dem Menschen nothwendig; aber nur,

wer die Nothwendigkeit begriffen hat, ist wahrhaft frei. Der Sohn eines solchen Vaters darf nicht feiern, und an der Seite eines solchen Weibes wird das Unmögliche möglich.

Wollen Sie ihm muthig folgen, Helene?"

„Bis an das Ende der Welt!"

Georg war schon einige Jahre in Amerika gewesen. Er hatte sich durch seine Thatkraft, seine Beharrlichkeit, seine Talente einen bedeutenden Wirkungskreis erworben, der sich noch immer erweiterte. Er war, wie er einst zu Lady Vere gesagt hatte, thätig innerhalb der Grenze seiner Kräfte, und bis an die Grenze seiner Kräfte. Er war glücklich. „Ich trauere nicht um das verlorne Paradies," sagte er, „in dem das ein Fluch war: „Im Schweiße Deines Angesichts sollst du dein Brod essen." In des Allweisen Munde verkehrt sich der Fluch zum Segen. Das ist das stolzeste Wort, das je über den Menschen gesprochen: es ist sein Ritterschlag: die Arbeit ist der Adel des Menschen." — Er war mit dem Freunde in Europa immer im eifrigsten Briefwechsel geblieben; sie wirkten vereint aus allen Kräften für das, was sie Beide als die gute Sache erkannten. Er erfuhr auf diesem Wege, daß der alte Lord Vere gestorben sei, und Lady Vere die Verwaltung der Güter selbst angetreten und einen Antrag des Herzogs abgelehnt habe; daß man von einer Heirath zwischen ihr und Herrn Burn spreche. „Sie kann keine bessere Wahl treffen," schrieb der Freund, „und die Sache ist so gut, wie gewiß. — Sie wissen, Burn ist mein guter Freund, wie er auch von Ihrem Vater hochgeschätzt war. Die Welt hält diese Verbindung für unmöglich, weil man wissen will, daß Lady Vere ihn früher mit ihrem Hasse beehrt habe, und daß Burn nicht viel liebevoller gegen sie gesinnt gewe-

sen sei. Als ob das ein Grund dagegen wäre! — Lady Vere ist gerettet. Er ist begabt vor Anderen, und hat das Herz auf der rechten Stelle. Er ist so groß, daß sie Mühe hat, zu seiner Höhe hinaufzusehen; und das ist für Lady Vere Alles." —

Kurze Zeit darauf trat Georg mit freudestrahlenden Augen zu Helene in's Gemach. Er hatte einen Brief in der Hand.

„Freue Dich, Helene!" rief er, „Lady Vere ist eine der Unseren, sie kündigt mir eben ihre Heirath mit Burn an."

Der Schluß des Briefes lautete: „Und so, Georg, glaube ich Ihren Willen zu erfüllen, und zu machen, daß sich für Sie kein bitterer Gedanke in die Erinnerung mischt: einst Clara Vere geliebt zu haben. Was ich in Burn liebe, ist, was er mit Ihnen Gleiches hat. Ich habe ihm das offen gesagt. Er hat mir in seiner Weise geantwortet: das kann mich wenig kümmern. Ich glaube ein Mensch zu sein, aus ganzem Holze geschnitten. Wenn Sie mich wirklich heute halb lieben, müssen Sie mich morgen ganz lieben. — Wie dem auch immer sei, — und ich hoffte, daß mein Gatte Recht hat — Ihnen, Georg, verdanke ich jede frohe Stunde der letzten Jahre, und jedes Glück der Zukunft. Leben Sie wohl! Wenn Sie mit Ihrer Frau nach England kommen, und Sie gehen vorüber an der Halle Ihrer Väter, und Sie weichen dem Danke aus, den ich Ihnen so willig schulde, — so haben Sie nicht nur Ihre linke Hand nicht wissen lassen, was die rechte that: so hat Ihre Rechte selbst nichts von dem gewußt, was sie gethan hat." —

„Bist Du nicht stolz, Georg?" fragte Helene.

„Ja!" antwortete Georg, sie an sein Herz schließend „ich bin stolz! stolz darauf, ein Mensch zu sein, und die Macht zu haben, Gutes zu thun! Ich bin stolz auf Clara Vere, und vor Allem auf Dich, Du treues, herrliches Weib!"

Bayerische Staatsbibliothek München

Problematische Naturen.

Problematische Naturen.

Roman

von

F. Spielhagen.

Erster Band.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1861.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Erstes Kapitel.

„Es giebt problematische Naturen, die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und und denen keine genug thut. Daraus entsteht der ungeheure Widerstreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt."

Goethe's Dichtung und Wahrheit.

Es war an einem warmen Juniabend des Jahres 184⅔, als ein mit zwei schwerfälligen Braunen bespannter Stuhlwagen mühsam in dem tiefen Sandwege eines Tannenforstes dahinfuhr.

„Wird dieser Wald denn nie ein Ende nehmen!" rief der junge Mann, der allein in dem Hintersitze des Fuhrwerks saß, und richtete sich ungeduldig in die Höhe.

Der schweigsame Kutscher vor ihm klatschte statt aller Antwort mit der Peitsche. Die schwerfälligen Braunen machten einen verzweifelten Versuch, in Trab zu fallen, standen aber alsbald von einem Verfahe ab.

[illegible] ihr Temperament und der tiefe Sand so wenig [illegible]. Der junge Mann lehnte sich mit einem [illegible] wieder in seine Ecke zurück, und fing wieder an, auf die einförmige Musik des mühsam eisenden [illegible] zu horchen, und ließ wieder die dunklen [illegible] der Tannen an sich vorübergleiten, auf die hier und da ein Streifen von dem Licht des Mondes fiel, der so eben über den Forst heraufstieg. Er begann von neuem, sich den Empfang, der seiner auf dem Schlosse harrte, und die so neue Situation, in die er treten sollte, auszumalen; aber die überdies verschwommenen Bilder einer unbekannten Zukunft wurden dunkler und dunkler; die schlummermüden Augen schlossen sich, und der erste Ton, den sein Ohr wieder vernahm, war der dumpfe Hufschlag der Pferde auf einer hölzernen Brücke, die zu einem mächtigen steinernen Thorweg führte. „Endlich," rief der junge Mann, sich emporrichtend und neugierig um sich schauend, als der Wagen rascher durch eine dunkle Allee riesiger Bäume fuhr, auf einem mit Kies bestreuten offenen Platze einen halben Bogen machte und jetzt vor dem Portale des Schlosses hielt, auf dessen dunklen Fenstern die Mondesstrahlen glitzerten.

Der schweigsame Kutscher klatschte zum Zeichen der Ankunft mit der Peitsche. Die einzige Antwort

war der helle Ton einer Glocke in der Nähe, die langsam elf Uhr schlug. Als der letzte Ton verklungen war, that sich die Hausthür auf, ein Diener trat heraus z. den Wagen und hinter ihm wurde die Gestalt eines alten Herrn sichtbar, dessen runzliches Gesicht von dem Schein der Kerze, die er mit der einen Hand gegen den Luftzug zu schützen suchte, hell beleuchtet wurde.

Der junge Mann sprang rasch aus dem Wagen auf den alten Herrn zu, der ihm die Rechte entgegenstreckte und mit einer Stimme, deren Freundlichkeit das Zittern des Alters und ein etwas ausländischer Accent nicht verhüllten, sagte:

„Seien der Herr Doctor bestens willkommen!“ Der junge Mann erwiederte herzlich den Druck der dargebotenen welken Hand: „Ich komme zwar etwas spät, Herr Baron,“ sagte er, „aber“ —

„Das thut nichts, das thut nichs,“ unterbrach ihn der alte Herr. „Frau von Grenwitz ist noch auf. Johann, tragen Sie die Sachen auf das Zimmer des Herrn Doctor! Wollen Sie hier hereintreten!“

Oswald hatte auf dem mit Steinfliesen ausgelegten Vorsaal seinen Anzug flüchtig geordnet und folgte jetzt dem Baron in ein hohes, schönes Zimmer.

Als er eintrat, erhoben sich zwei Damen, die an

dem Tisch vor dem Sopha, wie es schien mit Lesen, beschäftigt gewesen waren.

„Meine Frau," sagte der Baron, Oswald der älteren von den beiden Damen vorstellend, einer hohen, schlanken Frau von etwa vierzig Jahren, die dem Ankömmling ein paar Schritte entgegengegangen war und jetzt mit einiger Förmlichkeit seine Begrüßung erwiederte, und dann verbeugte er sich auch vor der jüngeren, einer zierlichen kleinen Gestalt mit einem etwas scharfen, echt französischen, von langen englischen Locken eingerahmten Gesicht, da er in dem Umstande, daß sie ihm nicht besonders vorgestellt wurde, keinen zwingenden Grund sah, diese Höflichkeit zu unterlassen.

„Sie kommen spät, Herr Doctor Stein," sagte die Baronin mit einer tiefen, wohllautenden Stimme, die mit dem kalten Licht ihrer großen grauen Augen nicht ganz harmonirte.

„So früh, gnädige Frau," antwortete der junge Mann heiter, „als es der widrige Wind, der heute Morgen das Fährboot um mehre Stunden aufhielt, und der Kutscher des Herrn Baron, dessen Geduld zu bewundern ich unterwegs reichlich Gelegenheit hatte, erlaubten."

„Geduld ist eine schöne Tugend," sagte die Baronin, nachdem sie ihren Platz auf dem Sopha wieder

eingenommen, und die Uebrigen sich auf Stühlen um den Tisch gereiht hatten; „eine Tugend, die Sie vor Allen schätzen müssen, da Sie dieselbe in Ihrem Berufe so nöthig haben. Ich fürchte, die beiden Knaben werden Ihnen nur zu oft Veranlassung geben, diese Tugend im vollsten Umfange zu üben."

„Ich verspreche mir alles Gute von meinen zukünftigen Zöglingen, und bin zum voraus überzeugt, daß die Probe, auf die sie meine Geduld stellen werden, keine Feuerprobe sein wird."

„Ich will es wünschen," sagte die Baronin, eine Arbeit, die sie beim Eintritt des jungen Mannes aus der Hand gelegt hatte, wieder ergreifend; „indessen werden Sie die Knaben gerade jetzt etwas verwildert finden, da sich Ihre Ankunft leider um einige Tage verzögert hat, nur Ihr Vorgänger uns nicht den Gefallen thun konnte — oder wollte, seine Abreise so lange aufzuschieben."

„Es hieße gering von der guten Natur der Knaben denken," erwiederte Oswald, „und nicht besonders groß von dem Erziehertalente des Herrn Bauer, das mir sehr gerühmt wurde, wenn ich wirklich fürchtete, sein Einfluß auf dieselben sollte ihm nicht einmal eine Woche überlebt haben."

„Nun, Herr Bauer hatte seine Tugenden und auch

seine Schwächen," sagte die Baronin, die Stiche auf ihrer Arbeit zählend.

„Das ist so Menschenlohs, gnädige Frau," erwiederte Oswald.

„Will der Herr Doctor nicht eine Erfrischung zu sich nehmen, liebe Anna-Maria?" sagte hier der alte Herr; Oswald konnte nicht unterscheiden, ob aus gastfreundlicher Fürsorge, oder um dem Gespräch, das, er wußte selbst nicht wie, einen etwas lebhaften Charakter angenommen hatte, eine andere Wendung zu geben.

„Ich danke;" sagte Oswald trocken.

„Sie haben," fuhr die Baronin, ohne diese Unterbrechung zu beachten, fort, „wenn ich den Professor Berger, der uns an Sie wies, recht verstanden habe, sich bis jetzt noch nicht mit Unterrichten und Erziehen beschäftigt, Herr Doctor?"

„Nein."

„Sie werden mich außerordentlich verbinden, wenn Sie mir gelegentlich Ihre Grundsätze in dieser Beziehung ausführlicher darlegen wollten. Ich bin zum voraus überzeugt, daß wir in den Hauptpunkten einerlei Meinung sein werden. Auf einige Differenzen in den Nebensachen müssen wir uns wohl Beide gefaßt machen. Ich werde Ihnen meine etwaigen Wünsche und Ansichten stets unverhohlen äußern, und bitte Sie, gegen

mich dieselbe Rückhaltlosigkeit zu beobachten. Was den Umfang der Kenntnisse der Knaben anbelangt, so werden Sie sich darüber bald selbst ein Urtheil bilden. Auch Ihrem Urtheil über den Charakter der Kinder wünsche ich nicht vorzugreifen; nur das glaube ich Ihnen sagen zu müssen, daß Sie in Malte, unserm Sohn, einen etwas verzogenen Knaben, und in Brune — Sie wissen, daß Brune von Löwen ein entfernter Verwandter meines Mannes ist, den wir nach dem Tode seiner Eltern zu uns genommen haben — einen Knaben finden werden, der eben gar nicht erzogen und in Folge dessen auch zum Theil sehr ungezogen ist."

„Liebe Anna Maria," sagte der alte Herr.

„Ich weiß, was Du sagen willst, lieber Grenwitz," unterbrach ihn die Baronin, „Brune ist nun einmal Dein erklärter Liebling, und unsere Ansicht über ihn wird wol noch lange verschieden bleiben. Uebrigens magst Du auch wol Recht haben, wenn Du behauptest, daß ich ihn nicht zu beurtheilen vermag, was übrigens weniger meine, als des Knaben Schuld ist, dessen düsteres verschlossenes Wesen alle Annäherung von unserer, wollte sagen, von meiner Seite beharrlich zurückweist."

„Aber, liebe Anna Maria," —

„Nun, laß es gut sein, lieber Grenwitz, wir wollen

Herrn Doctor Stein nicht gleich an dem ersten Abend, den er unter unserm Dache ist, das Schauspiel der Uneinigkeit zweier Ehegatten geben. Ueberdies wird Herr Doctor Stein der Ruhe bedürfen. Mademoiselle, wollen Sie [illegible] Güte haben, zu klingeln."

Diese letzten Worte wurden in französischer Sprache an die junge Dame gerichtet, welche während dieser ganzen Unterredung unbeweglich, ohne auch nur die Augen nach dem Ankömmling aufzuschlagen, das Buch, aus dem sie vorgelesen haben mochte, noch immer in der Hand haltend, an dem Tische gesessen hatte. Jetzt erhob sie sich und schritt nach der Thür, neben der sich der Klingelzug befand. Oswald kam ihr mit einem: „Erlauben Sie, mein Fräulein," zuvor. Das Mädchen sah ihn aus großen braunen Augen mit einem halb verwunderten und halb erschreckenen Blicke an, der deutlich genug verrieth, wie wenig sie an dergleichen Aufmerksamkeiten gewöhnt war, und ging dann, die langen Wimpern schnell wieder senkend, zu ihrem Platz am Tische zurück.

Ein Diener trat ein und erhielt den Auftrag, Oswald nach dem für ihn bestimmten Zimmer zu bringen.

„Ich hoffe, daß Sie vorläufig Alles nach Wunsch finden werden," sagte die Baronin, als Oswald sich mit einer stummen Verbeugung verabschiedete; „wenn

Eines oder das Andere vergessen, oder weniger nach Ihrem Geschmacke sein sollte, so haben Sie ja die Güte, dies auszusprechen; ich wünsche dringend in unserm eignen Interesse, daß Sie sich in unserm Hause behaglich fühlen.

Oswald verbeugte sich noch einmal und folgte dem Diener aus dem Gemache.

Dieser führte ihn über den Hausflur, an dessen Wänden Oswald flüchtig im Schein der Kerze dunkle Portraits von alterthümlich gekleideten Herren und Damen in Lebensgröße bemerkte, eine steinerne Wendeltreppe hinauf, durch lange Corridors in eine Flucht von kleinen Zimmern in ein größeres Gemach.

„Dies ist das Zimmer des Herrn Doctor," sagte der Mann, die beiden Kerzen, die auf dem mit einem grünen Teppich bedeckten großen runden Tisch in der Mitte des Gemaches standen, anzündend. „Die Thür dort führt in das Schlafgemach des Herrn Doctor."

„Und wo schlafen die Knaben?" fragte Oswald.

„Der Herr Doctor gelangen aus Ihrem Schlafgemach in das der Herren Junker. Haben der Herr Doctor noch sonst etwas zu befehlen?"

„Nein, ich danke."

„Ich wünsche dem Herrn Doctor eine wohlschlafende Nacht."

„Gute Nacht.“

Oswald war allein. Er war, eine Hand auf den Tisch gestützt, nachdenklich stehen geblieben, und hörte mechanisch zu, wie die Schritte des Dieners allmälig auf dem Corridor verhallten. Jetzt ergriff er eine der beiden Kerzen, ging durch sein Schlafgemach nach der Thür, von der ihm der Diener gesagt, daß sie in das Gemach der Knaben führe, öffnete sie behutsam und trat, das Licht mit der Hand schirmend, leise ein.

Die Betten der Knaben standen dicht nebeneinander. Vor dem einen Bette lag ein Teppich, vor dem andern nicht. Ueber dem Bette ohne Teppich hing an der Wand eine kleine silberne, über dem mit dem Teppich eine noch kleinere goldene Uhr. In dem Bette unter der goldenen Uhr lag ein Knabe von vielleicht vierzehn Jahren, mit blondem, schlichtem Haar, und einem schmalen, feinen Gesicht, das in diesem Augenblicke durch den halb geöffneten Mund etwas Albernes hatte; in dem Bette unter der silbernen Uhr ein Knabe, der wohl nur ein Jahr älter sein mochte, als der erste, aber mindestens um drei Jahre älter aussah, und überhaupt mit jenem den sonderbarsten Contrast bildete. Während die Arme jenes schlaff auf der Decke lagen, hatte dieser die seinen über der Brust verschränkt. Der fest geschlossene Mund, und die in diesem Augen

blick, wo ihn ein Traumbild herausfordern mochte, leise zusammengezogenen dunklen Brauen, gaben dem blassen Gesicht mit den unregelmäßigen, aber nicht unschönen Zügen einen Ausdruck von finsterem Trotz und Stolz, der einem gefangenen Königssohn wohl angestanden haben würde.

„Armer Knabe," sagte Oswald bei sich, als er mit unendlichem Interesse in das räthselhafte junge Antlitz sah, „dir hat der Lenz des Lebens auch schon Thränen gebracht, wenn du überhaupt von einem Lenze sprechen kannst."

Er fühlte sich seltsam ergriffen, er wußte selbst kaum weshalb; aber er beugte sich über den Schlummernden und küßte ihn auf die Stirn. Da regte sich der Knabe im Schlaf, die Arme lösten sich, er schlug die großen, tiefblauen Augen auf, und sah durch die Nebel des Traumes zu Oswald empor. Und da zuckte es wie ein sonniger Strahl über sein Gesicht; alles Düstre war verschwunden, und ein warmes, hinreißend freundliches Lächeln spielte in den lebensvollen Zügen.

„Ich habe Dich lieb," sagte der Knabe.

„Und ich Dich," antwortete Oswald.

Da wandte sich Bruno auf die Seite und Oswald hörte an den tiefen regelmäßigen Athemzügen, daß er wieder fest entschlafen sei. „Hat er Dich wirklich gesehen, oder bist du ihm nur als Traumbild erschienen?"

fragte sich der junge Mann, als er, voll von dem Eindruck dieser kleinen Scene, in sein Zimmer zurückschritt. Er stellte das Licht wieder auf den Tisch, trat an's Fenster, öffnete es und lehnte sich hinaus.

Der Himmel hatte sich mit Wolkendunst bedeckt, durch den der volle Mond, der schon tief am Himmel stand, nur als dunkelrothe Feuerkugel schien. Im Osten wetterleuchtete es. Die Luft war schwül und drückend. In dem Schloßgarten tief unter dem Fenster schimmerten die weißen Blüthenbäume. Tiefer finstrer Schatten lag auf den Buchen und Eichen, die von dem hohen Wall, der den Garten umgab, riesig in den Himmel wuchsen. Nachtigallen schlugen in vollen langgezogenen Tönen; ein Brunnen plätscherte leise, wie im Schlaf.

Oswald fühlte sich seltsam bewegt. Seine Vergangenheit ging in dämmernden Bildern an seinem Geiste vorüber, wie die Wolkenschleier an dem Monde vorüber wallten; Ahnungen der Zukunft zuckten dazwischen, wie das Wetterleuchten gegen Aufgang. Da rauschte es lauter in den Bäumen, die helle Glocke, die ihn bei seiner Ankunft begrüßt hatte, schlug langsam zwölf.

Er fuhr empor. „Du wolltest dir ja das Träumen abgewöhnen," sprach er lächelnd zu sich selbst. „So schlafe denn, da du, ohne zu träumen, nicht mehr wachen kannst."

Zweites Kapitel.

Oswald war jetzt eine Woche auf Schloß Grenwitz, und die Woche war ihm vergangen wie ein Tag. Es lag in seiner Natur, alles Neue mit Leidenschaft zu ergreifen, selbst das Alltägliche, so lange es neu war, und hier hatte er Neues vollauf: eine neue Situation, neue Umgebung, neue Menschen. Das Alles versetzte ihn, wie es bei sanguinischen Temperamenten zu geschehen pflegt, auf eine Zeit lang in die heiterste Stimmung, in welcher es ihm ein Leichtes war, Dinge und Menschen, und Alles und Jedes, womit er in Berührung kam, selbst die Baronin mit ihren strengen, kalten Zügen, selbst den schweigsamen Kutscher, gegen den er gleich am ersten Abend einen Haß gefaßt hatte, selbst den kriecherischen, zuthunlichen Bedienten mit seinem ewigen: Befehlen der Herr Doctor ganz liebenswürdig, zum mindesten interessant zu finden. Von

dieser heiteren, versöhnlichen Stimmung geben auch die Briefe Zeugniß, die er um diese Zeit an seine Freunde schrieb: „Da wäre ich denn nun," heißt es in dem einen, „auf dieser neuen Station meines wunderlichen Lebens angelangt, und wahrlich, ich glaube es hier, bis Schwager Kronos die Pferde gewechselt hat und wieder in sein ewiges Horn stößt, trotz meiner so oft von Ihnen gescholtenen Ungeduld, wohl aushalten zu können. Ja, wenn ich nicht fürchten müßte, durch vereitigen Enthusiasmus Ihren Spott herauszufordern, so hätte ich nicht übel Lust, dem guten Stern, der mich hierher geführt, ein Danklied zu singen. Ich bin durchaus in der dazu nöthigen lyrischen Stimmung. Ich habe in diesen Tagen schon so viel Wald- und Seeluft geathmet, daß mein armes, vom Staube nichtsnutziger Folianten betäubtes Gehirn schier trunken ist. Wahrlich, wenn die Menschen dieses paradiesischen Aufenthalts nicht ganz unwürdig sind, so öffnet sich mir für die nächsten Jahre eine schöne Zukunft.

Verzeihen Sie mir, mein Freund, daß ich zu dem großen Schritte, der mich hierher geführt, nicht Ihre specielle Erlaubniß eingeholt habe, wie Sie nach dem blinden Gehorsam, mit dem ich Ihrer höheren Einsicht bis jetzt immer gefolgt bin, wohl erwarten konnten. Ich war einmal entschlossen, ihn zu thun. Sie, das

wußte ich, würden mir Ihre Einwilligung versagen; so wollte ich denn Ihren geharnischten Gründen ein eben so geharnischtes fait accompli entgegenstellen und Ihrem guten Rath das uralte Vorrecht, zu spät zu kommen, nicht rauben. Ueberdies kam mir die Sache so plötzlich, und ich mußte meinen Entschluß so schnell fassen, daß ich eben nur Zeit hatte, Ihnen denselben mit wenigen Worten anzukündigen; und endlich ist es auch eigentlich der Professor Berger, der die ganze Schuld trägt, wenn überhaupt von Schuld die Rede sein kann, und auf dessen Schultern ich hiermit feierlich alle Verantwortung wälze.

Wir haben uns, seitdem wir uns nun fast vor einem Jahre in der Residenz trennten, sehr selten und immer nur sehr flüchtig geschrieben. So werde ich auch wohl des Professors Berger kaum ein paar Mal Erwähnung gethan haben, und es ist daher die höchste Zeit, daß ich Sie mit diesem originellen Manne endlich bekannt mache, der in meiner jüngsten Vergangenheit eine so große Rolle gespielt hat, und dem ich es einzig und allein zu verdanken habe, daß ich in der Haupt- und Staatsaction der Tragi-Komödie — Examen genannt — keine klägliche Rolle spielte.

Als ich damals von B. nach Grünwald zog, in der vagen Hoffnung, ich werde in dieser stillen Muse

ſtadt, in der, wie ich mir hatte ſagen laſſen, das Gras in idylliſcher Ruhe auf den Straßen wachſe, die nöthige Sammlung finden, an der es mir in den literariſchen Cirkeln, äſthetiſchen Thees und ſingenden Butterbroden der Reſidenz ſo gänzlich gebrach, erſchien mir unter den fürchterlichen Männern, die mich ſelig machen oder verdammen konnten, der Profeſſor Berger bald als der fürchterlichſte. Ich hörte von den paar Commilitonen, deren dreimal bedenkliche Bekanntſchaft zu machen ich nicht umhin konnte, wahrhaft unheimliche Dinge von ſeiner erſtaunlichen Gelehrſamkeit und allerlei Beunruhigendes über ſein excentriſches Weſen, ſeine tolle Launenhaftigkeit und ſeinen großen Einfluß auf die übrigen Mitglieder der Prüfungscommiſſion, denn er durch ſein Wiſſen, mehr aber noch durch ſeinen Witz, mit deſſen beißender Lauge er Jeden ohne Anſehen der Perſon überſchüttete, gründlich imponire. Leibhaftig hatte ich den Entſetzlichen noch nicht geſehen. Er hatte einen ſeiner hypochondriſchen Anfälle, in welchen er ſich, wie man mir ſagte, bei Tage in ſeiner Stube einſchlöſſe und des Nachts in den Wäldern der Nachbarſchaft umherſchweife.

Da werde ich eines Tages von einer reichen Familie, an die ich empfohlen war, zu Mittag geladen. Die Geſellſchaft war ſehr zahlreich, ich führte eine der

jungen Damen vom Hause zu Tische, ein hübsches blondes Mädchen, dessen Munterkeit mich während des Anfangs der Mahlzeit hinreichend fesselte. Als aber die gewöhnlichen Themata, die man mit jungen Damen, die seit einem Jahre aus der Schule sind, abzuhandeln pflegt, durchgesprochen waren, wurde ich auf einen Herrn aufmerksam, der mir gegenüber sass. Es war ein untersetzter, schon ältlicher Mann, mit einer massiven, wie aus Granit gehauenen Stirn, unter der ein paar kluge Augen hervorblitzten. Die etwas vollen Wangen verkündeten eine Neigung zum Wohlleben, die sich denn auch in dem Eifer, mit welchem der Mann den guten Gaben der Ceres und des Bacchus zusprach, deutlich genug zu erkennen gab. Die Züge um den großen, breiten Mund waren geradezu räthselhaft: Sinnlichkeit, Witz, Schalkheit und Melancholie — Dämonen und Genien — schienen dort zu spielen.

Das Gespräch wurde an diesem Theile der Tafel bald ein allgemeines, und ich konnte mich, ohne aufdringlich zu erscheinen, hineinmischen. Man sprach über Kunst, Literatur, Politik. Ueberall schien der merkwürdige Mann zu Hause, überall überraschte er uns durch die geistvollsten Aperçüs, durch blendende Antithesen und wunderliche Paradoxen. Ja, er schien seine Freude daran zu haben, wenn er so ein Tröpf

chen Fegefeuer hineingesprengt hatte und die höllischen Flämmchen den guten Leuten auf der Nase kitzelten. So stellte er denn auch gelegentlich die Behauptung auf, daß Revolutionen der Menschheit nie etwas genützt hätten, nie und nimmer etwas nützen würden. Sie kennen meine Ansichten über diesen Punkt, der oft der Gegenstand unserer Gespräche war. Ich nahm den Fehdehandschuh auf; ich wurde warm bei meinem Lieblingsthema, um so wärmer, als der Mann mir gegenüber mich durch Kreuz- und Querspränge irrlichterlich zu verwirren suchte. Ich vergaß Alles um mich her, ich wurde pathetisch, satyrisch — ich fühlte, daß ich gut sprach, wenigstens in meinem Leben nicht besser gesprochen hatte. Der Mann hatte zuletzt das Gefecht, das, wie ich später zu meiner Beschämung erfuhr, das lustigste Scheingefecht von der Welt für ihn war, aufgegeben und hörte mir, den großen Kopf ein wenig auf die rechte Schulter geneigt und mich unter den buschigen Brauen mit seinen kleinen klugen Augen emblinzelnd und dabei ein Glas Hochheimer nach dem anderen schlürfend, behaglich zu. Bald darauf wurde die Tafel aufgehoben. Als ich meine Dame in das Theezimmer führte, frage ich sie: „Und wer war denn der Herr, mit dem ich mich in ein, für Sie ohne Zweifel sehr langweiliges Gespräch verwickeln ließ?"

„Wie, Sie kennen Professor Berger nicht?“ antwortet mir die Kleine verwundert.

„Das war Professor Berger?“

„Nun freilich, soll ich Sie ihm vorstellen?“

„Um Himmelswillen nicht,“ rief ich mit wahrhaftem Entsetzen; „o, ich Kind des Unglücks!“

„Was ist Ihnen?“ fragte die hübsche Blondine „was haben Sie?“

Ich aber hatte schon ihren Arm aus dem meinen gleiten lassen und suchte das entfernteste Zimmer. Dort warf ich mich in einer einsamen Ecke auf einen niedrigen Divan, um über das Unglück, das ich angerichtet hatte melancholische Betrachtungen anzustellen. Ich hatte mich also, während ich mit einem gutmüthigen Pudel zu spielen glaubte, mit einem grimmigen Bären gebalgt. Dieser Mann war mir als eben so tückisch geschildert wie er gelehrt und witzig war. Würde er sich meiner Sarkasmen und Ausfälle nicht in jener schlimmen Stunde erinnern, wo ich hülflos auf dem Secirtisch des Examinationssaales vor ihm lag. Es war ein verzweifelter Fall.

Da hebe ich vor einem Geräusch neben mir den Kopf, den ich nachdenklich in die Hand gestützt hatte in die Höhe — vor mir steht der Professor Berger. Ich erhebe mich von meinem Sitze.

„Erlauben Sie, daß ich mich zu Ihnen setze," sagt der seltsame Mann, indem er auf dem Divan Platz nimmt, und mich an seine Seite winkt. „Sie gefallen mir und ich wünsche Ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Ich bin der Professor Berger; mit wem habe ich die Ehre?"

„Mein Name ist Stein."

„Sie studiren, oder vielmehr, was haben Sie studirt?"

„Ich wollte, Herr Professor, ich könnte auf diese Frage einfach „Philologie" antworten, da dies aber eine grobe Unwahrheit wäre, so kann ich nur sagen: ich wünsche, ich hätte Philologie studirt."

„Wie so?"

„Weil mir alsdann die Ehre Ihrer näheren Bekanntschaft weniger bedenklich erscheinen möchte."

Ein Lächeln spielte um den Mund des Professors die Wange hinauf und verlor sich in dem Winkel des rechten Auges.

„Sie stehen vor dem Examen?"

„Ja, wie — Sie kennen ja das Sprichwort, Herr Professor."

Das Lächeln zuckte vom Auge wieder herunter zum Munde.

„Und da erschrecken Sie vor mir wie Hamlet vor seines Vaters Geist?“

„Wenigstens erscheinen Sie mir in sehr fragwürdiger Gestalt.“

„Nun wohl, da sehen Sie selbst, daß wir eben deshalb näher mit einander bekannt werden müssen. Wollen Sie morgen Abend, oder wenn Sie sonst Zeit und Lust haben, ein Glas Theepunsch mit mir trinken?“

Ich sagte natürlich nicht nein.

Und dies war der Anfang meiner Bekanntschaft, ja ich darf wohl sagen Freundschaft mit diesem außerordentlichen Manne. Wir sind von dieser Zeit an, so lange ich in Grünwald war, täglich zusammen gekommen, und ich schlage die praktischen Vortheile, die für mich aus dem Verkehr mit dem Gelehrten sich ergaben, lange nicht so hoch an, als die tiefen Blicke, die ich in dem vertraulichen Umgange mit dem Menschen in einen der räthselhaftesten Charaktere thun durfte, die mir vorgekommen sind. Es muß, fürchte ich, eine Wahlverwandtschaft zwischen seinem und meinem Wesen existiren, oder wir hätten uns nicht so schnell finden, so rückhaltslos gegen einander aussprechen, so auf Wort und Wink verstehen können. Ich fürchte, sage ich; denn Berger ist ein sehr unglücklicher Mann. Die Lichter seines glänzenden Humors spielen auf einem

gewitterschweren Hintergrunde. Er steht allein in der Welt, verkannt von Allen, gefürchtet von den Meisten, geliebt von Niemanden. Warum dem so ist, darüber konnte ich mich selbst Ihnen gegenüber nicht auslassen, denn jede Freundschaft ist ein Tempel, zu dem jedem Dritten der Zutritt versagt bleiben muß. Aber ich schaudere, so oft ich das Dunkel heraufbeschwöre, das über ihn hereinbrechen muß, wenn einst das Alter die strahlende Fackel seines Genius, die jetzt einzig und allein die schauerliche Oede seiner Seele erhellt, düstrer und düstrer brennen macht. Vielleicht — wer weiß es? — mag das auch ein Glück für ihn sein. Vielleicht mag dann das Wort, das er jetzt oft halb im grimmen Spotte und halb voll wehmüthen Glaubens im Munde führt, das alte Wort: „Selig sind die Einfältigen," an ihm zur Wahrheit werden.

Der vertraute Umgang mit dem gelehrten Manne hatte mich in den Augen aller Andern in einen Nimbus gehüllt, in welchem ich, wie die homerischen Helden die Gefahren der Schlacht, die Schrecknisse des Examens ungefährdet durchwandeln konnte. Am Morgen des entscheidenden Tages sagte Berger zu mir: „Wissen Sie, lieber Oswald, daß ich große Lust habe, Sie durchfallen zu lassen?"

„Warum?"

„Weil ich Sie zu verlieren fürchte: doppelt zu verlieren. Du lieber Himmel, welche Wandlungen können nicht mit einem Menschen vorgehen, dem man den Großvaterstuhl eines Amtes giebt, und die Schlafmütze einer Würde aufsetzt! Vielleicht kommen auch Sie noch dahin, den Horaz für einen großen Dichter zu halten, und den Cicero für einen eminenten Philosophen; vielleicht werden Sie gar in dieser engbrüstigen Zeit aus lieber langer Weile ein gelehrter Professor, wie ich."

Das Examen war vorüber; ich hatte, wie Berger sagte, die Erlaubniß erhalten, das Stroh dreschen zu dürfen. Da kommt er eines Tages mit einem Briefe in der Hand zu mir und fragt:

„Haben Sie Lust, in einer adligen Familie Erzieher zu werden?"

„Das könnte ich eben nicht behaupten."

„Glaub's wohl; aber die Bedingungen sind so vortheilhaft, daß es sich mindestens der Mühe verlohnt, die Sache in Ueberlegung zu ziehen. Sie müssen sich auf vier Jahre verbindlich machen."

„Und das nennen Sie vortheilhafte Bedingungen. Vier Jahre! nicht vier Wochen!"

„Hören Sie nur! Von den vier Jahren haben Sie nur zwei in dem Hause zuzubringen, die übrige

Zeit reisen Sie mit Ihrem Zögling. Sie wollen die Welt sehen, und Sie müssen die Welt sehen, und wäre es auch nur, um sich zu überzeugen, daß die Menschen überall mit Recht die Hunde so lieben. Sie haben kein Vermögen, zum Vagabunden sind Sie zu civilisirt. Eh bien! hier haben Sie die schönste Gelegenheit, die Ihnen so vielleicht nicht zum zweiten Male im Leben geboten wird."

„Und wer ist der Alexander, dessen Aristoteles ich werden soll?"

Ein junger Majoratsherr, wie der macedonische Pferdebändiger. Ich habe die noble Sippschaft im vorigen Jahr in Ostende kennen gelernt. Der Mann, ein Baron Grenwitz, ist eine Null, die Frau Baronin ein X., das ich noch nicht habe herausrechnen können. Jedenfalls ist sie eine gescheidte Frau. Ich weiß, daß dies für Sie keine geringe Empfehlung ist. Sie spricht drei oder vier lebende Sprachen gut, ihre Muttersprache nicht ausgenommen. Ich habe sie sogar in Verdacht, daß sie mit ihrem jetzigen Hauslehrer, einem gewissen Bauer, der hier studirt hat, und ein grundgelehrter — Jüngling war, in aller Stille Latein und Griechisch treibt."

„Und Sie, der Sie mir selber sagten, daß Sie ein Buch über den Adel und gegen den Adel geschrie-

ben haben, das leider in Deutſchland, für das es berechnet iſt, nirgends gedruckt werden kann, — Sie rathen mir, der ich über die Braminenkaſte dieſelben Pariasideen habe, mich in das Lager unſerer Erbfeinde zu begeben?"

„Das iſt ja eben der Humor davon," lachte Berger; „Sie ſollen hingehen wie ein Mohikaner in das Lager der Irokeſen: und ich freue mich ſchon im voraus auf die prächtigen Zöpfe, die Sie zurückbringen werden. Die hängen wir dann als Trophäen in unſerm Wigwam auf, und haben unſere Freude daran."

„Und wenn man mich ſelbſt dort ſcalpirt, wie dann?"

„Dann bin ich der letzte Mohikaner und rauche meine Friedenspfeife einſam und melancholiſch auf dem Grabe meines Unkas."

Er ſtützte den Kopf in die Hand und ſtarrte düſter vor ſich nieder. „Ja, ja, ich weiß es," murmelte er, „die große Schlange, wenn ſie es endlich müde iſt, die Menſchen anzuziſchen, wird in einen Sumpf kriechen und da einſam verrecken."

Ich ergriff ſeine Hand. „Das wird nicht geſchehen, wenigſtens nicht, ſo lange ich lebe."

Er ſchaute mich wehmüthig an.

„Aber Du wirſt vor mir ſterben," ſagte er: „die große Schlange hat ein zähes Leben, und Du biſt weich,

viel zu weich für diese harte Welt. Doch das bei Seite. Was sagen Sie zu meinem Vorschlag?"

„Daß er mir nur halb, und weniger als halb gefällt."

„So muß ich denn doch den letzten Trumpf ausspielen," rief Berger aufspringend. „So hören Sie denn, Sie Ungläubiger, daß jenes Haus, in das ich Sie senden will, einen Engel in sich schließt, in Gestalt eines wunderlieblichen Mägdleins. Sie ist die Schwester Ihres Alexander und Gott sei Dank, vorläufig noch in Hamburg in Pension. Ich hasse sie, denn sie hat mir viel Qual bereitet. Alle wahnsinnigen Träume meiner Jugend lebten in mir auf bei ihrem Anblick und ängstigten mich wie schöne Gespenster. Zuletzt lief ich davon, so oft ich sie unter ihrem leichten Strohhute über den glatten Sand des Strandes herankommen sah. Ja, ich will es nur gestehen, ich habe die Sonette, die ich Ihnen neulich vorlas, die Sie freundlich genug waren, liebedurchglüht und Gott weiß, was noch sonst, zu finden, und die ich in der seligen Jugendzeit vor dreißig Jahren auf Helgoland gedichtet zu haben vorgab, im vorigen Jahre in Ostende, vom Anblick der schönen Teufelin berauscht, mit meinem Herzblut geschrieben. Das sagen Sie aber Niemanden wieder."

„Weshalb nicht? Es würde mir ja doch keine Menschenseele glauben."

„Da haben Sie freilich Recht; und nun?"

„Nun habe ich noch weniger Lust, als vorhin. Ich wünsche nicht, die alberne Geschichte der Liebschaft eines Hauslehrers mit der Tochter des hochadligen Hauses, eine Geschichte, die ich mir schon in so und so vielen Romanen zum Ekel gelesen habe, an mir selbst zu wiederholen. Und wenn das Mädchen wirklich so schön und liebenswürdig ist; daß —"

„Daß selbst das dürre Holz frische Blätter treibt, was da am grünen geschehen soll?" unterbrach mich lachend Berger. „Nun wohl! verlieben Sie sich! weshalb nicht! Lieber Freund, das Buch des Lebens für Leute unseres Schlages führt denselben Titel, wie einer der Romane Balzac's: Illusions perdues. Jeder Tag schreibt nur ein neues Kapitel hinein, und je kürzer das Buch, desto besser und interessanter ist es. Aber da es nun einmal geschrieben werden muß und nicht anders geschrieben werden kann, so ist es auch im Grunde gleichgültig, ob wir nach Westen gehen oder nach Osten. Wir machen dieselben Erfahrungen hier wie dort. Darum sage ich noch einmal: gehen Sie nach Greenwitz!"

Was sollte ich thun. Es erschien mir als eine

Pflicht, den Wunsch meines Freundes, dem ich so viel verdanke, zu erfüllen. Und dann, hatte Berger nicht recht, daß es gleichgültig sei, ob ich nach Osten gehe oder nach Westen? Genug, ich packte meine Sachen, sagte meinem Mentor Lebewohl und fuhr hinüber nach diesem Eiland." — — —

Drittes Kapitel.

Oswald hatte bis jetzt nur in Städten gelebt. Seine Sitten, seine Anschauungen, seine Neigungen waren die eines Städters. So kam es denn, daß, als er sich jetzt plötzlich wie mit einem Zauberschlage auf das Land versetzt sah, der unsägliche Reiz der ersten leuchtenden Sommertage in einem schönen ländlichen Aufenthalte für ihn mehr als für die meisten Menschen etwas unsäglich Anziehendes, ja Hinreißendes und Berauschendes hatte. Es war ihm Alles so neu und doch wieder so seltsam bekannt, wie wenn Jemand in eine Gegend kommt, die er schon lange vorher in seinen Träumen gesehen. War dieser blaue Dom, der sich immer tiefer und tiefer wölbte, derselbe Himmel, der sich so trostlos bleiern über dem Häusermeer der Residenzstadt spannte; waren diese funkelnden Lichter

dieſelben öden Sterne, zu denen er, aus dem Theater oder einer Geſellſchaft kommend, kaum einmal flüchtig emporgeblickt hatte? Konnte ein Sommermorgen ſo reich an Glanz und Pracht, ein Sommerabend ſo weich und wollüſtig ſein? Hatte er denn den Geſang der Vögel nie vernommen, daß er ſich jetzt an ihren einfachen Liedern nicht ſatt hören konnte? Hatte er denn nie Blumen geſehen, daß er jetzt nicht müde wurde, ihre ſchönen Farben und wunderſamen Geſtalten zu betrachten? Es war ihm zu Muthe, wie Einem, der aus ſchwerer Krankheit wieder zum Leben erwacht. Die jüngſte Vergangenheit lag wie hinter einem dichten Schleier, aber weit Entferntes, im Meer der Vergeſſenheit ſeit langen Jahren Verſunkenes tauchte wie eine glänzende, zauberiſche Spiegelung wieder über den Horizont der Erinnerung empor. „Ei, da iſt ja auch Ritterſporn," rief er einſt in dieſen erſten Tagen freudig überraſcht, als er, träumend im Garten auf und ab wandelnd, dieſe Blume häufig auf den Beeten blühen ſah.

„Nun freilich," ſagte Bruno, der bei ihm war, „haben Sie denn noch nie welchen geſehen?"

„Es iſt lange her," murmelte der junge Mann, ſich niederbeugend und die phantaſtiſche Blume mit Rührung betrachtend. In ſeines Geiſtes Aug' ſah er ſich wieder in einem kleinen lauſchigen Garten an der

Stadtmauer herumspielen und Steinchen, Blumen und andere Seltenheiten, die er auf seinen Entdeckungsreisen fand, auf den Schooß einer schönen, jungen, blassen Frau sammeln, die ihm jedes Mal, wenn er zu ihr kam, das lockige Haupt streichelte und mit jener Geduld, die nur eine Mutter hat, nicht müde wurde, seine unzähligen Fragen zu beantworten. Und da hatte er ihr auch diese Blumen gebracht und die schöne Frau hatte gesagt: das ist Ritterspern. Und dann hatte sie die Blume lange sinnend angesehen, bis ihr von dem langen Hinstarren die Thränen in die Augen kamen und hatte ihn auf ihren Schooß genommen und sein Haupt stürmisch an ihre Brust gedrückt, und da mochte er denn wohl, von dem vielen Spielen müde, eingeschlafen sein, denn in diesem Augenblicke zerflatterte das Bild. — Die junge, schöne Frau, das wußte er, war seine Mutter; sie war gestorben, als er noch nicht fünf Jahre alt war. Wer hat nicht an sich selbst schon die traurige Erfahrung gemacht, daß wir in dem Gewirre des Lebens, wo eine Erscheinung die andere verdrängt, und wir stets unter der tyrannischen Gewalt des Augenblickes stehen, Alles, selbst das Theuerste, selbst die Eltern, die uns das Leben gaben, vergessen lernen. So hatte auch Oswald fast schon vergessen, daß er je eine liebe Mutter gehabt; jetzt rief eine ein-

sache Blume die Erinnerung an die früh Verstorbene mächtig in ihm wach. Die erste Zeit, die er in der Einsamkeit des Landlebens verbrachte, verknüpfte sich eng mit der ersten Zeit seines Lebens, denn er hatte seitdem nicht wieder der Natur so unbefangen und so tief in das holde, bezaubernde Antlitz geschaut. Auch seines Vaters, der nun gerade vor zwei Jahren, einsam, wie er gelebt hatte, gestorben war, gedachte er jetzt mit jener dankbaren Liebe, die leider immer erst dann in voller Blüthe steht, wenn diejenigen, denen sie gebührt, sich nicht mehr an ihrem Dufte laben können; seines Vaters, der wunderlichen Pygmäengestalt, die der Sohn schon als achtzehnjähriger Jüngling um zwei Köpfe überragte; des menschenscheuen Sonderlings, der in der ganzen Stadt der „alte Candidat" genannt wurde, und dessen schwarzen abgeschabten Frack, in dem er Sommer und Winter einherging, jedes Kind auf der Straße kannte; des räthselhaften Mannes, der den reichen Schatz seines Wissens und seiner Güte gegen alle Welt verschloß, nur nicht gegen den Sohn, an dem er mit unsäglicher Liebe hing, den er mit der rührenden Zärtlichkeit einer Mutter hegte und pflegte, und für den ihm, dem als Geizhals Verschrieenen, nichts zu kostbar gewesen war.

Diese lieben und doch auch wieder so schmerzlichen

Erinnerungen zogen durch Oswalds Seele, während er in seinen Freistunden allein, oder mit seinen Zöglingen in Garten, Feld und Wald umherstreifte, sich von Tage zu Tage mehr für das Landleben begeisterte, und wenn er des Morgens, ehe die Unterrichtsstunden begannen, noch schnell einmal in den Schloßgarten geeilt, in die thaufrischen Kelche der Blumen geschaut und sich am Gesang der Vögel entzückt hatte, schlechterdings nicht mehr begreifen konnte, wie es die Menschen in den Städten, wie er selbst es nur jemals in der Stadt habe aushalten können.

Und in der That hätte Schloß Gremwitz und seine Umgebung auch wohl einem durch landschaftliche Schönheiten verwöhnteren Auge das lebhafteste Interesse abgewinnen müssen, obgleich es von den Touristen, die alljährlich die Insel durchschwärmten, niemals aufgesucht, höchstens von Einem oder dem Anderen zufällig aufgefunden wurde, der sich denn nicht genug wundern konnte, wie ein so lieblicher und in vieler Hinsicht so merkwürdiger Punkt in seinem Reisehandbuche, in welchem doch sonst jeder nichtsnutzige Gasthof verzeichnet stand, übergangen sein konnte, blos weil er eine Meile von der großen Landstraße entfernt lag.

Das Schloß trägt noch bis auf den heutigen Tag die Spuren von dem Reichthum und der Macht des

alten ritterlichen Geschlechts derer von Grenwitz, das seit undenklichen Zeiten hier begütert gewesen ist, und die Burg zu seinem Schutz und den benachbarten Baronen zum Trutz in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts erbaute. Das untere Stockwerk des einen Flügels mit seinen riesigen Quadersteinen stammt noch aus dieser Zeit, ebenso wie der gewaltige runde Thurm, in welchem jetzt das alte und das neue Schloß zusammenstoßen. Das neue Schloß wurde gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts in dem zopfigen Styl jener Zeit gebaut und nimmt sich mit seinen verschnörkelten Säulen und wunderlichen Ornamenten neben dem alten schmucklosen Thurm, mit welchem es jetzt in einer Front liegt, aus, wie ein zierlicher Herr aus Louis quatorze Zeit neben einem eisengeharnischten Kämpen aus den Zeiten von Crecy und Poitiers.

Ein zwanzig Fuß und darüber hoher Wall, der in ein noch weit ehrwürdigeres Alter hinaufragt, als selbst der alte Thurm, umgiebt das Schloß in einem so weiten Kreise, daß es sammt den Nebengebäuden von dem eingeschlossenen Raume nur den kleinsten Theil einnimmt. Der Wall ist jetzt längst schon in eine friedliche Promenade umgewandelt, über der hohe Buchen, Nußbäume und Linden ein dichtes Laubdach bilden. Der breite Graben, der ihn seiner ganzen Ausdehnung

umzieht, ist jetzt zum Theil versumpft, mit dichtem Röhricht angefüllt, und wo das Wasser sich noch einen Raum offen gehalten, mit einem grünen Teppich von Wasserpflanzen bedeckt, in welchem halbwilde Enten lustig schnattern. Offenbar hatte dieser Wall den Zweck gehabt, im Fall einer Fehde nicht nur die Hörigen der fehdelustigen Barone mit ihren Weibern und Kindern, sondern auch die Heerden und die Vorräthe zu schirmen; auch hatten bis zur Zeit des Neubaues die Wirthschaftsgebäude, die jetzt ziemlich entfernt vom Schlosse außerhalb des Walles lagen, innerhalb desselben gelegen. Damals hatte der Wall nur einen Durchgang gehabt, ein festes, mit einem Thurm versehenes Thor, aus dem eine Zugbrücke über den Graben nach einem Brückenkopfe führte. Jetzt war der Thurm abgetragen, die Brücke konnte nicht mehr aufgezogen werden und aus dem Brückenkopfe hatte man längst Backöfen und andere nützliche Dinge gebaut. Von diesem Hauptthor führte eine Allee vielhundertjähriger prachtvoller Linden auf das Portal des Schlosses zu. Rechts von der Allee und vor der Front des Schlosses war ein großer Rasenplatz, in dessen Mitte ein steinernes Becken mit einer Najade als Schutzpatronin stand, die, wahrscheinlich aus Schmerz, daß ihrem Brunnen schon

seit einem halben Jahrhundert das Wasser fehlte, den Kopf verloren hatte.

Der ganze übrige Raum innerhalb des Walles war mit Gartenanlagen ausgefüllt, die aus der Zeit des Neubaus herrührten und mit ihren geraden Gängen, kunstvoll verschnittenen Taxushecken, Buchsbaumpyramiden und ihren Sandsteingöttern, die allen Regeln der Aesthetik und allen Gesetzen der Anatomie so naiv Hohn sprechen, den Charakter dieser Zeit deutlich genug documentirten. Hier und da freilich war ein Geist der Neuerung in die Anlagen gefahren. Der Buchs hatte seine verkrüppelten Glieder, so gut es gehen wollte, in eine naturgemäße Baumgestalt auszurecken versucht; die beiden Seiten eines Heckenganges hatten gemeinschaftliche Sache gemacht und sich zu einem undurchdringlichen Gestrüpp vereinigt; ein Gärtner, der für die stumme Sprache von Taxuspyramiden kein Verständniß mehr besaß, und eine praktischere Richtung verfolgte, hatte, unbekümmert um den ästhetischen Eindruck, Aepfel-, Birnen-, Kirschen- und Pflaumenbäume gepflanzt, wo er gerade Platz fand, und hier und da seinen Gemüsebeeten den Luxus der Blumenrabatten gestopfert. So war die Schwester der Najade im Hof von Himbeer- und Stachelbeersträuchern fast überwuchert, aber sie hatte sich in ihr Schicksal zu finden

gewußt, ihren Kopf behalten, und plauderte in stiller Nacht geschwätzig von der guten alten Zeit.

So hatte von dem Riesenwalle, der aus der grauen Heidenzeit stammte, bis zu den Spargelbeeten, die gestern angelegt waren, seit einem Jahrtausend jede Generation etwas zur Befestigung, Verschönerung oder Verbesserung dieses Wohnsitzes beigetragen. Vieles war spurlos verschwunden, Vieles hatte sich erhalten; Altes hatte der Zeit gespottet, Neues war mit der Zeit alt geworden; aber da selbst das Aelteste die Spuren des Lebens, der fortdauernden Nutzbarkeit trug, so war nirgends ein Sprung, ein Riß bemerkbar, und das Ganze machte den wohlthuenden Eindruck, als ob es eben nicht anders sein könnte. Zwar seinen primitiven Charakter hatte Schloß Grenwitz gänzlich eingebüßt, und wenn Oswald des Abends, von einem Spaziergange mit seinen Zöglingen zurückkommend, auf einer Stelle des Walles stehen blieb, von der er den schattigen, grasbewachsenen Hof, den blumenreichen Garten und das Schloß überblicken konnte, um dessen graue Mauern das Zwielicht wogte und die schnellen Schwalben zwitschernd kreis'ten, da glaubte er nicht die alte Stammburg fehdelustiger Barone, sondern das stille Klosterasyl beschaulicher Mönche vor sich zu sehen.

Viertes Kapitel.

Und ein stilles, klösterlich stilles Leben war es denn auch — das Leben auf dem Schlosse Grenwitz. Alle Unruhe, aller Lärm waren aus dem Bereich verbannt, den der alte Wall wie eine epheuberankte Kirchhofsmauer umgab. Hier ertönte kein Hundegebell, kein Pferdewiehern; still glitten die Stunden dahin, wie die Schatten des Zeigers der Sonnenuhr über dem Portale; still, wie die Blumen im Garten dufteten und blühten. Hier schien selbst der Wind leiser in den Wipfeln zu rauschen, die Vögel leiser in den Zweigen zu singen; und was die Bewohner selbst betraf, so konnte die Wanduhr auf dem Vorsaal in ihrem Eichenschrank nicht freier von aller Neuerungssucht sein und ihr Tagewerk pünktlicher und systematischer vollbringen. Die Dienstboten thaten ihre Obliegenheiten mit der Regelmäßigkeit von Automaten. Ja in die Möbel

ſelbſt ſchien dieſer ſtrenge Geiſt der Ordnung gefahren, ſo daß Oswald ſich des Gedankens nicht erwehren konnte, ſie rückten ſich in aller Stille von ſelber zurecht, falls einmal eines von ſeiner ihm angewieſenen Stelle abgekommen ſein ſollte. So wenig nun Oswald in ſeinem bisherigen Leben an eine ſo peinliche Ordnung gewöhnt war, und ſo ſehr ſich auch im Grunde ſeine Natur dagegen ſträubte, ſo leicht wurde es ihm doch bei der Geſchmeidigkeit ſeines Weſens und bei der verſöhnlichen, milden Stimmung, in die ihn der tiefe Frieden rings umher verſetzte, ſich in dieſelbe zu finden. Er that, was er die Leute um ſich her thun ſah, und erwiderte die förmlichen Verbeugungen, mit denen man ſich hier begegnete, mit demſelben Grad von Ernſthaftigkeit, den er auf einer Maskerade in einer Menuet zur Schau getragen haben würde.

Er hatte es in den erſten Tagen mit den Lehrſtunden nicht allzu genau genommen, und ſich deſto eifriger mit ſeinen beiden Zöglingen draußen umher getummelt. Sie hatten den Buchwald, der ſich von Schloß Grenwitz eine halbe Stunde bis hart an das Meer erſtreckte, nach allen Richtungen durchſtreift, hatten ein Hünengrab und eine Höhle entdeckt, und waren oft ſchon von den hohen Kreideufern zum Strand hinabgeklettert, hatten dort, auf einem der mächtigen

Nöllſteine ſtehend, die Fluth heranbrauſen ſehen und gejubelt, wenn der Donner der Brandung ihre Stimme übertönte.

Auf dieſen Streifzügen, die Oswald ſcherzend ihre Vorſtudien zum Homer nannte, hatte er vielfach Gelegenheit, die Naturen ſeiner beiden Zöglinge zu beobachten. Ein größerer Gegenſatz war kaum denkbar. Bruno war groß für ſeine Jahre, dabei ſchlank und geſchmeidig und ſchnell wie ein Hirſch. Malte, der junge Majoratsherr, ſah neben ſeinem ſtolzen Gefährten zurückgeblieben und verkümmert aus. Seine Schultern waren ſchmal, ſeine Bruſt eingeſunken, und ſeine eckigen und unſchönen Bewegungen ſtachen ſeltſam gegen die hinreißende wilde Anmuth ab, mit der Bruno ging, lief und ſprang. Malte ſcheute vor jeder Gefahr, ja vor jeder Anſtrengung, im Gefühl ſeiner Körperſchwäche und aus angeborner oder anerzogener Feigheit zurück; für Bruno war kein Baum zu hoch, kein Felſen zu ſteil, kein Graben zu breit, ja es ſchien, als ob er gefliſſentlich die Glut ſeiner Seele durch körperliche Ermüdung dämpfen wollte. Oswald flocht eine Krone aus Buchenlaub und drückte ſie dem Knaben auf die bläulich-ſchwarzen Locken, um ihn einem jungen Bacchanten noch ähnlicher zu machen. Aber wie in ſeinem Heimathlande Schweden aus eiſiger Winternacht ur-

plötzlich der duftende, lächelnde Frühlingsmorgen hervorblüht, so wechselten Sonnenschein und Sturm in seinem Gemüthe — übermuthige Lust und an Schwermuth grenzende Niedergeschlagenheit, herzliches, fast kindliches Sichhingeben und düstrer, mehr als knabenhafter Trotz — schnell und unvermittelt, wie Lichter und Schatten auf den Hängen eines Gebirges an einem Tage, wo der Wind die Wolken pfeilschnell an der Sonne vorüberjagt. So fand Oswald den Knaben, einen Fremdling im Hause' seiner Verwandten, von den Einen gehaßt, von den Andern gefürchtet, ein unergründliches Räthsel für Alle, selbst für den alten guten Baron, der dem Knaben, oft mehr aus angeborner Großmuth, als aus Ueberzeugung, stets das Wort redete. Aber für Oswald hatte ein Blick in das traummumflorte dunkle Auge des Knaben genügt, den verwandten Dämon zu erkennen, und der mhstische Bund, den sie in jenem Augenblick geschlossen, hatte jede Stunde ihres Zusammenlebens nur gefestigt. Bruno hatte ihm an dem ersten Tage den düstern Trotz entgegengebracht, den er gegen Alle zu zeigen gewohnt war. Er hatte ihn mit scheuem, durchdringendem Blick zwei, drei weitere Tage beobachtet, und dann war vor Oswalds liebevollem, freundlichem Wesen der Argwohn von ihm gewichen, wie die Nebel vor

den Strahlen der Sonne, sein dunkles Auge war größer und glänzender geworden, als ob das unverhoffte Glück, einen Menschen zu finden, der ihn liebte und den er wieder lieben dürfe, ihn blende und verwirre; und dann war all die stürmische Zärtlichkeit seiner Seele, die er so lange und so sorgsam hatte verschließen müssen, hervorgebrochen, mächtig — unwiderstehlich, wie ein Bergstrom, der die Felsenschranken gesprengt hat und jauchzend in das Thal hinunterstürmt.

„Wissen Sie," sagte der Knabe da zu Oswald, „daß ich schon im voraus entschlossen war, Sie zu hassen?"

„Warum, Bruno? ist der Haß für Dich so süß?"

„Ach nein! aber ich glaubte, es seien alle Erzieher wie unser erster, und da dachte ich, was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig."

„Und wie war denn Herr Bauer?"

„Nun, er machte seinem Namen Ehre," sagte der Knabe spöttisch.

„Ei, ei, mein stolzer Junker, willst Du mir den Bauer verachten?"

„Gewiß nicht!" rief der Knabe eifrig, „mein Vater war selbst ein Bauer, trotzdem daß er ein Edelmann war; ich habe ihn oft genug hinter dem Pfluge hergehen sehen — aber dieser Mann war roh und plump

wie ein Bauer, und feig dazu. Einmal, nach Tische — ich weiß nicht, was ich wieder verbrochen hatte, — schlug er mich in's Gesicht, weil Tante zugegen war und er glaubte, er thue ihr einen Gefallen. Ja, er schlug mich" — und das Auge des Knaben blitzte auf bei der Erinnerung an diese Schmach und die Zornesader auf seiner bleichen Stirn schwoll.

„Und da, Bruno?"

„Da nahm ich das Messer, das vor mir auf dem Tische lag und sprang auf ihn ein, und der Elende lief vor mir, um Hülfe schreiend, zur Thür hinaus. Und als ich das sah und die bleichen Gesichter um mich her, mußte ich lachen und ging unbelästigt aus dem Saale. Und ich wäre am liebsten gleich in die weite Welt geraunt, aber Onkel kam hinter mir her und versprach mir, der Mensch solle nun und nimmer wieder Hand an mich legen dürfen. Onkel ist gut; Sie glauben nicht, wie gut er ist; aber er fürchtet sich vor der Tante; Alle fürchten sich vor ihr; aber ich habe sie doch lieb, denn sie hat Muth wie ein Mann und ich hasse nur die Feigen. Malte ist ein Feigling."

„Malte ist schwach und kränklich, und Du mußt Nachsicht mit ihm haben; aber, wenn Du die Tante wirklich lieb hast, warum bist Du so unfreundlich gegen sie?"

„Bin ich unfreundlich?“ Der Knabe ſchwieg. Eine Wolke zog über ſeine Stirn, ſeine Naſenflügel zuckten und ſein dunkelblaues Auge war wie eine Gewitterwolke, als er jetzt, haſtig aufblickend, ſagte:

„Ich bin unfreundlich, ich weiß es. Aber wie ſoll ich anders ſein? Ich eſſe hier im Hauſe Gnadenbrod, ſoll ich noch dafür danken? Ich kann es nicht, ich will es nicht, und wenn ſie mich aus dem Hauſe jagten. Sehen Sie, Oswald, ich habe oft gewünſcht, man jagte mich fort, ja, ich habe es darauf angelegt, daß ſie es doch ja thäten; dann ginge ich in die weite Welt und verdiente mir mein tägliches Brod, wie tauſend und tauſend andere Knaben, die nicht ſo ſtark und ſo muthig ſind, wie ich. Heute noch, als wir am Strande gingen, und der Dreimaſter am Horizonte auftauchte und wieder verſchwand, da wünſchte ich ſo heiß, ſo heiß, ich hätte mitſegeln können, als Schiffsjunge, als Matroſe — nur fort, fort von hier, gleichviel wohin.“

Wenn ſo der Knabe die geheimſten Wünſche ſeines Herzens rückhaltlos ſeinem Freunde und Lehrer offenbarte, da geſchah es dem wohl, daß dieſen ein Zweifel beſchlich, ob er, der ſelbſt den Weg, den er zu gehen hatte, ſo wenig deutlich ſah, der rechte Mann ſei, den wilden, leidenſchaftlichen Knaben zu leiten. Aber je

weniger er sich im Stande fühlte, ausschweifende Wünsche, chimärische Hoffnungen zu bekämpfen, die er selbst im Stillen theilte, deste mehr verschwand die Kluft zwischen Lehrer und Schüler — deste brüderlicher wurde nur ihr Verhältniß. Noch hatte kein menschliches Wesen einen so tiefen Eindruck auf Oswald gemacht, als dieser wundersame Knabe. Er liebte ihn, wie ein Künstler das Werk, an dem er schafft, wie ein Vater den Sohn, in welchem er zu verwirklichen hofft, was ihm selbst zu erreichen versagt war, wie eine Mutter das Kind, für das sie wachen, sorgen und schaffen muß. Allnächtlich, wenn er sich müde gelesen und gearbeitet, ging er, ehe er selbst sein Lager suchte, in das Gemach des Knaben — er hätte nicht schlafen können, ohne seinen Liebling noch einmal gesehen zu haben. Jenes Schamgefühl, das edleren Naturen verbietet, die ganze Fülle ihrer Zärtlichkeit zu zeigen, machte ihn den Tag über karg mit Liebkosungen; aber jetzt nahm er des Schlafenden Hände, und streichelte sie, und küßte den Knaben zärtlich auf die Stirn.

„Dich nennen sie lieblos, Dich, meinen Liebling, dessen Herz nur nach Liebe und abermals nach Liebe hungert. Und wenn sie alle Dich verkennen und hassen, ich verstehe Dich und will Dich lieben."

Fünftes Kapitel.

Die Wirthschaftsgebäude und Häuslerwohnungen, die zu dem Gute gehörten, lagen, wie wir sahen, außerhalb des Walles, den man, um die Verbindung zwischen dem Schlosse und dem Hofe zu erleichtern, nach dieser Seite durchbrochen hatte. Ein hölzernes Gitterthor, das nicht einmal verschlossen, und eine Brücke, die nicht aufgezogen werden konnte, sprachen für den friedlichen Sinn der Nachkommen jener kriegerischen Barone, welche das massive Thor auf der andern Seite mit seiner in schweren Eisenketten hängenden Zugbrücke erbaut hatten. Der Verkehr zwischen dem Schlosse und dem Hofe beschränkte sich so ziemlich auf den Austausch oft höchst energischer diplomatischer Noten zwischen der Wirthschafterin und dem Verwalter, die über das Quantum und die Qualität der Naturalien, welche dieser jener zu liefern hatte, stets wesentlich verschiedener

Meinung waren. Das Gut war, wie die übrigen Besitzungen der Familie, verpachtet; der Pächter, ein Herr Bader, wohnte auf einem der Nebengüter, das er ebenfalls in Pacht hatte, und kam selten nach Grenwitz, dessen Bewirthschaftung er seinem Inspector überließ.

Oswald, für den die Landwirthschaft eben so neu war, wie das Leben auf dem Lande, lenkte seine Schritte bald häufig nach dem Hofe, um sich von dem Inspector durch die Ställe und Scheunen führen und sich von demselben etwas in die Mysterien des Ackerbaus und der Viehzucht einweihen zu lassen. Der Inspector, Namens Wrempe, war ein riesiger Mann, der stets in gewaltigen Stulpenstiefeln einherging und dem Aberglauben zu huldigen schien, er werde seine ungeheure Körperkraft verlieren, wenn er seinen struppigen schwarzen Bart schöre, oder dem Regenwasser das ausschließliche Privilegium, sein sonnverbranntes Gesicht zu waschen, entzöge. Das breite Platt jener Gegend war seine Mutter und Vatersprache, das Hochdeutsche haßte er und hielt Alle, die es sprachen, in seinem Herzen für Schelme; seine Stimme glich, aus der Ferne gehört, wesentlich dem Gebrüll eines etwas heiseren Löwen. Seine Feinde sagten ihm nach, daß er eine üble Gewohnheit habe, sich von Zeit zu Zeit zu betrinken; da

er dies aber alle Monat höchstens einmal und dann immer gleich auf mehrere Tage that, um die übrige Zeit desto energischer zu sein, so drückten seine Freunde und zumal sein Brodherr über diese kleine Schwäche freundlich die Augen zu. Oswald unterhielt sich gern mit dem Manne, der in seiner täppischen Gutmüthigkeit, seinem derben, oftmals freilich auch rohen Wesen, seiner mit Sprichwörtern reichlich untermischten Rede ein nicht schlechter Repräsentant der Landleute jener Gegend war.

So hatte er denn auch eines Nachmittags mit den Knaben einen Spaziergang nach dem Hofe gemacht. Sie fanden ihn fast ausgestorben. Die Leute und die Thiere waren auf dem Felde. In dem Pferdestall standen nur die vier schwerfälligen Braunen des Barons, die der lieber langer Weile mit den eisernen Ketten ihrer Halfter ein melancholisches Quartett ausführten. Vor der Thür des Stalles saß der schweigsame Kutscher und starrte in den blauen Himmel, da er, wenn er seine Pferde gefüttert, auf Erden weiter nichts zu thun hatte. Um seine Füße strich spinnend ein großer schwarzer Kater, der ihn, als sein spiritus familiaris, überall hin begleitete und selbst auf dem Bocke zwischen seinen Füßen unter dem Schurzfell saß. In dem Kuhstall fanden sie nur eine Kuh, die ihr heute geborenes

Kälbchen durch fleißiges Lecken in eine Verfaſſung zu bringen ſuchte, wie ſie dem Ehrgeize einer reſpectablen Kuhmutter, die etwas auf ſich und die Ihrigen hält, wünſchenswerth ſcheinen mag. Auf dem Dünger vor dem Stalle ſcharrten die Hühner, unbekümmert um den Streit zweier junger Hähne, die über einen unglücklichen kleinen Käfer, der auf dem Rücken liegend in ruhiger Ergebung ſein Schickſal erwartete, in Unfrieden gerathen waren. Ein alter Hahn, welcher der Vater der beiden feindlichen Brüder ſein mochte, war auf eine Wagendeichſel geflogen und krähte einmal über das andere, entweder aus Freude über den ritterlichen Sinn ſeiner Sproſſen, oder um eine Wolke zu ſignaliſiren, die eben über das Scheunendach heraufkam. Auf dem einen Ende des Daches ſaß eine Störchin auf ihrem Neſt. Der Storch kam eben herbeigeflogen und brachte die Beute ſeiner Jagd, eine kleine Schlange, mit nach Hauſe. Die Störchin klapperte bei dieſem Anblick vor Vergnügen, der Storch, im Bewußtſein erfüllter Pflicht, blieb ihr die Antwort nicht ſchuldig. Von dem kleinen Teiche neben dem Pferdeſtalle hatten die Enten unter dem Vortritt eines vielerfahrenen Enterichs einen Reihenmarſch quer über den Hof begonnen, da ſich ein ziemlich gut verbürgtes Gerücht

unter ihnen verbreitet hatte, es sei hinter der einen Scheune ein Sack Korn aufgegangen.

Oswald hatte mit vielem Vergnügen das Stillleben eines ländlichen Hofes an einem warmen Sommernachmittag betrachtet; Bruno den schweigsamen Kutscher über die beiden einzigen Themata, bei denen man es mit einiger Aussicht auf Erfolg konnte, über seine Pferde und seinen Kater, in eine Unterhaltung zu verwickeln gesucht; Malte sich unterdessen gelangweilt, da er überhaupt nur sehr wenigen Dingen Geschmack abgewinnen konnte, und zu diesen Dingen Enten und Hühner, wenigstens so lange sie im Licht der Sonne wandelten, sicherlich nicht gehörten. Er drang deshalb darauf, den Spaziergang fortzusetzen, und so gingen sie denn von dem Hofe durch das Dörfchen jämmerlicher kleiner Kathen, um auf das Feld zu gelangen. In einiger Entfernung vor ihnen auf dem mit Weiden besetzten Wege schien ein Knecht seinen Wagen im Graben umgeworfen oder festgefahren zu haben. Die Pferde standen quer über den Weg und er zerrte an ihnen herum und fluchte und schimpfte, wie das Leute seines Schlages bei solchen Gelegenheiten zu thun pflegen. Zuletzt schien dem Manne die geringe Geduld, die ihm die Natur verliehen und der wahrscheinlich reichlich genossene Schnaps noch übrig

gelassen hatte, vollends auszugehen. Er faßte das eine der Vorderpferde in den Zügel und trat und stieß es unbarmherzig mit seinen plumpen, in plumpen Stiefeln steckenden Füßen. Oswald wurde auf das Alles eigentlich erst aufmerksam, als Brune mit dem Ausrufe: der Barbar, der Unmensch! wie ein Pfeil von ihm fort auf den Wagen zueilte.

Im Nu hatte er denselben erreicht und befahl dem Knecht mit einer mehr vor Zorn, als von der Anstrengung des eiligen Laufes bebenden Stimme, seine Mißhandlungen einzustellen.

„Ich weiß, was ich zu thun habe!" rief der Kerl, und trat das Pferd, das sich vor Angst immer mehr in den Strängen verwickelte, von neuem.

„Im Augenblick läßt Du das Thier, oder" —

„Oho!" rief der Knecht, „oder was" —

„Oder ich stoße Dir mein Messer in den Leib" —

Der Mann taumelte ein paar Schritte zurück und starrte Brune voller Entsetzen an. Es war nicht Furcht vor dem Messer, das der Knabe in seiner erhobenen Rechten hielt — denn der Knecht war ein großer, starker Mann, der seinen Gegner mit einem Schlage seiner schweren Faust hätte zu Boden schmettern können und er war überdies betrunken — es war Furcht vor dem Dämon, der aus Brune's dunkeln

Augen blitzte, Furcht vor der gewaltigen Leidenschaft, die dem Knaben das Blut aus den Wangen zum Herzen trieb und seine Nasenflügel und die feinen Lippen zucken machte.

„Das Thier ist immer so tückisch" — stammelte der Mann, wie zur Entschuldigung.

Aber Bruno würdigte ihn keiner Antwort. Mit hastigen Händen und geschickt, als ob er im Leben nur mit Pferden umgegangen wäre, löste er die Stränge, in denen sich das Thier verwickelt hatte, wobei ihm Oswald, der jetzt herbeigekommen war, eine mehr durch ihre gute Absicht löbliche, als durch praktischen Erfolg ausgezeichnete Hülfe leistete. Dann sprang der Knabe nach dem Graben, schöpfte seinen mit Wachsleinen überzogenen Strohhut voll Wasser und wusch dem Pferde die Wunden an den mißhandelten Beinen.

In diesem Augenblicke setzte ein Reiter aus den Weiden an der Seite über den Graben auf den Weg. Es war der Inspector Wrempe, der die Scene von fern gesehen hatte und im Galopp über die Felder herbeigeritten war.

„Nun komm' ich, sagte der Dachdecker, und fiel vom Dach! Was ist denn das für 'ne Wirthschaft! Warum fährst Du durch den Graben, wenn Du zehn Schritte davon über die Brücke fahren kannst. Und

die braune Lise maltraitirt" — er sagte aber: maltraisirt — „ich will Dir Deine Faulheit einträuken, Du Himmeltausendsappermenter!"

Diese energische Rede halten, vom Pferde springen, in die Hand speien, um den Griff seiner schweren Reitpeitsche fester fassen zu können, und anfangen, damit den breiten Rücken des Knechts nach allen Regeln zu bearbeiten, war für den diensteifrigen Inspector das Werk eines Augenblicks.

„Ich lasse mich nicht schlagen; Herr Inspector," remonstrirte der Mensch.

„Du läßt Dich nicht schlagen, Du Lümmel," antwortete der, unverdrossen weiter arbeitend, „glaub's wohl, aber Deine Schläge kriegst Du doch."

Oswald, dem diese Scene peinlich wurde, so reichlich der Mensch seine Züchtigung verdient hatte, bat Herrn Brempe, es nun gut sein zu lassen. Der verstattete seinem Herrn noch einen letzten kräftigen Hieb, und sagte dann, wie zum Schluß einer vernünftigen Auseinandersetzung:

„Na, nu komm, Jochen! wir wollen den Wagen wieder in Schick bringen."

Dann stemmte er seine mächtigen Schultern gegen das Fuhrwerk, hob und schob es zurecht, als ob es ein Kinderwägelchen gewesen wäre. Die Pferde, die

jetzt wieder ruhig geworden waren, zogen an, und der Knecht konnte jetzt seinen Weg fortsetzen.

„Fahr' langsam nach Hause und vergiß nicht, was ich Dir gesagt habe!" rief ihm der Inspector nach.

„Aber Sie haben ja nur durch Schläge zu ihm gesprochen!" sagte Oswald lächelnd.

„Ja, verstehen es die Kerle denn, wenn man vernünftig mit ihnen spricht!"

„Haben Sie denn je den Versuch gemacht?"

Herr Wrempe schien durch diese Frage einigermaßen in Verlegenheit gesetzt. Er sagte zur Antwort: „Das hat mich warm gemacht!"

Dann zog er eine Branntweinflasche, die mindestens ein halbes Quart hielt, aus der Tasche, setzte den Daumen an die Stelle, bis zu welcher er den Inhalt zu leeren gedachte, trank, hielt die Flasche abermals gegen das Licht und that, da er zu finden schien, daß er seine Aufgabe nicht vollständig gelöst hatte, noch einen herzhaften Schluck. Dann bestieg er sein Pferd, das, an dergleichen Scenen gewöhnt, ruhig dagestanden hatte, wünschte freundlich guten Abend, setzte wieder über den Graben und ritt im Galopp davon. —

Bei Bruno wurde Alles zur Leidenschaft. Die Glut seiner Einbildungskraft verwichtete die Schemen der Poesie zu Menschen von Fleisch und Blut. Der

Tod Hektor's entlockte ihm Thränen des Mitleids und des Zornes, und der moralische Unwille, der ihn erfaßte, wenn er vor seinen Augen eine Ungerechtigkeit, eine Grausamkeit verüben sah, war so groß, daß er in ihm ein physisches Unwohlsein zu Wege brachte.

So fand Oswald, als er in der Nacht nach diesem Vorfall an Brune's Bett trat, daß sein Liebling gegen seine Gewohnheit noch wach war. Das mehr als sonst blasse Gesicht des Knaben und der kalte Schweiß auf seiner Stirn machten ihn besorgt, und der Knabe gestand denn auch nach einigem Zögern, daß er, nur um seinen Freund nicht zu ängstigen, sein Unwohlsein verheimlicht habe, und jetzt große Schmerzen leide. Oswald wollte sogleich die Leute wecken und nach dem Doctor schicken, aber Brune bat ihn, davon abzustehen, da dergleichen in dem Hause immer sogleich zu einer Haupt- und Staatsaction gemacht werde, und ihn die Umständlichkeit, die man bei solchen Gelegenheiten bewiese, nur beängstige und noch kränker mache.

„Uebrigens," sagte er, „bin ich an diese Anfälle schon gewöhnt und wenn Sie die Güte haben wollen, mir etwas Thee zu bereiten und mir ein paar Tropfen von der Essenz zu geben, die der Doctor neulich für mich verschrieben hat — das Fläschchen steht auf meinem Pult — so sollen Sie sehen, geht es bald vorüber."

Oswald beeilte sich, das Gewünschte herbeizuschaffen. Er gab dem Knaben von der Medicin, er ließ ihn den Thee trinken, er rückte ihm das Kopfkissen zurecht, er holte noch eine Decke herbei, er that Alles mit jener Umsicht und Gewandtheit, mit der feinfühlende Menschen, auch wenn sie nicht daran gewöhnt sind, mit Kranken umzugehen, die professionirten Krankenwärter beschämen.

„Mit Ihnen als Pfleger ist es beinahe ein Vergnügen, krank zu sein," sagte Brune, dankbar die Hand seines Freundes drückend.

„Still, still!" sagte der, „thue mir nur den Gefallen und habe keine Schmerzen mehr."

„Ich will mein Möglichstes thun," sagte der Knabe lächelnd.

Wirklich ging Oswalds Wunsch bald in Erfüllung. Die kalten Tropfen auf der Stirn des Kranken wurden zu warmen, und alsbald umhüllte ihn die gütige Natur mit tiefem Schlaf, um still und heimlich das gestörte Gleichgewicht des Organismus wieder herzustellen. Manchmal nur noch zuckte die feine, schmale Hand, die Oswald in der seinen hielt; dann ließ auch das nach, und der Arzt aus dem Stegreife gratulirte sich im Stillen zu dem guten Erfolge seiner Kur. Aber er mußte doch wohl noch einige Besorgniß vor einem

Rückfalle haben, denn er entzog leise seine Hand der des Knaben, holte aus seinem Zimmer einen Lehnstuhl und setzte sich zu Häupten des Bettes. Die Lampe hatte er ausgelöscht, damit die ungewohnte Helle den Schläfer nicht belästige, und so saß er denn im Dunkeln und sah das Mondlicht, das durch eine Spalte des Vorhanges fiel, langsam an der Wand hingleiten und horchte auf die regelmäßigen Athemzüge des Knaben, bis ihn selbst die Müdigkeit überwältigte.

Sechstes Kapitel.

Es war in den Abendstunden eines der nächsten Tage, daß in dem Gartensaale des Schlosses zwei Damen saßen, von denen die eine die Baronin Grenwitz, die andere eine junge Frau, die vor ein paar Stunden zu Pferde von einem benachbarten Gute auf Besuch gekommen war. Die Fensterthür, die aus dem Gemache in den Garten und zunächst auf einen großen, von hohen Bäumen umgebenen Rasenplatz führte, in dessen Mitte eine Flora aus Sandstein schon seit anderthalb Jahrhunderten steinerne Blumen aus ihrem Horne schüttete, war weit geöffnet. In dem Zimmer, welches nach Norden lag, war es schon dämmerig, draußen aber lag noch der Abendschein warm auf dem Rasen und den prächtigen Buchen und Eichen, und die Gestalten der beiden Damen, die an einem Tische saßen, den man in die Thür geschoben hatte, zeichneten sich scharf auf dem hellen Hintergrunde ab.

Ein größerer Gegensatz war nicht leicht denkbar. Die Baronin von Grenwitz war kaum vierzig Jahre alt, aber die Strenge ihrer männlich festen Züge, die großen, kalten grauen Augen, die sie so forschend und so lange auf den Sprecher richtete, die Gemessenheit ihrer Bewegungen, ihre hohe, weit über das gewöhnliche Frauenmaaß hinausreichende Gestalt, vorzüglich aber ihre eigenthümliche Art sich zu kleiden, ließen sie manchmal fast um zehn Jahre älter erscheinen. Sei es übergroße Einfachheit, sei es, wie Andere wollten, eine an Geiz grenzende Sparsamkeit, sie bevorzugte Stoffe, die sich, wie das Hochzeitskleid der würdigen Pfarrerin von Wakefield, mehr durch Dauerbarkeit, als durch irgend glänzende Eigenschaften empfahlen, und sie liebte einen Schnitt der Kleidung, von dem man deshalb nicht behaupten konnte, er sei nicht mehr modisch, weil er es eigentlich niemals gewesen war. Wie die Erscheinung der Baronin für den ersten Augenblick auf Jeden den Eindruck der Würde machte, so bemerkte auch der aufmerksame Beobachter in ihrer in jedem Momente musterhaften Haltung und vor allem an dem stets ruhigen, gleichmäßigen Ton ihrer etwas tiefen, wohllautenden Stimme und ihrer immer gewählten Sprache, die jeden vulgären Ausdruck sorg-

fältig vermied, daß sie sich dieses Eindrucks wohl bewußt war und ihn auf jede Weise zu erhalten suchte.

Ob die Dame, welche sich bei der Baronin befand, sich durch die stattliche Erscheinung derselben imponiren ließ, oder es für passend hielt, wenigstens den Anschein davon anzunehmen, lassen wir dahingestellt; so viel ist sicher, daß sie sich in diesem Momente einer Haltung befleißigte, die mit dem Ausdruck ihres Gesichts, ja nicht einmal mit ihrem Anzuge übereinzustimmen schien. Sie trägt ein Reitgewand von dunkelgrünem Sammet, das hinreichend in die Höhe gesteckt ist, um die Amazone nicht beim Gehen zu hindern und ihre schmalen Füße, die in eleganten Stiefelchen stecken, zu verhüllen. Das enganschließende Gewand hebt die schönen Formen des jugendlich-vollen Körpers vortheilhaft hervor, und der kleine runde Hut, der nebst Handschuhen und Reitpeitsche auf einem kleinen Tische in ihrer Nähe liegt, muß diesem wohlgebildeten Kopfe mit den üppigen, braunen Haaren, die, einfach in der Mitte gescheitelt, in reichen Wellen über Stirn und Ohren fallen und hinten zu einem Kranze aufgebunden sind, vortrefflich stehen. Sie sitzt der streng wirthschaftlichen und musterhaft fleißigen Baronin, die an einem Stück Leinwand, das möglicherweise eine Serviette ist, eifrig näht, gegenüber und scheint mit dem Sticken eines

Namenszuges in einer ſchon geſäumten Serviette be ſchäftigt. Dies nimmt ſich nun freilich bei ihrem An zuge wunderlich genug aus, auch ſcheint dieſe Arbeit der Amazone nicht eben zuzuſagen, wenigſtens hebt ſie, als jetzt die Baronin aufſteht, um im Hintergrunde des Zimmers etwas zu ſuchen, ſchnell den Kopf in die Höhe und zeigt ein hübſches Geſicht mit kindlich weichen Zügen und großen braunen, in feuchtem Schimmer glänzenden Augen, und dies Geſicht hat jetzt genau den Ausdruck eines übermüthigen Schulmädchens, deſſen ſtrenge Lehrerin auf einen Augenblick den Rücken wendet.

„Was ſagten Sie, liebe Anna Maria," fragte die Amazone, indem ſie ſich, als die Baronin ſich um wandte, wieder über ihre Arbeit beugte.

„Ich fragte Sie, liebe Melitta, ob Sie noch genug rothes Garn hätten?"

Melitta machte eine Miene, als ob ſie ſagen wollte, mehr wie zu viel; ſie begnügte ſich indeß zu ſagen: „ich denke, es wird reichen."

Die Baronin hatte ſich auf ihren Platz geſetzt und nahm die für einen Augenblick unterbrochene Conver ſation wieder auf.

„So ſcheint doch wenig Hoffnung auf eine voll kommene Geneſung?" ſagte ſie.

„Wenig oder keine," antwortete Melitta; „beſonders

in der jüngsten Zeit, wo die Anfälle von Tobsucht gänzlich aufgehört haben. Doctor Birkenhain schreibt mir, daß nur ein Wunder Carlo'n vom Blödsinn retten könnte; das heißt wohl so viel, als: er ist unrettbar verloren."

„Es ist ein hartes Loos, das der Allmächtige über Sie verhängt hat, meine arme Melitta," sagte die Baronin.

Melitta zuckte die Achseln, antwortete aber nicht.

„Es war in diesen selben Räumen," fuhr die Baronin, die nicht anzunehmen schien, daß das angeschlagene Thema Melitta irgendwie peinlich sein könnte, ruhig fort, „daß ich Berkow zum letzten Mal gesehen habe. Ich gestehe, daß ich schon an jenem Abend, als er den so ärgerlichen Streit mit Ihrem Vetter Barnewitz anfing — Baron Oldenburg suchte vergeblich, die wirklich fatale Scene abzukürzen — mich eines leisen Verdachtes nicht erwehren konnte."

Melitta von Berkow schienen diese Proben von dem vortrefflichen Gedächtniß der Baronin nicht eben zu entzücken; sie wurde unruhig und warf, augenscheinlich ohne recht zu wissen, was sie sagte, die Frage hin:

„Haben Sie nichts von Oldenburg gehört?"

„Der Baron ist seit acht Tagen zurück."

„O!“ rief Melitta mit einem Ausdruck, der Frau von Erenwitz vor ihrer Arbeit aufsehen machte.

„Was haben Sie, Melitta?“

„Ich bin so ungeschickt,“ sagte diese, und preßte ein Tröpfchen Blut aus dem Daumen der linken Hand; „also Oldenburg ist zurück? Was bringt ihn denn auf einmal wieder her? Hat er sich in Egypten eben so gelangweilt, wie hier?“

„Die Contracte mit seinen Pächtern laufen nächsten Martini ab, eben so wie auf einigen unserer Güter. Ich vermuthe, daß ihn dies zur Rückkehr bewogen hat. Er scheint noch menschenscheuer geworden zu sein, als er es schon damals war. Griebenow, unser Förster, ist ihm im Walde begegnet; bei uns hat er sich noch nicht sehen lassen.“

„Nun, diese Unaufmerksamkeit des Barons werden Sie ja leicht verschmerzen, liebe Anna-Maria; Sie waren ja nie besonders gut auf ihn zu sprechen.“

„Ich wüßte auch nicht, daß Oldenburg mir je Veranlassung gegeben hätte, das zu thun; mir so wenig wie irgend Einem von uns. Ein Mann, welcher der Religion, ich möchte beinahe sagen, offen Hohn spricht, der die Würde seines Standes, die Interessen seiner Standesgenossen so weit vergißt, auf den Kreistagen, auf den Landtagen, bei jeder Gelegenheit die Partei

der Neuerer zu ergreifen; der unſere Societät nur aufzuſuchen ſcheint, um ſich über uns luſtig zu machen — ein ſolcher Mann hat es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, wenn wir unſer Intereſſe und unſere Theilnahme Anderen zuwenden, die es beſſer verdienen."

„Ei, an Intereſſe von Seiten der Anderen hat es, däucht mir, Oldenburg ſchon damals nicht gefehlt, und wird es, glaube ich, ihm auch jetzt wieder nicht fehlen. Ich weiß eigentlich nicht, weshalb ſich alle Welt ſo viel um einen Mann bekümmert, der ſich an die Welt im Großen und Kleinen ſo ſehr wenig kehrt."

„Das iſt wohl ſehr erklärlich, liebe Melitta. Die Oldenburgs gehören zu unſeren älteſten Familien, es kann uns nicht gleichgültig ſein, ob der letzte Sproſſe einer ſolchen Familie ein Plebejer wird, oder nicht."

„Oldenburg wird nie ein Plebejer werden," ſagte die jüngere Dame mit einiger Wärme.

„Ei, ei, liebe Melitta! Sie nehmen ſich ja des Barons recht lebhaft an. Wollen Sie auch etwa ſeinen unmoraliſchen Lebenswandel vertheidigen, ſeine Liebesaffairen, mit denen er die chronique scandaleuse nicht nur unſerer Gegend bereichert hat?"

„Ich habe nie, ſo viel ich weiß, etwas Unmoraliſches gethan oder gut geheißen," ſagte Frau von Berkow noch lebhafter wie zuvor. „Und was Herrn

von Oldenburg's Privatleben betrifft, ſo erlaube ich mir darüber gar kein Urtheil, da es mir vollkommen fremd iſt. — Uebrigens," fuhr ſie nach einer Pauſe und mit wieder ruhiger Stimme fort, „ſollte es mich doch wirklich wundern, wenn Oldenburg in der That der Don Juan wäre, zu dem man ihn durchaus machen will. Sie werden mir zugeben, liebe Anna-Maria, daß er weder die Schönheit noch die Gewandtheit beſitzt, welche die nothwendigen Eigenſchaften der Repräſentanten dieſer Rolle ſind."

„Darüber erlaube nun wieder ich mir kein Urtheil," ſagte die Baronin, nicht ohne merkliche Ironie, „das müßt Ihr jungen Frauen unter Euch abmachen."

„Junge Frauen," rief Melitta lachend. Sie ließ die Arbeit in den Schooß ſinken und lehnte ſich bequem in den Stuhl zurück, die Baronin, die unverdroſſen weiter nähte, mit einem Blick betrachtend, in welchem ſich ein gut Theil Schalkheit mit einem ganz kleinen Theil Böswilligkeit miſchte, „junge Frauen! Wiſſen Sie, liebe Anna Maria, daß ich noch in dieſem Jahre dreißig werde? Mein Julius wird im nächſten Monat zwölf — nur vier Jahre jünger wie Ihre Helene. Apropos, wie geht es denn dem lieben Kinde? Soll ſie denn ewig in dem Hamburger Penſionat bleiben? Wie lange iſt ſie denn nun ſchon da? zwei, nein es

ſind ja ſchon drei Jahre! Und nicht ein einziges Mal hier geweſen in der ganzen Zeit! Sie werden Ihr eigenes Kind nicht wieder erkennen, liebe Grenwitz!"

„Das Hamburger Penſionat iſt ſo ausgezeichnet, wird von Allen ſo gerühmt, daß ich mir ein Gewiſſen daraus machen würde, das Mädchen nicht ſo lange wie möglich dort zu laſſen. Uebrigens haben Sie wohl vergeſſen, liebe Berkow, daß wir mit Helenen im vorigen Sommer in Oſtende waren, und da Sie ſo große Sehnſucht nach der jungen Dame zu empfinden ſcheinen, will ich Ihnen auch in allem Vertrauen mittheilen, daß Sie dieſelbe noch in dieſem Sommer auf Grenwitz werden begrüßen können."

„Noch in dieſem Sommer! ei, ſieh! das hängt doch wohl nicht etwa mit Oldenburg's Rückkehr zuſammen? Verzeihen Sie meine Indiscretion! aber ich erinnere mich, daß Sie vor einigen Jahren, als der Baron von ſeiner erſten großen Reiſe zurückkehrte, einmal äußerten, wie Ihnen eine Verbindung mit Oldenburg wohl conveniren würde."

„Damals kannte ich den Baron nicht, wie ich ihn leider ſeitdem kennen gelernt habe. Auch würde das Grenwitz' Wünſchen nicht entſprechen, der Helenen, glaube ich, nach einer andern Seite halb und halb verſprochen hat."

„Nach einer anderen Seite? doch nicht etwa an Ihren vortrefflichen Couſin Felix?“

„Wie geſagt, ich weiß nichts Beſtimmtes darüber; Grenwitz iſt ſo verſchloſſen; aber ich vermuthe es faſt daraus, daß er Felix beſtimmt hat, auf ein Jahr Urlaub zu nehmen und dieſes Jahr bei uns zuzubringen. Seine Geſundheit ſoll ſehr angegriffen ſein.“

„Hoffentlich nicht ſo angegriffen wie ſein Vermögen,“ ſagte Melitta trocken.

„Sein Vermögen? Was wiſſen Sie denn von Felix Privatverhältniſſen?“

„Ich ſage nur, was alle Welt ſagt. Sie werden mir zugeben, Liebe, daß, wenn ſchon über Oldenburg die chronique scandaleuse nicht ſtumm iſt, ſie über Felix ſehr viel zu ſagen weiß, und an Stoff hat es ihr der Herr Lieutenant doch wahrlich nicht fehlen laſſen.“

„Felix iſt noch jung.“

„Nicht jünger als Oldenburg.“

„Fünf Jahre.“

„Das ſieht man ihm wahrlich nicht an; freilich, er hat etwas ſchnell gelebt, der gute Felix.“

„Man ſollte wahrlich glauben, liebe Melitta, daß Felix Ihnen näher ſtände, als es der Fall iſt. Aufrichtig, ich möchte gern wiſſen, was Sie von dieſer

Heirath denken, im Falle Grenwitz das Project nicht aufgeben ſollte."

„Nun denn, aufrichtig: ich würde ſie für ein Unglück, für ein um ſo größeres Unglück halten, je ſchöner und unſchuldiger Helene iſt. Was, um Alles in der Welt, kann den Baron zu dieſer Heirath beſtimmen? Denn daß eine Mutter zu ſolch einer Verbindung, die ihre Tochter namenlos unglücklich machen müßte, Ja ſagen ſollte, kann ich mir nimmermehr denken."

Melitta war aufgeſprungen, hatte ihre Reitpeitſche ergriffen und hieb damit ſauſend durch die Luft, als wollte ſie ſagen: das verdient der, welcher zu dieſem Bubenſtück die Hand bietet. In der ſchlanken, hoch aufgerichteten Frauengeſtalt hätte man kaum dieſelbe wieder erkannt, die ſich vorhin ſchüchtern über ihre Arbeit beugte, oder ſich läſſig in die Kiſſen des Stuhles ſchmiegte. Selbſt die Züge des Geſichtes ſchienen anders zu werden, ſchärfer, älter; das Feuer in den großen Augen loderte düſter auf. Offenbar hatte die Erwähnung dieſer Heirath eine Saite in ihr angeſchlagen, die häßlich durch ihre Seele ſchrillte. Sie fuhr in demſelben aufgeregten Tone fort:

„Felix iſt ein notoriſcher Wüſtling. Wie kann ein Wüſtling Liebe fühlen? Und geſetzt, Helenens Schönheit, Unſchuld und Jugend trügen für eine Zeit über

ſeine Blaſirtheit den Sieg davon, ſo kann dies nicht von Dauer ſein. Ein gründlich Blaſirter wird niemals wieder ein ganzer Mann; und kann Helene einen ſolchen halben Mann lieben? und iſt das Leben ohne Liebe werth, daß man es lebt? und können Sie das Unheil verantworten, das aus ſo einer liebloſen Ehe wie Unkraut aufſchießt? Ich weiß" —

Die junge Frau ſchwieg plötzlich und ging mit ſchnellen Schritten in dem Gemache auf und ab. Dann nach einer kleinen Pauſe:

„Und welch' äußere Vortheile könnte dieſe Ehe gewähren? Felix hat ſeiner ungemeſſenen Eitelkeit ſein Vermögen, wie ſeine Geſundheit zum Opfer gebracht. Seine Güter ſind verſchuldet, über und über; und Ausſichten hat er, ſo viel ich weiß, auch nicht" —

„Nur daß er, wenn mein Malte ſtirbt, was Gott verhüten wolle, das Gremwitz'ſche Majorat erbt," ſagte die Baronin.

„Ja ſo!" ſagte Melitta gedehnt. Die letzte Bemerkung der Baronin hatte der edelmüthigen jungen Frau die Angelegenheit in einem ganz neuen Lichte gezeigt; dem unheimlichen Lichte vergleichbar, das aus der Blendlaterne eines Diebes auf das Schatzkäſtlein fällt, das er ſtehlen will. Sie hütete ſich indeſſen wohl, die Baronin, was in ihr vorging, merken zu laſſen,

ſondern fuhr, ſich wieder in ihren Schaukelſtuhl werfend, in unbefangenem Tone fort:

„Ich hoffe, Malte wird Felix' Gläubigern nicht den Gefallen thun, vor der Zeit zu ſterben, er wird ja zuſehends kräftiger, und wenn Sie dem Jungen nur mehr Freiheit laſſen wollten“ —

„Freiheit!“ ſagte die Baronin; „muß ich das Wort ſchon wieder hören! Ich laſſe ihm ſo viel Freiheit, als ich mit einer vernünftigen Erziehung für verträglich halte. Ich meine, daß, wer wie Malte einſt über ein bedeutendes Vermögen gebieten wird, nicht zeitig genug gehorchen, ſich einſchränken, ſich Unnöthiges, Ueberflüſſiges verſagen lernen kann. Wir haben ja an unſerem Neffen Felix das lebendigſte Beiſpiel, wohin die allzugroße Nachſicht führt.“

„Das iſt Alles wahr,“ ſagte Melitta, „aber“ —

„Wir haben uns ja wohl über das Thema der Erziehung unſerer Kinder ein für alle Mal des Streites begeben,“ ſagte die Baronin mit dem Lächeln der Ueberlegenheit. „Ich weiß, was ich will, und das werde ich mit Gottes Hülfe durchführen.“

„Apropos, habe ich Ihnen ſchon geſagt, daß ich meinen Julius in dieſen Tagen nach Grünwald auf's Gymnaſium ſchicken will?“ warf Melitta hinein.

„Wieder ſo ein Wageſtück!“ antwortete die Baronin.

„Baron Oldenburg hat auch so eine öffentliche Erziehung, wie sie es nennen, genossen, und ich denke, die Resultate sind danach. Freilich hat man mit den Hauslehrern auch seine liebe Noth.“

„Sie haben ja jetzt einen neuen, nicht wahr?“ sagte Melitta, die aufgestanden war und sich in die Thür lehnte; „wie ist er denn?“

Die Baronin zuckte die Achseln.

„Aber wie kann man das auch fragen,“ sagte Melitta lachend. „Er wird sein, wie alle Andern: entsetzlich gelehrt, eckig, pedantisch, langweilig. Bemperlein, Bauer — das ist Alles ein Genre. Ich will einen Hauslehrer auf hundert Schritt erkennen. Ah! wer ist der junge Mann, der da mit Bruno über die Wiese kommt?“

Die Frage blieb unbeantwortet, da in diesem Augenblick Mademoiselle Marguerite in das Zimmer getreten und die Baronin aufgestanden war, ihr einige Aufträge wegen der Abendmahlzeit zu geben. Melitta wandte sich um, aber die Baronin hatte mit einem: Entschuldigen Sie mich! das Zimmer verlassen. Melitta blieb allein, und mußte selbst die Antwort auf ihre Frage zu finden suchen. Sie zog sich ein wenig aus der Thür zurück und musterte mit ihren scharfen Augen die Erscheinung des unbekannten jungen Mannes.

Siebentes Kapitel.

Oswald war mit Bruno aus den Bäumen, die den Rasenplatz umsäumten, dem Schlosse gegenüber herausgetreten. Sein rechter Arm ruhte auf des Knaben Schulter, der wiederum seinen Arm um Oswalds Hüften geschlungen hatte und lächelnd in das Gesicht des jungen Mannes aufschaute, während dieser angelegentlich zu ihm sprach. Als sie ein paar Schritte auf die Wiese gemacht hatten, blieben sie stehen. Oswald deutete mit der Hand nach der Richtung, aus der sie gekommen waren, und Bruno sprang in das Gehölz zurück. Der junge Mann stand, die Rückkehr seines Freundes erwartend, und klopfte mit dem Stäbchen, das er in der Hand trug, zum Zeitvertreib einige Gräser, die allzu lang emporgeschossen waren. Er hatte keine Ahnung davon, daß fünfzig Schritte von ihm ein Paar eben so schöner, wie scharfer Augen

jeden ſeiner Züge muſterte, jede ſeiner Bewegungen ſorgfältig beobachtete.

„Wenn das der neue Hauslehrer iſt, ſo iſt er ein Beweis mehr für den alten Satz, daß es zu jeder Regel Ausnahmen giebt. Der ſieht wahrlich nicht aus, als ob er zu der Familie der Bemperleins gehörte. Dieſen eleganten Sommeranzug haben Sie wohl mit aus der Reſidenz gebracht. Sehr nett, in der That, für einen Hauslehrer faſt zu nett. Sie ſcheinen etwas eitel zu ſein, mein Herr, und lange Conferenzen mit Ihrem Schneider zu halten. Aber Sie ſind hübſch gewachſen, das muß man Ihnen laſſen, und der kleine Schnurrbart ſteht Ihnen ausnehmend gut. Wollen Sie nicht gefälligſt einmal den Kopf in die Höhe heben; ich wünſchte, Ihre Augen zu ſehen. So — sauve qui peut!“

Melitta trat, als Oswald jetzt zufällig die Augen aufſchlug, ſchnell zurück, ſo daß ſie hinter der Thür verborgen war. Sie warf einen flüchtigen Blick in einen Spiegel, der ſich in der Nähe befand, und glättete raſch ihr üppiges Haar. Dann näherte ſie ſich verſtohlen wieder der Thür.

Bruno kam aus den Bäumen herbeigeſprungen, und zeigte Oswald ein Bilchelchen: „Hier iſt es,“ rief er, „aber Sie bekommen es nicht.“ Oswald

wollte den muthwilligen Knaben haſchen, der ihn immer mehr herankommen ließ, um ihm dann jedesmal durch eine blitzſchnelle Wendung, oder einen Satz, deſſen ſich ein Unkas nicht hätte zu ſchämen brauchen, zu entgehen.

Melitta war, durch das hübſche Schauſpiel angelockt, aus ihrem Verſteck getreten. Sobald Bruno ihrer anſichtig wurde, rannte er auf ſie zu, und Oswald, der, über die unerwartete Erſcheinung der Amazone verwundert, ſtehen geblieben war, ſah, wie der Knabe ihre Hände ergriff und mit ſtürmiſcher Zärtlichkeit an ſeine Lippen drückte.

„Da biſt Du ja, mein Wilder!“ ſagte die Dame und ſtreichelte die dunkeln Locken des Knaben, „wo haſt Du denn den ganzen Nachmittag geſteckt?“

„Ich bin ſpazieren geweſen — mit Oswald, wollte ſagen, mit Herrn Doctor Stein;“ rief Bruno, und dann zu Oswald ſich wendend, der grüßend näher getreten war, „dies iſt Frau von Berkow, Oswald, von der ich Ihnen nur noch heute Morgen erzählte; dies iſt Herr Stein, Tante Berkow, den ich ſehr, ſehr lieb habe, und den Sie auch ein wenig lieb haben ſollen.“

„Man darf ſeine Waare nicht zu ſehr anpreiſen, Bruno,“ ſagte Oswald, ſich lächelnd vor der jungen Frau verbeugend, „oder der Käufer wird ſtutzig.“

„Nicht, wenn der Verkäufer ſo gut accreditirt iſt,

wie dieſer Wildfang bei mir," ſagte Melitta, leicht erröthend. „Wie lange ſind Sie ſchon auf Grenwitz, Herr Doctor?"

„Seit vierzehn Tagen etwa, gnädige Frau."

„Sagte mir die Baronin nicht, daß Sie aus der Reſidenz kämen?" log Melitta, die neugierig war, zu erfahren, ob ſich ihre Vermuthung wegen Oswalds Anzug beſtätigte.

„Nicht direct, gnädige Frau; ich lebte zuletzt in Grünwald."

„In Grünwald? das intereſſirt mich. Da könnten Sie mir ja gleich die beſte Auskunft geben. Die Sache iſt nämlich die — aber ich langweile Sie gewiß mit meinen indiscreten Fragen!"

„Bitte, gnädige Frau; ich würde mich glücklich ſchätzen, Ihnen irgendwie dienen zu können."

„Sehr gütig. Die Sache iſt die. Ich will meinen Sohn — er iſt ungefähr in Bruno's Alter" —

„Ohe, Tante, drei Jahre jünger!" rief Bruno, der ſich jetzt in einiger Entfernung auf einer Schaukelbank wiegte.

„Welch' ſcharfes Ohr der Junge hat," ſagte Melitta, ihre Stimme ſenkend. „Alſo, ich will meinen Julius nach Grünwald auf's Gymnaſium ſchicken. Oder vielmehr, ich muß, denn ſein Lehrer, ein Herr Bemper-

lein, der schon sechs Jahre bei ihm ist, hat eine Predigerstelle bekommen und wird uns in diesen Tagen verlassen. Nun weiß ich nicht — aber da kommt die Baronin — ich muß meine tausend und eine Frage über tausend und ein verschiedene Dinge, die mir so vollkommen fremd sind wie meinem guten Bemperlein, der längst verlernt hat, wie es in der Stadt aussieht, wenn er es überhaupt jemals wußte, auf eine gelegenere Zeit versparen. Hier kommt man ja doch nicht dazu. Wie wär's, Herr Doctor, wenn Sie mich in diesen Tagen mit Ihrem Besuche beehrten; morgen Nachmittag etwa?"

Der Doctor verbeugte sich.

„Ich habe den Herrn Doctor gebeten, mir morgen seinen Besuch zu schenken," sagte Melitta, zur Baronin gewandt, in dem Augenblick mit Mademoiselle Marguerite das Zimmer trat. „Es ist wegen der Grünwald'schen Krankheit. Ihr habt doch nicht morgen Nachmittag Besonderes vor, denn ich möchte nicht, daß Ihr mir ein allzugroßes Opfer bringt."

„Wir etwas vorhaben," sagte die Baronin; „Sie kennen ja unser stilles Leben, Melitta; im Gegentheil, ich denke, eine kleine Abwechslung der Art wird Herrn Doctor Stein, der die Eintönigkeit eines ländlichen

lichen Aufenthalts ſicher ſchon empfunden hat, recht willkommen ſein. Ich ſelbſt wollte Sie für morgen ſchon zu einem Beſuche zu beſtimmen ſuchen, Herr Stein; bei unſerm Paſtor, der ſchon empfindlich ſein wird, daß Sie ſich ihm noch nicht vorgeſtellt haben."

„Nun, das läßt ſich ja ganz gut vereinigen," ſagte Melitta; „morgen iſt Sonntag, der Paſtor Jäger wird entzückt ſein, wenn Sie die nicht allzu große Schaar ſeiner Zuhörer durch Ihre Perſon vermehren. Berkow iſt von Faſchwitz durch den Wald nur ein halbes Stündchen entfernt. Ich würde Sie gleich zu Mittag einladen, aber ich weiß, daß die Frau Paſtorin Sie nicht ſobald wieder fortlaſſen wird. Nun, was ſagen Sie, Herr Doctor?"

„Ich kann den Damen nur meinen tiefgefühlten Dank ausſprechen, daß Sie die Güte haben wollen, über meine Zeit beſſer zu disponiren, als ich es auf jeden Fall im Stande wäre," antwortete Oswald mit einer höflichen Verbeugung.

„Das heißt: der Weiſe ſchickt ſich in das Unvermeidliche," ſagte Melitta lachend. „Und hier kommt der Baron mit Malte, und wir können zu Tiſche gehen, wonach ich, offen geſtanden, großes Verlangen trage."

Die Tafel war auf dem niedrigen Perron, der nach

dem Garten zu dem Schlosse in seiner ganzen Länge angebaut war, unter einem Zeltdache gedeckt. Der Abend war herrlich. Die Sonne war im Untergehen. Rosige Lichter spielten in den Wipfeln der hohen Buchen, die den schattigen Rasenplatz umgaben. Schwalben schossen zwitschernd und zirpend durch die klare Luft. Ein Pfau kam, durch das wohlbekannte Klappern der Teller herbeigelockt aus dem Gebüsch eilig über die Wiese geschritten, und sammelte die Brocken auf, die der alte Baron ihm über das Steingeländer des Perrons zuwarf.

Die Unterhaltung war heute um Vieles lebhafter, als es wohl sonst der Fall war. Die Baronin konnte, wenn sie wollte, eine sehr angenehme Wirthin machen, und sie war, trotz ihrer zur Schau getragenen Abneigung gegen weltlichen Sinn, durchaus nicht so frei von Eitelkeit, daß es ihr gleichgültig gewesen wäre, neben Melitta übersehen zu werden. Melitta aber war in der liebenswürdigsten Laune; sie scherzte und lachte, neckte und ließ sich necken, unbefangen, harmlos, wie ein Kind. Es fiel Oswald, während er sich dem Zauber von Melitta's reizender Erscheinung willig überließ, nicht ein, zu glauben, seine Gegenwart könne etwas zur Erhöhung ihrer Stimmung beitragen, und doch war dies in einem hohen Grade der Fall. Es giebt wenige

Frauen, die vollkommen indifferent dagegegen ſind, welchen Eindruck ſie auf ihre Umgebung hervorbringen, und Melitta gehörte durchaus nicht zu dieſen wenigen Frauen, wohl aber zu jenen Naturen von leicht erreglicher Sinnlichkeit, die ſich durch gefällige und ſchöne Formen in einer Weiſe beſtechen laſſen, die kälteren Temperamenten unbegreiflich iſt. Nun war Oswald, ohne das zu ſein, was man einen ſchönen Mann nennt, von der Mutter Natur nichts weniger als ſtiefmütterlich ausgeſtattet, und die gute Geſellſchaft, in der er ſich ſtets bewegt, hatte die natürliche Grazie ſeiner Manieren noch erhöht. Das Alles überraſchte Melitta um ſo angenehmer, als ſie es bei einem Manne von einer nach ihren Begriffen ſo untergeordneten Stellung am wenigſten erwartet hatte. Oswald erſchien ihr mit jedem Augenblick bedeutender; ſie fing an, ihre brüske Einladung von vorhin doch recht unpaſſend zu finden, und zugleich entzückte ſie der Gedanke, den liebenswürdigen jungen Mann ſo bald bei ſich zu ſehen. Es ſchmeichelte ihr, wenn, was über Tiſche mehr als einmal geſchah, Oswalds Blicke den ihren begegneten, und doch ſenkte ſie jedesmal die Wimpern vor einem Augenpaar, das bei aller Unbefangenheit ſo beredt und forſchend blicken konnte.

Nach Beendigung der Mahlzeit brachte die Bare

da Melitta erklärte, noch ein Stündchen bleiben zu können, ein Reifspiel in Vorschlag, Bruno sprang fort, die Reifen zu holen, die weder verlegt noch außer Stande waren, ein Umstand, der gewiß für die musterhafte Ordnung, die in dem Schlosse Grenwitz herrschte, beredt genug spricht; und bald hatte sich die Gesellschaft auf dem Rasen in einem weiten Kreise aufgestellt und die bunten Reifen flogen lustig durch die weiche, warme Abendluft von Einem zum Anderen. Alle, selbst der alte Baron, legten eine größere oder geringere Geschicklichkeit an den Tag, mit Ausnahme von Malte, der seinen Reif in den meisten Fällen, wo er ihm nicht unmittelbar auf den Stock geflogen kam, fallen ließ, eine Gelegenheit, die Melitta, seine Nachbarin, zum großen Aerger Bruno's, der die Spielregeln eingehalten wissen wollte, jedesmal benutzte, ihren Reif aus der Reihe einem der Mitspieler blitzschnell über den Kopf zu schleudern, wobei Oswald nicht umhin konnte, zu bemerken, daß Melitta ihn häufiger wie die Uebrigen auf diese Weise auszeichnete.

Unterdessen war der Abend tiefer herabgesunken; der alte Baron hatte eine schwache Spur von Thau auf dem Rasen bemerkt; Abendthau aber war nach seiner Meinung reines Gift für Malte, der als kleines Kind eine Zeit lang viel an der Bräune gelitten hatte,

und er mahnte deshalb dringend, das Spiel einzustellen. Melitta fand, daß es hohe Zeit für sie sei, aufzubrechen, und bat, ihrem Reitknecht Befehl zu geben, die Pferde zu satteln. Bruno war fortgesprungen, den Auftrag auszurichten; die Baronin mit Mademoiselle in das Zimmer getreten; der Baron beschäftigt, Malte, der sich durchaus erkältet haben sollte, ein dickes Shawltuch um den Hals zu wickeln; Oswald und Melitta waren zum ersten Male seit ihrer unterbrochenen Conversation von vorhin allein geblieben. Melitta hatte von einem Rosenstrauch, der zu den Füßen der Flora wuchs, eine Rose gepflückt und betrachtete sinnend die köstliche Blume.

„Verzeihen Sie, mein Herr," sagte sie plötzlich, leise und rasch, aber ohne die Augen aufzuschlagen, „daß ich vorhin die Unschicklichkeit beging, Sie ohne weiteres um einen Besuch zu bitten, der Ihnen am Ende beschwerlich fällt, aber" —

„Kein Aber, gnädige Frau; ich wiederhole im Ernst, was ich vorhin aus bloßer Höflichkeit sagte, daß ich mich glücklich schätzen würde, Ihnen irgendwie dienen zu können."

„Sie kommen also morgen?"

„Wie Sie befehlen."

„Nein: wie ich wünsche. — Sehen Sie nur, wie

wundervoll dieſe Roſe iſt! Lieben Sie auch die Roſen ſo?"

„Ich liebe Alles, was ſchön iſt," ſagte Oswald, nicht auf die Roſe, ſondern auf Melitta blickend.

Sie hob die langen Wimpern und ſchaute dem jungen Mann tief und voll in die leuchtenden Augen.

„Da!" ſagte ſie plötzlich und hielt ihm die Roſe entgegen, als ob er ihren Duft einathmen ſollte; er aber fühlte nur, wie ſich die ſchlanken Finger der Dame leicht wie ein Hauch auf ſeine Lippen legten.

„Die Pferde ſind da, Tante!" rief Bruno.

„Ich komme!" antwortete Melitta und eilte von Oswald fort.

Die Roſe lag zu ſeinen Füßen; er bückte ſich ſchnell, hob ſie auf und verbarg ſie an ſeiner Bruſt.

Mademoiſelle Marguerite brachte Melitta Federhut, Reitpeitſche und Handſchuh.

„Iſt die Baronin im Zimmer?"

„Ja."

„So will ich gehen, ihr Adieu zu ſagen."

Der alte Baron, Oswald und die Knaben gingen durch die Gitterthür des Parks nach dem Schloßhofe, wo ein Reitknecht zwei Pferde am Zügel führte. Oswald bewunderte die Schönheit der Thiere, beſonders das

mit dem Damensattel, ein herrliches Vollblut, Melitta's Lieblingspferd: Bella.

Melitta trat, von der Baronin und Mademoiselle gefolgt, aus dem Portale rasch auf ihr Pferd zu. Der alte Baron hob sie in den Sattel.

„Adieu, adieu!" rief sie herunter. „Allez! Bella!" und so sprengte sie aus dem Schloßhof hinein in den dämmrigen Abend.

Die Anderen waren wieder in's Haus getreten. Oswald stand, die Augen nach dem Thor gerichtet, durch das Melitta verschwunden war, in sich versunken da.

„Wollen wir nicht hineingehen, Oswald?" sagte Bruno, seine Hand ergreifend; „es ist dunkel geworden."

„Es ist dunkel geworden," wiederholte der junge Mann und folgte träumend dem Knaben.

Achtes Kapitel.

Der Baron hatte Oswald angebeten, ihn nach der Kirche fahren zu laſſen; der junge Mann aber, der die ſchwerfälligen Braunen noch von dem Abend ſeiner Ankunft her in böſem Angedenken hielt, es abgelehnt. Bruno und Malte erwarteten heute die Knaben eines benachbarten Edelmanns zum Beſuch. Bruno wäre am liebſten mit Oswald gegangen, da dieſer aber ſelbſt ihn zu bleiben bat, ſagte er:

„Sie ſind recht froh, daß Sie mich auf ein paar Stunden los ſind, aber ich weiß, was ich thue. Ich gehe in den Wald und komme vor Abend nicht wieder nach Hauſe.“

„Das wirſt Du nicht thun, Bruno!“

„Und weshalb nicht?“ fragte der Knabe trotzig.

„Weil Du mich lieb haſt.“

„Nun denn, ſo will ich Ihnen zu Liebe hier bleiben,

den albernen Hans von Plüggen nicht prügeln und mich überhaupt so musterhaft benehmen, daß selbst Tante zufrieden sein soll."

„Thue das, lieber Junge. Leb' wohl!"

„Leb' wohl, Lieber, Bester!" rief der Knabe und warf sich stürmisch an die Brust seines einzigen Freundes, und eilte von ihm fort, in den Garten, dort mit seinem wilden Herzen allein zu sein.

Oswald ging aus dem Schloßhofe den Weg, von dem er wußte, daß er nach dem Pfarrdorfe führte. Die Sonne schien hell aus dem blauen Himmel, an welchem weiße Wolkenballen unbeweglich standen. Es war nicht heiß, denn der Athem des nahen Meeres hauchte Kühlung durch die Sommerluft. Lerchen jubelten hoch droben „im blauen Raum verloren." An dem Rande des nahen Waldes, von dem eine Ecke, Oswald zur Rechten, weit in das bebaute Land hineinschoß, zog ein Wabelweih seine Kreise. Auf den Feldern sah man keine Arbeiter; die Ackergeräthe lagen müßig. In einer Koppel, an welcher der Weg vorführte, lagen in satter Ruhe Kühe und Kälber;

paar muntre Füllen kamen an den Zaun, und
n neugierig nach dem Wanderer.

Oswald hatte schon den Hof des Gutes hinter

Er kam auf dem mit Weiden an beiden Seiten

beſetzten Wege an der Stelle vorüber, wo der Streit zwiſchen Bruno und dem Knecht ſtattgefunden hatte. Unwillkürlich blieb er ſtehen; die ganze Scene wurde wieder lebendig vor ſeinem Auge; er ſah den ſchönen Knaben, zürnend und drohend, wie ein jugendlicher Gott; und den feigen zurücktaumelnden Knecht. Schon that es ihm leid, daß er ſeinen Liebling zum Zurückbleiben vermocht hatte. Er fühlte ſich ſo leicht, ſo froh an dieſem ſchönen Morgen, und es war ihm ſchon zur lieben Gewohnheit geworden, wenn ſeine Seele ein Feſt feierte, den Knaben zu Gaſt zu haben. „Du, wie Al Haſi, Wilder, Guter, Edler!“ ſprach er bei ſich, „was willſt Du in dieſer Welt von weibiſchen Männern! Fürchten ſie ſich doch jetzt ſchon vor Dir, da Du ein Knabe biſt, was werden ſie thun, wenn Du ein Mann geworden! Ein Mann thut uns noth, ſchreien die Gelehrten aller Arten. Wie wollt ihr Männer haben, wenn Haus und Schule und Leben ſich gegenſeitig unterſtützen, die ſtolze Kraft im [illegible] zu brechen! Da ſchnitzeln ſie an dem B[illegible] ſchnitzeln immerfort, und wundern ſich, wenn [illegible] Ding hernach zerbricht. Pygmäengeſchlecht, [illegible] Rieſen, den ein glücklicher Zufall an ihren Boden geworfen, mit tauſend und aber tauſend Fäden r[illegible] los an die platte Erde feſſelt!“

Oswald war in dem besten Zuge, sich in eine misanthropische Stimmung hineinzureden, aber der helle, leuchtende Morgen duldete die Nachtgedanken nicht. Ein Bild, das Bild einer schönen Frau, das gestern Abend, bevor der Schlummer seine Augen schloß, noch zuletzt vor seiner Seele gestanden hatte, das als ein lieber Schatten durch seine Träume geglitten war und, wie der Nachklang einer köstlichen Musik, ihn schon den ganzen Morgen umschwebt hatte, trat wieder vor seine Seele. Aber vergebens suchte er es zu bannen. Wer hätte nicht schon die Bemerkung gemacht, daß unsere Erinnerung die Gestalten ganz unbedeutender, uns vollkommen gleichgültiger Menschen oft mit der kleinlichsten Genauigkeit, ohne daß wir es wollen oder wünschen, uns verführt, und sich weigert, uns denselben Dienst, der jetzt wirklich ein Liebesdienst wäre, bei den bedeutendsten und von uns am meisten geliebten Menschen zu leisten? Ist es, daß wir so selten vermögen, diese mit unbefangenem Auge zu betrachten? ist es, daß, wo das Herz zum Herzen spricht und die Seelen in einander fließen, die Gestalt, wie ein Kleid von dem Blitz verzehrt wird? daß es des Gleichnisses, welches alles Vergängliche ist, nicht bedarf für den Geist, der das Unvergängliche, die Idee, zu erfassen versteht? — Während Oswald nur an Melitta dachte, nur an sie

denken wollte, ſah er die Baronin, Mademoiſelle Marguerite, dieſe oder jene Dame ſeiner Bekanntſchaft, aber die Amazone im grünen Reitkleide zerflatterte ihm immer wie neckiſcher Nebel. „So flattre fort, Du ſchöner Spuk!“ rief der junge Mann, und ſuchte ſeinen Gedanken eine andere Richtung zu geben.

Das Terrain war bis dahin wellenförmig geweſen, jetzt wurde es eben, wie die Fläche des Meeres in der Windſtille. Eine weite Haide lag vor ihm, jenſeits derſelben das Kirchdorf, welches das Ziel ſeiner Wanderung war. Andere Gehöfte bekränzten in weiter Ferne die Fläche. Die Weiden, die bis dahin den Weg begleitet hatten, wurden ſpärlicher und verſchwanden zuletzt ganz. Hier und da hatte man auf der Haide die Raſendecke entfernt, um den Torf zu gewinnen, der nun in langen ſchwarzen Reihen zum Trocknen aufgeſchichtet da lag. In den ſo entſtandenen tiefen Gräben blinkte das Waſſer. Kiebitze und anderes Sumpfgevögel flatterte hin und wieder. In der weiten, öden Runde ſah Oswald keinen Menſchen, außer einer Frau, die ein paar hundert Schritte vor ihm auf einem Grenzſteine ſaß. Als er näher kam, fand er, daß es eine alte, ſehr alte Frau, in einem ärmſeligen, aber äußerſt reinlichen Anzuge war. Sie mußte wohl, von dem Wege ermüdet, auf dem Steine

eingenickt ſein; denn ſie richtete den tief geſenkten Kopf ſchnell in die Höhe, als Oswald in ihre Nähe kam und betrachtete verwundert den jungen Mann.

„Guten Morgen, Mütterchen!“ ſagte dieſer ſtehen bleibend; „iſt das Dorf dort gerade vor uns Faſchwitz?“

„Ja!“ ſagte die Frau mit für ihr Alter auffallender Lebhaftigkeit, „der junge Herr will wohl auch in die Kirche?“

„Ja, Mütterchen! wann fängt die Predigt an?“

Die Alte warf einen Blick nach der Sonne und ſagte:

„Ich hab' zu lang geſchlafen; für mich iſt es nun ſchon zu ſpät; meine alten Beine tragen mich nicht mehr ſo ſchnell; aber Sie ſind ein junger Menſch, Sie kommen ſchon noch zur rechten Zeit. Nicht für ungut, wie iſt Ihr Name, junger Herr?“

„Stein — Oswald Stein.“

„Stein? den Namen muß ich ſchon gehört haben.“

„Wohl möglich, er iſt nicht eben ſehr ſelten.“

„Stein — hm, hm; nicht für ungut, wo ſind Sie her, Herr Stein?“

Oswald, dem es Vergnügen machte, ſich ſo harmlos ausgefragt zu ſehen, und dem die Art der alten Frau wohl gefiel, ſetzte ſich, da es ihn eben nicht drängte, in die Kirche zu kommen, der Matrone gegen-

über, die ihn, die runzligen Hände auf die Knie gestemmt, aus ihren tief gesunkenen, immer aber noch ausdrucksvollen Augen forschend ansah, auf den Stamm einer umgefallenen Weide und sagte:

„Aus Grenwitz, Mütterchen."

„Aus Grenwitz? Sieh einmal! Da bin ich auch her. Mit Verlaub, Sie sind wohl zum Besuch auf dem Schlosse?"

„Nicht so eigentlich; ich bin der Hauslehrer der Knaben."

„Das ist wohl nicht möglich?"

„Warum?"

„Nu, die Herren Candidaten sehen sonst ganz anders aus." Oswald lachte.

„Und Sie kommen den weiten Weg ganz allein, Mütterchen?"

„Ich hab' keinen Menschen, der mit mir gehen könnte. Mein Mann ist längst todt, und meine Jungens sind todt und meine Dirnens sind todt — Alles todt."

Die alte Frau strich sich die Falten ihres Rockes über den Knieen glatt, als wollte sie sagen: Alle eingescharrt, und die Erde glatt drüber gedeckt, keine Spur mehr von ihnen.

Oswald jammerte das einsame, hülflose Alter der

Frau. Er ſagte, um doch etwas zu ſagen, wovon er glaubt, daß es der einfältigen Seele tröſtlich ſein könnte:

„Nun, in jenem Leben werden Sie ja alle Ihre Lieben wiederfinden.“

„In jenem Leben?“ ſagte die Alte und blickte zum blauen Himmel hinauf, „daran glaube ich nicht.“

„Wie? daran glauben Sie nicht?“ fragte Oswald verwundert.

Die Alte ſchüttelte den Kopf.

„Sie ſind noch jung, Herr — wie war Ihr Name? Stein — ja — Sie ſind noch jung, Herr Stein; wenn Sie erſt ſo viele Menſchen haben ſterben ſehen, wie ich, glauben Sie auch nicht mehr daran. Wenn ein Menſch geſtorben iſt, dann iſt er richtig todt — richtig todt. Und dann, wo ſollten wohl all' die Menſchen hin bei der Auferſtehung, wie ſie es nennen? In unſerem Dorfe lebt kein Einziger mehr von Allen, mit denen ich jung geweſen bin. Und die Anderen, die nach mir geboren ſind, ſind alt geworden und auch geſtorben. Und ſo kommen immer Neue und immer Neue. Nein, auf der ganzen weiten Erde wäre kein Platz für all' die Menſchen!“

„Aber vielleicht auf anderen Sternen?“ warf Oswald ein.

„Wie ſollen ſie dort hinkommen? Nein, von der

Erde kommt Keiner, aber unter die Erde kommen sie Alle — Alle" — und die alte Frau strich die Falten ihres Rockes wieder über den Knieen glatt.

„Die Körper wohl, aber die Seelen" —

„Na, ich weiß nicht," sagte die Matrone, den Kopf schüttelnd, „aber das weiß ich, daß wenn einer gestorben ist, er richtig todt ist, und wir sagen: nun hat die liebe Seele Ruhe. Und etwas Besseres als Ruhe kann sich auch Keiner nicht wünschen, er mag ein Edelmann oder ein Bauersmann sein, jung oder alt."

„Weshalb aber gehen Sie denn noch den weiten Weg in die Kirche, wenn Sie an nichts mehr glauben?" fragte Oswald.

„Wer sagt das?" sagte die Matrone fast entrüstet; „ich glaube an Gott, wie jeder Christenmensch; und rechtschaffen und fromm muß man sein, das hat mit der Auferstehung nichts zu schaffen; und seine Pflicht muß man thun, das versteht sich von selbst. Und nun, junger Herr, machen Sie, daß Sie fortkommen, es wird sonst gar zu spät. Ich will nur wieder umkehren. Adjes!" Damit stand sie auf, ergriff einen Eichenstock, der neben ihr an dem Stein gelehnt hatte, streckte Oswald die welke, zitternde Hand hin, die dieser nicht ohne ein Gefühl der Ehrfurcht drückte, und

begann den Weg, den sie gekommen war, langsam, langsam zurückzuwandern.

„Das ist eine merkwürdige Frau;“ sprach der junge Mann bei sich, während er rascher weiter schritt; „ich muß mich näher nach ihr erkundigen. Wer hätte geglaubt, daß die Sätze der Philosophen vom neuesten Schlage, Sätze, die freilich nur uralte Münzen mit etwas anderem Gepräge sind, selbst in diesen Schichten des Volkes cursiren. Nun, nun, wenn selbst die Einfältigen und Kriegsfertigen anfangen, sich darauf zu besinnen, daß sie Augen zum Sehen und Ohren zum Hören haben, so ist ja wohl der letzte Tag der Dunkelmänner gekommen.“

Neuntes Kapitel.

Das Dorf Faschwitz ist ein Experiment der Regierung. Das Gut, eins der größten der Gegend, war wie fast alle in diesem Theil des Landes ursprünglich im Besitz einer adligen Familie gewesen, und beim Aussterben derselben als erledigtes Lehen an die Krone zurückgefallen. Diese hatte, um sich einen Stamm kleinerer Grundbesitzer oder freier Bauern zu schaffen, an denen es hier fast ganz gebricht, hier und an anderen Orten förmliche Bauerncolonieen gegründet, indem sie große Lehengüter parcellirte und die einzelnen Parcellen zu Spottpreisen an Liebhaber verkaufte. Der Faschwitzer Gemeinde hatte sie eine Kirche gebaut, einen Prediger in den Ort geschickt; es war nicht Schuld der Regierung, wenn die Faschwitzer nicht gediehen.

Indessen stand zu wünschen, daß sie von den übrigen ihnen gewährten Vortheilen und Vorzügen einen

beſſeren Gebrauch machten, als von der Gelegenheit, ſich alltſonntäglich geiſtige Nahrung zu verſchaffen, denn Oswald fand, als er ſich durch eine Seitenthür — die Hauptthür war verſchloſſen — Eingang verſchafft hatte, daß die „andächtigen Zuhörer" aus einigen Kindern, die wohl zum Confirmandenunterricht gingen und alſo ex officio da waren, einigen alten Frauen, die der langen Gewohnheit bis an's Ende treu bleiben, und aus einigen Gutsbeſitzerfamilien der Nachbarſchaft, die ihren Hörigen ein gutes Beiſpiel geben wollten, beſtand. Das Innere der Kirche bildete einen mäßig großen, wohl erhellten, nicht gewölbten Saal, in welchem Kanzel, Altar und Bänke ſchicklich vertheilt waren — Alles ſehr neu, ſehr zweckmäßig — und ſehr nüchtern. Da gab es keine kleinen buntbemalten Fenſterſcheiben, kein Altarbild, keine pausbäckigen Engel in Bronce oder Holz, keine Votivtafeln, keine halbverwelkten Kränze, und wodurch noch ſonſt der Katholik ſeinen gemüthlichen Beziehungen zu der überirdiſchen Welt, zu welcher ihm die Kirche eine Vorhalle iſt, einen Ausdruck zu verſchaffen ſucht. Das einzig Poetiſche in der Kirche waren die Schatten der Linden vor den Fenſtern, die auf der hellen gegenüberſtehenden Wand hin und her wogten, und die breiten Lichtſtreifen, die ſchräg durch den Raum fielen und der Phantaſie eine

goldene Brücke bauten, aus dieser nüchternen Atmosphäre zu entrinnen in den Sommermorgen, der draußen warm und duftig auf Wiesen, Feldern und Wäldern lag. Von der Zuhörerschaft schien indessen Niemand dieses Weges zu bedürfen, oder ihn praktikabel zu finden, mit Ausnahme etwa eines hübschen zehnjährigen Mädchens mit langen blonden Locken, die wohl ein lebhaftes Verlangen nach den bunten Blumen und weißen Schmetterlingen im Garten ihres Vaters, eines dicken Gutsbesitzers, der neben ihr andächtig nickte, empfinden mochte, und deswegen von der hageren Gouvernante oft zur Ruhe ermahnt werden mußte. Im Uebrigen trugen die Gesichter aller Anwesenden ganz entschieden das Gepräge von Leuten, die ihre Gedanken zu Hause gelassen haben, und im besten Falle von Menschen, die sich mit Anstand langweilen.

Und in der That, es wäre ein Wunder gewesen, wenn diese Gemeinde sich von dieser Predigt hätte erbauen lassen und von diesem Prediger. Oswald, der der Kanzel gegenüber hinter der Gutsbesitzerfamilie zu sitzen gekommen war, erkannte auf den ersten Blick, den er auf den Prediger richtete, und nach den ersten Worten, die er aus des Mannes Munde vernahm, daß hier zwischen Geistlichem und Gemeinde ungefähr so viel Sympathie bestehe, wie zwischen einem schrift-

gelehrten Missionär und einem Stamme gutmüthiger wilder Menschen. Auch schien der Prediger selbst, ein kleiner, schmächtiger Mann von etwa vierzig Jahren mit einem durch trockene Studien ausgetrockneten Gesicht, dies recht wohl zu empfinden; denn er war Oswalds, in welchem er natürlich sofort den vielbesprochenen neuen Hauslehrer von Grenwitz erkannte, kaum ansichtig geworden, als er seinen Vortrag hauptsächlich an ihn zu richten begann, als an den Einzigen, der im Stande sei, den Werth der gelehrten Perlen zu würdigen, die ihn hier, vor ungebildetes Rüsselvieh zu werfen, ein unverständiges Consistorium nöthigte.

„O, meine andächtigen Zuhörer," rief er, die bebrillten Augen auf Oswald richtend, der sich, so gut es gehen wollte, hinter dem blonden Lockenkopf versteckte, „o meine andächtigen Zuhörer, ihr sehet, ein wie schwaches Ding diesen ungeheuren Fragen gegenüber die menschliche Vernunft ist. Und dennoch, dennoch, Vielgeliebte, giebt es irrende Brüder und Schwestern, die noch immer dem Nachtlicht ihrer eitlen Vernunft vertrauen, nachdem schon längst auch für sie die Sonne aufgegangen ist. O ja! dieses Stümpfchen ihrer Unschlittkerze mag ihnen hell genug erscheinen in den Tagen der gedankenlosen Jugend, den Tagen des Festes, der Herrlichkeit und der Freude; aber nicht also in

den Tagen des kummervollen und gedankenschweren Alters. Darum gebet auf das stolze Vertrauen auf die Vernunft, und haltet fest an dem Glauben! Gebet auf die thörichte Zuversicht auf euren gesunden Menschenverstand, wie ihr ihn nennt! O, meine andächtigen Zuhörer, dieser gesunde Menschenverstand ist ein kranker, ein sehr kranker Menschenverstand, ist ein Teufelsspuk und ein Irrlicht, das Euch unaufhaltsam in den Sündenpfuhl der Verderbniß lockt!"

Oswald wurde durch diese Rede, die sich, mit Citaten aus der heiligen Schrift reichlich untermischt, noch über eine halbe Stunde fortspann, auf eine eigenthümliche, aber keineswegs angenehme Weise berührt. Der Gegensatz zwischen der stillen, demüthigen Unterwerfung unter die großen, ewigen Gesetze der Natur, die aus den Worten der alten Frau und noch mehr aus ihrem ernsten, bescheidenen Wesen gesprochen hatte, und der anmaßlichen Zuversicht, mit welcher der Mann auf der Kanzel über so tief verborgene Dinge sprach, und jedes gesunde Gefühl und jede natürliche Regung der Menschenbrust als eitel Lug und Trug und Sünde verdammte, war doch gar zu groß. Die schmucklose Weisheit der Matrone war frisch und duftig, wie ein Veilchen auf der Haide, die prunkende Klugheit des Predigers wie eine Pflanze, in der dumpfigen, schwülen

Luft eines Zimmers üppig emporgeſchoſſen in Stiel und Blätter, aber ohne Saft und Kraft und Blüthen. Oswald war froh, als endlich der gelehrte Herr, nachdem er noch ein letztes kräftiges Anathema gegen alle Andersdenkende geſchleudert und ihre Moralität gehörig verdächtigt hatte, bis zu dem Amen kam.

„Es iſt gewißlich nicht wahr!“ ſagte der junge Mann bei ſich, als er auf den Fußſpitzen nach der kleinen Seitenthür ſchlich, durch die er eingetreten war. Und als draußen der blaue Himmel ſich wieder über ihm wölbte, und der Duft der Linden ihn umwehte, da athmete er tief auf, wie Jemand, der aus der heißen, erſtickenden Atmoſphäre eines Krankenzimmers in die balſamiſche Luft eines Gartens kommt.

„Ich werde die Bekanntſchaft dieſes Mannes nicht machen, wenn ich es vermeiden kann,“ monologiſirte er weiter, während er den kleinen Hügel, auf dem die Kirche lag, hinunter, an mehren herrſchaftlichen Wagen, die unterdeſſen vorgefahren waren, vorüber, in's Dorf hineinging; „was habe ich mit ihm zu ſchaffen! Seine Gedanken ſind nicht meine Gedanken und ſeine Sprache iſt nicht meine Sprache! wir würden uns in Ewigkeit nicht verſtehen. Ich halte nichts von jener verwaſchenen Humanität, die mit Jedermann gut Freund iſt, und Niemanden zurückweiſt, weil es doch vielleicht

ein fester Punkt ist, um den sich möglicherweise etwas krystallisiren könnte; nichts von jener Käferphilosophie, die jeden Fremden höflich umsummt, in der Hoffnung, die verborgene Blüthe zu finden, aus der sich eine Nahrung saugen ließe. Der kluge Kaufmann schifft der Küste vorüber, die zu arm zum Tauschhandel ist; und kommen doch die Worte: wer nicht für mich ist, der ist wider mich — aus dem erhabenen Munde, der die Liebe gepredigt hat."

Oswald war, Dies und Aehnliches bei sich überdenkend, auf's Gerathewohl, wie es seine Gewohnheit war, wenn ihn etwas lebhaft beschäftigte, in dem ihm unbekannten Dorfe, wo Häuser und Scheunen und Ställe, Mauern und Gärten, dem Fremden unentwirrbar, durcheinander lagen, umhergewandert, und wollte eben aus einem schmalen Gange an der Seite eines stattlichen Hauses auf eine breitere Straße einbiegen, als ihm der Pfarrer, der aus der Kirche kam, gegenüberstand. An ein Ausweichen war nicht zu denken, und Oswalds Versuch, höflich grüßend vorbeizukommen, mißlang gänzlich, denn der Pfarrer hatte ihn kaum erblickt, als er ihm im eigentlichsten Sinne den Weg vertrat, und ihn, als ein geschworner Anhänger der Käferphilosophie, sofort also anredete:

„Ach! ich habe gewiß die Ehre und das Vergnügen

Herrn Doctor Stein vor mir zu ſehen! Wie freundlich von Ihnen, daß Sie mich zu beſuchen kommen. Aufrichtig, ich habe Sie ſchon ſeit einigen Tagen bei mir erwartet. Als ich neulich in Grenwitz war, der gnädigen Baronin meine Aufwartung zu machen, erfuhr ich leider, daß Sie mit Ihren Zöglingen einen längeren Spaziergang unternommen hätten, ſonſt würde ich mir die Freude nicht verſagt haben, Sie auf Ihrem Zimmer aufzuſuchen. Meine Frau wird ſich glücklich ſchätzen, Sie unter unſerem beſcheidenen Dache zu begrüßen. Wollen Sie gefälligſt näher treten? Bitte, bitte, keine Umſtände!"

„Hier iſt kein Entrinnen möglich," dachte Oswald, und der Höflichkeit, dieſem Affen der Humanität, zu Liebe, ließ er ſich unter dem beſcheidenen Dache, das nebenbei ein ganz ſtattliches Haus bedeckte, eine Gaſtfreundſchaft aufnöthigen, der auszuweichen er noch eine Minute vorher entſchloſſen geweſen war.

„Guſtava! Guſtave! Guſtchen!" rief der Pfarrer auf der Hausflur; öffnete aber, da die Berufene die ſichere Poſition hinter dem mit einem Vorhang verſehenen Guckfenſterchen der Küchenthür nicht aufgeben mochte, bevor ſie über den Charakter des Fremden und den Zweck ſeines Beſuches genauer unterrichtet ſein würde, ſein Studirzimmer, und bat Oswald einzutre-

…n, bis er sich seiner Amtstracht entledigt und seine „Gustava" von dem werthen Besuch benachrichtigt hätte.

Das Studirzimmer des geistlichen Herrn war ein grosses, zweifenstriges Gemach, in welchem einige Bücherschränke, einige Heiligenbilder an der Wand, ein hartes, mit schwarzem, glänzendem Zeuge überzogenes Sopha, ein runder, mit Büchern bedeckter Tisch in der Mitte, ein Stehpult mit einem Drehsessel davor in einem der Fenster, und eine mit Tabaksduft reichlich geschwängerte Atmosphäre, das dem Eintretenden zuerst in die Sinne Fallende war. Die letztgenannte Eigenthümlichkeit war so ausgesprochen, daß Oswald einen Fensterflügel öffnen mußte, wobei er eine starke Anwandlung verspürte, über die niedrige Brüstung auf die sonnebeschienene Dorfgasse zu springen und das Weite zu suchen.

Dieser Fluchtversuch wurde indessen durch die Zurückkunft des Pfarrers vereitelt. Der geistliche Herr präsentirte sich jetzt in einem Anzuge aus schwarzem, wie Fett glänzenden Sommerzeuge. Er bat Oswald einige Augenblicke in seiner „Klause" verziehen zu wollen, da „Gustava" noch „in den Küchenräumen schalte." Oswald, der alle Hoffnung zu entrinnen aufgegeben hatte, machte jetzt nicht einmal den Versuch, die Einladung des Pfarrers, zum Mittagessen dazubleiben, auszuschlagen.

„Sie werden freilich nur paternum mensa tenui salinum finden, Urväter Hausrath auf dürftigem Tische," sagte der Pastor, der seinem Gaste zeigen wollte, daß er sein Latein noch nicht vergessen habe; „aber Sie wissen: vivitur parvo bene; auch mit Wenigem lebt sich's gut. Darf ich Ihnen, bis die Mahlzeit angerichtet ist, eine Cigarre offeriren?"

Oswald dankte, da er kein Raucher sei.

„O, eine vortreffliche Eigenschaft das! eine klassische Eigenschaft," sagte der Pastor, seinen eigenen Witz belächelnd; „die Alten rauchten nicht, und Goethe, den ein frivoler, aber witziger Schriftsteller „den großen Heiden" nennt, war ein abgesagter Feind der Pfeife und Cigarre. Sie erlauben, daß ich meiner Gewohnheit, nach der Predigt ein leichtes Cigarrchen zu rauchen, getreu bleibe?"

„Bitte dringend, Herr Pastor!"

„Finden Sie nicht — paff, paff! — daß das Rauchen — paff, paff! — so recht eigentlich ein germanisches, ja, um mich so auszudrücken, ein christlich-germanisches Element ist?" sagte der Pfarrer, der heute auf alle Fälle geistreich sein wollte.

„Sie würden durch diese Bemerkung den Spöttern der Religion eine Waffe in die Hände geben," antwortete Oswald trocken.

„Wie das, Werthgeschätzteſter?“

„Beſagte Spötter könnten behaupten, daß, ſich ſelbſt und Anderen einen romantiſchen blauen Dunſt vorzumachen, allerdings ein weſentlicher Zug germaniſcher, beſonders chriſtlich-germaniſcher Natur ſei.“

Der Pfarrer ſah Oswald mit einem ſchnellen, lauernden Blick halb über die Brillengläſer hinweg an, als hätte er gern auf einmal herausgebracht, wie weit er ſeinem Gaſte trauen dürfe. Da er es aber für einen Mann von klaſſiſcher Bildung unſchicklich fand, auf einen Scherz, auch wenn derſelbe an's Frivole ſtreifte, nicht einzugehen, ſo antwortete er mit ſauerſüßem Lächeln: „Nicht übel, nicht übel! Aber was wäre vor den Spöttern ſicher? Freilich, wir könnten antworten: ex fumo lucem! ex fumo lucem! Licht aus dem Rauche! — Aber ſetzen wir uns, lieber Freund, ſetzen wir uns! Wie befindet ſich denn der gute, liebe Baron und die gnädige Baronin? Ach! Sie können ſich glücklich ſchätzen, lieber Freund, in ſolchem Hauſe leben zu dürfen unter ſo vortrefflichen Menſchen, die mit dem Geburtsadel den wahren Adel der Seele verbinden — vor Allem die gnädige Baroneß, eine fromme und ſehr gebildete Dame, die Alles ex fundamento kennen lernen will. Sie lieſt jetzt Schleiermachers Reden über die Religion —“

„Sollte sie wohl im S zu verstehen?“
bemerkte Oswald.

Der Pfarrer sah Osw jenem eigen-
thümlichen Blick über die m, als müsse
er sich den Mann genauer r den Muth
hatte, eine Ansicht, welche vollkommen
beipflichtete, so ungenirt l lassen. Er
benügte sich indessen damit kel herunter
und die Schultern und A die Höhe zu
ziehen, eine Gebehrdenspra Besuch nach
Belieben in: „Alles Schwi und!“ oder:
„die Fähigkeiten dieser Fr mensurabel“
übersetzen konnte.

„Freilich,“ fuhr er fort werden Sie
vermissen; zumal den Umga s von einer
so umfassenden Gelehrsamkeit, for Berger.
Aber geht es mir denn ande ann sagen:
Barbarus hic ego sum, l ligor ulli.
Ich gelte hier für einen S l Niemand
mich versteht. Unsre Gutsh e Zweifel
treffliche, würdige, gottesfürch niglich ge-
sinnte Männer; aber, im Be ildung, ich
meine natürlich nur die gelehr achlässigt.
Ja, wenn die Herren sich i r des un

schätzbaren Gli[illegible] chaft rationellen Erziehung
zu erfreuen g[illegible] die Junker Malte —"
„Sehr gi[illegible] stor, obgleich von diesem
Compliment [illegible] felt kleiner Theil auf meine
Rechnung kon[illegible] ich wünsche nur, bei Malte
käme die rat[illegible] ehr zum Durchbruch, denn
bis jetzt ist [illegible] ne höchst irrationale kleine
Größe."

„Sie so[illegible] aben, mit dem jungen Baron
unzufrieden [illegible] te der Pastor im Tone Je-
mandes, d[illegible] z Unerhörtes, Unglaubliches
vernommen [illegible] verstehe, verstehe! Freilich
[illegible] eicht in mancher Hinsicht die
begabtere [illegible] h er, wie ich in dem Confir-
[illegible] n ich den Junkern zu ertheilen
die Ehre l[illegible] nerkte, für die Wahrheiten der
christlichen [illegible] t eben sehr zugänglich ist; in-
dessen no[illegible] sunt omnia — omnia," wie-
derholte [illegible] der nicht wußte, wie er fort-
fahren s[illegible] as ich sagen wollte, dafür ist
aber au[illegible] er der Erbe eines so großen
Vermöge[illegible]

„Un[illegible] nt es mir wünschenswerth, daß
er derei[illegible] Mann wird. Ist denn übrigens
das Gr[illegible] mögen wirklich so bedeutend?"

„Ei, mein lieber Freund,“ rief der Paſtor im Tone ſanften Vorwurfs, daß Oswald eine ſo beklagenswerthe Unwiſſenheit in Betreff ſo hochwichtiger Dinge an den Tag legen konnte; ob es bedeutend iſt! Da ſind in dieſer Nachbarſchaft allein fünf, nein — mit Stantow und Bärwalde, die allerdings nicht zum Majorat gehören, ſind es ſieben Güter. Und in den andern Theilen der Inſel — laſſen Sie mich ſehen — liegen noch ein, zwei, drei Güter. Das iſt ein Kapital von mindeſtens anderthalb Millionen. Anderthalb Millionen!“ wiederholte er, als könne ſich ſein Geiſt von einer ſo erhabenen Vorſtellung nicht gleich wieder losmachen.

„Und das Vermögen iſt ein Majorat?“

„Ei gewiß! Mit Ausnahme, wie geſagt, von zwei der ſchönſten Güter, welche dem verſtorbenen Baron, dem Vetter des jetzigen, durch Erbſchaft von der Mutter Seite zufielen, und in dem Teſtamente auf eine gar beſondere Weiſe verclauſulirt ſind. Denken Sie ſich nur, lieber Freund, daß der verſtorbene Baron, der, ganz unter uns geſagt, eine überaus wüſte, unbändige Natur war, dieſe Güter dem Sohne einer ſeiner Maitreſſen vermacht hat.“

„Aber Sie rechneten doch vorhin die beiden Güter mit zu dem Vermögen der Familie,“ ſagte Oswald.

„Nun, unter uns kann man es immerhin,“ ſagte

der Pfarrer, Oswald näher rückend, in leiserem Ton. „Denn kein Mensch weiß, wo dieser Knabe lebt, ja ob er überhaupt lebt, ja nicht einmal, ob es wirklich ein Knabe oder ein Mädchen ist.“

„Das ist ja eine curiose Geschichte,“ sagte Oswald lachend.

„Eine äußerst curiose Geschichte,“ sagte der geistliche Herr; „eine lächerliche Geschichte, wenn Sie wollen. Denken Sie nur: der Baron Harald — sie haben alle sonderbare Namen in der Familie — jener unbändige Mann, der zur Zeit der heiligen Vehme hätte leben müssen, entbrennt in heißer Liebe zu einem armen Bürgermädchen — ein Fall, der in seinem Leben freilich oft vorgekommen sein mag, aber niemals solche üblen Folgen hatte. Er entführt sie, halb mit Gewalt, hierher auf sein Schloß. Nach einem halben Jahre entflieht sie bei Nacht und Nebel. Ob sie ihre Schande auf dem Grunde eines unserer tiefen Moore verborgen hat, ob sie wirklich nur entflohen ist, Niemand weiß es. Der Baron ist außer sich, rasend. Er durchsucht vergebens die ganze Insel. Um seinen Gram und seine Gewissensbisse zu betäuben, trinkt und spielt und lebt er noch wilder wie gewöhnlich, so daß er denn ein paar Wochen später im Delirium stirbt. Als man das Testament eröffnet, findet man nun, daß er in

einer Anwandlung von Reue, oder aus Caprice, wie Sie wollen, dem Kinde jener seiner Geliebten, gleichviel ob Knabe oder Mädchen, falls es nur bis zu dem und dem bestimmten Datum geboren ist, die beiden herrlichen Güter, der Dirne selbst aber den Nießbrauch des Vermögens auf Lebenszeit vermacht hatte. Wie finden Sie das?"

„Jedenfalls eignet sich die Geschichte mehr zu einer Tragödie, als zu einer Komödie," sagte Oswald. „Und hat man nie eine Spur von Mutter und Kind entdeckt?"

„Nie! obgleich testamentarisch — es ist wahrhaftig ein wahrer Scandal, und ich bedaure die gnädige Baronin von ganzem Herzen — alljährlich die Verschollene dreimal in sämmtlichen Blättern der Provinz aufgefordert wird, ihre Ansprüche geltend zu machen."

„Wie lange spielt diese Geschichte nun?"

„So ein zwanzig Jahre und darüber."

„Da ist doch wohl kaum denkbar, daß die Arme noch am Leben ist."

„Es denkt auch Niemand mehr daran," lachte der Pastor, „Grenwitzen's würden auch nicht wenig verwundert sein, wenn plötzlich so ein junger Landstreicher sich als ergebenster Neffe verstellte und die beiden Güter und die Zinsen seit zwanzig Jahren für sich beanspruchte, um so mehr, als die gnädige Baronin,

die von Hause aus — ganz unter uns gesagt — keinen rothen Pfennig Vermögen hat, nach dem Tode des Barons, da die Grenwitz'schen Besitzungen, Gott sei Dank, Majorat sind, sammt ihrer Tochter so arm sein würde, als sie vor ihrer Vermählung war."

„Sie sind ein großer Freund der Majorate?"

„Ei gewiß! Ich halte es für ein Glück, daß so bedeutende Vermögen nicht durch Erbtheilung zersplittert werden können, und so eine Aristokratie reicher Grundbesitzer möglich wird, die gleichsam ein Ballast sein kann für das Staatsschiff in Zeiten der Gefahr, die Gott noch lange abwenden möge von unserm theuern Vaterlande."

„Nun," sagte Oswald, „das Ding hat, wie alle andern, seine zwei Seiten."

„Wer wollte sich das verhehlen," sagte der geschmeidige Pastor. „Aber ich für mein Theil habe zu lange die Ehre und das Glück gehabt, mit reichen, und in der schönsten Bedeutung des Wortes adligen Familien zu verkehren, als daß ich nicht gewissermaßen ein Anhänger der Aristokratie sein sollte; und überdies habe ich neuerdings nur zu trübe Erfahrungen darüber gemacht, wie sehr der Besitz in den Händen des Plebejers, um mich dieses historischen Ausdruckes

zu bedienen, Eitelkeit, Hoffahrt und weltlichen Sinn hervorruft oder begünstigt."

„Es thut mir leid, von meinen Freunden so etwas hören zu müssen," sagte Oswald.

„Von Ihren Freunden?" fragte der Pastor verwundert.

„Von meinen Freunden, allerdings. Denn ich fand mich stets, ohne es zu wollen und manchmal ohne es zu wissen, wo immer in der Geschichte der große Gegensatz zwischen Aristokraten und Plebejern hervortrat, auf Seite der letzteren. Ich war ein geschworner Anhänger der Gracchen und anderer römischer Demagogen; ich schlug mich mit den Independenten gegen die Cavaliere, und ich gestehe, daß ich selbst in den Bauerkriegen viel mehr Sympathie gehabt habe für die armen, unterdrückten, gehudelten, geknechteten und in Folge dieser brutalen Behandlung meinetwegen auch brutalen Bauern, als für die hochmögenden, reichsfreiherrlichen und trotz oder vielmehr wegen all' der Freiheit und Herrlichkeit oft nicht minder brutalen Grafen und Barone."

Der Pfarrer hörte diese Tirade mit jenem ungläubigen Lächeln an, mit dem man dem Bramarbasiren junger Gelbschnäbel zuhört, die sich gern den Anstrich von vollendeten Wüstlingen geben möchten.

„Sehr gut, sehr gut!“ sagte er. „Ja, ja, wir geistreichen Leute gefallen uns in Paradoxen. Das klebt uns noch von den ästhetischen Thee's der Residenz an, und da wollen wir hübsch in der Uebung bleiben, wenn uns zur Zeit auch nur ein armer Landpfarrer hört.“

„Ich versichere Sie, Herr Pastor“ —

„Weiß schon, weiß schon! Aber leben Sie erst einmal, wie ich, fünf Jahre lang unter Bauern! Glauben Sie, daß ich in der ganzen Zeit die Leute habe bewegen können, eine Glocke für unser Gotteshaus zu kaufen, die anzuschaffen sie noch dazu verpflichtet sind? Aber, wenn es darauf ankommt, einen Schmaus herzurichten und andere weltliche Zwecke in's Werk zu setzen, fehlt es nie an Geld.“

„Nun,“ sagte Oswald, „der Adel hiesiger Gegend ist auch nicht eben wegen seiner Nüchternheit und Ehrbarkeit berühmt.“

„Der Adel, lieber Freund! das ist etwas ganz Anderes. Seine Devise ist und muß sein: leben und leben lassen. Aber, Sie wissen, Eines schickt sich nicht für Alle.“

„Und Manches schickt sich für Keinen,“ fügte Oswald hinzu.

„Ach, hier kommt meine Gustava,“ rief der Pfarrer,

froh, ein Gespräch abbrechen zu können, das ihm von Augenblick zu Augenblick weniger gefiel.

Die Frau Pasterin, welche so eben in das Zimmer trat, war eine Dame in dem Anfang der vierziger Jahre, mit semmelblonden Haaren, sehr hellblauen Augen und einem Gesicht, das in diesem Augenblick von dem Küchenfeuer und der Eile, mit welcher sie ihre Toilette gemacht hatte, noch von etwas lebhafter Farbe war, sonst aber kränklich, bleich, verwelkt und altjüngferlich aussah. Sie trug ein Kleid von gelber ungefärbter Seide, an dessen Gürtel eine goldene Uhr hing, und eine Haube mit gelben Bändern, so daß sie Alles in Allem auf Oswald den Eindruck eines etwas verblichenen und nicht mehr ganz gesunden Kanarienvogels machte, dessen Besitzer nach Norden wohnt. Auch sie konnte kaum Worte (an denen es ihr übrigens nicht gebrach) finden, welche ihre Freude ausdrückten, den Freund eines so hochmögenden Hauses unter ihrem niedrigen Dache (diese Phrase schien bei beiden Gatten stereotyp) zu erblicken, um so mehr, als es ihrem armen Jäger (das war der Name des Pastors) ganz und gar an einem wissenschaftlichen und gebildeten Umgange gebrach, ein Mangel, dem durch Oswalds Ankunft in hiesiger Gegend auf die erfreulichste Weise (davon sei sie überzeugt) abgeholfen wäre.

„Mein armer Jäger wird mir hier noch zum Hypochonder werden," rief sie, ihre wasserblauen Augen zärtlich auf den Gegenstand ihrer Besorgniß richtend; „ich thue, was in meinen schwachen Kräften steht, daß er die Gesellschaft geistreicher und gelehrter Männer so wenig wie möglich vermißt, aber was kann eine arme, unwissende Frau denn in dieser Hinsicht Großes thun!"

„Sie werden mich zwingen, Ihnen zu widersprechen," sagte Oswald, bei welchem der Humor über den Unmuth, mit dem ihn bisher die Heuchelei und Gleißnerei der würdigen Gatten erfüllt hatte, endlich den Sieg davon trug. „Ich möchte behaupten, daß Unwissenheit und Frau Pastor Jäger niemals Freundinnen gewesen sind, und jetzt schon seit Jahren auch nicht einmal die entfernteste Bekanntschaft zwischen ihnen existirt."

„Sie sind zu gütig, wahrlich zu gütig," sagte die hocherfreute Pastorin. „Ich will nicht leugnen, daß ich mich von jeher bemühte, den Vorwurf der Unfähigkeit für die Sphären höherer Bildung, welchen man uns armen Frauen —"

„Es ist angerichtet!" rief das Dienstmädchen zur Thür herein.

„Sehen Sie, so macht das irdische Leben immer

ſeine Rechte geltend, ſo oft wir verſuchen, einen kühneren Flug zu nehmen," rief die Bewohnerin der Sphären höherer Bildung, während ihr Oswald galant den Arm bot und der Paſtor das Ende ſeiner Cigarre ſo legte, daß er es nach Tiſche wiederfinden konnte.

Zehntes Kapitel.

Die Unterhaltung an der Mittagstafel, die in einem kühlen, schattigen Zimmer, das auf einen etwas kahlen und sehr sonnigen Garten sah, angerichtet war, wurde bald sehr lebhaft. Oswalds längerer Aufenthalt in Grünwald erwies sich als ein unerschöpfliches Thema. Die Pastorin war selbst eine Grünwalderin, eine der vielen Töchter des dort vor einigen Jahren verstorbenen Superintendenten Gabriel Dunkelmann, der gerade noch lange genug lebte, seinem Schwiegersohn die einträgliche Pfarre von Faschwitz zu verschaffen und dann das Zeitliche segnete. Oswald machte im Stillen die Bemerkung, daß die Frau Doctor — denn der Pastor hatte sich diese akademische Würde durch eine grundgelehrte Dissertation über die möglicherweise vorhanden gewesenen Schriften eines bis auf den Namen verschollenen Kirchenvaters erworben — schon damals

durch Jugendreiz ſich nicht eben ausgezeichnet haben könne, und wunderte ſich auch nun nicht länger darüber daß der Tiſch ſo klein und das Haus ſo ſtill war. Die Frau Doctor kannte den Profeſſor Berger, ſie kannte mehre Familien, in denen Oswald eingeführt war. Das gab denn überreichen Stoff zu dem landesüblichen Familienklatſch, bei welchem einige Damen, die ihrer Zeit der verblühten Superintendententochter zu nahe getreten ſein mochten, erfahren konnten, welche zweiſchneidige Waffe die Zunge einer Landpaſterin unter Umſtänden iſt.

Unterdeſſen war der Nachtiſch aufgetragen, und der Paſtor hatte, nicht ohne einige Feierlichkeit eine zweite Flaſche entkorkt, die Paſterin aber den Tiſch verlaſſen, um anzuordnen, daß der Kaffee heute in der Gartenlaube ſervirt werde. Der Paſtor hatte ſich eine Cigarre angezündet, einen Knopf an ſeiner ſchwarzen Weſte aufgemacht, augenſcheinlich nur in der Abſicht, ſich in der Illuſion, ein ſybaritiſches Mahl eingenommen zu haben, zu beſtärken — denn die Weſte ſaß ſchon ſchlotterig genug auf ſeinem hagern Leibe. Er forderte Oswald auf, mit ihm „auf das Wohl der hochmögenden Familie, in welcher er ſich zu befinden das Glück habe," anzuſtoßen, eine Höflichkeit, die Oswald

mit einem Toaſt auf die „liebenswürdige, ebenſo gelehrte wie beſcheidene Wirthin“ erwiderte.

„Danke, danke, lieber junger Freund,“ ſagte der geſchmeichelte Paſtor, Oswalds Hand zu wiederholten Malen drückend. „Ja, Sie haben Recht, eine gelehrte, beſcheidene Frau! Haben Sie ihr angemerkt, daß ſie mit mehr als einer literariſchen Größe im lebhafteſten Briefwechſel ſteht, ja unter dem Pſeudonym „Primula“ eine der eifrigſten Mitarbeiterinnen der *** Zeitung iſt?“

„Unmöglich!“ rief Oswald.

„Ich verſichere Sie, lieber Freund; und Sie können nicht glauben, welche Freude es mir gewährt, wenn ich wieder und immer wieder im Briefkaſten leſe: Faſchwitz und P. V., Primula Veris, Guſtava's Chiffre: Tauſend Dank für Ihre liebenswürdige Sendung, oder: Sie haben uns durch Ihr reizendes Gedicht hoch erfreut, es wird ſchon in der nächſten Nummer zum Abdruck kommen ꝛc.“

„Ich kann es mir denken,“ ſagte Oswald zerſtreut. „Aber wollen wir nicht der liebenswürdigen Dichterin in den Garten folgen?“

„Feſtina lente!“ rief der Pfarrer, dem der Wein ſchon zu Kopfe ſtieg. „Wir kommen ſo jung nicht wieder zuſammen. Ein gutes Glas Wein iſt ein geſelliges Ding, und Guſtava iſt zu liberal geſinnt, uns

die Freuden des Mahles zu verkürzen. Aller guten Dinge ſind drei, laſſen Sie uns noch eine Flaſche" —

„Aber Jäger, der Kaffee wird ja kalt!" tönte die ſcharfe Stimme der Primula Veris aus dem Garten durch das offene Fenſter.

„Wir kommen, wir kommen, Guſtchen!" rief der gehorſame Gatte. „Geſegnete Mahlzeit, mein lieber junger Freund! (bei dieſen Worten umarmte er Oswald); mein theurer Freund! (abermalige Umarmung) —"

„Aber wir vergeſſen, daß der Kaffee auf uns wartet," rief Oswald, mit Mühe einer dritten Umarmung entgehend, und den Weg nach dem Garten einſchlagend, während der Paſtor, ehe er ſeinem Gaſte folgte, noch ſchnell den letzten Reſt aus der Flaſche in ſein Glas ſchenkte, und daſſelbe eiligſt (diesmal wahrſcheinlich auf ſein eigenes Wohl) austrank.

Der Garten gewährte um dieſe Tageszeit gerade nicht den angenehmſten Aufenthalt. Denn die Anlagen waren noch ſehr jung; die Bäumchen meiſtens erſt in Mannshöhe, und in Folge deſſen das Ganze eine ſchattenloſe, proſaiſche, nüchterne Stätte, die auffallend an die Theologie des gelehrten Herrn erinnerte, auch inſofern, als hier wie dort das Nützlichkeitsprincip das oberſte zu ſein ſchien. Die Gemüſebeete waren ſorgſam gepflegt, Blumen aber ſah man wenig, nur einige

Sonnenblumen mahnten durch ihre Farbe flüchtig an die Erscheinung der Primula Veris und durch ihre Eigenschaft, sich der Sonne zuzuwenden, aus welchem Theile des Himmels sie auch strahlen mochte, an die Lebensphilosophie ihres ausgezeichneten Gatten.

In der Laube, die glücklicherweise, von Jasmin nicht bedeckt, gegen die Sonne, welche jetzt heiß genug brannte, einen erträglichen Schutz gewährte, fanden sie die Frau Pastorin. Sie hatte neben sich auf der Bank ein Arbeitskörbchen stehen, in welchem zwischen bunten Läppchen, Seide u. s. w. ein zierliches Büchelchen lag, dessen Vorhandensein Oswald einigermaßen beunruhigte.

„Weh' dir, dachte er, wenn dieses Buch eine Sammlung von Primula's in der *** Zeitung und sonst erschienenen Gedichten ist!"

Er suchte den Pastor bei dem Capitel über die Gemüsebeete festzuhalten; er mußte sich mit eigenen Augen überzeugen, wie die vom Pastor selbst erfundene Verbesserung an den Bienenkörben denn eigentlich beschaffen sei; er sprach endlich von der Nothwendigkeit, sich baldigst verabschieden zu müssen — kurz, er that, was ein Mann in seiner kritischen Lage thun kann — vergebens!

„Wir sollen Sie fortlassen, bei der Hitze!" rief Primula und ließ ihre Hand (von Oswald nicht un-

bemerkt) auf das Arbeitskörbchen gleiten. „Wir ſitzen hier zwar nicht im Schatten der gewaltigen Fichte und der weißen Pappel, aber doch im Schatten; und den wollten Sie vertauſchen mit der Hitze und dem Staub der Landſtraße? Unmöglich! noch eine Taſſe, werther Gaſt! Es iſt kein Falerner, wie ihn der glückliche Römer in der eben citirten Ode trinkt, aber doch ein Getränk, das einigen Anſpruch auf Claſſicität machen darf, ſeitdem unſer lieber Voß in ſeiner „Luiſe" es ſo verherrlicht hat. Sagen Sie, lieber Gaſtfreund, hat Ihnen nicht der Aufenthalt unter unſerm niedrigen Dache manche Reminiscenzen an die liebliche Idylle erweckt? Haben Sie nicht empfunden, daß in dieſen, von dem Treiben der Menſchen weit entfernten Stätten die ſanfte Stimme der Poeſie, die auf dem lauten Markte des Lebens ungehört verhallt, deutlich zu uns ſpricht?"

„Jetzt geſchieht das Entſetzliche!" dachte Oswald.

„Ich bewundere," ſagte er, „wie Sie ſo ſinnig Altes und Neues, Wirklichkeit und Poeſie zu einem duftigen Kranze zu flechten verſtehen. Mir ſelbſt iſt leider in jüngſter Zeit die Proſa des Alltagslebens nah und näher getreten; ja, aufrichtig geſtanden, ich habe mich, was ich früher für unmöglich hielt, mehr und mehr mit ihr ausgeſöhnt, obgleich ich ſehr wohl weiß,

daß ich dabei die Empfänglichkeit für die Reize der Dichtkunst vollständig eingebüßt habe."

„O, glauben Sie doch das nicht!" rief Primula. „Der Quell der Poesie in uns kann wohl zu Zeiten weniger voll strömen, aber gänzlich versiegt er nie. Sie klagen sich der Unempfänglichkeit für die Reize der Dichtkunst an. Das sollte mich eigentlich von meinem Vorhaben (hier legte sie die Hand offen an das Büchelchen in schwarzem Einband mit Goldschnitt) abbringen, Ihnen eine kleine Probe der Gedichte mitzutheilen, die ich, wie Ihnen wohl nicht bekannt sein wird, unter dem Pseudonym „Primula" in der *** Zeitung veröffentlicht habe. Aber mein Glaube an die Macht der Poesie, vor Allem der latenten Poesie in Ihrem Herzen, ist zu groß, als daß mich Ihre Sebstverleumdung vom Gegentheil überzeugen könnte. Darf ich einen Versuch wagen, die Richtigkeit meiner Ansicht auf die Probe zu stellen?"

„Wodurch habe ich so viel Güte verdient?" murmelte Oswald, sich voll Resignation in die Ecke seiner Bank zurücklehnend und die Augen bis zu dem Winkel schließend, der glücklicherweise den Augen halb schlummernder und verzückter Zuhörer gemeinsam ist.

„Ich habe mein Büchelchen „Kornblumen" betitelt," sagte Primula, halb beschämt in dem Buche blätternd,

„weil die meiſten dieſer Poeſien auf meinen Spaziergängen durch die Kornfelder, auf alle Fälle in einer ländlichen Umgebung erblüht ſind.“

„Wie ſinnig,“ hauchte Oswald.

„Nach den Regeln der beſten Aeſthetiker, und nach dem Beiſpiele der Griechen, welche die Tragödie der Komödie vorausſchickten, oder richtiger die Komödie auf die Tragödie folgen ließen, werde ich mir erlauben, Ihnen erſt ein ernſtes —“

„Gewiß, gewiß, das wird den Reiz der einzelnen Gedichte erhöhen,“ ſagte Oswald, dem vor dieſer endloſen Perſpective ſchauderte.

„Willſt Du nicht, liebe Guſtava —“ ſagte der Paſtor.

„Laß mich meine eigene Wahl treffen, Jäger,“ ſagte die Dichterin in einem ſanften, aber entſchiedenen Tone, und dann ſich räuſpernd:

„Auf einen todten Maulwurf —“

„Auf was?“ rief Oswald, erſchrocken in die Höhe fahrend.

„Nun ſehen Sie, werther Freund,“ ſagte Primula, „wie ſchon die Ueberſchrift allein Sie elektriſirt!“

„Freilich, freilich!“ murmelte Oswald, in ſeine Ecke zurückſinkend.

„Auf einen todten Maulwurf,“ wiederholte die Dichterin, „den ich am Wege fand:“

Wie liegst Du jetzt so ruhig da
Mit Deinem glatten Fell!
Dein Schicksal, ach, es geht mir nah,
Du schwärzlicher Gesell!

Sie schmähten Dich, sie höhnten Dich,
Sie sagten: Du bist blind!
Das waren solche sicherlich,
Die selber Blinde sind.

Am Tage zeigtest Du Dich nicht,
Gleich eitler Thoren Schaar,
Doch war's in Deiner Zelle licht,
In Deinem Busen klar.

Und zu der Sterne hohem Lauf
Am nächt'gen Himmelsdom,
Sahst Du von Deinem Hügel auf,
Du kleiner Astronom!

Wie lebtest still und harmlos Du,
Ein dunkler Ehrenmann!
Bei Tag nicht Rast, bei Nacht nicht Ruh,
Wer sieht Dir das nun an?

Nun liegst Du, ach, so ruhig da
Mit Deinem glatten Fell.
Dein Schicksal, o! es geht mir nah,
Du schwärzlicher Gesell!

„Das ist schön,“ sagte Oswald. „Das ist die echte Lyrik, wie wir sie heute leider nur zu selten finden. Nicht die Treibhauslyrik jener Dichter, die mit An-

klängen an Heine beginnen, in der Mitte einige Lenau'sche Accorde anschlagen und mit einer Freiligrath'schen Fanfare schließen. Welch' ein wahres, inniges Gefühl erwärmt diese Verse; und dabei diese kernige Kraft der Sprache: Ein dunkler Ehrenmann! das ist einfach, aber schön; das haben Sie Ihrem Göthe abgelauscht."

„Sie sind wahrlich zu gütig, lieber Gastfreund!" sagte Primula hocherfreut. „In der That, Sie beschämen mich durch Ihr freigebiges Lob. Aber, seien Sie ehrlich, finden Sie nicht, daß, wenigstens für den modernen Geschmack, das Ganze doch ein wenig zu ideal gehalten ist?"

„Vielleicht für unsere Realisten, die allerdings in ihren Anforderungen etwas weit gehen, und in ihrem Bestreben, Alles recht natürlich zu machen, im Faust nächstens den Pudel auf die Bühne bringen und durch Kneifen in den Schwanz zum Bellen und Heulen veranlassen werden. Aber ich bin überzeugt, daß, wenn Sie nur wollen, Sie auch diesen Herren gerecht werden können."

„Was halten Sie von diesem Gedichte?" fragte die Dichterin: „An meinen Hausbahn." Oswald lehnte sich wieder in seine Ecke.

Gleich Richard von der Normandie,
Fürcht' ſich mein Held im Leben nie,
Wem bangte nicht, ſobald er ſchrie:
Kikriki!

„Das iſt naiv!“ ſagte Oswald.

„Nicht wahr?“ ſagte Primula.

Am ſpäten Abend ſchwärmt er nie,
Doch munter iſt er Morgens früh,
Drum haßt ihn auch das faule Vieh
Kikriki!

Für's Liebchen ſcheut er keine Müh',
Bald kratzt er dort, bald kratz er hie,
Und fand er was, ſo ruft er ſie:
Kikriki!

Und iſt mein Held auch kein Genie,
Und ſein Geſang nicht Poeſie,
So ſtimmt mich doch, ich weiß nicht wie,
Sein Kikriki!

„Nun was ſagen Sie, lieber Freund?“

„Was ſoll ich ſagen,“ erwiderte Oswald, „als daß Sie Ihre Abſicht vollkommen erreicht haben. Der Hörer glaubt ſich auf den Hühnerhof verſetzt. Die Töne, die Sie hier anſchlagen, ſind wahre Naturtöne, aus dem Herzen der Dinge heraus. Das Gedicht iſt ein kleines Meiſterſtück im modern realiſtiſchen Geſchmack. Aber jetzt, verehrte Frau, eine Bitte: Wie ſehr es den Werth der Gedichte auch erhöht, ſie aus dem wohllautenden Munde der Dichterin zu hören —

ich möchte mir den Eindruck dieſes letzten Gedichtes nicht gern verwiſchen laſſen. Was auch noch kommen mag, dies war die Grenze des Erreichbaren."

„Nur dieſes Eine müſſen Sie mir noch erlauben. Es bildet mit den beiden andern gleichſam eine Trilogie, ein Summarium deſſen, was ich den Thieren abgelauſcht. Darf ich beginnen?"

„Bitte!"

„An einen Maikäfer, der auf dem Rücken lag."

O Du Bacchant der luſt'gen Maiennacht!
Haſt Du geſchwelget in den Blüthenkelchen,
Haſt Du gebadet in den weichen Lüften,
Vom Abend bis der neue Tag erwacht?
Und haſt des Lebens Kürze nicht bedacht?
Nicht: wie ſo bald in dunklen Grabesgrüften
Ruhn zarte Knöchel, ach! und üpp'ge Hüften,
Und Lippen, die nur eben keck gelacht?
Jetzt liegſt Du matt auf Deinem Rückenſchild
Ich leſe ſtumm in Deinen ernſten Zügen,
Und dunkle Runen leh' ich dort geſchrieben.
Ach! nur ein Tummel war Dein beſtes Lieben!
Frau'n, die Du liebteſt, mußten Dich betrügen,
Des Maies Käfer, falſches Liebe Bild.

Die ſchöne Vorleſerin war zu Ende. Da tönte in das entzückte Schweigen, in welches Oswald verſunken ſchien, und Primula jedenfalls verſunken war, das Rollen eines Wagens, der denn auch alsbald vor dem Hauſe ſtill hielt.

„Frau Pasterin, Frau Pasterin!“ schrie das Dienstmädchen mit ängstlichen Tönen in den Garten hinein.

Oswald athmete auf. Hier kam Besuch, und mit dem Vorlesen war es auf alle Fälle vorbei. Vielleicht konnte er auch seinem Besuch bei dieser Gelegenheit ein Ende machen.

„Es sind Plüggens, liebe Gustava,“ sagte der Pastor, der durch die Gartenhecke den Wagen recognoscirt hatte. „Die gnädige Frau und zwei Fräulein Töchter. Willst Du nicht eilen —“

„Entschuldigen Sie mich, werther Gastfreund,“ sagte die Dichterin, eiligst das Buch schließend; „aber Sie wissen: so oft wir versuchen, einen kühneren Flug zu nehmen —“

„Frau Pastorin, Frau Pastorin!“ schrie es immer ängstlicher von der Gartenthür her.

„Ich komme!“ rief die verstörte Primula, und eilte den sonnebeschienenen Gartenweg entlang dem Hause zu.

„Wollen wir nicht ebenfalls —“ sagte der Pastor.

„Entschuldigen Sie mich, wenn ich bitte, mich jetzt entfernen zu dürfen,“ unterbrach ihn Oswald.

„Aber weshalb, lieber Freund? Frau von Plüggen ist eine höchst vortreffliche Dame und die Töchter, wenn auch nicht schön —

Und wären sie schön wie die Engelein, ich müßte

auf das Vergnügen verzichten, sie jetzt zu sehen. Adieu, adieu! Entschuldigen Sie mich bei Ihrer Frau Gemahlin! Nicht wahr, die Pforte dort ist nicht verschlossen? Au revoir!"

Und damit eilte Oswald von dem Pfarrer, der viel zu gut von sich und seiner Primula dachte, als daß er den eiligen Rückzug des „Gastfreundes" nicht einzig aus dessen Scheu, mit der unbekannten hochadligen Familie zusammenzutreffen, hätte erklären sollen, fort aus dem Garten durch die Pforte auf die Dorfstraße, von der Dorfstraße hinaus auf die Felder; und gönnte sich nicht eher Rast, als bis die Bäume des Waldes, hinter welchem, wie er wußte, das Gut Melitta's lag, über seinem Haupte sich wölbten.

Elftes Kapitel.

Der Waldweg, auf dem Oswald jetzt leicht und fröhlich dahinschritt, schien wenig betreten und noch weniger befahren. Im Winter mochte es ein verzweifelter Weg sein, desto schöner und poetischer war er nun im Sommer. Hier und da wucherten Gras und Kattig von einem der schlecht gehaltenen Gräben bis zum andern quer drüber hin; an manchen Stellen überwölbten ihn die hohen Buchen und Eichen mit ihren breiten Kronen. Je tiefer Oswald in die grüne Wildniß drang, desto heimlicher und stiller wurde es um ihn her — so heimlich und still, daß er in dem Liede, welches er vorhin lustig angestimmt hatte, plötzlich abbrach, als fürchtete er, den Wald im Schlaf zu stören.

Denn in dieser heißen Nachmittagsstunde schläft der Wald. Das grüne Blättermeer rauscht nicht in

ſchwellenden Wogen; ſtill und unbeweglich trinkt es die Gluth der Sonne. Kaum daß es hier oder dort leiſe, ganz leiſe in einem der Bäume raſchelt. Das erweckt dann wohl einen oder den andern der ſchlafenden Nachbarn, aber ſie raunen nur dem Störenfried zu, daß jetzt keine Zeit zum Plaudern ſei, und träumen weiter. Die Vögel harren, im dichteſten Laube verſteckt, der Abendkühle. Das Weibchen ſchlummert auf dem Neſt über den halbflüggen Jungen; das Männchen ſitzt auf dem Zweige daneben, hat das Köpfchen unter den Flügel geſteckt und ſchlummert, müde von dem frühen Aufſtehen, dem jubelnden Geſang den lieben langen Morgen hindurch und der eifrigen Jagd auf Mücken und Würmchen. Die wiſſen, daß es jetzt gute Zeit für ſie iſt, und tanzen luſtig in den rothen Sonnenſtrahlen, die heimlich durch die Zweige ſchlüpfen, und kriechen und krabbeln und haſten ſich durch das warme, weiche Moos. Tiefe Ruhe! da tönt ein ſonderbarer heiſerer Schrei in kurzen, wie in Aerger ſchnell hintereinander ausgeſtoßenen Tönen. Das iſt der Falk, des Waldes Förſter. Er iſt ein ſchlimmer Geſell, den ſein böſes Gewiſſen nicht ſchlafen läßt, und deshalb klingt auch ſein Ruf ſo grell und ſchrill, wie er jetzt ſtolz und einſam hoch droben in der blauen Luft über dem

ſtillen Blättermeer, ſeinem Revier, die wunderlichen, myſtiſchen Kreiſe zieht.

Ein blondköpfiger Junge, der am Rande des Waldes ein paar Gänſe hütete, hatte Oswald geſagt, daß der Weg nach Berkow durch das Holz kaum eine halbe Stunde und nicht zu verfehlen ſei. Daß er dabei die ſchweigende Vorausſetzung gemacht hatte, der Wanderer werde auf dem Wege bleiben und des Weges achten, war natürlich. Da Oswald aber, wie es ſeine Gewohnheit war, weder das Eine noch das Andere gethan hatte, alle Augenblicke über den Graben geſprungen und in den Wald hineingelaufen war, wo das Unterholz weniger dicht wucherte, und die hohen Hallen zwiſchen den mächtigen Stämmen gar zu verführeriſch lockten, und auf Alles geachtet hatte, nur nicht auf den Weg — ſo mochte er es ſich denn auch nun ſelbſt zuſchreiben, als er aus dem Dickicht heraus, ſtatt auf den Weg, den er bisher gegangen war, zu gelangen, auf einen ſchmalen Waldpfad kam, und, denſelben in falſcher Richtung weiter gehend, immer tiefer und tiefer in den Forſt gerieth.

Oswald ſtand ſtill und lauſchte, ob er nicht die Stimme eines Menſchen, das Pochen einer Axt vernehmen werde, aber er hörte nichts als den Schrei der Falken und das Klopfen ſeines eigenen Herzens.

Luſtig rief er in den Wald hinein: „Wo geht der Weg nach Berkow, Falk?“ Falk — hallte das Echo zurück.

Endlich wurde es lichter zwiſchen den Bäumen. Schon glaubte er den Saum des Holzes erreicht zu haben. Statt deſſen trat er auf eine Lichtung heraus, die faſt ganz von einem kleinen, zum Theil mit hohen Binſen bedeckten See eingenommen wurde. An dem Rande entlang ſchreitend, ſcheuchte er ein Sommer-Entenpaar auf, das aus dem Röhricht hervorbrach und mit wunderbarer Haſt über den Sumpf fort in den Wald flog. Dann wieder lautloſe Stille.

„Kommt Zeit kommt Rath,“ ſagte Oswald bei ſich. „Vorläufig will ich mich aber ein wenig ausruhen, denn ich finde, daß ich nachgerade müde werde.“

Er hing ſeinen Strohhut an einen Zweig, breitete ſein Taſchentuch über eine der mit dichtem Moos bewachſenen Wurzeln einer vielhundertjährigem Buche und ſtreckte ſich behaglich in das Haidekraut.

„Der Platz iſt wie zum Schlafen gemacht,“ ſprach er bei ſich, träumeriſch den Libellen zuſchauend, die über dem dunklen Waſſer des Sumpfes bald ſtillſtehend, bald pfeilſchnell fortſchießend, ihr wunderliches Weſen trieben. „Wer weiß? Vielleicht iſt dies ein Zauberwald, ſo ein von der Cultur überſehenes Stück Ro-

mantik, ein kleiner ſtehen gebliebener Reſt von den großen, großen Wäldern, die in Muſäus' Märchen rauſchen; von dem Walde etwa, drin der Graf wohnte, der ſeine Töchter verkaufte, wenn er die Wechſel am Verfalltage nicht einlöſen konnte, — eine Manier, ſeine Schulden zu bezahlen, die ſelbſt noch heutzutage im Schwang ſein ſoll. Und wer nun in dieſem Walde einſchläft, wozu ich große Luſt verſpüre, ſchläft ſo ein paar hundert Jährchen, ehe er's ſich verſieht, und wenn er aufwacht, wallt ihm ein ſchneeweißer Bart bis zum Gürtel. Darob geräth er denn in gerechtes Erſtaunen, und er fragt den erſten Bauer, der ihm begegnet, ob er ihm nicht den Weg nach Berkow zeigen könne? „Berkow?" antwortet der Angeredete höflich. „Habe nie von einem ſolchen Ort gehört." Ich meine das Schloß im Walde, wo Melitta wohnt? „Melitta? aber, guter Herr, das iſt ja nur ein altes Märchen." Ein Märchen? „Nun gewiß! meine alte Großmutter hat es mir, wer weiß wie oft, erzählt. — Vor vielen, vielen hundert Jahren ſtand in dieſer Gegend ein großer Wald; und in dem Walde hauſte eine Fee, die hieß Melitta. Sie hatte ſo wunderſchöne, lichtgraue Augen, wie ſie ein Menſchenkind gar nicht haben kann, und eine honigſüße Stimme, und deswegen nannten die Leute ſie Melitta. Sie war die beſte und ſchönſte

Fee von der Welt, und hatte nur die eine kleine Schwäche, von Zeit zu Zeit Jemand in ihren Wald zu locken, damit er sich unter den hohen Buchen und Eichen, von denen die eine immer aussah wie die andere, verirrte. Darüber hatte sie dann ihre Freude. Wenn sie aber so einen armen Schelm verlocken wollte, setzte sie sich auf ihr Pferd Bella (denn an dieser Fee war Alles schön, selbst ihr Pferd), ritt in's Land hinein und suchte unter den jungen Männern, bis sie den dümmsten fand. Die hatte sie am liebsten. Den bezauberte sie dann mit ihrer Schönheit, ihrem lieben, holden, neckischen Wesen und ihrer honigsüßen Stimme, und um den Zauber fest zu machen, schenkte sie ihm etwas — eine Rose etwa. Nahm er die nun in seiner Dummheit, so mußte er am nächsten Tage in den Wald, er mochte wollen oder nicht. Da kommt er denn natürlich bald vom Wege ab und läuft die Kreuz und Quer herum, bis er sich endlich am Fuße einer uralten Buche schlafen legt. Und wenn er nun so da liegt und sieht, wie die rothen Sonnenstrahlen in den grünen Zweigen Versteckens spielen und die blauen Libellen Haschens auf dem schwarzen Wasser, und hört, wie es in dem Röhricht flüstert und droben in den Wipfeln der Bäume rauscht, und weht und rauscht — — — „Melitta, kommst Du endlich. Steige herab

von Deiner Bella! Du siehst ja, daß ich hier festgewachsen bin. O Du Liebe, Holde, Angebetete! Melitta, Süße! einen Kuß, einen einzigen Kuß! Und Du willst fort, jetzt fort — aber was ist das? was will die braune Hexe? Nein, nein — Du bist nicht Melitta!"

Oswald stützte sich auf den Ellbogen und starrte schlaftrunken in das braune Gesicht, das sich über ihn beugte: „Was willst Du von mir?"

„Nichts Schlimmes, schmucker, junger Herr! Sah den jungen Herrn liegen, wußte nicht, ob schlafend oder tot; ist gefährlich, zu schlafen im Wald am Sumpfesrand, wenn man's nicht gewohnt ist von Kindesbeinen."

Oswald, der sich wieder vollkommen zurechtgefunden hatte, betrachtete jetzt das Weib, das vor ihm stand, genauer und erkannte dann alsbald in ihr eine jener Zigeunerinnen, wie sie hier zu Lande nicht selten, wahrsagend, hausirend, musicirend, bettelnd, gelegentlich auch stehlend, von Dorf zu Dorf und von Jahrmarkt zu Jahrmarkt ziehen. Diese hier mochte nach dem Feuer ihrer dunklen Augen, den runden halbnackten Armen und der straffen Haltung des schlanken hohen Leibes zu schließen, zwischen fünfundzwanzig und dreißig Jahre zählen; aber Wind und Wetter, Hunger und Kummer, vielleicht auch schlimme Leidenschaften, hatten

arge Verwüſtungen in dem einſtmals ſchönen Geſichte angerichtet, den Zügen eine unangenehme Schärfe gegeben, die Augenhöhlen übermäßig vertieft, ja ſchon hier und da einzelne graue Streifchen in das üppige, blauſchwarze Haar geſtreut, das mit ſeinen dicken Flechten ein beſſerer Schutz für den edelgeformten Kopf war, als der Lappen rothen Zeuges, den ſie turbanartig herumgewunden hatte. Ihre Kleidung war ſehr ärmlich und vielfach geflickt, ihre Füße nackt. Oswald ſah jetzt auch, daß an einem der nächſten Bäume ein wunderlich geformtes Inſtrument hing und allerlei Geräth umherlag. Ein mit einem rothen Federbu[illegible] und einer bunten Decke geſchmückter Eſel ſtrich langſam durch die Stämme und ließ ſich das harte Waldgras vortrefflich ſchmecken.

„Sind Sie ganz allein, gute Frau?“ fragte Oswald.

„Nein, mein Bub iſt bei mir, der Czike; er iſt in den Wald gangen, Waſſer zu holen; dies taugt nur für Fröſch' und Kröten.“

„Und wie kommen Sie hierher an dieſen abgelegenen Ort?“

„Kenne den Platz ſchon ſeit vielen Jahren. Mache ſtets hier Raſt, wenn ich in dieſe Gegend komme. Schläft ſich billiger im Walde, als in der Dorfſchenke, guter Herr.“

„Da können Sie mir gewiß auch den Weg nach Berkow zeigen. Iſt es noch weit von hier?"

„Gar nit weit, der Bub', der Cziko, ſoll Sie führen."

Das Weib legte die Hände an den Mund und ahmte den Ruf der Holztaube auf das täuſchendſte nach. Alsbald antwortete aus dem Walde ein heller Falkenſchrei, und nicht lange darauf kam ein Knabe herbeigeſprungen, der, wie er den Fremden erblickte, ſcheu und mißtrauiſch unter den Bäumen ſtehen blieb. Einige Worte indeſſen, ihm von ſeiner Mutter in einer Oswald unbekannten Sprache zugerufen, machten ihm Muth. Er trat, Oswald das Blechgefäß mit Waſſer, das er in der Hand trug, hinhaltend, furchtlos heran und ſagte: „Willſt Du trinken, Herr?"

Das Gefäß war nicht beſonders reinlich, aber der es anbot, viel zu ſchön, als daß Oswald es hätte zurückweiſen können, ſelbſt wenn er weniger durſtig geweſen wäre, wie er es war. Cziko war vielleicht zehn Jahre alt; aber auch er ſah älter aus. Der feuchte Nebelwind, der über die herbſtlichen Felder fegt, und der Schneeſturm, der durch den Hagedorn ſauſt, hatten alle Jugendfriſche von des Knaben wunderbar ſchönem Geſicht gewiſcht und den tiefdunklen Gazellenaugen einen Ausdruck halb des Kummers und halb des Trotzes

gegeben, daß man nicht ohne Wehmuth hineinschauen konnte.

Mit dem doppelt scharfen Blick der Bettlerin und der Mutter sah das Weib wohl, welch tiefen Eindruck ihr Kind auf den Fremden machte.

„Ja, er ist ein braver Bub', der Czike," sagte sie, „flink wie ein Eichhorn und tapfer wie eine wilde Katz, und das Cymbal schlägt er wie Keiner."

„Ist das ein Cymbal, was dort am Baume hängt?" fragte Oswald, einigermaßen erstaunt, daß dies Instrument noch anderswo, als in Lenau'schen Gedichten existire.

„Geh, Czike, zeig' dem Herrn, was Du kannst," sagte die Frau.

Der Knabe nahm das Instrument herab, legte es auf einen Baumstumpf zurecht und die Klöpfel ergreifend, begann er, erst langsam, dann schneller und immer schneller hämmernd, eine wunderliche Musik. Sein Herz schien voll von Musik; seine mageren braunen Wangen rötheten sich, die dunklen Augen, die er manchmal träumend zu den Wipfeln erhob, leuchteten. Dann fiel er in ein anderes Tempo und eine andere Melodie, und nach den ersten Takten begann die Frau, die während dessen unter einem Kessel ein Reisigfeuer entfacht hatte, in tiefer, wohllautender Stimme, an dem Kessel

ſchaffend und ab- und zugehend, eines jener ſlaviſchen Volkslieder, deren ſüß-melodiſche Klage uns Wehmuth in's Herz und Thränen in die Augen lockt. Oswald ſaß da, den Kopf in die Hand geſtützt und hörte und ſchaute zu, wie im Traum. Es war, als ob die nie zuvor gehörten, melancholiſchen Töne ganz neue Gefühle in ihm wach riefen, ein tiefes Mitleid mit ſeiner, mit aller Weſen Exiſtenz und doch auch ein Sehnen und Schmachten nach einem unendlichen, namenloſen Glück.

Das Lied war zu Ende. Oswald fuhr empor. [redacted] ſah auf ſeine Uhr. Schon drei Stunden waren vergangen, ſeitdem er den Wald betreten; er durfte, wollte er noch heute Melitta ſehen, keinen Augenblick länger zögern.

„Kann mich der Czike den Weg nach Berkow führen?“ ſagte er, auf die Frau zutretend und ihr ein paar Geldſtücke bietend. Die Zigeunerin ſtrich das Geld aus der flachen Hand, als ob es ihr nur darauf ankomme, die Linien derſelben genauer zu ſehen, und ſie an den Fingerſpitzen feſt haltend, ſchien ſie eifrig darin zu leſen.

„Nun,“ ſagte Oswald lächelnd, „da ſteht wohl nicht viel Gutes?“

„Viel Gutes, viel Schlimmes," sagte die Zigeunerin, den Kopf schüttelnd.

„Das ist meistens so im Leben," sagte Oswald; „und worin bestände denn das Gute?"

„Viel Gutes, viel Schlimmes," wiederholte die Zigeunerin. „Jede gute Linie von einer schlimmen durchkreuzt; kann das Gute nicht nennen, ohne das Schlimme."

„Nun so nenne es, wie es kommt," sagte Oswald, der anfing, ungeduldig zu werden.

„Viel zum Glück, und doch nicht glücklich," murmelte die Zigeunerin. „Männern Feind und Frauen Freund; rasch im Hassen, rasch im Lieben; buntes Leben, früher Tod."

„Nun," sagte Oswald, „das läßt sich ja noch hören. Aber wie war das mit den Frauen? das interessirt mich."

„Viel Gutes, viel Schlimmes," wiederholte das Weib, den Kopf noch tiefer beugend, als sollte ihr auch die feinste Linie nicht entgehen; „viel, sehr viel Liebe und doch wenig, ach! so wenig Glück!"

„Liebe ich jetzt?"

„Ja."

„Und wen?"

„Eine sehr vornehme, sehr schöne und sehr reiche Dame.“

„Hm! und liebt sie mich auch?“

„Mehr, viel mehr, wie Du sie!“

„Und wo steckt denn da das Schlimme?“

„Viel, viel Schlimmes; denn Du kannst nicht treu sein.“

„Woher weißt Du das?“

Die Wahrsagerin zuckte mit den Achseln. Hier steht noch eine Dame, und hier noch eine — Du liebst sie alle; das sollte nicht sein; bringt Dir kein Glück.“

„Aber mit dem bunten Leben und dem frühen Tode hat es doch seine Richtigkeit? Nun denn, so kann ja auch das Unglück so groß nicht sein. Und hier hast Du noch etwas zum Lohn für die gute Kunde.“

„Danke, nehme nur für das Glück, das ich verkünde, nichts für das Unglück.“

„Da wundert es mich freilich nicht, daß Sie so arm sind, gute Frau! So nehmen Sie's als Botenlohn für den Czike.“

Die Zigeunerin nahm mit wirklichem oder nur gemachtem Widerstreben das Geld und rief dem Knaben, der während dieser Zeit fortwährend, in sich versunken, auf seinem Instrumente leise phantasirt hatte, in ihrer Sprache ein paar Worte zu. Das Kind sprang auf,

trat vor Oswald und ſagte: „Willſt Du kommen, Herr?“

„Adieu, liebe Frau!“ ſagte Oswald, nicht ohne Theilnahme dem Zigeunerweib in die dunklen, glänzenden Augen ſchauend; „wenn Sie nach Greenwitz kommen, vergeſſen Sie nicht, nach dem Doctor Stein zu fragen.“

Die Frau kreuzte die Arme über dem vollen Buſen und neigte ſich tief. Oswald ergriff ſeinen Hut und folgte dem Czike, der ſchon hinter den Bäumen faſt verſchwunden war.

Zwölftes Kapitel.

„Nicht so schnell, Cziko!“ rief Oswald, den Schooß seines Rockes von den Dornen eines Busches los machend; „nimm Rücksicht auf meinen civilisirten Zustand.“

Der Knabe ging langsamer, hielt sich aber immer in scheuer Entfernung von dem Fremden. Vergebens suchte ihn Oswald in ein Gespräch zu verwickeln, während er mühsam die Büsche auseinander drückte, durch die der Knabe wie eine wilde Katze schlüpfte. So waren sie vielleicht eine Viertelstunde gegangen, als sie plötzlich aus dem dichten Wald in ein Gehölz gelangten, das schon zu dem Parke von Berkow gehören mußte. Reinlich gehaltene Wege, hier und da eine grüne Bank oder eine verwitterte Hermensäule. Ueberall die Spuren ordnender Menschenhand. Dann traten sie auf einen breiteren Fahrweg, der wohl die Fort-

ſetzung deſſelben Weges ſein mochte, von welchem Oswald abgekommen war, und der mit einem eiſernen Gitterthor endigte, das unmittelbar auf den Hof des Gutes führte. Czike blieb ſtehen, deutete ſtumm auf das Thor; dann ſich vor Oswald mit verſchränkten Armen verneigend, ſprang er in die Büſche zurück und war im nächſten Augenblicke verſchwunden.

„Ein geheimnißvoller Anfang,“ ſprach der junge Mann bei ſich, während er langſam, faſt zögernd auf das Thor zuſchritt. „Iſt es die Nachwirkung der ſeltſamen Zigeunerwirthſchaft, oder die Vorahnung deſſen, was mir hier in dieſem Schloß der Zauberin begegnen ſoll, aber mir iſt wunderlich zu Muthe. Ich hätte am Ende doch beſſer gethan, den Wagen, welchen mir geſtern der alte Baron anbot, nicht auszuſchlagen. Ich wäre dann vielleicht dem Paſtor und ſeiner Primula entgangen, und auf jeden Fall käme ich jetzt, in ſtattlicher Würde, von den ſchwerfälligen Braunen gezogen, angefahren, und nicht zu Fuß in bedeutend derangirter Toilette wie ein reiſender Handwerksburſch. Ei nun! Kleider machen wohl Leute, aber keine Männer, und Melitta, wenn mich nicht Alles trügt, verkehrt mit Männern lieber, als mit — Leuten.“

Er klinkte das unverſchloſſene Gitterthor auf, und trat in den Hof. Ein mächtiger Neufundländer Hund,

der im Grase gelegen hatte, richtete sich langsam empor, als er die Thür in den Angeln kreischen hörte und kam Oswald wedelnd entgegen. „Nun, das ist wenigstens ein freundlicher Willkomm!“ sprach der junge Mann bei sich, während er, das prachtvolle Thier streichelnd, weiter schritt. Rechts blickte er über ein niedriges Stacket in einen blühenden Garten. Mit dem Stacket in einer Linie war die Front des Herrenhauses, ein zweistöckiges, schmuckloses Gebäude, das sich indessen mit seiner altersgrauen Farbe, dem großen steinernen Balkon über der Thür und den zwei gewaltigen Linden davor, recht stattlich ausnahm. Die drei anderen Seiten des geräumigen Hofes waren von den Wirthschaftsgebäuden eingenommen. Ein Stacket und eine Reihe junger Obstbäume war parallel mit dem Wohnhause quer über den Hof gezogen, als Schranke zwischen diesem und dem Rasenplatz vor dem Hause. Oswald blickte, an der Front desselben hinschreitend, durch die offenen Fenster in schöne Zimmer. Es war Niemand darin. Er blickte durch die ebenfalls offenstehende Hausthür auf den mit Steinfließen ausgelegten Flur. Eine große Wanduhr schwatzte in der lautlosen Stille. Auch auf dem Hofe regte sich nichts. Der ganze Platz war wie ausgestorben, nur die Spatzen zwitscherten und lärmten in den Linden, und die

Schwalben ſchoſſen an der Mauer hin zu ihren Neſtern unter dem Dache, die Jungen zu füttern, und ebenſo eilig wieder davon.

„Es wird Niemand zu Hauſe ſein," dachte Oswald. „Du haſt den langen Weg vergebens gemacht. Oder kannſt Du mir ſagen, wo Deine Herrin iſt, Neufundländer? Sollen wir einmal im Garten nachſehen?"

Der Hund, als ob er verſtanden, was man von ihm wolle, trabte von Oswald fort nach einer Thür, die rechts neben dem Hauſe in den Garten führte; und blickte, dort ſtehend, ſich nach dem Fremden um.

„Alſo wirklich im Garten?"

Oswald drückte die Thür auf. Der Hund lief vor ihm her an Blumenbeeten vorüber in einen ſchmalen Heckengang bis zu ein paar Stufen, die rechts durch die Hecke auf eine Art Terraſſe führten. Dort ſah er ſich noch einmal nach Oswald um. Dann ſprang er die Stufen hinauf. Oswald folgte.

Zwiſchen hohen blühenden Sträuchern war das Thier verſchwunden. Indeſſen hatte der junge Mann kaum einige Schritte gethan, als ſich ſeinen Blicken ein Bild zeigte, das ihn regungslos an ſeine Stelle bannte. Er ſah auf einen kleinen offenen Platz, der auf zwei Seiten von den hohen Hecken, welche die ganze Terraſſe umſchloſſen, eingerahmt war. In der

Mitte schoß ein hochstämmiger, breitästiger Tannenbaum wie eine Lanze machtvoll in die Höhe. An dem Fuße des Baumes auf dem Teppich brauner Nadeln stand ein runder Gartentisch und ein paar Stühle. In einem der Stühle, umflossen von dem weichen, träumerischen Licht des Sommernachmittags, saß Melitta, den Kopf in die eine Hand gestützt, während die andere mechanisch die treue Dogge streichelte, die sich dicht an die Herrin drängte. Sie trug ein weißes Kleid, das in anmuthigen Linien den schlanken Leib umfloß und Busen und Schultern nur zu verhüllen schien, um die schönen Formen desto reizender zu umschreiben. Auf dem Tisch lagen Handschuh, ein breiträndiger Strohhut und ein aufgeschlagenes Buch.

Sie saß so in sich versunken da, daß sie den leichten Schritt Oswalds nicht vernahm, bis er vor ihr stand. Da hob sie schnell den Kopf empor und unterdrückte nur mit Mühe einen Ruf freudigster Ueberraschung, den Mann leibhaftig vor sich zu sehen, mit dem ihre Gedanken so eben beschäftigt gewesen waren. Für einen Augenblick stockte ihr das Blut im Herzen, und dann mit Macht hervorbrechend, übergoß es die bleichen Wangen mit hoher Purpurgluth.

„Sieh da!“ sagte sie, sich rasch erhebend, und Oswald die Hand entgegenstreckend.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau," ſagte der junge Mann, die ſchöne zitternde Hand, die jetzt in der ſeinen ruhte, ehrfurchtsvoll an die Lippen führend, „wenn ich unangemeldet —"

„Aber nicht unerwartet Ihr dolce far niente ſtöre — und ſo weiter, und ſo weiter —" unterbrach ihn Melitta. „Kommen Sie, von Ihnen will ich keine Redensarten hören. Ueberlaſſen Sie das unſern hohlköpfigen Junkern. Setzen Sie ſich und bedanken Sie ſich zuvörderſt, daß Sie mich überhaupt noch finden. Bemperlein und Julius ſind, an Ihrem Kommen verzweifelnd, vor einer halben Stunde auf Beſuch in die Nachbarſchaft gefahren. So müſſen Sie denn mit mir allein vorlieb nehmen. Das iſt Ihre gerechte Strafe."

„Wenn die Strafe gerecht iſt, ſo iſt ſie auf alle Fälle ſehr mild," antwortete Oswald heiter, „und ich unterwerfe mich ihr mit der Demuth, die dem reuigen Sünder ziemt."

„Sie ſehen auch wahrhaftig wie ein reuiger Sünder aus! Aber im Ernſt, warum kommen Sie ſo ſpät, und —"

„Und in ſo derangirter Toilette? Im Ernſt, gnädige Frau, ich konnte nicht früher und nicht anders erſcheinen. Wenn man, wie ich, den weiten, unbekannten Weg zu Fuß zurücklegt."

„Wie kommen Sie aber auch auf den närriſchen Einfall?“

„Ich leide ſehr an närriſchen Einfällen, gnädige Frau.“

„Da theilen Sie mit mir daſſelbe Schickſal. Weiter!“

„Und wenn man ſich unterwegs von einer alten Frau eine Vorleſung über Unſterblichkeit, von einem Landpaſtor eine Predigt über daſſelbe Thema und von deſſen geiſtreicher Gemahlin erzählen laſſen ſoll: was ſie den Thieren abgelauſcht —“

„Ach Sie Unglücklicher,“ rief Melitta, die Hände zuſammenſchlagend.

„Wenn man ſich darauf im Walde verirren, am Rand eines Sumpfes einſchlafen, bei der Gelegenheit allerlei ſüßes, närriſches Zeug träumen, beim Erwachen ſich von einer Zigeunerin wahrſagen, ſich von deren Buben auf den rechten Weg bringen, und bei der Ankunft in dieſem verzauberten Schloß Niemanden finden ſoll, der den Fremden zur Chatelaine führt, als dieſen liebenswürdigen Hund, der ſo aufmerkſam zuhört, daß man glauben ſollte, er verſtünde unſre ganze Unterhaltung, ſo werden Sie mir zugeben müſſen, daß man mindeſtens eben ſo viel Zeit braucht, dies Alles zu thun, als zu erzählen.“

Die Dogge legte vertraulich den ungeheuren Kopf

auf der Herrin Schooß und blinzelte zu ihr empor. „Biſt mein braver Bonceeur," ſagte ſie, den Lieblingshund tätſchelnd, „machſt Deinem Namen Ehre. Siehſt im Haus und Hof hübſch nach dem Rechten; weißt wohl, daß es außer Dir und dem Baumann doch Niemand thut. — Wiſſen Sie, daß mich Ihr Zuſammentreffen mit der braunen Gräfin, ich meine der Zigeunerin, und der Czika, denn es iſt ein Mädchen, wie ich Ihnen zum Ruhme Ihres Scharfſinnes nur ſagen muß, ſehr intereſſirt."

„Ein Mädchen, der Czika?"

„Die Czika, ein Mädchen — verlaſſen Sie ſich darauf; aber wo trafen Sie die Beiden?"

„Eine Viertelſtunde von hier im Walde, bei demſelben Zauberſee, an deſſen Rande ich eingeſchlafen war."

„Alſo doch auf Berkower Gebiet — das freut mich."

„Sie ſcheinen ſich in der That für die ſchöne Mutter und die ſchönere Tochter — ich finde jetzt allerdings, daß das Kind für einen Knaben viel zu ſchön war — ſehr zu intereſſiren, gnädige Frau. Wie kommt die Zigeunerin zu dem Namen: „die braune Gräfin?"

„Ach!" lachte Melitta, „das iſt eine lange Geſchichte und ein Beiſpiel von den närriſchen Einfällen, von denen ich, wie Sie, heimgeſucht werde, und die freilich bei mir meiſtens an das Gebiet der dummen

Einfälle ſtreifen. Vor ſechs Jahren kam die Iſabel zum erſten Male in unſere Gegend. Sie war damals vielleicht zwanzig Jahre — vielleicht, denn genau weiß ſie es ſelbſt nicht. Ihr Kind, die Czika, war vier Jahre alt; das wußte ſie, denn es war wirklich ihr eigenes Kind und keine geſtohlene Prinzeſſin oder dergleichen."

„Woher wiſſen Sie das?"

„Aus der frappanten Aehnlichkeit zwiſchen Mutter und Kind, die Ihnen doch auch aufgefallen ſein muß. Beide waren damals bildſchön, ſo ſchön, wie ich nie wieder etwas geſehen habe. Ich glaube kein Menſch hätte ungerührt bleiben können bei dem Anblick dieſer ſo jugendlichen Mutter mit ihrem prächtigen Kinde, das in ſeiner wunderlichen Tracht und ſeinen üppigen dunklen Locken ſo gut für einen Knaben wie für ein Mädchen gelten konnte. Ich habe nur auf Murillo's Sonne-getränkten, Leidenſchaft-durchglühten Bildern ſpäter etwas Aehnliches geſehen. Ich, die ich die Schwäche habe, mich auf maleriſche Schönheit verſtehen zu wollen, und ſelbſt ein wenig in dieſer herrlichen Kunſt pfuſche, zeichnete und malte damals vom Morgen bis in den Abend Zigeunerköpfe. Ich vergaß nämlich zu ſagen, daß ich die Beiden ein paar Tage lang hier in Berkow feſthielt. Zufällig mußte ich da

mals eine große Gesellschaft geben. Und — jetzt kommt der dumme Einfall — um unserer albernen Sippe einen Possen zu spielen, denn das war doch der eigentliche Grund, kleide ich die Isabel in das prächtigste Kleid, das ich in meiner Garderobe auffinden kann, lasse die Czika von meiner Kammerfrau herausputzen und präsentire sie der Gesellschaft als Isabella Gräfin von Arvan mit ihrem Töchterchen Czika, die ich im vorigen Jahre in Marienbad kennen gelernt hätte und die so eben aus dem fernen Ungarland mich zu besuchen gekommen sei."

„Und was sagte die Gesellschaft?"

„Sie war entzückt. Ich hatte ihr vorher angekündigt, daß Isabella von dem streng nationalen ungarischen Adel sei, der sich das Wort gegeben habe, nie etwas Anderes, wie die Nationalsprache und außerdem nur noch Lateinisch zu sprechen."

„Glaubte die Gesellschaft denn das? und versuchten die Herren nicht, eine lateinische Conversation zu beginnen?"

„Unserer Gesellschaft kann man Alles aufbinden, und was unsere Herren betrifft, so ist lateinisch ihnen spanisch. Isabella, das muß man ihr lassen, füllte ihren Platz auf dem Sopha mit wahrhaft königlichem Anstande aus, und die Griebens, die Trautews, die

Cüllows überschütteten die Standesgenossin mit Aufmerksamkeiten und bedauerten einmal über das andere ihre Unkenntniß der lateinischen Sprache, die es ihnen unmöglich mache, sich mit der fremden Dame in eine, jedenfalls höchst geistreiche und interessante Conversation einzulassen. Die kleine Czika wanderte von einem Schooß auf den andern, und wurde mit Leckerbissen und Küssen fast erstickt. — Kurz, die Comödie spielte zu meiner größten Zufriedenheit bis zu Ende, und in den nächsten Tagen war die ganze Nachbarschaft voll von „der braunen Gräfin," wie man die Freundin Melitta's von Berkow kurzweg zu nennen beliebte. Nun wie gefällt Ihnen die Geschichte?"

„Offen gestanden nur halb, gnädige Frau. Ihrer vernehmen Gesellschaft gönne ich die Mystification von ganzem Herzen, aber es thut mir weh, wenn ich sehe, wie der Arme und Hülflose, eben weil er arm und hülflos ist, sich zum Spielding des Reichen und Mächtigen hergeben muß."

Melitta sah Oswald voll in die Augen und antwortete ohne die mindeste Spur von Empfindlichkeit:

„Sehen Sie, das ist hübsch, daß Sie so denken; und noch hübscher finde ich es, daß Sie es mir so geradezu sagen. Aber ich habe Ihnen ja von vornherein zugestanden: es war ein dummer Streich, den

ich nachher aufrichtig bereute und deſſen böſe Folgen ich, ſoweit ich vermochte, wieder gut zu machen mich bemühte. Denn, hören Sie nur, wie die Sache weiter verlief. Der braunen Gräfin hatte ich natürlich die Sachen geſchenkt, die ſie und die Czika bei der Comödie getragen. Das arme Weib, das mit dem Plunder nichts anfangen konnte, wollte ſie in der nächſten Stadt verkaufen. Man glaubte, ſie habe die Sachen geſtohlen, und verlangte, ſie ſolle ſich über den ehrlichen Erwerb derſelben ausweiſen. Sie vermochte es nicht, denn ſie hatte meinen Namen nur den Namen meines Gutes vergeſſen, und überdies konnte kein Menſch aus ihrem Kauderwelſch klug werden. Die Herren vom Gericht beſchloſſen deshalb in ihrer Weisheit, die braune Gräfin als Landſtreicherin und Diebin einzuſperren, bis ſich die Sache auf eine oder die andere Weiſe aufklären würde. Unglücklicherweiſe war ich ein paar Tage zuvor in ein benachbartes Bad gereiſt, und während ich dort die friſche Seeluft in vollen Zügen einſog, mußte die Aermſte wochenlang in dem dumpfen Gefängniſſe ſchmachten. Ach! und dieſen Leuten iſt die Freiheit Alles! Sehen Sie, das werde ich mir nie vergeben! — Erſt nach meiner Rückkehr erfuhr ich durch einen Zufall das Unglück, welches ich angerichtet hatte. Natürlich that ich ſofort die nöthigen

Schritte. Ich fuhr selbst nach B. und öffnete den Kerker meiner armen braunen Gräfin. Aber, wie fand ich sie wieder! Bleich, abgemagert, verhärmt, um so viele Jahre gealtert, als sie Wochen gefangen gesessen hatte. Die kleine Czika sah wo möglich noch schlimmer aus. Ich nahm sie mit hierher nach Berkow; ich pflegte sie, ich tröstete sie, ich beschenkte sie, ich that, was ich konnte. Aber die Reue kam hier wie überall zu spät. Der kleinen Czika war die Kerkerluft bis in's Herz gedrungen. Sie verfiel, kaum hier angekommen, in ein hitziges Fieber, und ich danke Gott noch heute, daß sie mit dem Leben davon kam. Was hätte ich anfangen sollen, wenn sie gestorben wäre!"

Melitta schwieg und in ihrem Auge glänzte etwas, wie eine Thräne. Aber im nächsten Momente lachte sie schon wieder und sagte:

„Nun, sie starb ja nicht, sondern wurde wieder munter und frisch wie vorher, und spielte sich mit meinem Julius hier wieder helle Augen und rothe Backen. Die Kinder hatten sich sehr lieb gewonnen, und ich hätte die Kleine gar zu gern hier behalten, sie mit Julius zusammen erziehen zu lassen. Das Kind zeigte die köstlichsten Anlagen, besonders ein überraschendes Talent für Musik. Die braune Gräfin wollte ich zu meiner Kammerfrau machen, oder wozu

ſie wollte. Ich ſtellte ihr frei, ihr Leben nach ihrem Belieben einzurichten, und bat ſie nur, zu bleiben. Aber es war die alte Geſchichte von dem Froſch und dem goldenen Stuhl. Ein paar Wochen hielt ſie das zahme Leben aus; und eines ſchönen Morgens war ſie verſchwunden — ſie und die Ezika. Später ſind ſie wiederholt in dieſe Gegend gekommen, aber hierher zu mir kommen ſie nicht mehr. Die Iſabel grollt mir entweder noch, oder ſie iſt eiferſüchtig auf mich und fürchtet, ich werde ihr die Ezika ſtehlen. Und doch muß ſie einſehen, daß ich es gut mit ihr meine. Die Leute im Dorf haben Befehl, ihr, wenn ſie verſpricht, jede Gefälligkeit zu erweiſen, der Förſter hat den Auftrag, ſie unbeläſtigt im Walde zu laſſen; und ich verſage mir das Vergnügen, ſie aufzuſuchen, weil ich fürchte, ſie ganz zu verſcheuchen. Das iſt meine Geſchichte von der braunen Gräfin. Sind Sie mir noch böſe?"

„Welches Recht hätte ich dazu?"

„Nun, Sie machten vorher ein ſo finſteres Geſicht, daß ich mich ganz als arme Sünderin fühlte."

„Sie belieben zu ſcherzen. Was kann Ihnen an meinem Urtheil gelegen ſein?"

„Mehr, als Ihre jedenfalls halb erkünſtelte Beſcheidenheit zu glauben vorgiebt. Eine Frau hält ſtets

große Stücke auf eines Mannes Urtheil, weil sie in stinctiv fühlt, daß des Mannes Kopf besser, das heißt nicht schneller, aber gründlicher, sicherer denkt, als ihr leichtsinniges Frauengehirn. Und vor euch gelehrten Herren haben wir noch einen ganz besonderen Respect. Ihr habt Alle um die Augen und um die Mundwinkel herum so etwas Mystisches, Unergründliches, so etwas —"

Oswald mußte laut auflachen.

„Ja, lachen Sie nur. Ihnen mag das nicht so erscheinen; aber wir fürchten uns vor eurem Wissen, auch wenn wir Einen oder den Andern unter euch, der gut müthig genug ist, sich dazu herzugeben, zur Zielscheibe unseres Spottes machen. Da ist mein Bemperlein, mein guter, treuer Bemperlein. Nun, er ist wahrhaftig kein Genie, und kennt die Welt gerade so gut, wie ich das Griechische; und dennoch ziehe ich, wenn wir uns streiten, jedesmal den Kürzeren. Das ist doch ärgerlich. Nehme ich dagegen unsere Landjunker. Es sind hübsche, sehr hübsche Männer darunter, die in Landwehrlieutenants-Uniform sich mit ihren blonden Schnurrbärten, sonnengebräunten Gesichtern und hellen blauen Augen prächtig ausnehmen; aber in Civil sehen sie dumm aus. Sie haben das Stupide, Leblose von schönen, Pferde- und Hundegesichtern. Der Einzige

von ihnen, der studirt hat, sieht aus, als wäre er aus einer anderen Welt."

„Wer ist dieser Phönix?"

„Baron von Oldenburg."

Ein Schatten fuhr über Melitta's lebensvolles Antlitz, wie wenn eine Wolke über eine sonnenhelle Landschaft jagt. Sie starrte auf ein paar Augenblicke vor sich hin, wie wenn sie den Faden des Gesprächs verloren hätte. Dann wie aus einem Traum erwachend:

„Ja, was ich sagen wollte — und darum will ich, daß mein Julius studirt. Aber ich schwatze und schwatze und frage nicht einmal, ob Sie nicht hungrig und durstig und müde sind, wozu Sie doch nach Ihren Kreuz- und Querfahrten das vollkommenste Recht haben. Kommen Sie, wir wollen hineingehen und sehen, ob wir nicht Jemand auftreiben können, der uns einige Erfrischungen besorgt. Mich verlangt ebenfalls darnach, denn es fällt mir ein, daß ich eigentlich nichts zu Mittag gegessen habe. Sind Sie noch gar nicht in dem Hause gewesen?"

„Doch, wenigstens auf dem Hausflur. Ich fragte eine große Wanduhr, ob ich Frau von Berlepsch meine Aufwartung machen könne, aber sie antwortete: Schnick Schnack, Schnick Schnack! Da ging ich wieder fort."

Melitta hatte sich erhoben und ihren Strohhut

aufgesetzt, ohne sich weiter um die langen Bänder zu kümmern, von denen das eine über den Busen, das andere über den Rücken lief, und sagte lächelnd, während Oswald im Aufstehen das Buch ergriffen und nach dem Titel gesehen hatte:

„Für Sie spricht auch wohl jedes Ding seine Sprache?"

„So ziemlich. Dies Buch zum Beispiel sagt mir: Frau von Berkow könnte mich auch ungelesen lassen, da es so viel bessere Bücher zu lesen giebt."

„Ja, du lieber Himmel, wir auf dem Lande lesen, was uns die Leihbibliothekare und die Buchhändler zu schicken belieben. Aber, was haben Sie gegen diese Mystères?"

„Erstens ärgert es mich, daß ich auf das Buch stoße, wo ich gehe und stehe. In Grünwald lag es auf jedem Tisch; kaum war ich zwei Tage in Grenwitz, verfolgte es mich auch dahin, und nun muß ich es auch noch gar bei Ihnen finden. Ich habe es nicht bis über den zweiten Band hinaus bringen können, und Sie sind zu meinem Erstaunen schon im vierten. Wie können Sie sich für diesen Chourineur, diesen Maître d'école, diese Chouette, und wie das Gesindel [illegible] noch heißt, interessiren? Wahrlich, doch kaum so [illegible] wie für Bestien in der Menagerie. Denn diese sind doch wenigstens Gottes Geschöpfe,

während jene nur die Ausgeburten der wüsten Phantasie eines verbrannten Dichtergehirnes sind."

„Sie mögen Recht haben," sagte Melitta, während sie jetzt von der Terrasse in den Garten hinabstiegen. „Es ist vielleicht ein Unglück, daß solche Bücher geschrieben werden, und ein noch größeres Unglück, daß wir, und besonders wir Frauen, in unserer Erziehung und Bildung so verwahrlost sind, um an diesen Büchern doch eine Art von Geschmack zu finden. Uebrigens nehme ich Alles, was Sue von jenem Gesindel erzählt, auf Treu und Glauben hin, wie die Berichte eines überseeischen Reisenden von den Wundern, die er zu Wasser und zu Lande erlebte, um so mehr, als er die Sphären der Gesellschaft, die ich kenne, zum Theil sehr wahr, sehr treu schildert."

„Ist etwa Rudolphe, Grand Duc Régnant de Gerolstein auch nach dem Leben?"

„Das weiß ich nicht, aber so viel weiß ich, daß Geschichten, wie die des Marquis d'Harville und seiner Frau so oder ähnlich alle Tage im Leben vorkommen."

Oswald antwortete nicht; es fiel ihm ein, was er über das Verhältniß Melitta's zu ihrem Gemahl gehört hatte, wie Herr von Berkow nun schon seit sieben Jahren in unheilbarem Wahnsinn lag. Eine Ahnung der trauervollen Scenen bis zum Hereinbrechen der

furchtbaren Katastrophe überkam ihn; es that ihm weh, daß er unversehens an den Vorhang eines so dunkeln Familiendrama's gerührt hatte. Aber zugleich erfaßte ihn eine unendliche Theilnahme für die reizende Frau, die hier in dieser grünen Wildniß die schönsten Jahre ihres Lebens einsam vertrauern sollte. Was hilft ihr Jugend, Schönheit und Reichthum ohne Liebe! und wird sie wohl so geliebt, wie sie geliebt zu werden verdient, wie sie geliebt zu werden wünscht, sie, durch deren weiche, schmachtende Augen man in unergründliche Tiefen von Zärtlichkeit und Leidenschaft blickt?"

Mitleid ist der erstgeborene Bruder der holden Schwester Liebe. — Während Oswald das Schicksal der schönen Frau beklagte, fühlte er, wie ein Quell schmerzlich süßer Gefühle warm aus seinem Herzen hervorbrach, und es bald bis zum Zerspringen füllte. Und wenn die kalte klassische Liebe im Wellenschaum geboren wird — für die romantische moderne Liebe ist die weiche, blumenduftgetränkte, warme Luft eines üppig blühenden Gartens eine günstigere Atmosphäre. — Wollüstige Schatten erfüllten die lauschigen Bosketts, träumerisch lag der Nachmittagssonnenschein auf den grünen Rasenplätzen, in den dichten Kronen der Bäume jubelten die Vögel, Schmetterlinge wiegten sich über den sonnetrunkenen Blumenwäldern der Beete....

Langsam wandelten die schlanken Gestalten durch das grüne Revier; oft still stehend, hier einen Rosenbusch zu bewundern, der in noch üppigerem Schmucke prangte als seine Nachbarn, dort einem Eichhörnchen zuzuschauen, das sich lustig von Ast zu Ast und von Zweig zu Zweig schwang. Immer mehr überkam Oswald das Gefühl, als wandle er in einem herrlichen Traum; als träume er nur diesen Sonnenschein, diesen Blumenduft, diesen Vogelgesang; als träume er nur Melitta's süße Stimme, Melitta's liebestiefe Augen — und auch Melitta war es, als ob sie heute mit ganz anderen Augen sehe, mit ganz anderen Ohren höre. Der fremde Mann, den sie durch ihre Besitzung führte, war ihr so vertraut, als kenne sie ihn schon seit vielen, vielen Jahren, als habe sie ihn immer gekannt; und was sie seit Jahren tagtäglich gesehen, erschien ihr jetzt beinahe fremd. So wahr ist es, daß der Mensch dem Menschen ewig nicht nur das Interessanteste, sondern auch das einzig Verständliche im ganzen Umfang des Daseins ist. Für eine Menschenseele, die mit unserer Seele harmonisch zusammenklingt, werfen wir freudig all' den Plunder fort, mit dem wir, in Ermangelung dieses höchsten Glücks, das Einerlei der Stunden auszufüllen suchten. Und wenn dies schon für den Mann gilt, so gilt es doppelt und dreifach

für die Frau. Für sie giebt es nur eine Seligkeit auf Erden: zu lieben, und nur ein Glück: geliebt zu sein; und Melitta's seit Jahren nur mit oberflächlichen Neigungen, mit leeren Coquetterien hingehaltenes Herz schmachtete nach einer wahren tiefen Leidenschaft; und Melitta fand die halb ehrfurchtsvollen, halb kühnen, aber immer aufrichtig bewundernden, zärtlich liebkosenden Blicke, mit denen der junge Mann an ihr hing und sie wie mit einem unsichtbaren Zaubernetz, dessen Maschen sich dichter und immer dichter woben, umspann, viel zu süß, als daß sie dem, der ihr dies süße Glück gewährte, nicht von Herzen hätte dankbar sein sollen.

Sie fühlte sich unsäglich glücklich, und dennoch ernster gestimmt, als es wohl sonst ihre Gewohnheit war. Der Sturm der Leidenschaft, der in ihrer Seele langsam heraufzog, warf schon seine dunkeln Schatten über ihr sonnenhelles Gemüth, und sein erster Anhauch zerriß den leichten Schleier, den die Zeit mühsam über so manches heitere Bild vergangener Tage gewebt hatte. Während Oswald den Bildungsgang, den er für Julius am geeignetsten hielt, entwarf, dabei auf sein eigenes Leben zu sprechen kam, und die schöne Frau, gleichsam als ein Zeichen seiner Liebe und Verehrung, so manchen Blick in das tiefgeheimste Leben

seiner Seele thun ließ, fühlte sie sich mehr wie einmal auf das sonderbarste ergriffen. Manche Gedanken, die der junge Mann in seiner lebhaften Weise mit gefälliger Beredtsamkeit vertrug, hatte sie, oft fast in denselben Worten, schon früher einmal gehört von einem Manne, der ihr sehr theuer gewesen war, dessen dämonische Natur ihren regen Geist angeleckt und gefesselt, und dessen rauhe Schroffheit ihren weichen Sinn abgestoßen und beleidigt hatte. Hier fand sie die Rosen wieder, an deren üppigen Duft sie sich damals berauscht, aber ohne die Dornen; hier fand sie, was sie dort so schmerzlich vermißt hatte: Schönheit der Formen, Grazie der Bewegung und Anmuth der Rede.

Dreizehntes Kapitel.

Im eifrigen Gespräch in den Gängen zwischen den Beeten auf- und abwandelnd, wurden sie an ihre Absicht, in das Haus zu gehen, erst erinnert, als sie sich demselben zum zweiten Male näherten. Sie traten durch die offene Thür in einen Saal, dessen harmonische Verhältnisse und einfache, geschmackvolle Decoration auf Oswald sofort den angenehmsten Eindruck machten. Die hohen Kastanienbäume, unmittelbar vor den Fenstern, hielten den Raum kühl und schattig. Das gedämpfte Licht that dem Auge wohl nach dem verschwenderischen Sonnenschein draußen im Garten. Bequeme Sessel in mancherlei Formen und Größen, amerikanische Rocking-chairs, französische Causeusen, ein großer Flügel, Tische mit Büchern und Bildwerken bedeckt, hier und da in dem weiten Gemache schicklich vertheilt, gaben demselben bei allem Reichthum etwas ungemein Wohn-

liches, das auf das liebenswürdigste mit der steifstelligen Ordnung, die in dem Innern des Schlosses Grenwitz herrschte, contrastirte.

„Ich bin doch neugierig, ob Jemand auf mein Klingeln kommen wird," sagte Melitta, ihren Hut auf den Tisch werfend und nach der Klingelschnur gehend. „Unmöglich ist es gar nicht, daß wir uns höchstselbst in die Speisekammer werden verfügen müssen, notabene, wenn wir den Schlüssel auftreiben können."

Sie klingelte und wandte sich wieder zu Oswald, der eine der Marmorbüsten, welche die Wände des Saales schmückten, betrachtete.

„Wie finden Sie diese Maske?"

„Sehr schön; es ist die Rhedontinische Medusa."

„Ah! ich sehe, Sie sind ein Kenner."

„Höchstens ein Liebhaber. Ich habe in der Residenz und sonst manches gesehen; meistens freilich nur Gypse. Seit meinen Knabenjahren war es mein sehnlichster Wunsch, einmal in das gelobte Land Italien zu wallfahren, um dem hohen Gott Apollo von Belvedere persönlich meine Huldigung darbringen zu können."

„Nun das ist doch kein so unbescheidener Wunsch."

„Wenn es unbescheiden ist, zu wünschen, was uns nicht beschieden — doch."

„So wäre es unbescheiden, daß wir etwas zu ves-

pern wünschen, denn das scheint uns auch nicht beschieden;" sagte Melitta mit komisch klagendem Ton. „Aber wird uns nicht oft gerade etwas beschieden, weil wir es lebhaft, heiß, unbescheiden wünschen? Das Schicksal gewährt uns unsern Wunsch, wie eine Mutter dem bettelnden Kinde das Stückchen Kuchen, nur um uns los zu werden."

„Das Schicksal ist kein launisches Weib, sondern ein harter felsenherziger Gott, und wenn wir etwas von ihm haben wollen, müssen wir es ihm abtrotzen."

„Das ist er für euch Männer, und vielleicht ist es gut, daß dem so ist — ihr würdet sonst zu übermüthig. Wir Frauen aber — du lieber Himmel, was sollte aus uns werden, wenn wir uns das bischen Glück ertrotzen sollten. Wir legen uns lieber auf's Bitten und Betteln, und wenn wir eben alle Hoffnung aufgeben wollen und ganz am Glück verzweifeln — dann, gerade dann — sehen Sie, da kommt der Baumann und mit ihm die Aussicht auf unser Vesperbrot."

Die Thür öffnete sich und die Gestalt eines langen, hagern Mannes, dessen altes, runzliges Gesicht mit den buschigen Augenbrauen, eine tiefe Narbe, die über die kahle Stirn am Auge vorbei bis tief in die Wange lief, und ein langer eisgrauer Schnurrbart etwas ungemein Martialisches gaben, erschien auf der Schwelle.

„Gnädige Frau?“ sagte er mit einer Stimme, die aus einer tiefen Höhle zu kommen schien.

„Ach Baumann, es sind wohl außer Ihm Alle ausgegangen?“

„Zu Befehl.“

„Das habe ich aber gar nicht befohlen. Wo ist Mamsell?“

„Drüben in Kaschwitz.“

„Und der Johann?“

„Bei Försters.“

„Und die Mädchen?“

„Im Dorf.“

„Bester Baumann, wir möchten gern etwas Abendbrot haben.“

„Zu Befehl.“

„Kann Er uns denn etwas verschaffen?“

„Schwerlich.“

„Oder wenigstens den Speisekammerschlüssel auftreiben?“

„Wird sich kaum bewerkstelligen lassen.“

„Lieber guter Baumann, seh' Er doch einmal zu, was sich thun läßt.“

„Zu Befehl.“

Damit machte die seltsame Gestalt Kehrt und marschirte wieder zur Thür hinaus.

„Nun was sagen Sie zu meinem maitre d'hôtel?"

„Daß der Mann auf jeden Fall ein Original ist; aber weshalb hat er mich so unverwandt mit seinen alten klugen Augen angesehen?"

Melitta lachte.

„Sie müssen wissen, daß der alte Baumann schon Diener bei meinem Vater war, in dessen Regiment er die Feldzüge gegen Napoleon mitmachte. Er hat mich, als ich ein Kind war, auf seinen Knieen geschaukelt, mich nimmer seitdem verlassen und wird mich nicht verlassen, bis ich sterbe oder er stirbt. Zweimal hat er mir das Leben gerettet, und, ohne daß ich es wollte oder wußte, im Stillen jeden Schmerz mit mir getheilt, ich möchte sagen, auch jede Freude. Wenn ich zu ihm spräche: Baumann, Er muß morgen für mich nach Australien reisen, so würde er sagen: zu Befehl! über Nacht seine Sachen packen, und vor Sonnenaufgang schon unterwegs sein; und wenn ich sagte: es ist nicht anders, Baumann, Er muß für mich sterben, so und so — er würde sagen: zu Befehl! und nicht mit den grauen Wimpern zucken; aber wenn ich zu ihm sagte: hören Sie, Baumann, statt: höre Er, Baumann — so würde er das für eine Aufkündigung unserer Freundschaft halten. Jetzt ist er böse, daß ich ihm nicht gesagt habe, wer Sie sind. Weiß er das, und

weiß er, daß ich Sie gern bei mir sehe, dann ist er zufrieden. Nun passen Sie auf, was geschieht. Er kommt zurück und sagt uns, daß er schlechterdings nichts für uns thun könne. Darauf gebe ich ihm die gewünschte Auskunft, und mache Miene selber zu gehen. Dann wird Frieden geschlossen. Sie müssen ihn aber gütig ansehen, wenn ich von Ihnen zu ihm spreche."

„Keine Sorge, gnädige Frau: ich will so freundlich und mild lächeln, wie ein Engel von Guido Reni."

Abermals öffnete sich die Thür. Der alte Diener erschien; marschirte in das Gemach, blieb genau auf demselben Platze wie das erste Mal stehen und sagte, wiederum Oswald fixirend:

„Keine Menschenmöglichkeit nicht, gnädige Frau."

„Aber Baumann, das ist ja jammerschade. Der Herr Doctor Stein ist eigens aus Bremen, und noch dazu zu Fuß herübergekommen, um mit Herrn Bemperlein über Julius zu sprechen. Und nun sind die Beiden fortgefahren, und wir können ihm nicht einen Bissen, nicht ein Glas Wein vorsetzen; und ich selbst habe heute Mittag, wie Er selbst gesehen hat, gar nichts gegessen und komme nun fast um vor Hunger."

Oswald mußte sich sehr zusammennehmen, daß sich das ihm anbefohlene Lächeln nicht in ein schallendes Gelächter verwandelte, als er sah, wie die Miene des

alten Mannes bei jedem Worte, das Melitta sprach, heller und heller wurde, wie er den verher auf den Gast fixirten Blick von diesem zu jener, von jener zu diesem wandte, als wollte er sagen: Na, seht ihr, junges Volk, daß ihr ohne den alten Baumann nicht fertig werden könnt! und zuletzt sagte:

„Nun, was den Kellerschlüssel betrifft, so habe ich selbigen wie immer in meiner Tasche, gnädige Frau."

„Ja, das ist ja auch wahr, und wie ist es mit dem Speisekammerschlüssel?"

„Eine Menschenmöglichkeit ist noch, daß Mamsell ihn wieder unter den Abstreicher gelegt hat, trotzdem ich sie schon oft dieserhalb verwarnet habe."

„Will er denn einmal nachsehen, Baumann?"

„Zu Befehl."

Sobald sich die Thür hinter dem alten Manne geschlossen hatte, warf sich Melitta lachend in einen Schaukelstuhl.

„Habe ich es nicht gesagt?" rief sie, sich hin- und herwiegend, lustig wie ein Kind, das seinen Willen durchgesetzt hat; „habe ich es nicht gesagt?"

Oswald hatte sich ihr gegenüber an den großen runden Tisch gesetzt, auf dem ein aufgeschlagenes Album und allerlei Zeichenmaterialien lagen. Seine Hand

spielte mit einer Bleifeder, während er Melitta, in Gedanken verloren, anschaute.

„Wollen Sie mich zeichnen?“ rief Melitta.

„Ich wollte, ich könnte.“

„Warum nicht, da liegt mein Album.“

„Das hilft mir nichts. Lehren Sie mich erst die Kunst, unmittelbar mit den Augen malen zu können.“

„Sehen Sie, das ist es gerade, was ich immer wünsche. Wie oft, wenn mich eine Landschaft, eine Gestalt, ein Gesicht interessiren, denke ich: jetzt müßt du's wissen; und will ich nun auf das Papier bannen, was mir so klar vor den Augen steht, wird's eine Stümperei.“

„Ich bin überzeugt, Ihr Album wird das Gegentheil beweisen; darf man es besehen?“

„Nein, man darf es nicht; aber Sie dürfen es. Im Grunde hat es nur Werth für mich; denn für mich steht nicht nur das darin, was ich gezeichnet habe, sondern auch, was ich habe zeichnen wollen. Ueberdies ist mir mein Album eine Art von Tagebuch. Dieses hier werde ich kurz vor meiner italienischen Reise angefangen haben.“

„So waren Sie in Italien?“

„Vor zwei Jahren mit meinem Vetter Barnewitz und seiner Frau. Ich wollte, Sie wären auch von

der Parthie gewesen; einmal Ihrethalben, denn Sie sind es werth, Italien zu sehen, und sodann meinethalben, die ich dann hoffentlich nicht allein, oder in Begleitung von Wachspuppen durch die herrlichsten Gegenden und die reichsten Gallerien hätte wandern müssen. Damals, wie stets, war es das Album, dessen geduldigem Papier ich Alles sagte, was sonst Niemand hören wollte."

Melitta hatte sich erhoben und sich neben Oswald gestellt, der aufstehen wollte, ihr einen Stuhl heranzurücken. Sie aber, ihn daran zu verhindern, legte die Hand leicht auf seinen Arm und ließ sie dort ein paar Augenblicke ruhen, — ein paar Augenblicke, und doch lange genug, daß Oswald's Hand zitterte und seine Stimme bebte, als er jetzt, die ersten Blätter umwendend, sagte:

„Diese Skizzen sind noch vor der italienischen Reise gezeichnet. Hier ist der geheimnißvolle Teich, an dessen Rand ich heute Nachmittag geschlafen und geträumt habe."

„Sie haben mir noch nicht erzählt, was Sie geträumt haben."

„Doch, ich sagte Ihnen ja: süßes, närrisches Zeug."

„Von einer Dame natürlich?"

„Ja."

„So wäre es indiscret, mehr wissen zu wollen.“

„Ach, wie reizend!“ rief Oswald, als er das nächste Blatt umschlug. „Wie heimlich versteckt liegt dieses Häuschen im Walde! Gleich treuen Riesenwächtern umstehen es die alten Fichten. Wie eine schützende Gottheit breitet die Buche ihr mächtigen Aeste darüber hin. Als wollten sie sagen: Du bist unser! klettern die Schlingpflanzen daran hinauf und schaukeln sich vor den niedrigen Fenstern. Und wie träumerisch schleicht der Bach zwischen hohen Binsen und Farrenkräutern hier durch die saftige Wiese im Vordergrund! — das ist wunderhübsch gedacht,“ sagte Oswald, von dem Blatt zu Melitta emporblickend.

„Und weil Sie Alles so hübsch nachempfunden haben, so will ich Sie noch heute an Ort und Stelle führen.“

„Wie? so ist dies keine Phantasie?“

„Bewahre! höchstens die Enten hier, die sich vor dem Habicht in die Binsen ducken. Das Bächlein ist der Abfluß Ihres geheimnißvollen Sees im Walde.“

„Also nur eine Fortsetzung meines Traumes,“ sagte Oswald weiter blätternd.

Ein loses Blatt kam ihm zunächst in die Hände. Der Kopf eines Mannes im Profil war in schönen, kühnen Linien darauf gezeichnet. In einer Ecke standen die Buchstaben A. v. O. und ein Datum.

„Das Blatt wird verloren gehen," sagte Oswald.

„Mag es!" antwortete Melitta.

Der Ton, in welchem sie diese beiden Worte sprach, war so eigenthümlich, so ganz ohne die gewöhnliche Süßigkeit ihrer Stimme, daß Oswald unwillkürlich zu ihr aufschaute. Er sah, daß ihre schönen Brauen wie im Schmerz zusammengezogen waren, und ihre Lippen zuckten. Er senkte sogleich seinen Blick und wollte das Blatt umschlagen. Melitta legte ihre Hand auf seinen Arm und sagte leise:

„Wie finden Sie den Kopf?"

Ein Sturm brauste durch Oswald's Seele. Er hätte sich von dem Sessel zu Melitta's Füßen werfen und ausrufen mögen: ich liebe Dich ja, Melitta! Wie kannst Du mein Urtheil hören wollen über den Mann, den Du geliebt hast, vielleicht noch liebst... Aber er bezwang sich und sagte mit scheinbarer Ruhe:

„Es ist der Kopf eines Mannes, auf den mir Tasso's Worte zu passen scheinen:

Und haben alle Götter sich vereinigt,
An seiner Wiege Gaben darzubringen,
Die Grazien sind leider ausgeblieben —

Dieser Mann wird niemals glücklich sein, weil er niemals wird glücklich sein wollen."

„Und darum," sagte Melitta, „ist dieser Mann aus

meinem Leben losgelöst, wie dies Blatt aus dem Album. Wenn man die Erinnerung tödten könnte, wie man ein Blatt vernichten kann, so läge es nicht mehr hier. Da das aber nicht geht, so mag es bleiben, wo es ist. Weiter!"

Der Sturm in Oswald's Seele war vorübergebraust. Wie lindes Wehen des Frühlings überkam ihn der Gedanke: Sie könnte und würde dir das nicht sagen, wenn sie dich nicht ihres Vertrauens und ihrer Freundschaft für würdig erachtete. Und ein Gefühl unsäglichen Glücks durchbebte ihn bei diesem Gedanken. Es war für ihn jener hochherrliche, feierliche Augenblick, der einmal oder das anderemal jedem Menschen in der Nacht seines Lebens strahlt — jener Augenblick, wo die Himmel sich uns aufthun, und die Engelschaaren herniedersteigen, und Friede, Friede, Friede! in unser gläubiges Herz singen...

In dieser seligen Stimmung durchmusterte er die folgenden Blätter, die Melitta auf ihrer italienischen Reise gezeichnet hatte: Landschaften mit heitern, klaren Linien, Skizzen aus Städten: Paläste, Straßen, Ruinen, zwischendurch ein keckes Lazaronigesicht oder ein träumerisches Mädchenantlitz. Dann folgten Studien nach der Antike, zum Theil sehr fleißige Studien, denn Manches war wieder und wieder gezeichnet, bevor es

dem regen Schönheitssinn Melitta's genügt hatte. Besonders schön war der Kopf der Venus von Milo. Auf einem der nächsten Blätter war die ganze Gestalt.

Wo haben Sie das gezeichnet?" fragte Oswald; doch unmöglich nach einer Copie?"

„Nein, nach dem Original selbst. Ich war damals in Italien eine halbe Katholikin geworden, und als ich in Paris im Louvre die hohe Gestalt sah, da sagte ich zu mir: diese oder keine ist deine Heilige. O, Sie glauben nicht, wie schön sie ist, wie schön und wie gut! und dieser Ausdruck himmlischer Güte, den die Milonische Venus nicht nur vor allen andern Venusbildern, sondern auch vor sämmtlichen antiken Köpfen voraus hat, rührte mich fast noch mehr wie ihre göttliche Schönheit. Vor der Milonischen Venus habe ich es zum ersten Male begriffen, wie es möglich sei, vor einem Bilde, das Menschenhand geschaffen, zu beten, aufrichtig, inbrünstig zu beten. Warum stützen Sie den Kopf so nachdenklich in die Hand? Hier, nehmen Sie diesen Bleistift und schreiben Sie mir unter das Bild, was Sie eben gedichtet haben; denn ich habe es Ihnen angesehen, daß Sie Verse machten."

Oswald nahm den Griffel, den ihm Melitta halb im Scherz und halb im Ernst bot, und schrieb, wäh-

rend die schöne Frau ihm über die Schulter blickte, mit zitternder Hand:

Fern zu Paris, im hohen Louvresaale,
Inmitten all' der göttlichen Gestalten,
Der marmorschönen ach! und marmorkalten,
Da thronet hoch auf dem Piedestale:

Sie, die im stillverschwieg'nen Bergesthale,
Als nämmerno die duft'gen Nebel wallen,
Anchises einst in seinem Arm gehalten,
Bis sie entschwand im ersten Morgenstrahle.

Die Göttin sah. Man fand die schöne Leiche,
Und trug sie still in heil'ge Lempelhallen.
So herrscht die Form noch in ihrem Reiche.

Ach, aber Keinem von den Gläub'gen allen
Neigt gütig sie das Angesicht, das bleiche:
Taub bleibt ihr Ohr für frommer Beter Lallen.

Oswald legte den Griffel aus der Hand und schaute zu Melitta empor. Sein Blick begegnete dem ihrigen. Für ein paar Momente ruhten ihre Augen ineinander, als ob sie Einer in des Andern Seele lesen wollten.

Da erschien in der Thür zum Nebenzimmer, aus dem man schon seit einiger Zeit das Klappern von Tellern gehört hatte, der alte Baumann mit einer Serviette unter dem Arm und sagte feierlich, wie der Comthur im Don Juan:

„Gnädige Frau, es ist angerichtet."

„Schnell, kommen Sie, ehe unser Habermus kalt wird," rief Melitta.

„Nur noch die paar Blätter erlauben Sie," sagte Oswald; „ich sehe, es ist gleich zu Ende."

„Es ist nichts von Bedeutung mehr darin," sagte Melitta fast ungeduldig.

„Ei, das ist ja der Park von Grenwitz," rief Oswald, indem er, vom Sessel sich erhebend, das letzte Blatt aufschlug. „Der Rasenplatz hinter dem Schlosse. Hier die Flora, dort Bruno im vollen Lauf —"

„Und hier sind Sie!"

„Wo?"

„Dort."

„Dieser Nebelstreif?" sagte Oswald, auf eine Stelle rechts neben der Flora deutend, wo man von einer Figur, die mit Gummi wieder weggewischt war, noch eben die Umrisse erkennen konnte.

„Dieser Nebelstreif!" antwortete lachend Melitta. „Ich wollte Sie erst in Ihrer wirklichen Gestalt zeichnen, konnte aber nicht damit zu Stande kommen. Jetzt sollen Sie als Erlkönig figuriren, der den Knaben Bruno hascht; das heißt Bruno's Leib, denn seine Seele gehört Ihnen schon. Wie haben Sie es nur angefangen, den jungen Leoparden in den paar Tagen vollständig zu zähmen?"

„Durch ein Bischen aufrichtige Liebe. Shakespeare nennt als untrügliches Mittel, die Menschen zu fangen, die Schmeichelei; ich finde, daß die Liebe ein noch viel sichereres und dabei viel edleres ist.“

„Und ist nicht die Liebe die größte Schmeichelei?“

So sprachen Oswald und Melitta, während sie in das Nebenzimmer gingen, ein hohes, schönes, mit alterthümlichen Möbeln ausgestattetes Gemach; in dessen Mitte auf einem runden Tischchen allerlei Erfrischungen gar einladend servirt waren. Hinter dem einen der beiden reichgeschnitzten, hochlehnigen Stühle stand kerzengerade, die Serviette unter dem Arm, der alte Baumann, einer Anerkennung seiner ausgezeichneten Verdienste und fernerer Befehle gewärtig.

„Nun was bietet uns denn unser Tischlein decke dich?“ sagte Melitta, sich setzend und Oswald mit einer Handbewegung einladend, ihrem Beispiele zu folgen.

„Kalten Braten — Eingemachtes — ganz charmant, Baumann! Mamsell wird sich ärgern, daß wir ohne sie fertig geworden sind.“

„Mamsell ist vor einigen Minuten von Faschwitz retournirt,“ sagte Baumann, der an einem Nebentische eine Flasche entkorkte.

„Ich wette, sie ist gar nicht fortgewesen,“ flüsterte

Melitta lächelnd Oswald zu. „Was haben wir denn für unſern Gaſt zum Trinken, Baumann?“

„Steineberger Cabinet, zweiundzwanziger,“ ſagte Baumann, Oswald's Glas mit dem goldigen Weine füllend.

„Und für mich?“

„Friſches Brunnenwaſſer, etwa mit Himbeerſaft,“ antwortete Baumann kaltblütig, die Flaſche mit dem Stöpſel darauf vor Oswald hinſtellend.

„Damit bin ich heute ſchlechterdings nicht zufrieden, Baumann! Wie ſteht es denn mit unſerm Champagner?“

„Keine alle, gnädige Frau.“

„Aber wir haben ja doch neulich erſt eine Kiſte bekommen?“

„Steht noch nietennagelfeſt im Keller.“

„Ach, das iſt ja jammerſchade,“ klagte Melitta. „Und ich komme faſt um vor Durſt, und muß nun gerade heute ein ſolches Verlangen nach Champagner haben.“

„Nu, nu,“ tröſtete Baumann, „wird ſich ja noch verwerkſtelligen laſſen.“

Damit ſchritt er zur Thür hinaus.

„Sehen Sie, ſo muß ich mir in meinem eigenen Hauſe Alles zuſammenbetteln,“ ſagte Melitta, „aber Sie eſſen ja nicht! Und was für ein Stück Sie ſich

da genommen haben! Das schlechteste auf dem ganzen Teller. Gott, was seid ihr Männer doch für hülflose, unpraktische Geschöpfe! Ich merke schon, daß ich für Sie sorgen muß."

Und sie begann, trotz Oswald's Versicherung, daß er gar keinen Hunger habe, seinen Teller mit dem Besten, was sie auf dem Tisch entdecken konnte, zu füllen.

Es schmeckt Ihnen nicht," sagte sie endlich fast traurig, als sie sah, daß der junge Mann selbst jetzt die Speisen kaum berührte. „Sind sie krank?"

„Ich befand mich im Leben nicht wohler. Aber sind Sie nie in der Stimmung gewesen, wo man Essen und Trinken für das Ueberflüssigste von der Welt, und die himmlischen Götter selbst, die doch noch des Nektars und des Ambrosia bedurften, für sehr armselige Götter hält?"

„O gewiß kenne ich solche Stimmungen," antwortete Melitta; „genau so war mir zu Muthe, als ich von meiner Tante zum ersten Mal auf den Ball geführt wurde. Aber das ist lange, undenkbar lange her; seitdem hat meine Stimmung, so viel ich weiß, mit meinem Appetit nie wieder etwas zu thun gehabt."

Trotz dieser Prahlerei indessen blieb auch für Melitta außer ein paar eingemachten Früchten alles auf

der Tafel Schaugericht. Das ſüße Feuer, das ihren Buſen höher wallen und ihre ſchönen Augen in noch zärtlicherem Lichte ſtrahlen machte, bedurfte zu ſeiner Nahrung nicht der Gaben der Ceres. Zum erſten Male an dieſem Nachmittage gerieth das Geſpräch in's Stocken. Von dem, was ihre Herzen bis zum Zerſpringen füllte, wagte Keiner zu ſprechen; und Alles ſonſt erſchien ſo gleichgültig, ſo nüchtern! Eine Verlegenheit, die ſie vergebens hinter dem Anſchein der Unbefangenheit zu verbergen ſich bemühten, überkam ſie. Beide fühlten, wie eine ſtarke, unſichtbare Hand ihnen die Masken, mit denen wir auf dem Carneval des Lebens unſere wahren Geſichter vor einander verhüllen, langſam abſtreifte. Wenn wir die Stimme des Gottes der Liebe hören in dem Garten des Paradieſes, ſo verſtecken wir uns vor ihm, und wenn er ſpricht: wo biſt Du? wagen wir nicht zu antworten...

Aus dieſer wunderlichen Lage erlöſte ſie der alte Baumann, der jetzt das närriſche Kind der Champagne in ſeiner ſilbernen, mit Eis gefüllten Wiege herbeibrachte, und vor Oswald auf den Tiſch ſtellte. Wie er es in den wenigen Minuten bewerkſtelligen konnte, aus dem tiefen Keller und der „nietennagelfeſten" Kiſte das Gewünſchte herbeizuſchaffen, war eines der Räthſel, in die ſich der gute alte Mann zu hüllen liebte, und

die er für jedes ſterbliche Auge undurchdringlich hielt. Mit kunſtgerechter Hand die Flaſche entkorkend, füllte er den perlenden Wein in die langen zierlichen Kelche, die er vom Büffet genommen, und ſchaute wohlgefällig lächelnd zu, wie ſeine Herrin faſt gierig den ſüßen Trank ſchlürfte und ihm das geleerte Glas hinhaltend rief: „Encore, Baumann! und ſchenke Er ſich auch ein Glas ein, und trinke Er es auf das Wohl unſeres Gaſtes!“

Der alte Diener that, wie ihm geheißen; füllte ſich am Büffet ein Glas, und dann, auf zwei Schritt an den Tiſch herantretend, rief er:

„Zuerſt auf Ihr Wohl, gnädige Frau! denn das geht mir doch über Alles. Und möge der liebe Gott Ihre Augen allzeit ſo fröhlich blicken laſſen, wie zu dieſer Stunde! Und ſodann auf Ihr Wohl, junger Herr! und möge der Himmel Ihren Eingang in dieſes Haus geſegnen, daß nichts als Frieden und Freude daraus komme. Und das wünſcht Ihnen der alte Baumann!“

So ſprach er und leerte langſam das Glas, den Kopf zurückbiegend, bis ſein Auge auf den pausbackigen Engelskopf in der Stuckatur der Decke gerade über ſeinem Scheitel traf; und das geleerte Glas dann wieder auf das Buffet ſetzend, trat er an's Fenſter,

dem Paar am Tiſch den Rücken zukehrend, wie um ihre Unterhaltung nicht weiter zu ſtören.

Die Gegenwart des alten Dieners und der belebende Wein hatten ihre Zungen wieder gelöſt und ihre Blicke kühner gemacht. Sie ſchwatzten, ſcheinbar unbefangen, über allerlei gleichgültige Dinge, bis Oswald Melitta an ihr Verſprechen, ihn noch heute nach dem Häuschen im Walde zu führen erinnerte.

„Habe ich Ihnen das verſprochen?“ ſagte Melitta. „Nun ſo muß ich es auch wohl thun, obgleich es mir jetzt beinahe leid iſt, denn Sie glauben nicht an meine Heilige, und ſind deshalb nicht würdig ihre Kapelle zu betreten.“

„Ihre Heilige?“

„Die hohe Frau von Milo. Ich muß Ihnen jetzt auch nur erzählen, wie weit meine Schwärmerei für die Göttliche ging. Nach meiner Rückkehr verfolgte mich die Erinnerung an das ſchöne Bild im Louvre ſo, daß ich nicht ruhte, bis ich mir von Paris mit nicht geringen Koſten eine ausgezeichnete Gypscopie verſchafft hatte. Weil ich aber nicht wagte, meine Heilige hier im Hauſe aufzuſtellen, brachte ich ſie nach dem Häuschen im Walde, das ſo eine Waldkapelle wurde, zu der ich jedes Mal, wenn Beſuch in Berkow iſt, den Schlüſſel verloren habe; und wo ich

oft ganze Tage und Nächte zubringe, wenn die dummen Menschen mich einmal mehr als gewöhnlich geärgert haben, und ich, da ich keine Gesellschaft haben kann, wie ich sie wünsche, wenigstens ganz einsam sein will."

„Und da machen Sie dann mit dem Harfner im Wilhelm Meister die traurige Erfahrung, daß „wer sich der Einsamkeit ergiebt, bald allein ist;" aber Ihnen hätte ich solche hypochondrische Grillen am wenigsten zugetraut."

„Warum nicht mir?"

„Weil Sie so gut und so heiter blicken — blicken können."

„Und wissen Sie nicht, daß gerade die heitern Augen am leichtesten weinen?"

„Ich möchte Sie um Alles in der Welt nicht weinen sehen; ich glaube, das könnte mir das Lachen auf immerdar verleiden."

Und wieder ruhten ihre Blicke ineinander, und ihre Seelen küßten sich.

„Nun denn, so kommen Sie!" sagte Melitta.

„Es zieht ein Gewitter herauf," bemerkte der alte Baumann vom Fenster her, ohne sich umzuwenden.

„Bis es herauf ist, sind wir längst drüben;" sagte Melitta, die sich schon erhoben hatte. „Und wenn Sie

ſich vor einem Gewitter nicht mehr fürchten, wie ich — oder fürchten Sie ſich vor einem Gewitter?“ —

Oswald lächelte.

„So ſoll uns das wahrlich nicht abhalten. Uebrigens ſehe ich vom Gewitter keine Spur;“ ſagte ſie ſchon in der Thür des Gartenſaales.

In dieſem Augenblick zog ein blauer Schatten über den Garten, und eine Schaar Schwalben ſchoß zirpend und ſchreiend, dicht über die Erde ſtreifend, an der Thür vorbei.

„Wollen wir doch lieber bleiben?“ ſagte Melitta, die ſchon den Fuß über die Schwelle geſetzt hatte, zu Oswald zurückgewandt.

„Ich fürchte mich nicht vor dem Gewitter,“ antwortete Oswald, nicht nach dem Himmel, ſondern in ihre Augen blickend.

„Und im Walde iſt es gerade am ſchönſten im Sturm und Gewitter!“ rief Melitta. „Adieu, Baumann! Wenn der Wagen von Grenwitz kommt, ſchicke Er ihn nach der Förſterei. Der Kutſcher ſoll ſich im Waldhäuschen melden.“

Baumann ſchaute den Enteilenden nach, bis Melitta's weißes Kleid zwiſchen den Büſchen verſchwunden war.

Wer ihn ſo auf der Schwelle des Hauſes ſtehen ſah, den alten, hohen Mann, mit dem weißen Bart

und dem narbenvollen Gesicht, die noch immer starken Arme über der treuen Brust verschränkt und die klugen, treuen Augen nachdenklich in die Ferne gerichtet — der mochte wohl denken, daß ein besserer Wächter nicht könnte gefunden werden. Aber ach! das Haus war leer; die geliebte Herrin war davon geeilt, hinein in den gewitterschwülen Abend mit dem Fremden, dem Manne, den sie seit gestern kannte. Und er, der treue Diener, seufzte tief, während er mit gesenktem Haupte durch den Saal in das Eßzimmer zurückschritt und langsam den Tisch abzuräumen begann. „Die guten Gottesgaben kaum berührt," murmelte er, „das gefällt mir nicht. Wenn junges Volk keinen Hunger im Magen hat, hat es Narrenspossen im Kopf. Und an dem Wein haben sie auch nur genippt. Da steht die Flasche noch halb voll — und morgen ist er nicht mehr zu trinken . . . morgen . . ." Der alte Mann setzte sich an den Tisch und stützte sein sorgenvolles, graues Haupt auf die runzlige Hand. „Aber an Morgen denkt das junge Volk nicht. Morgen ist der junge Herr mit seiner weichen Stimme und seinen großen blauen Augen wieder drüben in Brennwitz, und wer weiß, wo er übermorgen ist. Aber der alte Baumann ist hier — morgen und übermorgen; und wenn die Gäste fort sind, sieht das Haus ganz anders aus,

und beim Auskehren, da findet es sich... Ja, ja, der alte Baumann sieht, was die Andern nicht sehen, und hört, was die Andern nicht hören. — Ach, Baumann, ich wollte ich wäre todt! ach, Baumann, warum hat er mich damals aus dem Feuer getragen! — Jetzt sagt sie: ich fürchte mich nicht vor dem Gewitter und: schicke er uns nur den Wagen nach, Baumann! Hm, hm! ich hätte es eigentlich nicht zugeben sollen; ich hätte sie bei Seite nehmen sollen und zu ihr sagen: Höre Kind, so und so! denke an das und das!... Aber wenn ich die Kleine so glücklich sehe, so fröhlich, wie damals, als ich sie zuerst auf dem Pony reiten lehrte, ein zwölfjähriges Ding, und sie sagte: bitte, bitte, lieber Baumann, nun laß er uns einmal ordentlich jagen, da konnte ich auch nicht nein sagen, und fort ging es, was die Thiere laufen wollten. Gerade so große, strahlende Augen hatte sie heute Abend wieder, und gerade so rosig und frisch sah sie wieder aus. Das arme, arme Kind!... Ja so, du wolltest ja nachsehen, ob oben die Fenster alle ordentlich schließen, es ist von wegen des Gewitters."

Vierzehntes Kapitel.

Fröhlich wie Kinder aus der Schule eilten Oswald und Melitta aus dem Hause durch die grünen Laubgänge des Gartens nach der Pforte, die aus diesem heraus auf die Wiesen führte. Hinter der allmälig aufsteigenden Wiese ragte der Wald. Gleich neben der Pforte und ein Stück am Garten hin lag ein halb versumpfter, hie und da am Rande mit Weiden besetzter Teich, da sich das Wasser des Waldbaches an dieser tiefer gelegenen Stelle abermals staute, um dann an dem Gutshof vorüber und hernach durch das Dorf lustig hinabzuplätschern. Auch die Wiese war schon zum Theil versumpft, mochte auch wohl im Frühjahr ganz unter Wasser stehen; jetzt dienten große Steine als rohe Brücken über gar zu nasse Stellen.

„Der Weg ist für Stadtherren ein wenig sehr ländlich, nicht wahr, Herr Doctor?“ sagte Melitta,

leicht wie eine Gazelle von Stein zu Stein hüpfend: „wir Naturkinder freilich sind an dergleichen gewöhnt. Ich hätte sie auch den längern Weg durch den Park und den Wald führen können; aber sie müssen Berkow auch von seiner Schattenseite kennen lernen."

„Nun wahrlich, gnädige Frau, wenn dies eine Schattenseite von Berkow ist, so verlangt mich nicht nach den Sonnenseiten," sagte Oswald lächelnd, indem er auf einem der Blöcke stehen blieb und seinen Hut abnahm, um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen. Denn die Luft war schwül, der blaue Schatten war vorübergezogen, die am Rande des Holzes stehende Sonne schoß glühende Strahlen, und sie waren schnell gegangen.

„Schon müde?" sagte Melitta, ebenfalls stehen bleibend und sich den Hut abnehmend, um ihr reiches, braunes Haar nach hinten zu schütteln; „kommen Sie, je schneller wir laufen, deste früher kommen wir in den schattigen Wald. Ich zähle eins, zwei, drei — und wer zuerst ankommt —"

„Nun?"

„Das wird sich finden. Eins, zwei, drei — oh!"

Melitta war von dem Stein, auf welchem sie stand, auf einen andern, niedrigeren gesprungen, und

sank mit einem Ausruf des Schmerzes in die Knie. Im Nu war Oswald an ihrer Seite.

„Mein Gott, was ist Ihnen, gnädige Frau?"

„O, nichts, nichts! Ich habe mir im Springen den Fuß etwas vertreten, es wird gleich wieder besser sein."

Sie stützte sich auf Oswalds Arm; blaß und vor Schmerz die Unterlippe zwischen den Zähnen pressend. Aber die Farbe kam ihr wieder, als sie zu Oswald aufschaute.

„Sein Sie unbesorgt," sagte sie — und ihre Stimme klang süßer wie je — „Ihre Wette haben Sie doch gewonnen. So! jetzt wird es schon wieder gehen."

Sie wollte ihren Arm aus Oswalds Arme ziehen; er aber mochte die schöne Beute nicht so bald wieder fahren lassen.

„Sie können, ohne sich zu stützen, noch nicht gehen, und mißgönnen Sie mir die Freude, Ihnen diesen geringen Dienst leisten zu dürfen?"

„Ich fürchte nur, der Weg ist bei der Sonnengluth für Sie selbst beschwerlich genug. Oh!"

Ein falscher Tritt ließ Melitta abermals zusammen sinken.

„Wir werden stehen bleiben müssen," sagte sie.

„Ich will Sie die paar Schritte bis an den Wald

hinaustragen; Sie können sich da wenigstens im Schatten ausruhen."

Melitta lächelte. „Ich bin nicht so leicht wie eine Puppe."

„Und nicht so schwach wie ein zehnjähriges Mädchen," rief Oswald, umfaßte Melittas schlanken Leib und sie emporhebend, trug er sie sicher, wie die Mutter ihr Kind, über die letzten Steine hinauf bis an den Waldrand, wo die breiten Kronen der Buchen Schatten und Kühlung spendeten. Dort ließ er sie sanft aus seinen Armen auf das dichte Moos gleiten, indem er selbst vor ihr stehen blieb. Melitta hatte sich von dem Augenblicke an, wo der kühne junge Mann sie emporhob, nicht weiter gesträubt; sie fühlte alsbald, daß er stark genug sei, sie zu tragen; aber sie hielt es für thöricht, ihm die Last nicht so viel wie möglich zu erleichtern, und hatte sich dicht in seine Arme geschmiegt.

„Wie stark Sie sind!" sagte sie jetzt, bewundernd zu ihm aufschauend.

„Oswalds Herz hämmerte und seine Brust wogte, mehr vor innerer Erregung, als in Folge der Anstrengung. Er fühlte noch immer die elastischen Glieder, die er in seine Arme gepreßt, das weiche Haar, das sein Gesicht umspielt, den süßen Athem, der seine Stirn umweht hatte.

„Unter solchen Umständen wäre es eine Kunst, nicht stark zu sein," antwortete er.

„Aber angegriffen hat es Sie doch, gestehen Sie es nur. Kommen Sie und setzen Sie sich zu mir; auf diesem Moossopha ist Platz für mehr als zwei."

Oswald ließ sich neben Melitta, die sich an den Stamm der Buche lehnte, in das weiche Moos sinken, stützte den Kopf auf den Arm und schaute forschend empor in ihr heiteres Antlitz. — Nahte sich [illegible] raum am Sumpfesrand der Erfüllung? wird [illegible] holde Gesicht zu ihm niederbeugen [illegible] die Traumgestalt? Oder ist dies [illegible] . . . Es überkam Oswald so [illegible] habe er dies Alles schon ei[illegible] diesen Platz: hier den dum[illegible] Klopfen eines Spechtes [illegible] über deren langes Gr[illegible] trüben den stillen [illegible] Melittas graues [illegible] vielen Jahren; [illegible] früheren Leben [illegible] sich recht tie[illegible] eingelesen [illegible] deutlich [illegible] mußte [illegible] [illegible]e [illegible]am? [illegible]ol, als [illegible]. kennte er [illegible], aus dem das [illegible]r ihm die Wiese, [illegible]elichter wogten, — [illegible]"essen grünem Revier [illegible] ragte — seit vielen, [illegible]. Melitta selbst in seinem [illegible]als Knabe schon, wenn er [illegible]e, lauschiges Mährchen hin[illegible] zuletzt die holde Prinzessin er[illegible] ihm stand . . . und auch Melitta [illegible]pfinden, denn vollkommen unbe-

fangen, als wäre er ihr Bruder oder Gatte, nahm sie ihm den Hut vom Haupt und drückte ihm ihr feines, duftendes Taschentuch wiederholt auf die perlende Stirn und die blauen, träumerischen Augen.

Oswald ergriff die liebe Hand und preßte sie an seine Lippen.

„Die Hand muß ich Ihnen freilich lassen," sagte er; „aber das Tuch kann ich Ihnen wahrlich nicht wiedergeben."

„So behalten Sie es als Andenken an diese Stunde. Aber jetzt wollen wir weiter. Wir haben bis zur Waldkapelle doch noch eine ziemliche Strecke und der Himmel sieht in [illegible] rohend aus."

Melitta lehnt [illegible] swalds Arm, als sie jetzt den schmalen Pfad [illegible] der erst durch Buchen, dann zwischen einen [illegible] jungen Laubholzes auf der einen und hochstän[illegible]holzes auf der andern Seite tiefer in den A[illegible] Die Sonne goß über die niedrigen Büsche so[illegible] Strahlen purpurn über die Wipfel der T[illegible]öglein strömte in weichen, klagenden Tönen, [illegible] Abschied nähme von der Sonne und vom P[illegible]ßen Abendlieder aus. — Dann erlosch die [illegible]reben, das Vöglein verstummte und S[illegible]tille umfing die Liebenden. Aber der Sch[illegible]düsterer und

drohender, und die Stille wurde seltsam unterbrochen von dem Knarren und Stöhnen der Tannenriesen, die ihre starken Glieder reckten und dehnten, als wollten sie prüfen, ob ihre Kraft noch ausreiche, dem Gewitter sturm, der über den Wald heraufzog, zu trotzen. Und jetzt begann es in den Büschen unheimlich zu zischeln und zu flüstern, dürres Laub flog, wie in toller Angst, her vor der Windesbraut, die sausend in das Blättermeer schlug, die Kronen der Buchen wie wahnsinnig durch einander peitschte, die hohen Wipfel der Tannen mächtig bog und den Wald bis in die tiefsten Gründe aus seiner Ruhe schreckte. Das fahle Licht eines Blitzes zuckte auf; schon fielen große warme Tropfen durch die Blätter.

Melitta hatte sich dicht an Oswald geschmiegt, dessen Herz mit dem Sturm aufjauchzte. Die Geliebte mit dem einen Arm an sich drückend, streckte er wie zum Kampf den andern zum gewitterschwarzen Himmel auf. „Nur zu, nur zu!“ murmelte er durch die zusammengepreßten Zähne; „ich fürchte Dich nicht! . . . Wie, gnädige Frau, ist Ihr Muth schon zu Ende? O, es ist schön im stürmenden, donnernden Walde.“

Melitta sprach kein Wort; die Augen nicht vom Boden erhebend, eilte sie weiter, schneller und immer schneller, bis der Wald sich zu einer weiten Lichtung

öffnete; und da lag vor ihnen, in diesem Augenblick von dem röthlichen Lichte eines Blitzes hell erleuchtet, die Waldkapelle. Nur ein paar Schritte noch und sie langten unter dem weit vorspringenden Dache des im Schweizerstyl allerliebst ausgeführten Häuschens an. Rasch erstieg Melitta die Stufen, die zu der niedrigen Veranda hinaufführten; sie nahm einen kleinen Schlüssel aus der Tasche ihres Kleides, drehte das Schloß auf, aber, anstatt die Thür zu öffnen, lehnte sie sich zitternd gegen den Pfosten. Sie war bleich; ihre Kraft schien gänzlich erschöpft; sie drückte die Hand auf das pochende Herz. So sah sie Oswald, als er den Blick von der im Regen dampfenden Wiese — ein Anblick, der ihn stets mit einer eigenthümlichen Lust erfüllte — zu ihr wendete.

„Mein Gott, gnädige Frau, was ist Ihnen? was haben Sie?"

„O, nichts, nichts!" sagte sie, „beim ersten Ton seiner Stimme sich aufraffend; „es ist nur der schnelle Lauf; jetzt ist es schon wieder besser; kommen Sie!"

Sie öffnete die Thür und trat ein; Oswald folgte. Aber er fuhr entsetzt zurück, als er in dem mystischen Halbdunkel, das in dem Gemache herrschte, eine hohe weiße Gestalt erblickte, die aus der Wand hervorzuschweben schien.

„Was iſt das!“ rief er im erſten Schrecken.

„Was?“ ſagte Melitta, welche die Fenſter öffnete, um die friſche Luft in das heiße, blumendufterfüllte Gemach ſtrömen zu laſſen.

„Die Venus von Milo!“ rief Oswald, und ein wollüſtiger Schauder durchrieſelte ihn.

„Meine Heilige! ich ſagte es Ihnen ja. Nun, wie finden Sie die Kapelle?“

Es war ein nicht ſehr großes, aber verhältniß mäßig hohes Gemach; rechts und links je ein Fenſter, das auf die Veranda führte; der Thür gegenüber ſtand in einer Niſche auf einem niedrigen Piedeſtale das Bild der Göttin. Bequeme Gartenſtühle, eine Chaiſe longue, ein Tiſch, auf dem Bücher, Papiere, Zeichenmaterialien, [illegible] angefangene Stickerei, Reitpeitſche und Handſchuhe in maleriſcher Unordnung durcheinander lagen — waren die einfache, ſchickliche Ausſtattung.

„Sind Sie ſehr naß geworden?“ fragte Melitta, ihren Hut auf den Tiſch werfend, ohne die Antwort auf ihre vorige Frage abzuwarten. Und dann:

„Gehen Sie da vom Fenſter fort, Sie werden ſich erkälten. Kommen Sie hierher, oder nein! ſetzen Sie ſich auf die Chaiſe longue und erholen Sie ſich!“

Und wieder:

„Wenn ich nur etwas für Sie herbeiſchaffen könnte!

— Aber, es ist wahr, ich kann ja Thee bereiten. Wo sind nur gleich die Sachen? Hier — nein dort in dem Schrank."

Das Alles sagte sie hastig, wie gedrängt von einer in ihr wühlenden Unruhe, mit raschen, ungleichen Schritten im Gemache hin und her schreitend.

Oswald ergriff ihre Hand.

„Sorgen Sie nur nicht für sich selbst, liebe, gnädige Frau; mir schadet das bischen Regen wahrlich nichts. Ihr Kleid ist feucht und Ihre dünnen Stiefel sind auch keine Fußbekleidung für das nasse Gras der Wiese."

„O, für mich ist leicht Rath geschafft. Ich habe nebenan Alles, was ich brauche."

„Nebenan?"

„Sagte ich Ihnen nicht, daß ich oft selbst die Nächte zubringe? Die Thür dort führt in meine Garderobe."

„So gehen Sie sogleich hinein und kleiden Sie sich um!"

Melitta zog ihre Hand aus der des jungen Mannes, und ging, ohne ein Wort zu erwidern, von ihm fort, und verschwand durch eine Thür, die sich neben der Statue befand, und die Oswald jetzt zum ersten Male bemerkte.

Er warf sich in einen der Lehnstühle und stützte den Kopf in die Hand; dann sprang er wieder auf, lehnte sich in's Fenster und starrte mit düstern Augen hinein in den Sturm und Regen; dann ging er mit hastigen Schritten in dem Gemache auf und ab; endlich warf er sich vor dem Piedestale der Göttin nieder und legte seine heiße Stirn auf ihre Marmorfüße.

Das Rauschen eines Gewandes dicht neben ihm schreckte ihn aus seinem Fiebertraum.

„Melitta," rief er, ihre Hände ergreifend, noch auf den Knieen, „Melitta!"

Sie ließ ihm ihre Hand, die er mit Küssen bedeckte, mit der andern streichelte sie sanft sein Haar.

„Melitta!" rief er mit Thränen der Wonne im Auge zu ihr aufschauend, „Melitta!"

Sie beugte sich zu ihm nieder und küßte ihn zärtlich auf die Stirn; dann aber eilte sie von ihm fort, warf sich in einen der Lehnstühle und schluchzte, als ob ihr das Herz brechen wollte.

Oswald fiel vor ihr nieder; er umfaßte ihre Knie; er drückte sein glühendes Gesicht in ihren Schooß; er küßte ihr Gewand, ihre Hände. „Melitta! süße, holde, weine nicht! Wie kannst Du weinen, daß Du mich so namenlos glücklich machst! Melitta, liebe, liebe Melitta! Deine Thränen tödten mich. Nimm

lieber mein Herzblut Tropfen für Tropfen. Mein Blut, mein Leben, meine Seele sind ja Dein! Melitta, für diesen Augenblick will ich Dir ewig danken; hörst Du, Melitta, ewig —"

„Um Gotteswillen, schwöre nicht!" rief Melitta, auffahrend und ihm die Hand auf den Mund legend. Dann ergriff sie seinen Kopf und küßte ihn leidenschaftlich auf Stirn und Augen und Mund.

Und wieder sprang sie empor und eilte, wie von Dämonen verfolgt, in dem Gemache auf und ab. „O, mein Gott, mein Gott!" rief sie, die Hände ringend. Sie eilte auf die Thür zu, als wollte sie entfliehen, aber, ehe sie dieselbe erreichte, brach sie zusammen. Oswald fing sie in seinen Armen auf; er trug sie nach dem Sopha; er bedeckte ihre kalten Hände, ihre bebenden Lippen mit glühenden Küssen; ein Freudenschrei entrang sich seiner gepreßten Brust, als die starre Gestalt sich endlich wieder zu regen begann.

Sie richtete sich halb empor und ihre Augen mit dem Ausdruck unendlicher Liebe auf ihn heftend, sagte sie leise — leise und fest, wie ein Kranker, der seinen Arzt fragt, ob Leben oder Tod das Ende sein wird —

„Oswald, höre mich an! liebst Du mich jetzt, in diesem Augenblicke, so, wie Du glaubst, daß Du ein Weib auf Erden lieben kannst?"

„Ja, Melitta!“

„Nun denn, Oswald, so liebe ich Dich — jetzt und immerdar!“ . . . . . .

Das Gewitter war vorübergebraust; schweigend ruhte der regenerquickte, duftende Wald; und über dem Wald erglänzte aus dem purpurnen Abendhimmel der Venus leuchtender Stern.

Funfzehntes Kapitel.

Wem iſt es nicht ſchon auf der Reiſe begegnet, daß er in der erſten Morgenfrühe durch die Straßen einer Stadt fuhr. — Die Sonne vergoldet ſchon die Kirchthurmſpitze, die Luft iſt kühl und erquickend, die Vögel ſingen in den alten Linden vor den Giebelhäuſern des Marktes — die Natur wacht und prangt in Morgenſchöne — und die Menſchen liegen noch alle in den Banden des Schlafes, drinnen in den ſchwülen, dumpfigen Kammern. Der Reiſende kann es kaum begreifen, daß ſich kein Fenſterladen öffnet, kein lächelndes Geſicht herausſchaut, ſich mit ihm des wonnigen Morgens zu freuen . . . So fühlt der Liebende, der ſich eben der Gegenliebe verſichert, mit leuchtenden Augen um ſich ſchaut und Blumen und Menſchen an ſein überſeeliges Herz drücken möchte. Aber die Blumen kümmerten ſich nicht um ihn, und die Menſchen haben

dieselben verschlafenen oder von Sorgen — den bösen Träumen — verdüsterten Alltagsgesichter. Die Sonne seiner Liebe, die ihn zu neuem Leben erweckte, für die Andern in der schwülen, dumpfigen Kammer ihres liebe- und freudelosen Daseins hat sie kein Licht und keine Wärme.

Das fühlte Oswald, als er am nächsten Morgen nach einem kurzen, unruhigen Schlaf, der sich wie ein trüber Lethestrom über die Erinnerungen des vergangenen Tages gewälzt hatte, erwachte. Aber die Seele empfängt Eindrücke, die fürder kein Schlaf — es wäre denn der letzte, ewige — wieder verwischen kann; und so hatte er denn kaum die Augen aufgeschlagen, als das Bild jener herrlichen Frau mit leuchtender Klarheit vor seiner Seele stand. Was sich ereignet hatte bis zu dem Augenblicke, wo ihm das Venusbild in der dämmerigen Waldkapelle entgegenschwebte — er hatte es vergessen; was nachher geschehen war, als er Melitta, die ihm bis in die Nähe des Wagens durch den Wald das Geleit gegeben, zum letzten Male in seine Arme gepreßt hatte, — er wußte es nicht mehr. Aber die Küsse, die er gegeben und empfangen, brannten noch auf seinen Lippen; aber der süße Athem, der sich mit dem seinen vermischt, umkoste ihn noch; aber die liebetiefen Augen, die in den seinigen geruht, sie strahlten

ihm noch immer. O, diese Augen, diese zärtlich liebkosenden, leidenschaftlichblitzenden Augen! wie zwei helle Sterne, die selbst das Frühroth nicht verlöschen kann, schimmerten sie und leuchteten sie, und verfolgten ihn allüberall. Er sah sie, wenn er die eigenen Augen schloß: er sah sie, wenn er aus dem Fenster, in dem er lehnte, in den hellen Morgenhimmel schaute; er sah sie, wenn er den Blick in die blauen Schatten senkte, die zwischen den hohen Bäumen lagen, unten in dem stillen, thaufrischen Garten. Es war ihm, als ob er sich todt weinen könnte, als ob er laut aufjauchzen müßte vor seligem Schmerz und schmerzlicher Seligkeit, als ob sein ganzes Wesen sich auflösen, wie ein Ton in der Harmonie des Alls verklingen müßte . . . Es giebt Momente, wo uns der Körper wie ein Hohn erscheint. Wir möchten fliegen und kleben an dem Boden; wir möchten das Meer von Empfindungen, das in unserer Brust wogt, in Worten ausströmen, und unsere Zunge stammelt; wir möchten ganz der Andere sein, und sind doch immer nur wir selbst. O, dies ist eine Qual, der zu vergleichen, welche der Scheintodte empfinden mag, wenn sie ihm den Sarg schmücken, und er nicht einen Finger regen, nicht die Lippen bewegen kann, um ihnen zu sagen: ich lebe ja! . . . Oswald schlich sich auf den Fußspitzen in die Kammer der Knaben; er wollte we-

nigstens ein liebes Antlitz, Brunos Antlitz sehen. Das erste Frühroth drang durch die geschlossenen Gardinen: im Zimmer war es auffallend kühl. Bruno hatte wieder einmal nach seiner Gewohnheit das Fenster die ganze Nacht hindurch offen gelassen. Oswald schloß es, denn die Morgenluft wehte herein und Brunos Gesicht war von einem unruhigen Traum erhitzt. — Wieder lag er da, wie in jener Nacht, als Oswald ihn zum ersten Mal erblickte — mit über der Brust verschränkten Armen, düstern Trotz auf dem sämenischschönen Angesicht. Aber als Oswald ihn heute auf die Stirn küßte, öffnete er nicht, wie damals, die Augen, ihn voll Traumesseligkeit anzulächeln; öffnete er nicht, wie damals, die Lippen, ihm das rührende Wort zuzuflüstern: ich habe Dich lieb! die dunkeln Brauen zogen sich nur noch finsterer zusammen, und schmerzlich zuckte es um den stolzen Mund. — Zu jeder andern Zeit würde Oswald dies für einen Zufall angesehen haben; aber jetzt in seiner augenblicklichen weichen Stimmung schmerzte es ihn innig. — „Zürnt er dir noch," dachte er, „daß du ihn gestern zu Hause ließest? Ahnt er, daß seit gestern ihm nicht mehr all deine Liebe gehört? Und doch! liebe ich ihn jetzt nicht nur noch mehr?" Er streichelte dem Knaben sanft das dunkle Haar aus der finstern Stirn; er hüllte die leichte Decke fester um den

schlanken Leib und schlich wieder aus dem Gemach mit viel weniger leichtem Herzen, als er es betreten hatte. Eine bange Ahnung von schwerem Leid, das ihm selbst und Bruno und auch ihr! aus all' der Himmelsluft erwachsen werde, durchbebte ihn. Er eilte in den Garten hinab, um im Freien freier athmen zu können, und schweifte umher in den dunkeln Laubgängen und zwischen den Beeten, und schüttelte den Thau von den Zweigen in sein heißes Gesicht und schaute mit den düstern verwachten Augen in die frommen Kinderaugen der Blumen. — An den Gemüsebeeten fand er den Gärtner beschäftigt. Es war doch wenigstens ein Mensch; Oswald sehnte sich darnach, die Stimme eines Menschen zu hören. Er redete den Mann an; er erkundigte sich, was er nie zuvor gethan, nach seinen Verhältnissen: ob er verheirathet sei? ob er Kinder habe? ob er die Kinder liebe? Der Mann gab ihm die schiefen, halben Antworten, die man gewöhnlich auf derartige Fragen von Leuten erhält, die, wenn sie auch nicht weniger tief empfinden, wie der Gebildete, doch durch ihre Ungewohnheit, sich ihre Gefühle klar zu machen und in Worte zu bringen, oft den Anschein stumpfer Gefühllosigkeit haben. Redseliger wurde er, als er auf seine Pflanzungen zu sprechen kam, die bei dem köstlichen Wetter, wo herrlichster Sonnenschein mit warmen Re-

witteregen abwechselte, gar üppig gediehen. Aber Oswald hörte nur noch mit halbem Ohre hin und verließ plötzlich mit einem flüchtigen Gruße den Alten, der, sich die Mütze aus der Stirn rückend, ihm verwundert nachschaute, mit dem Kopfe schüttelte, und wieder zum Spaten griff. — Oswald setzte seine rastlose Wanderung durch den Garten fort, dann aber wurde es ihm auch hier zu eng in dem von dem hohen Walle rings eingeschlossenen Raum. Er eilte aus dem Garten über den Hof in das Feld, aus dem Felde in den Wald, weiter und weiter, dem Brausen entgegen, das zuerst dumpf, dann lauter und lauter an sein Ohr drang.

Da trat er heraus aus den Buchen, deren breite Kronen sich über seinem Haupte wölbten, auf das hohe Kreideufer, und weit, unermeßlich weit lag es vor ihm da das heilige, ewige Meer. Dort in der Ferne blitzten die weißen Kämme der Wogen auf, die, sich unaufhaltsam heranwälzend, tief unter seinen Füßen zwischen den gewaltigen Steinen des schmalen Strandes mit unaufhörlichem Donner brandeten — Woge auf Woge, immer neue und immer neue, unzählig, sinnverwirrend, wunderbar. Kein Segel war zu sehen in der ungeheuren Runde; nur ganz am Horizont zog eine Rauchsäule von Osten nach Westen. Sie kam

aus dem Schlot eines Dampfers, der seine einsame Bahn, wer weiß woher? und wohin? rastlos verfolgte. — Ueber der schäumenden Brandung unter ihm flatterten weiße Möven und stürzten sich kreischend in die Salzfluth und schwangen sich wieder auf und flatterten wieder hierhin und dorthin. Hoch oben in der blauen Luft zog ein Seeadler seine majestätischen Kreise, höher und immer höher, bis er Oswalds Blicken nur noch als ein schwarzer beweglicher Punkt erschien. — Aber selbst das erhabene Schauspiel des Meeres vermochte heute nicht seine Seele auszufüllen. Der Ocean ist nicht so groß und so tief wie das menschliche Herz, und wie köstlich sie auch Oswald sonst dünkte, die Musik der Wogen, er hatte vor wenigen Stunden eine köstlichere Musik gehört. Nur den Adler droben beneidete er. „Ein Schlag deiner mächtigen Schwingen, und du schwebst über Wälder und Felder fort bis zu Melitta's Haus!"

Er sprang empor, er eilte zurück in's Schloß, hinauf auf die Zinne des Thurmes; vielleicht konnte er von dort Melitta's Wohnung sehen; und er jauchzte laut auf vor freudiger Ueberraschung, als er wirklich, den spähenden Blick nach jener Seite richtend, den obersten Giebel ihres Hauses eben noch über den Rand des Waldes emporragen sah. Ein wonnevoller Schauer

durchrieselte ihn; es war ihm, als hätte er den Saum ihres Gewandes berührt. — In der Liebe, wie in der Religion, ist Alles mystisch. Warum erquickt es den Gläubigen, wenn er beim Gebet das Antlitz nach Osten wendet? warum ist es ein Trost für den Liebenden, nur mit der Hand nach der Gegend zu deuten, wo die Geliebte wohnt?

Die Zeit, in der Oswald seine Unterrichtsstunden zu beginnen pflegte, war herbeigekommen; er ging in sein Zimmer; er fand die Knaben nicht, die gegen die Gewohnheit noch unten beim Frühstück waren. Sein eigenes Frühstück stand auf dem Tische.

Da klopfte es leise an die Thür und herein trat der alte Baron, mit einem Bündel Papiere in der Hand. Nach den ersten Begrüßungen und nachdem er sich wegen seines ungewöhnlichen Besuches (es war in der That das erste Mal) entschuldigt hatte, sprach er:

„Sie könnten uns (er sagte niemals: ich, da er sich ohne seine Gemahlin nicht denken konnte) einen rechten Gefallen erweisen, Herr Doctor.

„Ich vermuthe, Herr Baron, daß es sich um die Papiere handelt, die Sie dort in der Hand haben."

„Ja, ja. Sie wissen, daß Grenwitz und Stantow zu Martini aus der Pacht kommen. Nun möchten wir gern, daß die Güter neu vermessen würden, da die

Flurkarten, die vor fünfundzwanzig Jahren angefertigt wurden, sehr schlecht sind. Der erste Brief also, den wir Sie zu schreiben bitten würden, wäre an unsern Feldmesser. Er heißt Albert Timm und wohnt in Grünwald. Sie würden ihn bitten, zu einer vorläufigen Besprechung sofort herüberzukommen. Der zweite Brief ist an unsern Advocaten, ebenfalls in Grünwald. Anna-Maria wünscht eine Revision der Pachtcontracte. Hier ist eine Abschrift der jetzigen. Anna-Maria hat am Rande verzeichnet, was wir in dem neuen Entwurf aufgenommen wünschen. Wenn Sie auch dieses Schriftstück mundiren wollten — es ist freilich etwas viel —"

„Geben Sie nur, Herr Baron. Zu wann wünschen Sie die Sachen geschrieben?"

„Wenn es Ihnen bis Mittag möglich wäre? Wir haben den Knaben schon vorläufig angekündigt, daß sie mich auf einer Fahrt nach Stantow begleiten sollen. Sie haben doch nichts dagegen?"

„Ich denke, es wird wohl so das Beste sein."

„Nun, dann leben Sie wohl, lieber Herr Doctor, und entschuldigen Sie, daß wir Sie mit diesen Sachen belästigen. Aber Sie wissen, Anna-Maria —"

„Keine Entschuldigung, Herr Baron —"

Wer je in einer ähnlichen Stimmung war, wie die, in welcher sich Oswald an diesem Morgen befand,

und wem dann eine möglichst prosaische Arbeit zugemuthet wurde, wird begreifen, daß der junge Mann, sobald der Baron das Zimmer verlassen hatte, das ganze Packet verächtlich in eine Ecke schleuderte.

Er warf sich auf das Sopha und schloß die Augen, um von Melitta zu träumen. Aber je eifriger er sich ihr geliebtes Bild vorzustellen suchte, desto eigensinniger steckte sich das runzlige Gesicht des alten Barons dazwischen. Das verwandelte sich dann wieder in das der braunen Gräfin, dann zog ihm der Pastor Jäger eine Fratze, und plötzlich stand Bruno im Zimmer, gehüllt in lange, wallende weiße Gewänder. Oswald wollte lachen über die tolle Maskerade, aber als er einen Blick in das Gesicht des Knaben warf, erstarb das Lachen auf seinen Lippen. Ein Schauer durchrieselte ihn, seine Haare bäumten sich — die wachsbleiche Farbe, die so seltsam von den blauschwarzen Haaren abstach, die weiten starren Augen, ein namenloses Etwas in dem Ausdruck dieser glanzlosen, gebrochenen und doch so wunderbar beredten Augen — das war nicht Bruno, das war der Tod, der leibhaftige Tod in Bruno's vielgeliebter Gestalt ... Mit einem wilden Schrei fuhr Oswald in die Höhe. Das schreckliche Bild war verschwunden, aber es bedurfte mehrer Minuten, bis der junge Mann sich überzeugen

konnte, daß es wirklich nur ein Bild gewesen. So deutlich hatte er mit geschlossenen Augen jedes Möbel im Zimmer, den Sonnenstrahl, der durch das Fenster fiel, die Staubatome, die in dem Strahle tanzten — Alles, Alles gesehen.

Da hörte er das Knallen einer Peitsche, und das Knirschen von Rädern in dem Sande vor dem Portal des Schlosses. Der Baron fuhr eben mit den Knaben fort.

Oswald ging mit hastigen Schritten in seinem Gemache auf und ab.

„Warum heute, gerade heute das fürchterliche Bild! Muß Bruno sterben, und zuvor mir sterben, damit ich Melitta lieben kann! Ist es nicht möglich, einen Bruder und eine Geliebte zu lieben zu gleicher Zeit mit gleicher Gluth der Seele? Ist das Menschenherz so klein, daß eine Empfindung, um darin wohnen zu können, die andere verdrängen muß? und ist die Treulosigkeit Naturgesetz?"

Der junge Mann war wieder ruhiger geworden, aber die ambrosische Schönheit des Sommermorgens war verschwunden. Die Sonne hatte keinen Glanz mehr für ihn, der Gesang der Vögel keine Süßigkeit, der übermüthig sprudelnde Quell der Lust in seinem Busen war versiegt.

Du bist jetzt in der rechten Stimmung für die trockene Arbeit, sagte er bitter und holte das Packet wieder aus der Ecke hervor, in die er es vorhin geschleudert hatte. Er setzte sich an den Tisch und begann zu schreiben. Zuerst den Brief an den Geometer — das ging noch; auch der Brief an den Advocaten kam, obgleich nicht ohne einige heimliche Verwünschungen, glücklich zu Ende; aber die Abschrift der beiden Contracte zu fertigen, mußte er seine ganze Geduld zusammennehmen. Mehr noch als die Langweiligkeit der Arbeit selbst, ärgerten ihn die von der Hand der Baronin eingestreuten Bemerkungen, in welcher sie die in den Contracten von ihr beliebten Veränderungen in den Augen des Advocaten, vielleicht auch in ihren eigenen, zu motiviren suchte. Die Höhe der Pacht war in beiden Fällen fast um das Doppelte gesteigert, was Oswald um so mehr Wunder nahm, als er den Inspector Wrampe wiederholt hatte sagen hören: Herr Pathe, der Pächter der beiden Güter, ein außerordentlich fleißiger, strebsamer und ökonomischer Mann, sei so gestellt, daß ihn eine einzige Misernte ruiniren müßte. In einer Notiz der Baronin hieß es: „Herr P. ist ein nachlässiger Monsieur und sein sauberer Inspector W. ist nicht besser. Je humaner man gegen dergleichen Menschen ist, deste fauler werden sie." In

einer andern: „Die dem Schlosse von dem Gute Grenwitz zu leistenden Naturallieferungen müssen auf jeden Fall doublirt werden, denn daß wir doch nur die Hälfte von dem bekommen, was uns zusteht, und diese Hälfte unter den langen Fingern unserer Leute noch mehr zusammenschrumpft, steht von vornherein anzunehmen.“ Durchstrichen, aber nicht so, daß man sie nicht noch hätte lesen können, waren die folgenden Worte: Sollte ja etwas übrig bleiben, so können wir ja den Rest alle Sonnabende in B. (dem nächsten Landstädtchen) auf dem Wochenmarkte verkaufen.“ An einer andern Stelle: „Kann nicht contractlich ausgemacht werden, daß die Verwalter, Statthalter (Großknechte), Ausgeberinnen u. s. w. der Pächter jedesmal von dem Baron bestätigt werden müssen? Man wüßte dann doch, mit was für Subjecten man es zu thun hat, und behielte den Griff fester in der Hand.“

„Und das Vermögen dieser Menschen beträgt Millionen!“ rief Oswald und warf die Feder zornig auf den Tisch. „Schreibe ein Anderer das Gewäsch! Soll ich mich zum ergebensten Werkzeug dieser egoistischen, hochmüthigen, herzlosen Aristokratenbrut hergeben?“

Und trüber und trüber wurde es in des jungen Mannes Seele. Nicht zum ersten Male wurde er heute daran gemahnt, wie schief, wie unhaltbar doch

seine ganze Stellung sei. Und was hatte ihn in diese Stellung getrieben, wenn nicht seine Freundschaft zu dem Professor Berger, dessen Rath er gegen seine bessere Ueberzeugung gefolgt war? Es fiel ihm ein, daß er den letzten Brief seines wunderlichen Freundes noch nicht beantwortet hatte. So setzte er sich denn wieder hin und schrieb:

„Es giebt kein Unrecht als den Widerspruch" — das ist, wenn ich mich recht erinnere, eine Ihrer Lieblingsmaximen, und die Cardinalregel, nach der Sie das Thun und Lassen der Menschen beurtheilen. Nun denn! So hatten Sie doppelt und dreifach Unrecht, mich in diese Situation hineinzureden und hineinzulachen, denn sie ist, wie ich sie auch betrachten mag, aus Widersprüchen zusammengesetzt. Ich ein Erzieher Anderer, der ich mich selbst noch zu erziehen habe! Ich, der Aristokratenfeind, der Adelshasser in dem Schooße einer aristokratischen Familie — halb der Freund und halb der Diener der hochadligen Sippe! Und was mich noch abscheulicher dünkt, ist, daß ich an den Genüssen dieses aristokratischen Lebens so harmlos Antheil nehmen kann, als hätte mich nie ein Schauer der Ehrfurcht erfaßt, wenn ich in der Schrift an die Stelle kam: „Der Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege!" Sind diese Worte denn nicht auch für mich

geschrieben, für mich, dem kein Kissen zu wollüstig, kein Teppich zu weich, keine Speise zu lecker, kein Wein zu kostbar dünkt? für mich, der ich, weit entfernt, mich von diesem Luxus angeeckelt zu finden, ihn nicht hastig und gierig, wie der Sklave seine kurzen Augenblicke der Freiheit, sondern ruhig und bedächtig, durchkoste und genieße, ihn hinnehme, wie etwas, das sich eben von selbst versteht, wie etwas, zu dem man geboren und erzogen ist. Soll die gnädige Frau Baronin Recht haben, die neulich hochmüthig behauptete, von allen sogenannten Volksfreunden früher und jetzt habe nur noch jeder seinen persönlichen Vortheil im Auge gehabt. Der Eine verkaufe seine Grundsätze ein wenig theurer als der Andere — der Eine lasse sich seine Apostasie mit Geld, ein Zweiter mit Ehrenstellen, ein Anderer wieder anders bezahlen — das sei aber auch der ganze Unterschied. Damals widersprach ich natürlich lebhaft — es war gleich zu Anfang meines hiesigen Aufenthalts — ich weiß nicht, ob ich heute noch dazu den Muth hätte. Denn, mein Freund, ich denke an Marie Antoinette, und denke, wenn eine andere Frau, so schön und so geistreich, wie die unglückliche Königin, eine Frau mit den Augen und dem Schmelz der Stimme und dem Liebreiz, wie — nun wie mein Ideal, die Frau, die ich lieben könnte, lieben müßte — zu mir

ſpräche: Die Abſchwörung Deiner Grundſätze iſt der Preis meiner Gunſt! — Gott, ſie wird es nicht ſagen, ſie kann es nicht ſagen, denn ich will glauben, daß in dem ſchönſten Körper die ſchönſte Seele wohne; aber, wenn ſie dennoch in den Vorurtheilen ihres Standes ſo befangen wäre — wie dann? O, ich fühle, nein, ich weiß, daß ich ihren Worten, ihren Thränen nicht widerſtehen könnte; daß vor der Gluth ihrer Küſſe, dem Feuer ihrer Blicke die ſtolze Kraft hinſchmelzen würde wie Wachs; daß, wenn ſie ihre weichen Arme um mich ſchlänge, ich nicht im Stande wäre, mich los zureißen; daß aus der gepreßten Bruſt kein Wort des Zornes, kein Wort des Hohnes ſich losringen würde, nein! nur das eine Wort: ich liebe Dich!

Sie lächeln, o mein Freund, daß mich eine bloße Hypotheſe, ein bloßes Problema ſo in Aufregung verſetzen kann. Sie denken, in der kühlen Luft der Wirklichkeit gedeihen dergleichen phantaſtiſche Treibhauspflanzen nicht. Nun wohl, das Ganze iſt nur ein Problema, nur wollte Gott, es bliebe problematiſch!" . . .

Sechszehntes Kapitel.

„Gott zum Gruß, lieber Herr Collega! Viele Empfehlungen von Frau von Berkow, und hier schickt sie Ihnen den Bemperlein und den Julius zur gefälligen Ansicht, aufgeschnittene Exemplare werden nicht zurückgenommen.“

So sprach lächelnd ein kleiner, blasser, schwarzhaariger, Brille tragender, etwas unmodisch, aber sehr sauber und nett gekleideter Herr von etwa dreißig Jahren, der am Nachmittag desselben Tages, einen Knaben an der Hand führend in Oswalds Zimmer trat.

„Seien Sie bestens willkommen!“ sprach dieser, sich hastig aus der Sophaecke erhebend, in welcher er, in Sinnen und Brüten versunken, gesessen hatte, und reichte den Eintretenden nicht ohne einige Verwirrung die Hand. Mit unendlichem Interesse blieb sein Blick auf dem Knaben haften, dem Sohn der Frau, die er

liebte. Julius von Berkow war eine reizende Erscheinung. Die Bleuse von dunkelgrünem Sammet, die er mit einem breiten Riemen um den schlanken Leib gegürtet trug, gab ihm das Ansehen eines allerliebsten kleinen Pagen. Dunkle Locken wallten in weichen Ringeln von dem edelgeformten Kopf; sein Gesicht war mädchenhaft schön und zart, und Oswald zuckte zusammen, als er seine warme, weiche Hand für einen Augenblick in der seinen hielt, und in die großen lichtbraunen, träumerischen Augen schaute. Es war ihm, als hätte er Melitta's Hand berührt, als hätte er in Melitta's Augen geschaut.

„Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, Herr Bemperlein," sagte er, seine Verwirrung bemeisternd, „daß Sie noch die Zeit gefunden haben, herüber zu kommen. Aufrichtig, ich habe Sie heut halb und halb erwartet, um so mehr, als Bruno es für eine Unmöglichkeit hielt, Julius könne abreisen, ohne vorher von ihm förmlichen Abschied genommen zu haben."

Da sprang die Thür auf, und herein stürzte Bruno, ein mächtiges Butterbrot in der Hand. „Hurra, Julius, Zuckerpuppe!" schrie er, „Dein Glück, daß Du gekommen bist! Ich wäre Dir sonst nach Grünewald nachgelaufen, Dich auf offener Straße durchzuprügeln. Hier, beiß ab! Das letzte Butterbrot, das wir für lange Zeit mit

einander theilen! Und nun komm! wir wollen noch einmal durch den Garten und den Wald laufen. Sie bleiben doch zu Abend hier, Herr Bemperlein?"

„Non, Monseigneur!" erwiederte dieser, der sich auf einen Stuhl gesetzt hatte und sich den Schweiß von der Stirn trocknete; „unsere Augenblicke sind gezählt. Sie würden mich daher verbinden, wenn Sie Ihre Excursionen nicht über den Garten ausdehnten und vor allem, wenn Sie Julius nicht wieder in den Graben würfen, wie das letzte Mal."

„Julius, habe ich Dich in den Graben geworfen?"

„Nein, aber herausgezogen, nachdem ich hinein gefallen war."

„Nun, so komm, mein Zuckerpüppchen!" rief Bruno, hob den schmächtigen Knaben in seinen Armen empor und trug ihn zur Stube hinaus.

„Ist das ein Junge!" sagte Herr Bemperlein; „Herr meines Lebens, ist das ein Junge! Wahrlich, Herr College, ich bewundere Sie?"

„Weshalb?"

„Weil ich Sie in einen leichten Sommerrock gekleidet sehe, und nicht umhüllt mit dreifachem Erz, wie der erste Schiffer des Horaz, und wie, meiner Meinung nach, der Mann gepanzert sein muß, der es mit solch'

einem Seeungeheuer, ſo einem Haifiſch, ſo einem ſtachligen Regen — ich meine Bruno — zu thun hat."

„Um Himmelswillen, Herr Bemperlein, ſagen Sie mir nicht, wenn wir Freunde werden wollen, daß Sie Bruno nicht leiden können."

„Ich ihn nicht leiden können! Ich liebe ihn wie einen Sturm auf der See, den ich vom Ufer aus beobachten kann, wie ein wildes Pferd, das mit einem Andern durchgeht, wie ein Gewitter, das eine Meile von mir einſchlägt. — Apropos! das war geſtern ein entſetzliches Gewitter. Wir ſind erſt um elf Uhr nach Hauſe gekommen. Frau von Berkow ſagte mir, Sie ſeien vollſtändig eingeregnet geweſen in dem Waldhäuschen."

„Wollen Sie in der That ſchon morgen abreiſen?" ſagte Oswald, dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben.

„Ob ich will?" ſagte Herr Bemperlein in weinerlichem Tone; ob ich will? durchaus nicht, Werthgeſchätzter; aber muß! Das iſt es ja eben. Ach, wenn ich könnte, wie ich wollte, ich ginge im Leben nicht weg von Berkow; und auch im Tode nicht, denn ich würde mir als letzte Gunſt erbitten, dort begraben werden zu dürfen. — Und wie es mit mir werden ſoll, wenn ich nun doch wegziehe, daran, lieber Colleae, mag ich gar

nicht denken. Leben Sie einmal, wie ich, sieben Jahre an ein und demselben Ort, und lassen Sie diesen Ort Berkow sein, und wachsen Sie fest an diesem Orte mit allen Wurzeln ihres Wesens, daß Sie jeden Spatz, der über Ihrem Fenster nistet, persönlich kennen, und mit jedem Pferde in dem Stalle auf Du und Du stehen; und dann versuchen Sie sich loszureißen — und Sie werden empfinden, wie weh das thut."

Der gute Mann griff wieder nach seinem Taschentuch und fuhr sich unter dem Vorwande, den Schweiß von der Stirn abtrocknen zu wollen, ein paar Mal über die nassen Augen.

„Ich begreife das vollkommen," sagte Oswald mit ungeheuchelter Theilnahme.

„Sie können das nicht begreifen, lieber Collega! Sehen Sie, da habe ich im vorigen Frühjahr angefangen, mir einen Epheu vor meinem Fenster zu ziehen, und mich den ganzen Sommer und Winter darauf gefreut, wie hübsch es in diesem Herbst sich ausnehmen würde, wenn das Fenster von unten bis oben berankt wäre, und wir, das heißt ich, mein Kanarienvogel und mein Laubfrosch, uns hinter den breiten Blättern verstecken könnten — denn Sie glauben nicht, wie breite Blätter ich gezogen habe — so groß, wie Weinblätter — und in diesem Herbst wird mein Fenster mit grünen

Ranken ganz vergittert sein; aber meine Stube wird leer stehen, und die Sonnenstrahlen werden durch die Blätter schimmern und die Regentropfen daran hinunterrinnen, und keine Menschen- und keine Thierseele wird sich darüber freuen."

„Ich glaube, ich kann Ihnen das nachfühlen," sagte Oswald.

„Unmöglich, lieber Collega, unmöglich!" seufzte der Andere. Ich sage Ihnen, so ein Fenster giebt es auf der weiten Welt nicht mehr. — In der tiefen Nische steht ein Lehnstuhl, mit schwarzem Leder überzogen, den mir Frau von Berkow vor zwei Jahren zu meinem Geburtstage geschenkt hat; — eine Schlummerwalze, die Sie mir zu meinem letzten Geburtstag selbst gehäkelt hat, hängt an der Lehne — na, das läßt sich eben nicht beschreiben. Aber da so zu sitzen an einem Sommerabend, wenn die Stimmen von Frau von Berkow und Julius aus dem Garten zu mir herauf tönen und der Rauch meiner Cigarre in blauen Streifen durch die Blätter herauszieht —"

Bei diesen Worten blies Herr Bemperlein zwei mächtige Rauchwolken aus seiner Cigarre durch das geöffnete Fenster, an dem er saß, und schüttelte wehmüthig den Kopf, als wollte er sagen: das bringt hier

nicht die mindeste Wirkung hervor; das sollten Sie einmal hinter meinem Epheu sehen.

„Ja, ja" — schaltete Oswald ein.

„Nein, lieber Collega, Sie können sich unmöglich in meine Stimmung versetzen. Sie wissen nicht, welch ein liebenswürdiger Knabe Julius ist. Sieben Jahre bin ich nun bei ihm, aber wenn er mir in allen diesen Jahren auch nur eine böse Stunde, ja nur Minute gemacht hat, so will ich nicht Anastasius Bemperlein heißen. Und nun die Frau von Berkow — Sie kennen Sie nicht, lieber Collega —"

Oswald wandte sich ab, denn er fühlte, wie ihm das Blut in die Wangen schoß —

„Sie haben keine Ahnung, welch ein Engel von Güte diese Frau ist. Was verdanke ich ihr nicht! Bevor ich nach Berkow kam, wußte ich von Luft und Sonnenschein, und allem Schönen auf der Welt gerade so viel, wie ein Maulwurf — ich war ein richtiger Bär, ein vollständiges Nilpferd, und daß ich jetzt einigermaßen einem Menschen ähnlich sehe, verdanke ich nur ihr. Und wie hat sie sich meiner in jeder andern Beziehung angenommen. Einmal, erinnere ich mich, lag ich viele Wochen lang am Typhus darnieder. Die ersten Wesen, die ich deutlich erkannte, als ich aus meinem Torpor erwachte, waren die gnädige Frau und der alte Bau-

mann. Es war ein Sommernachmittag, wie heute. Meine Bettvorhänge waren halb zugezogen, Baumann und die gnädige Frau standen ein paar Schritt entfernt am Tisch. Wenn ich nicht selbst krank werden will, so muß ich heute Nachmittag eine halbe Stunde spazieren reiten, Baumann," sagte Frau von Berkow, „daß er mir den Bemperlein unterdessen nicht sterben läßt." „Zu Befehl," sagte der alte Baumann. „Aber damit Sie nicht etwa glauben, lieber Herr Collega, daß ich in dieser Behandlung von Seiten der gnädigen Frau eine Bevorzugung erblicke, die meinen ganz besonderen Verdiensten zu Theil würde, so setze ich hinzu, daß ich Frau von Berkow dieselbe Huld und Gnade an viele Andere, zum Theil ganz gleichgültige Personen habe verschwenden sehen, so daß ich wahrlich glaube, das Herz dieser Frau ist aus durchaus edlerem Stoffe, als sonst die Menschenherzen sind, und daß sie Gutes thun und Andere beglücken muß, gerade wie ein Kanarienvogel singt und ein Eichhörnchen springt, weil's eben so ihre schöne Natur ist, und sie nicht anders kann. Verzeihen Sie, lieber Collega, daß ich mit diesen Dingen, die Sie nicht interessiren und nicht interessiren können, Ihre Zeit in Anspruch nehme, aber mein Herz ist wirklich zu voll, als daß es nicht überfließen sollte, und ich habe das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie mich

deshalb nicht für einen sentimentalen Gesellen halten werden."

„Ich kann Sie nur versichern, daß Sie Ihr Vertrauen keinem Unwürdigen schenken, Herr Bemperlein, auch wenn Sie mir nicht erlauben wollen, mit Ihnen ganz zu sympathisiren."

„Ich Ihnen das nicht erlauben? Es ist mein innigster Wunsch, daß Sie das nicht vermöchten, um so mehr, als ich, offen gestanden, hauptsächlich in der ganz egoistischen Absicht herübergekommen bin, Sie in einer für mich hochwichtigen Angelegenheit um Rath zu fragen."

„Mich?"

„Ja, Sie! Ich will Ihnen auch ganz offen sagen, wie Sie dazu kommen, bei mir die Stelle des weisen Einsiedlers im Walde, zu dem sich die vom Zweifel geplagte Creatur flüchtet, einzunehmen. Sie sind zu diesem verantwortlichen Amte durch eine Stimme erhoben, gegen die für mich kein Appel existirt; ich meine durch die Stimme der Frau von Berkow. Ich versuchte ihr heute Morgen auseinanderzusetzen, was ich Ihnen alsbald mit Ihrer gütigen Erlaubniß mittheilen will; sie hörte mich mit himmlischer Geduld von Anfang bis zu Ende an und sagte dann, ihre Hand für einen Augenblick auf die meinige legend: „Lieber Bemperlein, sagte sie, wollen Sie meinen Rath hören?

„Natürlich, gnädige Frau!“ sagte ich. „Nun denn,“ sagte sie, lieber Bemperlein, gehen Sie hinüber nach Grenwitz, bringen Sie Herrn Doctor Stein eine Empfehlung von mir, und erzählen Sie ihm ganz ausführlich, was Sie mir eben gesagt haben; und was er Ihnen dann antwortet, das nehmen Sie für meine Antwort.“

Auf Oswalds Lippen schwebte ein stolzes Lächeln. Er sah in dieser Demuth Melitta's eine ihm dargebrachte Huldigung; er fühlte, daß sie ihrer Liebe keinen reineren Ausdruck geben konnte, als durch dieses Geständniß, wie fortan ihre Existenz in der ihres Geliebten aufgehe.

„Wie Sie sich aus dieser Verlegenheit ziehen werden,“ fuhr Herr Bemperlein fort, „ist Ihre Sache; die Stelle des Vertrauten ist Ihnen einmal zugetheilt, und Sie müssen dieselbe herunterspielen, so gut Sie können. Die Sache ist nämlich einfach die, oder vielmehr gar nicht einfach, sondern sehr complicirter Weise, auf alle Fälle indessen ist die Sache die: Ich bin nämlich — ich habe nämlich — Aber hier kann ich Ihnen das nicht erzählen, ich muß dazu den Himmel über mir haben, denn unter dem Himmel sind mir die Gedanken gekommen, die eine solche Revolution in meinem Innern hervorbrachten. Sie thäten mir also einen Gefallen, Herr Collega, wenn Sie mir nach Berkow das Geleit geben wollten. Unterwegs sage ich Ihnen

meine Beichte ab. Jetzt will ich gehen, Julius zu rufen, und mich bei den Herrschaften zu empfehlen. Machen Sie sich unterdessen zurecht; aber lassen Sie mich um Himmelswillen nicht lange warten. Zehn Minuten reichen vollkommen zu, und länger halte ich auch ein tête-à-tête mit Ihrer Baronin gar nicht aus. Also à revoir in zehn Minuten, es schadet nichts, wenn es auch nur neun sind." —

Als Oswald nach unten kam, complimentirte sich gerade Herr Bemperlein vor dem alten Baron zur Thür der Wohnstube hinaus.

„Keinen Schritt weiter, Herr Baron! Uff! — Nun lassen Sie uns machen, daß wir wegkommen, Herr Collega. Wo ist mein Julius?"

Auf dem Hofe fanden sie die Knaben. Bruno saß auf dem Rand des Brunnens der kopflosen Najade, und schlichtete Julius, der zwischen seinen Knieen stand, das lange lockige Haar.

„Wie willst Du denn ohne den Pony fertig werden, Julius?"

„Ja, ich will sehen; vielleicht lasse ich mir ihn nachschicken."

„Du Glücklicher, ich glaube, Du läßt Dir auch Deine Mama und Herrn Bemperlein nachschicken, wenn's ohne sie nicht geht. — Ich wollte, ich könnte

mit Dir nach Grünwald, und ich habe dies verdammte Nest im Leben nicht wieder."

„Mama sagte mir, Du hättest Herrn Stein so lieb, ist das wahr?"

„Ich ihn lieb!" sagte Bruno, den Kopf trotzig in die Höhe werfend: „weshalb sollte ich ihn lieb haben? er ist mir ganz gleichgültig. Er bekümmert sich viel um mich! Er! Gestern ist er den ganzen Tag ohne mich umhergelaufen, und heute hatte er mich noch keines Blickes gewürdigt — er ist mir ganz gleichgültig; hörst Du? sag' das nur Deiner Mama, ganz gleichgültig!" — Und damit verbarg er sein Gesicht in Julius Locken und schluchzte.

„Was ist Dir, Bruno?"

„Mir? nichts! was sollte mir sein!"

„Bruno, ich begleite Herrn Bemperlein!" rief Oswald herüber.

Herr Doctor, ich begleite Julius!" rief Bruno zurück.

„Wo ist Malte?"

„Soll ich Maltes Hüter sein?"

„Malte ist auf dem Zimmer des Barons," sagte Herr Bemperlein: „er ist von der Fahrt sehr angegriffen; die Baronin meint, er fiebere etwas, und der Baron hat ihm auf dem Sopha ein Lager zurecht ge-

macht, wie einer jungen Katze. Welchen Weg nehmen wir?"

„Ich denke, wir gehen durch den Wald," sagte Oswald.

Sie gingen über die Zugbrücke, die seit zwei Jahrhunderten nicht mehr aufgezogen werden konnte, durch die Lindenallee in den Wald, Herr Bemperlein und Oswald voran, Bruno und Julius folgten in einiger Entfernung. Bruno hatte den Arm um Julius' Nacken geschlungen, er hatte heute, oder wollte heute für nichts Interesse haben, als für seinen Freund, den er immer sehr geliebt und auf dessen braune Augen er mehr als ein Gedicht gemacht hatte, und den er jetzt in der Trennungsstunde mit stürmischen Zärtlichkeiten überhäufte.

„Du wirst fortreisen, Julius," klagte er, „und wenn Du drei Tage fort bist, wirst Du mich vergessen haben."

„Ich werde Dich nie vergessen, Bruno."

„So? weißt Du das gewiß? Da hast Du ein besseres Gedächtniß, wie Oswald, — ich meine Herrn Doctor Stein. Der hat mir auch gesagt, daß er mich lieb hätte wie einen Bruder, und seit vorgestern Abend weiß er nicht mehr, daß ich auf der Welt bin. Jetzt erzählt er wahrscheinlich Herrn Bemperlein, daß er ihn wie seinen Bruder liebt; sieh nur, wie er ihm

vertraulich den Arm giebt! Nach mir sieht er sich nicht einmal um. O, ich hasse ihn, ich hasse Alle, Alle — nur Dich nicht, Julius!

Während so der unglückliche Knabe seine Liebe und seinen Kummer in den Busen seines Freundes schüttete und wohl fühlte, daß auch der ihn nicht verstände, und daß er allein, ganz allein sei auf dieser für ihn so freudelosen Erde, sprach Herr Bemperlein also zu Oswald:

Siebenzehntes Kapitel.

„Wie gesagt, lieber Collega, mein Vater war ein Pastor, mein Großvater, ja was sage ich: meine beiden Großväter waren Pasteren, denn meine Mutter war eine Pfarrerstochter; mein Urgroßvater väterlicher Seits war wenigstens ein Küster, der die Tochter eines Schäfers, also auch eines Pastors, heirathete. Weiter habe ich meinen Stammbaum nicht verfolgen können — aber ex ungue leonem! Sie sehen, daß bis auf mich herab das eigentliche Geschäft meiner Vorfahren das Weiden von Herden, — Menschen- oder Schaafherden — gewesen ist. Auch auf mir schien der Geist meiner Ahnen zu ruhen. Thiere auf die Weide bringen, war von jeher meine Leidenschaft, und noch jetzt kann ich Stunden lang an das Gatter einer Koppel gelehnt stehen und den Kälbern und Füllen zusehen, — es ist ohne Zweifel etwas Paradiesisches in diesem Zustand behaglichen Be-

nisses, der uns an die Urzeit der Menschen, mich zum wenigsten sehr lebhaft an meine Jugendzeit erinnert. Denn mein erster Freund war ein Gänsejunge, später war ein kleiner Schweinehirt mein Pylades, und der vertraute Umgang mit diesem Eumaeus posthumus hat mich aus der Lectüre gewisser Gesänge der Odyssee einen Genuß schöpfen lassen, der Anderen, welche ohne meine gründliche Vorbildung daran gehen, ganz unerklärlich sein muß. Als mein Pylades zum Rinderhirten avancirte, verließ ich weinend mein Heimathsdorf, um nach Grünwald auf's Gymnasium zu gehen, wo ich sogleich in die Tertia eintrat und von Lehrern und Schülern als ein kleines Ungeheuer angestaunt wurde, von Letzteren in Anbetracht meiner fabelhaften Toilette, in welcher ein paar Hosen, die bis zum Knie hinauf von gutem Rindsleder bestanden, noch nicht das merkwürdigste Stück war, — von Ersteren wegen meiner nicht weniger fabelhaften Gelehrsamkeit. Ich wußte den halben Virgil auswendig, las das neue Testament in der Ursprache so fließend, wie meine Mitschüler Luther's Uebersetzung — und das Alles mit dreizehn Jahren! Wie gräßlich selbst, wenn ich daran denke. Damals indessen kam mir das Alles sehr zu statten; denn mein Vater, der eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte, und so arm war, wie die

Mäuse in seiner Kirche, konnte mir außer seinem Segen und sechs Empfehlungsbriefen an eben so viel mitleidige Familien, die sich jede zu einem Freitisch wöchentlich verstanden, — den siebenten Tag, an welchem ich keinen Freitisch hatte, setzte ich nothgedrungen zum Fasttage ein für alle Mal ein — so gut, wie nichts mit in die Stadt geben. Ich war also gänzlich auf mich angewiesen; aber ich hatte daraus keine kostbaren Gewohnheiten, statt dessen aber das Talent, von einem Butterbrode satt zu werden, bei einem Thranlämpchen lesen und mit zugespitzten Schwefelhölzern schreiben, meine sechs Schulstunden absitzen und noch eben so viele Privatstunden geben zu können, so daß ich nicht nur die Miethe für mein Dachstübchen und Alles unumgänglich Nothwendige pünktlich bezahlte, sondern auch schon nach zwei Monaten meine ledernen Hosen mit einem Paar von städtischerem Stoff und Schnitt vertauschen durfte. Den Spitznamen „Lederstrumpf" indessen, den meine Mitschüler mir gegeben hatten, und den bei dieser Gelegenheit los zu werden, meine stille Hoffnung und die eigentliche Veranlassung meines Luxus gewesen war, behielt ich nach wie vor; und das war meine gerechte Strafe. Daß mir es im Uebrigen in der Schule gut ging, verdankte ich besonders einer nicht ungeschickten Politik, die ich unausgesetzt verfolgte.

„Ich hatte nämlich bald herausgefunden, daß die Stärksten und Größten in der Klasse auch zugleich immer die Dümmsten und Faulsten waren. „Ich verschloß also niemals mit ihnen ein Schutz- und Trutzbündniß abzuschließen, das hauptsächlich auf folgende zwei Bedingungen basirt war: ich mache Dir Deine Arbeiten und dafür prügelst Du mich weder selbst, noch siehst Du zu, daß mich ein Anderer prügelt; und ich muß gestehen, daß dieser Vertrag stets unverbrüchlich gehalten wurde. Als ich siebenzehn Jahre alt war, fand mein Lehrer, daß ich schon seit einem Jahre zur Universität reif sei, wenn darunter nämlich verstanden wird, daß man mit Schulkenntnissen allermaßen angefüllt ist, wie ein Ei voll Dotter, im übrigen aber so unwissend und blödsicht, wie ein Küchlein, das eben aus der Schale kroch. Daß ich Theologie studirte, stand natürlich für mich so fest, als daß ich einmal sterben müßte. Söhne von pensionirten Hauptleuten werden in's Cadettencorps geschickt, und Söhne von armen Landpastoren in's theologische Seminar geschickt: das ist so selbstredend wie irgend ein anderes Stück der Naturgeschichte. — Wohl; ich studirte also Theologie, das heißt, ich ging fleißig in's Collegium, und schrieb ganze Wagenladungen voll der abstrusesten Gelehrsamkeit. Im Uebrigen setzte ich so ziemlich mein Leben

so fort, wie ich es von der Schule gewohnt war, selbst mein Dachstübchen hatte ich behalten, und Privatstundengeben war mein Erwerbsquell nach wie vor, um so mehr, als jetzt einer meiner jüngeren Brüder bei mir lebte, dem ich das kleine Stipendium, das ich von der Universität erhielt — Sie wissen, daß in Grünwald ein Student ohne Stipendium eine rara avis ist — überließ; so wie die Freitische, die ich jetzt entbehren konnte, da die Caravanserei des Convicts mir ihre gastlichen Thore geöffnet hatte. So verging das Triennium in etwas monotoner, aber nicht unbehaglicher Weise. Ein Tag sah so ziemlich aus wie der andere; nur der Mittwoch hatte für mich eine etwas düstere Physiognomie, weil es an demselben Erbsen mit Schweinefleisch im Convict gab, ein Gericht, an das ich mich, trotz meiner liberalen Grundsätze in dieser Beziehung, niemals habe gewöhnen können. Ich mußte jedesmal, wenn die Schüssel zu mir kam, an die schönen Sommermorgen denken, die ich im Eichwalde zugebracht hatte, wenn mein Cumaeus pothumus seine Heerde weidete, und ich die Eclogen des Virgil dazu las; und dann blieb mir der Bissen im Munde stecken. Sie werden das wahrscheinlich sehr sentimental finden, aber es hat ja Jeder seine Schwächen. — Vom Leben sah ich während dieser Zeit ungefähr so viel, wie ein Ka-

meel in der Menagerie von der Wüste. Mein Umgang war äußerst beschränkt, er richtete sich wesentlich nach meinen Mitteln; wie ich denn überhaupt glaube, daß zwischen diesen Beiden eine Art Wechselverhältniß stattfindet; wenigstens bemerkte ich, daß die wohlhabenderen Studenten immer heerdenweise angetroffen wurden, während die ärmeren einzeln durch die Gassen schlichen! Ich weiß nicht, ob das sonst im Leben auch so ist. Vor diesen wohlhabenderen Studenten — denn es giebt deren selbst in Grünwald, und in meinen Augen war jeder, der einen sicheren Wechsel von funfzig Thalern jährlich hatte, ein Krösus — empfand ich übrigens allen möglichen Respect. Diese schnurrbärtigen, gestiefelten Kater erschienen mir als sehr absonderliche Geschöpfe Gottes, nur ich konnte nie recht begreifen, wie eine, doch sonst auf die Ruhe ihrer Unterthanen so eifersüchtige Regierung, sie in ihrer ganzen uncivilisirten Freiheit umher laufen lassen könne. Ich muß gestehen, daß ich die drei Jahre hindurch in einer beständigen Furcht vor einer Herausforderung lebte. Nicht als ob es mir an persönlichem Muth gebräche! Ich habe glücklicherweise hernach ein paar Mal im Leben Gelegenheit gehabt, mich vom Gegentheil zu überzeugen: ich fürchtete nur die Schiefheit der Lage, in die ich mich bei einer solchen Eventualität versetzt sehen würde.

Den ganzen sogenannten Comment hielt ich nämlich von jeher für den abominabelsten Unsinn, verderblich für die Gesundheit, viel verderblicher aber noch für die Moral, denn er zwingt die jungen Gemüther ihr eigenes Denken und Fühlen heroisch dem Moloch eines barbarischen Ehrbegriffs, der lächerlichsten Carricatur eines Codex der Moral, die je erfunden ist, zu opfern, und gewöhnt sie auf diese Weise systematisch an jenes blinde, katholische Gehorchen, welches mir die eigentliche Sünde gegen den heiligen Geist zu sein scheint. Ich weiß nicht, ob wir hierin einer Ansicht sind, Herr College."

„Vollkommen," antwortete Oswald.

„Und nun rechnen Sie zu den Uebelständen dieses modern-mittelalterlichen Studentenlebens, daß die Jünglinge gerade in der Zeit, wo der Mensch am empfänglichsten ist für die Eindrücke der Außenwelt, sich hermetisch in ihrer leidigen Kneipe abschließen, anstatt die gute Gesellschaft aufzusuchen, die ihnen den Schliff geben könnte, der ihnen wahrlich so sehr fehlt, daß sie in den Jahren, wo selbst später sehr bornirte Aristokraten für Freiheit schwärmen, sich der exclusivesten Exclusivität befleißigen, und in dem Glanz ihrer bunten Lappen und kindischen Trodeln noch verächtlicher auf den Philister herabsehen, als der Gardelieutenant auf

den Civilisten; daß sie in der Periode, wo sie anfangen sollten, sich als Mitglieder eines großen Ganzen, als angehende Bürger zu fühlen, anfangen, einen Staat im Staate zu errichten: so haben Sie wahrlich beisammen, was einem nur halbwegs verständigen Jüngling den Geschmack an solchem albernen Studententreiben gründlich verleiden könnte."

„Ja," sagte Pemperlein," und es ist ganz auffallend, wie lange der Rausch, den sich die jungen Leute während ihrer glorreichen Studentenzeit trinken, anhält. Da ist hier in der Nähe unser Landrath — ein Herr von Sylow, ein Mann von vierzig Jahren — der seit mindestens zehn Jahren verheirathet ist. Gestern nun, als ich mit Julius dort meinen Abschiedsbesuch machte — die Kinder sind von jeher sehr viel zusammen gewesen — kam der Landrath nach dem Abendessen auf seine Universitätszeit zu sprechen, und gab uns, das heißt seinem Hauslehrer und mir, einen Abriß seiner studentischen Heldenthaten. Glücklicherweise war mein College seiner Zeit ein flotter Bursch in Halle gewesen, und konnte dem Landrath auf seine Fragen über den heutigen Stand des Commments die nöthige Auskunft geben. Und nun hätten Sie den edlen Herrn sich sollen ereifern hören über die Versunkenheit des heutigen Studentenlebens, über die ge-

ringe Zahl der Paukereien, die unwürdig kleine Quantität Biers, so in einem Abend vertilgt würde, und so weiter und so weiter. Dabei glänzten seine Augen bei der bloßen Erinnerung an all die versunkene Herrlichkeit, und er sprach sich in eine solche Rührung hinein, daß er schließlich den sentimentalen Wunsch äußerte, all die rheinischen Demokraten, wie er sie nennt, die auf dem letzten Provinzial-Landtage wiederum die alten gotteslästerlichen Petitionen um Preßfreiheit, Freizügigkeit ꝛc. eingebracht hätten, möchten nur einen Hals haben, damit — er machte eine bezeichnende Handbewegung — des Geschreies endlich einmal ein Ende würde."

„Natürlich," sagte Oswald, „wenn die Herren jung sind, singen sie: „Freiheit, die ich meine," das klingt sehr poetisch, wenn man es von fern hört, und sie selbst singen sich dabei in eine gelinde Rührung hinein, in welcher sie halb und halb glauben, sie hätten in der That eine Meinung. Das ist aber eine reine Hallucination, oder im Falle ja einmal einer wirklich etwas meint, so ist es die Freiheit: den Philister verhöhnen, Fenster einwerfen, die öffentlichen Locale unsicher machen, und andere Heldenthaten ungestraft verrichten zu können; und dann die spätere Freiheit, als ganz gehorsamster Endesunterzeichneter in tiefunterthänigster Demuth zu

ersterben, wenn man es nur bis zum Subalternbeamten, und die Subalternbeamten und die ganze übrige Menschheit en canaille behandeln zu können, wenn man es bis zum Verwaltungsrath gebracht hat. Aber wir sind von unserem Thema abgekommen. Die böse Alternative, entweder gegen ihre persönliche Ehre, oder gegen die Standesehre verstoßen zu müssen, wurde Ihnen hoffentlich erspart?"

„Ja, Dank der Vorsicht, die ich anwandte, vor den gestiefelten Katern meine Manscexistenz möglichst geheim zu halten. Als das Triennium vorbei war, und ich mein erstes theologisches Examen bestanden hatte, war es mit meiner Reservatio ohnedies vorbei, denn einem ehrsamen Candidaten des Predigeramts verzeiht es schon Niemand, wenn er nichts von Terzen und Quarten wissen will. Ich hätte jetzt am liebsten sogleich auf dem Lande eine Stelle als Hauslehrer angenommen, aber mein Bruder war eben erst nach Prima gekommen, und ich wollte ihn die zwei Jahre, die er noch auf dem Gymnasium bleiben mußte, nicht allein lassen, da ich ihn in der Kunst, mit Schwefelhölzern zu schreiben und in den übrigen Geheimnissen des Lebens eines Dorfpfarrersohnes in der Stadt nicht so perfect sah, wie es im Interesse der Familie wünschenswerth schien. Denn dieser zweite Bruder sollte

an seinem jüngeren Bruder die Stelle vertreten, die ich an ihm vertreten hatte, und dieser jüngere Bruder mußte um dieselbe Zeit auf die Tertia des Gymnasiums kommen, wenn jener die Universität bezog; ebenso wie ich anfing zu studiren, als er nach Tertia kam."

„Aber wie ist denn das möglich," sagte Oswald erstaunt.

„Ja, sehen Sie, Werthgeschätzter," antwortete Herr Bemperlein, „wie es möglich ist, kann ich Ihnen nicht sagen, daß es aber der Fall ist, kann ich beschwören. Ich bin der Aelteste meiner Geschwister, und am zweiundzwanzigsten März geboren; dann kommt eine Schwester, genau zwei Jahre jünger, denn sie ist am einundzwanzigsten März geboren, darauf ein Bruder, darauf wieder eine Schwester, darauf wieder ein Bruder, und wieder eine Schwester. Wie viel sind das?"

„Ein halbes Dutzend, sollte ich meinen," sagte Oswald lächelnd.

„Ganz richtig, ein halbes Dutzend, alle zwei Jahre auseinander und alle im März geboren, mit Ausnahme meiner jüngsten Schwester, die am ersten April zur Welt kam. Sie ist aber auch eine kometenhafte Erscheinung in unserem Planetensystem und so zu sagen: das Wunderkind der Familie. Denken Sie sich, sie ist erst achtzehn Jahre und schon verlobt."

„Ich ſehe bei der ohne Zweifel großen Liebenswürdigkeit Ihrer Fräulein Schweſter nichts Außerordentliches darin," bemerkte Oswald.

„Nichts Außerordentliches?" rief Herr Bemperlein! „nichts Außerordentliches? Ein ſolches Kind? Heirathen! mit achtzehn Jahren! Ich weiß wirklich nicht einmal, ob das überhaupt pſychologiſch und phyſiologiſch zuläſſig iſt; — Sie lachen? Mag ſein: ich habe mich auf die Weiber nie verſtanden, und wüßte auch nicht, wie ich zu dieſer Kenntniß gelangt ſein ſollte, der Herr müßte ſie mir denn, von wegen meiner abſonderlichen Einfalt, im Traum geſchenkt haben. Alſo ich blieb noch faſt zwei Jahre in Grünwald, gab Privatſtunden, hielt Repetitorien mit jungen Studenten, die vor dem Examen ſtanden, und im Commersbuche beſſer Beſcheid wußten, als in den Kirchenvätern, und verdiente ſo viel, daß ich nicht nur ſelbſt ſehr gut leben konnte — den Faſttag hatte ich aus reiner Gewohnheit beibehalten — ſondern auch meinen Bruder pflichtſchuldig unterſtützte. Dieſer Bruder machte mir damals einigermaßen Sorge — die ſich hernach als unnöthig erwieſen hat, denn er iſt jetzt in ſeinem vierundzwanzigſten Jahre ſchon wohlbeſtallter Hülfsprediger, aber er lernte etwas ſchwer, hatte ſchwache Augen, und war gegen Hunger und Kälte auf eine mir unbegreifliche Weiſe empfindlich.

Ich sah deshalb ein, daß es eine Barbarei sein würde, ihm die Sorge für meinen jüngsten Bruder, der jetzt auf die Schule kam, zuzumuthen, zumal dieser ein sehr schwächlicher Knabe war — er ist jetzt ein kräftiger Bursche von zwanzig Jahren, ein braver, fleißiger Junge, der nächstens sein erstes theologisches Examen machen wird — ja, wollte ich sagen? richtig: er war damals ein schwächlicher, kränklicher Knabe, und bedurfte größerer Pflege. Für Beide aber das Nöthige herbeizuschaffen —"

„Und für Sie selber," schaltete Oswald ein.

„Nun, das war das wenigste; aber ich sah ein, daß es so nicht länger ging, und da kam mir denn die Hauslehrerstelle in Berkow, die mir zu der Zeit angeboten wurde, gerade recht. Vollkommen freie Station, ein fabelhafter Gehalt — ich war überglücklich. Jetzt hatte ich beide Arme frei, und konnte endlich wirklich einmal etwas für die Familie thun."

„Ich dächte, Sie hätten das stets nach Kräften, oder über ihre Kräfte gethan," sagte Oswald.

„Ach, Spaß," sagte der Andere; „die Lust war groß, aber die Kraft gering, und jetzt war die Unterstützung nöthiger, wie je. Meine gute Mutter hatte schon lange gekränkelt, jetzt verfiel auch mein Vater in eine schwere Krankheit, die seine eiserne Natur so

untergrub, daß er ſich nie wieder ganz vollſtandig erholte, ſo daß das Schlimmſte zu befürchten ſtand. Dabei waren meine drei Schweſtern noch unverſorgt. Welches Glück alſo, daß ich jetzt das prinzliche Einkommen von Zweihundert Thalern Geld hatte! ‚Ich gab die eine Hälfte meinen Brüdern, —“

„Und die andere Hälfte meinen Schweſtern,“ ſchaltete Oswald ein.

„Und die andere Hälfte meinen Schweſtern —“ fuhr Bemperlein fort, und rieb ſich vergnügt die Hände.

„Aber was behielten Sie denn für ſich?“

„Für mich? erwiderte Bemperlein erſtaunt. „Sagte ich Ihnen nicht, daß ich vollkommen freie Station hatte? Und nun hören Sie nur! ‚Ich war ein ‚Jahr auf Berkow geweſen, da läßt mich eines Tages die gnädige Frau zu ſich rufen, und nachdem wir über Dies und ‚Jenes geſprochen, ſagte ſie:“

„Sie ſind nun ein ‚Jahr bei uns, lieber Bemperlein, nun ſagen Sie mir einmal aufrichtig, ob es Ihnen bei uns gefällt.“ „Das bedarf wohl keiner Frage, gnädige Frau,“ antwortete ich. „Nun, das freut mich,“ ſagte ſie, „aber haben Sie nicht noch irgend einen ſpeciellen Wunſch?“ „Daß ich nicht wüßte,“ ſagte ich. „Aber ihr Gehalt iſt doch offenbar zu gering,“ ſagte

sie mit dem freundlichsten Lächeln. Ich war so erstaunt über diese Worte, daß ich keine Antwort zu finden wußte.

„Ich will Ihnen nur gestehen," fuhr sie mit himmlischer Güte fort, „daß ich die Zeit, die Sie jetzt hier sind, nur als Probezeit angesehen, und Ihren Gehalt darnach berechnet habe. Es ist mir niemals eingefallen, zu glauben, daß ein Mann, dem ich die Erziehung meines Kindes mit vollkommener Sicherheit anvertrauen kann, überhaupt mit Geld zu bezahlen sei; und wenn ich Sie jetzt bitte, mir zu erlauben, das geringe Gehalt, das Sie bis jetzt bezogen haben, zu verdoppeln, so bemerke ich dabei ausdrücklich, daß ich mich nach wie vor als ihre Schuldnerin fühle."

War ich vorher noch nicht erstaunt gewesen, so war ich es jetzt; oder vielmehr, ich war so gerührt — weniger durch das großmüthige Geschenk selbst, — als über die unbeschreibliche Liebenswürdigkeit, mit dem es mir von der edlen Frau geboten wurde, daß mir die Thränen über die Backen liefen. Ich stammelte etwas von unmöglich annehmen können und dergleichen, da aber wurde sie ordentlich zornig, daß ich nur schnell einlenkte und sagte: ich nähme das Geschenk nicht für mich, was unverantwortlich wäre, sondern nur, weil ich für Andere sorgen müßte, die für sich selber noch

nicht sorgen könnten." „Machen Sie damit, was Sie wollen," sagte sie schon in der Thür, „aber bedenken Sie auch, daß Sie gegen sich selbst Verpflichtungen haben." Damit war die Sache zu Ende, aber noch nicht Frau von Berkow's Güte, die grenzenlos ist. Doch ich wollte Ihnen eigentlich ganz etwas Anderes erzählen; nämlich, wie ich dazu kam, den Fehler zu entdecken, der sich in die Rechnung meines Lebens eingeschlichen hat, und welches dieser Fehler ist.

Achtzehntes Kapitel.

In diesem Augenblicke kam ein Reiter, der vor einigen Minuten aus einem Seitenwege auf den Hauptweg gebogen war, im Galopp an ihnen vorüber. Ein großer Neufundländer, den Oswald zuerst für Melitta's Dogge hielt, galoppirte in langen Sprüngen neben dem Pferde her, einem herrlichen rabenschwarzen Vollblut, dessen Brust mit weißen Schaumflocken benetzt war. Der Reiter war, soweit man es in der Eile bemerken konnte, ein Mann von vielleicht dreißig Jahren, lang und dürr, gegen die Gewohnheit der Gutsbesitzer hier zu Lande in langen Beinkleidern statt in Stulpenstiefeln; seine Haltung zu Pferde durchaus die Haltung der Herren, welche man lateinische Reiter zu nennen pflegt. Aber es war das wohl mehr Nachlässigkeit und die Gewohnheit, sich gehen zu lassen, als wirkliche Ungeschicklichkeit, denn, als er fast unmittelbar vor den

ihm Entgegenkommenden war, die er, in Nachdenken oder Träumereien verloren, jetzt erst bemerkte, warf er seinen Renner mit einer Kraft und Gewandtheit auf die Seite, die den tüchtigen Reiter bekundeten. „Excusez messieurs!“ rief er, flüchtig an den Hut greifend und weiter galoppirend.

„Kennen Sie den Herrn?“ sagte Oswald stehen bleibend und dem Manne nachschauend, dessen Züge ihm fremd und bekannt zu gleicher Zeit erschienen waren.

„Tiens!“ sagte Herr Bempertein, ebenfalls stehen bleibend, „das muß der Baron Oldenburg gewesen sein. Ja gewiß ist's der Baron!“ rief er, als der Reiter jetzt bei den Knaben, die in der Entfernung von ein paar hundert Schritten folgten, angekommen, still hielt, und ihnen vom Pferde herab die Hand reichte. „Ich hätte ihn kaum wieder erkannt mit seinem schwarzen Bart und seinem gelben Gesicht. Er sieht ja aus, wie ein wahrer Kabyle. Seit wann mag er denn wieder im Lande sein?“

„Ist er auf Reisen gewesen?“ fragte Oswald mit angenommener Gleichgültigkeit.

„Er ist seit zehn Jahren eigentlich fortwährend auf Reisen,“ erwiederte Herr Bempertein; „vor drei Jahren trafen ihn Frau von Berlow und Herr von Bernewitz und dessen Gemahlin in Rom, und sie sind dann mit

ihm durch Süd-Italien gereist. In Sicilien haben sie sich getrennt. Die Herrschaften traten die Rückkehr an, und der Baron ging weiter nach Aegypten, Nubien, und Gott weiß wohin ihn sein unruhiger Geist noch sonst getrieben haben mag. Aber wir sind schon wieder von unserm Thema abgekommen."

Herr Bemperlein fing mit der ihm eigenthümlichen Redseligkeit abermals zu erzählen an, aber wenn Oswald schon vorher nur mit halbem Ohre zugehört hatte, so schweiften seine Gedanken jetzt noch viel weiter ab . . . . Das war also der Mann, der einst in Melitta's Leben eine so große Rolle gespielt hatte! Eine so große Rolle! Eine wie große Rolle? Sie hatte ihn nie wahrhaft geliebt — vielleicht, — gewiß nie wahrhaft geliebt — aber ist denn wahre Liebe immer der letzte Preis der höchsten Gunst einer Frau? Giebt es nicht so dergleichen, wie Begierde ohne Liebe? oder auch Liebe ohne Begierde, oder der Wunsch, den Geliebten auf jede Weise an sich zu fesseln, auch durch die Lust und die Erinnerung der Lust — — Und so hätte Sie doch an der Seite des Mannes, an dessen Wiege die Grazien ausgeblieben waren, geruht; wohl ohne Ruhe, ohne die tiefe Seligkeit zu finden, die sie hoffte, — aber doch geruht? O, in dem Gedanken war Höllenqual . . .

So raunte und flüsterte ihm der Dämon der Eifersucht wilde, schlimme Gedanken ins Ohr, die sein Blut sieden machten und ihm kalte Tropfen auf die Stirn trieben — was Wunder, wenn er so Herrn Bemperlein's Erzählung nur wie im Traume hörte. Nur so viel begriff er, daß der wunderliche, brave Mann erst jetzt, nachdem die Noth des Lebens für ihn vorbei war und er in der grünen Einsamkeit von Berkow frei von aller Sorge aufathmen durfte, zum ersten Mal über seine sogenannte Wissenschaft, die zu prüfen, ihm bis dahin die Zeit gefehlt hatte, nachzudenken begann; daß er jetzt zum ersten Male mit den Heroen der neueren Literatur, vor allem mit Shakespeare, Bekanntschaft machte, daß er von den Dichtern auf die Philosophen kam, und wie ihm vor allem in Spinoza eine Welt aufging, von der er, der Zögling theologischer Scholastik, keine Ahnung hatte; daß er von Spinoza, später von Schopenhauer angeregt, sich auf das Studium der Natur, auf Botanik, Mineralogie, Physik geworfen, sich mit Hülfe des alten Baumann ein kleines Laboratorium eingerichtet und fleißig experimentirt habe, und daß auf seinen Retorten und Tigeln der Glaube an die alleinseligmachende Kraft der Professoren-Religion, den ihm die Lectüre der Phile-

ſophen noch etwa gelaſſen hatte, vollkommen verdampft ſei.

„Das ging nun ſo, ſo lang es ging," ſagte Herr Bewperlein, „allein es kam nicht zum Sterben, aber doch zu dem Augenblick, wo ich mich entſchließen mußte, ob ich meinen heimlichen Abfall von dem Glauben meiner Väter offen erklären wollte, oder nicht. Eine ſehr einträgliche Pfarrſtelle in hieſiger Gegend, von der ein Onkel der Frau von Berkow, der ältere Herr von Bernewitz Patron iſt, wurde durch den Tod des Inhabers erledigt. Herr von Bernewitz glaubte ſeiner Nichte einen Gefallen zu erweiſen, wenn er mir dieſe Stelle anbot, ich hatte weiter nichts zu thun, als am nächſten Sonntag eine Predigt in dem Pfarrdorfe zu halten, und die Sache war abgemacht. Nun müſſen Sie wiſſen, daß ich, als mir Herr von Bernewitz die Sache vorſtellte, im erſten Schrecken, halb aus Ueberraſchung, halb um den guten Mann nicht zu kränken, und dann auch, weil wir (das heißt Frau von Berkow und ich) Julius' Ueberſiedlung nach Grünwald beſchloſſen hatten, und ſo meines Bleibens in Berkow doch nicht länger ſein konnte: „Ja" geſagt und mich wirklich hingeſetzt habe, eine Predigt auszuarbeiten. Ich hatte mich ſeit ein paar Jahren glücklich um jede Gelegenheit, wo mein theologiſch-declamatoriſches Talent

sich hätte zeigen können, herumzudrücken gewußt, und jetzt fühlte ich zu meinem Schrecken, daß ich die Kanzelsprache, und mehr noch als die Sprache, die Kanzellogik vollständig verlernt hatte. Drei Abende hinter einander setzte ich mich zu der Sisyphusarbeit hin; aber nie kam ich auch nur über: „meine andächtigen Zuhörer" hinaus. Die contradictio in adjecto peinigte mich, ich wußte aus eigener Erfahrung, wie es mit der Andacht der Zuhörer bestellt ist. Andächtig kommt von Denken! Da, in der dritten Nacht, als ich mich voller Verzweiflung zu Bette gelegt hatte und voller Kummer eingeschlafen war, erwägend, was wohl mein guter Vater und mein würdiger Großvater, den ich auch noch gekannt hatte, sagen würden, wenn sie den Unglauben ihres in so trefflichen Grundsätzen erzogenen Sohnes und Enkels sähen, hatte ich folgenden curiosen Traum, zu dessen Erklärung ich vorher bemerken muß, daß Frau von Berkow mir an jenem Tage viel von den Museen des Louvre erzählt hatte.

„Mir träumte also, ich trat in einen gewaltigen hohen und weiten Saal, an dessen Wänden Sculpturen und Gemälde standen und hingen. Da saß Gott Vater selbst, ein schöner bärtiger alter Mann, und reckte die Hand aus und schuf Himmel und Erde, dann kamen Adam und Eva, in weißem Marmor: Eva, ziemlich

wohl erhalten — Adam aber hatte den Kopf verloren; darauf „Kain's Brudermord," ein großes Oelgemälde, ebenso wie ein darauf folgendes: „Adam und Eva finden die Leiche des ermordeten Abel;" auf welchem die Gestalt des todesblassen Jünglings, der wie eine gebrochene Lilie anzuschauen war, mich fast zu Thränen rührte. So ging es weiter und weiter: Statue an Statue, Gemälde an Gemälde. Ich war nicht allein im Saale, im Gegentheil, viele Menschen bewegten sich an den Wänden und durch den Wald von Statuen hin. Vor einzelnen besonders hervorragenden Werken, zum Beispiel dem Durchzug der Kinder Israel durch das rothe Meer — einer riesengroßen Freske — standen ganze Gruppen — auch vor anderen, die sich weniger durch historische Bedeutung, als durch das Pikante der dargestellten Situation auszeichneten. So mußte ich mich über das Betragen einer Schaar junger Mädchen ärgern, die vor einem Gemälde, darstellend: „Lot, von seinen Töchtern trunken gemacht," die Köpfe zusammensteckten und kicherten. Ueberhaupt erschien mir das Benehmen der Gesellschaft im hohen Grade anstößig: Die Frauen lachten und schwatzten und kokettirten, die Herren schwatzten, plauderten und lorgnettirten, und einige mit langen Beinen und langen Zähnen — wahrscheinlich Eng-

länder — hatten gar den Hut auf dem Kopf. Fast Alle hielten ein Buch in der Hand, in welches die Gewissenhafteren von Zeit zu Zeit hineinsahen, wenn sie sich über eins der Kunstwerke Auskunft holen wollten. Dies Buch schien mir der Katalog des Museums zu sein, und da ich einen solchen ebenfalls zu haben wünschte, weil ich die Reihenfolge der Propheten vergessen hatte, und nun nicht wußte, ob der alte bärtige Mann, No. 8, Habakuk, und der Jüngling N. 9, Zephanja, oder umgekehrt sei, so wandte ich mich an einen alten Herrn, den ich mit einem Fliegenwedel an den Statuen beschäftigt gesehen hatte, und den ich in Folge dessen für einen der Custoden hielt. Als ich näher trat, wandte sich der Mann um, und ich erschrak nicht wenig, als ich meinen eignen Großvater erkannte. „Was wünschen Sie, junger Mann?“ sagte er in strengem Ton. Ich wiederholte schüchtern meine Frage. „Hier haben Sie einen Katalog,“ sagte er, von einem Tische, auf welchem eine große Menge jener Bücher lag, eins nehmend und mir reichend, kostet fünfzehn Silbergroschen.“ — Ich schlug das Buch auf; „ich wünschte einen Katalog,“ sagte ich, „Sie haben mir“ — „Ganz richtig,“ sagte der alte Mann mit melancholischer Stimme; „dies ist der Katalog für das alte Museum; der Eingang in das neue Museum, in welchem

die Kunstwerke von dem Jahre Eins christlicher Zeitrechnung bis zum Jahre 1793, wo die christliche Religion abgeschafft, und die Göttin der Vernunft auf den Thron gesetzt wurde, aufgestellt sind — ist dort!" Er wies auf eine schöne breite Treppe, die aus dem Saale hinaufführte in andere Räume. „Sie werden gut thun, sich dort ebenfalls einen Katalog zu kaufen. Er kostet zehn Silbergroschen und Sie haben sich deshalb an Ihren Vater zu wenden, welcher in jenem Theile des Gebäudes dasselbe Amt versieht, welches ich hier versehe." Und damit wandte mir der alte Mann den Rücken, und fing wieder an, mit seinem langen Wedel die Statuen und Bilder abzustauben. „Entschuldigen Sie, lieber Großvater," sagte ich. — „Ich bin Ihr Großvater nicht," antwortete der alte Mann, ruhig in seiner Beschäftigung fortfahrend. „Nun, Herr Custos?" fragte ich. „Ja wohl, Custos, nichts weiter, nichts weiter;" murmelte der Greis. „Wo haben denn, Herr Custos," fuhr ich fort, „die Kunstwerke, die seit jener Zeit entstanden sind, ihre Stelle gefunden?" „Seit jenem denkwürdigen Jahre," sagte der Alte, „hat nichts Gescheidtes mehr zu Stande kommen wollen. Zwar haben sich noch einige Künstlerschulen gebildet, aber es hat Alles kein rechtes Leben, und ihre Productionen können auf eigentlichen Kunst-

werth keinen Anſpruch machen. Den Künſtlern ſelbſt fehlt der rechte Glaube, und ohne den läßt ſich nun einmal nichts Ordentliches malen oder meißeln, oder ſchreiben" — bei dieſem letzten Worte maß er mich mit einem ſtrengen Blicke, — „Oder ſchreiben;" wiederholte ich kleinlaut, an meine ungeſchriebene Probepredigt denkend — „Oder ſchreiben," fuhr er fort — „und dann iſt das Publikum ſelbſt in neueſter Zeit ſehr gleichgültig geworden, und die Kritik ſitzt den Künſtlern zu unbarmherzig auf dem Nacken, und das verdirbt ihnen die naive Unbefangenheit und nachtwandleriſche Sicherheit, ohne welche nun ein für alle Mal, — aber jetzt muß ich Sie erſuchen, ſich zu entfernen, die Glocke hat ſchon lange geläutet, Sie ſind der Allerletzte." Er begleitete mich bis zum Ausgange des Saales, öffnete mir die Thür und lud mich mit einer ſteifen Verbeugung ein, hinauszuſpazieren. Ich that es — die Thür fiel donnernd hinter mir zu, und — ich erwachte."

„Seit jenem Traum," fuhr Herr Bemperlein fort; „machte ich keinen neuen Verſuch mehr. Ohne Glauben läßt ſich keine Predigt ſchreiben, ſagte ich zu mir, und wenn ſich auch noch zur Noth eine ſchreiben läßt, ſo läßt ſie ſich doch nicht halten, wenigſtens nicht von einem Manne, der, wie Du, ein Stück Gewiſſen und

weder Kind noch Kegel hat, die manchen ehrlichen Kerl schon Dinge haben schreiben und sagen machen, die er nur so und auch kaum so vor Gott und der Welt verantworten kann. Daß ich also nicht mehr Pastor werden könnte, stand bei mir fest, und ich schrieb also heute Morgen an Herrn von Barnewitz, mich für die mir zugedachte Ehre zu bedanken, von der ich keinen Gebrauch machen könne, da — ich mich entschlossen hätte, Julius nach Grünwald zu begleiten. Der Einfall kam mir nämlich, wie ich die Phrase schrieb, und ich lief sogleich zu Frau von Berkow, und theilte ihr meinen Entschluß mit, worüber sie ihre ungeheuchelte Freude zu erkennen gab. — Nun sagen Sie mir, mein vortrefflicher Freund, der Sie die Güte gehabt haben, diese lange Geschichte anzuhören, was würden Sie thun, wenn Sie in meiner Lage wären? Bedenken Sie dabei, daß ich bereits achtundzwanzig Jahre alt bin, aber noch meine sämmtlichen achtundzwanzig Zähne habe. — Die Weisheitszähne sind ausgeblieben, sei es aus einer Vergeßlichkeit der Natur, sei es aus einer weisen Vorsicht des Schicksals, das daran dachte, wie ich so manchmal im Leben wenig genug zu beißen haben würde."

„Was ich thun würde, wenn ich an Ihrer Stelle

wäre?" ſagte Oswald; „wenn ich, wie Sie, ein wackrer, gewiſſenhafter, fleißiger —"

„Bitte, bitte, Herr Collega;" ſagte Bemperlein über und über roth werdend.

„Ich ſage, gewiſſenhafter, fleißiger Mann wäre? Nun die Frage iſt ſehr leicht zu beantworten. Ich würde thun, was Sie bereits gethan haben; ich würde dem Paradies naiver Gedankenloſigkeit und harmloſen Glaubens wohlgemuth den Rücken kehren, nachdem ich einmal vom Baum der Erkenntniß gekoſtet, und mich, ſo wenig wie Sie, in den Stall ſperren laſſen, in welchem die Heuchler, die ſchnöden Hunde im Schafspelze der Demuth, ſo ohrenzerreißend und markerſchütternd winſeln und heulen."

„Ganz wohl, ganz wohl!" ſagte Herr Bemperlein, ſich vergnügt die Hände reibend, „und was würden Sie dann thun, Werthgeſchätzteſter?"

„Dann," ſagte Oswald, „wenn ich Sie wäre, würde ich mich erinnern, welche Mühſal ich ſchon als ſchwacher Knabe erduldet, und welchen Fleiß und welche Ausdauer ich bewieſen habe, blos um mir einen Wuſt von Kenntniſſen anzueignen, den ich jetzt froh bin, wieder vergeſſen zu können — deſſen, ſage ich, würde ich mich erinnern, und dann meinen Ehrgeiz darein ſetzen, mir nun eine Wiſſenſchaft zu eigen zu machen,

die ich nicht wieder vergessen möchte, weil ich ihr Jünger sein darf, ohne vorher die freie Vernunft zu loben, und weil diese Wissenschaft fruchtbar für mich und fruchtbar für meine Mitbrüder ist."

„Vortrefflich, vortrefflich," sagte Herr Bemperlein, „weiter, weiter!"

„Ich würde also mit einem Wort," fuhr Oswald fort, „mich mit aller Macht auf die Naturwissenschaften werfen, in denen Sie sich ja schon versucht haben, und würde mich, sobald als möglich, nochmals in Grünwald inscribiren lassen, diesmal aber nicht, um Theologie, sondern etwa um Medicin zu studiren."

„Die medicinische Facultät in Grünwald ist ausgezeichnet," sagte Herr Bemperlein.

„Sie ist anerkanntermaßen eine der besten in Deutschland," fuhr Oswald fort. „Dann würde ich noch ein paar andere Universitäten besuchen, wenn das Geld reicht —"

„Geld wie Heu, Geld wie Heu," rief Herr Bemperlein, „sechs Jahre lang ein prinzliches Einkommen und freie Station, ich bitte Sie, Theuerster, ich habe für ein halbes Jahrhundert zu leben."

„Dann würde ich ein berühmter Arzt —"

„Wissen Sie," sagte Bemperlein, stehen bleibend und sich nach den Knaben umsehend, im Flüsterton:

Ich habe ſchon ein Paar von Julius Kaninchen heimlich mit Blauſäure vergiftet und hernach ſecirt, und die Fröſche in dem Sumpfe hinter unſerm Park haben keine Urſache, meine Freunde zu ſein."

„Bravo!" lachte Oswald, „und dann heirathete ich."

„Wirklich?" fragte Bemperlein.

„Nun natürlich, und erzeugte ein halbes Dutzend kleiner Bemperleins, die in der Folge alle große Bemperleins und Alles Leuchten und Fackeln der modernen Wiſſenſchaft würden."

„Auch die Mädchen?" ſagte Bemperlein lachend.

„Die Mädchen heirathen wieder tüchtige wahrheitsliebende Männer, und ſo hülfe ich theoretiſch und praktiſch die Zeit herbeiführen, wo die Freiheit erſcheinen wird, „die wir meinen.""

„Ja, ja," rief Herr Bemperlein, „ſo gehts, ſo gehts. Dank, tauſend Dank, mein trefflicher Freund, daß Sie die letzten Wolken des Zweifels durch Ihre muthigen Worte zerſtreut haben. Morgen reiſe ich mit Julius nach Grünwald."

„Ich will Ihnen einen Empfehlungsbrief an Profeſſor Berger mitgeben," ſagte Oswald; „er iſt mit allen naturwiſſenſchaftlichen Größen eng liirt."

Er riß ein Blatt aus ſeiner Brieftaſche, ſchrieb ein paar Worte an Berger darauf und übergab es Bemperlein.

„Dank, besten Dank!“ sagte dieser, das Blatt einsteckend. „Die Bekanntschaft dieses Mannes kann mir sehr nützlich werden.“

„Auf jeden Fall. Sprechen Sie durchaus offen gegen ihn, ohne allen und jeden Rückhalt, dann dürfen Sie aber auch versichert sein, daß er mit seiner Herzensmeinung nicht hinter dem Berge halten wird. Vielleicht empfiehlt er Ihnen, sogleich auf eine größere Universität, etwa nach der Residenz zu gehen. Folgen Sie dann seinem Rath.“

„Nous verrons, nous verrons!“ rief Her Bemperlein. „Aber da sind wir bei unserm Parkthor angekommen. Sie treten doch näher!“

„Nein, nein!“ sagte Oswald hastig, ich möchte nicht gern so spät nach Grenwitz zurückkommen.“

„Nun denn, leben Sie wohl! In ein paar Tagen, wenn ich Julius in Grünwald installirt, und mich über mich selbst bei Berger ordentlich informirt habe, bin ich wieder hier, um definitiv Abschied zu nehmen. Leben Sie wohl so lange, mein werthgeschätzter Freund!“

„Adieu, adieu!“ sagte Oswald, hastig Bemperlein und Julius die Hand drückend, und Bruno mit sich zurück in den Wald ziehend, als hielte ein Engel mit dem flammenden Schwerte Wache über dem Parkthore von Berkow.

Neunzehntes Kapitel.

Der Knabe und er gingen eine Zeit lang schweigend nebeneinander durch den Wald. Brune war zu stolz, als daß er eine Unterhaltung mit dem hätte beginnen sollen, der ihn ganz vergessen zu haben schien, und Oswald war mit seinen eignen Gedanken vollauf beschäftigt . . . ‚Jeder Mensch, mit dem wir in nähere Beziehung treten, ist ein Glas, das unser eigen Bild so oder so zurückwirft, und in dem krystallhellen Spiegel von jenes Mannes kindlich reiner Seele, hatte Oswald sein eignes Gesicht erblickt, — aber wie erblickt? von Leidenschaft zerrissen, von Zweifel verdüstert, so daß er vor sich selbst erschrak. „Und dieser Mann, sprach er bei sich, kommt zu Dir, sich von Dir Rath zu holen; der Sehende zu dem Blinden, der Gesunde zu dem Kranken!“ Er entdeckt einen Fehler in der Rechnung seines Lebens, und er setzt sich hin und rechnet und

rechnet und ruht nicht, bis das Facit ſtimmt, und Alles wieder ſchier und glatt iſt, und Du taumelſt durch's Leben, wie ein leichtſinniger Kaufmann, Schuld auf Schuld häufend, von einer tollen Speculation in die andere rennend, unbekümmert darum, wie es am Zahlungstage werden ſoll. Jener Mann würde ſich eher die Hand abhauen, als ſie nach etwas ausſtrecken, das er nicht verdient hätte im Schweiße ſeines Angeſichts — Du nimmſt die Gaben der goldigen Aphrodite und was Dir ſonſt ein günſtiges Geſchick gewährt, hin, wie Dein gutes Recht und murreſt nur, daß es nicht mehr iſt. Jetzt biſt Du ſchon nicht mehr zufrieden mit Melitta's Liebe, für die Du ihr auf den Knieen danken müßteſt, jetzt verlangſt Du, ſie ſollte Dich geliebt haben, ehe ſie Dich kannte, ſie ſollte wenigſtens mit ihrer Liebe auch die Erinnerung an dieſen Mann verloren haben. „Wenn ich die Erinnerung tödten könnte," ſagte ſie. Nun, was uns gleichgültig iſt, vergißt man gar leicht, und was man nicht vergißt und nicht vergeſſen kann — das iſt uns nicht gleichgültig. Alſo haßt ſie dieſen Mann? Aber der Haß iſt der wilde Bruder der holden Schweſter Liebe! Vielleicht liebt ſie ihn noch! — Und woher kam er eben? Von ihr! ohne Zweifel. — Bruno führt dieſer Seitenweg noch ſonſt wohin, außer nach Berkow?"

„Nein, und ich finde den Weg wirklich nicht interessant genug, um ihn zweimal an einem Tage zu gehen. Hier ist ein anderer, der uns aus dem Walde herausführt und dann immer am Rande hin bis beinahe nach Hause; wollen wir den nicht einschlagen?“

„Meinethalben,“ sagte Oswald, sogleich wieder in seinen bösen Traum zurückfallend. „Also wirklich von ihr! Doch das ist ja nicht möglich! Warum nicht möglich? „„Ein rollend Rad des Weibes Brust hat gedrechselt; die Lilienhöhen decken, was wankt und wechselt““ — das kann der Baron so gut wie Du in der Fritjofssage gelesen haben. Er ist ja auch ein Schriftgelehrter und dabei Baron und reich. Dem Manne kann es ja gar nicht fehlen; aber Melitta soll mir Rede stehen; sie soll mir sagen, daß ich Ursache habe, den Mann zu hassen, wie ich ihn hasse.“

Bruno war, durch die Breite des Weges von ihm getrennt, schweigend neben Oswald hergegangen. Er bemerkte wohl dessen Aufregung; er sah, wie sein Gesicht sich immer mehr verdüsterte, wie schmerzlich seine Lippen zuckten, wie seine Hand sich krampfig ballte; er sah, daß sein Freund nicht glücklich war. Mehr bedurfte es bei dem großmüthigen Knaben nicht, um alle seine persönliche Empfindlichkeit, seine eignen

Klagen zu vergeſſen; er kam leiſe an Oswald heran und ſeine Hand ergreifend, ſagte er:

„Was fehlt Dir, Oswald? Warum ſprichſt Du nicht? Zürnſt Du mir?“

„Ich Dir!“ mehr antwortete der junge Mann nicht; aber der Ton, mit dem er dieſe Worte ſprach, und der Blick, mit dem er ſie begleitete, waren genug, um Bruno von der Grundloſigkeit ſeines Verdachtes zu überzeugen, und die ſo lange zurückgeſtaute Fluth ſeiner Liebe in wildem Ungeſtüm hervorbrechen zu machen. Er umſchlang Oswald und drückte und herzte ihn unter Thränen und Schluchzen.

„Bruno, Bruno, was iſt Dir?“ rief Oswald durch die ſtürmiſche Zärtlichkeit des Knaben erſchreckt.

„Ich glaubte, Du liebteſt mich nicht mehr,“ ſchluchzte Bruno, „und ſieh, Oswald, wenn auch Du mich nicht mehr lieben willſt, dann muß ich ſterben.“

Das bleiche Todtenbild, das Oswald heute Morgen in ſeinem fieberhaft erregten Zuſtande ſo entſetzlich deutlich geträumt hatte, trat wieder vor ſeine Seele und gab dem leidenſchaftlichen Worte des Knaben eine fürchterliche Bedeutung. Sprachlos vor Rührung zog er den Weinenden an ſein Herz, und wiederholte ſich im Stillen das Gelöbniß, dieſem armen, verlaſſenen Knaben ein Bruder zu ſein. — —

So ſtanden ſie, ſich eng umſchlungen haltend . . . Rothe Abendlichter ſpielten in den Wipfeln der Tannen, — aus dem Walde tönte der ſanfte klagende Geſang eines Vögleins, — ein ſüßer, feierlicher Augenblick . . .

Da ſchlugen aus geringer Entfernung wüſte, häßliche Töne an ihr Ohr — laute drohende Stimmen von Männern, die in einem heftigen Wortwechſel begriffen ſchienen — Schelten, Fluchen — dann auf einen Augenblick tiefe Stille und plötzlich der laute Ruf: Herr Gott! Hülfe! iſt denn Niemand da! Hierher!

Oswald und Bruno, die einen Augenblick, athemlos gelauſcht hatten, eilten jetzt in vollem Lauf der Stelle zu, von wo der Hülferuf ertönte. Sie kamen auf einen Platz, hart am Rande des Waldes, wo Holz gefällt wurde, und zwiſchen den einzelnen noch ſtehenden Bäumen hier und da Klafter aufgeſchichtet waren. Neben einem halb beladenen, mit vier Pferden beſpannten Wagen lag ein Mann auf der Erde, mit Händen und Füßen um ſich ſchlagend, ein anderer hatte ſich über ihn gebeugt, ihn mißhandelnd, oder beſchwichtigend — man konnte es nicht unterſcheiden. Als die Beiden herankamen, erhob ſich dieſer Letztere — es war der Inſpector Brauer — und ſchrie ihnen entgegen:

„Schnell, Herr Doctor, um Gotteswillen! Der Kerl stirbt mir unter den Händen.“

In der That, das Aussehen des Mannes auf der Erde war entsetzlich genug. Das Gesicht verzerrt, die Augen verdreht, daß man nur das Weiße sah, Schaum vor dem Munde, die Fäuste geballt, der Körper in Krämpfen zuckend — kaum, daß Oswald den riesigen Knecht wieder erkannte, der damals durch seine Grausamkeit gegen seine Pferde den Zorn Bruno's herausgefordert hatte.

Oswald war an der Seite des Menschen niedergekniet, er wischte ihm den Schaum vom Munde, er band ihm die steife Binde ab, er suchte ihm eine bessere Lage zu verschaffen.

„Haben Sie nichts, ihm unter den Kopf zu legen,“ rief er dem Inspector zu, dessen rohes, bärtiges Gesicht die hülflose Angst, die er empfand, unaussprechlich albern machte.

„Unter den Kopf? unter den Kopf? hier!“ und dabei zog er seinen Rock aus und stopfte ihn als Kissen unter den Kopf des Mannes.

„Ist kein Wasser in der Nähe?“ rief Oswald weiter.

„Wasser in der Nähe? Nein — aber in dem Rock steckt eine Flasche — da — das mag auch wohl helfen — Herr Jesus.“ — —

Oswald wusch mit dem Branntwein die Stirn des Kranken, der allmälig etwas ruhiger wurde.

„Wie ist denn dies gekommen?“ fragte er.

„Ja ich weiß es nicht;“ rief der Inspector mit kläglicher Stimme. „Ich komme hierher geritten, weil der Kerl mir zu lange im Holz trödelt, um ihm ein bischen den Marsch zu machen. Da sitzt er bei seinem Wagen hier auf dem Baumstamm und regt sich nicht. Was hast Du hier zu sitzen, sage ich. Warum soll ich hier nicht sitzen? sagte er. Bist Du wieder besoffen, Kerl? sagte ich, denn ich sah, daß er ganz wäss'rige Augen hatte, und seine Schnapsflasche leer neben ihm lag. Selber besoffen, sagte er. Du bist ein ganz infamer Schlingel, sagte ich. Selber Schlingel, sagte er. Na, Herr Doctor, so was kann man sich doch nicht gefallen lassen. So ich runter vom Pferde und meinem Kerl ein paar aufgezählt. Er in der größten Wuth auf mich los — mit ein Mal fällt er, wie ein Ochs, auf die Erde — und fängt an — ach, Herr Jesus, da geht es wieder los. So was hab' ich mein Lebtag nicht gesehen.“

Der Knecht bekam wieder einen Krampfanfall; Oswald selbst befürchtete das Schlimmste. „Schnell, schnell,“ rief er, „das Holz vom Wagen herunter, wir

müssen ihn langsam nach Hause fahren. Unterdessen reitet einer nach dem Arzt."

„Ja, ja, ich will nach dem Doctor reiten," rief der Inspector froh fortzukommen, und schon mit einem Fuß im Bügel.

„Hier geblieben," herrschte ihn Oswald an; „wie kann ich ohne Sie den Mann fortschaffen? Schämen Sie sich nicht, Herr Wrampe, daß Sie ein solcher Hasenfuß sind? Nehmen Sie sich ein Beispiel an Bruno."

Bruno hatte Oswald nach Kräften unterstützt, jetzt stand er auf dem Wagen und warf mit vollen Armen das schon aufgeladene Holz herab. „Ich will zu dem Doctor reiten, Oswald!" rief er herabspringend.

„Es wird wohl das Beste sein, Bruno," sagte dieser. „Du kennst den Weg und ich kann hier nicht fort. Schnallen Sie ihm die Bügel kürzer, Herr Inspector."

„Gleich, gleich," sagte dieser, aber schon hatte Bruno es selbst gethan; mit einem Satze, ohne den Bügel zu berühren, saß er im Sattel und hatte die Zügel ergriffen. Das feurige Thier, die ungewohnte leichte Last fühlend, bäumte sich.

„Es wird Sie abwerfen, Junker!" sagte der Inspector.

„Keine Furcht," rief der Knabe. „Ihre Peitsche her! Hep, allez!" und damit hieb er das Pferd über den Hals und sprengte im Galopp davon. Oswald sah nur noch, wie er, an dem Rande des Waldes angekommen, über den breiten Graben setzte auf den Weg, von dem Weg über den andern Graben auf eine Wiese, um, über diese weggaloppirend, schneller die Landstraße zu gewinnen, die nach Kaschwitz und von dort weiter nach dem Städtchen führte, in welchem der Doctor wohnte.

Zwanzigstes Kapitel.

Unterdessen hatten der Inspector und Oswald, nicht ohne einige Schwierigkeit — denn Herrn Wrampe's Riesenkraft schien durch den Schreck vollkommen paralysirt zu seyn — den Kranken auf den Wagen geladen, nachdem sie zuvor von dem Heu der nahen Wiese und einigen Kleidungsstücken eine Art von Lager darauf bereitet hatten. Oswald stieg mit hinauf, um den Kranken, der sich jetzt in einem ganz lethargischen Zustande befand, nöthigenfalls zu stützen, und der Inspector lenkte die Pferde. Glücklicherweise dauerte die Fahrt nicht lange, da die Häuslerwohnungen auf der ihnen zugekehrten Seite der Landstraße von Grenwitz nach Faschwitz, den Wirthschaftsgebäuden gegenüber, also bedeutend näher, als das Schloß selbst lagen.

„Sie wissen doch, wo der Mann wohnt?" fragte Oswald, als sie sich dem Dorfe näherten.

„Gleich in dem ersten Hause," antwortete Herr Wrampe, sich in dem Sattel umdrehend und mit dem Peitschenstiel auf ein Häuschen zeigend, das eher einem großen Hundestall als einer kleinen Menschenwohnung glich.

„Ist er verheirathet?"

„Gewesen," antwortete Herr Wrampe; „er hat das arme Weib" — hier unterbrach er sich, einen scheuen Blick auf das blasse Gesicht des Mannes werfend, als wolle er sagen, von Todten und Todtkranken darf man nur das Beste sprechen.

„Hat er Kinder?"

„Zwei, da sind sie vor der Thür mit Mutter Clausen. Mutter Clausen, he! der Jochen hat das böse Wesen gehabt, bringen Sie doch die Kinder in's Haus, daß sie sich nicht erschrecken." So rief der Inspector, den das Gefühl seines Unrechts außerordentlich zartfühlend gemacht hatte, einer alten Frau zu, die im letzten Abendsonnenschein vor der Thür der Hütte saß, während zwei kleine Kinder zu ihren Füßen im Sande spielten.

Als die alte Frau aufblickte, erkannte Oswald dieselbe Alte, mit welcher er auf dem Wege zur Kirche gestern Morgen auf dem Meer die sonderbare Unterredung über Unsterblichkeit gehabt hatte. Die Alte

warf einen Blick nach dem herankommenden Fuhrwerk, ergriff die Kinder, führte sie in's Haus und kam wieder heraus, als der Wagen eben vor der Thür still hielt.

„Ist er todt?“ fragte sie, an den Wagen tretend.

„Nein, Mütterchen!“ sagte Oswald.

„Ah, sieh, der junge Herr von gestern! Na, das gefällt mir von Ihnen, daß Sie Mitleid haben mit den armen Menschen. — Tragt ihn nur hier herein, ich habe die Kinder in meine Kammer gebracht.“

Der Inspector und Oswald hoben den Mann, der vollkommen regungslos war, vom Wagen, trugen ihn, nicht ohne sich zu bücken, durch die Hausthür über den kleinen Flur in die niedrige Stube, und legten ihn dort auf ein breites, mit blauem Kattun überzogenes Bett. Die Alte folgte, hieß den Inspector, ihr den Mann entkleiden helfen und sagte ihm dann:

„So, Sie können nun gehen; der Herr Stein und ich wollen schon mit dem Kochen fertig werden.“

Der Inspector ließ sich diese Erlaubniß nicht zweimal sagen; mit einigen unverständlichen Worten drückte er sich aus der Stube, und Oswald sah nur durch das Fenster, wie er draußen, ehe er das Sattelpferd bestieg, einen langen, langen Schluck aus seiner Flasche that, als ob er nach solcher geistigen und körperlichen Anstrengung einer Erquickung ganz besonders bedürfe.

Oswald hatte sich am niedrigen, offenen Fenster auf einen Schemel gesetzt, und schaute sich in dem Zimmerchen um. Man erkannte auf den ersten Blick, daß hier in diesem Häuschen ein guter Geist waltete, der aber sicherlich nicht in dem rohen Trunkenbolde dort auf dem Bett seine Wohnung aufgeschlagen hatte. Das Bett war frisch überzogen, die Zimmerdecke, die Wände waren sorgfältig gereinigt, der Fußboden mit Sand bestreut. Die Luft im Zimmer war frisch, die kleinen Fensterscheiben so klar, wie es ihre grünliche Farbe und das Alter eben zuließen. Mutter Clausen hatte am Bett gesessen, und wie Oswald aus einigen wunderlichen Manipulationen schloß, irgend eine magnetische Kur mit dem Kranken vorgenommen, der jetzt in einen erquickenderen Schlaf zu fallen schien. Sie stand auf und sagte: „Ich will die Kinder zu Bett bringen, Sie bleiben doch so lange hier?“

Auf Oswalds bejahende Antwort trippelte sie davon, kam nach einer Viertelstunde wieder und setzte sich zu dem jungen Mann an das Fenster. Sie hatte ein Strickzeug in der Hand und strickte mit einer für ihr Alter unbegreiflichen Schnelligkeit an einem Kinderstrümpfchen. So saß sie da, bald nach dem Kranken horchend, bald die Maschen an ihrem Strumpfe zäh-

lend, bald Oswald aus ihren grauen, tiefliegenden Augen forschend und freundlich ansehend.

„Ich weiß nicht, was das ist," sagte sie plötzlich, als ein rother Streifen der untergehenden Sonne durch das Fenster auf Oswald's Gesicht fiel, „ich muß Sie schon mal gesehen haben."

„Nun ja," sagte Oswald, „gestern Morgen auf der Haide."

„Nein, nein — nicht gestern, vor einigen Jahren, so vor vierzig — fünfzig etwa und darüber."

„Wie alt sind Sie denn, Mütterchen?" fragte Oswald, verwundert fünfzig Jahre und darüber als einige Jahre bezeichnen zu hören.

„Nächstes Christfest werde ich zwei und achtzig Jahr, antwortete die Alte, wieder emsig strickend, als erinnere sie diese Frage, daß sie keine Zeit mehr zu verlieren habe.

„Zwei und achtzig Jahre!" rief Oswald erstaunt; „und haben Sie während der Zeit hier stets im Dorfe gelebt?"

„Ja, immer hier; hier und auf dem Schlosse. Dort bin ich geboren, am heiligen Christabend im Jahre Eintausend Siebenhundert Vierundsechzig, an demselben Tage und zur selbigen Stunde, wie der Vater von dem verstorbenen Baron —"

„Wie lange iſt der nun tot?„

„Nun, es iſt jetzt ſo ein vierzig Jahr her, er wäre jetzt ebenſo alt wie ich, zweiundachtzig Jahr, hm, hm, zweiundachtzig Jahr — wie der wohl ausſähe, — auch ſo verſchrumpft? und war ein ſchmucker Burſch — ei, das war ein ſchmucker Burſch!“

Die Erinnerung an den drittletzten, längſt verſtorbenen Baron von Brennitz, ſchien der Alten eine beſonders merkwürdige zu ſein; ſie ließ die magern, braunen Hände mit dem Strickzeug in den Schooß ſinken, und ſtarrte gedankenvoll vor ſich hin. „Ein ſchmucker Burſch,“ murmelte ſie noch einmal, und die verſchrumpften Züge erhellte ein freundliches Lächeln; dann traten zwei große Thränen aus den geſenkten Wimpern und rollten langſam über die runzligen braunen Wangen auf die runzligen braunen Hände ... Was mochte ſie in dieſem Augenblicke erſchauen, die alte Frau? Sah ſie ſich wieder, wie ſie vor fünfundſechzig Jahren war, ein ſchlankes bildhübſches Ding mit großen grauen, blitzenden Augen und prächtigen reichen, dunkelblondem Haar, ſo wie ſie damals war, als ſie ſich des Nachts heruntergeſtohlen hatte, in den Schloßgarten, um dem Junker ein Stelldichein zu geben, dem wilden Junker, mit dem ſie zuſammen aufgewachſen war, wie eine Schweſter, und den ſie wie

einen Bruder liebte und wie ihren Herzallerliebsten, der ihr schwur, er wollte sie zur gnädigen Frau machen, so bald er einmal der Herr sei in Grenwitz. Damals war sie jung gewesen und er war jung gewesen; und die Sonne hatte in jener alten Zeit so warm und mild geschienen in ihr junges, morgenfrisches Herz, und die Lerchen hatten so lieblich ihr Triliri gesungen und der Mondschein war auf so leisen Füßen im Park herumgeschlichen, daß er nicht einmal die Nachtigall störte, die in dem Gebüsche so klagte und schluchzte, als ob ihr das kleine volle Herz brechen wolle vor Liebessehnsucht und Liebespein — denn ach! der Junker war dann fortgereist, weit, weit fort — übers Meer, von seinen Eltern nach Schweden geschickt zu seinen Verwandten, damit die dumme Geschichte mit der Liese ein Ende nehme; und er sandte ihr kein Wort, keinen Gruß ein, zwei, drei Jahre lang, und als er wieder kam von Schweden — da, heiliger Gott! war er nicht allein — eine schöne junge Frau saß bei ihm im Wagen, und die alten Herrschaften waren glücklich, und die Tienerschaft schrie Hurrah — und sie tanzten und jubelten. — Aber in dem dichtesten Gebüsch des Schloßgartens hatte sich ein Mädchen versteckt, die hübscheste von allen Dirnen weit und breit, und die schluchzte leise, leise vor sich hin, wie Thräne auf

Thräne über ihre Wangen rollte, und von den vielen Thränen waren ihr die schönen Augen tief in den Kopf gesunken, und die blonden Haare waren grau geworden, und — da saß sie nun eine alte, steinalte Frau — und noch immer flossen ihr die Thränen über die runzligen braunen Wangen auf die runzligen braunen Hände.

„Ein schmucker Bursch," sagte sie, „wie ich mein Lebtage keinen wieder so schmuck gesehen habe, bis gestern Morgen, als Sie plötzlich auf der Haide vor mir standen. Da kamen Sie mir gleich so bekannt vor, und nun weiß ich auch, warum. Mit Verlaub, Junker, wie alt sind Sie jetzt?"

„Dreiundzwanzig Jahr."

„Dreiundzwanzig Jahre, ja, ja, ich wußte es wohl, dreiundzwanzig Jahre — Du bist jung geblieben und bist noch immer so gut und schön."

Wieder sah sie Oswald an, aber nicht mit dem spürenden, suchenden Blick, wie vorher, sondern klar und freudig, wie eine Ahne blickt, die einen Enkel an ihrem Lehnstuhl spielen sieht. Auf einmal stand sie auf, trat an Oswald heran, und ihm die welken, zitternden Hände auf's Haupt legend, sagte sie langsam und feierlich mit einer Stimme, die nicht ihr zu gehören, die aus einer andern Welt herüberzuschallen schien: „Der Herr segne und behüte Dich, Oskar!" Dann

setzte sie sich wieder auf ihren niedrigen Schemel und strickte wieder emsig, emsig, daß die Nadeln klapperten und dazu nickte sie mit dem grauen Haupte, und lächelte selig vor sich hin, als erzählte ihr eine Stimme, die nur sie allein hörte, ein altes längst verschollenes, wunderherrliches Mährchen von Jugend und Liebe und Nachtigallengesang.

Einundzwanzigstes Kapitel.

In dem niedrigen Zimmer begann es zu dunkeln; die Nadeln der Alten klapperten immer hastiger, die Schwarzwälder Uhr in der Ecke pickte lauter und lauter in der tiefen Stille, und Oswald saß noch immer am offenen Fenster, den Kopf in die Hand gestützt, wie im Traum.

Das Geräusch eines Wagens, der die Dorfstraße hergefahren kam, erweckte ihn. Ein mit zwei Pferden bespannter leichter Holsteinerwagen hielt vor der Hütte still, ein Mann stieg rasch hinab und trat alsbald in die Stube.

„Guten Abend," sagte eine klare, etwas scharfe Stimme. „Herr Doctor Stein? — freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen. — Mein Name ist Braun. Bruno hat mir schon erzählt, daß ich hier einen barmherzigen Samariter finden würde — wo ist denn unser

Patient — ach! dort im Bett — wie wär's liebe Alte, wenn Sie uns etwas Licht verſchafften, unterdeſſen iſt Herr Doctor Stein ſo gut, und erzählt mir, was er von dem Falle weiß, nicht wahr?"

Oswald gab, ſo gut er es vermochte, eine Schilderung deſſen, was er geſehen hatte.

„Ich dachte es mir ſchon," ſagte Doctor Braun; es iſt ein Anfall von Epilepſie. Hat Ihr Sohn ſonſt ſchon an dieſen Zufällen gelitten?" fragte er die Alte, die jetzt, ein dünnes Talglicht mit der Hand ſchützend, ſo daß nur ein ſchwacher Schimmer deſſelben auf ihr runzliges Geſicht fiel, wieder in das Stübchen trat.

„Es iſt nicht mein Sohn, auch war ſeine Frau nicht meine Tochter," ſagte Mutter Clauſen, das Licht auf ſeinen Schemel vor das Bett ſetzend; aber ſeine Kinder ſind meine lieben Enkelchen."

Der Doctor warf einen forſchenden Blick in das Antlitz der alten Frau — und dann ſchweifte ſein Auge fragend zu Oswald hinüber — aber er hielt die Bemerkung, die er auf den Lippen hatte, zurück, nahm das Licht und leuchtete in das Geſicht des Kranken.

Oswald nahm es ihm aus der Hand; „erlauben Sie, daß ich Ihnen leuchte."

„Danke," ſagte der Doctor, den Kranken unterſuchend.

Während deſſen betrachtete Oswald ſich den Ankömmling genauer. Es war ein Mann, zwiſchen fünfundzwanzig und dreißig Jahren, ſchlank und etwas dürr, in einen einfachen, bequemen, aber eleganten Sommeranzug gekleidet. Der Kopf war außerordentlich wohlgeformt, und mit ſehr dunklem Haar bedeckt, das zu dicht zu fein ſchien, um ſich locken zu können und jetzt in einer eigenthümlichen, nicht unſchönen Weiſe wie ein niedriges Barret um die feſte, über die Augen etwas vorſpringende Stirn ſtand. Die Naſe war in keine beſtimmte Kategorie zu bringen, aber fein und ausdrucksvoll, ebenſo wie der Mund, deſſen Lippen, wie man es bei antiken Köpfen, beſonders Hermesköpfen findet, ſcharf und zart zugleich geformt waren, als ob ſie ſich zu einem hübſchen, geiſtreichen Wort vollends öffnen wollten. Kinn und Wangen umzog ein dichter glänzender Bart, der mit dem Haupthaar harmonirte, und den männlich ſchönen Ausdruck des Geſichts vollendete. Auch bemerkte Oswald, während der Doctor die Augenlider des Kranken hob, daß ſeine Hände von einer faſt frauenhaften Zartheit und Schönheit waren.

„Es iſt, wie ich dachte," ſagte Doctor Braun, ſich emporrichtend, „ein epileptiſcher Anfall. Ich kann nichts verſchreiben, da die Natur ſich hier ſelber hilft.

„Für den Augenblick ist nur Ruhe nöthig. Morgen wird der Mann noch etwas schwach, sonst aber wieder ganz gesund sein.“

„So sind dergleichen Zufälle nicht gefährlich?“ fragte Oswald.

„Sie können letal werden,“ antwortete der Doctor, „zumal wenn, wie ich stark vermuthe, der Kranke ein Potator ist. An eine radicale Heilung ist nicht zu denken, wenigstens nicht unter diesen Verhältnissen, da die Kur eine sehr langwierige ist.“

„Ich hatte mich schon darauf gefaßt gemacht, einen Theil der Nacht hier bleiben zu müssen,“ sagte Oswald, „das ist denn also wohl nicht nöthig?“

„Gott bewahre. Ruhe, wie gesagt, ist das einzige Erforderniß. Der Mann ist Witwer?“ sagte er, sich in der Stube umsehend.

„Die Anne ist todt,“ sagte Mutter Clausen. „Aber ich will schon wachen über den Jochen. Alte Leute, wie ich, brauchen nicht viel Schlaf; wir werden bald Zeit vollauf dazu haben. Gehen Sie nur ruhig nach Hause, Junker. Du bist brav, das hab' ich ja immer gesagt. Adjies, Herr Doctor, schönen Dank für den Jochen, da er sich selbst nicht bedanken kann, und sich vielleicht auch nicht einmal bedankte, selbst wenn er könnte. Adjies Junker.“

Damit leuchtete sie den Beiden zur Thür und zum Hause hinaus.

„Wollen Sie mich nicht noch eine Strecke begleiten?“ sagte der Doctor, als sie vor der Thür standen. „Ich fahre von hier über Berkow, wo ich noch im Dorfe einen Besuch machen muß, nach Hause, und Sie können ja absteigen, wo Sie wollen. Der Abend ist wahrhaft ambrosisch, und in Grenwitz kommen Sie zum Abendbrod doch schon zu spät, wie ich Ihnen aus bester Quelle berichten kann, da ich selber dort zu Abend gegessen habe.“

„Sie dort zu Abend gegessen?“ sagte Oswald, sich zu dem Doctor in den Wagen setzend; „hat Sie denn Bruno nicht von B. geholt?“

„Der arme Junge hat den Weg vergeblich gemacht: denn während er ventre à terre dorthin jagte, saß ich schon ruhig in Grenwitz.“

„Und was führte Sie denn nach Grenwitz? wenn man fragen darf.“

Der Doctor lachte. „O tempora, o mores — da sieht man es! Der Mentor beschützt und hütet anderer Leute Kinder, und weiß nicht, daß sein lieber Telemach todtkrank zu Hause liegt.“

„Sie belieben zu scherzen.“

„Allerdings scherze ich; Malte ist so gesund, wie

ein Junge, der morgen die Schule schwänzen will, nur sein kann. Aber da der Baron und die Baronin in der Erschöpfung, welche bei einem solchen Zuckerpüppchen nach einer längeren Promenade sehr natürlich ist, die Anzeichen eines heraufziehenden Typhus zu erkennen glaubten, und keine Stimme im hohen Rathe sich dagegen erhob, so mußte denn natürlich schleunigst zu dem Unglücklichen geschickt werden, der das wenig beneidenswerthe Vorrecht hat, allen Unsinn, der den Leuten durch den Kopf geht, ausbaden zu müssen. Ich meine, zum Arzt. Und während ich nun nach dem Abendbrod — welches, wie Sie wissen, oder wie die Baronin sagt, wenigstens wissen müßten — in Grenwitz stets pünktlich um acht Uhr servirt wird, eben in den Wagen steigen wollte, kommt der Prachtjunge, der Bruno, wie der Georg in Götz von Berlichingen in voller Carrière auf den Schloßhof gesprengt. — Sie hätten das Entsetzen des Barons und der Baronin sehen sollen! — Die guten Leute hätten nicht mehr erschrecken können, wenn der Raugraf aus der Bürger'schen Ballade mit Holla und Hussasa über den Hof geritten wäre — und verkündete in athemloser Hast, der Jochen läge auf den Tod und Doctor Stein wäre bei ihm, und er bäte mich, doch so schnell wie möglich zu kommen. — Aber Apropos, wie ist das? Die

Alte nannte Sie „Junker," ich vermuthe daraus, daß ich in Zukunft Herr von Stein werde sagen müssen."

„Weshalb nicht gar Freiherr!" lachte Oswald, dem die Weise seines neuen Bekannten sehr gefiel. „Nein, ich bin eben so wenig adlig, als Mutter Clausen, die, ich weiß nicht weshalb? möglicherweise durch Reminiscenzen ihrer Jugend verleitet, mich durchaus zu ihrem Junker haben will, eine Königin ist."

„Das ist eine sonderbare alte Frau," sagte der Doctor. „Sehen Sie, wie schön der Mond sich dort über dem Waldrand erhebt, und wie duftig der Nebel über den Wiesen liegt! — eine sonderbare Frau. Ich erinnere mich jetzt, daß sie mir auch sonst schon aufgefallen ist, sie sieht aus wie — nun, wie nur gleich?"

„Wie eine alte, alte Frau aus irgend einem Grimm'schen Märchen, die sich gelegentlich in die allerschönste Prinzeß von der Welt verwandelt."

„Ja, ganz recht — sie hat ein wunderbares Feuer in ihren alten Augen. Es ist einem, als ob das alte Gesicht nur eine Maske für eine noch immer jugendliche Psyche sei."

„So ist es auch," sagte Oswald, und er erzählte dem Doctor die sonderbare Unterhaltung, die er mit Mutter Clausen gestern Morgen auf der Haide gehabt, und wie ihm die Rede der alten Frau so natür-

lich und wahr erschienen sei, wie der Gesang der Haidelerche, und welchen widerwärtigen Eindruck hernach die Predigt des eitlen Pastors auf ihn gemacht habe.

„Ja, ja," sagte der Doctor, „Göthe's Wort bleibt ewig wahr: Es ärgert die Menschen, daß die Wahrheit so einfach ist. Um den Leuten weiß zu machen, es sei ein, Wunder wie, großes Wunder, behängen sie dieselbe mit allerlei bunten Fetzen und Lappen, und führen sie dann in Prozession umher. Solche Menschen aber, wie unsere Alte da, lesen nur ein Capitel in dem großen Buche des Alls, aber sie lesen es wieder und immer wieder, sechszig, siebzig Jahre lang, bis sie es auswendig wissen. Und da das Ganze ja doch aus einem Geiste geschrieben ist, so kommen sie schließlich weiter, wie die große Heerde der Halb-, Viertel und Achtel-Gebildeten, die in unruhiger Hast das Buch von vorn bis hinten und wieder zurück durchblättern, überall etwas heraus schnüffeln und am Ende denn doch so klug oder so dumm bleiben, wie sie im Anfang waren."

„Ja wohl," sagte Oswald, „ein lebendiger Beweis für die Richtigkeit Ihrer Bemerkung ist zum Beispiel die Baronin von Grenwitz. Was hat diese Frau nicht alles gelesen: deutsch, französisch, englisch, schwedisch; Heiliges und Profanes, die besten und die dümmsten

Bücher. Einmal treffe ich sie über Rousseau's Confessions, das andere Mal über einem Romane von Van der Velde; heute liest sie Schleiermacher's Reden über Religion und morgen die letzte Schauergeschichte von Dumas oder Eugen Sue — sie urtheilt in einzelnen Dingen vollkommen richtig; aber so wie die Rede auf die summa arcana, die höchsten Geheimnisse des menschlichen Denkens kommt, oder so wie sie auch nur die Menge einzelner richtiger Beobachtungen in einem allgemeinen Satze formuliren soll, beginnt sie zu faseln und bringt so alberne, abgedroschene, aristokratische Gemeinplätze zu Tage, daß einem Hören und Sehen vergeht."

„Diese Dispesition der gnädigen Frau kann, deucht mir, gerade nicht zur Erhöhung der Annehmlichkeit Ihrer Stellung in Grenwitz beitragen," bemerkte der Doctor.

„Allerdings," sagte Oswald leichthin; „ich suche indessen diesen Zusatz von Wermuth dadurch abzuschwächen, daß ich den philosophischen Expectorationen der Tante so viel wie möglich ausweiche, und mich überhaupt in meinem Verhältnisse zu der übrigen Familie auf das Nothwendige beschränke."

„Sollten Sie die Grenzen, die Sie sich dabei im Interesse Ihrer Zeit und Ihrer guten Laune ziehen

zu müſſen glaubten, nicht etwas zu eng geſteckt haben?" ſagte der Doctor, die Aſche ſeiner Cigarre an der Lehne des Wagens abklopfend.

„Wie das?" fragte Oswald nicht ohne einige Verwunderung.

„Sie verzeihen meine Indiscretion," ſagte der Andere, ſich noch etwas mehr zu Oswald herüber wendend, und ihn mit ſeinen hellen, klugen Augen voll anſehend. „Sie wiſſen, daß wir Aerzte, wir mögen wollen oder nicht, zu der leidigen Rolle des Vertrauten in allen Familien, wo wir ein- und ausgehen verdammt werden. Auf einem oder dem andern Punkte hängt ſchließlich alles mit der phyſiſchen Natur, die wir zu controliren haben, zuſammen, und ſo kommt denn nach und nach auch alles vor unſer Forum, ſelbſt ſolche Dinge, die vor jedes andere eher zu gehören ſcheinen, als vor das ärztliche. Und wenn die Sache ſchließlich in gar keinem Zuſammenhange mit der Diätetik des Leibes und der Seele ſteht, ſo denken die Leute: haſt du ihm ſo viel geſagt, kannſt du ihm das auch noch ſagen. So konnte denn auch heute die Baronin die Bemerkung nicht unterdrücken, daß Sie (ich bin hier weder darauf aus, Ihnen Schmeichelhaftes noch Unangenehmes zu ſagen, ſondern einen Wink zu geben, den Sie beachten oder unbeachtet laſſen mögen,

wie es Ihnen gut erscheint), daß also Sie, der Sie die Gabe angenehmer Unterhaltung (ich brauche hier die Worte der Baronin) in einem so hohen Grade besäßen, und sich in den Formen des Umganges mit solcher Leichtigkeit bewegten, es verschmähten, von diesen Gaben den rechten Gebrauch zu machen, was um so mehr zu bedauern wäre, als durch diese Zurückhaltung (ich spreche immer noch in den Worten der Baronin) Malte, der nun einmal ein häuslicher Knabe sei und sich im Schooße der Familie am wohlsten fühle, um einen Theil der Vortheile käme, die er aus Ihrer Gesellschaft, und aus dem intimen Verhältnisse mit Ihnen ziehen könnte und ziehen würde."

„Es ist doch sonderbar," sagte Oswald nach einer kleinen Pause, „welch' Noli-me-tangere-Naturen wir Adamskinder sind. Das, was Sie mir da sagen, habe ich mir selbst schon mehr als einmal gesagt; habe mir gesagt, daß, nachdem ich mich einmal dazu verstanden habe, dem Wohle einer Familie meine Zeit und meine Kraft zu verkaufen, ich mich auch wohl zu andern Concessionen würde verstehen müssen — und jetzt, da ich dasselbe von Ihnen höre, berührt es mich doch unangenehm . . . Aber sein Sie versichert, daß ich wahrlich nicht Ihnen, daß ich einzig und allein mir zürne, und zwar deshalb zürne, weil mich ein so fremd

licher Absicht ertheilter Wink auch nur einen Augenblick stutzig machen konnte."

„Ich war gewiß," sagte der Doctor, „daß ich es mit einem Manne zu thun hatte, der die Spreu vom Weizen zu sondern weiß; wäre ich das nicht gewesen, seien Sie überzeugt, ich hätte geschwiegen."

Wiederum trat ein Pause in dem Gespräch der jungen Männer ein; der Doctor bereute vielleicht im Stillen, daß ihm seine Gutmüthigkeit, wie schon so oft, das undankbare Geschäft des ungebetenen Rathgebers aufgenöthigt hatte; Oswald verfolgte den in ihm angeregten Gedanken und schien ganz vergessen zu haben, daß die hohen Stämme der Tannen sehr schnell an ihm vorüberglitten und die raschen Pferde des Doctors den Weg zwischen Grenwitz und Berkow fast schon zurückgelegt hatten. Er fuhr erschrocken in der Höhe, als er rechts vom Wege durch die Zweige ein Licht schimmern sah. Er wußte, es kam aus dem Fenster der Försterwohnung von Berkow. Auf der entgegengesetzten Seite führte ein schmaler Pfad zu der Lichtung im Walde, auf der Melitta's Eremitage stand. An derselben Stelle des Weges, an der sie eben jetzt anlangten, hatte ihn gestern der Wagen des Barons erwartet.

„Bitte, lassen Sie hier halten," sagte er hastig

zum Doctor. „Ich ſehe zu meinem Schrecken, daß wir ſchon beinahe bis Berkow gekommen ſind. Es iſt die höchſte Zeit, daß ich zurückkehre.“

Der Wagen hielt; Oswald ſtieg herab.

„Ich hoffe,“ ſagte er, dem Doctor die Hand reichend, „daß dies nicht die einzige und nicht die längſte Strecke geweſen iſt, die wir auf unſerem Lebenswege zuſammen fahren oder gehen werden.“

„Ich hoffe und wünſche daſſelbe,“ antwortete der Andere, „es ſcheint mir, als ob wir in unſerem Denken und Fühlen manches Gemeinſame haben, und einer wahlverwandten Natur zu begegnen, iſt ein viel zu koſtbares Glück, als daß man es leichtſinnig verſcherzen dürfte. Jedenfalls komme ich bald wieder in dieſe Gegend. Leben Sie wohl indeſſen.“

Der Wagen rollte davon, bald verhallte der Hufſchlag in der Ferne; das Licht in der Förſterwohnung erloſch, Oswald war allein mit der Nacht und dem Schweigen.

Und alsbald trat das Bild Melitta's vor ſeine Seele und glitt vor ihm her den ſchmalen Waldpfad entlang, auf dem er jetzt ſo heimlich und leiſe, wie ein Wilddieb, hinſchritt. Da trat er hinaus auf die Lichtung, und blieb erſchrocken, wie wenn ein Blitz an ſeiner Seite eingeſchlagen hätte, ſtehen — aus dem

Fenſter der Eremitage ſchimmerte Licht! Melitta, die er auf dem Schloſſe glaubte, war hier, hier — funfzig Schritte von ihm entfernt — er brauchte nur über den Wieſenteppich zu gehen und die paar Stufen der Treppe zu erſteigen — die Thür zu öffnen. — Oswald lehnte an den Stamm der Buche, ſein wild ſchlagendes Herz ein wenig zu beruhigen. Und wenn ihn hier Jemand ſähe, wenn er Melitta's Ruf leichtſinnig auf's Spiel ſetzte! . . . Athemlos horchte er in die Nacht hinein. . . . Nichts vernahm er, als die wunderlichen, geheimnißvollen Stimmen, die man am Tage niemals hört, und die mit der Nacht geboren werden: ein Raunen und Flüſtern oben in den Zweigen, ein Raſcheln und Kniſtern in dem trockenen Laub am Boden — das dumpfe Gebell eines Hundes drüben aus dem Dorfe . . . Ein Nachtaar kam auf ſeinem wirren Fluge bis dicht an ſein Geſicht geflattert und ſchoß dann wieder davon. Sonſt rings umher tiefe Stille . . . Da ſchlug ein dumpfer, drohender Laut an ſein Ohr. Er kam aus der breiten Bruſt von Melitta's Dogge, die vor dem Eingange der Eremitage Wache hielt. Der treue Wächter mußte die Nähe eines Fremden geſpürt haben, denn er erhob ſich, ſprang die Treppe hinab und umkreiſte das Haus, wie ein Schäferhund ſeine Hürde.

„Boncoeur," rief Oswald leiſe, als das Thier in ſeine Nähe kam, „ici!"

Das kluge Thier ſtutzte bei dem wohlbekannten Ruf, den es ſo oft aus ſeiner Herrin Munde vernommen, und kam, Oswald erkennend, in raſchen Sprüngen auf ihn zu, und legte ihm als Willkommen die mächtigen Tatzen auf Bruſt und Schulter.

„So," ſagte Oswald, das ſchöne Thier ſtreichelnd; „ſo, Boncoeur, Du erlaubſt alſo daß ich zu Deiner Herrin gehe? Komm!"

Den Hund an den zottigen, langen Haaren feſthaltend, ſchritt Oswald über die Wieſe. Auf der Treppe übertönten die Tatzen Boncoeurs den leichten Schritt Oswalds; ſo ſchlich er ſich auf der Gallerie, die ſich um das Häuschen zog, hin, bis er an das Fenſter kam. Das Fenſter ſtand auf, durch den venetianiſchen Epheu hindurch, mit dem es dicht berankt war, ſah Oswald hinein in das Zimmer. Auf dem Tiſch brannte eine Lampe, deren Glocke mit einem rothen Schleier bedeckt war, ſo daß der Venus heiliges Bild in dem warmen Licht wie lebend erſchien. Zu den Füßen des Bildes ſaß Melitta, Oswald halb das Geſicht zukehrend, an dem Tiſche. Sie hatte ein Buch vor ſich aufgeſchlagen, aber offenbar las ſie nicht; die feine Hand, auf die ſie den Kopf ſtützte, in

dem dunklen, reichen Haar begraben, schien sie in tiefe Träumereien versunken. Ein unaussprechlich rührender Ausdruck, halb von thränenreicher Schwermuth, und halb von unaussprechlicher Seligkeit lag auf ihren reinen, kindlich weichen Zügen. Oswald vermochte es kaum über sich, das einzig schöne Bild, daß sich ihm in dem Rahmen des kleinen Fensters zeigte, zu zerstören. Endlich nannte er leise ihren Namen.

Melitta hob den Kopf in die Höhe und die großen Augen auf das Fenster heftend, lauschte sie einen Moment. Aber dann lächelte sie wehmüthig, als wollte sie sagen: es war nur ein Traum, und stützte das Haupt wieder in die Hand.

„Melitta, ich bin's." —

Diesmal hatte sie es nicht geträumt. Mit einem Freudenschrei fuhr sie empor, nach der Thür, Oswald entgegen — sie schlang ihren Arm um seinen Hals, preßte ihre glühenden Lippen wieder und wieder auf seinen Mund, sie legte ihren Kopf an seine Brust — sie schaute durch Thränen lächelnd zu ihm auf: „Sieh Oswald, ich dachte nur eben an Dich! ich dachte: wenn er Dich liebt, so wird, so muß er heute kommen, und kommt er nicht, liebt er Dich nicht. Oswald, nicht wahr, Du liebst mich? nicht, wie ich Dich liebe, aber doch ein wenig, nicht wahr, mein Oswald?"

Sprachlos vor Rührung und Seligkeit umschlang Oswald das geliebte Weib.

„Melitta, Du bist so grenzenlos gut und schön, daß wer Dich liebt, Dich grenzenlos lieben muß!“

Vor der Thür der Eremitage, auf einer Strohdecke, den riesigen Kopf zwischen den Vordertatzen liegt Bonceeur. Die schnelle Bewegung seiner Ohren, sobald ein Geräusch aus dem Walde herübertönt, zeigt, daß er gute Wache hält. Er würde den Ersten, der es wagte, in dies Heiligthum der Liebe zu dringen, zerreißen.

Ende des ersten Bandes.

Problematische Naturen.

Problematische Naturen.

Roman

von

F. Spielhagen.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1861.

Erstes Kapitel.

Es waren seit diesem Abend einige Tage verflossen.

Bemperlein war mit Julius nach Grünwald abgereist und hatte von dort aus schon an Melitta und an Oswald geschrieben, der Ersteren, um zu melden, daß sein Zögling in der sehr liebenswürdigen Familie eines Beamten, der zwei Söhne fast in demselben Alter, wie Julius, habe, glücklich untergebracht sei, an Oswald, daß er eine höchst interessante Unterredung mit Professor Berger gehabt habe, deren Inhalt er seinem neuen Freunde mittheilen wolle, wenn er in nächster Woche nach Berkow zurückkäme, um definitiv Abschied zu nehmen. Nur so viel wolle er sagen, daß er in seinem Entschlusse fester wie je sei und kaum die Zeit erwarten könne, sich Hals über Kopf in seine neuen Studien zu stürzen.

Den Tag nach Herrn Bemperlein's Abreise war der Geometer von Grünwald in Grenwitz angekommen,

aber nur ein paar Stunden geblieben, um mit dem Baron und der Baronin zu conferiren, und dann nach dem zweiten Gute, das vermessen werden sollte, gefahren, wo er für's erste „sein Wigwam aufschlagen müßte," wie er zu Oswald sagte. Oswald hatte in dem Geometer einen sehr lebhaften, witzigen und wie es schien, sehr belesenen und vielfach gebildeten, noch jungen Mann kennen gelernt, und er freute sich, diese Bekanntschaft fortsetzen zu können, da Herr Timm in kurzer Zeit nach Grenwitz kommen mußte, um die Karten und Pläne zu zeichnen. Schon waren von der stets weit vorausschauenden Baronin zwei Zimmer in demselben Flügel des Schlosses, in welchem Oswald wohnte, für ihn bestimmt und mit großen Tischen u. s. w. schicklich eingerichtet.

Auf den Sonntag waren die Herrschaften von Grenwitz nebst Herrn Doctor Stein zu Herrn von Barnewitz, dem Vetter Melitta's, eingeladen. Oswald hatte große Lust gehabt, diese Einladung rundweg auszuschlagen, und hatte sich nur auf Melitta's Zureden bewegen lassen, von der Partie zu sein.

„Was soll ich dort?" hatte er zu Melitta gesagt, „man ladet mich nur ein, entweder weil es an Tänzern fehlt, oder um dem alten Baron eine Höflichkeit zu erweisen, in keinem Fall um meiner selbst willen.

Ich werde in der Gesellschaft wie ein Mohikaner unter den Irokesen, wie ein Spion im Lager angesehen werden. Ich kenne den Adel. Der Adlige ist nur höflich und liebenswürdig gegen den Bürgerlichen, so lange er mit ihm allein ist; sind mehre Adlige bei einander, so fließen sie zusammen wie Quecksilber und kehren gegen den Bürgerlichen den esprit de corps heraus. Ich sage Dir, Melitta, ich kenne die Adligen und ich hasse die Adligen."

„Aber Du liebst doch mich, Oswald, und ich gehöre doch auch zu der verfehmten Klasse."

„Leider," sagte Oswald, „und es ist das der einzige Fehler, Du Holde, den ich an Dir habe entdecken können. Aber dann bist Du so engelgut und lieb, und da gehst Du durch diesen Schwefelpfuhl, ohne auch nur den Saum Deines leuchtenden Gewandes zu beflecken. Und so sehr Du auch im Ver-
gle[illegible] it diesen eitlen, dummen Pfauen gewinnen
mu[illegible] fürchte ich doch, daß von dem feurigen Haß,
der[illegible] gegen die ganze Sippschaft habe, unversehens
au[illegible] Funken auf Dich spritzen könnte. Jetzt bist
D[illegible] eine Königin, eine Chatelaine, die aus ihrem
S[illegible] sich weggestohlen hat, den Herzallerliebsten
fli[illegible] zu umarmen, und ich vergesse Deinen Rang,
T[illegible] oheit hier in dieser traulichen Waldeinsamkeit.

Du bist mir nur das geliebte angebetete Weib, die Krone der Schöpfung, bist, was Du mir auch im Gewande der Bettlerin sein würdest — dort aber im kerzenerhellten Saale, umgeben von Deinen Grauden, von Allen gehuldigt und gefeiert, kann ich meine Augen vor dem Glanze nicht verschließen, und werde schmerzlich daran erinnert werden, daß ich aus meiner Niedrigkeit nicht hätte wagen sollen, sie zu solcher Höhe zu erheben."

„Sieh, Oswald," sagte Melitta, und ihre Augen ruhten fest in den seinen; „ist das nun gut von Dir? Spottest Du nicht meiner, indem Du so sprichst? Höre ich es nicht in dem herben Ton Deiner Stimme, sehe ich es nicht an dem unruhigen Blitzen Deiner Augen, das so seltsam mit ihrem sonstigen tiefen, klaren Licht contrastirt, daß Du recht wohl fühlst, wie Du kraft Deines Geistes, kraft Deiner stolzen männlichen Schönheit und Stärke unter uns Anderen einherschreitest, wie der geborene Herrscher? — Ich habe mich Dir ergeben mit Leib und Seele, Du bist mein Herr und Gebieter, ich würde mich selbst Deiner tollsten Laune willig fügen, ich würde von Dir das Bitterste ertragen, von Deiner Hand würde mir der Tod nicht grausig sein — aber weshalb auch nur einen Tropfen Wermuth in den Kelch der Liebe mischen,

aus dem ich mit so vollen, durstigen Zügen schlürfe. Oswald spotte meiner nicht!"

„Ich spotte Deiner nicht, Melitta; ich bin von Deiner Liebe überzeugt, trotz dem, daß ich sie, weiß Gott, wenig verdiene; ich weiß, daß Deine Liebe demüthig ist, wie es die Liebe ist, die Alles duldet und Alles glaubt, und nimmer aufhören wird — aber sieh, Du Theure, das ist ja eben der Fluch dieser verruchten Institutionen, daß sie Haß und Zwietracht und Mißtrauen säen in die Herzen der Menschen, selbst in solche Herzen, die von Gott für einander geschaffen scheinen. Und dieser giftige Samen wuchert auf und überwuchert der Liebe reine Rosen. Ich schelte Dich nicht, daß dem so ist, ich schelte überhaupt keinen Einzelnen, der ja, ohne es vielleicht zu wissen, unter dieser naturwidrigen Trennung ebenso leidet wie ich. Aber daß dem so ist, davon sei überzeugt. Nie wird der Katholik in dem Protestanten, nie der Adlige in dem Bürgerlichen, nie der Christ in dem Juden und umgekehrt wahrhaft seines Gleichen sehen — seinen Bruder! Nathan's frommer Wunsch, daß es dem Menschen doch endlich genügen möchte, ein Mensch zu sein, ist noch lange nicht erfüllt, wer weiß, ob er in Jahrhunderten erfüllt sein, ob er sich auch nur jemals erfüllen wird."

„Und bis dahin," sagte Melitta in ihrem gewöhnlichen schalkischen Ton, Oswald das Haar aus der Stirn streichend, „bis dahin, Du träumerischer Träumer und unverbesserlicher Weltverbesserer, wollen wir die kurzen Augenblicke genießen, und deshalb mußt Du morgen nach Barnewitz kommen. Bitte, bitte, lieber Oswald, ich will auch nur mit Dir sprechen, nur mit Dir tanzen — ich muß in diese eine Gesellschaft gehen, um das Recht zu gewinnen, zehn andere auszuschlagen, in denen ich — in denen ich — mich weniger frei fühlen würde, wie gerade in dieser. Und ohne Dich habe ich nicht den mindesten Genuß davon, im Gegentheil, ich werde traurig sein, wie ein Vögelchen, das man der Freiheit beraubt und in ein enges Bauer gesteckt hat. Wenn Du aber da bist, liebes Herz, so will ich fröhlich sein, und tanzen und — singen — nein, singen nicht, aber hübsch will ich sein — sehr hübsch, und Alles Dir zu Ehren; soll ich weiß gehen? mit einer Camelie im Haar, oder einer Rose? Du hast mir noch gar nicht gesagt, wie Du mich am liebsten siehst? Gott, welch' hölzerner Ritter Du bist."

Am nächsten Tage, es war ein Sonntag, Nachmittags um 5 Uhr, hielt der Staatswagen vor dem Portale des Schlosses in Grenwitz. Die schwerfälligen

Braunen hatten das beste Geschirr mit den neusilbernen Beschlägen aufgelegt bekommen, der schweigsame Kutscher seine Galalivree angezogen; der Baron den schwarzen Frack, in dessen Knopfloch das Band des Ordens, den er bei irgend einer geheimnißvollen Gelegenheit von irgend einem der deutschen Duodezfürsten bekommen hatte, und die Baronin selbst ausnahmsweise eine Toilette gemacht, die sie denn doch nur fünf Jahre älter erscheinen ließ, als sie wirklich war. Nachdem der nöthige Ballast von Mänteln und Shawls für die Rückfahrt eingenommen war, und die Baronin noch einmal vom Wagen aus Mademoiselle Marguerite, die, wie es Oswald schien, viel lieber mitgefahren wäre, feierlich mit der Würde einer Castellanin belehnt und ein kurzes Examen von zehn Minuten angestellt hatte, um zu prüfen, ob die hübsche kleine Französin auch noch alle die Verhaltungsmaßregeln für gewisse, genau stipulirte Fälle erdentlich im Kopfe habe — setzte sich das Fuhrwerk mit demjenigen Tempo in Bewegung, welches dieser feierlichen Gelegenheit, dem Temperament der Braunen und den Grundsätzen des schweigsamen Kutschers entsprach. Als sie unter der Brücke wegfuhren, brachte Bruno, der Malten und ein paar Bauerknaben, die im Garten Unkraut gäteten, hier postirt hatte, den Davonziehenden ein so-

lennes dreimaliges Hurrah, ein Einfall, der selbst die Lippen der Baronin zu einem Lächeln zu bewegen vermochte. Ueberhaupt war diese Dame, wahrscheinlich um sich auf die Gesellschaft vorzubereiten, heute in der besten und mittheilsamsten Stimmung. Sie fand das Wetter herrlich, nur ein wenig zu warm, den Weg vortrefflich, nur ein wenig zu staubig; sie freute sich schon auf die Abendkühle beim Heimwege, nur fürchtete sie, daß sich bis zu der Zeit ein Gewitter zusammengezogen haben würde, da ihr eine Wolke am westlichen Horizont ein sehr verdächtiges Aussehen zu haben schien. Darauf wurde die Frage erörtert, ob Fräulein Marguerite, wenn wirklich ein Gewitter ausbrechen sollte — ein Fall, für den sie keine Instructionen hatte — wol die Fenster in den Gesellschaftsräumen im oberen Stock schließen lassen, und überhaupt ihre Schuldigkeit thun würde. Da es nicht möglich war, eine Stimmenmehrheit zu erzielen, indem die Baronin die aufgeworfene Frage entschieden verneinte, Oswald sie eben so entschieden bejahte, und der alte Baron sich keine bestimmte Ansicht zu bilden vermochte, so gab man die Debatte über diesen Punkt auf und ging zur Erörterung des nicht weniger wichtigen Punktes über, ob sich der Graf Grieben von seinem akuten Rheumatismus wol so weit erholt haben

würde, um an dem heutigen Zauberfest in Barnewitz Theil zu nehmen, oder nicht. Von dem Rheumatismus des Grafen Griebenk kam man dann auf die Gicht des Barons von Trantow und von dieser ganz allmälig in den allbekannten Familienklatsch, der unter dem hohen und niedrigen Adel eben so im Schwunge ist, wie bei Gevatter Schneider und Handschuhmacher, nur daß man dort über von Hinz und von Kunz und hier schlechtweg über Hinz und Kunz spricht. Oswald hatte sonst die Gewohnheit, sobald das Gespräch auf dies beliebte Thema kam, nicht länger aufzumerken, und er hatte es in dieser wichtigen Kunst, zu hören und doch nicht zu hören, während der kurzen Zeit seines Aufenthaltes in Grenwitz schon zu einer bedeutenden Fertigkeit gebracht; heute aber, da er die Persönlichkeiten, von denen er schon so oft gehört hatte, selber sehen sollte, war dies Thema nicht mehr so ganz uninteressant für ihn, wie sonst, um so weniger als Melitta's Namen zu wiederholten Malen genannt wurde. Er erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß Herr von Barnewitz und Melitta Geschwisterkinder wären, Melitta's Vater, der Bruder des alten Herrn von Barnewitz, welcher Herrn Bemperlein die Pfarre zugedacht hatte, Offizier in schwedischen Diensten gewesen, als solcher die Feldzüge gegen Napoleon mit

gemacht und bald nach der Vermählung Melitta's mit Herrn von Berkow geſtorben ſei.

„Uebrigens weißt Du, Grenwitz," ſagte die Baronin, „Melitta wird heute nicht da ſein."

Oswald horchte hoch auf.

„Woher weißt Du das, liebe Anna Maria?" entgegnete der Baron.

„Ich habe mir von dem Bedienten die Einladungsliſte geben laſſen, wie ich das immer thue, um zu wiſſen, wen man denn finden wird, und ſie ſorgfältig durchgeleſen. Frau von Berkow war nicht darauf verzeichnet."

„Das wird ein Verſehen geweſen ſein."

„Ich glaube nicht; Du weißt, Melitta und ihre Couſine ſind gerade nicht die größten Freundinnen, es wäre nicht das erſte Mal, daß man Melitta übergangen hätte; aber dafür wird eine andere merkwürdige Perſönlichkeit zu finden ſein; rathe einmal, Grenwitz."

„Der Fürſt von P.," ſagte der alte Baron halb erſchrocken, und bedauerte ſchon heimlich, nicht den Orden ſelbſt und blos das Ordensband angelegt zu haben, „doch nicht der Fürſt von P.?"

„Nein! Rathen Sie einmal, Herr Doctor."

„Der Mann aus dem Monde?"

„Eine beinahe nicht weniger merkwürdige Person: der Baron Oldenburg: sein Name stand, wie es sich gehört, auf der Liste gleich nach unserem Namen."

„Die Oldenburg's sind ein alter Adel?" fragte Oswald, der den Sinn jener Reihenfolge schon vermuthete.

„Die Oldenburg's sind nach den Grenwitzen's der älteste Adel hier im Lande," sagte die Baronin mit einem unendlichen Selbstgefühl. „Die Grenwitzen's können ihren Stammbaum bis in den Anfang des zwölften Jahrhunderts verfolgen, die Oldenburg's sind erst aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts, wo Adalbert, der Stammvater des Geschlechts, von dem Kaiser zum Reichbaron erhoben wurde."

„Woher der Name Oldenburg?" fragte Oswald.

„Den Oldenburg's fehlt blos die Legitimität, um heut zu Tage so gut souverän zu sein, wie viele Andere, die ursprünglich auch nur reichsfrei waren, wie wir."

„Und was macht den Baron, abgesehen von seiner erlauchten Abstammung, zu einer so merkwürdigen Persönlichkeit?" fragte Oswald.

Die Baronin kam durch diese Frage einigermaßen in Verlegenheit. Das, was in ihren Augen vor allem merkwürdig am Baron erschien, nämlich seine souveräne Verachtung gegen Rang und Stand, sein sar-

kastisches, höhnisches Wesen, seinen Standesgenossen gegenüber, deren Verehrung vor seinem altehrwürdigen Adel dadurch manchmal auf eine harte Probe gestellt wurde — dieser merkwürdige, ja in ihren Augen geradezu unnatürliche Zug eignete sich nicht zum Gegenstand der Unterhaltung mit einem Bürgerlichen. Sie begnügte sich also mit der vieldeutigen Antwort:

„Der Baron hat über die meisten Dinge die sonderbarsten Ansichten von der Welt, so daß man manchmal wirklich für seinen Verstand bange wird."

In diesem Augenblick kam ein Reiter im Galopp aus einem Seitenwege heraus und parirte sein Pferd vor dem vorbeifahrenden Wagen. Er war ein junger Mann mit hübschem, braunem Gesicht, dem ein blonder Schnurrbart sehr gut stand.

„Ah, gnädige Frau, Herr Baron — freue mich unendlich," rief er, den Hut ziehend und an den Wagenschlag heranreitend — „habe in in einer Ewigkeit nicht das Vergnügen gehabt —"

„Das kommt daher, mon cher," sagte die Baronin mit holdestem Lächeln, „weil Sie sich seit einer Ewigkeit nicht bei uns auf Grenwitz sehen ließen."

„Ah, sehr gütig, gnä—ge Fra', sehr gütig; gnä—ge Fra' hatten noch nicht die Gnade, mich mit dem Herrn

bekannt zu machen — Baron Felix? nicht wahr?“ fuhr der Dandy fort, den Hut gegen Oswald lüftend.

„Herr Doctor Stein,“ sagte die Baronin, „der Erzieher meines Sohnes — Herr von Cloten —“

„Ah, ah, in der That,“ sagte Herr von Cloten — freue mich außerordentlich — ja, ja, was ich sagen wollte, gnä—ge Fra', wohin geht es? wenn man fragen darf?“

„Nach Barnewitz —“

„Ah, wollte ebenfalls dorthin — ruhig Robin, ruhig!“

„Aber Herr von Cloten, es ist große Gesellschaft,“ sagte die Baronin, auf des Junkers Stulpenstiefel und Jagdrock anspielend.

„Unmöglich, gnä—ge Fra'; Barnewitz sagte mir gestern, als ich ihn zufällig traf, ich möchte zu einer Partie Besten hinüberkommen, aber von einer Gesellschaft hat er kein Wort gesagt.“

„Es ist ein Scherz von Barnewitz; verlassen Sie sich darauf.“

„Ah, ja, sehr wahrscheinlich; Barnewitz hat immer so tolle Einfälle; ruhig Robin! — Teufelskerl, der Barnewitz — sich schon gefreut, mich in Stulpenstiefeln in Salon treten zu sehen — Freude verderben — Beschwöre Sie, gnä—ge Fra', meine Herren,

erzählen Sie Niemand, daß Sie mich gesehen haben. In einer Viertelstunde in Barnewitz. Au revoir!“

Damit warf der junge Mann sein Pferd herum und sprengte in voller Carrière in der Richtung fort, aus der er gekommen war.

Bald darauf fuhr der Wagen über einen etwas holperigen Steindamm, der quer über den Gutshof von Barnewitz bis zu dem kiesbestreuten Platze vor dem Herrenhause führte.

Ein Diener trat an den Wagen, den Schlag herunterzulassen; in der Thür erschien die Gestalt eines breitschultrigen, bärtigen Mannes, der schön zu nennen gewesen wäre, wenn nicht Wohlleben und Indolenz die Harmonie der regelmäßigen Züge wesentlich beeinträchtigt hätte. Es war Malitta's Vetter, Herr von Barnewitz.

„Sie sind die Allererſten, wie Sie sehen,“ sagte er, die Gäste in einen dreifenstrigen Saal rechts vom Flure führend, wo sie von Frau von Barnewitz, einer hübschen Blondine, begrüßt wurden.

„Sie wissen, daß ich die Pünktlichkeit über Alles liebe,“ erwiederte die Baronin, den ihr angebotenen Platz auf dem Sopha einnehmend.

„Vortreffliche Eigenschaft das,“ antwortete Herr von Barnewitz, „ganz mein Grundsatz — stets ge-

weſen — im Leben und auf der Jagd die Hauptſache — Schnepfe aufgeſtoßen — Boff — liegt — pünktlich — Ha — ha — ha."

„Wie iſt es?" ſagte die Baronin, zur Frau von Barnewitz gewendet, „werden wir heute eine zahlreiche Geſellſchaft haben?"

„Nun vierzig bis fünfzig höchſtens."

„Das heißt ſo ziemlich unſer ganzer Cirkel."

„So ziemlich, ja."

„Und — wir ſprachen ſchon unterwegs darüber — wird Ihre liebe Couſine erſcheinen?"

„Da müſſen Sie meinen Mann fragen, der die Einladungen beſorgt hat."

„Ha, ha, ha," lachte Herr von Barnewitz. „Köſtlicher Spaß, meine Herrſchaften, muß Ihnen erzählen, bevor die Andern kommen. Sie wiſſen, daß wir mit Melitta durch Italien reiſten, und daß ſich uns dort der Baron Oldenburg anſchloß. Wir lebten ſehr vergnügt zuſammen — denn Oldenburg kann ſehr liebenswürdig ſein, wenn er will. Auf einmal war das gute Einvernehmen zum Teufel! — entſchuldigen, gnädige Frau — der Eine ging hier hin, der Andere dort hin. Melitta und Oldenburg ſagten ſich nur noch Malicen, und eines ſchönen Morgens war mein Oldenburg fort — verſchwunden — Billet zurückgelaſſen:

er fände die Luft in Sicilien zu drückend als angehender Schwindsüchtiger, und wollte einen kleinen Abstecher nach Aegypten machen. Seit der Zeit sind drei Jahre verflossen; jetzt ist Oldenburg wieder hier; ist aber nur bei mir gewesen, um mir, wie er sagte, oder meiner Frau, wie ich sage —"

„Aber Karl —".

„Nun, liebe Hortense, unter Freunden muß ein Scherz erlaubt sein; also um uns Beiden seine Aufwartung zu machen. Als ich ihn neulich vorläufig einlade, sagt er: ja, wenn Deine Cousine nicht kommt; als ich vor ein paar Tagen Melitta begegne und sie frage, antwortete sie: ja, wenn Dein Freund Oldenburg nicht kommt. Natürlich versicherte ich Beiden, daß sie ganz ruhig sein könnten, sie würden dem Gegenstande ihrer Abneigung nicht begegnen. Um die Sache noch glaublicher zu machen, schicke ich zwei Kerls aus mit zwei verschiedenen Listen, auf deren einer Melitta und der andern Oldenburg stand. Und nun kommen sie alle Beide, — ist das nicht ein Hauptspaß? — Entschuldigen Sie, meine Herrschaften, ich höre so eben einen Wagen vorfahren."

Allmählig füllte sich der Saal und die daran stoßende Flucht hoher, schöner Zimmer, die auf der Hinterseite des Hauses wieder in einen Saal endigte,

aus dem zwei Flügelthüren ein paar Stufen hinab in den Garten führten, mit Gästen.

Oswald hatte sich, nachdem er einigen Herren und Damen vorgestellt war, die seine Verbeugung mit jener kühlen Höflichkeit, erwiederten, deren sich der Adlige gegen einen Bürgerlichen, noch dazu in der untergeordneten Stellung, die er in den Augen dieser Leute einnahm, stets befleißigt, in eine der Fensternischen des Saales gestellt, von wo aus er die Ankommenden draußen und die Gesellschaft drinnen zugleich beobachten konnte. Ein junger Mann mit einnehmenden hübschen Zügen und blauen freundlichen Augen gesellte sich zu ihm.

„Ich habe das Vergnügen, mit Herrn Doctor Stein zu sprechen?" Oswald verbeugte sich.

„Mein Name ist von Langen. Ich höre, daß Sie während der letzten Jahre in Berlin studirten. Haben Sie dort vielleicht die Bekanntschaft eines Herrn P. gemacht? Er war Philolog und von der Schule her mein sehr intimer Freund; es interessirt mich sehr, zu erfahren, was aus ihm geworden ist."

Zufällig kannte Oswald den Betreffenden, und konnte so Herrn von Langen die gewünschte Auskunft geben. Die aufrichtige Theilnahme, die dieser junge Mann für einen Menschen an den Tag legte, der,

wie Oswald wußte, außer vortrefflichen Anlagen und einem raſtloſen Fleiß keine anderen Empfehlungen auf Erden hatte, machte auf Oswald einen ſehr angenehmen Eindruck. Er ſah es daher, trotz ſeiner inneren Unruhe, nicht ungern, daß Herr von Langen große Luſt zu haben ſchien, das angefangene Geſpräch fortzuſetzen; auch that es ihm wohl, in dieſer Menge unbekannter Menſchen Einen zu haben, der ſeine Bekanntſchaft geſucht hatte.

„Wie wär's, Herr von Langen," ſagte er nach einigem Hin- und Herreden, „wenn Sie mir für die gute Auskunft, die ich Ihnen über einen Abweſenden geben konnte, Auskunft über einige Anweſende gäben. Wer iſt zum Beiſpiel der alte Herr dort im blauen Frack mit den weißen Haaren und dem rothen Geſicht, der ſo entſetzlich ſchreit, als ob er ſich Jemand, der auf der andern Seite eines toſenden Wildbachs ſteht, verſtändlich machen wollte?"

„Das iſt Graf Grieben, einer unſerer reichſten Edelleute. Sie kennen doch die hübſche Anecdote, die ihm vor einigen Jahren mit dem Landesherrn paſſirt iſt?"

„Nein, wollen Sie ſie mir erzählen?"

„Der Landesherr beſucht auf einer Reiſe die nahe Hafenſtadt. An der Landungsbrücke, wo ſich die

Spitzen der Behörden, der Adel und so weiter zu seinem Empfange eingefunden haben, hält des Grafen mit sechs herrlichen Braunen bespannte Equipage, auf jedem der Sattelpferde ein Jockey in der gräflichen Livree. Der König bewundert die schönen Thiere. „Alles eigene Zucht, Majestät," schreit der Graf mit einer kühnen Handbewegung. „Die Jockeys auch?" antwortet der witzige Monarch."

„Nicht übel," sagte Oswald, „und wer ist die große starke Dame mit den männlich-kühnen Zügen, die eben mit den drei schönen Mädchen in den Saal tritt?"

„Eine Baronin von Nadelitz mit ihren Töchtern. Sie ist eine Katharina von Rußland im Kleinen. Ursprünglich hütete sie die Gänse des Barons, ihres nachherigen Gemals. Sie soll so wunderbar schön gewesen sein, daß sich jeder Mann in sie verlieben mußte, und dabei so guten Herzens, daß nicht leicht Jemand, ohne gehört zu werden, von ihr ging. So soll die Ehe nicht die glücklichste gewesen sein."

„Die Töchter sind auf alle Fälle sehr hübsch," sagte Oswald. „Der Baron ist also todt?"

„Ja; seitdem hat sie, wie man zu sagen pflegt, die Hosen angezogen, das heißt diesmal in des Wortes ernstester Bedeutung. Ich selbst habe sie in Stulpen-

stiefeln und Inexpressibeln mit ihrem Inspector auf einem Felde gehen sehen, auf dem man bei jedem Schritt bis über die Knöchel einsank."

„Wer sind die beiden hübschen Mädchen, die eben Arm in Arm durch den Saal kommen?"

„Emilie von Breesen und Lisbeth von Meyen; sie sind erst letzte Ostern eingesegnet, und tragen, so viel ich weiß, heute zum ersten Mal lange Kleider. Soll ich Sie vorstellen?"

Oswald antwortete nicht; denn in diesem Augenblick ging die Thür auf und von Herrn von Barnewitz begleitet, dessen Gesicht in der Erwartung der von ihm so fein eingefädelten Ueberraschung vor Freude glänzte, trat ein Mann in den Saal, dessen Erscheinung offenbar einige Sensation erregte. Die laute Stimme des Grafen Grieben verstummte, einzelne Herren steckten die Köpfe zusammen, und in dem Kreise der Damen um Frau von Barnewitz auf dem Sopha wurde es verhältnißmäßig still. Der Ankömmling war ein Mann von hohem, aber allzu schlankem Wuchs, dessen äußerst nachlässige Haltung das Mißverhältniß zwischen Höhe und Breite nur noch mehr hervortreten ließ. Auf dem langen Leibe saß ein kleiner Kopf, dessen wohlgerundeter Schädel mit einem kurzen, starren, schwarzen Haar bedeckt war. Ein Bart von der

ſelben Beſchaffenheit zog ſich um Kinn und Wangen und Mund, ſo daß nur die obere Hälfte ſeines Geſichts dem Phyſiognomen zur ungehinderten Beobachtung blieb. Aber auf dieſer Hälfte ſtand ſchon des Räthſelhaften genug. Die Stirn war eher hoch als breit, aber von außerordentlich zarten und zugleich kühnen Linien umſchrieben. Ein Paar wie mit dem Pinſel gezeichnete Brauen zogen ſich in einer leichten Krümmung über einem Paar grauer Augen hin, deren Ausdruck in dieſem Momente wenigſtens, wo ſie raſch über die Verſammlung flogen, mindeſtens nicht angenehm war, eben ſo wenig wie das Lächeln, das wie Wetterleuchten an der feinen, geraden Naſe mit den beweglichen Flügeln hinzuckte, und des Mannes ganze Antwort auf das luſtige Geſchwätz zu ſein ſchien, mit dem Herr von Barnewitz ihn überſchüttete, während er ihn von der Thür bis zu dem Platze der Dame vom Hauſe auf dem Sopha begleitete. Frau von Barnewitz erhob ſich, den Ankömmling zu begrüßen, der ihr die Hand küßte und nach einer leichten Verbeugung gegen die anderen Damen ſich auf einen leeren Stuhl neben ihr ſinken ließ und alsbald, ohne die Uebrigen weiter zu beachten, eine lebhafte Unterhaltung mit ihr begann.

Oswald hatte den Ankömmling mit dem Auge des

Indianers, der den Spuren seines Todfeindes nachspürt, beobachtet, denn er hatte auf den ersten Blick jenen Reiter wieder erkannt, der ihm und Bemperlein im Walde begegnete. Es war Baron Oldenburg.

„Nun geben Sie Acht," sagte Herr von Barnewitz, auf Oswald zutretend und sich vergnügt die Hände reibend.

„Ich bin ganz Auge," sagte Oswald mit einem nicht eben sehr natürlichen Lächeln.

„Worauf sollen Sie Acht geben?" fragte Herr von Langen, während Barnewitz sich zu einer andern Gruppe wandte.

„Herr von Barnewitz hatte die Güte gehabt, mich auf Baron Oldenburg, der eben eintrat, als auf einen höchst interessanten Mann aufmerksam zu machen."

„Ah, ist das Oldenburg," sagte Herr von Langen, „ich kannte ihn noch nicht."

Da fuhr ein Wagen vor und Oswald erkannte in der Dame, die ausstieg, Melitta. Es war ein Glück für ihn, daß Herr von Langen in diesem Augenblicke die Sopharegien lorgnettirte, denn er hätte unmöglich seine Aufregung verbergen können. Die paar Minuten, die Melitta in dem Toilettenzimmer zubrachte, erschienen ihm wie eine Ewigkeit. Endlich trat sie durch die offene Thür herein, und Oswald schien plötzlich der

ganze Saal mit Licht und Rosen angefüllt. Melitta trug ein weißes Kleid, das Busen und Schultern züchtig verhüllte, und den schlanken, schönen Hals in einer leichten Krause umschloß. Ein Shawl lag leicht auf den runden Schultern. Eine dunkelrothe Camelie im Haar, das war ihr ganzer Schmuck. Aber welches Schmuckes bedarf Schönheit und Anmuth — und Melitta's Erscheinung war so schön und anmuthig, daß ihr Eintreten eine noch größere Sensation erregte, als Oldenburg's. Die älteren Herren unterbrachen ihr Gespräch, sie mit Herzlichkeit zu begrüßen; einige jüngere Herren eilten ihr entgegen, um womöglich den zweiten Walzer, die erste Polka — nur einen Tanz, gleich viel welchen, zu erbetteln, und sie lächelte Alt und Jung freundlich zu, beantwortete hier eine Frage, verwies dort einen Stürmischen zur Geduld — während sie quer durch den Saal nach dem Sopha ging, sich den andern Damen anzuschließen. Baron Oldenburg war, als Frau von Barnewitz aufstand, ihrer Cousine entgegenzugehen, ruhig, und ohne sich nach dem Gegenstand der allgemeinen Sensation umzusehen, den einen Arm über die Stuhllehne gelegt, sitzen geblieben. Da mußte Melitta's Name, von einer der Damen am Sopha ausgesprochen, sein Ohr getroffen haben; denn er sprang in die Höhe, wandte sich um

— und ſtand Melitta, die von ihrer Couſine an der Hand geführt wurde, Angeſicht gegen Angeſicht gegenüber. Oswald war wie von einer magnetiſchen Kraft aus der Fenſterniſche bis nahe an die Stelle gezogen worden, ſo daß ihm kein Wort, kein Blick entging. Er ſah, daß Melitta erblaßte und ihre dunkeln Augen wie im Zorn aufflammten, als Oldenburg ſich tief vor ihr verbeugte.

„Ah, gnädige Frau," ſagte er mit einem eigenthümlichen Lächeln: „als wir uns zuletzt ſahen, ſchien uns die Sonne Siciliens, und jetzt" —

„Scheint der Mond — wollen Sie ſagen," entgegnete Melitta, und um ihre Lippen ſpielte ein höhniſch-bitterer Zug, den Oswald noch nicht an ihr geſehen hatte — „umgekehrt, lieber Baron, als wir uns zuletzt ſahen, ſchien der Mond; wiſſen Sie wohl noch in dem Garten der Villa Serra di Falco bei Palermo? — und da wir uns wiederſehen, ſcheint die Sonne — mir wenigſtens."

Der Sinn dieſer letzten Worte mußte wohl Jedem verborgen bleiben, nur nicht dem, für welchen ſie geſprochen waren. Melitta hatte, indem ſie ſich halb umwandte, Oswald bemerkt, und ihm ſo freundlich zugelächelt, daß Herr von Barnewitz, der neben ihm ſtand, ſich an der Ueberraſchungsſcene, die er ſo mühſam

arrangirt hatte, zu weiden, ihn fragte: „Kennen Sie meine Couſine ſchon?“

„Ja,“ ſagte Oswald, von ihm weg auf Melitta zutretend, und ſie ehrfurchtsvoll begrüßend.

„Ah! Herr Doctor,“ rief Melitta mit vortrefflich geſpielter Ueberraſchung, „das iſt ja köſtlich, daß ich Sie hier finde. Denken Sie, Bemperlein hat ſchon geſchrieben, Julius befindet ſich ſehr wohl — aber ſetzen Sie ſich doch zu mir, daß ich Ihnen in aller Muße erzählen kann — Julius befindet ſich vortrefflich — und iſt in den fünf Tagen, wie Bemperlein ſchreibt, ein vollkommener Dandy geworden. Er hat ſchon einen großen Kinderball mitgemacht und mit der ſchönſten Dame, das heißt, derjenigen, die ihm am beſten gefiel, den Cotillon getanzt, den Cotillon — merken Sie wohl! trotz des heftigen Widerſpruchs von einem halben Dutzend junger Herren.“

„Der Unglückliche,“ lachte Oswald; „er wird ſich dadurch eben ſo viele Duelle zugezogen haben.“

„Möglich, aber Sie wiſſen, Julius iſt tapfer, wie ein Löwe, und wird für die Dame ſeines Herzens Alles wagen. — Ah, Herr von Cleten! Sind Sie es wirklich? Ich hörte ja, Sie und Robin hätten ſich auf der letzten Fuchsjagd die Hälſe gebrochen!“

„Quelle idée, gnä'ge Fra! Jedenfalls wieder Er

findung von Barnewitz. Teufelskerl der Barnewitz! Befinde mich vortrefflich. Ah! ja — wollte gnä'ge Fra um einen Tanz bitten, wo möglich Cotillon. Muß noch einen Versuch machen, ob gnä'ge Fra nicht bewegen kann, mir den Brownlock zu verkaufen."

„Non, mon cher, zu diesem liebenswürdigen Zweck bekommen Sie keinen Tanz, am wenigsten den Cotillon. Wenn Sie mir aber den Brownlock in Frieden lassen wollen, so sollen Sie den ersten Contretanz haben. Zum Cotillon bleibe ich so wahrscheinlich nicht hier. Sind Sie zufrieden?"

„Ah! gnä'ge Fra — zufrieden! quelle idée! glücklich — selig."

„Mein Gott, Herr von Cloten, beruhigen Sie sich nur. Haben Sie schon ein vis-à-vis?"

„Nein! gnä'ge Fra — gleich suchen!"

„Hier, bitten Sie den Doctor Stein — Erlauben die Herren, daß ich Sie —"

„Ah, hatte schon das Vergnügen," sagte der Dandy, Oswald, der einen Schritt von ihm entfernt gestanden hatte, scheinbar zum ersten Male bemerkend.

„Desto besser," sagte Melitta — „die Herren sind also einig?"

Von Cloten und Oswald verbeugten sich gegeneinander, und dann vor Melitta, die sie mit einer

graziösen Handbewegung verabschiedete, um sich mit den zunächst sitzenden Damen in ein tiefsinniges Gespräch über die neuesten Moden einzulassen.

Oswald war wieder zu Herrn von Langen getreten, der ihm zu der Bekanntschaft mit Melitta gratulirte: „Ich bewundre Sie," sagte der junge Mann, „daß Sie so ungenirt mit ihr sprechen können; ich hätte nicht den Muth dazu."

„Sie scherzen."

„Auf Ehre, nein. Die Frau hat etwas in ihrem Blick und in ihrer Stimme, was einem um das Heil seiner Seele bange machen möchte. Ich weiß, es geht mir nicht allein so."

„Vielleicht bin ich um das Heil meiner Seele weniger bekümmert," sagte Oswald.

Unterdessen hatte Oldenburg, während er sich unbefangen mit einigen Herren zu unterhalten schien, in einem hohen Spiegel die Gruppe um Melitta genau beobachtet.

„Sieh da, Cleten! wie geht's, mon brave!" sagte er, sich schnell zu dem Angerufenen umwendend, als dieser in seine Nähe kam.

„Baron Oldenburg! Auf Ehre, hätte Sie kaum erkannt mit dem horriblen Bart."

„Horribel, mon cher! Machen Sie mich nicht

unglücklich; ich pflege ihn nun schon drei Jahre und habe ihn mich wenigstens eine Million kosten lassen."

„Ah, Spaß," sagte der Dandy, seinen blonden Schnurrbart streichend.

„Upon my word and honour," sagte Oldenburg; „die Sache ist einfach die: Ich lernte in Kairo eine englische Familie kennen, mit der ich noch mehrmals auf dem Nil zusammentraf; ich war so glücklich, ihr einige nicht unwesentliche Dienste leisten zu können. Die Familie bestand aus Vater, Mutter und einer einzigen Tochter — aber welcher Tochter! mon cher, ich sage Ihnen —"

„Ah, ja, verstehe!" sagte Herr von Cloten; „reines Vollblut. Diese englischen Misses jottvoll — schön — sah mal eine in Baden-Baden, werde mein Lebtag nicht vergessen."

„Gerade so sah meine Mary auch aus," sagte Oldenburg.

„Nicht möglich!"

„Verlassen Sie sich darauf. Alle englischen Misses gleichen sich wie eine Lilie der andern. Eh bien! Das Mädchen verliebt sich in den Retter ihres Lebens. Der Vater ist mir geneigt, die Mutter günstig. Ich war zwar kein Millionär, wie Mr. Brown, dafür war er aber auch nur ein in Ruhestand getretener

Eisenhändler; und ich ein alter deutscher, weiland, reichsfreier Baron. Genug, wir werden Handels einig. Da sagt Mary eines Abends — es ist mir, als wäre es heute — wir saßen im Mondenschein auf der Terrasse des Tempels von Philä und blickten träumend über den stillen Fluß und leerten Tropfen um Tropfen den diamantengeränderten Becher der Liebe. Da sagte sie, ihre weichen Arme um mich schlingend, — o Gott, wie deutlich ich noch immer diese Stimme höre! — Adalbert, sagte sie. — Was, Holde? sagte ich. — Adalbert, pray, dearest love, cut off your horrible beard — it's so vulgar."

„Ah, ja, jottvoll, jottvoll — diese englischen Misses; aber was heißt's denn eigentlich?"

„Es heißt: Adalbert, mein Junge, laß Dir den „Bart scheeren; Du siehst schauderhaft gemein darin aus."

„Verdammt."

„Das sagte auch ich. Sie bat, sie beschwor mich; endlich lag sie sogar vor mir auf den Knieen. Ich blieb fest, wie der Koloß Memnons. Da sprang sie empor, und sich bewaffnend mit dem ganzen Stolze Englands, die Hand zum sternengeschmückten Himmel erhebend, rief sie: „Sir, either you will cut off your beard, or I must cut your acquaintance."

„Then, cut my acquaintance!" sagte ich.

„Hamos,“ ſagte von Cloten; „was ſagte ſie?“

„Mein lieber Herr,“ ſagte ſie, „Sie ſcheeren ſich entweder den Bart, oder Sie ſcheeren ſich zum Teufel.“

„Verdammt; und Sie?“

„Ich ſagte: Fräulein, ich habe geſchworen, daß ich das Weib verachten und mit dem Mann auf Leben und Tod kämpfen will, der mir mit Worten oder in Wirklichkeit an meinem Barte zupft.“

„Merkwürdig; das Alles ſagten Sie in den drei Worten?“

„Ja, die engliſche Sprache, wiſſen Sie, iſt wunderbar kurz. Apropos, wer iſt denn der junge Mann, mit dem Sie vorhin ſprachen, er ſteht jetzt dort an der Thür zum andern Zimmer mit dem alten Grenwitz.“

„Ja, rathen Sie einmal!“

„Wie kann ich das rathen? Ich vermuthe, daß es Felix von Grenwitz, ſein Neffe, iſt.“

„So dachte auch ich. Und nun denken Sie, eher Baron, der Menſch iſt ein Bürgerlicher, heißt Stein, Doctor Stein, glaube ich, und iſt, nun rathen Sie einmal!“

„Nach dem Entſetzen, das ſich in Ihren Zügen malt, zu ſchließen, vermuthe ich, daß der junge Mann der Scharfrichter von Bergen iſt.“

„Scharfrichter! Quelle idée! Welch' ſonderbare

Einfälle Frau von Berkow und Sie immer haben. Nein — Hauslehrer bei Grenwitz — ist das nicht wunderbar?"

„Ich kann nichts besonders Wunderbares in der Sache finden. Es muß auch Hauslehrer geben, wie es Arbeiter in den Arsenikgruben geben muß, obgleich ich für mein Theil weder das Eine noch das Andere sein möchte."

„Aber der Mensch sieht beinahe genteel aus?"

„Beinahe genteel? Lieber Freund, er sieht nicht nur beinahe genteel aus, sondern ausnehmend genteel, genteeler wie irgend einer der Herren hier im Saale, Sie selbst und mich nicht ausgenommen."

„Ah, Baron, Sie sind heute einmal wieder in einer jottvollen Laune."

„Meinen Sie? freut mich. Das verhindert mich indessen nicht, den Mann ausnehmend genteel aussehend zu finden. Ja, was in Ihren Augen wol noch mehr ist, er hat nicht nur das Charakteristische, welches die geborenen Vornehmen auf der ganzen Erde auszeichnet, sondern den speciellen Typus des Adels dieser Gegend."

„O, in der That, ich denke Typus ist eine Krankheit."

„Typhus, mon cher! Typus ist, wenn mehre Leute dieselben Nasen, Stiefel, Augen und Handschuhe haben.

Nun ſehen Sie ſelbſt, ob nicht Alles und noch mehr bei dieſem Doctor Stein ſtimmt; zum Beiſpiel im Vergleich mit Ihnen, der Sie doch gewiß alles Specifiſche des Adels in der höchſten Potenz in und an ſich entwickelten. Er iſt ſchlank und gut gewachſen, wie Sie, nur einen halben Kopf höher und ein paar Zoll breiter in den Schultern, er hat daſſelbe hellbraune gelockte Haar, nur daß Sie ſich Ihre Haare entſchieden brennen laſſen und die ſeinen, wie mir ſcheint, natürlich gelockt ſind; er hat blaue Augen, wie Sie, und Sie werden ſelbſt zugeben, daß dieſe Augen groß und ausdrucksvoll ſind."

„Ah, ja, — ich gebe zu, daß er ein verdammt hübſcher Kerl iſt," ſagte der ärgerliche Dandy, einen ſchelen Blick auf den Gegenſtand ſeiner unfreiwilligen Bewunderung werfend.

„Nun, und was ſein Auftreten anbelangt," fuhr Oldenburg fort, „ſo gäbe ich meinestheils eins meiner Güter darum, wenn ich mich mit dieſem Anſtande, dieſer Grazie bewegen könnte."

„Das iſt ſtark, weshalb?"

„Weil die Weibſen in einen ſchmalen Fuß, ein wohlgeformtes Bein und ſo weiter vernarrt ſind. Solche hübſche Puppen, wie der Doctor, ſind geborne

Alexander; sie fliegen von einer Eroberung zur andern und sterben auch meistens jung zu Babylon."

„Gott, Baron, welch' liebenswürdiger Mensch Sie sein würden, wenn Sie nur nicht so schauderhaft gelehrt wären!"

„Meinen Sie? Möglich! Es ist ein Erbfehler; meine selige Mutter hat während ihrer Schwangerschaft außer dem Neunkalender des betreffenden Jahres auch noch einen oder den andern Roman gelesen. So erklären sich die paar menschlichen Züge in meiner Natur."

„Wollt Ihr Herren meine neuen Pistolen mit einschießen helfen?" fragte Herr von Barnewitz, der eben herantrat.

„Ich denke, es soll getanzt werden," antwortete Cloten.

„Später. Du kommst doch mit, Oldenburg?"

„Versteht sich! Du kennst ja meinen Wahlspruch: aux armes, citoyens!"

Zweites Kapitel.

Die jetzt vollständig versammelte Gesellschaft hatte sich allmälig aus den Zimmern in den Garten begeben, da der herrliche Sommernachmittag unwiderstehlich ins Freie lockte. Die älteren Herren und Damen promenirten in den schattigen Gängen, oder besichtigten die prächtigen Gewächshäuser; die jungen Leute suchten auf einem schönen runden Rasenplatze, der zum Theil von hohen breitkronigen Bäumen überschattet war, gesellschaftliche Spiele zu arrangiren, aus einer Ecke des Parkes, wo ein Schießstand eingerichtet war, ertönte von Zeit zu Zeit der scharfe Knall der neuen Pistolen. Melitta hielt sich, eingedenk der alten Regel, daß der Ruf junger Frauen in der Gesellschaft von den alten Damen gemacht wird, und wohl wissend, daß sie die Freiheiten, die sie sich während des Balls zu nehmen gedachte, durch einige vorhergehende Opfer erkaufen müsse, in der Gesellschaft der Gräfin Grie-

ben, der Baronin Trantow, der Frau von Radelitz, der Baronin Grenwitz und der andern ältern Damen. Oswald hatte sich zuerst der Jugend angeschlossen, bei der ihn Herr von Langen einführte, und mit einigen Reminiscenzen aus den Gesellschaften in der Residenz und einigen geschickten Combinationen verschiedene gesellschaftliche Spiele befürwortet und arrangirt, die mit allgemeinem Beifall angenommen und mit sichtlicher Zufriedenheit der Theilnehmer ausgeführt wurden. Als er aber sah, daß Melitta, gegen seine Hoffnung, sich durchaus nicht in den Kreis der Spielenden mischen wollte, benutzte er eine schickliche Gelegenheit, sich selbst aus demselben zurückzuziehen. Herr von Langen war ihm gefolgt und holte ihn in einem Heckengange ein, wo Oswald sich der harmlosen Beschäftigung des Stachelbeerpflückens hingab.

„Gott sei Dank," sagte Herr von Langen, Oswalds Beispiele folgend und einen Johannisbeerbusch, der voll dunkelrother Früchte hing, plündernd. „Dem Unheil wären wir glücklich entronnen. Auch dem Ersten, der gesellschaftliche Spiele erfand. Sind die Stachelbeeren reif?"

„Köstlich."

„Sie müssen mich auf jeden Fall in nächster Zeit besuchen. Mein Gut liegt nur ein Stündchen von

Grenwitz. Meine Frau, die mich erst vor ein paar Wochen mit einem allerliebsten kleinen Mädchen beschenkt hat, und sich noch nicht kräftig genug fühlt, so große Gesellschaften mitzumachen, wird sich freuen, Sie kennen zu lernen. Wenn Sie mir einen Tag bestimmen wollen, schicke ich Ihnen meinen Wagen."

„Ich nehme Ihre Einladung mit Dank an," sagte Oswald, der sich einigermaßen durch die liebenswürdige Freundlichkeit eines Mannes aus dem von ihm so sehr gehaßten Stande beschämt fühlte. „Sollen wir sagen, nächsten Sonntag?"

„Sie sind jeder Zeit willkommen; wenn Sie die Knaben mitbringen wollen, thun Sie es ja; ich habe ein Paar Ponys, die den Jungen besser gefallen werden, als Cornel und Ovid zusammen. — Ach, Herr des Himmels! Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim! Dort biegt die Gräfin Grieben an der Spitze ihrer Suite um die Ecke. Sauve qui peut!"

Die jungen Männer schlugen einen andern Gang ein, der den ersten rechtwinklig durchschnitt, und waren bald den herankommenden Damen aus den Augen. Oswald seinerseits wäre eben so gern geblieben, denn er hatte in der „Suite" auch Melitta bemerkt und gehofft, wenigstens im Vorübergehen einen Blick von ihr zu erhaschen; aber er hielt es für seine Pflicht,

gute Kameradschaft mit seinem neuen Freunde zu halten, der ihm im Laufe des Nachmittags schon mehr als eine Gefälligkeit erwiesen hatte.

„Sie scheinen die Gesellschaft nicht besonders zu lieben, Herr von Langen," sagte er lächelnd über die Eilfertigkeit des jungen Mannes.

„Die große Gesellschaft — nein! Ich bin in fast absoluter Einsamkeit aufgewachsen. Mein Vater, der nicht eben reich war, schloß sich in dem Interesse seiner Kinder von dem geselligen Leben des hiesigen Adels fast gänzlich ab. Hernach kam ich auf die Schule. Ich hätte gern studirt; aber der Vater bedurfte meiner für die Wirthschaft, welche er bei zunehmendem Alter nicht mit derselben Rüstigkeit leiten konnte; so mußte ich denn von der Schule abgehen, als ich ein Jahr in Prima gesessen hatte. Seitdem ist der gute Vater gestorben und ich habe die paterna rura, die ich für mich und meine jüngern Geschwister verwalte, kaum verlassen. Sind Sie Jäger?"

„Nein, ich habe bis jetzt nicht die mindeste Gelegenheit gehabt, die Nimrodratur, die möglicherweise in mir schlummert, zu cultiviren."

„Ah, das ist schade; aber das lernt sich — wir haben eine recht hübsche Hühner- und Hasenjagd. Sie sollten vorläufig etwas mit der Pistole schießen.

Man lernt dabei visiren und bekommt eine sichere Hand."

„Nun mit Pistolenschießen habe ich im Leben leider schon beinahe zu viel Zeit verbracht," antwortete Oswald. „Mein Vater, ein Sprachlehrer und im Uebrigen sehr friedfertiger Mann, hatte eine wahre Leidenschaft für das Pistolenschießen; es war seine einzige Erholung. Er schoß, wie ich nie im Leben wieder Jemand habe schießen sehen, mit einer fast wunderbaren Geschicklichkeit. Ich habe nie den Grund dieser seltsamen Leidenschaft erfahren können. Einmal fiel es mir ein, ihn zu fragen, wie er dazu gekommen sei? Ich werde den Ton nie vergessen, in welchem er mir antwortete: Es gab eine Zeit, wo ich hoffte, mich durch eine Kugel an einem Manne rächen zu können, der mich tödtlich beleidigt hatte. Als ich meines Zieles vollkommen sicher war — starb der Mann. Seitdem schieße ich in Gedanken auf ihn; jedes Aß, das meine Kugel trifft, ist sein falsches, grausames Herz." Ich drang in ihn, mir den Mann zu nennen. „Das kann ich nicht," antwortete er; „aber wenn Du Dir auch etwas bei der Sache denken willst, nimm an, jedes Aß sei das Herz irgend eines beliebigen Adligen."

„Mon Dieu!" sagte Herr von Langen; „und

haben Sie dieſen fanatiſchen Haß Ihres Vaters gegen meinen Stand geerbt?"

„Nur zum Theil," ſagte Oswald, „ebenſo wie ich auch nur einen Theil ſeiner Fertigkeit mit der Piſtole geerbt habe. — Wollen wir einen Augenblick nach dem Schießſtande gehen? ich höre an dem Knall, daß wir ganz in der Nähe ſein müſſen."

„Brave, brave!" erſchallte es von dem Schießſtande herüber. „Cloten, ich parire auf Sie."

„Ich parire auf Breeſen," rief eine andere Stimme.

Sie fanden auf dem Schießplatze ein halbes Dutzend Herren etwa, alle in größtem Eifer, mit Ausnahme des Baron Oldenburg, der, die Hände in den Taſchen ſeiner Beinkleider, an einen Baum gelehnt, die Schützen beobachtete, und Strophen aus der Marſeillaiſe dazu zwiſchen den Zähnen ſummte.

„Bravo, Cloten, wieder Centrum — der Kerl ſchießt verteufelt," ſchallten die Stimmen durcheinander.

„Hat ſonſt Jemand von den Herren Luſt zu pariren?" ſagte Herr von Cloten, mit einem wunderbar ſelbſtgefälligen Lächeln ſich umſehend.

„Ich, wenn Sie erlauben," ſagte Oswald.

„Sie?“ erwiderte der Tanzy mit einem Blick sprachlosen Erstaunens.

„Ich pariere einen Louis auf den Herrn,“ sagte Baron Oldenburg grinsend. „Wer hält?“

„Ich, ich!“ riefen mehrere Stimmen.

„Ich halte Alles,“ sagte Oldenburg, dem die Sache einen köstlichen Spaß zu machen schien.

„Unser Einsatz ist bisher ein Thaler gewesen; es ist Ihnen doch recht?“ sagte Herr von Cloten zu Oswald.

„Natürlich.“

„Aber Doctor Stein kennt die Pistolen nicht,“ rief von Langen, „und Cloten muß sich bereits vollständig eingeschossen haben. Die Partie ist ungleich.“

„Wenn nur mein Geld auf dem Spiele stände,“ sagte Oswald, „so würde ich den Versuch wagen. Da aber auf mich gewettet ist, so möchte ich bitten, mir vorher einen Schuß zu erlauben.“

„Natürlich,“ rief Herr von Breesen; „das versteht sich von selbst,“ Herr von Barnewitz.

„Wird nicht viel helfen,“ sagte von Cloten leise zu einem Andern.

„Sehen Sie den Tannenzapfen dort, Herr von Langen?“ sagte Oswald, nachdem ihm eine geladene

Pistole gereicht war, „den an dem äußersten Ende des Zweiges."

„Ja, aber das ist mindestens funfzig Fuß."

„Thut nichts. Diese Pistolen scheinen mir noch auf weitere Distancen einen sichern Schuß zu erlauben."

Oswald hob die Pistole. Aller Augen waren gespannt auf den Tannenzapfen gerichtet.

„Ja so," sagte Oswald, die erhobene Pistole sinken lassend. „Wollen Sie nicht die Güte haben, Herr von Barnewitz, mich dem Herrn vorzustellen, der ein so günstiges Vorurtheil für meine sehr fragliche Fertigkeit im Schießen an den Tag gelegt hat."

„Hatte ganz vergessen; bitte um Entschuldigung. Baron Oldenburg — Doctor Stein."

„Ah, Baron Oldenburg!" sagte Oswald, mit der linken Hand den Hut abnehmend. „Sie sehen noch den Tannenzapfen, Herr Baron."

„Vollkommen deutlich," sagte Oldenburg, sich höflich verbeugend.

Oswald hob die Pistole wieder, zielte eine Secunde — der Tannenzapfen kam in Stücken zur Erde.

„Famos!" schrie Herr von Barnewitz. „Gleten, Du findest Deinen Meister."

„Nous verrons," sagte Herr von Cloten. „Sie haben den ersten Schuß, Herr Doctor."

Oswald nahm die andere Pistole, und schoß, ohne scheinbar auch nur zu zielen.

„Centrum!" schrie der Bediente an der Scheibe eine Reverenz nach dem Schützen machend, bevor er das Loch mit einem Pflaster verklebte.

„Cloten, zahlen Sie Reugeld!" rief Oldenburg, mit dem Gelde in seiner Tasche klappernd.

„Centrum!" ertönte es von der Scheibe.

„Sehen Sie?" sagte von Cloten, Herrn von Barnewitzens Jäger die Pistole zum Laden gebend.

„Ich denke, wir nehmen eine größere Distance, oder ein anderes Ziel," sagte Oswald, „bei diesem thalergroßen Centrum auf vierzig Schritt werden Herr von Cloten und ich wohl noch lange ohne Entscheidung fortschießen können. Sind keine Karten zur Hand?"

„Ich bin's zufrieden," sagte von Cloten.

„Hast Du Karten mitgebracht, Friedrich?" rief von Barnewitz.

„Ja, Herr!"

„Nimm die Scheibe ab und nagle ein Aß an den Baum!"

„Natürlich gilt nur die Kugel, die durch das Aß schlägt oder es wenigstens berührt hat," sagte Oswald.

„Natürlich," sagte von Cleten.

„Jetzt kommt die Sache in Gang," rief der junge Breesen und rieb sich vor Vergnügen die Hände.

„Cleten zahlen Sie Neugeld," sagte Oldenburg wieder und durch die Zähne murmelte er:

Tannenzapfen — Herzenaß —
Ei, mein Schätzchen, merkst Du was?
Ist es Liebe? ist es Haß?

Von Cleten zielte lange, aber sei es, daß das neue Ziel ihn verwirrte, sei es, daß seine Hand schon unruhig geworden war — seine Kugel traf nur den oberen Rand der Karte. Oswald trat vor; sein Auge schweifte über die Schaar der Excellenz, die um ihn herum stand. „Denke Dir, daß Aß sei das Herz irgend eines beliebigen Adligen," hörte er eine wohlbekannte Stimme flüstern . . . Sein Schuß krachte. An der Stelle des Asses war das Loch der Kugel in der Karte.

„Trösten Sie sich, Cleten," sagte Oldenburg. „Non semper arcum tendit Apollo — zu deutsch: Vorbeischießen muß auch sein."

„Wirklich meisterhaft," sagte von Barnewitz, die Karte herumzeigend; „das Aß rein herausgeschossen."

„Wollen Sie Revanche haben, Herr von Cloten?“

„Nein, danke, ein andermal. Fühle, daß meine Hand nicht mehr sicher —“

„Warum haben Sie nicht Reugeld gezahlt, Cloten?“ lachte Oldenburg, das gewonnene Geld in die Tasche steckend. —

„Hier sind sie! hier sind sie!“ riefen da auf einmal helle Mädchenstimmen, und um das Gebüsch herum, das den Schießstand vom Wege trennte, kamen Emilie von Breesen, ihre Cousine Lisbeth von Meyen und eine von den jungen Fräulein von Nadelitz, wie eben soviel weiße Schmetterlinge.

„Sie sind allerliebste Herren — Spielverderber — im Augenblick kommen Sie wieder zurück“ — so schallten die Stimmchen durcheinander.

„Du könntest auch etwas Besseres thun, Adolf, als hier den ganzen Nachmittag bei dem alten dummen Schießen zubringen,“ sagte Emilie von Breesen zu ihrem Bruder.

„Er muß auch mit,“ rief Lisbeth, „wir nehmen sie gefangen. Du Emilie, nimm den Doctor, Du bist die Stärkste und er ist der Rädelsführer — Natalie, Natalie, halt Herrn von Langen fest! er will davon laufen.“

„Meine Herren,“ rief Oswald, jeder Widerstand

wäre Hochverrath! — Meine Damen! wir ergeben uns auf Gnade und Ungnade," und er bot Fräulein von Breesen den Arm.

Die beiden andern Herren folgten seinem Beispiele; die drei hübschen Pärchen eilten lachend und scherzend davon.

„Eine Entführung in optima forma," grinste Oldenburg.

„Wir gehen auch wohl, Ihr Herren," rief Barnewitz; „denn ich fürchte, wenn wir warten wollen, bis wir von den jungen Damen abgeholt werden, so können wir lange warten."

„Allons enfants de la patrie!" sang Oldenburg in möglichst falschen Tönen mit einer Stimme, die wesentlich dem Krähen eines heisern Hahns an einem regnerischen Tage glich, und faßte von Cloten unter den Arm.

„Cloten, mon brave, wir werden alt," sagte er, während sie in einiger Entfernung hinter den Andern dem Hause zuschritten. „Wenn wir nicht bald machen, daß wir unter die Haube kommen, so ist uns jede Hoffnung auf eheliches Glück, legitime Vaterfreuden und ein seliges Ende, Amen, abgeschnitten."

„Ah, Spaß! Baron, Sie sind mindestens fünf Jahre älter wie ich."

„Das hindert nicht, daß die jungen Damen einen wie den andern en canaille behandelt haben.“

„Die kleine Emilie ist ein verdammt hübscher Backfisch.“

„Si signore, und was für ein Paar große, graue, verliebte Augen sie dem Doctor machte! Mit sechszehn Jahren! wahrhaftig alles Mögliche!“

„Verdammte Puppe!“

„Wer? Fräulein Emilie?“

„Ah, — der Mensch, der Doctor!“

„Ja, so! Ich hab's Ihnen ja gleich gesagt? Die Mägdelein reißen sich um ihn! Und wie der Kerl schießt. Cloten! Möchte ihm nicht auf fünf Schritte Barriere, und zehn Distance gegenüberstehen?“

„Ah! danke für ein Duell mit so einem Bürgerlichen. Partie ist zu ungleich. Meinen Sie nicht auch, Baron?“

„Vielleicht ist der Mann die Frucht einer Liaison zwischen einem Sohne des Himmels und einer Tochter der Erde.“

„Was heißt das?“

„Wissen Sie nicht, daß in der alten Zeit die Kinder von Adligen mit Bürgermädchen so bezeichnet wurden?“

„Nein, habe nie gehört! Sohn des Himmels — famos! Uebrigens traue Schrift nicht. Müssen doch

ſelbſt zugeben, Baron, dieſe Idee, alle Menſchen von einem Paare abſtammen zu laſſen — Adlige und Bürgerliche — geradezu abgeſchmackt, horribel — lächerlich! Habe mir immer gedacht: daß Schrift von dieſen Bürgerlichen in ihrem Intereſſe zurecht gemacht iſt. Hat mich ſtets geärgert, wenn Hauslehrer mir die alte Geſchichte erklären wollte."

„Cleten," ſagte Ditenburg ſtehen bleibend und ſeinem Begleiter die Hand auf die Schulter legend! „Cleten, Sie ſind ein großer Mann. Dieſer Gedanke bringt Sie in eine Reihe mit den tiefſinnigſten Denkern aller Jahrhunderte."

„Ah, wah — reden Sie nun im Ernſt, Baron, oder ſcherzen Sie, wie gewöhnlich?"

„Lieber Cleten," ſagte Ditenburg, ſeinen Arm wieder unter den ſeines Begleiters ſteckend und weiter gehend; „laſſen Sie ſich ein für alle Mal geſagt ſein, daß es mir immer um das, was ich ſage, fürchterlicher Ernſt iſt, und der Gegenſtand, von dem wir ſprechen, iſt wahrlich von zu ungeheurer Bedeutung, als daß er eine ſcherzhafte Behandlung vertrüge. So hören Sie denn — aber machen Sie keinen ungeeigneten Gebrauch von der Sache, Cleten —"

„Gott bewahre — parole d'honneur!"

„So hören Sie denn, daß dieſelbe Frage, deren

richtige Beantwortung Sie mit dem sichern Tacte des Genies sofort fanden, mich jahrelang beschäftigt hat. Auch ich sagte mir: der Unterschied zwischen Adligen und Bürgerlichen ist kein bloßer Unterschied des Namens, des Standes — er ist ein Unterschied des Blutes, des Gemüthes, der Seele — enfin: der ganzen Natur. Wie können nun zwei so verschiedene Wesen von demselben Menschenpaare abstammen? Wo bleibt der Unterschied, wenn sie von einem Menschenpaare abstammen? Der Geist verwirrt sich in diesem schauderhaften Widerspruch."

„Gott, Baron, endlich sprechen sie doch einmal wie —"

„Wie ein Baron. Hören Sie weiter. Diese Frage beschäftigte mich so unausgesetzt, daß ich endlich beschloß, sie zu lösen, es koste, was es wolle. Ihr habt Alle über mein einsames Leben, über mein Studiren und so weiter gespottet. Wissen Sie, Cloten, was ich studirte, während Ihr Euch auf der Jagd, oder beim Pharao amüsirtet?"

„Nein — auf Ehre —".

„Aramäisch, chaldäisch, syrisch, mesopotamisch, hindostanisch, gangebramaputraisch — sanscrit —"

„Herr Gott des Himmels! Das ist ja schauderhaft! Wozu?"

„Weil ich die feste Ueberzeugung hatte, daß sich in den Klöstern Armeniens, in den Katakomben Aegyptens, oder sonst irgendwo im Orient eine alte Handschrift, welche die Sache aufklärte, entdecken lassen müsse. Als ich alle jene Sprachen und Dialecte so fertig wie deutsch und französisch sprach, trat ich vor drei Jahren meine letzte große Reise nach dem Orient an. Im Vorübergehen durchstöberte ich die Bibliotheken Italiens. In Rom traf ich Barnewitzens. Dies Zusammentreffen war mir im Grunde sehr unangenehm. Aus Höflichkeit mußte ich sie bis Sicilien begleiten. In Palermo aber machte ich, daß ich davon kam."

„Ah, das erklärt Ihr plötzliches Verschwinden — das unterbrochene Opferfest, ha, ha, ha!"

„Unterbrochenes Opferfest — der Ausdruck stammt nicht von Ihnen, Cleten."

„Nein, auf Ehre — ist 'ne Erfindung von Hortense, wollte sagen von der Barnewitz," verbesserte sich der junge Edelmann. „Sie behauptet — entre nous, Baron, daß Ihr Zusammentreffen in Rom gar nicht so absichtslos von Ihrer Seite und die ganze Reise von Rom nach Palermo — heißt ja wol, Palermo? — ein reiner Triumphzug für die Berlow

gewesen sei; Opferfest — unterbrochenes Opferfest! Ha! ha!"

„Aber ich verstehe Sie gar nicht, Cloten."

„Na, entre nous, Hortense weiß von der Reise allerlei Geschichten zu erzählen. So eine Scene auf der Ueberfahrt von Ciproda." —

„Procida," verbesserte Oldenburg. —

„Procida, meinetwegen, der Teufel mag all' die verrückten Namen behalten, von Procida also nach Neapel."

„Nun?"

„Aber zum Teufel, Baron, Sie fragen Einem auch die Seele aus dem Leibe. — Sie hatten einen kleinen Fischerkahn, und es kam ein richtiger Sturm auf — die Wellen gingen haushoch, und Sie mußten jeden Augenblick erwarten, daß das Boot kenterte. Da sollen Sie auf italienisch —"

„Die Barnewitz versteht kein Wort italienisch, so viel ich weiß —," sagte Oldenburg.

„Hortense nicht, aber die Schiffer, die sie hernach ausgefragt hat —"

„Hm!" murmelte Oldenburg. „Nun?"

„Da sollen Sie zu der Berkow gesagt haben: 'Liebe Seele, mit Dir zusammen zu ertrinken, ist mehr

werth, als mit Deiner Couſine, oder irgend einer andern Frau hundert Jahr zuſammen zu leben."

„In der That? Erzählt Hortenſe ihren guten Freunden ſo hübſche Geſchichten? Nun, Cleten, ich will Ihnen einen guten Rath geben: Glauben Sie jedem Kuß, den Sie von Hortenſe's Mund ſchon geküßt haben, oder noch küſſen werden —"

„Ah, dummes Zeug, Baron," ſagte der Dandy mit jenem Lächeln, das beſcheiden ſein ſoll und doch ſo entſetzlich unverſchämt iſt.

„Aber glauben Sie keinem Wort, das aus ihrem Munde geht. Können Sie wirklich denken, daß ich nichts Beſſeres zu thun hatte, als Mietitta von Berkow den Hof zu machen, während ſo ernſte, ja ſo zu ſagen heilige Dinge meine Seele beſchäftigten? Laſſen Sie ſich erzählen: Ich reiſte alſo von Sicilien nach Aegypten hinauf bis Abu Simbul, zurück nach Kairo, von da nach Paläſtina, Perſien, Indien; — durchſuchte jeden Tempel, jede Ruine, jede Felſenſpalte — ich fand nicht, was ich ſuchte. Endlich — als ich ſchon an dem Erfolge verzweifelte, als ich ſchon auf der Rückreiſe war, da — in der Bibliothek des Kloſters auf dem Vorgebirge Athos —"

„Wo iſt das, Baron?"

„Zwiſchen dem Indus und dem Oregon — dort

in der Kloster-Bibliothek entdeckte ich endlich das lang gesuchte Manuscript. Da stand denn die ganze Geschichte."

„Was stand da?"

„Da stand im reinsten Hoch — bramaputraisch, daß — ich übersetze das nun Alles in unsere modernen Begriffe und Ausdrücke —"

„Ja machen Sie's um's Himmelswillen so, daß ich es verstehe."

„Daß gleich von vornherein zwei Menschenpaare geschaffen wurden, wie es ja auch gar nicht anders sein kann: ein adliges und ein bürgerliches. Der Name dieses ersten adligen Geschlechts ist aus dem Manuscript nicht ersichtlich. Gerade an der einen Stelle, wo er ausgeschrieben gestanden hat, ist ein großer Klex. So viel ist sicher, Oldenburg hat es nicht geheißen; es war noch ganz deutlich ein C zu erkennen, und in der Mitte ein t.

„Vielleicht Cloten," sagte der Andere.

„Es ist möglich, aber beschwören kann ich es nicht. Auch was für eine Geborne seine Gemahlin gewesen ist, die schlechtweg Fräulein genannt wird, ist nicht ersichtlich."

„Aber ich denke, sie ist aus der Rippe des Mannes gemacht und gar nicht geboren."

„Ah, laſſen Sie ſich doch kein dummes Zeug einreden, Cloten. Sie wird ausdrücklich Fräulein genannt, dann muß ſie doch auch ein Fräulein von ſo und ſo geweſen ſein.“

„Das iſt ja aber eine verflucht verwickelte Geſchichte.“

„Gar nicht ſo ſehr, wie Sie glauben. Genug, der Herr und das Fräulein, das bald genug zur gnädigen Frau wurde, hatten ein Landgut, welches Paradies hieß; — warum ſoll ein Landgut nicht Paradies heißen, Cloten?“

„Verdammt ſchnurriger Name, indeſſen!“

„Warum? Nennt doch einer ſeinen Landſitz Solitude, der Andere Sansſouci, der Dritte Bellevue, warum ſoll nicht einmal Einer das ſeine Paradies genannt haben? Eh bien! Der Bediente des Herrn hieß Adam. Vortrefflicher Name für einen Bedienten. Als er ſteif und lahm wurde, ſchimpften ſie ihn den alten Adam — haben Sie je von einem Adligen gehört, der Adam geheißen hätte, Cloten?“

„Im Leben nicht.“

„Sehen Sie, da haben Sie wieder den ſchönſten Beweis. Er rief alſo ſeinen Kerl Adam, und die Zofe ſeiner Gemahlin Eva, Evchen — allerliebſter Kammerzofenname das. Meine Mutter hatte ein

Kammermädchen „Evchen", ein bildhübsches Ding. Der Adam war aber ein großer Schlingel, wie die Bedienten das bekanntlich bis auf den heutigen Tag sind. Das Ding, die Eva, war auch nicht viel besser. Zuletzt trieben es die Beiden zu arg. Schließlich ergriff der Herr denn einmal die Hetzpeitsche und jagte die Beiden vom Hofe. In das Gesindebuch schrieb er: Entlassen wegen Unehrlichkeit, Putzsucht und Arbeitsscheu. Das ist so in großen Umrissen der eigentliche Verlauf der Geschichte."

„Wirklich merkwürdig — ganz famös, auf Ehre! Haben Sie das Buch mitgebracht, Baron?"

„Nein; aber eine von dem dortigen Landrath beglaubigte Abschrift."

„Giebt's denn dort auch Landräthe?"

„Aber, lieber Freund, wie kann denn ein Land ohne Landräthe bestehen?"

„Natürlich; aber es wäre doch besser, wenn wir das Buch selbst hätten."

„Vielleicht macht es sich. Die Mönche sind entsetzlich obstinat; ich hatte schon vor, sie alle mit Blausäure zu vergiften. Wahrscheinlich thue ich das auch noch, wenn ich wieder in die Gegend komme. Bis dahin müssen wir uns mit der Copie begnügen.

„Hören Sie, Baron, können Sie mir nicht auch

so eine Copie geben? ich meine natürlich in deutscher Uebersetzung, nicht in dramaputraisch, oder wie der verdammte Jargon heißt."

„Hm; aber versprechen Sie mir, es Niemand zu zeigen."

„Verlassen Sie sich d'rauf!"

„Höchstens Einem oder dem Andern aus unserem Cirkel."

„Das also darf ich?"

„Meinetwegen; aber nennen Sie meinen Namen nicht. Sagen Sie, es wäre eine bloße Hypothese von Ihnen —"

„Eine was?"

„Eine bloße Vermuthung, die noch der Bestätigung bedürfe; wenn wir denn hernach das Original in die Hände bekommen, so ist das Ihr Triumph und der Triumph der guten Sache zu gleicher Zeit."

Drittes Kapitel

Die Sommersonne war bereits seit einer Stunde hinter den Bäumen des Parks untergegangen; dunkle Schatten lagerten sich in den dichteren Boskets, hier und da zirpte noch ein Vogel, ehe er zur Ruhe das Köpfchen unter den Flügel steckte; sonst war es still geworden in dem vor kurzer Zeit noch so belebten Garten. Aber desto lauter war es jetzt im Schlosse. Das blendende Licht von hundert Wachskerzen auf Kronleuchtern und Girandolen strahlte aus den Fenstern auf den weiten Rasenplatz vor dem Gartensaale. Musik erschallte aus den geöffneten Flügelthüren, und an Thüren und Fenstern vorüber sahen die Dorfleute, die sich in ehrfurchtsvoller Ferne im Park hielten, die Paare der Tanzenden schweben. In den Zimmern, die an den Tanzsaal stießen, waren für die älteren Herrschaften Spieltische arrangirt, und des Grafen von Grieben kreischende Stimme wurde mehr als ein

mal vernommen, wenn der alte Baron Grenwitz, der nur ein sehr mittelmäßiger Bostonspieler war, auf drei Asse zum Mitgang gepaßt, oder sonst durch seine Zaghaftigkeit verleitet, einen jener horribeln Fehler begangen hatte, die das Gemüth eines methodischen Spielers so schmerzlich berühren. Herr von Barnewitz und seine Gemahlin wechselten im Spiele ab, damit stets eines von ihnen entweder bei den Tanzenden oder Spielenden war und sich so jede Partei gleicher Gunst erfreute. Hortense hatte ursprünglich den ganzen Ball mitmachen wollen; aber schon nach den ersten beiden Tänzen ärgerte sie sich so über die Huldigungen, die ihrer schönen Cousine von allen Seiten gezollt wurden, daß sie ihrem Gemahl jenes Arrangement vorschlug, in welches er sich um so williger schickte, als er trotz seiner Corpulenz gern und gut tanzte, und auf alle Fälle ein sehr eifriger Bewunderer hübscher Mädchen und Frauen in Balltoilette war. Und an solchen fehlte es in dem Saale wahrlich nicht. Es war ein Kranz von lieblichen und schönen Gestalten, der auch wohl ein sinnigeres Auge, als das des wüsten Edelmannes entzückt haben würde. Die lieblichste und schönste aber war nach dem ausgesprochenen oder schweigenden Urtheil aller Herren wenigstens — die Ansicht der Damen

über dieſen Punkt war allerdings ſehr getheilt — Melitta. Die ſonſt etwas bleichen Wangen vom lebhaften Tanz geröthet, die großen Augen ſtrahlend von Licht und Leben, die ſchlanken elaſtiſchen Glieder der herrlichen Geſtalt mit wunderbarer Anmuth in rhythmiſchem Schwunge bewegend — ſo ſchwebte ſie über den glatten Boden des Saals wie die Muſe des Tanzes ſelbſt. Neben dieſer blendenden Erſcheinung wurden die hübſchen Frauen ihres Alters zu Wachsfiguren und die jüngeren Mädchen zu allerliebſten Marionetten. So dachte wenigſtens Oswald, wenn er ſie im Walzer an ſich vorbeifliegen ſah oder ſie ihm Contretanze entgegen ſchwebte. Ein wunderbares Gemiſch widerſprechendſter Empfindungen erfüllte ſeine Seele. Seit jenem Augenblick, wo er in Melittas Album das Bild des Baron Oldenburg zum erſten Mal geſehen hatte, war er unabläſſig von dem Gedanken verfolgt worden: in welchem Verhältniß ſtand ſie zu dieſem Mann? Aber ſo oft auch ſchon die Frage auf ſeinen Lippen geſchwebt hatte, nie hatte er ſie auszuſprechen gewagt, und je höher die Sonne ſeiner Liebe ſtieg, deſto blaſſer war der drohende Schatten geworden. Heute aber hatte Barnewitzens Erzählung, das Erſcheinen des Mannes ſelbſt, Melittas Benehmen in der erſten Begegnung — die halb

entſchlafenen Zweifel furchtbar geweckt. Wieder drängte ſich das Wort auf ſeine Lippen, und immer wieder kroch es ſcheu zum Herzen zurück. Er zürnte Melitta, daß ſie ihn dieſe Qualen dulden ließ; er zürnte ſich ſelbſt, daß er ſich von der Geliebten hatte beſtimmen laſſen, ihr in dieſe Geſellſchaft zu folgen, dieſe Junkerwelt, in die er nicht gehörte, in welcher er ſich nur geduldet wußte, in dieſe Welt frivolen Genuſſes und hochmüthigen Dünkels, dieſe lärmende blendende Welt, die ſo grauſam mit der Romantik ſeiner Liebe contraſtirte, und der wonnigen, liebeverklärten Waldeinſamkeit von Melitta's Kapelle Hohn zu ſprechen ſchien. Es kam ihm wie ein halb verklungenes Märchen vor, daß dies wunderbare Weib in ſeinen Armen geruht, daß er — wie oft ſchon! ſeinen Mund auf dieſe roſigen Lippen gedrückt hatte. Sie erſchien ihm ſo fremd, ſo ganz verwandelt; er konnte ſich nicht überreden, daß dies Melitta ſei, ſeine Melitta, ſie, die dort mit dem jungen Breeſen lachte und ſchwatzte, die dort die faden Complimente von Cleten's mit ſo huldvoller Miene beantwortete — und dann wieder, wenn ihr leuchtendes Auge das ſeine traf, wenn ihre Hand bei den Touren des Contretanzes ſeine Hand ſo traulich drückte, wenn bei dieſer Gelegenheit ein: ſüßes Herz! Du Lieber! — ihm nur vernehmbar geflüſtert, ſein

Ohr traf — ja, dann war es doch wieder Melitta, ſeine Melitta ... Und immer wieder jagten ſich Zweifel, die ſich zu wahnſinniger Angſt ſteigerten, und Gewißheit, die ihn mit unſäglichem Entzücken erfüllte, durch ſeine Seele, wie tiefdunkle Schatten und heller Sonnenſchein über eine Sommerlandſchaft jagen, und um dieſer ſüßen Qual, dieſer bittern Wonne zu entgehen, ſchlürfte er mit haſtigen, gierigen Zügen den berauſchenden Trank, der, aus blendenden Lichtern, jubelnden Tönen und wollüſtigen Düften ſo ſeltſam gemiſcht, in einem Ballſaal die Sinne der Tanzenden bis zum bacchantiſchen Taumel aufregt und das Gehirn umnebelt.

Oswald lachte und ſcherzte wie von der tollſten Laune ergriffen: hier ein übermüthiges keckes Wort, dort eine feine Schmeichelei; hier eine ſatyriſche Bemerkung, dort eine Sentimentalität ... Die Damen ſchienen vollkommen vergeſſen zu haben, daß ein ſo unermüdlicher und gewandter Tänzer, ein ſo hübſcher Mann, der ihnen ſo viele hübſche Sachen zu ſagen wußte, doch nur ein Bürgerlicher ſei, der auf alle dieſe Vorzüge eigentlich gar keinen Anſpruch machen durfte, und wenn ja eine der hochadligen Mütter dem Töchterchen ihr unpaſſendes Benehmen mit dem jungen Menſchen, dem Doctor Stein, verwies, ſo fiel das

goldene Wort diesmal auf ganz unfruchtbaren Boden, und die hübsche Kleine beruhigte ihr aufgeschrecktes adliges Gewissen mit dem tröstlichen Gedanken: es ist ja nur für heute Abend . . . Es steht sehr zu vermuthen, daß das Glück, welches Oswald an diesem Abend bei den Damen machte, mehr als ein junkerliches Gemüth auf das Tiefste indignirte; aber der Ausdruck dieser feindseligen Stimmung beschränkte sich auf einige höhnische Worte, von denen aber keins bis zu Oswalds Ohr drang, und auf einige ärgerliche Blicke, die, wenn er sie bemerkte, nur zu Erhöhung seiner tollen Laune beitrugen. Daß er sich auf einem sehr glatten Boden bewegte, wußte er sehr gut; aber die Nähe der Gefahr, welche die schwachen Geister lähmt, läßt starke Herzen nur desto muthiger pochen; und das Bewußtsein, wie er sich jeden Augenblick einer impertinenten Beleidigung versehen könne, gab seinem Benehmen den Junkern gegenüber eine Kühnheit, seinem Auftreten eine Sicherheit, die, wenn sie einerseits den Unwillen dieser Herren herausforderte, andererseits für sie die Kluft zwischen Wollen und Vollbringen geradezu unübersteiglich machte. Und übrigens muß zur Ehre dieser jungen Adligen bemerkt werden, daß sich in einer Schaar von zwölf oder vierzehn denn doch zwei oder drei fanden, welche

von Vorurtheilen nicht so sehr befangen waren, daß sie Oswalds ritterliches Wesen nicht gern hätten gelten lassen. So Herr von Langen, welcher seinen Arm vertraulich unter den Oswalds schob, und in der Pause mit ihm im Saale freundlich plaudernd, auf- und abschritt; so der junge von Brecsen, der hübscheste und gewandteste von der Schaar, welcher Oswald bat, ihm ein paar Lectionen im Pistolenschießen zu geben, und als seine Schwester durch Unachtsamkeit eine Verwirrung im Tanz angerichtet hatte, zu ihm kam, ihn im Namen der jungen Dame um Entschuldigung bat und ihn zu ihr führte, damit sie sich selbst entschuldigen könne; so endlich selbstredend Baron Oldenburg, der die Tugenden Oswalds als Tänzer und Schütze gegen mehr als Einen bis in den Himmel erhob, wobei es nur nicht ganz ersichtlich war, ob er dies aus aufrichtiger Ueberzeugung oder mehr in der Absicht that, seine jungen Standesgenossen gründlich zu ärgern.

Dieser dankbaren Aufgabe konnte er sich mit um so größerem Behagen unterziehen, als er auf Herrn von Barnewitzen's Frage, ob er spielen wolle, geantwortet hatte: ja, wenn Pharo gespielt wird; und auf Lisbeths von Meyen Bemerkung, ob er denn nicht zu tanzen gedenke, geäußert hatte: „Meine Gnä-

dige, in diesem Augenblick bedaure ich es zum ersten Male in meinem Leben, daß mich mein Tanzlehrer nie dahin bringen konnte, die erste Position von der zweiten, und mein Musiklehrer ebenso wenig, einen Walzer von einem Eboral zu unterscheiden." So trieb er sich denn bald zwischen den Spieltischen umher, und weckte den leicht erreglichen Zorn des Grafen von Grieben dadurch, daß er in alle Karten der Reihe nach sah, und Jedem guten oder vielmehr möglichst schlechten Rath ertheilte; bald war er im Tanzsaal und schaute mit den Augen eines gutgelaunten Vaters, der weiße und schwarze Mäuschen auf der Scheunbiele munter spielen sieht, auf die tanzenden Paare. Zu dieser angenehmen Beschäftigung störte ihn Herr von Barnewitz, der eilfertig zur Thür des Tanzsaales hereinkam.

„Oldenburg, da Du ja doch hier nichts zu thun hast —"

„Nein, guter Freund, ich habe in der That hier nichts zu thun."

„So komm mit hinauf in den Speisesaal und hilf mir beim Arrangiren der Plätze. Willst Du?"

„Das Vertrauen, welches Du zu meinen organisatorischen Talent hast, ehrt mich hoch, mon ami;" sagte Oldenburg und folgte dem Voraneilenden über

den Flur, die breite mit Teppichen belegte Treppe hinauf in den glänzend erleuchteten Speisesaal, wo die Bedienten eben mit der Herrichtung der Tafel fertig geworden waren.

„Hier, Oldenburg, sind die Zettel, alle schon ausgeschrieben; nun sage mir, sollen wir —"

„Werthgeschätztester," sagte der Baron zu einem Bedienten, „könnten Sie mir wohl, behufs der Entkorkung dieser Flasche das passende Instrument besorgen? — So, danke! — Festina lente, Barnewitz, auf deutsch: Du sollst dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden. Auf Dein Wohl, mein Junge! dieser Knabe Cliquot gehört zu den tugendhafteren seines weit verbreiteten Geschlechts. Wirklich genießbar," und dabei schlürfte er ein Glas nach dem andern. „So, jetzt stehe ich vorläufig zu Deinen Diensten. — Stellen Sie die Flasche dort auf den kleinen Tisch, lieber Tressenrock! es sind noch ein paar Gläser drin. — Gräfin von Grieben — Baron Oldenburg, Baronin von Radelitz, — bist Du des Teufels, Barnewitz? Ich soll zwischen den alten Schachteln zwei Stunden lang eingeklemmt sitzen? lieber will ich mit aufwarten helfen! Nein! wir wollen die Sache so machen. Die ganze alte Litanei setzen wir an das eine Ende des Tisches und das

junge Deutschland an das andre. Geh' Du mit Deiner Heerde von Widdern und Mutterschaafen nach Osten, und ich will mit den Böcklein und Zicklein nach Westen gehen."

„Das wird auch wohl das Beste sein," sagte Barnewitz; „hier sind Deine Zettel."

Die Bedienten hatten den Saal verlassen; die beiden Herren fingen, jeder auf seinem Ende, an, die Zettel zu vertheilen.

„Fräulein Klauß," sagte Oldenburg, einen Zettel in die Höhe haltend; „wer, bei allen Olympiern ist Fräulein Klauß?"

„Unsre Erzieherin. Hast Du sie nicht bemerkt, das hübsche kleine Ding mit den hochverrätherischen Augen?" sagte Barnewitz eifrig fortirend. „Wir konnten sie nicht in ihrer Kinderstube lassen. — Herr des Himmels, da sitzen ja schon wieder Mann und Frau zusammen! — weil sonst eine Tänzerin zu wenig gewesen wäre. Du kannst sie mit dem Doctor Stein zusammen setzen. Gleich und gleich gesellt sich gern."

„Schön," sagte Oldenburg und grinste.

„Wer soll denn die Berlow führen?"

„Zum Kuckuck, laß mich in Ruhe! Du meinetwegen."

„Bon," sagte Oldenburg und trank ein Glas Champagner.

Nach einer kurzen Pause eifrigen Arrangirens:

„Wer soll die Ehre haben, bei Deiner Frau zu sitzen?"

„Heilige Kreuz — ja freilich, das ist wichtig. Weißt Du was, Oldenburg, nimm den Unbedeutendsten; dagegen kann Niemand etwas einwenden."

„Will's schon machen", sagte Oldenburg und suchte unter den Zetteln, bis er den rechten gefunden hatte. „Dir will ich Deine unverbürgten Schiffernachrichten eintränken," murmelte er zwischen die Zähne.

„Bist Du fertig, Oldenburg?"

„Gleich — So!"

„Nun, weißt Du was, Baron, geh' Du in den Tanzsaal und sage jedem Herrn, welche Damen er führen soll; ich will dasselbe bei den Spielern thun."

„Ainsi soit-il," lachte Oldenburg, dem Davoneilenden folgend.

Als er in den Ballsaal trat, fing man so eben einen Contretanz zu arrangiren an. Unmittelbar nach diesem Tanze sollte gespeist werden.

„Die Gelegenheit ist günstig," murmelte er und ging, einem schwarzgefiederten langbeinigen Vogel zu vergleichen, der sich auf der Wiese Frösche sucht, mit

wunderbarer Gravität hinter der Linie der Tanzenden hin, den schicklichen Moment benutzend, jedem der Herren den Namen der Dame, die er ihm zugetheilt hatte, in's Ohr zu flüstern. Oswald tanzte mit Frau von Barnewitz, die in aller Eile für Fräulein Klauß eingetreten war, welche noch schnell eine Commission in die Küchenregion auszurichten hatte, vis-à-vis Melitta und Herrn von Cleten. Oldenburg hatte schon sämmtlichen Herren ihr Schicksal verkündet, das Allen mehr oder weniger günstig zu sein schien, denn Jeder nickte mit zufriedener Miene. Ganz zu aller letzt trat er zu Cleten und raunte ihm zu:

„Cleten, ich habe Ihnen die Barnewitz gegeben."

Dann zu Oswald: „Herr Doctor, Sie werden Frau von Berkow führen."

Darauf entfernte er sich eiligst.

„Hortense," flüsterte der überglückliche Cleten dieser Dame zu: „Weißt Du, wer Dich führen wird?"

„Doch nicht Du, Arthur?" rief diese erschreckend.

„Ja, mein Engel."

„Unmöglich, Arthur. Du gehst gleich hernach zu Oldenburg und sagst, daß Du mich nicht haben willst."

„Aber" —

„St! nicht so laut, — Du bist ein Narr, ich

ſage Dir, daß Barnewitz unſer Verhältniß mehr als ahnt; dies fehlte noch gerade."

„Changez les dames!"

„Melitta, ich werde Dich zu Tiſch führen."

„Unmöglich, Oswald. Du mußt das zu redreſſiren ſuchen."

„Weshalb?" flüſterte Oswald, und ſeine Augenbrauen zogen ſich zuſammen.

„Sieh nicht ſo finſter aus, liebes Herz! Ich will Dir Alles erklären."

Fräulein Klauß erſchien in dem Nebenzimmer. Sobald Oldenburg ſie bemerkte, trat er auf ſie zu und ſeine hohe Geſtalt ehrfurchtsvoll neigend, ſagte er in einem Ton, deſſen Milde ſonderbar mit der ſonſtigen Herbheit ſeiner Rede contraſtirte:

„Mein Fräulein, ich werde das Vergnügen haben, Sie zu Tiſch zu führen."

Die arme Kleine ſtand wie vom Blitz getroffen. Baron Oldenburg, der ſtolze unheimliche Baron, ſie zu Tiſche führen.

Mit einem wunderbar fragenden Geſicht blickte ſie zu ihm auf.

„Ich habe die Plätze ſelbſt arrangirt, mein Fräulein; wenn ſie einen beſondern Wunſch haben, ſprechen

sie ihn krank und frei aus; ich würde mich glücklich schätzen, Ihnen gefällig sein zu können."

„Gott bewahre, Herr Baron —"

„Eh bien, nous voilà d'accord. Wollen Sie mir Ihren Arm geben; ich sehe die Paare arangiren sich."

In diesem Augenblick kam Cleten athemlos herbei.

„Auf ein Wort, Oldenburg. — Sie verzeihen, Fräulein. — Oldenburg, Du mußt mir eine andere Dame verschaffen; ich kann unmöglich Hortense führen."

„Pourquoi pas, mon cher?"

„Weil — zum Henker, weil —"

„Je suis au désespoir, mon brave, aber Barnewitz hat Sie selbst vorgeschlagen."

„Ist das gewiß?"

„Verlassen Sie sich darauf."

Mit der Freude strahlendem Gesicht eilte der Andere zu seiner Dame zurück.

„Oswald," sagte Melitta, „ich hab' mir's überlegt. Es ist doch besser so — aber mit der Aussicht auf den Cotillon ist es vorbei. Nun komm, gieb mir Deinen Arm und sei wieder gut."

Die älteren Herrschaften waren zuerst in den Speisesaal getreten, und hatten sich bereits hinter ihren Stühlen gereiht; die Gesellschaft aus dem Tanz

saal kam hinterdrein. Herr von Barnewitz kam für einen Augenblick von jener Seite herüber, zu sehen, ob Alles in Ordnung war. Seine Stirn verdüsterte sich, als er seine Frau an Cloten's Arm, Melitta neben Oswald stehend bemerkte, und endlich Oldenburg selbst, seine kleine Dame wie eine Prinzeß von Geblüt führend, in den Saal trat.

„Oldenburg, zum Teufel, was hast Du denn da angerichtet," flüsterte Barnewitz heftig. „Ich will nicht, daß Cloten meine Frau führt, Sie reden schon genug über die Beiden."

„Ja, lieber Freund, Du sagtest, ich sollte den Unbedeutendsten wählen; da war ja gar keine Wahl."

„Und Melitta mit dem Doctor, Du mit der Klauß — das ist ja geradezu lächerlich."

„Ja, Barnewitz, das ist nun einmal geschehen; und nun würdest Du mir einen ausnehmenden Gefallen erweisen, wenn Du nicht desavouirtest, was ich in Deinem Auftrage gethan habe, und Dich ruhig an Deinen Platz verfügtest; die Gräfin Grieben sucht Dich überall mit ihren großen Eulenaugen."

„Ich wasche meine Hände in Unschuld," grollte Barnewitz, davon eilend.

„Und ich will eine Flasche Champagner auf meinen gelungenen Staatsstreich trinken," grinste Oldenburg,

an der Seite der kleinen Erzieherin, gegenüber Oswald und Melitta, in unmittelbarer Nähe von Cleten und Hortense Platz nehmend."

„Meine Damen und Herren," sagte er: ich hoffe, daß Sie mit mir in ein stilles begeistertes Hoch auf das Wohl des Mannes einstimmen werden, der Jedem von uns seinen Platz anwies, und der, während er nur das Gemeinwohl vor Augen zu haben schien, doch die geheimen Wünsche jedes Einzelnen zu erfüllen wußte. Ich gebe Ihnen zu bedenken, meine Damen und Herren, daß ein Mangel an Enthusiasmus in diesem feierlichen Augenblick nicht nur die Gefühle jenes Mannes schmerzlich berühren, sondern auch die Empfindungen eines Ihrer Nächsten auf's Tiefste verletzen würde, Ihres Nächsten, den mindestens wie sich selbst zu lieben, Sie schon die Religion der Liebe verpflichtet, zu der wir uns ja Alle ohne Ausnahme bekennen. Meine Damen und Herren, trinken Sie mit mir auf das Wohl Ihres und meines besten Freundes, auf das Wohl Adalberts von Ehrenburg."

Man kann sich denken, daß, so weit als des Barons mäßig erhobene Stimme schallte, Wenige Lust hatten und Niemand es wagte, sich von diesem ironischen Toast auszuschließen. Die krystallenen Gläser klangen aneinander, und bald flackerte die lebhafteste Unter-

haltung um den ganzen Tisch herum auf, wie das Feuer in einem Haufen Stroh, der an allen Ecken und Enden zugleich angezündet ist; jene schwirrende, summende, kichernde, lachende, lärmende, flüsternde Unterhaltung, wo der geistreichste Einfall und die albernste Bemerkung zuletzt als gleich werthvolle oder werthlose Münze coursiren.

„Achte auf Deine Augen, Oswald," sagte Melitta, in jener rapiden Weise, wo die Rede sich kaum vom Hauch unterscheidet und doch jede Silbe deutlich gehört wird. — „Deine holden Liebesbriefe werden von profanen Augen unterwegs aufgefangen, erbrochen und gelesen."

Von Cloten hatte Hortense vergeblich zu überreden gesucht, es sei ihres Gemahls eigener Wunsch gewesen, daß er sie zu Tische führe.

„Sei doch nicht so einfältig, Arthur," sagte die junge Frau. „Es ist eine Intrigue von Oldenburg, verlaß Dich darauf. Hast Du je mit Oldenburg über mich gesprochen?"

„Nein, Hortense — parole d'honneur."

„Ich bin überzeugt, Du hast es gethan; Du wirst mich noch unglücklich machen mit Deiner albernen Schwatzhaftigkeit."

„Aber, Hortense —"

„Still, Clarenburg beobachtet uns fortwährend.“

„Cleten!“ rief der Baron.

„Was, Baron?“

„Wollen Sie in diesem Herbst mit mir nach Italien reisen? Sie wissen, in der bewußten Angelegenheit.“

„Singe rasend gerne mit, Baron; aber Sie wissen, tausend Gründe dagegen; erstens Jagd, zweitens Pferderennen, drittens hasse Reisen, viertens, verstehe kein Wort italienisch.“

„Nun, das ist das Wenigste. Was man heute wenig wissen muß, beschränkt sich auf Si signore, Anima mia dolce, das Andere läßt man sich von den Schiffern sagen.“

Von Cleten errötheten bis in die Stirn hinauf, denn, wie Clarenburg diese Worte lachend sprach, fühlte er Hortensens Fuß auf dem seinen und hörte ihre von inneren Thränen fast erstickte Stimme: „Siehst Du, Arthur; habe ich es nicht gesagt?“

Auch Melitta, die seitdem sie den Baron sich gerade gegenüber sah, sehr still geworden war, schien über diese Bemerkung sichtlich betroffen. Sie senkte plötzlich die langen Wimpern, wie wenn sie verbergen wollte, was jetzt in ihrer Seele vorging.

„Ich rufe Sie zum Zeugen auf, gnädige Frau,“

rief Oldenburg. „Hat Ihnen Ihr Italienisch viel genützt?“

„Im Gegentheil,“ sagte Melitta, und ihre dunklen Augen flammten auf; „ich habe so nur manches alberne, lügnerische Wort mit anhören müssen, das mir sonst unverständlich geblieben wäre.“

„Ja, ja, die Italiener lügen viel,“ lachte der Baron.

„Sagen wir lieber, es wird in Italien viel gelogen,“ replicirte Melitta.

„Zum zweiten Mal gefallen,“ murmelte der Baron. „Das Weib ist noch immer schön, wie ein Engel und klug wie die Schlange. Ja, sie ist schöner, als früher. Ihre Augen sind noch größer und leuchtender, ihre Schultern noch runder; ihre Stimme ist noch weicher und wohllautender — und das Alles in majorem Dei Gloriam, das heißt dem hübschen Fant an ihrer Seite zu Liebe! Hm! — Herr Doctor, wollen Sie mir die Ehre erweisen, ein Glas Champagner mit mir zu trinken? Ich dächte, es läge eine Wolke auf ihrer Stirn. Verscheuchen Sie dieselbe. Sie wissen: dulce est desipere in loco.“

„Was für eine verzweifelte Sprache ist denn das nun wieder, Baron?“ rief von Cleten.

„Platt — bramaputraisch — mon cher. Auf Ihr Wohl, Cleten!“

Je mehr sich die Mahlzeit ihrem Ende nahte, und je schneller sich die von den Bedienten stets wieder gefüllten Champagnergläser leerten, desto lärmender und wüster wurde die Unterhaltung, so daß selbst die Stimme des Grafen Grieben, die man bisher wie das Kreischen eines großen Papagei's in einer Menagerie immer durchgehört hatte, übertönt wurde. Der dünne Firniß äußerlicher Cultur, aus welchem die ganze sogenannte Bildung dieser bevorrechtigten Klasse bestand, begann von den Strömen Weines, die unaufhörlich flossen, in einer erschreckenden Weise hervorgespült zu werden, und die nackte, trostlos dürftige Natur kam überall zum Vorschein. Die jungen Herren erzählten den jungen Damen ihre Abenteuer auf der Jagd, bei den Pferderennen, ihre Heldenthaten während ihrer militairischen Dienstzeit, oder gefielen sich in Unterhaltungen, die scherzhaft und galant sein sollten, und die für jedes feinere weibliche Gemüth einfach plump und zweideutig waren. Indessen schienen die jungen Damen leider an diese Sorte Unterhaltung viel zu sehr gewöhnt zu sein, als daß dieselbe irgend einen unangenehmen Eindruck auf sie hätte hervorbringen können. Im Gegentheil, sie ließen sich ein Glas Champagner nach dem andern aufnöthigen, sie wollten sich todtlachen über die reizenden Einfälle der

jungen Herren, besonders des jungen Grafen Grieben, eines sehr langen, sehr dünnen und sehr blonden Jünglings, dessen Erscheinung flüchtig an eine Giraffe erinnerte, und der, wenn er wie diesmal nicht in unmittelbarer Nähe Oldenburg's sich befand, gern den starken Geist spielte und eine gewisse Autorität über seine Kameraden ausübte. Oldenburg selbst schien entweder ein feuriger Verehrer des Gottes Bacchus zu sein, oder ein ganz besonderes Vergnügen darin zu finden, den bacchantischen Taumel um sich her geflissentlich zu vermehren; denn er trank und sprach unaufhörlich und forderte die Andern unausgesetzt zum Trinken auf. Besonders hatte er dabei von Cleten im Auge, der im Anfang der Mahlzeit, durch Hortense's Vorwürfe aufgeschreckt, sehr still und verlegen gewesen war, kaum aber eine Flasche getrunken hatte, als er die schönen Vorsichtsmaßregeln, die ihm seine Geliebte in aller Eile für diesen kritischen Fall gegegeben, vergaß, und ihre abwehrenden Blicke mit desto feurigeren, und ihr geflüstertes: „Aber Arthur, nimm Dich doch zusammen!" mit einem fast hörbaren: „Aber, Kind, was willst Du nur? es achtet kein Mensch auf uns," beantwortete. Ja, der junge Edelmann trieb die Unvorsichtigkeit so weit, bei einer Gelegenheit, unter dem Vorwande ein Tuch aufzuheben, Her-

tenſe's herabhängende Hand zu küſſen, ein andermal ihr Glas mit dem ſeinen zu vertauſchen; mit einem Worte, er benahm ſich ſo, daß, wer das Verhältniß der Beiden noch nicht kannte, es heute Abend kennen lernen, und wer es ahnte, in ſeinem Verdacht beſtätigt werden mußte.

„Ich werde ſogleich nach Tiſche fahren, Oswald," ſagte Melitta zu dieſem, der in der letzten Viertelſtunde ſich faſt nur mit Emilie von Breeſen, ſeiner Nachbarin auf der andern Seite, unterhalten hatte.

„Ich wollte, Du wärſt gar nicht gekommen, oder hätteſt mich zu Hauſe gelaſſen," ſagte der junge Mann bitter.

„Schilt mich nur noch," ſagte Melitta, und ſchmerzlich zuckte es um den reizenden Mund. „Ach, Oswald, ich wollte, ich könnte Dich mitnehmen — für jetzt und für immer."

„Hoffentlich erlaubt es Baron Oldenburg," antwortete Oswald, der bemerkte, wie die grauen Augen des Barons, während er ſich lebhaft mit dem kleinen Fräulein Klauß unterhielt, unausgeſetzt Melitta und ihn ſelbſt beobachteten.

Melitta antwortete nicht, aber die Thräne, die plötzlich an ihren dunklen Wimpern erglänzte und die

sie mit einer schnellen Bewegung ihres feinen Taschentuchs sogleich trocknete, war Antwort genug.

„Verzeih' mir, Melitta," murmelte Oswald, „aber ich bin sehr unglücklich."

„Ich bin es nicht minder, vielleicht noch mehr — und darum gerade möchte ich, daß Du ganz glücklich wärest, wünschte ich, ich könnte Dich ganz glücklich machen."

„Du kannst es durch ein Wort!"

„Was ist es, Oswald?"

„Sage, daß Du mich liebst."

„Oswald, so fragt die Liebe nicht, so fragt die Eifersucht."

„Giebt es eine Liebe ohne Eifersucht?"

„Ja, die echte Liebe, die nichts fürchtet, und Alles glaubt."

„So wäre meine Liebe nicht die echte? Freilich, wie können wir, die wir nicht dem Adel sind, auch Anspruch auf irgend etwas Echtes machen! Unsere Mütter und Schwestern tragen böhmisches Glas statt Diamanten, wir selbst haben keine echte Ehre, keine echte Liebe — das ist ja sonnenklar."

Wenn Oswald, indem er diese wahnsinnigen Worte sprach, in Melitta's Herz hätte sehen können, ja wenn

er nur einen Blick in ihr Geſicht geworfen hätte, er würde vor Scham haben vergehen müſſen. Melitta antwortete nicht; ſie weinte auch nicht, ſie blickte nur ſtarr vor ſich hin, als könne ſie das Ungeheure nicht begreifen, daß die Hand, die zu küſſen ſie ſich niederbeugte, ſie in's Antlitz geſchlagen; daß der Fuß, den mit Narden zu ſalben, ſie niedergekniet war, ſie grauſam zurückgeſtoßen habe... Wie hatte ſie ſich gefreut auf dieſen Abend, wie ſchön hatte ſie es ſich gedacht, mitten im Lärm der Geſellſchaft allein zu ſein mit dem Geliebten, ſeinen Worten zu lauſchen, ſeine Hand verſtohlen zu drücken, und während hübſche Frauen und reizende Mädchen mit ihm coquettirten, in ſeinen Augen zu leſen: Ich liebe doch nur Dich, Melitta! Und über dieſen Abend hinaus hatte eine roſige Zukunft ſich vor ihren Blicken aufgethan — ein Land der Hoffnung — nicht in deutlichen Umriſſen, aber voll Ruhe und Liebe und Sonnenſchein... Aber da hatte ſich ihre Vergangenheit herangewälzt, wie ein grauer giftiger Nebel, und hatte das ſonnige Land der Zukunft immer dichter und dichter verſchleiert... Und jetzt erſchien ihr durch den giftigen Nebel das Antlitz des Geliebten wie von Haß verzerrt, und ſeine Stimme drang ſeltſam fremd zu ihrem Ohr. War das ſein Antlitz? war das ſeine Stimme, die jetzt die Worte

ſprach: „Gnädige Frau, man hebt die Tafel auf, darf ich um Ihren Arm bitten?“

Während ſie in den Reihen der Uebrigen die Treppe hinunterſchritten, ſprach Melitta kein Wort; auch Oswald nicht. Als ſie unten im Saale angekommen waren, verbeugte er ſich tief vor ihr, und als er den Kopf hob, ſchaute er auf einen Augenblick in ihr Antlitz. Er ſah, wie ſchmerzlich es um ihre Lippen zuckte; er ſah, welch' rührende Klage aus ihren großen dunkeln Augen ſprach — aber ſein Herz war verſchloſſen, und er wandte ſich zu einer Gruppe junger Mädchen und Herren, die das abgebrochene übermüthige Tiſchgeſpräch noch eine Weile fortſetzen zu wollen ſchienen. Melitta ſah ihm noch für einen Moment nach, ſah, wie die hübſche Emilie von Breeſen ſich lebhaft zu ihm wandte, wie er ihr mit einem Scherze entgegentrat, ſie lachend etwas erwiderte und ihn mit ihrem Fächer auf den Arm ſchlug. Weiter ſah ſie nichts mehr; als ſie ſich wiederfand, ſaß ſie in der Ecke ihres Wagens. Auf die Bäume und Hecken an der Wegſeite, die an dem Fenſter vorübertanzten, fiel das helle Licht aus den Laternen, aber Melitta ſah Alles nur wie durch einen Nebelflor, denn ihr Herz und ihre Augen waren voll Thränen.

Viertes Kapitel.

Mit Melitta ſchien der gute Genius aus der Geſellſchaft gewichen und allen Dämonen freies Spiel gegeben. Immer lauter kreiſchten die Geigen, immer feuriger wurden die Blicke der Herren, immer frivoler ihre Rede, immer üppiger und leidenſchaftlicher die Bewegungen der Tänzerinnen. Und noch immer floß der Champagner in Strömen. Friſche Lichter waren während des Abendeſſens überall auf den Kronleuchtern der Säle und rings in den Zimmern aufgeſteckt — es ſchien, als ob die Luſt kein Ende nehmen ſolle, nehmen könne. Auch die älteren Herrſchaften hatten ſich wieder an die Spieltiſche begeben; aus einem kleinen Nebenzimmer, in welches fünf oder ſechs Herren ſich zurückgezogen hatten, hörte man das Klingen von Geldſtücken und ein gelegentliches: Faites votre jeu, messieurs!

Oswald hatte ſich vor dem Beginn des zweiten

Tanzes nach Herrn und Frau von Grenwitz umgesehen, denn er hatte nicht bemerkt und erfuhr erst jetzt, daß diese die Gesellschaft schon vor dem Abendessen verlassen hatten, und daß der Wagen wiederkommen würde, ihn abzuholen. Er hatte Melitta, da sie nicht in dem Ballsaal erschienen war, in einem der andern Zimmer vermuthet. Ein Diener, der mit einem Präsentirbrette voll Weingläsern an ihm vorübereilte, antwortete auf seine Frage, ob er Frau von Berkow nicht gesehen habe? „die gnädige Frau ist soeben fortgefahren. Befehlen Limonade oder Champagner?“ Oswald nahm ein Glas Wein und leerte es auf einen Zug. „Fortgefahren — ohne Abschied! Vortrefflich,“ murmelte er, indem er sich in den Ballsaal zurückbegab.

Und immer nächtiger wurde es in seiner Seele. Jetzt zürnte er nicht mit sich, daß er die Geliebte so schnöde gekränkt und sie so gekränkt hatte ziehen lassen, sondern ihr, daß sie fortgegangen war, ohne ihm Gelegenheit zu geben, sie um Verzeihung zu bitten. Ihm war zu Muthe, wie einer Seele zu Muthe sein könnte, die in ihren Sünden zur Hölle gefahren ist, weil sie des Priesters Absolution verschmähte, und die nun gegen sich selbst und gegen den unschuldigen Priester wüthet. Tolle Gedanken wirbelten durch sein überreiztes Gehirn — es wäre ihm eine Wollust

gewesen, wenn einer von diesen jungen Adeligen, durch seinen Uebermuth beleidigt, ihm feindlich entgegen getreten wäre. Ja, er legte es darauf an, er witzelte und spöttelte auf die übermüthigste Weise; aber entweder verstanden die Halbberauschten ihn nicht oder sie hatten noch so viel Verstand behalten, einzusehen, daß ein Duell mit einem Manne, dessen Kugel unfehlbar war, eine Sache sei, die wohl bedacht sein wolle. Er suchte sich zu überreden, daß von den anwesenden Damen mehr als eine vollkommen so schön und liebenswürdig sei wie Melitta — daß es lächerlich sei, sich um die Abwesende zu grämen, da ihm hier mehr wie ein feuriges Auge zu entschädigen versprach ... Warum sollte er sich nicht in Emilie von Breesen verlieben? Warum nicht? Sie war eine Knospe, die zu einer wundervollen Rose aufblühen mußte. Warum sollte er nicht den ersten Blick in dieses schwellende Knospenleben thun? sich nicht zuerst an dem Duft dieser frischen Blume berauschen? Und war sie nicht schlank und geschmeidig wie ein Reh? und war ihr rosiger Mund nicht schon zu einem wollüstigen Kusse halb geöffnet, und blickte sie nicht mit so großen, grauen, halb scheuen, halb kecken, halb neugierigen und halb verständnißklaren Augen zu ihm auf, wie er jetzt über die Lehne ihres Stuhls gebeugt mit ihr schwatzte? ...

„Sie müssen uns ja besuchen, Herr Stein! Ich lade Lisbeth noch dazu, und dann reiten wir zusammen spazieren.“

„Lassen Sie Fräulein von Vieyen nur zu Hause. Ich ziehe die Duetts den Terzetts bei weitem vor.“

„Ist das wahr? Aber meine Cousine ist ein sehr hübsches Mädchen. Finden Sie nicht?“

„Fräulein Lisbeth ist ein reizendes Wesen, das nur den einen Fehler hat, Sie zur Cousine zu haben, und nur den einen Fehler begeht, sich zu häufig neben Sie zu stellen.“

„Warten Sie, das sage ich ihr wieder —“

„Sie würden mich dadurch dem Haß der jungen Dame aussetzen und mir dafür eine Entschädigung schuldig sein.“

„Und liegt diese Entschädigung in meiner Macht?“

„Nein, in Ihren Augen.“

„Sie Spötter, kommen Sie, die Reihe ist an uns.“

Oswald hatte sich in der folgenden Pause zwecklos in den Zimmern umhergetrieben. Als er in den Ballsaal zurückkam, sah er sich vergeblich nach Emilie von Breesen um. Halb und halb sie suchend und auch wieder ohne Plan, von seinen bösen Gedanken gejagt, weiter irrend, gerieth er in eine andere Flucht von Zimmern, die an der den Spielzimmern entgegenge-

jetzten Seite an den Ballsaal stieß und in welchen er bis jetzt noch nicht gewesen war. Nur hier und da brannte noch ein halb verlöschendes Licht auf einem Wandleuchter oder vor einem Spiegel, und zeigte ihm wie in einem bösen Traum ein altes verbräuntes Familienportrait oder sein eigenes bleiches Gesicht. Die Stühle standen wirr durcheinander. Die Fenster waren mit Vorhängen verhüllt. Durch die Spalten schimmerte der Mond, der jetzt aufgegangen war, herein und zeichnete hier und da einen hellen Streifen auf die Teppiche des Fußbodens. Oswald trat, um frische Luft zu schöpfen, an eins dieser Fenster. Als er den dunkelrothen, schweren Vorhang zurückschlug, fuhr eine weiße Gestalt, die in der tiefen Nische des Fensters auf einem niedrigen Rohrsessel gesessen und den Kopf in die Hand gestützt hatte, scheu empor und stieß einen leisen Schrei der Ueberraschung aus. Oswald wollte den Vorhang wieder fallen lassen und sich zurückziehen, als die Gestalt einen Schritt auf ihn zutrat und die Hand nach ihm ausstreckte... Und ein Paar weiche Arme umschlangen ihn und ein knospender Busen wogte stürmisch an seiner Brust; zwei glühende Lippen preßten sich auf seinen Mund, und eine leise Stimme hauchte: „Oswald, o mein Gott, Oswald!"

Ein Knabe, der mit seinem Schwesterchen gespielt

und aus Unachtſamkeit das Kind ſchwer verletzt hat, kann nicht beſtürzter und erſchrockner ſein, wenn er das Blut der Kleinen fließen ſieht, wie es Oswald war, als er die Thränen des Mädchens auf ſeiner Wange fühlte. Sein wahnſinniger Rauſch von Liebe und Eiferſucht war in einem Augenblicke verflogen. Was hatte er gethan? Er hatte die ſchnöde Rolle des liſtigen Finklers geſpielt; er hatte das arme Vögelchen mit Schmeichelworten und Liebesblicken gelockt, bis es zu ihm herangeflattert kam und ſich an ſeinen Buſen ſchmiegte...

„Mein Fräulein," flüſterte er, indem er ſanft den Kopf des Mädchens, das jetzt leiſe an ſeiner Bruſt ſchluchzte, emporzuheben ſuchte, „Emilie, theures Kind, um Gotteswillen, beruhigen Sie ſich! Bedenken Sie, wenn Jemand Sie hier ſähe, oder hörte —".

„Was gehn mich die Andern an, ich liebe Dich," murmelte das Mädchen.

„Mein beſtes Fräulein, ich beſchwöre Sie, kommen Sie zu ſich, machen Sie ſich nicht unglücklich —".

„So lieben Sie mich nicht," ſagte das leidenſchaftliche Mädchen ſich ſchnell emporrichtend, „ſo lieben Sie mich nicht? Gut, ich gehe —"

Sie machte einen Schritt nach dem Vorhang hin aber die Leidenſchaft hatte ihre Kräfte aufgezehrt.

Sie ſchluchzte laut auf, und wäre zu Boden geſtürzt, hätte Oswald ſie nicht in ſeinen Armen aufgefangen. Seine Lage war ſo peinlich wie möglich. In jedem Augenblick fürchtete er, Stimmen in dem Zimmer zu hören, den Vorhang zurückſchlagen zu ſehen — und wiederum, die Aermſte in dieſem Zuſtand halber Ohnmacht zu verlaſſen, zumal da er ihr ſchicklicherweiſe Niemand zu Hülfe ſenden konnte, war ihm unmöglich. Und doch mußte er ſich losreißen, denn er fühlte, wie das für einen Augenblick zurückgedrängte Fieber ſeiner Sinne, je länger dieſe wunderliche Situation währte, wieder heiß und immer heißer durch ſeine Adern zu rieſeln begann . . . zärtliche, liebevolle, leidenſchaftliche Worte miſchten ſich, er wußte ſelbſt nicht wie, in ſeine leiſen Bitten; eine unwiderſtehliche Gewalt drückte ihm den ſchlanken jugendlichen Leib feſter und feſter in die Arme, ließ ſeine Lippen flüchtig die Lippen, die Augen, das Haar des holden Geſchöpfes berühren. . . . Mehr als alle Worte es vermocht hätten, brachten dieſe Zeichen der Liebe das leidenſchaftliche Kind wieder zu ſich.

„So liebſt Du mich doch, Oswald?“ flüſterte ſie, ſich innig an ihn ſchmiegend.

„Ja, ja, Holde, wer könnte ſo grauſam ſein, Dich nicht zu lieben. Aber bei Ihrer Liebe beſchwöre

ich Sie, verlaſſen Sie mich jetzt, ehe es zu ſpät iſt. Ich ſehe Sie im Saale wieder.“

Das Mädchen legte noch einmal ihren Kopf an ſeine Bruſt, als ahnte ihr, daß er da zum erſten und zum letzten Male geruht, und hob noch einmal den Mund zum Kuſſe zu ihm empor, als wüßte ſie, daß ſo ſüße verſtohlene Küſſe ſie nun und nimmer wieder im Leben geben und empfangen würde. . . . Die weiße, ſchlanke Geſtalt war verſchwunden und nur der Mondſchein flimmerte auf dem dunkelrothen Vorhang, der das Fenſter von dem Zimmer trennte. Und jetzt, als Oswald die Hand an den Vorhang legte, ſich, wo möglich auf einem Umwege wieder in den Ballſaal zurückzubegeben, hörte er die Stimme zweier Männer, die ſo eben in das Gemach traten.

Fünftes Kapitel.

„Wer zum Tauſend war denn das," ſagte die eine Stimme — es war die Stimme des Baron Oldenburg — „war das nicht die ſchlanke Emilie?" Wonach hat denn die kleine Menſchenfiſcherin hier im Trüben geangelt? — Aber jetzt, Barnewitz, ſage ich mit Hamlet: Wo führſt Du hin mich? Red', ich geh' nicht weiter. Zweimal habe ich ſchon in dem verdammten Clairobſcur, das in dieſen Räumen herrſcht, meine freiherrlichen Schienbeine mit einem groben Schemelbeine in unangenehme Berührung gebracht. Gott ſei Dank, hier iſt eine Canſenſe: eh bien, mon ami, causons; que me voulez vous?"

„Ich bitte Dich, Oldenburg, ſei für einen Augenblick ernſthaft," ſagte Herr von Barnewitz, und ſeine Stimme klang ſeltſam gepreßt — „mir iſt wahrhaftig nicht lächerlich zu Muthe."

„Ihr ſeid ſeltſame Menſchen! Du und Deines

Gleichen. Ihr glaubt, ein ehrlicher Kerl, könne kein ernsthaftes Wort vorbringen, ohne eine Leichenbittermiene dabei zu machen. Der Humor ist Euch ein unbekannter Luxus. Nun wohl, mein ernsthafter Freund, was hast Du?"

„Höre, Oldenburg —".

„Still! wir sind doch hier unbelauscht? Mir war, als hörte ich eine Ratte hinter den Tapeten?"

„Es war nichts."

„Eh bien, so verkünde mir in möglichst verständlichen Worten Deine Trauermähr."

Die Stimmen der Redenden wurden leiser, aber nicht so sehr, daß Oswald nicht jedes Wort deutlich hörte. Er verwünschte seine Situation, die ihm die Rolle des Lauschers aufzwang; aber er sah keine Möglichkeit zu entrinnen. Da Oldenburg Fräulein von Breesen erkannt hatte, würde er die Ehre dieser jungen Dame preisgegeben haben, wäre er jetzt aus seinem Versteck hervorgekommen. Er versuchte, ob er nicht geräuschlos das Fenster öffnen könne, um mit einem kühnen Sprunge über die Stachelbeerhecke fort, die sich unter demselben hinzog, in den Garten, und von dort durch die offene Thür des Ballsaales in diesen zurückzugelangen, aber er stand von diesem Vorhaben, als zu gewagt ab, und ergab sich, nicht

ohne heimlich ſeinen Unſtern zu verwünſchen, in die halb lächerliche, halb ärgerliche Situation.

„Oldenburg," ſagte Barnewitz, „hat Cleten Dich gebeten, ihn zu meiner Frau zu ſetzen, oder war es blos ein Einfall von Dir?"

„Wie kommſt Du auf dieſe ſeltſame Frage?"

„Gleichviel! beantworte ſie mir nur?"

„Nicht bevor ich weiß, wo dies Alles hinaus ſoll!"

„Ich will eine Antwort und keine Ausflucht," ſagte der wüthende Edelmann.

„Euer Drohen hat keine Schrecken, Caſſius," antwortete Oldenburg mit einem Tone, deſſen königliche Ruhe ſonderbar mit dem heiſern, leidenſchaftlichen Ton der Stimme des Andern contraſtirte. „Ich ſage Dir noch einmal, Barnewitz, entweder Du ſagſt mir, was meine Ausſage in dieſer Sache für eine Bedeutung hat, oder ich verweigere, Dir Rede zu ſtehen."

„Nun wohl, die Sache iſt kurz und bündig die: Cleten liebt Hortenſe!"

„O! und vice versa: liebt Deine Frau auch dieſen liebenswürdigen Jüngling?"

„Der Teufel ſoll ihn holen."

„Ein höchſt chriſtlicher Wunſch, dem ich mich von ganzem Herzen anſchließe. Seit wann ſpielt dies romantiſche Verhältniß?"

„Seit wir von unsrer Reise zurück sind."

„Und welche Beweise hast Du?"

„Tausend!"

„Und was gedenkst Du zu thun?

„Herr Gott des Himmels, Oldenburg, Du fragst, als ob es sich um eine Whistpartie handelte! Umbringen will ich den Schuft, mit der Hetzpeitsche will ich ihn von meinem Hofe jagen, ihn und seine Maitresse."

„Bon! Und willst Du mir einen dieser tausend Beweise nennen?"

„Nun, ich dächte der heutige Abend wäre Beweis genug. Erst läßt sie sich von ihm zu Tische führen, hernach coquettirt sie mit ihm auf eine unverschämte Weise —".

„Halt, wer hat Dir das gesagt?"

„Der junge Grieben."

„Dann sage dem jungen Grieben, daß er sein Spatzengehirn zu etwas Besserem verwenden könnte, als so alberne Geschichten zu erfinden und sie Dir zuzutragen. Ich habe näher gesessen, als er, und bin mindestens kein schlechterer Beobachter, und ich sage Dir, daß Deine Frau und Cloten sich über Tische so anständig benommen haben, wie — man es nur von einem Edelmann und einer Edelfrau erwarten kann. Und dann bedenke doch gefälligst, daß das ganze

Arrangement nur ein Einfall, und, wie ich jetzt sehe, ein schlechter Einfall von mir war."

„Ich kann mich darauf verlassen, Oldenburg?"

„Ich meine gewöhnlich, was ich sage."

„Aber es ist doch wahr!" knirschte von Barnewitz.

„Lieber Freund, ich kann darüber gar nicht urtheilen, und Du würdest mich also ausnehmend verbinden, wenn Du mich aus dem Handel ließest. Willst Du aber meinen freundschaftlichen Rath, so steht er Dir gern zu Diensten."

„Was soll ich thun."

„Deine Hetzpeitsche an der Wand hängen lassen, und auf jede Weise einen Scandal vermeiden, in welchem sich derjenige immer am meisten blamirt, auf dessen Kosten der ganze Spectakel schließlich aufgeführt wird, c'est à dire: der Ehemann. Sodann rathe ich Dir, zu bedenken, daß unsere chronique scandaleuse überreich ist an dergleichen Geschichten, und daß, wenn alle gekrönte Häupter unter uns bei jedem neuen Ende, das ihrem Schmucke angesetzt wird, zur Hetzpeitsche greifen wollten, schließlich keine Seiler und Riemer im Lande mehr aufzutreiben sein würden. Drittens erlaube ich mir, Dir den unmaßgeblichen Rath zu ertheilen: schaffe die Hälfte von Deinen Jagdhunden, und Deine sämmtlichen Maitressen ab.

Laſſe die Haſen ihren Kohl in Ruhe freſſen, und die Bauerbengel ihre Schätze in Frieden küſſen; bekümmere Dich mehr um Hortenſe, die wie alle Frauen, nichts Beſſeres verlangt, als geliebt zu werden, und die eine viel zu kluge Dame iſt, als daß ihr, wenn ſie die Wahl zwiſchen Dir und Cloten hat, Deine Vorzüge nur einen Augenblick verborgen bleiben könnten. Und ſchließlich, laß uns wieder unter Menſchen gehen, denn dieſes philoſophiſche Geſpräch in dieſem myſtiſchen Halbdunkel hat mich außerordentlich angegriffen, und mich verlangt herzinnig nach einem Glaſe Champagner."

„Ha, ha, ha," lachte der halb betrunkene Barnewitz, der, wie es bei beſchränkten Menſchen zu gehen pflegt, aus einem Extrem in das andere verfiel; „Ja, das iſt wahr, Oldenburg, ich bin ein ganz andrer Kerl, als dieſer verdammte Haſenfuß, dieſer Cloten. Und Hortenſe weiß das auch recht gut, ha, ha, ha! S'iſt auch wahr: ich habe in der letzten Zeit ein bischen flott gelebt. Weißt Du, unſre italieniſche Reiſe hat mich eigentlich ſo liederlich gemacht. Die verdammten Weibſen mit ihren ſchwarzen glänzenden Augen — Ja und à propos, glänzende Augen. Was ich Dich immer fragen wollte: iſt es denn jetzt ganz vorbei mit Dir und der Berkow?"

„Mit mir und Frau von Berkow? Welch' tolle Blaſe treibt denn Dein Gehirn nun ſchon wieder? Was ſoll vorbei ſein zwiſchen ihr und mir?"

„Aber Oldenburg, Du wirſt einem alten Fuchs wie mir doch nicht einbilden wollen, daß Du die ſüßen Trauben nur immer fein ſäuberlich aus der Ferne bewundert haſt?"

„Höre, mein Schatz," ſagte Oldenburg nun ſeine Stimme klang ſcharf wie ein zweiſchneidiges Meſſer; „Du weißt, ich verſtehe Scherz, wie Einer; wer es aber wagt, Melitta's Ehre zu begeifern, beim allmächtigen Gott: er ſtirbt von meiner Hand."

„Nun ſieh', wie heftig Du gleich wieder wirſt."

„Ich heftig? Ich bin ſo kühl wie Champagner in Eis. — Ja, was ich ſagen wollte, verſprich mir, Barnewitz, daß Du weder heute noch morgen, überhaupt nicht bevor Du mit mir Rückſprache genommen, etwas in dieſer Angelegenheit thuſt; vor allem Dir gegen Deine Frau nicht das Mindeſte merken läßt; hörſt Du Barnewitz, nicht das Mindeſte!"

„Ja, der gute Rath kommt nun zu ſpät," ſagte Barnewitz; „ich habe ſchon im Vorübergehen ein paar Worte gegen Hortenſe fallen laſſen; ich ſage Dir: ſie wurde bleich wie die Wand. Der verdammte Hallunke!"

„Das war sehr unrecht, und sehr unritterlich, mein Ritter von der traurigen Gestalt," sagte Oldenburg; „alte Weiber schwatzen, Männer handeln; solche Scenen zwischen einem heulenden Weibe und einem polternden Ehemanne finde ich über alle Begriffe plebejisch und gemein, und das Bewußtsein, daß wir im Rechte, der andere im Unrechte ist, sollte uns doppelt mild, zartfühlend und nachsichtig machen. Im Unrechte sein, und es noch dazu eingestehen müssen, ist an sich schon Unglück genug."

„Ach Oldenburg; das ist Alles für mich zu hoch. Und dann, Du kennst die Weiber nicht, wenn Du glaubst, sie nehmen sich dergleichen so sehr zu Gemüth. Zum einen Ohr hinein, zum andern wieder heraus. Komm Oldenburg, und überzeuge Dich, ob Du Hortense ansehen kannst, daß ich ihr vor zehn Minuten gesagt habe, ich würde Cloten die Knochen im Leibe entzweischlagen, wenn die verdammte Geschichte nicht sofort ein Ende nähme."

„Ja, ja, Du bist der wahre Othello! Und ich in meiner gutmüthigen Dummheit versuche diesen brutalen Mohren zu einem civilisirten Europäer zu waschen! Quelle bêtise!"

Als Oswald die Stimme der Redenden nicht mehr vernahm, und die Musik, die aus dem Saale herüber-

tönte, zeigte, daß der Tanz wieder begonnen hatte, kam er aus seinem Versteck hervor. Er vermuthete, daß diese Flucht von Stuben auf einem langen Corridor enden müsse, den er beim Hinaufgehen in den Speisesaal bemerkt hatte. Er hatte sich nicht getäuscht. Schon aus dem nächsten Zimmer führte eine Thür auf den Corridor. Aus demselben gelangte er auf den Hausflur und von dort, ohne irgend Aufsehen zu erregen, in den Empfangssaal und die Gesellschaftszimmer. Hier und da wurde noch gespielt, aber die meisten Herrschaften hatten sich nach dem Ballsaale begeben, wo demnächst der Cotillon getanzt werden sollte. Dahin begab sich denn auch Oswald. Sein Auge suchte und fand alsbald Emilie von Breesen. Er traute seinen Augen kaum, so ganz schien sie ihm verwandelt; aus dem wilden Mädchen von heute Nachmittag war eine Jungfrau geworden. Sie erschien ihm größer und bedeutender; ihr vorher rosiges Antlitz war jetzt bleich, aber ihre Augen leuchteten mit einem ganz ungewöhnlichen Feuer, und für die Scherze ihres Tänzers hatte sie kein Lächeln mehr. Sobald sie Oswalds ansichtig wurde, zuckte ein Freudenblitz über ihr Gesicht. Eifrig wandte sie sich zu ihm, als er in ihre Nähe trat.

„Auf ein Wort, Herr Doctor!“ — und dann im leiſen Ton: „Ich tanze den Cotillon mit Ihnen, ich weiß, Sie ſind nicht engagirt; ich habe den Grafen Grieben ſo zur Verzweiflung gebracht, daß er ſo eben mit ſeinen Eltern fortgefahren iſt. Er vermuthet wahrſcheinlich, das werde großen Eindruck auf mich machen, der Narr! Entſchuldigen Sie Herr von Sylow, ich bin noch zu angegriffen. Tanzen Sie eine Extratour mit meiner Couſine. Sie ſchmachtet nach Ihnen. — Gott ſei Dank, daß er fort iſt! — Oswald, und Du liebſt mich? liebſt mich wirklich? Ich kann es kaum glauben. Mir ſchwindelt der Kopf; ich möchte laut aufjauchzen vor Luſt und Wonne. O, bitte, bitte, ſieh' mich nicht ſo an, ich muß — muß Dir ſonſt um den Hals fallen und Dich küſſen, wie verhin. Biſt Du mir bös, Oswald? Es war wohl recht ſchlecht von mir. Aber ſieh', ich konnte nicht anders. Warum ſprichſt Du nicht Oswald?“

„Weil es ſüß iſt, Ihrem Geplauder zuzuhören.“

„Ich bin wohl ein rechtes Kind, nicht wahr? Aber warum nennen Sie mich nicht Du?“

Glaubſt Du denn, Helde, daß man nur die liebt, die man Du nennt?“

„Nein, aber daß man die Du nennt, die man

liebt. O, ich finde dies Du ſo himmliſch. Gott ſei Dank, der Tanz iſt zu Ende. Komm, wir wollen uns einen guten Platz ſuchen, den dort in der Ecke, am Fenſter."

Die Herren waren eifrig beſchäftigt, nach den vorher von ihren Damen eingeholten Inſtructionen, die Stühle zu arrangiren; ſchon war der Kreis faſt geſchloſſen, als plötzlich durch das Plaudern und Lachen der übermüthigen Jugend, und das Quinquiliren der armen gequälten Muſiker auf ihren ſeit einiger Zeit ſehr widerſpänſtigen Inſtrumenten, und das Klappern der Gläſer und Taſſen auf Präſentirbrettern, und in den Händen der Durſtenden — Stimmen aus dem Nebenzimmer ertönten, die nichts weniger als feſtlich klangen — laute, von Wein und Wuth heiſere Stimmen, — drohende Worte hinüber und herüber — nur ein paar Worte, aber gerade genug, um wenigſtens alle, die ſich auf dieſer Seite des Saales befanden, für einen Moment aus ihrem Freudentaumel aufzuſchrecken. Freilich auch nur für einen Moment, denn ein mit unfeinen Worten geführter Streit war dieſer feinen Geſellſchaft nichts Unerhörtes, und dauerte nicht immer ſo kurze Zeit, wie diesmal. Auch dieſer Vorfall würde wie ſo viele andere ähnliche kein weiteres Aufſehen erregt haben, wenn nicht ein zweiter Vorfall, der ſich in dem Ball-

saale ereignete, dem ersteren eine eigenthümliche, und für die Scharfsinnigeren wenigstens keineswegs räthselhafte Bedeutung gegeben hätte. Kaum waren nämlich die drohenden, heiseren Stimmen nebenan von einer dritten, die eine große Autorität über die trunkenen Lapithen ausüben mußte, zum Schweigen gebracht, als Hortense von Barnewitz, die mit dem jungen Herrn von Süllitz den Cotillon tanzen sollte, den Arm dieses Herrn faßte, der, ihre Bläße bemerkend, schnell einen Stuhl herbeizog, auf welchem sie ohnmächtig niedersank. Die Bestürzung der Gesellschaft war natürlich sehr groß. Trotzdem daß ein Dutzend Riechfläschen sofort zur Hand waren, und mit dem Inhalt derselben die Stirn, die Augen, die Schläfe der schönen Ohnmächtigen reichlich benetzt wurden, dauerte es doch einige Minuten, bis Hortense nur so weit zu sich kam, um mit blassen Lippen den sie umgebenden Damen ihren Dank zuzulächeln, und sie mehr mit Blicken, als mit Worten zu bitten, sie aus dem Ballsaale zu führen, was denn auch alsbald geschah. Die Zurückbleibenden sahen sich einander an, als wenn sie fragen wollten; was hatte denn das zu bedeuten?

„Mit dem Balle ist es nun wohl vorbei?" fragte Adolph von Breesen, der mit seiner jungen Cousine

Lisbeth, welche er anbetete, zum Cotillon engagirt war, kleinlaut Oswald, der neben ihm stand.

„Ich fürchte, ja," antwortete dieser.

„Wir tanzen doch weiter?" fragte eine dritte Stimme.

„Unmöglich," sagte Herr von Langen, „ich habe schon aufspannen lassen."

„Was war denn eigentlich das vorhin für eine Geschichte zwischen Barnewitz und Cleten?" fragte ein Anderer.

„Was wird's sein? Sie haben Beide ein Glas über den Durst getrunken. Das ist Alles," sagte von Langen.

„Es sollte mich sehr freuen, wenn das Alles wäre," sagte von Breesen; „aber ich fürchte, dahinter steckt mehr. Ich höre, daß Cleten über Hals und Kopf davon gefahren ist."

Herr von Barnewitz erschien an Oldenburgs Seite in dem Ballsaal. Das Gesicht des Barons war so ruhig wie immer, aber das des andern Edelmanns war von Aufregung, Zorn und allzureichlich genossenem Weine purpurroth; seine Augen schwammen, und seine Stimme war etwas lallend, als er jetzt den Herrn, die ihm in den Weg kamen, zuredete, den Ball fortzusetzen.

„Aufhören, nach Hause fahren — dummes Zeug — lasse keinen Menschen vom Hofe — Heda! Champagner hierher. — Nach Hause? Warum? meine Frau wird alle Augenblicke ohnmächtig, mit und ohne Grund — da könnte ich gar keine Gesellschaft geben. Musik anfangen!"

Aber trotz dieser gastfreundlichen Worte, deren Wirkung durch das allzusichtlich aufgeregte Wesen des Sprechenden wesentlich beeinträchtigt wurde, und trotz der ersten Töne der Instrumente, die mit einem wahrhaft schauerlichen Accord einsetzten, waren nur sehr Wenige bereit, den unterbrochenen Ball wieder aufzunehmen. Alle Uebrigen fanden plötzlich, daß es schon sehr spät sei, daß man zu lange bei Tisch gesessen habe, daß es unverantwortlich wäre, ein Fest fortzusetzen, an welchem die Wirthin selbst nicht mehr theilnehmen könnte — und was dergleichen Phrasen denn mehr sind, durch die eine Gesellschaft, die einmal aufbrechen will, ihren Rückzug zu motiviren sucht. Schon hörte man einen Wagen nach dem andern vorfahren. Mütter suchten ihre Töchter, diese ihre Shawls und Fächer — überall ein Aufbrechen, Abschiednehmen, hier ein übermüthiger Scherz, dort eine böswillige Bemerkung, hier ein verstohlenes Liebeswort. — Oswald sah nicht viel Anderes, als die Gestalt

des hübschen, leidenschaftlichen Kindes, das ihm in den wenigen Augenblicken so theuer geworden war. — Die Liebe ist etwas so Wunderbares, daß schon das bloße Bewußtsein, diese dämonische Kraft in Anderen entfesselt zu haben, hinreicht in uns eine Empfindung zu erwecken, die, wenn sie nicht Liebe ist, der Liebe wenigstens täuschend ähnlich sieht. Die Liebe ist ein Spiegel, der unser Bild so verklärt zurückstrahlt, daß selbst die Klügsten, selbst die Bescheidensten bei diesem Anblick sich eines Gefühles des Stolzes nicht erwehren können. Die Liebe macht uns zu einem Gott, und wir müßten nicht Menschen, nicht die Brüder des Phaeton und des Ixion sein, wenn es uns nicht Alle gelüstete, dann und wann ein wenig den Gott zu spielen, oder mindestens einmal an der Tafel der Götter zu speisen. Welcher Nektar aber kann so süß sein, wie die Küsse von den thaufrischen Lippen eines so holden jungen Geschöpfes? wie die Blicke aus den Augen eines Mädchens, dessen Busen sich zum ersten Male in Liebessehnsucht hebt? wie ihre verwirrte und doch so verständliche Rede, dem Gezwitscher eines jungen Vögleins vergleichbar, das aus voller Brust heraussingen möchte, und doch die rechten Töne noch nicht finden kann? . . .

Und Oswald hatte noch vor wenigen Minuten

ſolche Lippen geküßt, und Oswald ſah ſo junge, ſtrahlende Augen voller Seligkeit zu ihm aufgeſchlagen, und Oswald vernahm ſo leiſe, liebedurchglühte Worte. Was Wunder, daß er in dieſen wenigen Momenten, die ihm mit dem ſüßen Kinde noch beiſammen zu ſein vergönnt waren, Liebe für Liebe gab, daß er dem letzten Augenblicke, der ſie trennen würde, mit kaum geringerer Angſt entgegenſah, wie das Mädchen ſelbſt, welches bei der Ankündigung, der Wagen ſei vorgefahren, faſt in Thränen ausbrach. Emilie hatte den Augenblick, wo Oswald ſie nach dem Tanze zu ihrer Tante zurückführte, wahrgenommen, ihn dieſer Dame, die bei ihr Mutterſtelle vertrat, vorzuſtellen. Ein paar gewandte, witzige Worte hatten ihn ſchnell bei der Matrone, die mit dem beſten Herzen von der Welt gern auf Koſten Anderer lachte, in Gunſt geſetzt. Auch ſie lud Oswald ein, doch ja recht bald einmal nach Candelin (dem Gute von Emilien's Vater, der Vater litt für den Augenblick an der Gicht und hatte deshalb zu Hauſe bleiben müſſen —) herüber zu kommen.

„Ja, und dann wollen wir etwas nach der Scheibe ſchießen," ſagte Adolf von Breeſen, der herantrat, um den Damen anzukündigen, daß der Wagen da ſei. „Ich lade noch ein paar Herren dazu, damit Sie ſich nicht allzuſehr bei uns langweilen."

„Ich besitze das Talent, mich zu langweilen, nur in einem sehr bescheidenen Maße, und überdies glaube ich, daß die Gegenwart dieser Damen und Ihre eigne, Herr von Breesen, ein besseres Präservativ gegen diese Krankheit ist, als eine Gesellschaft von hundert Personen," sagte Oswald mit höflicher Verbeugung.

„Siehst Du, Adolf," rief die lebhafte alte Dame, „Herr Stein sagt dasselbe, was ich Dir schon tausend mal gesagt habe: nur langweilige Menschen langweilen sich; zum Beispiel Du und Deine Schwester, die ihr jeden Tag hundertmal vor langer Weile sterben wollt."

„Ich langweile mich nie, Tante," rief Fräulein Emilie eifrig.

„Kind, Du beginnst irre zu reden, es ist die höchste Zeit, daß wir nach Hause kommen. Also au revoir, Monsieur."

„Ich bitte um die Gnade, Sie bis zum Wagen begleiten zu dürfen," sagte Oswald, der alten Dame den Arm bietend.

„Vous êtes bien aimable, monsieur," erwiederte sie, den dargebotenen Arm annehmend. „Sind Sie überzeugt, Herr Stein, daß Sie nicht von Adel sind?"

„Wie von meinem Dasein, gnädige Frau. Weshalb?"

„Hm; Sie haben in Ihrem ganzen Wesen etwas

Chevalereskes, das man heut zu Tage nur zu selten und nur bei unsern jungen Leuten aus den besten Familien findet. Adolf kann in dieser Hinsicht noch sehr viel lernen. Hörst Du, Adolf?"

„Ich höre stets auf das, was Sie sagen, liebe Tante," antwortete der junge Mann, der mit seiner Schwester folgte, „auch wenn ich, was Sie sagen, schon ein oder das andre Mal von Ihnen gehört haben sollte. Emilie, Kind, wo hast Du denn die Augen, Du wärst um ein Haar unter das Rad gekommen!"

Die Damen waren eingestiegen, Adolf von Breesen gab dem Kutscher auf dem Bocke noch eine Instruction über den einzuschlagenden Weg. Oswald stand an der geöffneten Thür, die Tante hatte sich schon bequem in ihrer dunkeln Ecke zurecht gesetzt, Emilie hatte sich etwas nach vorn gebeugt. Das Licht von den Laternen auf dem Bocke und vor der Hausthür fiel auf ihr Gesicht. Ihre Blicke hingen unverwandt an Oswald; aber sie sah ihn wol kaum, denn ihre großen Augen waren von Thränen verschleiert; sie wagte nicht zu sprechen, aber ihr leise zuckender Mund war beredt genug. Ihr Bruder sprang in den Wagen und zog die Thür hinter sich zu. „Fort!" die Pferde zogen an. Eine kleine Hand in weißem Handschuh winkte aus dem Fenster. Das war das letzte Liebes-

zeichen. Im nächsten Augenblick ſtand ein andrer Wagen auf demſelben Platze.

Oswald kehrte in das Haus zurück. Die Geſellſchaft war ſchon ſehr zuſammengeſchmolzen; unter den Wenigen, die noch da waren und, in Mäntel und Shawls gehüllt, auf ihre Equipagen warteten, war Niemand von denen, welche Oswald im Laufe des Tages genauer kennen gelernt hatte. Herr von Langen war der Erſte geweſen, der aufgebrochen war, nachdem er ſeinen neuen Freund auf das dringendſte wiederholt zu einem Beſuche aufgefordert hatte. Oswald hatte ſich draußen erkundigt, ob der Wagen von Grenwitz wieder da ſei, aber eine verneinende Antwort erhalten. Je mehr die Geſellſchaft ſich lichtete, deſto unangenehmer wurde ihm dies ganz unbegreifliche Ausbleiben. Er ſah ſchon im Geiſte, wie er der letzte von Allen ſein würde, und hatte ſchon beſchloſſen, lieber vorher zu Fuß aufzubrechen, als ſchließlich auf die Gaſtfreundſchaft des Herrn von Barnewitz angewieſen zu ſein. Da kam der Baron Oldenburg aus einem der Nebenzimmer und ſchien Jemand mit den Augen zu ſuchen. Sobald er Oswald bemerkte, lenkte er ſeine Schritte auf dieſen zu.

„Wie iſt es, Herr Doctor," ſagte er, „ich dächte, es wäre Zeit nun abzufahren."

„Ich wäre schon auf und davon," antwortete Oswald, nur fehlt es mir vorläufig noch an Roß und Wagen; ich vermuthe, daß des Barons Kutscher und Pferde, die mich abholen sollen, unterwegs eingeschlafen sind."

„Ich mache mir ein besonderes Vergnügen daraus, Ihnen einen Platz in meinem Wagen anzubieten," sagte der Baron. „Der kleine Umweg, den ich machen muß, um Sie vor dem Thore in Grenwitz abzusetzen, wird mir durch das Vergnügen Ihrer Gesellschaft doppelt und dreifach entschädigt."

„Ich nehme Ihr freundliches Anerbieten mit Dank an."

„Eh bien partons!"

Auf dem Flure trafen sie Herrn von Barnewitz, der augenscheinlich seinen Pflichten als Wirth nur noch mit der größten Mühe nachkam. Seine Augen waren blutunterlaufen, seine Stimme war auf eine unangenehme Weise rauh und heiser. Er schwatzte allerlei tolles Zeug durcheinander, während er den einzelnen Gästen, die er bis an den Wagen begleitete, eine höfliche Phrase mit auf den Weg zu geben bemüht war. „Wollen schon fort — na, bleiben Sie gut nach Hause — Johann! Deinen Wagen für Frau von Peggendorf — gnädige Frau müssen noch einen

Augenblick anſpannen laſſen. Empfehlen mich Ihrem Herrn Gemahl! Ah! Peggendorf, alter Junge, hatte Dich gar nicht geſehen, laß Deine Frau in Teufels Namen allein fahren, wollen Glas Champagner — Oldenburg, Doctor, auch ſchon fort? — Unſinn! freue mich Ihre Bekanntſchaft zu machen — ſchießen wie der Teufel — iſt recht, daß Sie den Oleten blamirt haben — iſt ganz recht; biſt ein fameſer Kerl, Doctor, (zärtliche Umarmung), biſt mein Herzensfreund, (Schluchzen), mein beſter Freund, (neue Umarmung), hätteſt ihn todt ſchießen ſollen, den Hallunken."

„Komm, Barnewitz, ich habe Dir etwas mitzutheilen," ſagte der Baron, Herrn von Barnewitz ziemlich derb auf die Schulter ſchlagend und ihn ein paar Schritte von dem Wagen fortführend. „Entſchuldigen Sie auf eine Minute, Herr Doctor; Karl! Platz machen, daß die andern Wagen vorfahren können."

Die Beiden gingen eine Weile im Geſpräch auf und ab, bald in dem Dunkel des Hofes faſt verſchwindend, bald in den lichten Kreis, der das Haus umgab, tretend. Oswald konnte ſich wol denken, wovon zwiſchen den Beiden die Rede war. Ein paar Mal erhob Herr von Barnewitz ſeine Stimme, aber er ſenkte ſie auch alsbald wieder vor einem „St!" oder „biſt Du nicht geſcheut?" Oldenburg's, wie eine

wilde Beſtie in der Menagerie aufbrüllt und ſofort ſchweigt, wenn der Blick oder die Peitſche des Herrn ſie trifft. „Dieſer Mann übt eine magiſche Gewalt über die Andern aus," ſagte Oswald bei ſich, während er die lange Geſtalt des Barons neben dem um einen Kopf kleineren Barnewitz, wie das perſonificirte böſe Gewiſſen neben einem armen Sünder, hin- und herſchreiten ſah — „ich ſelbſt verſpüre ſchon ſeine Einwirkung. Es iſt ein Dämon in dem Manne, ein Dämon, den man entweder lieben oder haſſen, oder vielmehr lieben und haſſen muß, denn ich möchte dieſen Menſchen gern haſſen und kann es nicht. Und was hat er Dir denn ſchließlich auch gethan? Wenn er Melitta noch immer liebt, wie ich glaube, ſo bin ich für ihn ein ſchlimmerer Feind, als er für mich. Aber warum hat mir Melitta nicht geſagt, wie ihr Verhältniß mit dem langen Geſpenſt dort war und iſt? ich hätte ſie heute nicht gekränkt. Arme Melitta! wie ſie mich anſah — und was würde ſie ſagen, wenn ſie die Scene in der Fenſterniſche geſehen hätte? ... Das ſüße, herzige Mädchen! — und auch ihre Augen waren voll Thränen, als ſie im Wagen ſaß und mich ſo unverwandt anblickte. O! wer könnte ſo grauſam ſein, die Liebe dieſes holden Geſchöpfes zurückzuweiſen? Und dennoch:

„All dieses Reigen von Herzen zu Herzen —
Ach, wie so eigen schaffet es Schmerzen."

Heiliger Goethe, bitt' für mich! Du hast ja auch die Lilie nicht verschmäht, weil die Rose so schön ist, und deshalb umgiebt nun ein Kranz von Rosen und Lilien Dein ambrosisches Haupt. Du hättest die kleine Emily an Dein großes Herz genommen und hättest ihr sanft die üppigen Haare aus der Stirn gestreichelt und hättest sie zärtlich auf die zärtlichen Augen geküßt. O, ihr ewigen Sterne, wie reizend das Kind in dem Augenblicke war! Denn, Alles in Allem, ist es doch nur ein Kind, und morgen wird sie in ihrem Daunenbettchen erwachen und glauben, daß sie die Scene in dem Erker geträumt hat."

So suchte Oswald sein Gewissen zu beschwichtigen — für den Augenblick gelang es ihm auch.

„Darf ich jetzt bitten einzusteigen, Herr Doctor?" rief der Baron, der mit Herrn von Barnewitz heran trat. „Es bleibt also dabei, Barnewitz?"

„Verlaß Dich darauf!" sagte dieser, dem die Unterredung mit seinem Mentor und die kühle Nachtluft sehr wohl gethan zu haben schienen. „Verlaß Dich d'rauf. Ich gebe Dir mein Ehrenwort, daß ich —"

„St! sitzen Sie bequem, Herr Doctor? Adieu, Barnewitz! fort, Karl!"

Sechstes Kapitel.

Die Pferde zogen im Galopp an, der leichte Holsteiner-Wagen rasselte über den etwas holprigen Damm des Hofes. Im Nu lag das Schloß mit seinen noch immer lichterhellten Fenstern, die dunklen Scheunen und Ställe, die kleinen Häuslerwohnungen hinter ihnen, und sie befanden sich draußen zwischen den nickenden Kornfeldern und den nebelverhüllten Wiesen. Die kurze Sommernacht ging zu Ende. Im Osten verkündete ein hellerer Streifen den neuen Tag; die Dämmerung breitete über Alles gleichmäßig ihren grauen Schleier. Gerade vor ihnen nach Norden wetterleuchtete es von Zeit zu Zeit aus den trüben, dichten Dunstmassen. Alles war noch still auf den weiten Feldern, selbst die Lerche, die Tagverkünderin, säumte noch. Oswald hatte sich in seine Ecke zurückgelehnt, und sah träumend in die Dämmerung hinaus, nur manchmal, wenn der Dampf von des Barons

Cigarre an ihm vorbeifuhr, wandte sich sein Blick auf diesen, der den Hut etwas in den Nacken gesetzt, den Kragen seines Rockes in die Höhe geschlagen, die langen Beine von sich streckend, in Nachdenken versunken schien. So mochten sie wol eine Viertelstunde lang schweigend neben einander gesessen haben, als der Baron plötzlich sagte:

„Sie rauchen ja nicht?"

„Nein."

„Darf ich Ihnen eine Cigarre anbieten?"

„Ich danke: ich bin kein Raucher!"

„Das ist wunderbar."

„Weshalb?"

„Weil ich nicht begreifen kann, wie es ein Mensch im neunzehnten Jahrhundert aushalten kann, ohne Tabak oder Opium zu rauchen, Haschisch zu kauen oder sonst auf irgend eine Weise das katzenjämmerliche Gefühl seiner elenden Existenz in etwas abzuschwächen. Und gerade von Ihnen begreife ich es am wenigsten."

„Warum gerade von mir?

„Weil, wenn mich nicht Alles täuscht, Sie vor Sehnsucht nach der blauen Blume tödtlich erkrankt sind, und in dieser unbefriedigten Sehnsucht auch eines schönen Tages sterben werden. Sie erinnern sich doch der blauen Blume in Novalis' Erzählung?

der Blume, nach der Heinrich von Ofterdingen's armes Herz verschmachtete? Die blaue Blume! Wissen Sie, was das ist? Das ist die Blume, die noch keines Sterblichen Auge erschaute, und deren Duft doch die ganze Welt erfüllt. Nicht alle Creatur ist fein genug organisirt, diesen Duft zu empfinden; aber die Nachtigall ist von ihm berauscht, wenn sie beim Mondenschein oder in der Dämmerung des Morgens singt und klagt und schluchzt, und all die närrischen Menschen waren es und sind es, die früher und jetzt in Prosa und Versen dem Himmel ihr Weh und Ach klagten und klagen, und noch Millionen dazu, denen kein Gott gab, zu sagen, was sie leiden, und die in ihrer stummen Qual zum Himmel blicken, der kein Erbarmen mit ihnen hat. Ach, und aus dieser Krankheit ist keine Rettung — keine, als der Tod. Wer nur einmal den Duft der blauen Blume eingesogen, für den kommt keine ruhige Stunde mehr in diesem Leben. Als wäre er ein verruchter Mörder, als hätte er den Herrn von seiner Schwelle gestoßen, so treibt es ihn weiter und immer weiter, wie sehr ihn auch seine wunden Füße schmerzen und es ihn verlangt, das müde Haupt endlich einmal zur Ruhe zu legen. Wol bittet er, von Durst gequält, in dieser oder jener Hütte um einen Labetrunk, aber er giebt den leeren

Krug ohne Dank zurück; denn es ſchwamm eine Fliege in dem Waſſer, oder das Gefäß, und wäre es von Asbeſt, war nicht reinlich, und ſo oder ſo — Erquickung hatte er ſich nicht getrunken. Erquickung! Wo iſt das Auge, in das wir einmal geſchaut haben, um nie wieder in ein anderes, glänzenderes, feurigeres ſchauen zu wollen; wo iſt der Buſen, an dem wir einmal ruhten, um nie wieder das Pochen eines anderen, wärmeren, liebedurchglühteren Herzen hören zu wollen? wo? ich frage Sie wo?"

Der Baron ſchwieg: Oswald fühlte ſich auf die ſeltſamſte Weiſe bewegt. Was der ſonderbare Mann an ſeiner Seite in einem faſt elegiſchen Tone, der auffallend mit ſeiner ſonſtigen herben, rauhen Sprachweiſe conſtrairte, wie träumend, wie mit ſich ſelbſt redend, ſprach, das waren ſo ganz ſeine eigenen Gedanken, die er oft und oft, als Knabe ſchon, und immer wieder im Leben gehabt, daß ihm faſt ein Grauen ankam vor dieſer geiſtigen Doppelgängerei. Er fand keine Antwort auf eine Frage, die er ſelbſt aufgeworfen zu haben ſchien.

„Es hat mir immer viel zu denken gegeben", hub der Baron wieder an, „daß der Menſch ſich ſelbſt, ſeine Exiſtenz erſt mehr oder weniger vergeſſen muß, bevor er in den Zuſtand kommt, den wir in Ermangelung

andern Wortes mit glücklich bezeichnen, und daß wir ihn um so glücklicher nennen müssen, je tiefer diese Vergessenheit ist. The best of life is but intoxication, sagt Lord Byron; ja wohl! die Liebe, die Romeo- und Julieliebe, für die man in den Tod geht, wie zu einem heitern Fest, ist auch nur ein Rausch! Schlafen ist besser, als wachen, sagt die Weisheit der Inder; das Beste von allen aber ist der Tod."

„Und doch tödten sich im Verhältniß so wenig Menschen" — warf Oswald ein.

„Ja, das ist merkwürdig genug," sagte der Baron, „besonders heut' zu Tage, wo die Meisten sich selbst vor den Hamlet-Träumen, die uns in jenem ewigen Schlafe kommen möchten, nicht mehr fürchten."

„Sollte dies nicht ein Beweis dafür sein, daß es mit dem vielgeklagten Unglück dieser Leute so sehr arg nicht sein kann?"

„Vielleicht, vielleicht beweist es aber auch nur, wie schwer es dem Menschen wird, die letzte Hoffnung schwinden zu lassen. Warum schleppt sich der verirrte Wandrer mechanisch weiter durch den tiefen Schnee, warum späht der arme Schiffbrüchige auf Salas y Gomez ein halbes Jahrhundert über die öde Wasserwüste nach dem rettenden Segel? warum zerschellt sich der auf Lebenszeit Eingekerkerte nicht den Kopf

an der Wand ſeines Kerkers? warum erhängt ſich der arme Schelm, der morgen früh hingerichtet werden ſoll, nicht heute Nacht ſchon in ſeinen Ketten — weil ihr Unglück ſo groß nicht iſt? Pah, glauben Sie doch das nicht — einzig und allein, weil noch immer ein ſchwacher Schimmer von Hoffnung, von Rettung durch die Hölle ihrer Leiden dämmert, wie dort der blaſſe Streifen im Oſten. Wenn auch dieſer matte Schimmer einmal verlöſchte, dann, ja dann muß die alte Mutter Nacht ihr armes, verirrtes Kind wieder nehmen, die milde, gute, liebevolle Todesnacht."

Nach einer kurzen Pauſe, während welcher der Baron mächtige Dampfwolken aus ſeiner Cigarre geblaſen hatte, fuhr er in etwas ruhigerem Tone fort:

„Ich bin ein paar Jahre älter, als Sie, und das Geſchick verſtattete mir, in kürzerer Zeit ein größeres Stück vom Leben zu ſehen, als es ſonſt wohl den Menſchen gegeben iſt. Ich habe das, wovon der graue Freund dem jungen Wolfgang in Leipzig eine möglichſt große Portion wünſchte: Erfahrung. Ich könnte, müßte wenigſtens mittlerweile erfahren haben, daß für mich und Meinesgleichen keine Hoffnung mehr im Leben iſt, und dennoch, trotzdem das ich ſage: ich habe keine Hoffnung mehr, hoffe ich im Stillen doch noch immer auf ein mögliches Glück, wie

der Schwindsüchtige auf Genesung. Nehmen Sie zum Beispiel eine Gesellschaft, wie die, aus der wir eben kommen. Ich weiß, wie hohl die Freuden dieser Menschen sind, ich weiß wie kummervolle Gesichter, welch' erbärmliche Armensündermienen sich hinter den lachenden Gesellschaftsmasken verstecken — ich weiß, daß dieses hübsche Mädchen in zehn Jahren eine unglückliche Frau, oder eine Xantippe ist, daß dieser prächtige Junge, der den Kopf so hoch trägt und aussieht, als ob er sämmtliche zwölf Arbeiten des Herkules an einem Tage verrichten könne, ein plumper Landjunker sein wird, der gegen die Bauern das jus primae noctis geltend macht und nebenbei seine Frau womöglich prügelt — das weiß ich, und weiß noch mehr, und habe es tausend- und aber tausendmal im Leben gesehen, und doch bin ich noch so wenig blasirt, daß diese trügerische Fata Morgana eine zauberische Wirkung auf mich hat, bin so wenig ernüchtert, daß jede hübsche Mädchenblume die Hoffnung in mir erweckt, ich könnte wirklich einmal im Leben lieben oder geliebt werden, daß jede jugendlich schöne männliche Erscheinung mich wieder an Freundschaft glauben macht. Hätten Sie mir solchen Unsinn zugetraut?"

„Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie so denken, so fühlen könnten."

„Und darin hatten Sie vollkommen Recht", sagte der Baron; „ich denke und fühle so auch nur, wenn ich, wie jetzt, complet betrunken bin. — Was war das?"

Ein greller Schrei tönte aus geringer Entfernung durch den stillen Morgen zu ihnen herüber, — und noch einmal, schriller, verzweifelnder, wie wenn ein Weib — denn es war eines Weibes Stimme — das Messer in des Mörders Hand blinken sieht. Vor ihnen in geringer Entfernung lag ein Stück Waldland; der Weg führte daran herum, das Geschrei mußte von der andern Seite kommen, die jetzt noch durch ein paar einzeln stehende Eichen und durch dichtes Unterholz verdeckt war.

„Zu, Karl! zu!" schrie der Baron.

Der Kutscher hieb kräftig in die Pferde. Die edlen Thiere, wie voll Entsetzen über eine so unwürdige Behandlung, stürmten mit einer Schnelligkeit dahin, die den Insassen des Wagens leicht hätte gefährlich werden können. Im Nu war die Waldecke erreicht. Sobald sie einen Blick auf die andere Seite werfen konnten, bot sich ihnen das seltsamste Schauspiel dar. — Ein seltsam gekleidetes, braunes Weib, um deren bläulich schwarze Haare ein Stück rothes Zeug turbanartig gewunden war, lief kreischend her hinter drei Reitern, die ihre Rosse zur größten Eile spornend, im

nächsten Augenblicke schon in einer neuen Biegung des Weges hinter den Bäumen verschwunden waren. Als der Wagen des Barons heranDonnerte, sprang das Weib auf die Seite, und rief mit gellender Stimme, die Hände flehend erhebend: „Mein Kind — mein Kind! sie haben mir mein Kind geraubt!“

Nur mit Mühe konnte der Kutscher die Pferde zum Stehen bringen. Oswald, der in dem Weibe sofort die braune Gräfin erkannt hatte, war vom Wagen herabgesprungen.

„Rette mein Kind, Herr! rette mein Kind!“ schrie die Zigeunerin, sich vor ihm niederwerfend und seine Knie umklammernd.

Der Baron lachte.

„Eine ungeheuer romantische Situation, Herr Doctor!“ rief er vom Wagen herab. „Morgendämmerung, Wälderrauschen, Zigeuner, des Königs Hochstraße, — wahrhaftig: reiner Eichendorf! Unterdessen daß Sie die schöne Beraubte trösten, will ich den Räubern nachsetzen, die übrigens nur Schafe in Wolfskleidern, das heißt ein paar unsrer hohlköpfigen Junker sein werden, die das Ganze für einen genialen Spaß halten.“

„Der auf dem Schimmel war der junge Herr von Radelitz,“ sagte der Kutscher, der die wilden Pferde kaum halten konnte, über die Schulter gewandt.

„Zu!“ rief der Baron, „wir wollen die Junker Mores lehren!“

Der Wagen donnerte weiter.

Die Zigeunerin hatte sich wieder erhoben. Sie sah dem Wagen nach, der in rasender Schnelligkeit auf dem höckrigen Waldweg dahinfuhr und jetzt hinter der vorspringenden Ecke verschwand. Ein seltsames Lächeln flog über ihr Gesicht, während sie, in athemloser Aufmerksamkeit lauschend, dastand. Dann, als ihr scharfes Ohr das Rollen des Wagens nicht mehr vernahm, kreuzte sie die nackten Arme über der vollen Brust, deren unruhiges Wogen einzig von dem Sturm, der eben noch ihren ganzen Organismus erschüttert hatte, zeugte, und starrte, in tiefes Nachdenken versunken, düster vor sich nieder. Plötzlich hob sie den Kopf und sagte, die großen glänzenden Augen auf Oswald heftend:

„Kennst Du den schwarzen Mann, der mir die Czika wiederbringt?“

„Ja, Isabel.“

„Ist er Dein Freund?“

„Nein.“

„Aber er wird es einst sein?“

„Vielleicht.“

„Ist er gut?“

„Ich halte ihn dafür.“

„Gedenkst Du noch des Nachmittags am Sumpfesrand, Herr?“

„Ja Isabell.“

„Kannst Du die Stelle wiederfinden?“

„Ich glaube ja; — weshalb?“

„Willst Du, wenn wiederum der volle Mond, wie heute Nacht, am Himmel steht, den schwarzen Mann an diese Stelle führen? O, sage: ja! bei Deiner Liebe zu der schönen, guten Frau, bei den Gebeinen Deiner Mutter beschwöre ich Dich, sage: ja!“

Die Zigeunerin hatte sich abermals vor Oswald auf die Knie geworfen, und blickte, die Hände über den Busen kreuzend, flehend zu ihm empor.

„Steh auf, Isabel;“ sagte der junge Mann; „ich will Deinen Wunsch erfüllen, wenn ich kann.“

Die Zigeunerin ergriff seine Hände, die er nach ihr ausstreckte, sie vom Boden zu heben, und küßte sie mit leidenschaftlicher Dankbarkeit. Dann sprang sie empor, eilte über die Breite des Weges dem Walde zu, und war im nächsten Augenblicke schon in dem dichten Gestrüpp, durch das sie mit der Kraft und Schnelligkeit des Hirsches brach, verschwunden.

Ehe sich Oswald von dem sprachlosen Erstaunen,

in welches ihn das räthſelhafte Betragen der braunen Gräfin verſetzt hatte, erholen konnte, vernahm er ſchon das Rollen des Wagens, der in derſelben Eile, mit der er ſich vorher entfernt hatte, zurückkam. Aber, bevor das Fuhrwerk die verſpringende Waldecke, hinter der es verſchwunden war, erreicht hatte, hielt es plötzlich, und um die Büſche herum kam der Baron, im bloßen Kopf, die kleine Czika auf dem Arm tragend.

„Wir haben gejagt, wir haben gefangen;“ rief er ſchon von weitem. „Die feigen Wölfe ließen, ſobald ſie ſahen, daß ſie verfolgt wurden, die ſchöne Beute fahren, und machten, daß ſie davon kamen. — So, Du kleiner Ganymed, nun ſieh' zu, ob Dich Deine Füße wieder tragen. —“

Der Baron ließ das Kind aus ſeinen Armen auf den Boden gleiten. „Aber, wo iſt denn die Mutter geblieben, oder wer ſonſt das braune Weib war?“ fragte er, erſtaunt, Oswald allein zu finden.

Oswald theilte ihm in kurzen Worten mit, was ſich während ſeiner Abweſenheit zugetragen hatte.

„Nun, das iſt nicht übel;“ ſagte der Baron; „die Sache wird immer romantiſcher. Vollmond, Sumpfesrand, ein ſchlaues ägyptiſches Weib und zwei gute deutſche Jungen, die ſich nasführen laſſen! — Was ſollen wir denn mit der Czika, wie Sie die kleine

Prinzessin nennen — denn ich wette, es ist ein gestohlenes Königskind — unterdessen anfangen?"

„Wenn wir sie nicht auf der offenen Landstraße zurücklassen wollen, werden wir uns wohl entschließen müssen, sie mit uns zu nehmen."

„Aber das Kind wird nicht mit uns gehen wollen. Höre, kleine Czika, willst Du mit mir gehen?"

„Ja, Herr," sagte das Kind, das bis jetzt, ohne eine Spur von Besorgniß, Furcht oder Angst zu verrathen, ruhig dagestanden hatte.

„Hm!" sagte der Baron, „da komme ich ja zu einem Adoptivkinde, ich weiß nicht wie."

Er war mit einem Male sehr ernst geworden. Er streichelte der Czika die blauschwarzen seidenen Locken von der feinen Stirn, und betrachtete sie lange unverwandt.

„Wie schön das Kind ist!" murmelte er; „wie wunderschön! Und wie groß es geworden ist! — Komm mit mir, kleine Czika, Du sollst es gut, sehr gut bei mir haben; ich will Dich mehr lieben als Deine Mutter, die Dich so schnöde verlassen, Dich je geliebt hat."

„Mutter verläßt die Czika nicht;" sagte das Kind, ruhig zum Baron emporblickend; „Mutter ist, wo die Czika ist; Mutter ist überall."

Sich von den Männern abwendend, legte es die Händchen an den Mund; und in den ſtillen Wald hinein gellte ein Schrei, dem Ruf des jungen, hungrigen Falken täuſchend ähnlich.

Das Kind neigte den Kopf und lauſchte; der Baron und Oswald hielten unwillkürlich den Athem an.

Da ertönte aus dem Walde, aber offenbar ſchon aus größerer Entfernung, die Antwort: Der helle, wilde Schrei des alten Falken, wenn er aus ſeiner luftigen Höhe, tief unter ſich, die ſichere Beute erſpäht hat.

„Siehſt Du, Herr," ſagte das Kind; „Mutter verläßt die Czika nicht; wenn Du die Czika mit Dir nehmen willſt, die Czika will mit Dir gehen."

„Nun denn, ſo komm, Du junge Falkenbrut!" ſagte der Baron das Kind bei der Hand ergreifend. „Kommen Sie, Doctor! Ich glaube, daß Karl den Riemen, der vorhin riß, wohl wieder zuſammengeflickt haben wird. Da kommt er ſchon. Alles in Ordnung, Karl?"

„Ja, Herr."

Die Herren ſtiegen ein, und nahmen das Kind zwiſchen ſich.

„Fort!" rief der Baron; „ſcharfen Trab!"

Bald kamen ſie aus dem Walde auf die weite

Haide, die sich zwischen Faschwitz und Grenwitz hinzieht, dieselbe Haide, auf der Oswald die alte Frau aus dem Dorfe getroffen hatte. — Es war noch eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang. Am östlichen Himmel legte sich ein Purpurstreifen über den andern. Die Luft wehte vom Meere her kühl über das feuchte Moor.

Die kleine Czika hatte sich dicht an den Baron geschmiegt, und war fest eingeschlafen.

„Wie leicht das Kind gekleidet ist," sagte dieser; „es wird sich erkälten in der scharfen Morgenluft."

Er richtete sich in die Höhe, zog seinen Ueberrock aus; hüllte die Kleine hinein, nahm sie auf den Schooß, und legte ihren Kopf an seine Brust.

„So, so!" sagte er gütig, „so, so! und dann zu Oswald, der in Nachdenken über den räthselhaften Charakter des Mannes an seiner Seite versunken, schweigend dagesessen hatte: „Ich komme Ihnen ein ganz klein wenig toll vor; nicht wahr, Doctor?"

„Nein," sagte dieser, den Kopf emporhebend; „nicht im mindesten."

„Das kommt, weil Sie an derselben Krankheit laboriren. Was Andere vor Erstaunen sprachlos macht, erscheint uns ganz natürlich; und was die guten Leute und schlechten Musikanten für ganz selbstver-

ſtändlich halten, kommt uns oft geradezu fabelhaft vor. Ihnen wird es z. B. nicht unglaublich erſcheinen, wenn ich Ihnen ſage, daß mir dieſes Kind hier nun ſchon zum dritten Male im Leben begegnet, und daß ich ſo abergläubiſch bin, in dieſer dreimaligen Begegnung viel mehr zu ſehen, als einen bloßen Zufall, wie ich denn überhaupt mit Wallenſtein der Meinung bin, daß es keinen Zufall giebt."

„Und wo und wann glauben Sie die Czila geſehen zu haben?"

„Das erſte Mal vor vier Jahren in England. Ich ritt mit einem paar meiner engliſchen Freunde in einem abgelegenen Theile des Hyde Park. Als wir im Galopp um eine Ecke biegen, ſteht ein Kind da — ein braunes Kind mit großen, glänzenden, ſchwarzen Augen — und hebt die Händchen bittend empor. Ich achtete ſeiner, in lebhaftem Geſpräch begriffen, kaum. Als wir ein paar hundert Schritte weiter geritten ſind, packt es mich plötzlich wie mit Geiſterhand. Ich kann die Empfindung, die mich überkam, nicht beſchreiben. Mir war, als hätte ich, an dieſem holden, hülfloſen Geſchöpf gleichgültig vorüberreitend, einen Frevel begangen, der mich zu dem Erbärmlichſten aller Menſchen machte. Ich warf mein Pferd herum, und jagte, wie wahnſinnig, nach dem Orte zu-

rück. Das Kind war verschwunden. Ich rief nach ihm; ich stieg ab; ich durchsuchte die nächsten Gebüsche; die Freunde halfen, trotzdem sie über meine Tollheit, wie sie es nannten, lachten. Vergebens.

Das zweite Mal sah ich das Kind in Aegypten. Es sind jetzt gerade zwei Jahre. Wir, das heißt, eine kleine Karavane von Nilfahrern, die sich zufällig zusammengefunden hatten, durchzogen, auf Eseln reitend, die engen, winkligen Straßen Asyuts. Neben einer offenen Thür, durch die wir auf den stillen, schattigen Hof einer Moschee blickten, stand in der Nische der Mauer ein Kind, älter wie das Kind aus dem Hyde-Park, und jünger wie das, welches hier in meinen Armen ruht, aber dasselbe braune Kind mit den blauschwarzen Locken und den leuchtenden Gazellenaugen. Wieder streckte es die Händchen bittend nach den Vorübergehenden aus, und rief den Ruf, den Sie überall in Aegypten hören: Buckschiesch, Howadji! Almosen, o Kaufleute! Ich sah das Kind, und sah es auch wieder nicht, denn ich war in einer jener verzweifelten Stimmungen, wie sie mich manchmal überkommt, wo ich Ohren und Augen offen habe, und dennoch weder sehe, noch höre. Als wir um eine Ecke in die nächste Straße biegen, überkommt mich genau dasselbe Gefühl, wie damals im Hyde-Park. Ich springe vom

Esel herab, laufe, was ich kann, nach der Stelle zurück. — Die Nische war leer. Die Thür zum Hofe der Moschee stand, wie gesagt, offen. Der Hof hatte auf der anderen Seite eine zweite, ebenfalls nicht verschlossene Thür, die auf eine der Hauptstraßen führte, in der sich um diese Stunde, — es war in der Abenddämmerung — Menschen, Kameele und Esel durch einander drängten. Das Kind war und blieb verschwunden, und mit schwerem Herzen kehrte ich zu meiner Gesellschaft zurück, die sich mein Davonlaufen menschenfreundlichst durch die Annahme, ich sei urplötzlich toll geworden, erklärt hatte. — Halten Sie es für möglich, daß dieses Kind, das ich zuerst im englischen Nebel und das zweite Mal unter dem warmen Himmel Aegyptens gesehen habe, mir jetzt in dem deutschen Buchenwalde zum dritten Male begegnet?"

„Und wäre es nicht dasselbe Kind, und — offen gestanden, ich halte es für äußerst unwahrscheinlich, daß es dasselbe ist;" antwortete Oswald; „es müßte Ihnen dasselbe sein. Ich glaube an den Weltgeist, den ewig gleichen, der sich hinter den Dingen verbirgt, den ewig wechselnden; ich glaube, daß jene Lerche, die dort aus dem Haidekraut aufsteigt, und singend zum Himmel schwebt, dieselbe Lerche ist, zu der ich als Kind entzückt emporschaute, bis sie den scharfen Augen im

blauen Raum verloren war; ich glaube, daß alle Helden Brüder sind und daß jeder Unglückliche eben derselbe Nächste ist, den, wie uns selbst zu lieben, Vernunft und Herz gleich gebieterisch von uns heischen. — Ob dieses Kind dasselbe ist, nach dem Sie nun schon zweimal vergeblich suchten — darauf kommt es nicht an; wohl aber darauf, daß Sie nach ihm suchten, daß der Ruf des armen verlassenen Geschöpfes jedesmal durch das Erz, mit dem Sie geflissentlich ihre Brust umpanzern, bis zu Ihrem Herzen drang . . . Verzeihen Sie einem Manne, den Sie an Erfahrung und an Geist so weit überragen, diese Sprache, zu der ihn nichts berechtigt, als die Hochachtung, die er, halb gegen seinen Willen, vor Ihnen empfindet. Und verstatten Sie mir noch dies eine Wort! Wenn Sie sich entschließen könnten, dies Kind zu lieben, so wäre es für Sie ein Geschenk, köstlicher und reicher, als Alladins Wunderlampe. Liebe ist allenthalben, außer in der Hölle, lauter ein tiefsinniges Wort Wolframs von Eschenbach; daß heißt: wo keine Liebe ist, da ist die Hölle. Die Liebe ist der Duft der blauen Blume, der, wie Sie vorher sagten, die ganze Welt erfüllt, und in jedem Wesen, das Sie von ganzem Herzen lieben, haben Sie die blaue Blume gefunden, nach der Sie Ihr Leben lang vergeblich suchten."

Ein unſägliches wehmüthiges Lächeln umſpielte des Barons Lippen, während Oswald dieſe Worte ſprach.

„Sie löſen ſo doch das Räthſel nicht," ſagte er leiſe und traurig, „denn eben die Bedingung, daß wir von ganzem Herzen lieben müſſen, wollen wir die Qual los werden, die uns das Leben zur Hölle macht, können wir ja nicht erfüllen. Wer von uns kann denn noch mit ganzen Herzen lieben? Wir Alle ſind ſo abgehetzt und müde, daß wir weder die Kraft noch den Muth haben, die zu einer wahren, ernſten Liebe gehören, zu jener Liebe, die nicht ruht und raſtet, bis ſie jeden Gedanken unſers Geiſtes, jedes Gefühl unſers Herzens, jeden Blutstropfen unſerer Adern ſich zu eigen gemacht hat. Wenn Sie noch jung und gut und gläubig genug zu einer ſolchen Liebe ſind — wohl Ihnen! Von mir kann ich nur wiederholen, was ich vorhin ſchon ſagte: ich habe es aufgegeben, die blaue Blume zu finden, die wunderholde Blume, die nur dem Glücklichen blüht, der noch mit ganzem Herzen lieben kann. — Doch hier ſind wir vor dem Thore von Greenwitz, und wir müſſen ein Geſpräch abbrechen, daß ich in allernächſter Zeit mit Ihnen fortſetzen zu können hoffe und wünſche. Leben Sie wohl, und erkundigen Sie ſich recht bald perſönlich nach dem Befinden des kleinen Weſens, das ja Ihr Schützling faſt noch mehr iſt, wie der meine."

Der Wagen entfernte sich rasch. Oswald schaute ihm noch lange nach; dann schritt er, gesenkten Hauptes, über die Brücke und über den Hof dem Schlosse zu. Die Sonne war aufgegangen und badete die grauen Mauern in Frührothlicht; in dem thaufrischen Garten jubelten die Vögel, — aber für Oswald lag ein grauer Schleier über dem köstlichen Morgen, denn in seinem Ohre klangen die Worte des Barons: Wer von uns kann denn noch mit ganzem Herzen lieben; wer von uns hat denn noch ein ganzes Herz?

Siebentes Kapitel.

„Hat Dir das Schläfchen gut gethan, lieber Grenwitz?“ fragte die Baronin.

„Ich danke, liebe Anna Maria, recht gut,“ erwiederte der alte Baron.

Es war in der Nachmittagsſtunde des Tages nach dem ereignungsreichen Balle in Barnewitz; die Redenden befanden ſich in demſelben, nach dem Garten hinaus liegenden Zimmer des Schloſſes, in welchem vor ungefähr acht Tagen die Unterredung zwiſchen der Baronin und Melitta ſtattgefunden hatte. Die Baronin ſaß wieder, wie damals, in der Nähe der geöffneten Flügelthür, die nach dem großen Raſenplatz führte, auf welchem Melitta's Augen Oswald zum erſten Male erblickten, und wieder nähte die muſterhaft fleißige Frau emſig und unverdroſſen, als müßte ſie ſich ihr tägliches Brod mit der Nadel verdienen. Der Baron ſaß ihr gegenüber in demſelben Schaukel-

stuhl, in welchem sich Melitta gewiegt hatte. Er erwachte so eben aus einem erquickenden Nachmittagsschlaf und schaute mit den alten, glanzlosen Augen freundlich durch die offene Thür auf den Rasenplatz, wo sein Liebling, der Pfau, das prächtige Gefieder im Sonnenschein erglänzen ließ.

„Recht gut!" wiederholte er, die Glieder streckend.

„Aber Du siehst doch sehr angegriffen aus;" sagte die Baronin, die großen, kalten grauen Augen forschend auf die verwitterten Züge des Barons heftend; „diese anspruchsvollen, lärmenden Gesellschaften sind wahres Gift für Dich; und ich habe mir schon, während Du schliefst, im Stillen rechte Vorwürfe gemacht, daß ich gestern nicht früher zum Aufbruch mahnte."

„Aber ich versichere Dich, liebe Anna-Maria, ich befinde mich vortrefflich, das heißt, nicht schlechter, wie gewöhnlich, oder doch nicht viel schlechter," sagte kleinlaut der gute alte Mann, der schon seit vielen Jahren gewohnt war, den Aussprüchen seiner Anna-Maria, die er über Alles liebte und verehrte, niemals direkt zu wiedersprechen.

„Du mußt Dich in dieser Zeit noch recht in Acht nehmen," sagte diese, wieder emsig nähend; „heute über acht Tage spätestens müssen wir reisen, und Du wirst zu den Strapazen einer so großen Tour Deine

ganze Kraft nöthig haben. Wollte Gott, wir wären Alle ſchon glücklich wieder hier! Ich entſchließe mich wahrlich höchſt ungern dazu. Deine angegriffene Geſundheit — die Gefahren einer Seereiſe — und dann: wird Dir das Bad in Helgoland auch wirklich gut thun? Doctor Braun verſichert es freilich, aber wer kann den Aerzten trauen? Schlägt eine Kur an, triumphiren ſie, und ſchlägt ſie nicht an, ſind nicht ſie daran Schuld, ſondern der Patient, der ſich nicht ordentlich gehalten hat. Und was kümmert es den Herrn Doctor, ob Du geſund oder krank zurückkommſt, ob Du lebſt oder ſtirbſt — aber ich, aber wir —, o Gretwitz, was ſollte wol aus uns werden, wenn Du uns genommen würdeſt!"

Die Baronin blickte von ihrer Arbeit empor, und in ihren Augen blickte etwas, das man bei einer andern Frau für eine Thräne gehalten haben würde.

Der alte Baron erhob ſich von ſeinem Stuhl, trat auf ſeine Frau zu und küßte ſie zärtlich auf die Stirn.

„Du mußt Dir nicht ſolche Gedanken machen, liebe Anna Maria," ſagte er gütig. „Der liebe Gott wird mich noch nicht ſo bald ſterben laſſen; ich bete jeden Morgen zu ihm und danke ihm für jeden neuen Tag, den er mir ſchenkt, nicht meinethalben, denn ich bin ein alter Mann und ſterben müſſen wir ja Alle

einmal — ſondern Deinethalben, weil ich weiß, wie ſehr Dich mein Tod ſchmerzen würde, und auch, weil ich noch gern, bevor ich ſterbe, Deine und Helenen's Zukunft geſichert ſehen möchte."

Der alte Mann hatte ſich wieder geſetzt und aus einer goldenen Doſe, die neben ihm auf einem runden Tiſchchen ſtand, eine Priſe genommen, um die Rührung, in die er ſich hineingeſprochen hatte, ſchneller zu überkommen; die Baronin nähte wieder eifrig an ihrer Arbeit.

„Du biſt ſo gut," ſagte ſie, „viel zu gut, denn Du biſt es ſelbſt gegen die, welche Deine Güte in keiner Weiſe verdienen, und Du haſt Dir dadurch manche ſchwere Sorge bereitet, deren Du mit ein wenig mehr — ich will nicht ſagen: Egoismus, denn ich haſſe das Wort — aber mit etwas mehr Discretion überhoben geweſen wäreſt. Du biſt jetzt für meine und Helenen's Zukunft beſorgt, mit Recht beſorgt. Dieſe Sorge wäre unnöthig, hätteſt Du nicht, als Du vor vierundzwanzig Jahren das Majorat erbteſt, die Güter zu wahren Spottſummen an Leute verpachtet, die jetzt auf Deine Koſten reich geworden ſind und noch dazu die Unverſchämtheit haben, uns als habſüchtig zu verſchreien, weil wir im nächſten Jahre die Contracte nicht unter den alten Bedingun-

gen erneuern wollen; und hätteſt Du nicht — was ich nie habe begreifen können und nie begreifen werde, — damals ohne alle Noth die enormen Schulden Harald's übernommen, deren Abtragung Alles verſchlang, was Deine und ſpäter unſere Sparſamkeit von unſern Renten erübrigen konnte."

Dem alten Baron ſchien das von ſeiner Gemahlin angeſchlagene Thema nicht beſonders angenehm; er nahm, während ſie ſprach, eine Priſe über die andere und antwortete, als ſie jetzt ſchwieg, nicht ohne einige Lebhaftigkeit:

„Ich kann Dir nicht ganz Unrecht geben, liebe Anna-Maria, aber auch nicht ganz Recht. Die alten Contracte ſind allerdings den Pächtern ſehr günſtig, aber die Zeiten waren damals auch andere; das Geld war nach dem Kriege äußerſt knapp, die Güter im Allgemeinen ſtanden ſehr niedrig im Werth, und unſere Güter waren, allerdings durch Harald's Schuld, in Grund und Boden gewirthſchaftet. Die Pächter hatten wahrlich im Anfang ihre liebe Noth, und wenn ſie jetzt mit der Zeit reich und unverſchämt geworden ſind, ſo bin ich an dem einen ſo wenig Schuld, als an dem andern. Ich habe es gut mit ihnen gemeint, das weiß der liebe Gott. Was aber mein Benehmen Harald's Gläubigern gegenüber anbetrifft, ſo weiß ich

wirklich noch heute nicht, wie ich es hätte anders einrichten sollen. Die Ehre meiner Familie erforderte, daß ich seine Schulden übernahm, denn nicht dem Baron Harald von Grenwitz, der, das wußten die Leute recht gut, bei der Unantastbarkeit des Majorats niemals seine Schulden bezahlen konnte, hatten sie creditirt, sondern der Familie Grenwitz, die nicht zugeben würde, daß Einer aus der Familie ehrlos werde. Und dann hatte ich gegen meinen Vetter Pflichten der Dankbarkeit. Als er und ich junge Offiziere im Regimente waren, und auch im späteren Leben, hat er stets wie ein Bruder gegen mich gehandelt. Es ist wahr, ich habe seine Güte nie gemißbraucht, und für jedes Hundert Thaler Schulden, die er für mich bezahlt hat, habe ich Tausend für ihn bezahlt, aber er würde mich, davon bin ich überzeugt, aus jeder Verlegenheit gerissen haben, denn seine Freigebigkeit kannte keine Grenzen."

„Du ereiferst Dich ohne Noth, lieber Grenwitz, ganz ohne Noth," sagte die Baronin ruhig, während der alte Mann von der ungewohnt langen und lebhaften Rede erschöpft in den Stuhl zurückgesunken war, „es fällt mir nicht ein, Dir Vorwürfe machen zu wollen. Du weißt, wie wenig Werth ich selbst auf Reichthum lege, wie gering meine persönlichen

Bedürfnisse sind, und daß, wenn ich mir über die Zukunft Sorgen mache, es nicht meinethalben, sondern der Kinder wegen ist."

„Ich weiß es, liebe Anna-Maria," sagte der Baron; „ich weiß es. Ich habe Dir nicht weh thun wollen, und ich bitte Dich wegen meiner Heftigkeit um Verzeihung."

Eine Pause in dem Gespräche der Gatten erfolgte. Die Baronin nähte emsiger wie je, der Baron hatte sich seine Brille aufgesetzt, ein Zeitungsblatt ergriffen, das der Postbote vor einer Stunde gebracht hatte, und begann, die Lippen leise bewegend — denn Lesen und Schreiben war des guten Mannes Sache nie gewesen — sich in die Lectüre desselben zu vertiefen.

„Personalveränderungen in der Armee'" murmelte er; „der Oberst von —, der Major von —, lauter alte Bekannte. Der junge Grieben schon Premierlieutenant — das geht schnell. Dem Secondelieutenant Felix von Grenwitz — Ersuchen — Abschied — ei der Tausend! ich dachte, Felix wolle nur um Urlaub einkommen, und hier lese ich, daß er seinen Abschied genommen hat."

„In der That!" sagte die Baronin, die betreffende Stelle in dem Blatte, das ihr der Baron hinreichte, lesend, „nun das freut mich, freut mich sehr. Ich

will es nur gestehen, lieber Grenwitz, daß ich selbst Felix diesen Rath ertheilt, und seinen Austritt aus der Armee mit zu den Bedingungen gerechnet habe, die er erfüllen müßte, bevor wir ihm unsere Helene geben könnten."

„Aber warum das?" fragte der Baron erstaunt.

„Warum?" antwortete die Baronin. „Nun, ich dächte, lieber Grenwitz, der Grund wäre doch klar genug. Ich dächte es wäre die allerhöchste Zeit, daß Felix ein anderes Leben beginnt, und darauf möchten wir doch wohl vergeblich warten, so lange er in denselben Kreisen und denselben Verhältnissen bleibt, wo er seine Lebensweise nicht ändern könnte, selbst wenn er wollte. Ich sehe aus diesem Schritt, der auch mich überrascht — denn ich glaubte nicht, daß er sich so schnell dazu entschließen würde, — daß es ihm wirklich ernstlich um die Hand Helenens zu thun ist; und, wie gesagt: ich freue mich, freue mich sehr darüber."

„Aber, liebe Anna-Maria", sagte der Baron, sich hinter dem Ohr reibend, fast verdrießlich; „wir laden uns auf diese Weise Verpflichtungen auf, die wir am Ende gar nicht erfüllen können. Wenn nun unser Kind, wenn Helene nun —"

„Nicht will — meinst Du?" unterbrach ihn die

Baronin, ſich in ihrem Stuhl in die Höhe richtend, und die Augenbrauen zuſammenziehend; „o, ich denke ſie wird wollen; ich denke, ſie wird nicht vergeblich gelernt haben, daß ein Kind den Eltern Gehorſam ſchuldig iſt.“

„Aber, wenn ſie den Felix nun nicht lieben kann?“ ſagte der alte Mann betümmert.

„Aber, Grenwitz! ich begreife Dich nicht;“ erwiederte die Baronin; „dieſe Heirath iſt ſeit langer Zeit unſer liebſter Wunſch geweſen. Helene hat die paar tauſend Thaler, die wir bis jetzt zurückgelegt haben und die Erſparniſſe, die wir in den kommenden Jahren etwa noch machen können, abgerechnet, kein Vermögen; denn Stantow und Bärwalde gehören vorläufig noch nicht uns, ſondern, Dank der Freigebigkeit des freigebigen Barons Harald — jedem beliebigen Abenteurer, der unverſchämt genug iſt, mit ein paar gefälſchten Zeugniſſen in der Hand, die Güter für ſich zu beanſpruchen. Felix' Güter ſind allerdings ſehr verſchuldet, ich gebe es zu; aber er kann, wenn er nur will, und ich bin überzeugt, daß er jetzt zur Vernunft gekommen iſt, ſich mit unſrer Hülfe wieder herausreißen, und wenn Malte, was der Allgütige verhüten wolle! — aber in ſolchen Dingen muß man an Alles, ſelbſt das Aeußerſte denken, und Malte's Geſundheit macht mir

unbeschreibliche Sorge — wenn, sage ich, Malte ja vor der Zeit sterben sollte, so ist Felix Herr von Grenwitz und ich dächte, es müßte Dir ein lieber Gedanke sein, Deine Tochter so gleichsam an Malte's Stelle treten zu sehen."

In diesem Augenblick öffnete sich langsam die Thür, ein bebrilltes Gesicht schaute vorsichtig herein, und eine quäkende Stimme fragte:

„Darf ich näher treten, Gnädigste?"

„Ah, sieh, der Herr Pastor!" sagte der Baron, aufstehend und dem Eintretenden entgegengehend, „sein Sie bestens willkommen? Wollen Sie nicht ablegen?"

„Bitte, bitte, Herr Baron — bemühen Sie sich doch ja nicht — ich kann ja selbst — danke verbindlichst!" sagte Pastor Jäger, Hut und Stock auf einen Stuhl legend; „ich wollte mich gar nicht aufhalten; — danke verbindlichst — ich würde einen Rohrstuhl vorziehen — danke! — ich wollte mich nur nach dem Befinden der gnädigen Herrschaften erkundigen, denn ich hörte heute Morgen, daß Sie das Zauberfest in Bärnewitz gestern mit Ihrer Gegenwart beehrt haben. Recht gut bekommen? Nicht sonderlich? O! die Frau Baronin sehen in der That etwas angegriffen aus —" und der Pastor blickte, den Kopf, wie ein kranker

Papagei auf die rechte Schulter neigend, mit dem Ausdruck innigſten Bedauerns auf die Baronin.

„Ich befinde mich leidlich," ſagte dieſe, die Arbeit, die einen Augenblick geruht hatte, wieder ergreifend; „aber Brenwitz ſcheint die Tour weniger gut bekommen zu ſein."

„O, in der That!" ſagte der Paſtor den Kopf ſchnell auf die linke Schulter neigend. „Darf ich Ihnen von meinen Tropfen offeriren, Herr Baron? ſechs bis zwölf auf Zucker?"

„Sie ſind doch der wahre Arzt für Seele und Leib;" ſagte die Baronin, während der Paſtor auf eine abwehrende Bewegung des Barons ſein Fläſchchen wieder in das Papier wickelte und in die Taſche ſteckte.

„Ja, ja: mens sana in corpore sano, ein geſunder, das heißt ein frommer Geiſt in einem geſunden Körper, — das habe ich als Knabe in der Schule gelernt, und ſuche es jetzt als Mann zu üben. — Wo ſind denn aber die lieben Knaben? Noch beim Unterricht? Ja, ja, der Herr Doctor Stein ſcheint ein ſehr ſtrebſamer, fleißiger junger Mann, unter deſſen Anleitung die Junker es mit Gottes Hülfe recht weit bringen werden."

Nun glaubte der Paſtor Jäger mit dieſen Oswald

gespendeten Lobsprüchen etwas dem Baron und mehr noch der Baronin besonders Wohlgefälliges gesagt zu haben. Oswald's ruhiges, sicheres Auftreten hatte seiner feigen Seele gewaltig imponirt; Primula Veris, deren Urtheile über Dinge und Menschen ihm Evangelien waren, hatte seit acht Tagen nur das Lob des jungen „Gastfreundes" gesungen, der ihr in einer Stunde mehr Verbindliches gesagt hatte, als ihr sonst vielleicht in einem Jahr gesagt wurde; heute Morgen hatte Frau von Plüggen, die Nachbarin und gute Freundin Primulas, dieser einen Besuch gemacht, um ihr von dem gestrigen Balle den pflichtschuldigen Bericht abzustatten. Frau von Plüggen, eine Dame, die schon erwachsene Töchter hatte, aber noch immer gern die jugendliche spielte, war entzückt von Oswald, welcher ihr mit scheinheiliger Miene versichert hatte, sie könne sich getrost für ihre jüngste Tochter ausgeben. Sie erzählte der horchenden Primula, welche Sensation Oswald's Geschicklichkeit im Schießen unter den jungen Männern hervorgebracht, welche Anerkennung seine schöne Gestalt, seine feinen Manieren in der Damenwelt gefunden; wie er mit Hortense getanzt, Frau von Berkow zu Tische geführt habe; und eigentlich, Alles in Allem, der Löwe des Tages gewesen sei. Schon daß Oswald an einer Gesellschaft,

deren exclusive Tendenzen dem Pastor sehr wohl bekannt waren, überhaupt hatte Theil nehmen dürfen, war in den Augen des Letzteren ein merkwürdiges, tief bedeutungsvolles Zeichen. Und zu alle diesem kam noch ein Umstand, welcher dem hochwürdigen Herrn Oswald's Gunst und Freundschaft vorzüglich wünschenswerth erscheinen ließ. Der Pastor war nicht ohne Ehrgeiz. Er glaubte sich zu größeren Dingen berufen, als den Bauern von Faschwitz das Evangelium zu predigen. Er wollte nicht umsonst sich bei der Lectüre alter Manuscripte der Grünwalder Universität die Augen verdorben, nicht umsonst über die verschollenen Fragmente der verschollenen Schriften eines verschollenen Kirchenvaters eine grundgelehrte Dissertation geschrieben haben. Er war Doctor, er wollte Professor sein, Professor in derselben Musenstadt, die ihn vor fünfzehn Jahren als verkümmerten Studiosus der Theologie in abgeschabtem Röckchen durch ihre Gassen hatte schleichen sehen.

Er wollte es um so mehr, als seine Primula es wollte, Primula, welche die ländlichen Gefilde, in denen ihre „Kornblumen" erblüht waren, herzlich satt hatte, und sich im Geiste als geniale Gemalin des gelehrten Professors an den ästhetischen Thee-

tiſchen der Muſenſtadt glänzen ſah. — Zur Erreichung dieſes höchſten Ziels konnte dem Paſtor der Profeſſor Berger, deſſen Stimme in der philoſophiſchen Facultät entſcheidend war, Profeſſor Berger, den er wegen ſeines offen zur Schau getragenen Voltaireanismus, Spinocismus, Atheismus gründlich verabſcheute, und deſſen Protection er doch ſchon oft vergeblich erſtrebt hatte, außerordentlich nützlich werden. Oswald aber war der erklärte Günſtling des großen Mannes, der erſte Schüler des alten Meiſters. Eine Empfehlung Oswald's war mehr werth als eine gelehrte Diſſertation — folglich Oswald's Freundſchaft ein Ziel, „aufs innigſte zu wünſchen", und ein gelegentliches Lob, das ihm doch wol wieder zu Ohren kommen konnte, gar „keine ſchlechte Theologie."

So dachte, berechnete der Paſtor.

Wie erſtaunt war er daher, als die Baronin mit einem Ton der Stimme, der nicht viel Gutes verhieß, ſeine huldvolle Phraſe mit der Frage beantwortete:

„Sagen Sie einmal aufrichtig, Paſtor Jäger, was halten Sie von dem jungen Menſchen?"

Den Schüler Berger's, den Günſtling Primula's, den Löwen vom geſtrigen Junkerfeſt ſchlechtweg als einen „jungen Menſchen" bezeichnen zu hören! der Paſtor traute ſeinen Ohren kaum. Er ſchoß über die

runden Brillengläser fest einen forschenden Blick auf die Baronin, ob ihr Gesicht etwa einen Commentar zu der räthselhaften Frage geben möchte. Da er sich in dieser Hoffnung getäuscht sah, und schlechterdings nicht wußte, was er antworten solle, griff er zu dem Mittel, zu welchem er in solchen kritischen Fällen stets seine Zuflucht nahm, das heißt: er zog die Schultern und die Augenbrauen möglichst in die Höhe und die Mundwinkel möglichst tief herunter, und überließ es dem indiscreten Frager, aus dieser Miene zu machen, was er wollte und konnte.

„Sie zögern mit Ihrer Antwort!“ sagte die Baronin; „ich gebe zu, es ist nicht ganz leicht, über Herrn Stein in's Klare zu kommen. Er hat unleugbar manche schätzenswerthe Eigenschaften. Seine Manieren sind für einen Menschen von so niedriger Extraction wirklich überraschend gut; noch gestern glaubte die Gräfin Grieben im Anfang, ich wolle sie mystificiren, als ich ihr sagte: der junge Mann, der mit uns gekommen, sei unser Hauslehrer. Aber mit einer erträglichen Tournüre, mit gewandter Rede und dergleichen ist es leider nur nicht gethan, und ich bin heute noch immer nicht mit mir darüber einig, ob wir an dem jungen Mann eine gute Acquisition gemacht haben oder nicht.“

„Aber liebe Anna-Maria," sagte der Baron; „warum sollen wir uns nicht auf den Professor Berger verlassen, der —"

„Lieber Grenwitz, ich verlasse mich auf Niemanden, als auf mich selbst. Der Professor kann sich durch Stein's einnehmendes Wesen so gut haben bestechen lassen, wie Du und viele Andere; und gesetzt auch, seine wissenschaftliche Bildung sei wirklich ausreichend —"

„Nun, darüber dürfte wohl kein Zweifel obwalten, Gnädigste," sagte der Pastor, der, wenn er Oswald, wie er jetzt wohl einsah, fallen lassen mußte, sich wenigstens nach dieser Seite sichern wollte. „Es ist durchaus nicht anzunehmen, daß der Professor, dem Niemand, man mag über seine — ich will nicht sagen unchristliche, aber wenig kirchliche Gesinnung, denken, wie man will, einen durchdringenden Scharfblick, eine eminente Gelehrsamkeit absprechen kann, sich in dem intimen Umgange eines Ignoranten wohl gefühlt haben sollte."

„Ich erlaube mir in wissenschaftlichen Dingen kein Urtheil," sagte die Baronin; „und so mag meinetwegen Herr Stein neben dem Pistolenschießen, worin er ja, wie ich höre, brilliren soll, auch noch zu strengwissenschaftlichen Studien Zeit gefunden haben; aber

es kann Jemand gute Manieren haben und Gelehrsamkeit dazu, und doch ein unmoralischer Mensch sein."

„Aber liebe Anna Maria," sagte der alte Baron ganz erschrocken, während der Pastor die Mundwinkel herunterzog und beistimmend nickte.

„Ich bleibe dabei," fuhr die Baronin fort, „ein unmoralischer Mensch. Hätte ich gewußt, was ich leider zu spät erfuhr, daß der Professor Berger bei aller seiner vielgerühmten Gelehrsamkeit in dem Geruche eines Demokraten und Atheisten — ich weiß nicht, welches von beiden das Schlimmere ist, denn, wer seinen Gott nicht ehrt, kann auch seinen König nicht ehren und umgekehrt — ich sage, hätte ich gewußt, daß der Professor ein Freidenker und ein Mann der Umsturzpartei ist, ich würde ihm nimmermehr bei der Wahl eines Erziehers für meinen Sohn eine entscheidende Stimme eingeräumt haben."

„Aber liebe Anna Maria," sagte der Baron; „es ist doch möglich, daß Du in Betreff Stein's ungegründeten Befürchtungen Raum giebst. Ich erinnere mich nie, ein Wort von ihm gehört zu haben, in dem man mit Sicherheit die Bestätigung eines so schrecklichen Verdachtes hätte finden können."

„Nun, Pastor Jäger," sagte die Baronin, „sind

Sie auch von der Unschuld des jungen Mannes so fest überzeugt?"

„Ich würde nicht der Wahrheit die Ehre geben," sagte dieser mit der Miene und dem Ton herzinnigsten Bedauerns, „wollte ich leugnen, aus seinem Munde Aeußerungen vernommen zu haben, die an das Gebiet des Frivolen, ja ich möchte sagen Unheiligen nahe genug streiften, um mich, ich darf wohl sagen — recht schmerzlich zu berühren. Aber ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß auch ein späterhin trefflicher Wein in der Zeit der Gährung unschmackhaft und trübe ist, und vertraute der Allgüte dessen, der aus dem Saulus einen Paulus machte."

„Das ist sehr schön und christlich," sagte die Baronin, „beruhigt mich aber keineswegs. Wenn die Seele meines Kindes einmal vergiftet ist, kann es mir gleichgültig sein, ob der Vergifter später seinen Frevel bereut; und ich gestehe: nach den Ereignissen des gestrigen Tages hat sich der Verdacht, den ich, ohne Uebertreibung, von dem ersten Augenblicke an gegen Stein nährte, fast bis zur Gewißheit gesteigert."

„Ist etwas Besonderes vorgefallen, Gnädigste?" fragte der Pastor, mit seinem Stuhle einen halben Zoll näher rückend.

„Ich spreche nicht gern darüber," antwortete die

Baronin, „und wenn ich es doch thue, so ist es, weil ich Sie als einen langjährigen Freund unsers Hauses kenne, und zu Ihrer Discretion —“

„Meine Pflicht und Schuldigkeit, Gnädigste,“ rief der Pastor, die Hand auf's Herz legend und den Rücken krümmend.

„Sie kennen den Baron Oldenburg,“ fuhr die Baronin fort.

„Nicht persönlich, Gnädigste, nur nach dem, was ich in vertraulichen Unterredungen der gnädigen Herrschaften, denen ich beiwohnen zu dürfen gewürdigt wurde, über den Herrn Baron zu hören nicht umhin konnte.“

„Sie wissen also, in welchem Ruf — Gott sei es geklagt — der Baron steht; Sie wissen, daß wir den Kummer haben, sehen zu müssen, wie der letzte Sproß aus einer unsrer ältesten, berühmtesten Familien mit sehenden Augen — denn der Baron ist ein außerordentlich begabter Mann — in's Verderben rennt.“

„Aber, liebe Anna Maria,“ sagte der Baron, der unruhig in seinem Stuhle hin und herrückte, „ich dächte, der Gegenstand dieses Gespräches eignete sich nicht besonders —“

„Ich kenne die Rücksichten, die ich unserm Stande schuldig bin,“ sagte die Baronin, „und werde sie zu

beobachten wissen. Der Abfall des Barons von dem Glauben seiner Väter ist leider zu notorisch, als daß ich einem Freunde des Adels (der Pastor krümmte den Rücken), einem Freunde unsers Hauses (Sr. Ehrwürden legte die Hand auf's Herz) gegenüber mit dem schmerzlichen Geständniß der Wahrheit zurückhalten sollte. — Sie wissen, Pastor Jäger, daß der Baron unsre Gesellschaft flieht, um die von allerlei sonderbaren Menschen, denen man sonst geflissentlich ausweicht, mit Vorliebe aufzusuchen, daß er die gottlose Phrase von den sogenannten Rittern vom Geist beständig im Munde führt, und daß von ihm ausgezeichnet zu werden — namentlich, wenn diese Auszeichnung Jemanden trifft, dessen gesellschaftliche Stellung so himmelweit von der seinigen verschieden ist — beinahe so viel heißt, als ein verlorener Mensch sein. Nun hat der Baron gestern Abend Herrn Stein in einer ganz auffallenden, um nicht zu sagen, anstößigen Weise ausgezeichnet; er hat nicht nur sein Möglichstes gethan, ihn bei der Gesellschaft zu introduciren, sondern ihn vollkommen wie seines, wie unsers Gleichen behandelt, und um diesem Benehmen, für das ich keinen Ausdruck suchen will, die Krone aufzusetzen, ihn, als der Wagen von Grenwitz, der Herrn Stein von Barnewitz abholen sollte — wir waren schon vor

dem Souper aufgebrochen — nicht gleich zur Stelle war, in ſeinem eigenen Wagen bis vor unſer Hofthor mitgenommen, das heißt, ihm zu Gefallen einen Umweg von faſt einer Meile gemacht."

„Aber, liebe Anna-Maria, das würde auch jeder Andre —"

„Verzeihe, lieber Grenwitz, das würde nicht jeder Andre gethan haben, und vor Allem würde es der Baron, deſſen ſchroffes, ungefälliges Weſen, ſelbſt den Standesgenoſſen gegenüber, ſprichwörtlich iſt, nicht gethan haben, wenn er nicht in Herrn Stein auch ſo einen Ritter vom Geiſt, das heißt einen Geſinnungsgenoſſen, einen Freidenker und Freiheitshelden, enfin einen unmoraliſchen Menſchen, um das Wort zu wiederholen, das vorhin Deinen Unwillen erregte, lieber Grenwitz, und von dem Du mir jetzt zugeben wirſt, daß es leider das paſſende iſt — gefunden zu haben glaubte."

Die Baronin ſchwieg, in dem wohlthuenden Bewußtſein, ihre Anſicht ſiegreich verfochten zu haben; der Paſtor ſchwieg, die edle Gönnerin in dieſem Genuſſe nicht zu ſtören und der Baron ſchwieg, weil er ſchlechterdings nichts zu ſagen wußte. In dieſes dreifache Schweigen hinein ertönte vom Hausflur her, auf welchen die Thür des Zimmers führte, das Miauen

einer Katze, dem sofort das lautige, zornige Kläffen eines Hundes folgte. Diese Töne waren im Schlosse Grenwitz, wo weder Hunde noch Katzen geduldet wurden, etwas so Unerhörtes, daß die im Zimmer Befindlichen sich erstaunt ansahen.

„Was bedeutet denn das?" sagte der Baron aufstehend und die Thür öffnend.

„Ah, sieh da, Herr Baron!" ertönte eine helle, klare Stimme.

„Es ist Herr Timm!" sagte dieser zu den im Zimmer Befindlichen zurückgewandt, und dann zu Dem draußen:

„Wollen Sie nicht näher treten, Herr Geometer?"

Achtes Kapitel.

Der, welcher dieser Aufforderung des Barons sofort folgend, in das Zimmer trat, war ein junger Mann von vielleicht fünfundzwanzig Jahren, obgleich die frische Farbe seines hübschen bartlosen Gesichtes ihm kaum dem Jünglingsalter entwachsen erscheinen ließ. Der wohlgeformte Kopf war mit einem schlichten, blenden Haar bedeckt, das lang genug war um nach hinten gestrichen zu werden, und die weiße Stirn frei zu lassen, die keck und fest sich über einem Augenpaare wölbte, deren Farbe, so weit man es durch die Gläser der Brille, die der junge Mann trug, erkennen konnte, ein mattes Blau war. Seine Gestalt war mittelgroß, aber breitschultrig und sein gedrungener, muskulöser Körper augenscheinlich zur Ertragung von Strapazen aller Art ausnehmend geeignet. Auf sein Aeußeres schien der junge Mann sehr wenig zu geben. Seine Kleidung bestand aus einem hellen

Sommerrock von zweifelhafter Farbe, der schon manchen Sturm erlebt zu haben schien, und aus Beinkleidern von demselben Stoff und derselben Farbe und Beschaffenheit. Seine Wäsche war, als sie aus den Händen der Wäscherin kam, jedenfalls reiner gewesen. Seine Haltung entsprach seiner Kleidung, daß heißt, sie war weniger elegant als bequem, und hatte noch das mit jener gemein, daß Herr Timm sie offenbar unter Umständen mit einer besseren vertauschen konnte.

„Bitte tausenmal um Entschuldigung," sagte er lachend, indem er sich vor der Baronin ohne alle Förmlichkeit verbeugte und dem Pastor vertraulich zunickte, „daß ich die Unterhaltung der Herrschaften durch mein lyrisches Intermezzo stören mußte, aber ich wußte mir wirklich nicht anders zu helfen, da ich nicht die Ehre habe, Frau Baronin, Ihre Bedienten namentlich zu kennen, trotz alles Suchens keinen Klingelzug auf dem Flur entdecken konnte, und schon vergeblich in vier Thüren hineingesehen hatte. Hätte ich ahnen können, daß die fünfte, welche ich übrigens gar nicht bemerkt hatte, von dem Herrn Baron selbst geöffnet werden sollte, so würde ich mir natürlich meinen musikalischen Vortrag erspart haben, der allerdings nur für das weniger empfindliche Ohr eines in der Nähe befindlichen dienstbaren Geistes berechnet

war. — Wie befinden sie sich Frau Barenin? Angegriffen von der Hitze? Wäre kein Wunder — fünfundzwanzig Grad im Schatten — reine Treibhaus-Temperatur. — Ich soll Sie von Ihrer Frau Gemalin grüßen, Herr Pastor; sprach sie vor einer Stunde in Faschwitz. Sie wird gegen Abend mit dem Einspänner herüberkommen, Sie abzuholen. — Mit der Vermessung von Sassitz wären wir fertig, Herr Baron. Wenn es Ihnen recht ist, will ich jetzt sogleich die Karten zeichnen, wenn die Frau Barenin die Güte haben will, mir ein Zimmer des Schlosses einzuräumen."

So sprach Herr Timm und griff in die Tasche nach seinem Taschentuche, um sich die von Schweißtropfen perlende Stirn abzutrocknen. Da er sich aber noch zur rechten Zeit darauf besann, daß das betreffende, so überaus nützliche Stück der Toilette sich für den Augenblick bei ihm in einem keineswegs salonfähigen Zustand befand, so ließ er es, wo es war, fuhr sich mit der Hand über Stirn und Haar, und schaute so vergnügt um sich, als ob ihm die Grenwitzer Besitzungen, die er im Schweiß seines Angesichts vermessen mußte, erb- und eigenthümlich gehörten.

„Gewiß;" sagte die Barenin, bei der Herr Timm wegen seiner scheinbaren Anspruchslosigkeit in großer

Gunst stand, und die, herrschsüchtig wie sie war, oder gerade, weil sie herrschsüchtig war, unwillkürlich einen Mann schätzen mußte, der sich durch nichts imponiren ließ, und den nichts aus der Fassung zu bringen vermochte; „gewiß Herr Timm. Sie wissen, daß Sie uns zu jeder Zeit willkommen sind. Sie werden hier, wo Sie nichts stört, besser arbeiten können, als in der Stadt, und es ist ja zu unserm beiderseitigen Vortheil, daß die Arbeit möglichst schnell beendet wird. Sie haben doch Ihre Sachen gleich mitgebracht, Herr Timm?"

„Steht Alles schon auf dem Hausflur, wo es der ländliche Jüngling, welcher die Oeländer lenkte, die mich im Hundetrab von Sassitz hierher kutschirten, deponirt hat;" sagte Herr Timm, dessen „Sachen" aus einem kleinen melancholisch aussehenden Koffer bestanden, in welchem etwas reine und nicht viel schmutzige Wäsche und die sonstigen Stücke seiner nicht eben luxuriösen Garderobe in chaotischer Verwirrung durcheinander lagen, und aus einer großen Mappe, die seine Zeichnenmaterialien, Flurkarten u. s. w. enthielt. „Ich bedarf nur noch der Anweisung auf einen Ihrer dienstbaren Geister, der mich auf das mir von Ihnen gütigst angewiesene oder anzuweisende Zimmer führt, um mich sofort häuslich einrichten zu können."

„Wollen sie die Güte haben, jenen Klingelzug zweimal zu ziehen;" sagte Anna-Maria mit huldvollem Lächeln.

„Mit Vergnügen," sagte Herr Timm, diese instrumentale Methode des Beschwörens dienstbarer Geister ist viel bequemer, als meine vocale, und auch viel wirksamer, wie ich sehe."

Der eintretende Bediente erhielt den Auftrag, Herrn Timm auf sein Zimmer zu führen.

„Es steht schon seit Wochen für Sie bereit, Herr Geometer;" sagte die Baronin.

„Sie sind umsichtig und gütig, wie die Vorsehung selbst, gnädige Frau;" sagte Herr Timm, aufstehend und der Baronin ohne Umstände die Hand küssend; „au revoir, meine Herrschaften, bis zum Abendessen, bei dem Sie hoffentlich wie ich erscheinen werden, daß heißt mit guter Laune und noch besserem Appetit;" und er folgte leichten Schrittes dem Bedienten aus dem Gemache.

„Wirklich ein charmanter Mensch, der Herr Timm." sagte die Baronin, „so harmlos, unbefangen, anspruchslos, so ganz sich seiner Stellung in der Gesellschaft bewußt, und nicht stets hoch oben hinauswollend, wie gewisse andere Leute."

„Ei, ja wohl," bestätigte der Pastor, ein äußerst

charmanter, bescheidener junger Mann, „und der sowohl was seine Talente betrifft, die wirklich überraschend sind, als auch wegen der angesehenen Familie, aus welcher er stammt, Beachtung verdient.

Gustava kennt seine Familienverhältnisse genau; auch ich erinnere mich aus meiner Grünwalder Zeit her sehr wohl seines Herrn Vaters, eines ausgezeichneten Advokaten, der sein bedeutendes Vermögen kurz vor seinem Tode in einer unglücklichen Speculation verlor. Seine Verwandten befinden sich zum Theil in ganz respectabeln Stellungen. Ein Onkel vom ihm ist Major. Auch Herr Timm war anfangs zu einer militärischen Carriere bestimmt, und war, so viel ich weiß, schon Fähndrich, als er in Folge der großen Verluste seines Vaters, diese Laufbahn aufgab, um sich dem Baufach zu widmen. Er wünscht sehnlichst, die Akademie in der Residenz beziehen zu können, nur fehlt es ihm leider —" der Pastor machte mit dem Daumen und Zeigefinger seiner rechten Hand eine bezeichnende Bewegung.

„Das ist ja jammerschade," sagte die Baronin; „wer doch dem armen Menschen helfen könnte! kann ihm denn sein Onkel, der Major, nicht die paar hundert Thaler vorschießen? aber freilich die Herrn vom Militär haben meistens genug mit sich selbst zu thun. —

Ah mademoiselle, vous arrivez bien à propos! Veuillez avoir la bonté —" Die Baronin war aufgestanden, um der eben eintretenden Mademoiselle Marguerite eine Instruction zu ertheilen.

„Wollen Sie meine Bienenstöcke einmal ansehen, Pastor Jäger? sagte der Baron.

„Mit dem größten Vergnügen;" erwiederte dieser, Hut und Stock ergreifend.

„Bleiben die Herrn nicht zu lange," sagte die Baronin; „wir wollen heute etwas früher soupiren. — Que voulais-je dire? Ah, oui! du chocolat, mais pas si énormement sucré que la dernière fois, et particulièrement prenez garde — — —"

Der Abend war gekommen, mit ihm Frau Pastor Jäger auf dem Einspänner. Primula trug dasselbe Kleid von ungefärbter Seide, in welchem sie Oswald an jenem Sonntag Morgen erschien, und sah, von der übergroßen Hitze des Tages angegriffen, mehr denn je wie ein kranker Kanarienvogel aus. Ihr Gatte hatte, sobald der langathmige Selam zwischen ihr und der Baronin vorüber war, die erste schickliche Gelegenheit ergriffen, ihr zuzuraunen, von dem „Gastfreunde" weniger entzückt zu erscheinen, als sie und er sich vorgenommen hatten, da „der junge Mensch" keineswegs in besonderer Gunst bei der Baronin zu

ſtehen ſcheine — eine Nachricht, welche die Bewohnerin der Sphären höherer Bildung in ein ſolches Erſtaunen verſetzte, daß, als jetzt Oswald kurz vor dem Abendeſſen erſchien, ſie ſeine höfliche Begrüßung nur mit einer ſehr förmlichen Verbeugung zu erwiedern vermochte.

Dies wunderliche Benehmen der vorher für den „Gaſtfreund" ſo begeiſterten Dichterin würde wahrſcheinlich nicht wenig zur Erhöhung von Oswald's guter Laune beigetragen haben, wenn er es überhaupt bemerkt hätte. Leider aber befand er ſich heute Abend in einer Stimmung, in welcher man, wie Oldenburg es ausdrückte, Ohren und Augen offen hat und doch weder ſieht noch hört. Die Schatten der Ereigniſſe des letzten Tages und der letzten Nacht lagen noch auf ſeiner Seele und auf ſeiner Stirn. Seine gewöhnliche Lebhaftigkeit war einer melancholiſchen Ruhe gewichen; er ſah bleich und nachdenklich aus, aber ſo ſchön und vornehm, daß Primula's zartbeſaitete Seele alsbald den Zauber, welchen die Erſcheinung des jungen Fremden bei der erſten Begegnung auf ſie ausgeübt hatte, wiederum zu fühlen begann, und ſie die Warnung ihres vorſichtigen Gatten um ſo lieber vergaß, als ſie ſah, mit welcher ausgeſuchten Höflichkeit und Zuvorkommenheit die Baronin und der Baron denſelben

Mann behandelten, der ihr soeben als eine gefallene Größe denuncirt war. Sie bereitete sich schon im Stillen auf eine Strafpredigt vor, die sie auf der Heimfahrt ihrem Jäger halten wollte, der „wieder einmal nach seiner Gewohnheit den Wald vor Bäumen nicht gesehen hatte.“ Der würdige Geistliche selbst war für den ersten Augenblick durch den vollkommenen Widerspruch zwischen den Worten und der Handlungsweise der Baronin aus der Fassung gebracht. Er wußte indessen besser, als irgend Einer, daß die Menschen nicht immer scheinen, was sie sind und nicht immer sind, was sie scheinen, und hielt es auf alle Fälle für das Gerathenste, das Benehmen seiner Gönnerin möglichst treu zu copiren, was ihm bei seiner vollendeten Virtuosität in der edlen Kunst der Heuchelei natürlich nicht schwer fallen konnte.

Indessen würde trotz des scheinbaren guten Einvernehmens der Gesellschaft die Unterhaltung bei der Abendmahlzeit, die auf der Terrasse im Freien eingenommen wurde, nicht besonders lebhaft gewesen sein, hätte Herrn Timm's Gemüth die Eigenschaft gehabt, die Farbe seiner Umgebung anzunehmen. Dies war indessen durchaus nicht der Fall.

Herr Timm hatte sein Versprechen, bei Tische mit guter Laune und noch besserem Appetit zu erscheinen

wahr gemacht. Er fand die Chocolade, die diesmal keineswegs énormement sucré war, vortrefflich, das Brod vortrefflich, die Butter vortrefflich, Alles vortrefflich. Und wie köstlich war der Einfall, sich an diesem herrlichen Abend nicht in die Stube einzuschließen! wie glücklich der Gedanke, die Tafel gerade auf diesem Punkt der Terrasse zu decken, von dem man einen so herrlichen Blick auf den Garten hatte! wie wundervoll waren die Schatten und Lichter in den hohen Bäumen drüben jenseits des Rasenplatzes! wirklich ein Gemälde von Claude Lorrain! Wahrhaftig, Herr Baron, wenn ich nicht Diogenes wäre, so möchte ich wol Alexander sein! Aber freilich, wir können nicht Alle in Schlössern hausen, es muß auch Tonnenbewohner geben, und wohl dem Manne, dem sein Schloß nicht wie eine Tonne, oder dem seine Tonne wie ein Schloß erscheint! Sie sollten diesen Gedanken zu einem Epigramm verwerthen, Frau Pastor! Sie haben ein ganz entschiedenes Talent für diese Gattung; selbst in Ihren hoch-lyrischen Gedichten findet sich oft eine epigrammatische Wendung. So in dem reizenden Sonett auf den Maikäfer. Wie heißt doch noch der Schluß? „Des Maies Käfer, falscher Liebe Bild —" das ist an und für sich schon ein tiefsinniges Epigramm. Wissen Sie, daß man in Grünwald Ihre Uebersiedelung

nach Faſchwitz noch immer nicht verſchmerzen kann? Noch neulich ſagte Profeſſor Lichtſchen, den ich in einer Geſellſchaft beim Kanonikus Schwarz traf: es ſei unverantwortlich, daß ein gewiſſer Gelehrter, den ich nicht nennen will, den reichen Schatz ſeines Wiſſens in der Einſamkeit eines Dorfes, deſſen Namen mir entfallen iſt, vergraben ſolle; worauf ich ihm erwiederte: es ſei nicht minder unverantwortlich, daß die Dichterin der „Kornblumen" noch immer unter Kornblumen wandle.

So ging es mit unendlicher Zungenfertigkeit fort, dabei war Alles, was Timm ſprach, ſo augenſcheinlich ohne jegliche Abſicht, witzig und geiſtreich ſein zu wollen, — trotzdem es manchmal geiſtreich und witzig genug war — geſagt, daß man ihm zuhören konnte wie einem luſtigen und in ſeiner Luſtigkeit freilich et was überlauten Kanarienvogel, dem die Morgenſonne in das Bauer ſcheint und der dabei auf den Einfall kommt, ſich einmal ordentlich auszuſingen. Nur kam es Oswald manchmal vor, als ob Herr Timm's Humor durchaus nicht ſo natürlich ſei, als es den Anſchein hatte; als ob Herr Timm nur eine wohl einſtudirte und fein berechnete Rolle, allerdings mit vollendeter Naturwahrheit, ſpiele, und als ob der gutmüthige Bonvivant und anſpruchloſe Naturburſche bei Licht beſehen die ganze Geſellſchaft, die er mit dem

Feuerwerk ſeines Witzes unterhielt, gründlich verhöhne und nasführe. Er wurde in dieſem Verdachte um ſo mehr beſtärkt, als Herr Timm, ſo bald er zu ihm ſprach, ſtets einen andern Ton anſchlug, als wollte er ſagen: Dir darf ich mit ſolchen Narrenspoſſen nicht kommen, aber für den andern Pöbel ſind ſie gut genug.

Dieſen Verdacht, auf den Oswald übrigens um ſo leichter verfallen mußte, als er ſelbſt nur zu oft die Geſellſchaft, gegen die er eine ſo gründliche Verachtung empfand, zum Beſten hatte, ſchien von den Andern Niemand zu theilen, es hätte denn Bruno ſein müſſen, der heute noch düſterer und verſchloſſener wie gewöhnlich auf ſeinem Platze neben Oswald ſaß, und ſeinen ſtolzen Mund nicht ein einziges Mal zu einem Lächeln verzog, obwohl er Alle um ſich her — ſelbſt Oswald nicht ausgenommen — lachen ſah, zumal als gegen das Ende der Mahlzeit Herr Albert Timm mit ſeiner Nachbarin, Mademoiſelle Marguerite, eine Converſation begann, in welcher er franzöſiſch und deutſch auf die poſſirlichſte Weiſe durcheinander miſchte. Die hübſche ſcheue Genferin hatte ſich die möglichſte Mühe gegeben, Herrn Timm's Kreuz- und Querſprüngen in der Unterhaltung zu folgen, und ſich alle Augenblicke mit einem rapiden: qu'est ce qu'il

dit? que veut dire cela? an Malte, ihren Nachbar auf der andern Seite, gewandt, der ihr die Antwort um ſo häufiger ſchuldig bleiben mußte, als er ſelbſt von Allem, was der unerſchöpfliche Albert vorbrachte, kaum die Hälfte begriff, bis dieſer mit ihr zu kauderwälſchen anfing, um mit vielem Tacte den Scherz ſofort abzubrechen, als er merkte, daß die hübſche Kleine durch das Gelächter der Andern in Verlegenheit gerieth.

Es war bereits dunkel geworden, als die Baronin die Tafel aufhob, und Herr und Frau Paſtor Jäger, die ſich jetzt unter vielen Dankſagungen für den ſo angenehm verbrachten Abend empfehlen wollten, einlud, mit ihr und dem Baron noch ein „gemüthliches kleines Boſton — in der alten Weiſe, wiſſen Sie, Paſtor Jäger, wie es ſich für ſolide Leute ſchickt" — in dem Salon zu ſpielen.

Malte war zu Bett gegangen. Oswald und Bruno, Albert und Mademoiſelle Marguerite promenirten paarweiſe um den Raſenplatz und in den zunächſt gelegenen Gängen des Gartens.

„Du haſt mir noch gar nicht geſagt, Oswald," ſagte Bruno — er nannte jetzt ſeinen Freund, wenn ſie allein waren, ſtets mit dem brüderlichen Du — „ob Du Tante Berlow geſtern geſehen haſt?"

„Ja, Brune.“

„Sah sie schön aus?“

„Wie immer.“

„Läßt sie mich grüßen?“

„Natürlich.“

„Weißt Du, Brune, daß ich glaube, Tante Berkow mag Dich sehr gern leiden?“

„Warum, Du Närrchen?“

„Sie sah Dich an dem Abend, als sie hier war, immer mit so glänzenden Augen an — so recht lieb und freundlich, wie sie mich manchmal anblickt, wenn sie mir das Haar streichelt, aber doch anders — so —“

„Ach, Du weißt ja nicht, was Du sprichst, Brune.“

„Ich weiß es recht gut, aber ich kann mich nur nicht so ausdrücken, wie ihr klugen, großen Leute. Ich bin an dem Abend ordentlich eifersüchtig auf Dich gewesen, denn früher war sie gegen mich am freundlichsten. Ich nicht wissen, wie Tante Berkow aussieht, wenn sie Jemanden gern hat? ich weiß es sehr wohl —“ sagte Brune trotzig.

„Und ich weiß auch noch mehr,“ fuhr er nach einer Pause fort. „Ich sollte es eigentlich nicht sagen, denn Tante hat es mir verboten, aber ich glaube jetzt, es ist ihr gar nicht Ernst mit dem Verbot gewesen.“

„Was war es?“ fragte Oswald mit angenommener Gleichgültigkeit.

„Das war es,“ sagte Bruno. „Ich war am Sonnabend Nachmittag, als Du Briefe schriebst, allein in den Wald gegangen, nach Berkow zu, weil das mein liebster Weg ist. Da kommt mir auf einmal Tante entgegen, zu Pferde, ganz allein, nicht einmal der Bonceeur war bei ihr. Sie ritt den Brownlock, den sie immer reitet, wenn sie schnell reiten will, und schnell mußte sie geritten sein, denn Brownlock's Brust und Hals und selbst Tantes Kleid waren voll weißer Schaumflecken. Sieh' da, Bruno! sagte sie, mir vom Pferde herab die Hand reichend, wo willst Du hin? — Nirgends hin, Tante, wie gewöhnlich, sagte ich, aber wo wollen Sie hin? — Auch nirgends! antwortete sie lachend, da können wir ja zusammen unsern Weg fortsetzen. — Wenn Sie Schritt reiten wollen, sagte ich, sonst nicht. — Und da sind wir wohl eine halbe Stunde zusammen durch den Wald gezogen, und haben die ganze Zeit von nichts als von Dir gesprochen, und Tante fragte mich, ob ich Dich lieb hätte, worauf ich natürlich mit Nein antwortete; ob Du wohl aussähest, ob Du recht munter wärest? ob Du viel studirtest? und noch hunderterlei, was ich wieder vergessen habe. Zuletzt trug sie mir auf, Dich

zu grüßen und zu fragen, ob Du die Kupferstiche noch nicht hättest, von denen ihr neulich gesprochen, und ob Du sie ihr nicht schicken wolltest — und dann rief sie mich wieder zurück und sagte: ich solle Dich lieber doch nicht daran erinnern, Dir auch nicht sagen, daß ich sie gesprochen hätte — aber, wie gesagt, ich glaube jetzt nicht mehr, daß es ihr Ernst gewesen ist."

„Warum jetzt nicht mehr, Bruno?"

„Weil —" der Knabe schwieg; plötzlich sagte er in gedämpftem Ton, als fürchtete er, die dunklen Gebüsche neben ihnen könnten es hören.

„Sage mir, Oswald, wie ist das, wenn man Jemand liebt?"

„Wie meinst Du das, Bruno?" antwortete Oswald, den die Frage in nicht geringe Verlegenheit setzte.

„Ich meine: was ist das für eine Liebe, von der so oft in den Büchern die Rede ist? Ich habe Dich lieb, sehr lieb; aber es ist mir, als müßte es noch eine andre Liebe geben. So habe ich immer nicht verstanden, warum der Marquis Posa so bestürzt ist, als Don Carlos sagt: ich liebe meine Mutter. — Weshalb soll er seine Mutter nicht lieben? Ich habe meine Mutter nie gekannt, und so weiß ich gar nicht, wie man seine Mutter liebt, aber ich denke sie mir

immer so jung und schön, wie Tante Berkow. Für die könnte ich Alles, Alles thun! Ich wünsche manchmal: sie fiele vor meinen Augen in's Wasser, und ich könnte ihr nachspringen; oder wie neulich: Brownleck bäumte sich, und ich faßte ihn in den Zügel und kämpfte mit ihm, und ließe nicht los, und wenn er mich auch mit seinen Hufen zerträte. — Warum kommen mir solche Wünsche nie, wenn ich in Deiner Nähe bin, Oswald, oder wenn ich, von Dir getrennt, an Dich denke?"

„Weil ich ein Mann bin, Bruno, und Du weißt, daß ich mir selbst helfen könnte und helfen würde. In die Liebe aber, die wir für eine Frau empfinden, mischt sich noch das Gefühl, daß wir sie, die sich selbst nicht schützen kann, mit unsrer größeren Kraft und unserm kühneren Muthe schützen müssen, und das macht unsre Liebe zärtlicher, inniger, mitleidiger; und dann noch ein Gefühl, von dem ich Dir jetzt nur so viel sagen will, daß es ein Ausfluß der ewigen Kraft ist, welche das Weltall schafft und trägt, ein Gefühl, welches rein ist, wie alle Natur, aber auch eben so keusch, und das deshalb, vor der Zeit wachgerufen, dem Voreiligen so verderblich werden kann, als seine Kühnheit dem Jünglinge, den des Wissens Drang nach Sais und in den Tempel trieb, wo sie in dichtem

Schleier verhüllt, thronte, Isis, die heilige, keusche Göttin der Natur."

„Ich verstehe Dich nicht ganz, Oswald."

„Die Welt und das Leben sind voller Räthsel, Bruno. Das Leben ist die Sphinx und wir sind der Oedipus. Und es ist der Fluch des Oedipus, daß er das Räthsel lösen muß, und ihn des Räthsels Lösung doch unglücklich macht." .

„Du bist mir nicht böse, Oswald?"

„Ich Dir böse, liebes Herz? weshalb?"

„Daß ich Dir mit solchen wunderlichen Fragen komme."

„Du sollst mich fragen, Bruno; nach Allem fragen, was Dich in Erstaunen und Verwirrung setzt. Deine Seele muß offen vor mir liegen, wie ein Buch, in dem ich blättern und wieder blättern kann. Wollte Gott, ich möchte nur Weises und Gutes auf die reinen Blätter schreiben!"

„Du bist stets so gut, so unendlich gut gegen mich, Oswald; und ich vergelte Dir all' Deine Güte nur mit Undankbarkeit und Trotz."

„Das thust Du nicht — und dann: sind wir nicht Brüder? Brüder müssen sich untereinander lieben und tragen und stützen, und dürfen nicht rechten um Mein und Dein. Sieh' Bruno, wenn der fromme

Glaube, der die Geister der Verstorbenen die auf Erden zurückgelassenen Lieben umschweben läßt, der meine wäre, so würde ich sagen: dort eben, von dem leuchtenden Sternenhimmel, schauen unsre Mütter auf uns hernieder und freuen sich der Vereinigung und Liebe ihrer Kinder. Laß uns zusammenstehen in diesem wirren Kampfe des Lebens zu Schutz und Trutz. Wie lange wird es dauern und Du bist ein Mann, wie ich, und wollte Gott, ein besserer Mann. Dann wird auch der letzte Unterschied, der Unterschied der Jahre von uns nicht mehr empfunden werden, wie ich ihn denn jetzt kaum noch empfinde. Dann werde ich vielleicht zu Dir aufschauen, wie Du jetzt zu mir; dann wirst Du mir doppelt und dreifach das Wenige bezahlen, das ich jetzt für Dich thun kann; dann werde ich — und wie gern! Dein Schuldner sein!"

„O, das wird nie geschehen;" sagte Bruno; „Du wirst immer unerreichbar weit von mir vorauseilen: ich werde nie auch nur das werden, was Du jetzt schon bist."

„Du Närrchen!" sagte Oswald und streichelte liebevoll Bruno's Haar; „Du sitzt jetzt im Parterre vor der Bühne des Lebens, und der Felsen von Pappe erscheint Deinem begeisterten Auge ein Urgebirge, und all die Trödelwaare echt. Wenn Du erst selbst auf

die Bühne trittst, wird Dir der holde, rosige Schleier der Illusion von den Augen fallen und Du wirst Deinen Irrthum erkennen. Aber wenn auch! Du wirst, wenn Du von Deinem ersten schmerzlichen Erstaunen Dich erholt hast, begreifen, daß es nicht anders sein kann, und Deinen Bruder nicht verachten, weil Du siehst, daß sein stolzer Rittermantel von verschossener Seide und arg geflickt ist, und seine Sporen eitel Messing — doch still! da kommen uns Herr Timm und Mademoiselle entgegen. Es scheint Herr Timm will die gute Gelegenheit, seine Aussprache des Französischen zu cultiviren, nicht unbenutzt lassen. Wir wollen ihn in diesem edlen Streben nicht stören. Laß uns in diesen Gang einbiegen."

Herr Timm, der jetzt Arm in Arm mit Mademoiselle Marguerite, ohne Oswald und Bruno zu bemerken, eifrig sprechend und seine helle Stimme dabei sorgfältig dämpfend, vorüberstrich, hatte in der That „die gute Gelegenheit", obgleich in etwas anderer, als in der von Oswald angedeuteten Weise, zu nutzen verstanden. Auf seine Aussprache des Französischen, wie überhaupt auf alles rein Aeußerliche, legte der junge Mann sehr wenig Gewicht, desto mehr aber auf den soliden Vortheil, den ihm die Gunst der jungen Dame, welche dem innern Hauswesen des Schlosses

vorzuſtehen ſchien, während eines, vorausſichtlich mehre Wochen lang dauernden Aufenthalts in Grenwitz gewähren mußten; und ſich dieſe Gunſt, die auch vielleicht in anderer Weiſe die Monotonie des Landlebens in angemeſſener Weiſe mildern konnte, möglichſt ſchnell zu erwerben, war Herr Albert Timm in dem allerliebſten verſchwiegenen tête-a-tête mit der kleinen Franzöſin eifrigſt bedacht geweſen. Die Unterhaltung war von beiden Seiten, ohne einem gelegentlichen franzöſiſchen Worte das Daſein zu verkümmern, deutſch geführt worden, da Mademoiſelle das Deutſche ziemlich und Herr Timm das Franzöſiſche ſehr ſchlecht ſprach, und dem jungen harmloſen, aufrichtigen, wahrheitliebenden Manne nichts verhaßter war, als der Gedanke, nicht verſtanden oder vielleicht gar mißverſtanden zu werden.

„Und Sie ſind ſchon lange hier?“ fragte er.

„Drei Jahre.“

„Der Tauſend! und Sie ſind vor langer Weile noch nicht geſtorben. Sie müſſen eine fameſe Natur haben.“

„Plait-il?“

„Ich meine, das muß doch zum Verzweifeln langweilig ſein, Jahr aus Jahr ein in dieſem öden Neſt zu hocken, und noch dazu in ſo ausnehmend inter-

eſſanter Geſellſchaft. Aber Sie haben wohl viel zu thun?"

„Enormément! Ich muß arbeiten comme un forçat —"

„Comme was?"

„Vous ne savez pas ce que c'est qu'un forçat?"

„Nein — ſchadet aber nichts. Wollen einmal ſagen: wie ein Pferd; das wird wol auf daſſelbe herauskommen. Alſo: Sie müſſen arbeiten wie ein forçat?"

„Justement! ich muß aufſchließen und zuſchließen alle Schlöſſer —"

„Hat auch ſein Angenehmes," bemerkte Herr Timm.

„Ich muß hören den ganzen Tag: Mademoiſelle, thu Sie dies, Mademoiſelle, thu Sie das! Und des Abends, wenn ich bin müde, daß ich nicht kann offen halte die Augen, ich muß leſen aus die alte dumme Bücher, bis Madame hat die Güte zu ſagen: c'est assez! — Non, madame, ce n'est pas assez, c'est trop — mille fois trop," ſagte die lebhafte kleine Dame und ſtampfte mit dem Fuße.

„Sie ſcheinen in einer allerliebſten Stimmung," ſagte Herr Timm; „aber das iſt recht, ſprechen Sie ſich aus — das erleichtert das Herz — aber, wenn die Baronin Ihnen ein ſolches Vertrauen ſchenkt, ſo müſſen Sie doch auch in großer Gunſt bei ihr ſtehen."

„Au contraire! Sie mich braucht, weil Sie muß. Sie würde mir heute geben mon congé lieber als morgen. Sie mich hat gern, weil ich nicht habe nöthig viel Schlaf und weil ich esse wenig."

„Na, da werde ich nie ihr Liebling werden," sagte Herr Timm. „Aber Sie armes Kind, da sind Sie ja in einer schauderhaften Situation. Viel Arbeiten und keinen Dank dafür; früh Aufstehen und dafür spät zu Bette gehen; den ganzen Tag dreschen müssen, wie das gutmüthige Thier in der Bibel, ohne die demselben verstattete Freiheit — das hatte ein Andrer aus. Sie sollten sich verheirathen, Mademoiselle."

Marguerite zuckte die Achseln: „Wer wird wollen mich 'eirathen? Je suis si pauvre et si laide!"

„Was ist das?"

„Ich sage: ich bin arm und ich bin äßlich."

„Das Erstere will ich zugeben," sagte Herr Timm; „das Zweite ist aber eine arge Verleumdung. Sie häßlich! Au contraire: Sie sind hübsch, Mademoiselle, très hübsch, belle, sehr belle —"

„Vous plaisantez, Monsieur!"

„Ohne Spaß!" sagte Herr Timm, „Sie sind wirklich ein auffallend hübsches Mädchen. Erstens haben Sie eine reizende Figur —"

„Trop petite," sagte Marguerite.

„Nicht die Spur," versicherte Herr Timm; „Zweitens haben Sie wunderhübsche braune Augen; eine reizende Hand, einen entzückend niedlichen Fuß —"

„Mais, monsieur!"

„Was denn? es ist ja wahr; was wahr ist, darf man sagen. Ich wette, daß Monsieur le docteur Stein vollkommen meiner Meinung ist. Lieben Sie den Doctor?"

„Ich ihn lieben?" sagte die kleine Französin mit großer Lebhaftigkeit; „ich ihn lieben? — ich ihn asse!"

„Na, na!" sagte Herr Timm; „warum denn? er ist doch ein sehr schöner Mann."

„C'est un bel homme, mais c'est un fat."

„Un was?"

„Er ist ein Narr, oui un Narr, qui est monstrueusement amoureux de lui-même; mais avec toute sa fierté je me moque de lui, je me moque de sa fierté, oui, je m'en moque, moi!"

„Bitte, ereifern Sie sich nicht, und sprechen Sie vor allen Dingen deutsch, wenn Sie wünschen, daß ich Sie verstehen soll. Was hat Ihnen denn der Unglückliche gethan?"

„Lui? malheureux? Il n'est pas malheureux; ce monsieur-la. Tout le monde le flatte, le cajole —"

„Aber ſo ſprechen Sie doch um Himmelswillen deutſch!“

„Glauben Sie, daß er hat geſprochen zehn Worte mit mir, ſeitdem daß er iſt hier?“

„Das iſt freilich abſcheulich! Au! da habe ich mir ſchon wieder den Fuß an ſo einer verdammten Baumwurzel geſtoßen. Ich bin im Dunkeln ſo blind, wie ein Maulwurf. Sie thäten wirklich ein Werk der Barmherzigkeit, wenn Sie meinen Arm annehmen und mich ein wenig führen wollten.“

„Très volontiers, Monsieurs.“

„Alſo ſo ein eitler Herr iſt dieſer Doctor Stein,“ ſagte Herr Timm, den Arm der hübſchen Marguerite in den ſeinen legend und dabei, wahrſcheinlich aus Kurzſichtigkeit, ziemlich feſt an ſeine Bruſt drückend; „ei, wer hätte das gedacht! Na, wiſſen Sie was, liebe Marguerite — welch' ein reizender Name das iſt: Marguerite! — ich darf Sie doch Marguerite nennen? — Ja, was ich ſagen wollte: ärgern Sie ſich nicht über den albernen Menſchen, liebe Marguerite! Wenn er nicht mit Ihnen ſprechen will, ſo iſt das ſein eigener Schade, und wenn er Sie nicht hübſch findet, ſo finden Sie dafür andre Leute deſto hübſcher; ich zum Beiſpiel, obgleich ich ſehr kurzſichtig bin, beſonders hier in dieſem Baumgange, wo es ſo dunkel

iſt, daß man wahrhaftig nicht die Hand vor den Augen ſehen kann. — Fürchten Sie ſich, kleine Marguerita? Nein? warum klopft denn Ihr Herz ſo? oder hätten Sie mich gar aus Verſehen ein bischen lieb? Haben Sie mich ein bischen lieb, Marguerite? Geniren Sie ſich gar nicht; mir kann man Alles ſagen. Oder ſagen Sie lieber nichts und geben Sie mir einen Kuß! Sie wollen nicht — ſo! das iſt vernünftig: ihr Franzoſen und beſonders ihr Franzöſinnen ſeid eine charmante Nation. Aber warum weinſt Du denn, kleiner Narr? Iſt es bei euch denn ein Staatsverbrechen, einem ehrlichen Kerl einen Kuß gegeben zu haben, und noch dazu im Dunkeln ... Verdammt, da kommt der alberne Menſch, der Doctor mit ſeinem Grasaffen ... Bon soir, meine Herren, wir können hier Begegnen ſpielen."

„Oder Blindekuh," ſagte Oswald, „und noch dazu ohne Binde. Ich dächte, wir gingen hinein. Wenn ich nicht irre, hat die Baronin ſchon nach Mademoiſelle gerufen."

Herr und Frau Paſtor Jäger hatten ſich unter vielen Dankſagungen und Freundſchafts- und Ergebenheitsverſicherungen empfohlen, um auf dem Einſpänner in die idylliſche Ruhe von Faſchwitz und unter „ihr niedriges Dach" zurückzukehren; Oswald und Herr

Timm — Brune hatte sich schon einige Minuten zuvor entfernt — stiegen die Wendeltreppe des Thurms hinauf, um sich auf ihre Zimmer zu begeben.

„Dies ist Ihr Zimmer, so viel ich weiß, Herr Timm," sagte Oswald, vor einer der vielen Thüren stehen bleibend, die auf denselben Corridor gingen, welcher Stufen auf Stufen ab, in vielfachen Biegungen durch den alten Theil des Schlosses, wo Oswald und die Knaben wohnten, und mehere der weniger stattlichen Gastzimmer lagen, führte.

„Und wo ist denn Ihr Wigwam, Herr Doctor?"

„Ein paar Thüren weiter."

„Sind Sie sehr müde?"

„Nicht besonders."

„So erlauben Sie mir, noch ein paar Minuten mit zu Ihnen zu kommen. Ich empfinde das sehr natürliche Bedürfniß, nach all dem Unsinn, den ich geschwätzt habe, und habe schwätzen hören, in vernünftiger Gesellschaft eine gute Cigarre zu rauchen."

„So kommen Sie," sagte Oswald, der viel lieber allein geblieben wär, aber eine zu hohe Meinung von der Pflicht der Gastfreundschaft hatte, um eine so directe Anrufung derselben zurückzuweisen: „ob Ihnen freilich meine Cigarren gut und meine Gesellschaft vernünftig genug "

„Um Gotteswillen für heute nicht noch mehr Complimente!“ rief Herr Timm; „ich bin mit den bereits Genoſſenen vollkommen zufrieden. Bitte! ſpazieren Sie voran —“

„Ein reizender Wigwam,“ ſagte Herr Timm, als ſie in das Zimmer getreten waren und Oswald die Lampe auf dem runden Tiſch vor dem Sopha entzündet und ein Kiſtchen mit Cigarren aus ſeinem Secretär geholt hatte; „eine allerliebſte Tonne für einen Cyniker, der gelegentlich bei den Sybariten in die Schule geht; wirklich famos behaglich, für meinen Geſchmack faſt zu behaglich. Der große Lehnſtuhl in der tiefen Fenſterniſche, von dem man auf der einen Seite ſo bequem in den Garten, und auf der andern „ſtill und bewegt“ nach dem ſchönen Apollokopfe dort auf dem Schranke blicken kann, Natur und Kunſt vis-à-vis, und man ſelbſt mitten dazwiſchen, wie der Mann ſagte, als er aus dem Luftballon fiel. — Die Cigarre iſt ſuperb, wirkliche Havannah und kein Stinkadores — rauchen Sie nicht? nein? und halten ſich für ihre Freunde und Bekannten ein ſolches Blatt! — Edelſter der Menſchen! der heilige Crispinus iſt ja ein Straßenräuber in Vergleich mit Ihnen! Was haben Sie denn da in der höchſt verdächtig ausſehenden Flaſche oben auf dem Bücherbrett? ich glaube gar Cognac —“

„Und noch dazu alten, echten," sagte Oswald, „wenigstens versichert es mein Freund, der Inspector Krampe, der mir diese, jedenfalls geschmuggelte, Flasche aufgenöthigt hat —"

„Und noch nicht einmal entkorkt — Mr. Herculeus! Da müssen wir doch einmal untersuchen, ob der Inspector Sie nicht belogen hat. Trinken Sie auch ein Glas Grog?"

„Ich nicht, aber lassen Sie sich dadurch nicht abhalten;" sagte Oswald gutmüthig, die Flasche herabnehmend und entkorkend; „ich will auf meiner Maschine Wasser heiß machen —"

„Bewahre! wozu die Umstände! kaltes Wasser thut dieselben Dienste, besonders in geringer Quantität — das ist ja ein reizender Abend;" sagte Herr Timm, sich vergnügt die Hände reibend. „Nun setzen Sie sich gefälligst in die Sophaecke, damit ich die Ueberzeugung gewinne, daß Sie sich so behaglich fühlen, wie sich Jemand, der nicht raucht und trinkt, überhaupt fühlen kann; ich werde mir den Lehnstuhl heranrücken — was der Kerl für eine Wucht hat! — und nun lassen Sie uns eins plaudern, wie es sich für zwei ehrliche Kerle, die dem ganzen Blödsinn der sogenannten guten Gesellschaft ein Schnippchen schlagen, geziemt."

So sprach Herr Timm, zog mit dem Fuße noch einen Rohrstuhl herbei, um seine Beine darauf zu legen, und streckte sich behaglich, den Kopf etwas hintenüber gebogen, um dem Rauch seiner Cigarre bequemer und länger nachschauen zu können.

Der Schein der Lampe fiel ihm dabei voll ins Gesicht und Oswald bemerkte jetzt zum ersten Male, daß Herrn Timm's Züge, besonders im Profil gesehen, wo die kecken, saubern Linien zur vollen Geltung kamen, wirklich überraschend hübsch und interessant waren. Diese Entdeckung war für Oswald durchaus nicht gleichgültig. Er ging noch einen Schritt weiter als Voltaire, und hielt dafür, daß nicht nur von den Büchern, sondern auch von den Menschen das genre ennuyeux das schlimmste sei, und bei einem überaus regen und durch Studien vielfach gebildeten Formensinn ließ er sich von seiner leidenschaftlichen Liebe für malerische und plastische Schönheit in einer Weise beherrschen, daß sein Gefühl des Wahren und Guten dabei Gefahr lief, nicht unterdrückt, aber doch getrübt zu werden. So war es in diesem Falle. Herrn Timm's formloses Wesen und nur dünn verschleierter derber Realismus hatten ihn im Laufe des Abends ein paar mal recht empfindlich beleidigt, und er war schon entschlossen gewesen, den

Verkehr mit dem übermüthigen Gesellen während dessen Verweilens in Greenwich auf das Unvermeidlichste zu beschränken; aber während er jetzt die Umrisse des hübschen Gesichtes im Geist nachzeichnete, hatte er den kaum gefaßten Vorsatz schon halb und halb vergessen.

„Wollen Sie einmal ein paar Minuten so sitzen bleiben?“ sagte er, unwillkürlich nach einem Bleistift greifend, und auf dem ersten Blatte, das ihm auf dem mit Büchern und Papieren bedeckten Tische in die Hände fiel, anfangend, Albert's Profil zu skizziren.

„Eine halbe Stunde, wenn Sie wollen,“ sagte dieser; „ich liege vortrefflich; wenn ich nur dabei rauchen, sprechen und gelegentlich einen Schluck dieses irrischen Nektars nehmen darf.“

„Lassen Sie sich ja nicht stören,“ sagte Oswald, eifrig zeichnend.

„Es ist doch ein merkwürdiger, alter Kasten, dies Schloß,“ phantasirte Albert; „ich glaube, ich habe verdammt wenig Sinn für Romantik, aber ich brauche nur den Fuß auf die Wendeltreppe zu setzen, die in diesen Flügel führt und mich umgeben Schauer des Mittelalters. Selbst meine Sprache wird eine andere, wie Sie hören, und kriegt einen Beischmack von van der Velde und Tremlitz. Welche Mauern! man würde jetzt ein Dutzend daraus machen. Wenn es damals,

wie zu vermuthen steht, auch Leute gegeben hat, mit denen man Thüren und Wände einrennen konnte, welche dicke Schädel müssen die gehabt haben!"

„Wollen Sie gefälligst einmal die Brille abnehmen?" sagte Oswald.

„Mit Vergnügen. Hätte ich im Mittelalter gelebt, würde ich mir nicht an der Lectüre schlecht gedruckter Schmöcker die Augen verdorben haben. Wenn das Mittelalter überhaupt einen Vorzug vor unserer Zeit hatte, so ist es der, daß die Leute nichts zu lernen brauchten. Denken Sie sich: keine Schulen, keinen Cornelius Nepos, keine Geschichte des Mittelalters, keine Examina; blos ein paar Fechtstunden bei einem alten Haudegen von Knappen, der, wie der Klosterbruder im Nathan, der Herren gar viel gehabt und von dem einen noch immer ein hübscheres Schelmenstückchen zu erzählen weiß, als von dem andern; und dann etwa, wenn man Anspruch auf höhere Bildung machte, ein paar Lectionen auf der Laute bei einem lustigen, fahrenden Gesellen, der voller hübscher Lieder und toller Schwänke steckt, der vor tausend Thüren gesungen und eben so viel schöne Mädchen geküßt hat — das muß doch ein famoses Leben gewesen sein! Und vor allem diese Leichtigkeit der Ortsveränderung, diese unbedingte, oder höchstens durch ein

paar handfeste Burschen, die einem in den ersten besten Hohlweg den Schädel ein ganz klein wenig einschlagen, bedingte Freizügigkeit! George Sand hat einmal ein hübsches Wort, das einzige, das ich aus allen ihren vielen Romanen behalten habe, wahrscheinlich weil es mir aus der Seele geschrieben war: „Was giebt es schöneres, als eine Landstraße!“ Ist das nicht prächtig? Ist das nicht die ganze Poesie, zum wenigsten die Poesie des Abenteuerlichen in einem Worte? Ich könnte die Frau küssen für das Wort, obgleich sie ein Blaustrumpf ist, und ich die blauen Strümpfe hasse, wie den Teufel, oder vielmehr ärger als den Teufel, der doch im Grunde nur ein verkanntes Genie ist und als solches auf die Sympathie jedes Gebildeten Anspruch machen kann. Aber wenn Einen in unserer Zeit der Teufel und seine Helfershelfer und Diener auf Erden, die Gläubiger, plagen, wo soll man hinfliehen vor ihrem Angesicht? Damals, in der guten alten Zeit, packte man eines schönen Morgens vor Sonnenaufgang seinen Ränzel, oder in Ermangelung dessen, sich selbst, marschirte zum Thor hinaus und war, wenn man nach einer Stunde das Weichbild der Stadt hinter sich hatte, in Sicherheit, und, ehe der Abend kam, mußte Einem schon so viel Abenteuerliches begegnet sein, daß man die alte Stadt

und das hübsche braune Mädel darin, für die man gestern noch leben und sterben wollte, bis auf die Erinnerung vergessen hatte. — Sind Sie fertig? Na, lassen Sie einmal sehen. Hm! Sie zeichnen, wie der Maler Conti in der Emilia Galotti, nicht, was die Natur geschaffen hat, sondern was sie hätte schaffen sollen, wenn sie in dem betreffenden Augenblicke nicht unglücklicherweise blind gewesen wäre. Sehr hübsch in der That, aber das Original ist mir doch lieber. Und Dichter sind Sie auch, wie ich sehe."

„Wie so?"

„Nun, die andere Seite des Blattes ist ja von oben bis unten mit Versen beschrieben. Und noch dazu Sonette, die ich über alles liebe. Ich darf sie doch lesen?"

„Es ist nicht des Lesens werth," sagte Oswald, den Alberts Frage sichtbar verlegen machte. — Die Verse waren an Melitta, waren in der Erinnerung an die erste köstliche Zusammenkunft im Waldhäuschen geschrieben! Er glaubte das Blatt sicher in seinem Pult verwahrt, und bereute bitter seine Unvorsichtigkeit, die es jetzt seinem übermüthigen und, wie er fürchten mußte, keineswegs sehr discreten Gast in die Hände gespielt hatte. Glücklicherweise war Melitta's Name nicht genannt.

„Nicht des Lesen werth?“ sagte Albert; „das wollen wir gleich einmal sehen. Dichter haben kein objectives Urtheil über ihre Producte. Denken Sie einmal, ich hätte die Verse gemacht und fühlte mich gedrungen, sie Ihnen vorzulesen. Hören Sie zu!“

„Sie liebt mich!“

Der Anfang ist weniger original, als wahr. Aber Sie werden mir zugeben, daß man ein so uraltes Thema nicht immer wieder neu behandeln kann. Also:

Sie liebt mich! Herz, hör auf so wild zu schlagen!
Halt aus, mein Herz! Du darfst nicht auch zerspringen,
Weil er zersprang, der letzte von den Ringen,
Die Du so lange Jahre hast getragen!

Sie liebt mich! wie die Wolken eilend jagen
Dort droben auf des Nachtwinds feuchten Schwingen!
Die Wälder rauschen und die Quellen klingen,
Und Wolken, Wälder, Quellen — Alle sagen:

Sie liebt mich! O, noch schwebt auf meinem Munde
Der süße Kuß, den sie mir hat gegeben
In dieser holden, gnadenreichen Stunde;

Noch fühl' ich ihre Brust an meiner beben
Die stumme, wunderbar beredte Kunde
Von ihres Herzens tiefgeheimsten Leben.

„Wie finden sie das?“ „Ich dächte, ich hätte das erste, stürmische Entzücken eines Liebenden in dem

Augenblicke, wo er ſich der Gegenliebe des angebeteten Weſens verſichert hat, gar nicht ſo übel gezeichnet. Aber hören Sie weiter, wie das Allegro in ein Adagio verklingt:

O ſterngeſchmückte, milde, heil'ge Nacht!
Du grabesſtiller, tiefer Gottesfrieden!
Du heilſt die Kranken und erquickſt die Müden
Nach ihrer wirren, tollen Lebensjagd.

Und du haſt mich ſo überreich bedacht,
Du haſt mir gnädiglich ein Glück beſchieden,
Wie es ſo groß und ſchön noch nie hienieden
Der Erdenkinder einem hat gelacht.

O Mutter Nacht! die Du uns haſt geboren,
Die Du uns trägſt in Deinen weichen Armen,
An deren Bruſt wir Kraft und Ruhe trinken —
O, ginge einſt mein holdes Glück verloren,
Dann, große gute Mutter üb' Erbarmen,
Dann laß zurück in Deinen Schooß mich ſinken!

Albert hatte die Verſe ohne alle Affectation, klar und verſtändig, ja mit einem gewiſſen Anflug von Wärme vorgetragen. Oswald wußte ihm Dank dafür. Er hatte ſchon gefürchtet, die Gedichte, auf die er freilich nur in ſo fern Werth legte, als ſie ein treuer Ausdruck ſeiner Empfindungen waren, von dem frechen Spötter ihm gegenüber ſchonungslos profanirt zu ſehen. Er war froh, ſo leichten Kaufs davon gekommen zu ſein.

„Machen Sie nie Verse?“ fragte er, indem er das Blatt nahm und in ein Heft legte, das noch andere Poesien zu enthalten schien.

„Ich?“ sagte Herr Timm, einen tiefen Schluck aus seinem Glase thuend; „bewahre! dazu bin ich viel zu praktisch. Die praktische Weltanschauung und die poetische vertragen sich wie Hund und Katze. Wenn das Kätzchen Poesie gerade am zärtlichsten miaut, bellt der Hund Prosa mit seiner groben Stimme dazwischen und die kleine Schwärmerin verstummt. Warum wollen Sie zum Beispiel Knall und Fall sterben, wenn Ihnen das „holde Glück“, wie Sie es nennen, verloren geht? Das ist doch so unpraktisch wie möglich. Warum sagen sie nicht statt: „Dann laß zurück in Deinen Schooß mich sinken“ — „Dann laß mich schnell in andre Arme sinken“ — oder dergleichen, wodurch das Gemüth des Hörers beruhigt und vor seinem Auge eine höchst angenehme Perspective aufgethan würde. Was habt ihr Poeten überhaupt davon, einem das bischen Vergnügen, das man sich noch allenfalls auf diesem melancholischen Planeten verschaffen kann, geflissentlich zu verkümmern! Aber freilich, ich spreche davon, wie ein Blinder von der Farbe. Vielleicht befindet ihr euch dort oben in Wolkenkukusheim, Alles in Allem, doch besser, als wir

auf der höckrigen Erde, wo man von Hühneraugenschmerzen und anderen irdischen Empfindungen, die euch luftigen Gesellen erspart sind, gar viel zu leiden hat. Ich habe mir schon manchmal gewünscht, ich hätte ein bestimmt ausgesprochenes Talent für diese oder jene Kunst: Poesie, Musik, Hühneraugenoperiren, Malerei, Grimassenschneiden, Plastik, Gliederverrenken — gleichviel, nur irgend einen Sparren, an dem man sich halten kann, wenn einem die Wellen des Lebens über dem Kopf zusammenschlagen. Ich erinnere mich einmal in einer Thierbude an einem Dachs gesehen zu haben, welcher Segen im Unglück ein solches Talent ist. Die übrigen talentlosen Bestien liefen wie verrückt in ihren Käfigen umher, oder brüllten vor Wuth und Hunger, oder ergaben sich im besten Falle einer stummen Verzweiflung. Meister Dachs dagegen seinem angebornen künstlerischen Triebe folgend, arbeitete unverdrossen an einer imaginären Höhle in dem Boden seines Käfigs, kratzend, kratzend, immer kratzend, vom Morgen bis zum Abend. Er vergaß dabei augenscheinlich Hunger und Kälte, vergaß, daß er gefangen war; in der Ausübung seines Talents, selbst unter so verzweifelt ungünstigen Verhältnissen, seine Seligkeit findend. Ich wollte, ich wäre so ein Dachs! — Der Cognac ist wirklich superb, Sie sollten auch ein Glas

trinken, Doctor, um die Wolken von ihrer Apollostirn zu verscheuchen. — Aber ich habe zu Allem Talent, das heißt zu Nichts. In meiner Jugend war ich weit und breit als ein Wunderkind verschrieen, weil ich wie ein Staarmatz Alles nachpfiff, was mir die Andern vorpfiffen. Der Junge wird's einmal weit bringen, sagten die albernen Menschen, wenn ich wieder einmal so eine erstaunliche Probe meines Gedächtnisses, in welchem alles Dumme und Kluge gleich fest haftete, zum Besten gab. Ich wollte, ich hätte sitzen und schwitzen müssen, wie die andern armen Jungen, denen ich damals die Exercitien machte und die dafür jetzt gemachte Leute sind, während ich nichts viel Besseres bin, wie ein Vagabund. Aber, vive la joie et vive la bagatelle! Es muß auch Vagabunden geben, aus dem einfachen Grunde, weil es sonst keine soliden Leute gäbe. Die Vagabunden sind das Salz der Erde, oder wenigstens der fliegende Same, der die sonst fest am Boden klebende, und am Boden verrottende Cultur über die ganze Erde verbreitet. Vagabunden gründeten Karthago, Vagabunden gründeten Rom. Was soll ein ehrlicher Kerl, der in Europa nicht mit einer echten Havana Cigarre im Munde geboren ist, anders thun, als nach Amerika

auswandern, wenn er das sehr natürliche Bedürfniß empfindet, einmal eine echte Cigarre zu rauchen, und sie nicht geradezu stehlen will, oder nicht das Glück hat, einen so liebenswürdigen Menschen aufzutreiben, wie Sie, der Sie sich echten Cognac und echte Cigarren für ihre Bekannten halten und dabei noch die Gutmüthigkeit haben, dem Geschwätze dieser Bekannten zuzuhören, obgleich Ihnen die Augen beinahe vor Müdigkeit zufallen. Der Tausend! Der Inhalt der Flasche hat sich fast um den dritten Theil seines Volumens verringert. Wie vergänglich doch alles Irdische ist! Buona notte, Don Oswaldo! dormite bene und träumen Sie dolce von den bei occhi della donna bella, amata, immaculata Ihrer Sonette. Ich für mein Theil will, wie Hamlet, beten gehen, denn nicht einmal zum Schlafen habe ich Unglücklicher Talent, geschweige denn zum Träumen. Gute Nacht, Dottore!"

„Gute Nacht!" sagte Oswald, sich schlaftrunken aus seiner Sophaecke erhebend und Albert bis zur Thür begleitend.

„Keinen Schritt weiter, Dottore!" sagte dieser, „Alles hat seine Grenzen!" und als die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte, blieb er noch einen Au-

genblick ſtehen, legte den Daumen ſeiner rechten Hand an die Naſe, die übrigen vier Finger ſchnell bewegend — eine Geſte, die für Oswald weniger ſchmeichelhaft, als für das kindlich harmloſe Gemüth des Herrn Timm bezeichnend war.

Neuntes Kapitel.

Der drückenden Hitze, die in der letzten Zeit geherrscht hatte, folgten einige kühle regnerische Tage.

An solchen Tagen erschien Schloß Grenwitz noch öder und einsamer, als gewöhnlich. Sonst kam, wenn auch Niemand anders, doch wenigstens der Sonnenschein zu Besuch auf Schloß Grenwitz, und blieb bis zum Abend und drang in alle Räume, selbst in die verschlossenen Gesellschaftszimmer des oberen Stocks, wo er flüchtig über die Stühle und Sophas mit den kostbaren, obgleich ein wenig verblichenen Damastüberzügen weghuschte und hier und da ein Bild an der Wand begrüßte, das er schon seit hundert Jahren und darüber kannte. Sonst waren, wenn weiter auch Niemand, doch wenigstens die Spatzen lustig und guter Dinge, die in den Löchern des alten Thurmes und in den Stuckernamenten des Neubaus nisteten und schon vom frühesten Morgen sich so ungenirt über

ihre Angelegenheiten unterhielten und zankten, als ob das Baronenſchloß ihnen nicht mehr Achtung abnöthigte, als eine Bauernſcheune. Und wem es trotz alledem zu einſam und öde im Schloſſe wurde, der konnte in den Garten hinabgehen, wo die Blumen in noch viel ſchöneren und vor allem friſcheren Farben prangten, als die Tapeten und die Stühle und Sophas drinnen in den Prunkzimmern, wo über den bunten Blumen ſich bunte Schmetterlinge wiegten, wo die Vögel jubilirten, die Bienen geſchäftig ſummten und für den, welcher Augen hatte, zu ſehen, und Ohren, zu hören, allüberall ein wunderſames, ſtill geſchäftiges, an Leiden und Freuden reiches Leben herrſchte.

Das war nun Alles anders an Regentagen. Da konnten ſich die Bilder an der Wand ohne Furcht vor dem neugierigen Sonnenſchein mit den Stühlen und Sophas alte, gemeinſam erlebte Geſchichten erzählen, ſo viel ſie wollten; da ließen ſelbſt die Spatzen ihre ewigen Streitigkeiten für den Augenblick ruhen, oder biſſen ſich in aller Stille um die beſten und trockenſten Plätze; und in dem Garten ließen die Blumen die regenſchweren Köpfchen hängen; und all' das bunte, reiche Leben ſchien erſterben. In den naſſen Gängen und über die Beete weg ſpielten die Winde Haſchens und zerzauſten dabei mitleidlos die armen Blumen,

und warfen die Bohnenstangen um und fuhren die Bäume hinauf, und schüttelten und rüttelten an den Aesten, daß die schlanken Zweige hinüber und herüber rauschten.

Dies melancholische Wetter paßte nur zu gut zu Oswald's Stimmung. Seit dem Tage in Barnewitz war eine Veränderung mit ihm vorgegangen, die er sich selbst kaum zu erklären wußte. Es war, als ob ihm plötzlich ein dichter Schleier über die Augen gefallen wäre, durch den hindurch ihm Alles farblos und reizlos erschien; es war, als ob ihm eine feindliche Hand Wermuth in den Kelch des Lebens gemischt hätte, aus welchem er in der letzten Zeit mit so vollen, gierigen Zügen getrunken. Selbst das Bild der schönen lieben Frau, die in dem Allerheiligsten seines Herzens thronte, schien seine Wunderkraft verloren zu haben. Wo war all' die Seligkeit geblieben, die ihn sonst bei der Erinnerung an sie und an die einzig wonnigen Stunden, die er mit ihr verlebt hatte, erfüllte? wo die ruhelose Sehnsucht nach ihrem Anblick, nach dem Ton ihrer Stimme? wo die fieberhafte Ungeduld, mit der er die Sonne in ihrem Lauf verfolgte und die Nacht herbeiwünschte, unter deren Schutz er sich die enge Treppe, die dicht neben seinem Zimmer in den Garten führte, hinabstahl, um zu ihr zu eilen, die

seiner in der verschwiegenen Kapelle harrte; ihm oft schon, ohne Furcht vor den Schauern der Nacht und der Einsamkeit, in dem Walde unter den hohen, ernsten, finstern Bäumen entgegen gekommen war! — Und doch wußte er, daß sie jetzt einsam um ihn trauerte, daß sie ihm längst vergeben hatte, was sein knabenhafter Trotz und seine kindische Laune an ihr gefrevelt; daß kein strafendes Wort, kein verwurfsvoller Blick ihn empfangen würden, wenn er zu ihr zurück käme; daß sie freudig ihre Arme ausbreiten und ihn an ihr liebevolles Herz ziehen würde. Ach! nicht an ihr zweifelte er, nicht an ihrer Liebe, aber an sich selbst, an seiner Liebe! Wie dumpfes Glockenläuten, wie Grabgesang tönten ihm noch immer die letzten Worte Oldenburg's: Wer von uns kann denn noch mit ganzem Herzen lieben? wer von uns hat denn noch ein ganzes Herz, und eine Stimme, die er nicht zum Schweigen bringen konnte, raunte ihm zu, wo er auch ging und stand und selbst des Nachts in seinen wirren Träumen: Du nicht! Du nicht! — In den Linien Deiner Hand steht es ja geschrieben! Das braune Weib im Walde sah es ja auf den ersten Blick: Du kannst nicht treu sein: Du nicht! Du nicht! — Und als Du zu Melitta's Füßen sankst, und den Schwur der Liebe und Treue stammeltest, schloß sie

Dir nicht den Mund, ängstlich, hastig, als wollte sie Dir das Verbrechen des Meineids ersparen: „o, schwöre nicht! Ich kann Dir Liebe schwören nun und Treue auf immerdar, aber Du nicht! nicht! —

Regenwetter! wie der Wind die Tropfen gegen die Fensterscheiben jagt, daß sie trüb werden wie verweinte Augen! wie schwer und tief die Wolken schleppen, die grauen Trauermäntel, als würden sie mit dem Saum die Wipfel der Pappeln drüben auf dem Schloßwalle streifen! Wer doch da draußen läge in der schwarzen nassen Erde, überhoben aller Qual des Zweifels und der Reue! Wer doch Theil haben könnte an dem ewigen Frieden der Natur! wer doch Eines sein könnte mit den Elementen! mit dem Winde über die Erde brausen, mit der Flamme zum Himmel lodern, mit dem Wasser des Stromes im Ocean verrinnen könnte!

Hat die schwermüthige Weisheit der Inder Recht? und ist das ganze Menschenleben nur ein ungeheurer Irrthum? sind wir Alle, Alle nur verlorne Söhne, die das Haus des guten alten Vaters verließen, um uns von Trabern zu nähren? Und ist es wahr, daß wir jeder Zeit zu ihm zurückkehren können? daß wir zurücksinken können in den Schooß der lieben Mutter Nirwana, der uranfänglichen Nacht, wenn wir es

nur von ganzem Herzen wünschen? Von ganzem Herzen? Wer von uns hat denn noch ein ganzes Herz zum Leben und zum Sterben? Du nicht! Du nicht! — —

Vertrauen zu uns selbst ist wie eine Götterwolke, in die gehüllt wir die Gefahren des Lebenskampfes unverletzt durchwandeln, und, wenn wir fallen, als Helden fallen, mit der Todeswunde auf der stolzen Stirn, in der muthigen Brust. Zweifel an uns selbst ist wie ein jäher Schwindel, der uns auf steiler Felsenhöhe packt, unser Blut gerinnen macht, die Kraft unsrer Sehnen löst, und uns zuletzt rettungslos in den Abgrund schleudert.

In solchen qualvollen Augenblicken schließt sich der Mensch, wie ein im Walde verirrtes Kind, an den ersten Besten, der ihm begegnet, an Jeden an, der singend die Straße des Lebens einherzieht und der Gefahren des Weges spottet.

Ein solcher muthiger Wanderer erschien dem verdüsterten, entmuthigten Oswald sein neuer Bekannter, und so kam es, daß er sich in diesen bösen Tagen an den stets zu Scherz und Lachen und tollen Streichen aufgelegten Albert mit einer Herzlichkeit anschloß, die ihn, der sonst in der Wahl seiner Freunde so äußerst wählerisch war, selbst in Erstaunen setzte.

Albert brauchte nicht mehr Zeit, sich an einem fremden Orte einzurichten, wie ein Araber, um sein Zelt aufzuschlagen. Und von einer Einrichtung konnte eigentlich bei ihm keine Rede sein. Er überließ es jeder seiner Sachen, deren nicht viele waren, sich in seinem Zimmer einen Platz zu suchen. Wollte der eine Stiefel lieber auf dem Stuhle stehen und der andere mit dem Absatz nach oben auf der Erde liegen — er hatte nichts dagegen. Fand es der Frack, das einzige einigermaßen respectable Kleidungsstück, dessen er sich erfreute, behaglich, in einer Ecke des kleinen melancholisch aussehenden Koffers zu einem unförmlichen Bündel geballt, zwischen schmutziger Wäsche sein Dasein zu vergessen, — er wollte ihn in seinem Vergnügen nicht stören. Und er selbst, der glückliche Besitzer all' dieser emancipirten Herrlichkeiten, stand trotz des kühlen Wetters in Hemdsärmeln über ein großes Reißbrett gebeugt und pfiff und sang und zeichnete und lachte Oswald, der am Nachmittage, ihn zu besuchen, kam, wegen seiner Leichenbittermiene, wie er es nannte, aus.

„Dottore, Dottore!" rief er, „Sie sehen aus, als ob Sie von dem Grog, den ich gestern Abend getrunken, den wildesten Katzenjammer gehabt hätten! Wahrhaftig, Sie beschämen das Wetter! Die Wolken

draußen ſind ja verglichen mit denen auf ihrer Stirn in hundert bunten Farben ſchimmernde Seifenblaſen! Haben Sie je als Junge an einem ſchönen hellen Sommermorgen in der Bodenluke geſeſſen und aus einem kleinen Stummel von Tonpfeife bunte Seifenblaſen in die blaue Luft hinausgeſandt, während unten zwiſchen den bleiernen Soldaten auf dem großen Tiſch in der Kinderſtube ein angefangenes lateiniſches Exercitium lag, für deſſen fragmentariſchen Zuſtand Sie ein paar Stunden darauf von Ihrem Lehrer die ſchönſten Prügel beſahen! Sehen Sie, das iſt das Bild des Lebens. Unſer Wiſſen iſt Stückwerk, und unſre beſten Exercitien bleiben Stückwerk, die bunteſten Seifenblaſen zerplatzen, und die derbſten Prügel fühlt man eine Stunde nachher nicht mehr. Es iſt Alles eitel, vor allem aber unſer Grämen darüber, daß Alles eitel iſt. Zum Kukuk! Ich habe die Welt nicht gemacht und Sie, ſo viel ich weiß, auch nicht. Weshalb ſollten wir Beide uns alſo darüber den Kopf zerbrechen? Ich zerbreche mir über Nichts den Kopf, über gar nichts, zum Beiſpiel auch nicht über dieſe Linie, die ich offenbar zu kurz gemeſſen habe, und die ich nun nach Gutdünken mit Grazie verlängern muß, bis ſie dieſe Ecke hier trifft, — nebenbei eine höchſt romantiſche Waldecke, wo ich eine allerliebſte ſtumpf-

näſige, rothbäckige, hochgeſchürzte Bauerdirne traf, die jedenfalls dieſe ganze Confuſion veranlaßt hat. Na, ſchadet nicht. Die Rechnung kann ja nicht immer rein aufgehen, wozu wären denn ſonſt die Brüche da, und das Grenwitz'ſche Majorat bleibt darum doch, was es iſt, eine ausgezeichnet ſchöne Erfindung, beſonders für den Spatzenkopf, den Malte. Iſt der Junge wirklich ſo dumm, wie er ausſieht?"

„Durchaus nicht," ſagte Oswald, der mit einem Stiefelknecht und einer Botaniſirkapſel, aus der ein Strumpf von blauem Garn ſchamhaft hervorlugte, das kleine Sopha im Zimmer theilte. „Malte kann nicht blos bis fünf, ſondern ſehr viel weiter zählen. Er hat für Manches ein ganz entſchiedenes Talent, beſonders zum Rechnen, worin er Bruno, der ſehr wenig Sinn dafür hat, weit vorausgeeilt iſt."

„Ja, die Verſehung iſt wunderbar weiſe," ſagte Albert, in einem kleinen Näpfchen ſchwarze Tuſche anreibend; „wem ſie die Schildkrötenſuppe des Reichthums zugedacht hat, beſchert ſie gleich den ſilbernen Löffel dazu, und wem ſie den Schiffszwieback der Armuth mittheilte, verſieht ſie freundlichſt mit hohlen Backenzähnen, damit er ſich nicht lange über die trockene Koſt zu ärgern braucht. Ich für mein Theil habe aus Verſehen vortreffliche Zähne bekommen, und

so mundet mir mein Zwieback ausgezeichnet, so ausgezeichnet, daß ich mich nicht einmal über die kahlköpfigen, dickbäuchigen, silberne Löffel führenden, Schildkrötensuppe essenden, verzogenen rechten Kinder der Stiefmutter Natur ärgern kann. Aber eines sollte mich doch freuen, und das wäre, wenn sich zu dem Codicil im Testamente des vortrefflichen, im Delirium verstorbenen und jetzt in Abraham's Schooße seinen Rausch ausschlafenden Baron Harald ein Liebhaber fände."

„So kennen Sie auch die traurige Geschichte?" sagte Oswald.

„Wer sollte die nicht kennen," erwiederte Albert, sich eine Cigarre anzündend und sich auf die Lehne eines Stuhles setzend, so daß seine Füße auf dem Sessel standen. „Wird doch die Geschichte durch die testamentarisch vorgeschriebene Publication zum fürchterlichsten Aerger der hochmüthigen und ebenso geizigen wie hochmüthigen Anna Maria alljährlich in den Zeitungen aufgewärmt, obgleich ich glaube, daß es in den letzten Jahren gar nicht einmal mehr geschehen ist."

„Es wundert mich," sagte Oswald, „daß ich von der Sache niemals hörte, bis ich hierher kam, und auch in den Blättern nie davon gelesen habe."

„Wer bekümmert sich denn um die Publicandas,

Steckbriefe und sonstigen heitern Bekanntmachungen, wenn man, wie wir, von denselben weder etwas zu fürchten, noch zu hoffen hat! Ich wüßte wahrscheinlich von dem originellen Streich, den Vetter Liederlich Cousine Gieremund gespielt hat, auch nicht mehr, wie Sie, wenn mein Vater, den als Juristen die Sache interessirte, und der, glaube ich, irgendwie dabei betheiligt war — möglicherweise war er Vetter Liederlich bei der Abfassung des Testamentes behülflich gewesen — nicht manchmal davon gesprochen hätte. Uebrigens war die Aufforderung in ziemlich vagen Ausdrücken abgefaßt und lief ungefähr darauf hinaus, daß die betreffende junge Dame, oder ein von ihr bis zum Ende, ich erinnere mich nicht mehr, welchen Jahres, geborenes Kind, gleichviel ob masculini oder feminini generis, sich bei den unterzeichneten Testamentsexecutoren — natürlich unter Beibringung der nöthigen Legitimations-Urkunden — schleunigst melden möchten, da ihnen von dem zu seinen Vätern — die jedenfalls ebenso saubre Kunden waren, wie der würdige Sohn — versammelten Baron Harald ein bedeutendes Legat vermacht sei. Worin dies Legat bestehe, ist nicht gesagt. Ich aber weiß, und es wissen's auch noch Viele, daß damit nichts weniger als zwei der schönsten Güter hier auf der Insel: Stantow und

Bärwalde, die ich ganz genau kenne, da ich sie im vorigen Sommer vermessen habe, gemeint sind."

„Es müßte allerdings eine reizende Ueberraschung für unsre liebenswürdigen Freunde sein, wenn der im Testament vorgesehene Fall einträte," sagte Oswald.

„Ja, ob!" erwiederte Albert; „leider ist dazu nur noch sehr wenig Aussicht, da das Legat nur fünfundzwanzig Jahre in suspenso bleibt und dann an die Familie zurückfällt. Von den fünfundzwanzig müssen aber mindestens zwei oder gar schon dreiundzwanzig verflossen sein, denn ich bin jetzt sechsundzwanzig und erinnere mich, daß ich mich jedesmal ärgerte, nicht das testamentarische Alter zu haben."

„Warum?"

„Um mich wenigstens in der reizenden Ungewißheit wiegen zu können, ob ich nicht am Ende doch der Iwanhoe wäre, der, aus seinem väterlichen Erbe vertrieben, unbekannt in dem Lande umherirrt, trotz seiner ritterlichen Abstammung mit Schweinehirten Freundschaft schließen und von alten schmutzigen Juden borgen muß, bis er endlich das Incognito fallen lassen und die schöne Rowena als sein ehelich Gemahl heimführen kann, obgleich ich für mein Theil auf den letzten Punkt weniger Gewicht legen würde."

„Haben Sie Ihrem Herrn Vater, wenn sie sich

mit ihm von dieser mysteriösen Angelegenheit unterhielten, auch diesen für denselben so äußerst schmeichelhaften Wunsch mitgetheilt?"

„Ich erinnere mich nicht; indessen, wenn ich es gethan habe, so hat der Alte meine kindliche Regung wahrscheinlich sehr natürlich gefunden, denn er war ein sehr aufgeklärter Mann. Einen Vater muß doch nun einmal jeder Mensch haben, obgleich diese so äußerst weise Einrichtung der Natur auch manchmal zum Beispiel, wenn man eben einen dummen Streich ausgeführt hat, oder auszuführen gedenkt, ziemlich unbequem ist; und da sehe ich nicht ein, weshalb ich einem Vater, der mir zwei prachtvolle Güter hinterläßt, nicht einem andern, der mich in die Welt laufen läßt, wie ein Krokodil sein Junges ins Wasser, das heißt mit zwei Reihen ausgezeichneter Zähne und nichts zum Beißen dazu, nicht den Vorzug geben sollte, auch wenn der Erstere in Betreff gewisser, bei christlichen Nationen landesüblicher Gebräuche mehr orientalisch-muhamedanischen Ansichten huldigte."

„Das ist Geschmackssache," sagte Oswald.

„Gewiß," erwiederte Albert; „obgleich ich überzeugt bin, daß von hundert Menschen, wenn ihnen die Alternative nicht blos als Problem, sondern greifbarer Wirklichkeit gestellt würde, sie neun

neunzig, verſteht ſich, mit obligatem ſchamhaften Erröthen, zu meiner Anſicht bekennen, oder ſich auch noch immer zu Ihrer Anſicht bekennen, jedenfalls aber mit beiden Händen zugreifen würden. Verſpürte doch ſelbſt der große Goethe ähnliche Gelüſte, obgleich er natürlich vermöge ſeiner Größe noch ein paar Zweige höher nach den goldenen Aepfeln ſchielte, und gern eines Kaiſers Sohn geweſen wäre, während ich ſchon mit einem Papa Baron zufrieden bin."

„Der große Goethe war, als er dieſe Gelüſte verſpürte, eben noch nicht der große, ſondern ein ganz kleiner Goethe, und hatte wie andere Kinder, kindiſche Einfälle."

„Na, ich weiß nicht, ob dem alten Geheimerath die beiden Güter nicht auch willkommen geweſen wären: denn in gewiſſer Hinſicht, zum Exempel darin, daß uns gebratene Aepfel beſſer ſchmecken als rohe Kartoffeln, bleiben wir alle Kinder, und wenn wir Methuſalems Alter erreichten. Indeſſen, dem ſei, wie ihm wolle. Wenn Sie ein beſonderes Gewicht darauf legen, Ihres Herrn Vaters Sohn zu ſein, ſo wäre es Unrecht von mir, Ihnen dies kindliche Vergnügen zu verleiden. — Wie wär's, Dottore, wenn wir unſer philoſophiſches Geſpräch als Peripatetiker im Freien fortſetzten? Der Himmel ſieht freilich noch immer aus

wie ein naſſer Scheuerlappen, aber es hat doch wenigſtens für den Augenblick aufgehört zu regnen, und ich meinestheils will lieber in die Sündfluth hineinſchwimmen, als den ganzen Tag in dieſer langweiligen Arche Noah ſitzen, wo man ſogar gegen alle Natur- und bibliſche Geſchichte gezwungen iſt, ohne das betreffende weibliche Exemplar der Species, die man ſelbſt repräſentirt, leben zu müſſen. Sie können doch ſchwimmen?"

„O ja," ſagte Oswald lächelnd.

„Nun, dann ſetzen Sie ſich eine Mütze auf und kommen Sie; die Jungen ſind jetzt unten beim Vesperbrod und werden ihren Mentor wol auf eine Stunde entbehren können."

Die beiden neuen Freunde gingen die enge Treppe, die dicht neben Oswald's Zimmer durch die gewaltige Mauer des unteren Stocks in den Garten führte, hinab. Es regnete nicht mehr, auch der Wind hatte aufgehört zu wehen, aber der ganze Himmel war mit ſchweren trüben Wolken bedeckt, die mit jedem Augenblick tiefer zu ſinken ſchienen. Aus den Kelchen der Blumen tropften die Regenperlen wie helle Thränen aus überſtrömenden Kinderaugen. Dann und wann ertönten leiſe klagende Vogellaute aus den breiten Kronen der Bäume, ſonſt tiefe Stille allüberall.

Eine unaussprechliche Wehmuth bemächtigte sich Oswald's Herz. Das Leben erschien ihm wie ein dumpfer, beängstigender Traum, durch den geliebte Gestalten mit verhülltem Antlitz glitten. Er gedachte Melitta's, aber wie einer Todten. . . .

Auch Albert war still geworden in dem stillen Garten: „Lassen Sie uns weiter gehen," sagte er; „es ist hier wie auf einem Friedhof."

Sie gingen aus dem alten verfallenen Thore über die Zugbrücke in den Wald, den Weg nach Berkow, denselben Weg zwischen den hohen ernsten Tannen, den Oswald an dem Abend seiner Ankunft auf Schloß Grenwitz dahergefahren kam, und den er seitdem mit wie verschiedenen Empfindungen nun schon so oft zurückgelegt hatte.

Jener Abend hatte eine Kluft in sein Leben gerissen, deren Tiefe er jetzt erst inne ward. Seit jenem Abend war die weite Welt draußen hinter den stillen Wäldern für ihn versunken, und eine neue Welt war für ihn emporgeblüht, eine paradiesische Welt voll Liebe und Sonnenschein; und jetzt war es ihm, als versänke ihm auch diese Welt unter den Füßen, und die alte Welt draußen jenseits der stillen Wälder läge ihm weit, unerreichbar weit. Würde er je mit frischen, muthigen Sinnen in diese Welt zurückkehren? nicht

ſtets ſich zurückſehnen nach der blauen Blume, die ihm hier nahe wie noch nie geblüht hatte, ſo nahe, daß ihm der Duft bis in's Herz gedrungen war? Was war aus den ſtolzen Ideen geworden, denen nachzudenken ſonſt die Freude ſeines Lebens geweſen? aus den kühnen Plänen, mit denen er ſich ſchon Jahre lang getragen? war Alles nun dahin? und dahin um eines Weibes willen, um der Liebe willen zu einer Frau, die nie die ſeine werden konnte?

Nein und tauſendmal nein! Er mußte ſich losreißen aus dieſer ſinnverwirrenden Zauberwelt, und ſollte es ihm das Herz zerreißen! ihm! was war an ihm gelegen! er hatte ja kein ganzes Herz mehr zu verlieren! aber ſie — was ſollte dann aus ihr werden?

„Ich glaube, Ihre Melancholie ſteckt an, Dottore," ſagte Albert, als ſie eine Zeit lang ſchweigend nebeneinander hergegangen waren; „wie kann ſich nur ein ſo geiſtreicher Mann wie Sie von den Einflüſſen der Witterung, oder was Ihnen ſonſt in den Gliedern ſteckt, ſo gänzlich beherrſchen laſſen! Ihr melancholiſchen Genies ſeid doch pudelnärriſche Menſchen. Immer heißt es bei euch: hie Welf! oder: hie Waiblingen. Die aurea mediocritas des Horaz iſt für euch umſonſt gepredigt. Ihr wollt nicht darauf hören, weil euch der Stolz nicht erlaubt, jemals mittelmäßig zu

ſein, und doch müßtet ihr einſehen, daß wir mittelmäßigen Kinder der Natur uns zehntauſendmal wohler in unſerer Haut fühlen, als ihr. Wahrhaftig, Oettere, Sie können ſich porträtiren und unter die Familienbilder der Grenwitzer, oben im Saale, hängen laſſen; es findet Sie Keiner als einen Fremden heraus. Die haben auch Alle ſo verteufelt melancholiſche Geſichter. Mir däucht, man ſieht es der Race an, daß Jeder von ihnen ſo oder ſo zum Teufel gehen mußte, wie ſie es denn auch, ſo viel ich weiß, bis jetzt ohne Ausnahme gethan haben. Die Geſichter — ich habe ſie heute nach Tiſche der Reihe nach durchgemuſtert — können alle als Titelkupfer zu grauslichen Räuber- und Rittergeſchichten geſtochen werden. Dieſe Geſichter erzählen von tauſend übertollen Streichen, von durchzechten Nächten, und vor allem von vielen, vielen ſchönen Weibern, die ſich an ihnen den Tod küßten. Denn für die Weiber, wie ich ſie kenne, müſſen Kerle mit ſolchen Fratzen unwiderſtehlich ſein, vor allem, wenn die Kerle, wie in dieſem Falle, reiche Barone ſind. Beſonders iſt mir der Harald, dieſer Rattenfänger von Hameln, aufgefallen. Er iſt nicht ſo ſchön wie ſein Vater Oscar, mit dem Sie nebenbei, wenn Sie ſo finſter ausſehen, wie eben, ohne Schmeichelei eine merkwürdige Aehnlichkeit haben — aber

er ſcheint mir mit ſeinen großen, verführeriſchen blauen Augen, ſeinen ſo feinen und doch ſo wollüſtigen Lippen der wahre Typus dieſer hochadeligen und hochgefährlichen Race."

„Sie thun mir wahrlich eine unverdiente Ehre an, wenn Sie mich ſo ohne Weiteres mit dieſer noblen Sippſchaft zuſammenſtellen," ſagte Oswald.

„Nein, Scherz bei Seite," erwiederte Albert, „Sie haben wirklich in Ihrer Phyſiognomie den verhängnißvollen Grenwitzer Zug; ich will Ihnen damit nicht etwas Angenehmes ſagen, denn Andre, ich für mein Theil zum Beiſpiel, ziehe es bei weitem vor, denſelben nicht zu haben. Ja, ich gehe noch weiter. Ich wette meine Karten der Grenwitzer Güter gegen die Güter ſelbſt, daß Sie, im erb- und eigenthümlichen Beſitz dieſer Güter, daſſelbe Leben führen würden, das den Grenwitzern bis auf die jetzt regierende Seitenlinie, die gänzlich aus der Art geſchlagen iſt, erb- und eigenthümlich war."

„Sie verpflichten mich in der That durch die ſo überaus wohlwollende Meinung, die Sie von meinen Fähigkeiten und Neigungen haben, zu dem lebhafteſten Dank."

„Ironiſiren Sie, ſo viel Sie wollen, ich bleibe dabei, Sie würden es gerade ſo machen, wie die

tollen Barone, gegen die Sie eine so gründliche Antipathie zu haben vorgeben, vielleicht auch wirklich haben, etwa so wie eine Dogge, die an den Karren gespannt ist, eine Anthipathie gegen die andere hat, die frei umherläuft.“

„Aber was, ums Himmelswillen, bringt Sie — was berechtigt Sie zu diesen wunderlichen Hypothesen?“

„Meine tiefsinnigen und ebenso oberflächlichen, wie tiefsinnigen Studien in der Physiognomik,“ erwiederte Albert. „Ich war ein Adept dieser Wissenschaft von Kindesbein an, ja ein Märtyrer derselben, denn ich habe mir für den allzugroßen Eifer, mit dem ich ihr oblag, oft sehr derbe Prügel geholt, wenn ich in den Schulstunden, anstatt aufzupassen, die geistreichsten Karrikaturen von den Spatzen, Affen, Schafe und anderen Köpfen um mich her zeichnete; denn Ihnen brauche ich natürlich nicht zu sagen, daß man das Charakteristische eines Gesichts, einer Gestalt am schnellsten faßt, wenn man sie zu karrikiren versucht. Aus Ihrem Gesicht nun, wenn ich das Charakteristische stark betone, wird das schwermüthige, und bei aller Schwermuth so verführerisch-sinnliche Gottseibeiuns-Gesicht der Grenwitzer, — Gottseibeiuns-Gesicht, nämlich aus der armen Seele oder für die arme

Seele der Mägdelein gesprochen, die sich darin vergaffen. Ich will mich hängen lassen, wenn sie nicht noch im Leben ein rasendes Glück bei den Weibern machen, — und schon gemacht haben."

„Und wenn ich Ihnen nun das Gegentheil versicherte?"

„So ist der Baron Harald kein Rattenfänger, sondern ein Nachtwächter gewesen, und nicht von seiner allzugroßen Neigung für junge schöne Weiber und guten alten Wein, sondern von vielem Studiren gestorben; so hat die kleine Marguerite — die nebenbei ein bildhübsches und auch nicht allzusprödes Kind ist — gelogen, die mich gestern versicherte: sie hasse Sie, was doch auf deutsch so viel heißt, als; sie sei sterblich in Sie verliebt, und so hat die Fama gelogen, die Ihren Namen mit dem einer andern und allerdings zu höheren Ansprüchen, als die kleine Marguerite berechtigten Dame in Verbindung bringt."

„Was meinen Sie?" fragte Oswald, welcher fühlte, daß ihm das Blut in die Schläfen schoß.

„Nichts, mein Prinz, nichts!" erwiederte Albert lachend; „muß man denn immer etwas meinen, wenn man etwas sagt? Ich wollte nur auf den Busch klopfen, ob die Vögel vielleicht herausflögen. Denn daß an Ihrer Melancholie nicht blos das Wetter

ſchuld iſt, das zu ſehen, braucht man nicht einmal, wie ich, eine Brille zu tragen und ein Phyſiognom trotz Lavater und Lichtenberg zu ſein. Wenn unſer Einer melancholiſch iſt, ſind immer ein paar ſchwarze oder blaue Augen mit im Spiele. Die ſchwarzen Augen der kleinen Marguerite ſind es aber nicht, denn ich habe ſelbſt geſehen, mit welcher feuerfänen Gleichgültigkeit Sie das arme Ding behandeln, folglich ſind es ein paar andere Augen; und folglich, wenn es ein paar andere Augen ſind, müſſen dieſe Augen doch irgend wem gehören; und wenn ſie irgend wem gehören —"

„Genug, genug!" ſagte Oswald, trotz ſeiner böſen Laune über das luſtige Geſchwätz des wunderlichen Geſellen an ſeiner Seite lachend; „Sie werden mir noch nächſtens beweiſen, daß ich der Mann im Monde bin und vor Liebe zu einer ſchönen Prinzeſſin, die auf dem Sirius wohnt, mich kopfüber in den Weltenraum hineinſtürze."

„Warum nicht?" ſagte Albert; „ich bin Merlin der Weiſe. „Ich kenne alle Raupen, die ein Menſch im Kopf haben kann; ich höre einen Bären, beſonders wenn ich ihn ſelber angebunden habe, ſchon von weitem brummen, und prophezeihe, daß, wenn wir nicht in fünf Minuten unter Dach und Fach kommen, wir

ſo mitgewaſchen werden, wie man es nur im Intereſſe ſeiner Reinlichkeit wünſchen kann."

Die Beiden befanden ſich jetzt, nachdem ſie aus dem Walde getreten waren, auf dem offenen Felde zwiſchen dem Walde und den Häuslerwohnungen von Grenwitz. Alberts Phrophezeihung ſchien in Erfüllung gehen zu ſollen. Die trüben, ſchweren Dunſtmaſſen ſenkten ſich tiefer und tiefer, daß es trotz der nicht allzuſpäten Stunde beinahe Nacht wurde; ſchon fielen einzelne große Tropfen.

„Sauve qui peut"; rief Albert. „Wie wär's mit einem kleinen Dauerlauf, Dottore, bis zu jenem Häuschen?"

„Nur zu!" ſagte Oswald —

„Na, das war noch gerade vor Thorſchluß", ſagte Albert, als ſie unter dem vorſpringenden Dache der Hütte angelangt waren, und ſchüttelte ſich wie ein Pudel. „Meinem Rock hätte die Wäſche freilich nichts geſchadet, aber ich bin hier doch lieber. Nein, wie das regnet! wollen wir nicht in das Innere dieſes Palazzo dringen, Dottore, oder glauben Sie, daß das alte Weib, das da zum Fenſterchen hervorlugt, dieſelbe Hexe iſt, die dieſes Hexenwetter gemacht hat?"

„Guten Tag, Mutter Clauſen!" ſagte Oswald,

der ſeine alte Freundin vom Kirchgang nach Faſchwitz erkannte.

„Schön Dank, Junker;“ ſagte Mutter Clauſen und nickte freundlich mit dem grauen Haupte; „ich hab Dich ſchon erwartet. Komm nur herein, und der Andere auch, wenn er Dein Freund iſt.“

„Na, was bedeutet denn das?“ fragte Albert verwundert.

„Folgen Sie mir nur;“ erwiederte Oswald; „Sie ſollen eine merkwürdige alte Frau kennen lernen.“

Und ſie traten, nicht ohne ſich zu bücken, durch die niedrige Thür in die Hütte.

Zehntes Kapitel.

„Nur hier herein," sagte Mutter Clausen, Oswald bei der Hand ergreifend, und ihn von dem dunklen Flur in ein einfenstriges Stübchen ziehend, das der größeren Stube auf der andern Seite, in welche Oswald mit dem Inspector Wrampe den kranken Knecht an jenem Abend getragen hatte, gegenüberlag, während sie sich um Albert nicht weiter bekümmerte, als wüßte sie, daß dieser junge Mann das Talent hatte, seinen Weg auch im Dunkeln zu finden; „ich habe schon nach Dir ausgeschaut, denn ich weiß von Alters her, daß Du nur zu gern in solchem Wetter umherläufst, das heiße junge Blut ein bischen abzukühlen. Bist wohl wieder durchgeweicht, wie gewöhnlich? Nu, das geht ja heute noch. Da, setze Dich in den großen Stuhl. Es hat Niemand von Euch darauf gesessen, seitdem Baron Oskar heute vor dreiundvierzig Jahren darin gestorben ist."

„Für abergläubische Gemüther keine besondere Empfehlung," sagte Albert, auf einer großen hölzernen Bank im Hintergrunde des Stübchens Platz nehmend, während die alte Frau Oswald in den Lehnstuhl drängte, und sich zu seinen Füßen auf einen niedrigen Schemel setzte; „indessen Ehre, wem Ehre gebührt. Sie nehmen sich auf dem einzigen Prunkmeubel in diesem sonst äußerst prunklosen Gemach ganz famos aus, Dettore, besonders bei dieser Rembrandt'schen Beleuchtung und mit der alten Frau à la Murillo zu Ihren Füßen; wie ein vertriebener König, der bei einer alten Fee im Walde Schutz sucht und findet, während sein getreuer Eckart im Hintergrunde sitzt und nickt. Ich glaube wirklich, das Laufen hat mich müde gemacht, und ich könnte ein paar Minuten schlafen. Wecken Sie mich, Dettore, wenn es wieder aufgehört hat, zu regnen —" und Albert streckte sich der Länge nach auf der Bank aus, legte die Hände unter den Kopf und schien trotz der, für jeden Andern wenigstens, höchst unbequemen Lage nach wenigen Minuten, während dessen nur das monotone Tik-tak der alten Schwarzwälder Uhr in der Ecke und das Rauschen des noch immer in Strömen herabfallenden Regens die lautlose Stille in dem kleinen Gemache unterbrachen, alles Ernstes eingeschlafen zu sein.

Mutter Clausen hatte ihr Strickzeug zur Hand genommen, und strickte wieder wie neulich an einem winzigen Kinderstrümpfchen, emsig, emsig, emsig, daß die Nadeln klapperten. Nur von Zeit zu Zeit schaute sie zu Oswald empor und nickte ihm freundlich zu, als freute sie sich, daß er gar so bequem in dem alten weichen Lehnstuhl säße, hier in der trockenen Stube, während es draußen so unbarmherzig regnete.

„Nicht wahr, Junker, es sitzt sich gut in dem Stuhl?“ sagte sie für einen Augenblick das Strickzeug in den Schooß und die rechte Hand auf Oswald's Knie legend. „Die gnädige Frau hat ihn mir geschenkt, als der Baron gestorben war. Sie konnte den Anblick nicht ertragen, sagte sie, denn sie müsse dabei stets an den Augenblick denken, wo die Leute ihn hereintrugen, als er mit dem Wodan gestürzt war, und hier in diesen Stuhl setzten; und Harald kam herbeigelaufen, und schrie, als er den Vater so bleich und entstellt sah, und sie selbst lief im Zimmer umher und rang die Hände, und ich stand neben dem Baron, und wischte ihm den Todesschweiß von der blassen Stirn. Ich hatte damals keine Zeit zum Weinen, ich wußte es wohl, daß ich hernach Zeit genug dazu haben würde.“

„Und wie alt war Baron Harald, als sein Vater starb?“ fragte Oswald.

„Zehn Jahre,“ antwortete Mutter Clausen; „und ihm wäre besser gewesen, er wäre an dem Tage gestorben, — ihm und manchem Andern.“

Die Alte hatte das Strickzeug, das in ihrem Schooß müßig gelegen hatte, wieder zur Hand genommen und strickte emsiger wie zuvor, als müsse sie die verlorne Zeit einholen.

„Ja, ja,“ sagte sie; es wäre besser gewesen. Damals war er ein bildhübscher, unschuldiger Junge mit Augen, blau wie Veilchen und rosenrothen Wangen; und als er starb —“

Die Alte schwieg — die Nadeln klapperten und der Regen klatschte gegen die Scheiben.

„Nun, sagte Oswald, „und als er starb —“

„Da starb ein böser Mann, und es war ein böses, böses Sterben. Ich weiß es allein, denn ich war allein mit dem Unseligen, als der Tod ihn packte mit seiner eisernen Faust. Da rangen sie Beide, der starke Harald und der starke Tod, und gräßlich genug war es anzusehen, so gräßlich, daß die Andern davon liefen — aber ich wollte ihn nicht verlassen in seiner letzten Noth, denn er war, böse wie er war, doch Oskar's Sohn und ich hatte ihn, als er ein unschuldig Kind war, auf

meinen Armen getragen und auf meinen Knien gewiegt. So hielt ich aus und betete, während er sich und Gott verfluchte, bis der Tod ihm auf's Herz schlug, daß er laut aufschrie und auf sein Kissen zurückfiel. Da war es aus mit ihm, und seine arme Seele hatte Ruhe."

„Und hatte der Baron keinen Freund, der ihm in seiner letzten Stunde hätte beistehen können?"

„Freunde genug, und es waren Männer dabei, die sich vor einem Sterbebette nicht fürchteten; aber vor Harald fürchteten sie sich; er hätte den erwürgt und zerrissen, der ihm in dieser Stunde vor die Augen getreten wäre. Ja, ich möchte, sie wären gekommen, Einer nach dem Andern; es verdiente Jeder von ihnen, daß ihm der Hals wäre umgedreht worden."

„Und wer waren diese schlimmen Freunde?"

„Zuerst Herr von Barnewitz, nicht der auf Süllitz, der noch lebt, der Vater von dem jungen Herrn von Barnewitz — das ist ein guter Mensch, dem Keiner nichts Böses nachsagen kann, — sondern der auf Schmittow, der hernach all' sein Geld an Herrn von Berkow verspielte, und ihm dafür seine Tochter verkaufte."

„Melitta?" stöhnte Oswald und seine Hände griffen krampfig nach den Lehnen des Stuhls.

„Was hast Du, Junker?“ sagte die Alte.

„Nichts, nichts; murmelte Oswald, mit übernatürlicher Anstrengung das aus Abscheu, Mitleid, Haß und Rachedurst grauenhaft gemischte Gefühl niederkämpfend, das in seiner Brust aufflechte, als er der Geliebten heiliges Bild so in den Schmutz gemeiner Leidenschaften geschleift sah. — Melitta verkauft, von ihrem eignen Vater einem Mann verkauft, der sie nicht liebte, dem sie sich nur vermählte, ihren Vater von der Schande zu retten — Oswald fühlte, daß dieser Gedanke ihn wahnsinnig machen würde, wenn er ihn bis zu Ende verfolgte; und zugleich fürchtete er, der scharfsinnige Albert, von dessen festem Schlaf er keineswegs überzeugt war, obgleich ein gelegentliches leichtes Schnarchen von der Lade her ertönte, könne seine Aufregung bemerken. So zwang er sich denn, sitzen zu bleiben und mit scheinbarer Ruhe zu fragen:

„Gehörte Herr von Bertow auch zu den Freunden des Barons? war er damals nicht noch zu jung?“

„Er war der Jüngste,“ sagte Mutter Clausen, und auch der Beste. Er that, was er die Andern thun sah, ohne weiter zu überlegen, ob es Recht sei oder Unrecht. Auch hatte er nicht die mächtige Natur der Andern. Wo er eine Flasche trank, trank Harald

drei, und dabei blieb Harald bei Besinnung und Ber kew lag unter dem Tisch."

„War es ein hübscher Mann?" fragte Oswald.

„Nicht so hübsch, wie Harald und lange nicht so hübsch wie Du, Junker. Er war kleiner und schwächlicher, wie ihr, und Harald hätte es mit sechs solchen Männern zugleich aufnehmen können. Aber es war auch weit und breit Niemand so stark und so kühn, wie Harald. Er konnte das wildeste Pferd im Lauf aufhalten und zahm und folgsam machen, wie einen Hund, und in den Sattel sprang er, ohne die Bügel zu berühren. Sie erzählten sich Wunderdinge von seiner Riesenkraft, aber es war just so, als sie sagten. Wenn er zornig war, und er war es nur zu oft, zerbrach er einen schweren eichenen Stuhl oder Tisch, als wären sie von Glas. Dann schwollen ihm die Adern auf der Stirn an, wie Aeste, und der weiße Schaum trat ihm vor dem Mund, daß er gräulich anzusehen war; aber wenn er lachte und freundlich that, da mußte man ihn doch wieder lieb haben. Da konnte er so schön thun, und so gute Worte geben, daß kein Mensch nicht glauben konnte, wie böse er war. Denn böse war er bei alledem; was ihm gefiel, das mußte er haben, es mochte kosten, was es wollte, und wenn Alles darüber zu Grunde ging."

„Waren Sie denn während dieser ganzen Zeit noch auf dem Schlosse?“

„Warum nennst Du mich Sie, Junker? Du hast es ja sonst nie gethan — ja wol war ich auf dem Schlosse. Mein Mann war ja gestorben und die Jungen und die Dirnen waren gestorben und ich war ja die einzige, die nach dem Tode der gnädigen Frau Mutter noch ein bischen auf Ordnung sah. Ich war nicht gern da, das weiß der Himmel, denn im Schlosse ging es zu wie zu Sodom und Gomorrha. Alle Tage die saubern Freunde, und oft noch ein halbes Dutzend dazu und dann gespielt und gezecht bis an den hellen Morgen.“

„Kamen denn nie Damen aufs Schloß?“

„Nein, selbst die frechsten und übermüthigsten fürchteten sich vor diesen wilden Männern. Und es waren die Meisten von ihnen auch nicht verheirathet, wie Herr von Berkow; oder ihre Frauen waren gestorben, wie dem Herrn von Barnewitz seine Frau; so konnten sie denn ihr böses Leben ganz ungestört führen. Freilich, an Weibern fehlte es nie auf dem Schlosse, aber sie blieben niemals lange und es waren immer nur solche, an denen nichts zu verderben war, bis auf Eine, bis auf Eine —“

„Und wer war diese Eine?“

„Die Letzte — ein schöner, unschuldiger Engel, der auch die Teufel hätte bekehren können, aber Harald und seine Gesellen waren schlimmer wie die Teufel.“

„Wie hieß sie? woher kam sie?“

„Wir nannten sie nur Fräulein Marie; woher sie kam, habe ich nie erfahren, und eben so wenig, wohin sie ging.“

„So hat sie sich nicht das Leben genommen, wie die Leute sagten?“

„Nein, denn dazu war sie zu fromm und gut; sie hätte ihr Kreuz bis Golgatha getragen. O, sie war so jung und schön und so sanft und so lieb, wie meine alten Augen nie, weder vorher noch nachher, etwas gesehen haben. Wenn ich gewußt hätte, daß sie gemeint war, als Baron Harald über dem Weine mit Herrn von Barnewitz um, ich weiß nicht wie viel Tausend Thaler wettete, das Mädchen solle ihm freiwillig nach Grenwitz folgen und freiwillig ein Jahr auf dem Schlosse bleiben — ich hätte sie Alle, wie sie da saßen, mit Gift vergeben, wie schnöde Ratten.“

„Und wie fing es Baron Harald an, um seine Wette zu gewinnen?“

„Es ist eine lange Geschichte, Junker, und ich will sie Dir erzählen. Ich sage Dir, wenn alle Tropfen, die draußen fallen, Thränen wären, und alle um das

arme Kind geweint würden — ich würde ſagen: es ſind nur eben genug.

Als Harald mit Herrn von Barnewitz die ſchlimme Wette machte, war er vorher zwei oder drei Wochen mit ihm zuſammen verreiſt geweſen; ich weiß nicht wohin; ich glaube in eine große Stadt, weit von hier, und da hatten ſie, denke ich, das arme Kind geſehen. Bald darauf reiſte er wieder fort und diesmal blieb er beinahe zwei Monate aus. Endlich ſchrieb er, er komme zurück, aber nicht allein. Seine Tante Grenwitz komme mit; ich ſolle die Zimmer der verſtorbenen gnädigen Frau auslüften und die Möbel gut ausklopfen laſſen und Alles zu ihrem Empfang verrichten. Nun wußte ich wol, daß der Baron eine Großtante hatte, die Schweſter ſeines Großvaters; aber ſie mußte nach meiner Rechnung achtzig Jahre und drüber ſein; ſie war zu meinen Lebzeiten nie in Grenwitz geweſen, und hatte ſich nie um Harald bekümmert, ſo wenig, wie er ſich um ſie. Deshalb war ich denn nicht wenig erſtaunt über den ſonderbaren Entſchluß, noch in ſo hohen Jahren eine ſo weite Reiſe zu unternehmen, denn ſie wohnte viele, viele Meilen von hier; aber ich that, was mich der Baron geheißen hatte. Sie kamen auch an dem von ihm beſtimmten Tage; ich empfing ſie und wunderte mich, wie rüſtig die alte Dame noch

war, trotzdem sie an einem Stock ging und silbergraue Haare und Augenbrauen hatte. Harald war voller Respect gegen sie; er führte sie an seinem Arm durch alle Zimmer des Schlosses und zeigte ihr Alles ganz genau, besonders die Familienbilder oben im großen Saale, wo auch ihr eigenes hing, wie sie als achtzehnjähriges Mädchen gewesen war. Davor blieben sie stehen und wollten sich todtlachen, und die Alte kriegte den Husten und Harald klopfte sie derb in den Rücken. Ich wußte nicht, weshalb sie so lachten — ich glaubte, weil aus dem schönen Mädchen ein so häßliches altes Weib geworden war, denn damals ahnte ich noch nichts von dem schändlichen Spiele.

Am Morgen des nächsten Tages ließ der Baron wieder anspannen und die Tante setzte sich zu ihm in den Wagen. „Wir kommen heute Abend wieder," sagte er „wenn es auch spät werden sollte. Wir bringen noch eine junge Dame mit, die Gesellschafterin bei Tante Grenwitz ist. Sie muß das Zimmer nebenan haben, hörst Du, Alte?" „Aber Herr," sagte ich „in der rothen Stube ist die Baronin gestorben und es liegt und steht noch Alles so darin, wie an ihrem Todestage." „So laß Alles ausräumen," sagte er, „hörst Du, Alles, und schaffe es in ein anderes Zimmer und setze dafür andere Möbel hinein. Die junge

Dame muß in Tante Grenwitz's Nähe ſchlafen." „Was ſagſt Du, lieber Harald?" fragte die Tante, die auf dem einen Ohre taub war, und auf dem anderen auch nicht beſonders hörte, ſo daß ſie mich durchaus nicht verſtehen konnte, ſo laut ich auch ſchrie. „Nichts, nichts, liebe Tante!" ſagte der Baron; „fort Kinder!"

Es war ſpät in der Nacht, als ſie wieder kamen. Ich hatte alle Leute zu Bett gehen laſſen mit Ausnahme des neuen Kammerdieners, den der Herr von ſeiner Reiſe mitgebracht hatte. Die junge Dame war mit im Wagen. Als ſie auf den Flur traten und der Schein des Lichtes, das der Baptiſte, ſo hieß der Menſch, in der Hand trug, auf das roſige Geſichtchen der jungen Dame fiel, verzog ſich ſein Geſicht zu einem recht widerlichen Lachen. Aber ich ſah, daß Harald die Stirn runzelte, und mit dem Augen winkte; da war Baptiſte gleich wieder ganz Ernſt und Dienſteifer.

„Führe die Damen auf Ihre Zimmer, Alte!" ſagte Harald zu mir, und dann verbeugte er ſich ſtattlich vor den Frauen und wünſchte ihnen wohl zu ſchlafen.

„Wollen Sie mir Ihren Arm geben, liebe Marie?" ſagte die Tante, als ich mit dem Licht vor ihnen her die Treppe hinaufging; „meine alten Glieder ſind doch

etwas müde von der heutigen Fahrt." „Wie soll ich Ihnen Ihre Güte danken, gnädige Frau!" sagte das Mädchen mit einer so weichen, süßen Stimme, daß ich mich unwillkürlich umsehen mußte. Die Alte und das Mädchen standen auf dem Absatz der Treppe. Der Schein von den drei Kerzen auf dem Armleuchter, den ich trug, fiel hell auf die Beiden und ich werde den Anblick nie vergessen, und sollte ich noch einmal achtzig Jahre leben. So wiederlich häßlich war mir die Tante noch nie erschienen, und so etwas Holdes und Schönes, wie die junge Dame, hatte ich im Leben noch nicht gesehen. „Sie wissen es am besten, liebes Kind," sagte die Alte und dabei zog sie eine scheinheilige Fratze, die sie wo möglich noch häßlicher machte. „Ich habe nur noch einen Wunsch auf Erden; es steht bei Ihnen, ob mir dieser Wunsch erfüllt werden soll, oder nicht." Das Mädchen antwortete nicht, aber die hellen Thränen traten ihr in die Augen, und dann beugte sie die schlanke, hohe Gestalt nieder und küßte der alten Hexe die Hand. „Nun, nun," sagte die, „Sie sind ein gutes Kind, wir werden uns schon verstehen, und mein Harald, mein Augapfel, wird noch glücklich werden. — Lassen sie sich den Leuchter geben liebe Marie; ich kenne das Schloß meiner Ahnen noch recht gut, obgleich ich es nun seit sechzig Jahren nicht

gesehen habe. Gehe Sie zu Bett, liebe Clausen; ich bemühe die Leute nicht gern unnöthiger Weise."

Und das mußte man der Tante lassen; wir bekamen nur sehr selten ihre Klingel zu hören. Sie zog sich selbst an und aus; freilich brauchte sie mehre Stunden dazu, aber Keiner von uns durfte ihr die geringste Hülfe leisten; ja, seitdem eins der Mädchen einmal, während sie sich auszog, in ihre Stube gekommen war, schloß sie stets hinter sich ab. Sie hatte sonderbare Gewohnheiten, die alte Frau. So konnte sie des Abends nicht müde werden, und ich sah sie manchmal noch bis zum hellen Morgen in ihrem Zimmer umherwandern, dafür schlief sie aber bis in den Nachmittag hinein. Bei Tische hatte sie nie Appetit, aber auf ihrem Zimmer konnte sie feste mehr essen und trinken, manchmal zwei, drei Flaschen alten Wein an einem Tage. Aber was das Merkwürdigste war, sie schien heute fünfzig und morgen achtzig Jahre alt zu sein; sie konnte in dieser Minute das leiseste Wort hören und in der nächsten war sie stocktaub; sie schleppte sich das eine Mal nur so an ihrem Stocke fort und das andere Mal kam sie die Treppen schneller hinab, wie ich, obgleich ich damals erst sechszig Jahre und noch vollkommen rüstig war. Mir war es ganz unheimlich bei der alten Frau, und

ich war froh, wenn ich ihr möglichst weit aus dem Wege gehen konnte."

„Und wie lebte Fräulein Marie unterdessen?"

„Sie war fast immer in Harald's Gesellschaft. Ich sah sie des Morgens zusammen zwischen den thaufrischen Beeten des Gartens umherschweifen, Arm in Arm, sie die Augen verschämt niederschlagend und Harald, eifrig und leise zu ihr sprechend. Ich sah sie des Nachmittags in den kühlen Zimmern, die nach dem Park hinausliegen, sitzen, sie, mit einer Arbeit beschäftigt, die aber oft müßig in ihrem Schooß lag; ihn, aus einem Buche vorlesend, noch öfter aber den Arm auf die Lehne ihres Stuhles gestützt, während sie selig lächelnd zu ihm emporschaute, sie mit glühenden Blicken verschlingend und ihr von Zeit zu Zeit das seidenweiche braune Haar aus der schönen Stirn streichend. Ich sah sie des Abends wieder draußen umherschweifen, oder in den hellerleuchteten Zimmern, Arm in Arm, langsam auf- und abwandeln, während Tante Grenwitz auf dem Sopha saß und las, oder doch that, als ob sie läse. — Ach! es war eine köstliche Zeit für das arme Kind; und sie sah stets so glücklich und selig aus, daß es einem angst und bange wurde, wie das enden solle; und wenn sie mich traf, hatte sie stets ein freundliches Wort für

mich: „Wie geht's, liebe Frau Clausen?“ oder: „kann ich Ihnen nicht helfen, liebe Frau Clausen? Sie lassen es sich gar so sauer werden. Ich schäme mich, daß ich hier so müßig gehe.“

Eines Nachmittags begegnete sie mir im Garten. Es war ein sonniger heißer Tag; sie hatte ein weißes Kleid an und ein Strohhut mit breitem Rande hing an ihrem schönen runden Arm. Der Baron war ausgeritten, seit langer Zeit zum ersten Male, die Tante war noch nicht aufgestanden. Ich hatte mir schon lange vorgenommen, wenn es die Gelegenheit erlaubte, ein Wort mit dem Mädchen zu sprechen und ihr die Augen zu öffnen. So faßte ich mir denn ein Herz, als sie mit einem: Guten Tag, Mutter Clausen, wie geht's? an mir vorüber wollte, und sagte: „Schön Dank, Fräulein Marie; haben Sie einen Augenblick Zeit? ich möchte gern ein paar Worte mit Ihnen sprechen?“ — „Was giebt's?“ sagte sie, und als sie in mein Gesicht sah, das wol recht ernst und traurig sein mochte, rief sie: „Um Gotteswillen, es ist doch kein Unglück passirt?“ — „Nein, Fräulein Marie,“ sagte ich, „aber es könnte leicht eins passiren, wenn Sie sich nicht besser vorsehen; und das sollte mir herzlich leid thun, denn Sie sind so jung und sehen so engelsgut und rein und unschuldig aus.“ — „Was

meinen Sie?" sagte das arme Kind und wurde dunkelroth. — „Kommen Sie hierher, Fräulein Marie," sagte ich und zog sie in einen Buchengang, wo wir vom Schlosse aus nicht gesehen werden konnten, „ich will Ihnen Alles sagen, was ich auf dem Herzen habe. Ich bin eine alte Frau und Sie sind ein junges Ding, das viel weiß, wie's in der Welt aussieht und wie es hier in Grenwitz zugeht." Und nun schilderte ich ihr das Leben auf dem Schlosse, wie es bis zu ihrer Ankunft gewesen war, und welch' ein wilder, wüster Mensch Harald sei, und daß er falsch und grausam sei, wie ein Tiger. Sie hörte mir mit glühenden Wangen und die langen dunkeln Wimpern nicht von den schönen blauen Augen aufschlagend, ohne mich nur einmal zu unterbrechen, ruhig zu, dann sagte sie leise: „Ich danke Ihnen, liebe Frau Clausen — aber was Sie mir da sagen, das weiß ich Alles schon." — Ich war wie vom Donner gerührt. „Sie wissen das," rief ich, „und haben der gnädigen Frau Tante hierher folgen können? Sie wissen das und sind noch hier? Sie wissen das und fürchten sich nicht, mit dem Baron stundenlang, halbe Tage lang allein zu sein? O, Kind, Kind, was soll ich von Ihnen denken!" — „Denken Sie nichts Schlechtes von mir, gute Frau," sagte sie, mir die Hand auf

die Schulter legend. „Und denken Sie auch nicht so schlecht vom Baron. Er wird nie wieder so wild und bös sein, wie er vormals gewesen ist.“ — „Woher wissen Sie das, Fräulein?“ sagte ich. — „Weil er es mir versprochen hat.“ — „Und glauben Sie, daß er dies Versprechen hält?“ — „O, gewiß.“ — „Warum.“ — „Weil er mich liebt.“ — „O, Kind, Kind,“ rief ich, „um Gotteswillen, es ist die höchste Zeit: fliehen Sie, oder Sie sind rettungslos verloren. Unglückliche, die Sie seinen Schwüren glauben! Er schießt das Pferd todt, das ihm nicht länger gefällt, und er bricht den Schwur, der ihm lästig wird. Was er Ihnen geschworen hat, ist ein altes Lied; er pfeift es, wie ein Staar sein Stückchen pfeift, ohne etwas dabei zu denken. Was er Ihnen schwur, hat er schon hundert Andern geschworen, von denen freilich die Meisten nicht viel besser waren, wie er selbst, und sich einen Treubruch schon gefallen ließen, wenn er nur gut bezahlt wurde.“ — „Hören Sie auf,“ rief Fräulein Marie heftig; „ich kann und darf Sie nicht länger anhören.“ Und dann setzte sie lächelnd hinzu: „Sie werden bald einsehen, gute Frau, wie bitter Unrecht Sie meinem Harald — wie sehr Sie dem Baron Unrecht gethan haben.“ — „Ihrem Harald?“ sagte ich, „armes Kind, er wird nie Ihr Harald.

Der nimmt, was ihm der Zufall in den Weg führt, und weil Sie nun einmal zufällig hier sind" — „Und wenn ich nun nicht zufällig hier wäre?" sagte sie, schelmisch lachend; „wenn ich nun nicht der alten Baronin, sondern die alte Baronin meinethalben hier wäre? und wenn ich nun gar nicht wieder fort ginge und ganz hier bliebe —". In diesem Augenblick kam Harald plötzlich in den Baumgang, in welchem wir redend auf und ab gingen. Er stutzte, als er mich mit dem Mädchen allein sah. — „Fräulein Marie," sagte er, „ich glaube, die Tante wünscht Sie zu sprechen." Und als das Mädchen fort war, trat er an mich heran und sagte leise durch die weißen Zähne: „Was hast Du ihr gesagt, Alte?" — „Daß Du sie an der Nase führst, Harald," antwortete ich. — „Ich werde Dir dafür den Hals umdrehen," sagte er, und die Zornesader auf seiner Stirne schwoll. — „Immer noch besser, als wenn Du dem armen Dinge das Herz brichst," sagte ich. — „Höre, Alte," sagte er, „und wenn ich es nun diesmal wirklich ehrlich meinte; wenn ich das wüste Leben, bei dem man ja doch früher oder später zum Teufel gehen muß, herzlich satt hätte; wenn ich nun das Mädchen heirathete, wie dann?" — „Ist sie von Adel?" sagte ich. — Harald lachte: „Eines Schneiders Tochter ist sie. Ich werde die

Scheere und das Bügeleisen in unser Wappen zeichnen lassen müssen." — „Wenn sie nicht von Adel ist," sagte ich, „wirst Du sie nie heirathen, und es wäre auch nur eine Grausamkeit mehr. Das arme Geschöpf würde unter Deinem Spott und dem Hohn Deiner Freunde verbluten, wie ein gehetzter Hirsch unter den Zähnen der Hunde. Schicke das Mädchen fort: ich beschwöre Dich, Harald, heute lieber, wie morgen. Und die alte Baronin auch;" setzte ich hinzu. — Er sah mich groß an und dann lachte er und sagte: „Du bist doch dummer, als ich gedacht habe, Alte." Damit wandte er mir den Rücken und ging trällernd in das Schloß.

Ich wußte nicht, was ich von dem Allen denken sollte. Hatte Harald dem Mädchen die Ehe versprochen? und glaubte sie alles Ernstes, daß er — von dem sie sagte, daß sie sein früheres Leben kenne — dies Versprechen halten würde? Sie schaute so klug und verständig aus ihren großen blauen Augen, wie konnte sie sich ein solches Märchen aufbinden lassen? Wie hatte es Harald angefangen, ihre Klugheit so ganz zu umnebeln? Was meinte das Mädchen damit, daß die Tante ihrethalben hier sei? Mir ging das Tag und Nacht im Kopf herum, daß ich fast krank darüber wurde. Ich hätte das arme unschuldige

Lamm so gern gerettet, und dem Harald diese Sünde erspart — hatte er doch schon genug auf dem Gewissen? Aber ich wußte nicht, wie ich es anfangen sollte. Seit jener Unterredung im Garten wich Fräulein Marie mir überall aus; die Tante kam nur noch des Abends aus ihrem Zimmer und hatte trotz des heißen Wetters den Kopf stets dicht in Tücher eingewickelt. Harald hatte schon seit Tagen kein Wort mehr mit mir gesprochen. Er schien wirklich ein ganz anderer Mensch geworden zu sein. Er war, so lange Fräulein Marie auf dem Schlosse war, nicht ein einziges Mal betrunken gewesen; hatte keinen der Leute geprügelt; kein Pferd zu Schande geritten, während doch sonst kein Tag hinging, wo er nicht diesen oder jenen verrückten Streich ausführte. Wenn er sonst bei der geringsten Veranlassung tobte und fluchte und sich wie ein Rasender gebehrdete, so war er jetzt gegen Alle mild und freundlich, nur nicht gegen mich, weil er wußte, daß er sich vor mir nicht verstecken konnte, die ich ihn von Kindesbeinen an kannte — und gegen den neuen Kammerdiener Das war ein widerwärtiger Mensch, der beständig lächelte, und immer hinter den Mädchen her war, die ihn alle nicht leiden konnten. Er hatte den ganzen Tag nichts zu thun, als mit den Händen in den Taschen umherzu-

ſchlendern und Grimaſſen zu ſchneiden. Für den Baron that er gar nichts, im Gegentheil, ſeitdem Harald ihm einmal einen Fußtritt gegeben, daß er noch vierzehn Tage nachher hinkte, ging er ihm überall aus dem Wege. Kein Menſch konnte begreifen, weshalb ihn der Baron nicht wieder fortjagte. — Während dieſer ganzen Zeit war keiner von den Herren, die ſonſt bei uns aus und eingingen, zum Beſuch auf dem Schloſſe geweſen. Ich hatte immer gehofft, es ſollten welche kommen, damit ich Gelegenheit bekäme, mit Fräulein Marie zu ſprechen, der Harald jetzt gar nicht mehr von der Seite ging. Wenn ſie vorher ſchön mit einander gethan hatten, ſo war das jetzt noch viel ſchlimmer geworden. So wie ſie ſich unbeobachtet glaubten, lagen ſie einander in den Armen, und das war ein Herzen und Küſſen! — Du lieber Himmel, das iſt unter Liebesleuten ſo der Brauch, und ich hatte es nicht beſſer gemacht, als ich ein ſo junges Ding war, wie die, und ich wußte am beſten, wie die Grenwitzer Barone einem armen hübſchen Mädchen ſchön thun und ſchmeicheln können; aber ich wußte auch, daß man jeden ihrer Küſſe mit hunderttauſend Thränen bezahlen muß. — Und eines ſchönen Morgens, als ich Fräulein Marie wieder einmal begegnete, und fragte: wie gehts Fräulein Marie?

gut geſchlafen? da wurde ſie purpurroth und konnte vor Verlegenheit kein Wort hervorbringen und ſtand da und zitterte, wie ein Espenblatt. Und als ich das ſah, wußte ich auch, was geſchehen war, und da wurde mir das Herz ſo centnerſchwer, daß ich mich auf eine Bank ſetzte und weinte. Als das Fräulein Marie ſah, fing ſie auch an zu weinen und ſetzte ſich zu mir, ſchlang ihren Arm um meinen Hals und ſagte ſchluchzend: „Weinen Sie nicht, gute Mutter Clauſen! Es wird noch Alles gut werden!“ — „Das gebe Gott, Kind, ſagte ich; aber ich glaube es nicht.“ — „Aber, ſagte ſie, Sie ſehen ja ſelbſt, wie gut und freundlich der Baron jetzt iſt, und er iſt doch nur ſo, weil er mich liebt, und wenn er mich nicht heirathen wollte, warum hätte er dann die Tante mitgebracht? und wenn die Tante nichts dagegen hat, die ſo ſtolz und hoffärtig iſt, wie Harald ſagt, da können ja die andern Verwandten doch auch nicht Nein ſagen!“ — „So ſind Sie nicht Geſellſchafterin bei der alten Baronin?“ fragte ich verwundert. — „Nein, ſagte ſie, ich habe ſie hier zum erſten Mal geſehen.“ — „Aber ums Himmelswillen, Kind, rief ich, wie kommen Sie denn hierher, wenn Sie nicht mit der Baronin gekommen ſind?“ — Die Kleine weinte noch ſtärker, wie zuvor. „Ich darf es Ihnen nicht ſagen, rief ſie,

ich habe dem Baron versprochen, gegen Jedermann zu schweigen, bis wir uns öffentlich" — sie schwieg, als hätte sie schon zu viel gesagt. „Ich darf nicht sprechen, wiederholte sie; aber glauben Sie mir, ich bin kein so schlechtes Mädchen, wie Sie denken." — Damit küßte sie mich auf die Stirn und eilte von mir fort ins Schloß.

Seit diesem Tage sah ich Fräulein Marie oft mit verweinten Augen; und wohl mochte sie Ursache zum Weinen haben, das arme Kind. Harald that, was ich schon längst gefürchtet hatte: er fing sein altes Leben wieder an; freilich nur allmälig. Die Freunde kamen noch immer nicht aufs Schloß, aber er selbst ritt oft aus, und blieb halbe und manchmal ganze Tage lange fort. Wenn er wieder kam, war er oft in seiner bösen Weinlaune, wo er die Diener mit Fußtritten und Stockschlägen tractirte, und die armen unschuldigen Möbel zerschlug. Doch war es noch immer golden, im Vergleich mit sonst, und er war auch noch immer zärtlich gegen Fräulein Marie, besonders wenn er sah, daß seine wüthende Heftigkeit sie bis zum Tode erschreckt hatte. Mit der Tante verkehrte er beinahe gar nicht mehr, seitdem sie sich des Abends, wenn Fräulein Marie zu Bette gegangen war, ein paar Mal im Salon gezankt hatten, daß wir es

draußen hörten. Ich glaubte, die Alte ſetzte ihm den Kopf zurecht und da ſchickte ich ihr gern ſo viel Braten und Wein auf ihr Zimmer, wie ſie haben wollte, obgleich es unglaublich war, was ſie verzehren konnte.

Da geſchah es, daß, als ich einmal in der Nacht, nachdem Alle zu Bett waren, die Runde durchs Haus machte, wie ich es immer that, um zu ſehen, ob die Lichter überall ausgelöſcht waren, mir auf einmal auf dem Corridor, der von dem Thurm aus in das alte Schloß führt, wo die Damen logirten, ein heller Schein entgegenleuchtete. In dem erſten Schrecken und ohne noch zu wiſſen, ob die Gefahr groß oder klein war, ſchrie ich Feuer! Feuer! ſo laut ich konnte. Zugleich lief ich den Corridor entlang nach der Stelle zu, wo es brannte. Auf einmal war Harald an meiner Seite. Ich wußte nur zu gut, aus welcher Thüre er gekommen war, obgleich ich ihn nicht hatte kommen ſehen. — Still, Alte, rief er, Du ſiehſt ja, es brennt nur die Gardine vor dem Fenſter. Und damit fing er an, die brennenden Fetzen herabzureißen und mit den Füßen auszutreten. Plötzlich öffnete ſich die Thür, die zu dem Zimmer der Baronin führte, und die dem brennenden Fenſter gerade gegenüber lag, und heraus ſtürzte die alte Hexe mit einem

großen Bündel unter dem Arm, und der Kammerdiener mit einem noch größeren Bündel auf der Schulter, kam hinterher. Sie hätten uns beinahe umgerannt, aber Harald packte den Kammerdiener und schleuderte ihn so gewaltig zurück, daß der Mensch sammt seinem Packet zu Boden stürzte. „Steckt ihr wieder einmal bei einander, Lumpenpack?" herrschte er die Alte an, die, als sie den Baron so wüthend sah, am ganzen Leibe zitternd stehen geblieben war; „schert Euch in die Stube zurück, oder ich will euch auf den Marsch bringen." Auf einmal fing er laut zu lachen an, denn er sah, und ich bemerkte es auch erst jetzt, daß die Alte in der Eile vergessen hatte, sich die Perrücke aufzusetzen, und ihr eigenes rothes Haar in nicht allzu kurzen Zöpfen aus der schmutzigen Haube herabhing. Den Stock hatte sie natürlich auch stehen lassen, und sah überhaupt so ganz verändert aus, daß ich meinen Augen kaum traute. — „Scher Dich zum Teufel, alte Hexe, rief Harald, noch immer aus vollem Halse lachend, und laß Dich erst wieder anstreichen, sonst sieht man doch gar zu deutlich, woher Du stammst." — Die Alte murmelte etwas, das ich nicht verstand, und ging in das Zimmer zurück; der Kammerdiener hatte sich unterdessen wieder aufgerafft und war die kleine Treppe, die von

dem Corridor in den Garten führte, hinab, davongeschlichen. — „Geh zu Bett, Alte, sagte der Baron zu mir, und denke, Du hast dies Alles geträumt, oder denke auch, was Du willst, mir gilt es ~~gilt es~~ gleich. Die Komödie kann ja doch nicht ewig dauern.“

Und die Komödie war denn nun auch vorbei. Am nächsten Morgen waren die Alte und der Kammerdiener verschwunden und Niemand von uns hat je wieder etwas von ihnen gesehen oder gehört; Keiner jemals erfahren, wer sie waren, woher sie kamen. Nur das Eine war sicher, daß die Alte so wenig des Barons Tante gewesen war, wie ich seine Mutter. Die Leute lachten, und der Baron lachte, trotzdem die Beiden an Silberzeug und Kostbarkeiten mitgenommen hatten, was sie forttragen konnten, aber ich lachte nicht, und da war noch eine Andre, die auch nicht lachte. Das arme herzige Kind! sie wollte es zuerst gar nicht glauben, daß der Baron sie so schändlich hätte betrügen können. Sie ging mit weiten, starren, thränenlosen Augen umher, und wenn sie mir begegnete, sah sie mich an, so angstvoll, so kummervoll, daß es mir in's Herz schnitt. Ach, ich konnte ihr ja nicht helfen; ich konnte nur mit ihr weinen und das that ich denn redlich, als das arme Kind sich von ihrem ersten Entsetzen erholt und wieder Thränen ge-

funden hatte. Wir waren jetzt oft beisammen, denn seit jener Nacht kümmerte sich Harald nicht mehr viel um Fräulein Marie. Er ritt alle Tage aus, und nun kamen auch die Herren wieder auf's Schloß, wie sonst, und das alte Leben fing wieder an. Ob Harald seine Gewissensbisse zum Schweigen bringen, ob er die verlorene Zeit nachholen wollte, er war jetzt wilder und unbändiger, als ich ihn je gesehen hatte, und die Leute gingen ihm aus dem Wege, wo sie konnten.

Eines Abends, als die Herren wieder einmal zu Besuch auf dem Schlosse waren, — es war gegen sieben und sie hatten seit drei Uhr bei Tische gesessen — Fräulein Marie war bei mir auf dem Zimmer, wo sie jetzt die meiste Zeit zubrachte — kam Harald plötzlich zur Thür herein. Ich sah auf den ersten Blick, daß er betrunken war. Sein Gesicht glühte und seine Augen funkelten, wie die einer wilden Katze. Als er Marie erblickte, die im Fenster gesessen hatte und bei seinem Eintritt voller Schrecken aufgesprungen war, lachte er und sagte: „Treffe ich Dich hier, mein Täubchen? ich habe das ganze Schloß nach Dir durchsucht. Komm, Schatz, ich will Dich den Herren vorstellen; einen davon kennst Du schon — Du mußt aber hübsch artig und freundlich sein, hörst Du?“ —

Marie war bei diesen Worten bleich wie der Tod geworden und zitterte an allen Gliedern; ich sah, wie sie die Lippen bewegte, um etwas zu erwiedern, aber sie brachte keinen Laut hervor. Ich konnte es nicht länger mehr mit ansehen.

„Schämst Du Dich nicht, Harald," sagte ich, „das arme, unschuldige Lamm so zu quälen. Pfui, Harald, — daß Du schlecht warst, habe ich immer gewußt, aber für so schlecht hätte ich Dich nicht gehalten!" — Er sprang mit einem Satze auf mich zu und packte mich mit seinen Eisenhänden an der Kehle. — „Sprich noch ein Wort," knirschte er zwischen den Zähnen, „und ich breche Dir das Genick, verdammte Hexe!" — Ich wußte, daß er seine Drohung ausführen könnte, aber ich fürchtete mich nicht vor dem Tode. — „Thu', was Du willst," sagte ich ruhig, „aber so lange ich noch einen Athemzug habe, will ich Dir's in's Gesicht sagen: Du bist ein Elender." — Ich sah ihm fest in's Auge; ich sah, wie der Zorn immer wüthender in ihm aufkochte, und fühlte, daß seine Finger sich wie eiserne Klammern um meine Kehle schlossen. Ich glaubte meine letzte Stunde gekommen. — Da stand Marie plötzlich neben mir; sie legte ihre Hand auf Harald's Arm te ganz leise: „laß sie los, Harald; ich will mi en." —

Weiter ſagte ſie nichts, aber es war genug, ſelbſt ein ſo wildes Herz wie Harald's zu rühren. Er ließ die Arme ſinken und ſtarrte Marie an, als ob er aus einem ſchweren Traum erwachte. Plötzlich fiel er vor ihr auf die Knie, verbarg ſein glühendes Geſicht in den Falten ihres Kleides und ſchluchzte: „Vergieb mir, Marie; vergieb mir!“ Dann ſprang er auf, und als er ſah, daß ſie durch Thränen ihn anlächelte, hob er ſie in ſeinen Armen empor, wie ein Kind, trug ſie in der Stube auf und ab und herzte und küßte ſie. Dann ſetzte er ſie hier in den Lehnſtuhl, auf dem Du jetzt ſitzſt, und kniete vor ihr nieder, ihre Hände und ihre Kleider küſſend, und wandte ſich zu mir und rief: „Geh, Alte, und ſage dem Karl: er ſolle die Pferde für die Herren ſatteln laſſen. ‚Ich ſei krank geworden, oder geſund geworden, oder was ſie wollen, aber ich könnte ſie heute nicht mehr ſehen und morgen auch nicht. ‚Iſt es ſo gut, lieb' Herz? nicht wahr, ich bin nicht ſo ſchlecht, wie die Alte ſagt?“ — ‚Ich ging, vor Freude laut weinend, aus der Stube und dachte: es kann doch vielleicht noch Alles gut werden.

Aber das wurde es nicht. Schon nach wenigen Tagen war Alles wieder beim Alten. Aehnliche Scenen kamen noch manchmal vor, aber Harald's gute Verſätze hielten immer nur wenige Tage Stand, und

wir mußten jede Spottrede der Herren mit bitteren Thränen bezahlen. Ich ſage: wir, denn ich hatte die ſüße Dirne ſo lieb, als ob ſie mein eigen Kind geweſen wäre. Und jetzt hatte die Aermſte Troſt und Liebe nöthiger als je. Sie wußte ſchon ſeit Monaten, daß ſie die Frucht ihrer Liebe zu Harald unter dem Herzen trüge, und das Schickſal dieſes Kindes, ihres und ſeines Kindes, bekümmerte ſie tauſendmal mehr als ihr eigenes. — „Was aus mir werden ſoll,“ ſagte ſie, „was iſt daran gelegen? Ich ſtürbe lieber heute wie morgen; aber meines Kindes halber muß ich leben und will ich leben. Und ich will auch nicht mehr weinen und klagen; es hilft ja doch zu nichts, und Harald ſagt ja, daß ihm nichts ſo verhaßt ſei, als verweinte Augen.“ — Ich fragte ſie, ob ſie keine Eltern, keine Verwandte, keine Freunde hätte, zu denen ſie ihre Zuflucht nehmen könnte. Sie ſchüttelte traurig den Kopf: „ich habe Niemand auf der weiten Welt, Niemand, als Sie, liebe Mutter Clauſen, und noch Einen, der Alles für mich thun würde, wenn er wüßte, wo ich wäre; aber er weiß es nicht und ſoll es auch nie erfahren.“ — Ueber ihr früheres Leben ſprach ſie nie; „ich habe dem Baron verſprechen, darüber zu ſchweigen, bis er ſich öffentlich mit mir verlobte; und,“ ſetzte ſie wehmüthig lächelnd hinzu, „da ſehen

Sie ſelbſt, daß ich wohl ewig werde ſchweigen müſſen.“

Sie kam faſt nicht mehr von meiner Seite, und was Harald betrifft, ſo ſchien er in der letzten Zeit ganz vergeſſen zu haben, daß Marie noch auf dem Schloſſe war. Nur manchmal, wenn ich mit ihm allein war, erkundigte er ſich in kurzen, abgeriſſenen Fragen nach ihr, aus denen ich ſah, daß er über ihren Zuſtand vollkommen unterrichtet war.

So ſtanden die Sachen. Der Sommer war zu Ende; der Herbſt kam mit Sturm und Regen, und die dürren Blätter wehten von den Bäumen. Es war an einem Nachmittage, Harald war ein paar Tage verreiſt geweſen; ich war mit Marie im Garten und ſuchte ihr Troſt zuzuſprechen, da ſie heute ganz beſonders traurig war. Da ſchaute plötzlich ein Schacher Jude über das Stacket und ſchrie, als er uns erblickte, in den Garten hinein: nichts zu handeln? nichts zu handeln? Ich brauchte gerade, ich weiß nicht mehr was, und ſo rief ich ihn. Er kam. Es war ein alter, ſchmutziger, ſchlottriger Menſch, mit einem weißen Bart und einer Brille mit blauen Gläſern über den Augen. Er kramte ſeine Waaren aus, und weil die Sachen hübſcher waren, wie ſie dieſe Leute ſonſt wol führen, ſo kauften Marie und ich ihm

Verschiedenes ab. Er forderte einen mäßigen Preis, aber es war doch mehr, als wir bei uns hatten, und so ging ich in's Schloß, das Uebrige zu holen. Zufällig konnte ich den Schlüssel zu meiner Commode nicht gleich finden, und als ich ihn gefunden hatte, fiel mir ein, daß ich in der Küche nothwendig etwas besorgen mußte; so verging wol eine halbe Stunde, bis ich wieder in den Garten kam. Ich traf Marie allein. „Wo ist der Jude?" sagte ich. „Er will morgen wieder kommen," antwortete sie. „Was haben Sie, Kind?" sagte ich, denn ich sah, daß sie roth geweinte Augen hatte und ganz verstört aussah. — Da fiel sie mir um den Hals und weinte, aber so sehr ich sie auch bat, mir zu sagen, was vorgefallen sei, ich konnte nichts aus ihr herausbringen.

Der Jude kam am nächsten Tage nicht, aber Baron Harald kam. Er brachte ein paar Herren mit. Sie waren auf der Jagd gewesen und tüchtig müde geworden. So gingen sie heute früher zu Bett, nachdem sie ein paar Flaschen Wein getrunken hatten.

Ich mochte wohl schon ein paar Stunden im Bett gelegen haben, ohne einschlafen zu können, denn es regnete und stürmte in dieser Nacht gar heftig und die Laden klappten und die Jagdhunde heulten. — Da hörte ich einen leisen Schritt auf dem Gange

vor meiner Stube, eine Hand ſuchte nach dem Drücker meiner Thür und als ich mich erſchreckt im Bett emporrichtete, ging die Thür auf; es trat Jemand herein und kam auf mein Bett zu. — „Wer iſt da?“ rief ich. — „Ich bins, Mutter Clauſen,“ ſagte eine leiſe Stimme. Es war Marie. „Sind Sie krank geworden, Kind?“ ſagte ich. „Nein, ſagte ſie, ſich zu mir aufs Bett ſetzend, ich wollte nur Abſchied nehmen, und Ihnen für all' die Liebe und Güte danken, die Sie an mir gethan haben.“ — „Ich glaubte, ſie wollte ſich das Leben nehmen, und ſagte voller Entſetzen: „Um Gotteswillen, Kind, was haſt Du vor?“ — „Fürchten Sie nichts, Mutter Clauſen, ſagte ſie, und dabei umarmte und küßte ſie mich unter vielen heißen Thränen; ich will fort, aber nur fort von hier. Ich habe es ſchon längſt gewollt und jetzt iſt die Stunde gekommen.“ — „Warum jetzt?“ ſagte ich; „wo willſt Du hin mitten in der Nacht? und noch dazu in ſolcher Nacht! Hörſt Du nicht, wie Wind und Regen mit den Hunden um die Wette heulen? Und Du kennſt ja weder Weg noch Steg — Du rennſt ja gerade ins Verderben, und wenn Du nicht an Dich denkſt, ſo denke wenigſtens an das Kind, das Du unter dem Herzen trägſt.“ — „An das eben denke ich, ſagte ſie. Es ſoll nicht hier, wo

ſeine Mutter ſo grenzenlos elend geweſen iſt, das Licht erblicken; es ſoll nie erfahren, wer ſein Vater war. Leben Sie wohl, liebe Mutter! möge der allgütige Gott Sie behüten! und fürchten Sie nichts für mich! Ich gehe nicht allein; es iſt Jemand bei mir, der mich beſchützen und über mich wachen wird, und der ſein Leben für mich laſſen würde." — „Weißt Du das auch gewiß, Kind?" ſagte ich; „ich dächte, Du hätteſt jetzt gelernt, was den Männern ihre Schwüre werth ſind. Wer iſt es?" — „Ich darf es nicht ſagen," antwortete ſie; „und jetzt muß ich fort, es iſt die höchſte Zeit." — Sie hatte ſich von dem Bett erhoben. „Warte," ſagte ich, „ich will Dir wenigſtens das Geleit aus dem Schloſſe geben."

Sie bat mich inſtändig, zu bleiben; aber ich kehrte mich nicht daran. Schnell hatte ich ein paar Kleider übergeworfen; ich war feſt entſchloſſen, ſie nicht eher fort zu laſſen, bis ich mich überzeugt hatte, daß ſie wußte, was ſie that. Ich fürchtete noch immer, ſie wolle ſich das Leben nehmen.

Als ſie ſah, daß ich von meinem Vorſatz nicht abzubringen war, half ſie mir, mich vollends ankleiden und ſagte: „So kommen Sie, Mutter Clauſen; er ſieht dann doch, daß ich auch hier nicht ganz verlaſſen geweſen bin."

Wir gingen, uns an den Händen haltend, auf den Zehen durch die Corridore, dann die Treppen hinab, die aus dem alten Schlosse in den Garten führt. Es hatte aufgehört zu regnen, und der Mond schien auf Augenblicke durch die schwarzen, treibenden Wolken. Ich hatte noch immer Mariens Hand in der meinigen; sie eilte, mich mit sich ziehend, durch die wohlbekannten Wege. Als wir an einer Bank vorüberkamen in einem der dichteren Baumgänge, wo ich sie oft mit Harald hatte sitzen sehen, blieb sie einen Augenblick stehen, und ich fühlte, wie ihre Hand zuckte. Aber sogleich raffte sie sich wieder auf: „Nein, nein! murmelte sie, er hat Recht; Harald hat mich nie geliebt, und darum darf ich auch nicht länger bleiben."

Wir gingen aus dem Garten in den Hof, aus dem Hof durch das große Thor in den Wald hinein, die Straße nach Bertow. Als wir ein paar hundert Schritte gegangen waren, kam uns ein Mann entgegen. „Er ist es;" sagte Marie; „Sie müssen mich jetzt verlassen, Mutter Clausen; ich habe ihm versprochen, allein zu kommen, und keinem zu sagen, daß ich fortgehe." „Du hättest das nicht versprechen sollen, Kind, sagte ich; ich glaube, ich habe das Recht, zu wissen, wo Du bleibst." —

Unterdessen war der Mann herangekommen. „Bist Du's, Marie?“ sagte er; „warum kommst Du nicht allein?“ — „Weil ich sie nicht losgelassen habe; sagte ich, und sie auch nicht loslassen will, bis ich weiß, wo sie bleibt.“ — „In Gottes Hut, und unter dem Schutz eines Freundes;“ sagte der Mann. Das klang so treu und gut, daß all' meine Angst und Sorge in einem Augenblick verschwunden war.

Der Mond trat aus den Wolken hervor, und ich konnte den Mann, der jetzt neben uns herging, etwas deutlicher sehen. Er war klein und nicht mehr jung; und hatte eine Habichtsnase, wie der Jude von gestern Morgen. Er hatte einen langen Ueberrock an, und als der Wind denselben auseinander wehte, sah ich beim Schein des Mondes den Lauf einer Pistole blinken, die in einem Gürtel steckte, den er um den Leib geschnallt trug.

Einige Schritte weiter hielt eine mit zwei Pferden bespannte Kutsche. „Es ist die höchste Zeit“; sagte der Mann auf dem Bocke. Er sprach plattdeutsch, und mir war, als ob ich die Stimme kannte. „Schnell, schnell“, sagte der kleine Mann mit der Brille und drängte Marie nach dem herabgelassenen Wagentritt. „Leben, adieu“, schluchzte Marie, mich noch einmal umarmend, und als ihr Kopf für einen Augenblick

auf meiner Schulter lag, flüsterte sie mir ins Ohr: Sagen Sie ihm, daß ich ihm Alles, Alles vergeben habe! „Schnell, schnell, Marie"; rief der Mann und stampfte ungeduldig mit dem Fuß. Er hing ihr einen weiten Mantel um und half ihr in den Wagen; dann wandte er sich zu mir: „Wenn Sie das unglückliche Mädchen wirklich lieb haben, sagte er, schweigen Sie zwei mal vierundzwanzig Stunden. Ich bin freilich auf Alles gefaßt, aber ich möchte um Mariens willen gern, daß es ohne diese hier abginge." Er schlug mit der Hand an die Pistole. „Verlassen Sie sich auf mich, sagte ich, und ich will mich auf Sie verlassen." „Thun Sie das, sagte er: es sind ja nicht alle Menschen Schurken und Barone."

Er sprang in den Wagen und schlug die Thür zu. Die Pferde zogen in Galopp an, und schon nach wenigen Minuten hörte ich nur noch das Sausen des Windes in den Tannen.

Ich ging langsam in das Schloß zurück; und gelangte auf mein Zimmer, ohne von Jemand gesehen zu werden. Ich schloß hinter mir ab; dann warf ich mich auf mein Bett, und weinte, als ob mir ein liebes Kind gestorben wäre; und doch war ich glücklich und dankte Gott, daß er sich des armen Kindes erbarmt und sie aus dieser Hölle erlöst hatte.

Als ich am andern Morgen erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Es war ein heller, kühler Morgen und Harald ging mit seinen Gästen auf die Jagd. Ich war froh darüber; so konnte ihm doch Mariens Flucht bis zum Abend wenigstens verschwiegen werden. Den Leuten freilich mußte ich schon gegen Mittag sagen, daß Fräulein Marie nirgends zu finden sei, und ob sie sie nicht gesehen hätten? Die waren nicht wenig erschrocken, denn da war Keiner, der das sanfte, schöne Mädchen nicht gern gehabt hätte. Sie durchsuchten das Haus, die umliegende Gegend, den Wald bis zum Strande und selbst den Wallgraben, denn daß sich die Aermste das Leben genommen habe, darüber waren sie Alle einig.

Spät am Abend kam Harald zurück. Er war allein. Als er in das Haus trat, sah er auf den ersten Blick an den verstörten Gesichtern der Leute, daß etwas vorgefallen sein müsse. Sein böses Gewissen sagte ihm sogleich, was. „Ist sie tot?" fragte er und wurde weiß wie Kalk. „Wir wissen es nicht, Herr," sagte der alte Jochen; „wir haben den ganzen Tag gesucht, aber haben sie noch nicht gefunden."

Er ging, ohne ein Wort zu erwiedern, an den Leuten vorbei nach seinem Zimmer. Als er in der

Thür war, drehte er sich um, und winkte mir, ihm zu folgen.

Er schritt in dem Gemache auf und ab, endlich blieb er vor mir stehen und sagte mit dumpfer Stimme: „Hat Dir Marie je gesagt, sie wolle sich das Leben nehmen?“ „Nein“, sagte ich. „War sie in der letzten Zeit besonders traurig?“ „Ja.“

Wieder ging er im Zimmer hin und her, mit ungleichmäßigen Schritten und unverständliche Worte durch die Zähne murmelnd. Dann blieb er abermals vor mir stehen. „Und wenn sie sich das Leben genommen hätte, so wäre ich ihr Mörder; murmelte er. „Wer sonst?“ antwortete ich.

Er zuckte zusammen, als ob ihm ein Messer in die Brust gestoßen wäre. „Es kann nicht sein,“ sagte er mit bleichen Lippen, „es wäre zu gräßlich.“

Ich wußte, welche Qualen er in diesem Augenblicke ausstand, aber ich wußte auch, daß der stolze Mann sie doch noch lieber dem Tod, als einem Andern gönnte, und überdies hatte ich zu schweigen versprochen. So blieb ich still und wartete ab, was er beginnen würde.

Er hieß mich klingeln und die Leute hereinrufen. Sie kamen. „Wer von Euch zu müde ist, mag zu Bette gehen:“ sagte er, „wer noch weiter mit mir suchen will, soll dafür haben, was er verlangt.“

Es meldeten sich Alle, nicht des Lohnes wegen, sondern weil doch Keiner vor Angst und Aufregung hätte schlafen können.

Er ließ so viel Lichter anzünden, als nur aufzutreiben waren und nun fing das Suchen von Neuem an, unten in den Kellern, durch alle Zimmer, Trepp auf, Trepp ab, auf den Böden, bis hinauf auf den Thurm, — Harald immer voran, jeden Winkel durchspähend, überall die Augen habend, mit fester Stimme Befehle ertheilend, unermüdlich, bis der Morgen kam.

Nun mußten sich die Frauen zu Bett legen, aber von den Männern, nahm er, was sich noch auf den Beinen halten konnte. Mit denen durchsuchte er jedes Gebüsch im Garten, und den Wallgraben von der Zugbrücke an bis wieder zur Zugbrücke. Es regnete an dem Tage, was nur vom Himmel wollte, und die Leute fielen beinahe um vor Müdigkeit, aber Harald gab ihnen —wohl zum ersten Mal in seinem Leben — gute Worte und bat und beschwor sie, nicht nachzulassen und versprach ihnen Geld, soviel sie wollten. So hielten sie bis gegen Mittag aus; da konnten sie nicht mehr. Nun nahm Harald die Andern, die sich ausgeruht hatten und mit denen ging er auf das Meer nach Jaschwitz und in den Wald nach Berkow und bis an den Strand.

Gegen Abend kamen sie wieder, triefend von Regen und dem Moorwasser, in welchem sie stundenlang umhergewatet hatten. Die Männer waren so müde, daß sie im Gehen schliefen, aber Harald's Kraft war noch nicht gebrochen. Er hieß mich ein paar Flaschen Wein holen, und während er sie hinuntergoß, sagte er zu mir: „Höre, Alte! ich glaube nicht, daß sie sich ertränkt hat. Es wäre zu gräßlich; ich müßte verrückt werden über dem Gedanken. So grausam hat sie sich nicht an mir rächen können; dazu war sie viel zu gut und hatte mich viel zu lieb. Hat sie nie gesagt, sie wolle mich verlassen? hat sie nie von einem Manne gesprochen, der alle Zeit bereit sei, sie bei sich aufzunehmen?"

Ich dachte, daß ich Harald einen Funken Hoffnung lassen müsse, und sagte: ja, Marie, hätte öfter und besonders in der letzten Zeit so geredet.

„Siehst Du?" sagte er und stieß das Glas, aus dem er getrunken hatte, auf den Tisch, daß es zerbrach; „jetzt kommt die Meute endlich auf die Spur. Nun wollen wir eine richtige Hetzjagd machen."

Er riß an der Klingel, daß ihm der Griff in der Hand blieb. „Anspannen lassen!" schrie er dem alten Jochen, der eintrat, entgegen, „sofort!"

Ich bat ihn, ein paar Stunden wenigstens zu

ſchlafen, denn ich ſah, daß ſeine Augen wie im Fieber glühten und ſeine Glieder flogen. „Pah,“ ſagte er, „ſchlafen? Ich habe mehr zu thun, als zu ſchlafen. Ich weiß nicht, wie lange ich fortbleibe, Alte; aber ich komme entweder mit ihr zurück oder — wird's bald?“ ſchrie er auf den Flur hinaus, „ich will Euch Beine machen, Ihr verdammten Hallunken!“

So fuhr er ab, ohne auch nur die Kleider gewechſelt zu haben. Er blieb vier Wochen fort; Keiner wußte, wo er geblieben war. Eines Abends ſpät kam er wieder. Die erſte Frage, die er an mich richtete, war: „Haſt Du Nachricht von ihr?“ — Er ſah ſo bleich und verfallen aus, daß ich ihn kaum wieder erkannte. Seine Augen waren tief in den Kopf geſunken und blitzten wie glühende Kohlen. „Ich habe ſie nicht gefunden;“ ſagte er, als wir Beide in ſeinem Zimmer allein waren; „gieb mir Wein, Alte; ich muß das hölliſche Feuer, das in mir brennt, erſäufen.“

Mich jammerte des unglücklichen Mannes, denn jetzt erſt fühlte ich, wie ſehr ich ihn liebte. Ich ſagte ihm Alles, was ich von der Flucht Mariens wußte. Gegen mein Erwarten blieb er ruhig: „Es kommt auf eins heraus, ſagte er; ob ſie geſtorben iſt oder nicht; für mich iſt ſie doch todt; ſie konnte nicht an

ders, als mich verlassen; sie war zu stolz, um sich wie ein Hund behandeln zu lassen. ‚Ich habe sie behandelt wie einen Hund, schlimmer wie einen Hund, ich Elender!‘“

Er schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn; dann warf er sich in einen Lehnsessel, legte den Kopf in die Hände und schluchzte: „Und doch habe ich sie geliebt! und doch liebe ich sie! o mein Gott, mein Gott!“

Es war schrecklich, den wilden Harald weinen zu sehen. ‚Ich hob seinen Kopf in die Höhe, er legte ihn an meine Brust und weinte, wie er oft als Knabe in meinen Armen geweint hatte. ‚Ich bat ihn, sich zu beruhigen, ich sagte ihm, daß Mariens letzte Worte gewesen seien: „ich vergebe ihm Alles.“

„Und wenn sie mir auch vergeben hat, ich werde es mir nie vergeben,“ rief er. „Geh zu Bett, Alte. Wir wollen morgen weiter darüber sprechen.“

Aber als der alte ‚Jochen am nächsten Morgen zu ihm kam, lag Harald in hitzigem Fieber. Das währte sieben Tage, sieben fürchterliche Tage und Nächte. Da war es aus mit Harald von Grenwitz.

Die alte Frau schwieg; strich den Strumpf, an dem sie gestrickt hatte, über den Knieen glatt, legte ihn zusammen und sagte:

„So, Junker! nun mache, daß Du nach Hause kommst. Ich muß nach den Kindern sehen, die drüben auf dem Jochen seinem Bette schlafen. Es hat eben aufgehört zu regnen, aber es wird bald stärker anfangen. Deshalb halte Dich nicht auf unterwegs. Adjies."

„Kommen Sie;" sagte Oswald zu Albert, der sich so eben, gähnend und sich reckend, von seinem harten Lager erhoben hatte. „Es ist die höchste Zeit, wenn wir noch zum Abendessen auf dem Schlosse sein wollen. Adieu, Mutter Clausen."

Adjies, adjies Junker!" sagte die Alte, schon in der Thür.

Als die beiden jungen Männer auf der schmutzigen Dorfgasse standen, deutete Albert mit dem Daumen über die Schulter nach dem Häuschen, das sie so eben verlassen und sagte:

„Schnurrige alte Dame das! War die Geschichte nicht famos, Dottore?"

„Haben Sie denn nicht geschlafen?"

„Nicht die Spur. Ich wollte anfänglich, aber ihr ließt einen ja nicht dazu kommen, und hernach, als die Geschichte von Baron Harald anfing, war se an Schlafen nicht mehr zu denken. Aber ich blieb ruhig liegen, und schnarchte von Zeit zu Zeit, um die Alte

ſicher zu machen, die die Geſchichte jedenfalls nur ihrem „Junker" erzählen wollte. Weshalb nennt die alte Dame Sie, Junker, Vettere, und Du?"

„Ich weiß nicht; ſagte Oswald."

„Oder wollen es nicht wiſſen; erwiederte Albert; na, ſchadet nicht. Man darf auch nicht Alles wiſſen wollen. Warum wollte Baron Harald wiſſen, wo das hübſche Ding, die Marie, geblieben war? Ohne dieſe überflüſſige Neugierde könnte er noch heute ſeinen Burgunder trinken. Merkwürdig, daß ſo ein vernünftiger Mann ſolche verrückte romantiſche Grillen im Kopf haben konnte! Können Sie das begreifen, Vettere?"

„So ziemlich," ſagte Oswald; „aber ſprechen wir von etwas Anderm."

„Wie Sie wollen, Theuerſter. Was halten Sie zum Beiſpiel von der Unſterblichkeit?"

Ende des zweiten Bandes.

Druck von F. Hoffschläger in Berlin.

Problematiſche Naturen.

Problematische Naturen.

Roman

von

F. Spielhagen.

Dritter Band.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1861.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erstes Kapitel.

Am nächsten Tage hatte sich der Himmel wieder aufgeklärt. Die Morgensonne war in dichtem Nebel verhüllt gewesen, aber einige Stunden später zerriß sie den grauen Schleier und goß ihr goldenes Licht verschwenderisch auf die regengetränkte Erde. In dem Schloßgarten war es so paradiesisch frisch und duftig, wie am ersten Schöpfungstage. Die Blumen hoben die Köpfe wieder und wenn noch hier und da Tropfen an den bunten Kelchen hingen, so glichen sie jetzt in dem funkelnden Sonnenschein hellen Freudenthränen; die Vögel jubelirten in den dichten Laubkronen der Bäume, und das kleine Gewürm, das so ruhig in den Ritzen, unter den Blättern, unter den Steinen auf Sonnenschein gewartet hatte, regte sich wieder in seiner ganzen geschäftigen Emsigkeit.

Und um die grauen Mauern des Schlosses, die jetzt im rosigen Licht gebadet waren, schossen eilige

Schwalben und auf den Dächern, in den Dachrinnen, in den Stuckernamenten setzten die zanksüchtigen Spatzen die unterbrochenen Streitigkeiten wieder fort. In dem großen Saal, wo an den Wänden die Porträts der Grenwitzer Barone und Baroneſſen hingen in langer Reihe von dem halb fabelhaften Sven von Grenwitz bis hinab auf die Bilder der Großtante Grenwitz „wie ſie als achtzehnjähriges Mädchen geweſen war," und Oskar's „der mit dem Wodan ſtürzte," und Harald's, „dem es beſſer geraten wäre, er hätte ſich am Sarge ſeines Vaters todt geweint" — tanzten die Staubatome, welche aus den alten Prunkmeubeln mit den verblichenen Damaſtüberzügen aufſtiegen in den ſchrägen Lichtſäulen, die durch die drei hohen Bogenfenſter fielen.

Unten im Wohnzimmer nahmen der Baron und die Baronin ein frugales Frühſtück ein. Sie ſahen reiſefertig aus und Anna-Maria hatte ſogar ſchon einen Hut mit weit vorſpringenden Flügeln, wie ſie in den zwanziger Jahren Mode geweſen waren, auf dem Kopfe. Denn der große Reiſewagen hielt ſchon vor der Thür. Die vier ſchwerfälligen Braunen wedelten ſich bedächtig mit den langen Schweifen die Fliegen ab, und der ſchweigſame Kutſcher klatſchte regelmäßig alle fünf Minuten mit der Peitſche

„Der Hof liegt dort hinaus," sagte der Kutscher, mit dem Peitschenstiel rechts über die Haide deutend; „Sie können ihn von hier aus nicht sehen. Ich fahre den Herrn Doctor nach dem Schweizerhäuschen."

„Und wo liegt das?"

„Gerade vor uns, in den Tannen."

Ein Wäldchen von hohen Tannen krönte den höchsten Punkt des Ufers, zu dem jetzt der Weg, der immer steiler und steiniger wurde, ziemlich rasch hinaufführte. Als Oswald sich, um die zurückgelegte Strecke zu überschauen, im Wagen umwandte, erblickte er in der Entfernung von vier bis fünfhundert Schritten den Reiter, der vorhin vor dem Wirthshause gehalten hatte. Er ritt mit derselben Geschwindigkeit, in welcher der Wagen fuhr, und als dieser zufällig hielt, weil eine Schnalle an dem Riemenzeug aufgegangen war, hielt er ebenfalls sein Pferd an, so lange bis das Fuhrwerk sich wieder in Bewegung setzte. Oswald, dem dies Benehmen aufgefallen war, bat den Kutscher nach einigen Minuten abermals zu halten. Er wandte sich um: der Reiter hielt ebenfalls. Er ließ dies Manöver noch ein paar Mal wiederholen, stets mit demselben Erfolg.

„Das ist doch sonderbar," sagte Oswald.

„da," sagte der Kutscher; „ich weiß auch n
was das zu bedeuten hat."

In diesem Augenblick verließ der Reiter den
und trabte quer über die Haide nach der Rich
fert, in welcher, wie der Kutscher sagte, hinter
saum des Plateaus, der Gutshof von Cona lag

Der Wagen hatte jetzt die Tannen erreicht,
so dicht standen, daß man vom Meere nichts n
sehen und nur noch sein Brausen hören konnte,
sich mit dem Wehen des Windes in den hohen K
men vermischte. Dann blitzte es bei einer Wend
des Weges wieder auf und vor ihnen, auf ei
freien, nach dem Meere zu offenen Platze lag ein
Holz im Schweizerstyl aufgeführtes Haus, Oldenbu
Sommerwohnung.

Zweites Kapitel.

Als der Wagen auf dem von hohen Bäumen umten und mit braunen Nadeln wie mit einem Tep- überdeckten Platze vor der Thür hielt, erschien enburg oben auf der Gallerie, welche die zwei ckwerke trennte und sich um das ganze Haus zog, grüßte freundlich hinab. Im nächsten Augenblick er an der Thür und schüttelte Oswald mit Herzleit die Hand.

„Alſo doch!“ ſagte er; „ich fürchtete ſchon, es re Ihnen ergangen, wie den meiſten Leuten, die, n ſie einmal mit mir zuſammen geweſen ſind, für Ewigkeit genug haben.“

„Ich weiß nicht, Herr Baron, ob Sie ſich den ſten Leuten ſo zeigen, wie Sie ſich mir gezeigt en,“ ſagte Oswald; „wäre dies der Fall, ſo habe ich mein Theil nicht den Geſchmack der meiſten Leute.“

„Wahrlich, ein Selam in optima forma!“ ſagte

Oldenburg lachend; „ein paar alte graubärtige S
Mohammed's könnten es nicht besser. Es fehlt
noch, daß wir zum Schluß unsre eignen Fingers
küssen.' Aber kommen Sie in's Haus, da können
die Sache noch bequemer haben."

Sie traten auf einen kleinen Flur, von wel
man auf einer niedrigen breiten Treppe in das e
Stockwerk auf ein Entrée gelangte, das von oben
empfing. Aus diesem gingen sie in ein weites, z
lich hohes Gemach, zwischen dessen zwei Fenstern
Glasthür auf die breite Gallerie führte, die eine
beschränkte Aussicht auf das Meer gewährte, und
gleich noch ziemlich dreißig Fuß zwischen dem H
und dem scharf abfallenden Rande des Ufers la
unmittelbar über der Brandung, welche tief u
zwischen den Rollsteinen und auf den Kieseln
Strandes murmelte, zu hängen schien.

Der Blick von diesem erhabenen Standpunkte
das blaue, unermeßliche Meer und auf das hohe
Kreideufer, das sich nach links in einem weiten Ha
mend hinziehend, zuletzt in einem Vorgebirge endig
welches der Buchwald von Grenwitz krönte, war
unbeschreiblich großartig, daß Oswald einen lau
Ruf der Bewunderung nicht unterdrücken konnte.

„Nicht wahr?" sagte Oldenburg, sich neben O

wald auf die Brüstung der Gallerie lehnend, „es war ein geſcheidter Einfall meines würdigen Großvaters, an dieſem Punkte, nebenbei einem der höchſten der ganzen Inſel, ein Haus zu bauen. Ich habe den alten Mann mit ſeinem langen eisgrauen Barte noch gekannt, und ſehe ihn im Geiſte noch hier auf dieſer Gallerie ſitzen und, wie der König von Thule, mit ſeinen verlöſchenden Augen auf das heilige Meer ſchauen, das er verehrte, wie ein Enkel ſeine Großmutter ehrt, und liebte, wie ein Jüngling die Geliebte ſeiner Seele liebt. Ich wollte, er hätte mir außer ſeiner Figur auch ſeine unermeßliche Fähigkeit, für Naturſchönheit ſchwärmen zu können, vererbt. Beider bin ich in der letzten Beziehung in demſelben Grade zu kurz gekommen, wie in der erſten zu lang.“

„Iſt das Ihr Ernſt?“ ſagte Oswald.

„Wahrhaftig,“ ſagte Oldenburg, „und ich habe mich auf meinen Reiſen oft genug deshalb geſchämt, und meine äſthetiſche Verſtocktheit, die mich auf den ſchönſten Punkten, wo Andre vor Vergnügen Purzelbäume ſchlugen oder ſentimentale Thränen weinten, geradezu nichts empfinden ließ, verwünſcht. Vergebens, daß ich, wie die engliſchen Miſſes an meiner Seite: beautifully, very fine indeed! ſeufzte, vergebens, daß ich Tag und Nacht die herrlichſten Naturſchilde-

rungen von Byron und Lamartine las, bis ich sie auswendig wußte — es half Alles nichts. Ich brachte es nicht weiter, wie der arme Werther, als ihm die ewige Natur wie ein lackirtes Bild erschien; und ein paar Bettelbuben, die sich auf dem Sande des Strandes balgten, und ein armer Fellah, der sein Wasserrad drehte, waren mir interessanter, als der Golf von Neapel und der Nil. Ich habe nur an Menschen und Menschentreiben meine Freude — von der Natur verstehe ich ein für alle Mal nichts."

„Aber warum verbannen Sie sich denn in diese Einsamkeit? warum wohnen Sie, da Sie es doch haben können, anstatt hier an diesem nordischen Strande, nicht lieber an dem Boulevard des Capucines, oder in London auf dem Pall-Mall?"

„Aus demselben Grunde, aus welchem man der Falken, bevor man ihn auf die Gazelienjagd nimmt, vierundzwanzig Stunden fasten läßt — um meinen Hunger nach meiner Lieblingsnahrung zu schärfen. Wenn ich hier ein paar Wochen gehaust habe, sind meine Sinne wieder frisch und empfänglich, und das Schauspiel des Menschentreibens hat wieder seinen alten Reiz für mich."

„Und wie lange gedenken Sie diesmal hier zu bleiben?"

„Ich weiß noch nicht. Meine Solitude, — so tauste nämlich mein Großvater diesen seinen Lieblingsort — gefällt mir diesmal besser, als sonst wohl. Ich habe in den letzten Jahren ein etwas buntes Leben geführt und so viel Adamskinder der verschiedensten Racen und Culturzustände durcheinander gesehen, daß zuletzt einer genau so aussah, wie der andere, ein Beweis, daß meine Sinne vollkommen abgestumpft waren und eine längere Hungercur nöthig ist. Daß ich nicht ganz verhungere, dafür sollen Sie und die Czika sorgen."

„Und wo ist denn unser kleiner Findling?"

„Irgendwo auf der Haide, wo sie sich in den blühenden Ginster legt und in den Himmel starrt, oder am Strande, wo sie zwischen den Felsblöcken umherklettert und vor Vergnügen in die Hände klatscht, wenn eine Welle ihre nackten Füße benetzt. Bis zu Schuhen hat sie es nämlich noch nicht gebracht, das heißt: ich habe sie noch nicht dazu bringen können. Ich lasse ihr überhaupt absolute Freiheit, seitdem sie mir gleich am zweiten Tage, als ich sie bei dem schauderhaften Wetter nicht herauslassen wollte, sehr energisch erklärte: Czika stirbt, wenn Czika nicht in den Regen darf."

„Sehnt sie sich denn nicht nach ihrer Mutter zurück?"

„Glauben Sie wirklich, daß das braune Weib, das

ich übrigens nur ganz flüchtig gesehen habe, des Kindes Mutter ist?"

„Unbedingt. Die Aehnlichkeit zwischen Czika und der braunen Gräfin ist unverkennbar."

„Von wem habe ich doch diesen Ausdruck schon gehört?" sagte Oldenburg nachdenklich, „von Ihnen neulich, ohne Zweifel; aber er kam mir gleich so bekannt vor. Stammt die Bezeichnung von Ihnen?"

„Nein, von Frau von Berkow," sagte Oswald, den Blick fest auf Oldenburg richtend.

„So, so," sagte der Baron.

Es war das erste Mal, daß Melitte's Namen unter den beiden Männern Erwähnung geschah, und es war bezeichnend genug, daß sofort eine Pause in dem Gespräche eintrat.

„Bei welcher Gelegenheit hat denn Frau von Berkow die Bekanntschaft der Zigeunerin gemacht?" fragte der Baron nach einiger Zeit.

Oswald erzählte in kurzen Zügen die Geschichte von der braunen Gräfin, so wie sie ihm Melitta mitgetheilt hatte.

Oldenburg lächelte. „Ja, ja," sagte er, „jetzt erinnere ich mich. Frau von Berkow hat mir die Anecdote schon vor ein paar Jahren erzählt. Die Geschichte ist allerliebst, besonders für den, welcher

sich für Frau von Berkow interessirt, weil sie für den liebenswürdigen, aus Muthwillen, Schalkheit und Gutmüthigkeit wunderbar gemischten Charakter dieser Dame unendlich bezeichnend ist."

Der Baron sagte das einfach und so ruhig, als hätte es niemals eine Zeit gegeben, wo er für ein Lächeln „dieser Dame" sein Leben auf's Spiel gesetzt haben würde.

„Aber wollen wir nicht hineingehen," fuhr er fort, „ich sehe, Hermann, mein Rabe und Factotum, hat einen Tisch mit allerlei Appetitlichem gar zierlich gedeckt, und dort kommt auch Thusnelda, seine Gemahlin und meine Amme, um uns feierlich zum Vesperbrod zu laden."

Eine alte, sehr würdig aussehende Frau von stattlichem Umfange erschien in der Glasthüre, machte einen tiefen Knix und sagte:

„Herr Baron, es ist angerichtet."

„Schön," sagte Oldenburg; „hast Du die Czika nicht gesehen?"

„Ich dachte, sie wäre beim Herrn Baron," antwortete die Matrone, ängstlich umherblickend.

„Nein. Bring sie doch herauf, wenn sie unterdessen kommen sollte. Du kannst Dich einmal nach ihr umsehen. Kommen Sie, Doctor, ich hoffe, der

weite Weg hat Sie hungrig, zum mindesten durstig gemacht; Thusnelda hat für beide Fälle gesorgt."

Oswald schaute sich, während sie an dem mit Erfrischungen aller Art reichlich besetzten Tische Platz nahmen, in dem Zimmer um. Der weite Raum wurde durch einen großen Schreibtisch von Eichenholz und durch Stühle und Sophas von mancherlei Formen, die den Platz häufig zu verändern schienen, wesentlich verringert. An den Wänden standen Eichenschränke mit Büchern angefüllt. Bücher lagen auf den Tischen, den Sophas, den Stühlen, Bücher lagen auf dem Boden. Einige schöne Büsten nach der Antike, und ein paar große Kupferstiche waren der einzige Schmuck des im übrigen offenbar auf Eleganz nicht den mindesten Anspruch machenden Zimmers; zwischen zwei der Schränke, wo ein Kupferstich hingehörte, war eine grünseidne Gardine, die entweder ein ungeschickt angebrachtes Fenster oder ein Bild verdeckte, welches der Besitzer aus diesem oder jenem Grunde dem Blicke neugieriger Besucher nicht ausgesetzt wünschte.

Sogleich wurde seine Aufmerksamkeit wieder von dem Baron selbst in Anspruch genommen, der ihm heute in einem langen, gelben, leinenen Rock, welcher seiner langen, hagern Figur gar seltsam stand, ein

ganz Anderer zu ſein ſchien. Mehr aber noch, als der veränderte Anzug war es der veränderte Ausdruck des Geſichtes, der Oswald auffiel. Der höhniſche Zug um den Mund, den ſelbſt der dichte Bart nicht ganz verdecken konnte, die ſcharfen kleinen Fältchen auf der hohen Stirn, um die Augen und die Naſenflügel — Alles war von einem freundlichen Lächeln ausgelöſcht, das den grauen, ſonſt ſo ſtechenden Augen einen Ausdruck von Milde und Gutmüthigkeit gab, den Oswald, ſo weit er auch von ſeinem Vorurtheil gegen den Baron zurückgekommen war, niemals für möglich gehalten haben würde. Ja, der Gedanke, daß ein Weib dieſen ſeltſamen Mann von ganzem Herzen lieben könnte, ſchien ihm nicht mehr ſo wunderlich, wie auf dem Balle in Barnewitz. Er dachte an das Blatt in Melitta's Album, er dachte an ſeine eigenen Worte: Dieſer Mann wird niemals glücklich ſein, weil er niemals wird glücklich ſein wollen, und an Melitta's Antwort: „Darum iſt dieſer Mann aus meinem Leben losgelöſt, wie ſein Bild aus dieſem Album," und er ſagte ſich jetzt: er hätte glücklich ſein können, wenn er gewollt hätte; warum wollte er es nicht? was trennte dieſe Beiden? wer von ihnen ſprach das Wort, das ſie — wie es ſcheint — auf ewig trennte?

Dieſe Gedanken erweckten heute in Oswald nicht

mehr jene wilde Eifersucht, die sein Herz an dem Tage, wo er dem Baron zuerst im Walde begegnete, und hernach auf dem Balle in Barnewitz, zerfleischt hatte — aber das geheimnißvolle Dunkel, welches über diesen Vorgängen lag, das er nicht lüften konnte und, was schlimmer war, nicht einmal zu lüften wagte, erfüllte seine Seele mit jener Trauer und jenem Mitleid, das wir mit uns selbst empfinden, wenn wir da in unserer Andacht gestört werden, wo wir so gern aus vollem, überströmendem Herzen anbeten möchten.

Oswald suchte dieser trüben Stimmung Herr zu werden; es war ihm, als ob des Barons scharfe Augen lesen könnten, was in seiner Seele vorging. Indessen schien dieser vollkommen unbefangen und ganz von dem Thema ihres Gesprächs in Anspruch genommen, das, wie erklärlich, sich hauptsächlich um Czika und die braune Gräfin drehte. Beide Männer versuchten ihren Scharfsinn vergeblich an der Lösung der vielen Räthsel dieser wunderbaren Angelegenheit. Was hatte die braune Gräfin bestimmt, ihr Kind, an welchem sie doch mit großer Liebe zu hängen schien, so ohne Weiteres fremden Männern zu überlassen? Woher nahm sie zu dieser Entsagung den Muth in dem Augenblicke, wo sie durch die brutalen Scherze der jungen Edelleute (der Reitknecht des jungen Graf Grieben hatte Oldenburg's Kutscher

die Sache erzählt, und durch den, allerdings blos scherzhaft gemeinten, Raub der Kleinen so außer sich gebracht war? Hatte sie das Kind Oswald, oder dem Baron, oder hatte sie es Beiden geschenkt? oder hatte sie es ihnen nicht geschenkt, sondern verkauft, und hatte sie nur den Zahlungstermin einen Monat hinausgeschoben, in der Hoffnung, daß die beiden Männer, oder auch einer von ihnen, das schöne Kind während dieser Zeit lieb gewinnen und demnach gern einen größeren Preis zahlen würde?

„Meine größte Furcht," sagte Oldenburg, „ist, daß die braune Gräfin der noch nicht einmal abgeschlossene Handel gereut und sie mir das Kind wieder raubt, oder auch die Czika selbst der Sehnsucht nach ihrem Wanderleben nicht widerstehen kann und eines schönen Morgens verschwunden ist. Ich gestehe, daß es ein harter Schlag für mich sein würde. Ihre Prophezeihung, daß ich in der süßen Dirn einen Schatz gefunden habe, köstlicher als Alladin's Wunderlampe, scheint in Erfüllung zu gehen. Ich sage mit dem weisen Nathan: ich bliebe, oder richtiger: ich wäre des Mädchens Vater doch so gern! ich möchte so gern dieser bis jetzt stummen Seele eine Sprache entlocken, und in dieser Sprache meinen eigenen Gedanken veredelt und verschönert wieder hören! ich

möchte sie an mich kett[illegible]nden, durch die
ein Vater an seine Toc[illegible]ochter an ihren
Vater gefesselt sein kann — versteht sich, um sie nachträglich alle diese Bande zerreißen und sich dem ersten besten Weibsschnabel in die Arme werfen zu sehen, dessen Reck um einen Grad besser sitzt, als die seiner Nachbarn. Aber bis dahin möchte ich wenigstens, daß sie mein wäre! Ich stehe jetzt in den Jahren, wo man sich, wenn man nicht zufällig ein Swift ist, der bekanntlich die Kinder hätte fressen mögen, aber nicht aus Liebe — nach Kindern sehnt, wie ein müder Wanderer nach einem Stab, die erschlaffenden Glieder zu stützen. Wenn wir fühlen, daß wir den höchsten Punkt auf unserem Lebenswege erreicht haben und es nun unaufhaltsam bergab geht, und das Land unserer Jugend hinter dem Kamm des Hügels allgemach verschwindet, da möchten wir fröhliche Kinderstimmen von drüben ertönen hören, die uns unsere eigene selige Jugendzeit wieder in die Erinnerung rufen. Sie werden mich fragen, weshalb ich denn dieser spießbürgerlichen Tendenz nicht nachgebe und heirathe? oder Sie werden mich das auch nicht fragen, denn Sie werden sich selber sagen, daß für Jemand, der sich die zehn besten Jahre seines Lebens in allerlei liaisons dangereuses und innocentes — unausgesetzt

bewegt hat, das Heirathen eine moraliſche Unmöglichkeit iſt. Ich will keine Frau, die ſo blaſirt wäre, nicht von mir hören zu wollen: ich liebe Dich! und wie kann ich das, ohne mir ſelbſt lächerlich vorzukommen, zu ihr ſagen, wenn ich es ſchon ſo und ſo vielen anderen in allen mir bekannten Sprachen geſagt habe? Nein, nein! mit ſolchen Geſinnungen mag man Türke werden und ſich einen Harem anſchaffen, aber für die monogamiſche Ehe im höchſten, reinſten Sinne, wo ſie eine wunderbare Alchymie iſt, die aus den Zweien Eines macht, für dieſe Ehe, die auch ich heilig halte, iſt man wahrlich zu ſchlecht."

„Und doch," ſagte Oswald, „liegt in der wahren Liebe eine reinigende und heiligende Macht, vor der alle Zweifel an uns ſelbſt verſchwinden, wie der Nebel vor den Strahlen der Sonne. Die wahre Liebe wiſcht, wie der echte Haß „von der Tafel der Erinnerung weg alle thörichten Geſchichten" und macht uns mit einem Schlage aus wüſten Barbaren zu zartfühlenden, feinſinnigen Hellenen. Die rohe Kraft, die vorher ſich nur bethätigen wollte, gleichviel ob ſie ſchaffte oder zerſtörte, nimmt jetzt Form an, und wo ſie früher einen Siva ſchuf, deſſen glühender Blick alle Creatur verzehrt, ſchafft ſie jetzt einen olympiſchen Zeus, der Alles, was iſt, mit Vateraugen ſegnet."

„Sehr schön gesagt," erwiederte der Baron, „wol
Sie nicht diese Liebfrauenmilch versuchen, der W
macht seinem Namen Ehre — sehr schön gesagt, a
wol wahr — nur nicht für problematische Nature

„Was nennen Sie problematische Naturen?"

„Es ist ein Goethe'scher Ausdruck und kommt
einer Stelle vor, die mir viel zu denken gegeben
Es giebt problematische Naturen, sagt Goethe —
glaube in Dichtung und Wahrheit — die keiner
gewachsen sind, in der sie sich befinden, und d
keine genug thut. Daraus, fügt er hinzu, entsteht
ungeheure Widerstreit, der das Leben ohne Ge
verzehrt. — Es ist ein grausiges Wort, denn
spricht in olympischer Ruhe das Todesurtheil
eine, besonders in unseren Tagen, weit verbre
Gattung guter Menschen und schlechter Musikanten
Da ist Czika!"

„Wo?"

„Hinter Ihnen."

Oswald wandte sich um. In der offenen T
die auf den Balcon führte, stand das schöne
vom rothen Licht der untergehenden Sonne umfl
Ihr üppiges, blauschwarzes Haar fiel von b
Seiten über die feine Stirn auf die Schultern
aus einer blauen türkischen Blouse hervorragten, v

mit einem dünnen, rothseidenen Shawl um die schlanke Hüfte gegürtet war. Türkische Beinkleider reichten bis zu den nackten Füßen. Als sie einen Fremden in dem Zimmer erblickte, hatte sie sich leise, wie sie gekommen war, wieder wegstehlen wollen, bis der Ausruf des Barons sie bannte und Oswald sich umgewandt hatte. Bei seinem Erblicken flog ein freudiges Lächeln über ihr ernstes, dunkles Gesicht, und die braunen Gazellenaugen schauten beinahe zärtlich zu ihm empor, als er jetzt, eine ihrer Hände in der seinen haltend und mit der andern ihr das üppige Haar schlichtend, vor ihr stand.

„Czika kennt Dich," sagte sie; „Du bist sehr gut. Du hast die Armen lieb, die Armen haben Dich lieb."

„Eine Liebeserklärung!" sagte [illegible]enburg, der am Tische sitzen geblieben war, lachend, „die wie vielste, Doctor, in den letzten acht Tagen! Doctor, Sie sind ein gefährlicher Mensch und ich werde mich genöthigt sehen, Ihnen mein Haus zu verbieten."

„Warum bist Du nicht immer hier?" sagte Czika, ihre großen Augen von dem Baron wieder zu Oswald wendend. „Czika will mit Dir an dem großen Wasser sitzen, Czika will Dir Blumen auf der Haide pflücken. Warum bist Du nicht immer hier?"

„Er kann nicht immer hier sein, Czika," sagte der

Baron, „aber er wird recht oft herkommen. Nicht wahr, Doctor?“

Die Thür nach dem Vorsaal wurde geöffnet und Madame Müller, oder Thusnelda, wie sie der Baron nannte, schaute herein.

„Ich kann sie nicht — ah! da ist sie ja. Wo bist Du denn gewesen, mein Herzenspüppchen? komm, ich will Dich ein wenig zurecht machen. Wie Du wieder aussiehst — ganz voll Haidekraut, wie gewöhnlich; was sollen die Herren von uns denken...“

So sprach die Matrone, das Kind mit sanfter Gewalt an der Hand aus dem Zimmer führend.

„Sie müssen wissen, daß eine große Liebe zwischen den Beiden besteht,“ sagte der Baron. „Meine alte Amme hat viel blühende Kinder gehabt, die alle frühzeitig gestorben sind. Anderer Frauen Herz wird durch solches Unglück oft verhärtet, aber Thusnelda's Herz ist weich geblieben, und jetzt liebt sie die Ezika, als wäre sie ihr Erstgeborenes. Das ist nun aber gerade, als wenn eine Taube einen Falken ausgebrütet hätte. Ezika's Tendenzen zu einem möglichst ungebundenen Dasein bringen die arme alte Dame alle Tage zehnmal in die größte Noth und Verzweiflung. Und dann ist noch ein Umstand. Thusnelda ist gut kirchenfromm — und Ezika hat — horribile dictu — gar

keine Religion — es müßte denn irgend ein geheimnißvoller Sterndienst sein, die sie begeht, wenn sie sich des Nachts von ihrem Lager stiehlt und auf der Höhe des Strandes im Mondenscheine tanzt, wie Thusnelda es mit Grausen und Schaudern gesehen zu haben schwört. Uebrigens glaube ich Thusnelda in diesem Falle. Ich habe wenigstens schon früher die Beobachtung gemacht, daß, wenn die Zigeuner Gegenstände der Anbetung haben, es Sonne, Mond und Sterne sind."

„Haben Sie auf Ihren Reisen nicht öfter Gelegenheit gehabt, mit diesem interessanten Volke in nähere Berührung zu kommen?"

„O ja," sagte der Baron, „sogar in sehr nahe Berührung; besonders einmal — in Ungarn — vor zwölf Jahren etwa."

Der Baron schwieg, schenkte sich ein Glas Wein ein und trank es in mehren Absätzen langsam aus, die Augen auf die Tischdecke geheftet, wie Jemand dessen Gedanken von einer Erinnerung ganz in Anspruch genommen sind.

„Nun", sagte Oswald, „wie war das?"

„Was?" sagte der Baron, wie aus einem Traum erwachend; „ja so, Sie wollen wissen, was ich in Ungarn mit den Zigeunern zu thun hatte."

„Ich vermuthe, es steckt dahinter eine romantische Geschichte."

„Allerdings", sagte der Baron; „ich selbst stand damals noch in den Jahren, wo jeder Mensch, er müßte denn zufällig ein geborner Stockfisch sein, ein lebendiges Stück Romantik ist. Ich schwärmte für Eichenderff's mondscheindurchleuchtete Zaubernächte, für Brunnen und Wälderrauschen, und vor allem schwärmte ich für schlanke Mägdelein mit und ohne Guitarre am blauen Bande.

Meine ganze Weltanschauung war in einem eminenten Grade romantisch, vor allem meine Moral. Das ganze Leben hatte für mich nicht mehr Bedeutung, als ein Schattenspiel an der Wand, und das einzige Reelle, was ich gelten ließ, war die souveräne Ironie. Mit einem Worte: ich war ein charmanter Kerl, und wenn man mich an den ersten besten Galgen gehangen hätte, so wäre das nur „mir zur gerechten Strafe, anderen aber zum abscheulichen Exempel" gewesen. —

Ich hatte damals das Studiren in Bonn und Heidelberg gerade herzlich satt. Ich hatte in tausend Büchern vergeblich nach der Lösung des Räthsels gesucht, über dem sich schon so viel bessere Köpfe als ich den Kopf zerbrochen haben, und wollte es nun

einmal auf andere Weise anfangen. Ich schrieb an meinen Vormund und drückte ihm meinen Wunsch aus, ein paar Jahre zu reisen. Der Vormund billigte diesen Plan höchlichst, wie er denn Alles billigte, was mein Spatzenkopf ausheckte — nur um mich los zu werden — schickte mir Wechsel und Empfehlungsbriefe, und ich begab mich auf die Wanderschaft. Ich reiste durch Süddeutschland, die Schweiz, Oberitalien. Wenn Sie aber einen auch nur oberflächlichen Bericht dieser Reise von mir verlangten, so käme ich in die größte Verlegenheit. Ich weiß von den Gegenden noch gerade so viel, wie von Landschaften, die man im Traume sieht. Zuletzt war ich in Ungarn. Der Zufall, der überhaupt mein Reisemarschall war, hatte mich dort hingeführt. Ich war in Wien mit einem jungen ungarischen Edelmann bekannt geworden, dessen Vater am Fuße des Tetragebirges reich begütert war. Er hatte mich eingeladen, mit ihm zu kommen; ich war dieser Einladung gefolgt. Wir führten ein sehr idyllisches Leben, dessen Hauptingredienzien Würfel, Wein und Weiber waren. Herr von Krypan hatte ein paar sehr schöne Schwestern, in die ich mich der Reihe nach verliebte. Sodann begeisterte ich mich für die französische Gesellschafterin der alten Frau von Krypan, die eben frisch von Paris gekommen war,

und die jungen Ungarinen durch die Grazie ihrer Manieren, ihr Conservationstalent und ihren Geschmack in Sachen der Toilette beschämte.

Als ich einst, voll von dem Bilde dieser Huldgöttin, die ich nebenbei einige Jahre darauf in Paris unter wesentlich andern Verhältnissen wieder traf — für den Augenblick glaubte ich an die Echtheit ihrer Perlen und ihrer Tugend — als ich einst, sage ich, träumend in dem Walde umherlief, der sich von Kryvan weit in das Gebirge hinauf erstreckte, führte mich mein Reisemarschall auf eine Lichtung im Walde, die sich eine Zigeunerbande zu ihrem temporären Wohnort erwählt hatte. Kleine Hütten aus Lehm und Reisig in sehr archaistischem Stile aufgeführt, eine Feuerstelle, an der ein altes Mütterchen einen Marder briet, Thierfelle und Lumpen an den Zweigen der Bäume zum Trocknen aufgehängt — das war das Bild, das sich meinen erstaunten Blicken darbot. Die ganze Bande war abwesend, mit Ausnahme besagter alter Hexe, einiger ganz kleiner Kinder, die sich in paradiesischer Nacktheit im Sande wälzten, und eines Zigeunermädchens von fünfzehn Jahren etwa —"

Der Baron schenkte sich ein Glas voll und trank es mit einem Zuge aus.

„Von fünfzehn Jahren etwa — vielleicht war sie

auch älter — es ist das Alter von Zigeunermädchen schwer zu bestimmen. Sie war schlank, und geschmeidig, wie ein Reh, und ihre dunklen Augen leuchteten in einem so magisch sinnlich-übersinnlichen Feuer, daß mich ein Schauder des Entzückens packte, als ich tief und tiefer hineinschaute, während sie unter allerlei wunderlichen Manipulationen mir aus der flachen Hand mein Schicksal verkündete. Mein Schicksal war in ihren Augen viel deutlicher zu lesen, als in meiner Hand. Ich war entzückt, berauscht, außer mir; die Welt war für mich versunken. — Sie erinnern sich, daß ich damals zwanzig Jahre und Romantiker vom reinsten Wasser war — und daß ein Zigeuner sein, sich von Mardern nähren und sich in den Augen eines Zigeunermädchens sonnen, der Weisheit letzter Schluß und das höchste Ziel menschlichen Strebens sei, war für mich über allen Zweifel erhaben. Ich blieb bei den Zigeunern — ich weiß nicht, wie viel Tage. Meine Freunde im Schlosse glaubten, die Wölfe hätten mich zerrissen. — Da eines Abends — die Sonne war schon hinter die Bergwand gesunken, die unsern Lagerplatz nach Norden schirmte — die Bande war noch nicht von ihrem Streifzuge zurück — ich saß mit der Zingarella am Fuß einer alten Eiche und war selig in meiner jungen Liebe — da —

„Ich glaube gar, wir bekommen noch Besuch" — unterbrach sich der Baron; „war das nicht eine fremde Stimme?"

„Ich hesse nicht," sagte Oswald.

Die Thür wurde geöffnet, der alte Herrmann schaute herein und sagte:

„Herr von Cleten wünscht seine Aufwartung zu machen, Herr Baron; sind Sie zu Hause?"

„Bewahre," sagte der Baron; „aber freilich, ich kann ihn nicht gut abweisen; er kommt um mich — hm, hm!"

„Lassen Sie sich durch mich in der Ausübung Ihrer Gastfreundschaft nicht stören," sagte Oswald, aufstehend.

„Bleiben Sie! bleiben Sie!" sagte der Baron; „er wird sich hoffentlich nicht lange aufhalten. Er kommt in einer gewissen Angelegenheit, in welcher er meinen Rath haben will. Das ist Alles. Führe ihn herauf, Hermann!"

Einen Augenblick darauf trat Herr von Cloten ein. Er war in Reitfrack und Stulpenstiefel und schien einen weiten Ritt gemacht zu haben. Wenigstens sah er sehr erhitzt aus. Oswald's Anwesenheit schien ihn zu ärgern, oder verlegen zu machen; wenigstens begrüßte er ihn mit auffallender Förmlichkeit, nachdem er dem Baron die Hand geschüttelt hatte.

„Sehr warm heute," näſelte er, auf einem Stuhl, den ihm der Baron anbot, am Tiſche Platz nehmend; „Robin trieft von Schweiß; habe Ihrem Reitknecht geſagt, ihn mit Stroh abzureiben. Conſervirt die Pferde merkwürdig. Angenehmer Wein, — Liebfrauenmilch? — fameſer Wein — hatten neulich auch welchen in Barnewitz — nicht halb ſo gut. Apropos Barnewitz — gut bekommen, Baron? War etwas vor der Zeit fortgefahren — Hitze wirklich abominabel" —

„Wollen Sie nicht ablegen, Cloten?"

„Danke, danke! Will gleich wieder fort; wollte nur einmal, weil gerade in der Nähe — war auf Grenwitz — Alles ausgeflogen dort — vorſprechen, zu ſehen, wie es ſteht."

„Aber Sie werden doch ein paar Minuten Zeit haben."

„Keinen Augenblick — auf Ehre," ſagte Herr von Cloten, ſein Glas leerend und aufſtehend, „ſpreche morgen vielleicht wieder vor. Adieu, Baron."

Von Cloten verbeugte ſich wiederum ſehr förmlich vor Oswald und ſchritt, von dem Baron begleitet, nach der Thür.

„Bitte, bitte, derangiren Sie ſich nicht;" ſagte Cloten.

„Ich will mir nur Ihren Robin einmal anſehen,"

sagte der Baron, und dann zu Oswald: „entschuldigen Sie mich für ein paar Augenblicke, Herr Doctor.“

Oswald war allein; das auffallend kühle Benehmen des jungen Edelmanns hatte, wie sehr er denselben auch verachten zu dürfen glaubte, doch seinen leicht verletzlichen Stolz beleidigt. Er ging erregt in dem Gemache auf und ab. Sein Adelshaß hatte wieder neue Nahrung bekommen; auch Oldenburg's Benehmen schien ihm während Cleten's Visite weniger herzlich gewesen zu sein.

„Ich sage es ja,“ murmelte er durch die Zähne, „wo zwei zusammen sind, ist der Kastengeist mitten unter ihnen und sie fließen zusammen wie Quecksilber.“

Sein Blick haftete auf dem grünseidenen Vorhang zwischen den beiden Bücherschränken, der seine Aufmerksamkeit schon vorhin erregt hatte.

„Welches ist denn dies verschleierte Bild? irgend ein wollüstiger Correggio vermuthlich; auf jeden Fall ein Beitrag zur intimeren Kenntniß dieses wunderlichen Mannes. Sie entschuldigen meine Neugierde, Monsieur le Baron!“

Oswald zog mit einem Ruck der seidenen Schnur den Vorhang zurück: und der Jüngling zu Sais, als er den Schleier von dem heiligen Bilde der Isis hob, kann kaum erschütterter gewesen sein, wie es Oswald

war, als er anstatt eines farbetrunkenen italienischen Gemäldes in einer Nische eine Büste aus keuschem weißen Marmor erblickte, die, obgleich in antikem Haarschmuck und ein wenig idealisirt, nichts war, als ein sprechend ähnliches Porträt Melitta's. Das war ihr reiches, welliges Haar, das war ihre schöne zarte Stirn, die feine gerade Nase, das waren die weichen, selbst noch im Marmor thaufrischen Lippen! -

Ehe sich Oswald von seinem Erstaunen, der Geliebten sich so plötzlich gegenüber zu sehen, nur so weit erholen konnte, den Vorhang wieder über das Bild zu ziehen, trat der Baron in das Zimmer.

„Entschuldigen Sie meine Indiscretion," sagte Oswald, sich schnell fassend; „aber wer heißt Sie auch, verschleierte Bilder in einem Sanctuarium aufstellen, zu dem Sie jedem Fremden den Zutritt gewähren."

„Sie haben Recht," sagte der Baron, ohne eine Spur von Verwirrung; dieser grüne Schleier ist, wie andere Schleier auch, geradezu provocirend, und nebenbei ist es sehr thöricht, die Copie zu verschleiern, da Jedermann das Original unverschleiert sehen kann, wenn er sich die Mühe giebt, nach Palermo zu reisen, und sich eine Erlaubniß verschafft, die Villa Serra di Falco besuchen zu dürfen."

„In der That!“ sagte Oswald, den die unverwüstliche Ruhe, mit welcher ihm der Baron dies Märchen aufzuheften suchte, ein wenig ärgerte: „also bei Palermo? ich war schon versucht, das Original weniger weit zu suchen.“

„Sie meinen im Berliner Museum?“ sagte der Baron: „es existirt dort allerdings eine Muse, die mit diesem Bilde große Aehnlichkeit hat, aber der Unterschied ist doch, wenn sie genauer vergleichen, sehr bedeutend.“

„Allerdings,“ sagte Oswald; „die Nase ist an jenem Bilde energischer; auch ist die Haltung des Kopfes eine andere, und überhaupt die Aehnlichkeit mit Frau von Berlow, die an dieser Büste so frappant ist, weniger auffallend.“

„Finden Sie?“ sagte der Baron, aufstehend und vor das Bild tretend. „Wahrhaftig, Sie haben Recht. Es ist wirklich eine flüchtige Aehnlichkeit zwischen diesem Bilde und Frau von Berlow. Nun, das macht mir das Bild nicht schlechter, denn ich gestehe, daß es wenige Damen auf der Welt giebt, an die ich mich so gern erinnern ließe, als an diese, ebenso liebenswürdige wie geistreiche Frau.“

Der Baron zog den Vorhang wieder über das

Bild, als wünschte er, jetzt das Gespräch darüber abzubrechen.

„Kommen Sie, Doctor," sagte er, „setzen Sie sich wieder und thun Sie, als ob Cloten, dieser geistreichste Jüngling, nicht hier gewesen wäre."

„Ich glaube, es ist die höchste Zeit, daß ich aufbreche," sagte Oswald; „die Sonne ist im Untergehen — ich möchte gerade heute nicht spät nach Hause kommen."

„Wie Sie wollen," sagte der Baron; „man soll den kommenden Gast willkommen heißen und den davoneilenden nicht halten. Ich habe große Lust, Sie eine Strecke zu begleiten. Sind Sie Reiter?

„Ein wenig."

„So wollen wir reiten, wenn es Ihnen recht ist. Ich nehme einen meiner Leute mit. Entschuldigen Sie mich für einen Augenblick. Ich will nur ein wenig Toilette machen und die nöthigen Befehle geben."

— — — — — — — — — — —

„Sie sitzen gut zu Pferde, Doctor," sagte der Baron, als sie eine Viertelstunde später auf der Höhe des Strandes langsam dahinritten. „Es ist wirklich merkwürdig, welch wunderbares Talent Sie in diesen Dingen zeigen. Ich glaube, es giebt keine körperliche

Geschicklichkeit, in der Sie es nicht in kurzer Zeit zur Meisterschaft bringen könnten."

„Es ist das um so merkwürdiger," sagte Oswald, „weil ich doch eigentlich in Folge meiner plebejischen Geburt und Erziehung gar keine Ansprüche auf diese aristokratischen Vorzüge machen kann."

„Schade, daß ich nicht Cleten bin," sagte der Baron."

„Weshalb?"

„Weil ich dann die Ironie in Ihren Worten nicht im Entferntesten ahnen, im Gegentheil durch Ihre rührende Bescheidenheit von der an Haß grenzenden Abneigung gegen Sie zurückkommen würde."

„Ist Herr von Cleten so gegen mich gesinnt?"

„Denken Sie denn, daß es einem Dandy lieb ist, wenn ein Anderer sich ihm im Pistolenschießen, Tanzen, Courmachen u. s. w., kurz in Allem überlegen zeigt, was der größte Stolz seiner kleinen Seele ist? Weiber und weibische Männer verzeihen dergleichen nie. Ich habe mich an dem Abend in Barnewitz königlich über die Gesichter amüsirt, die, natürlich hinter Ihrem Rücken, von einigen dieser geistreichen Jünglinge geschnitten wurden, und mir leider den billigen Spaß gemacht, durch allerlei kleine Teufeleien diese Püppchen noch mehr in Harnisch zu bringen."

„Warum leider? ich versichere Sie, daß mir an der guten oder schlechten Meinung dieser Herren sehr wenig gelegen ist.“

„Ohne Zweifel; aber Sie sind, so lange Sie in dieser Gegend bleiben, genöthigt, mit diesen Leuten zu verkehren, und es ist eine Regel der allergewöhnlichsten Klugheit, daß man seinen Mitreisenden nicht geflissentlich auf die Hühneraugen tritt. — Wer zum Teufel kommt denn da querfeldein von Cona her?“

Dieser Ausruf des Barons galt dem geheimnißvollen Reiter, welchen Oswald bei seiner Ankunft bemerkt hatte, und der jetzt wieder quer über die Haide herantrabte, und ungefähr vierhundert Schritte vor ihnen auf den Weg gelangte.

Oswald erzählte dem Baron, was ihm mit dem Reiter begegnet war.

„Das müssen wir doch untersuchen,“ sagte der Baron; „lassen Sie uns einmal Trab reiten.“

Sie hatten kaum ein paar Schritte zurückgelegt, als der Reiter vor ihnen, wie auf Verabredung, sein Pferd ebenfalls in Trab setzte. Es schien, als ob er sich einige Male verstohlen umschaute; doch war dies bei dem Dämmerlichte, das jetzt herrschte, nicht mehr deutlich zu erkennen.

„Versuchen wir es einmal mit Galopp", sagte Oswald; „ich sehe, der Geheimnißvolle macht es gerade so, wie heute Nachmittag."

Sie befanden sich jetzt auf der weiten ebenen Fläche, die, sich allmälig zum Fischerdorfe senkend, dem steinigen und weniger ebenen Terrain des Vorgebirges, auf welchem Oldenburg's Villa lag, folgte. Der Boden war nur mit einer dünnen Erdschichte, in welchem spärliches Haidekraut wuchs, überkleideter Fels und erröhnte vom Hufschlag der Pferde, die jetzt wacker ausgriffen.

Der Geheimnißvolle war, so wie sein Ohr den schnelleren Hufschlag vernahm, dem Beispiel gefolgt und galoppirte jetzt, immer in derselben Entfernung, vor seinen Verfolgern her.

„Stern chase is a long chase," sagte Oldenburg, dem die Sache großes Vergnügen zu machen schien. „Der Bursche ist übrigens ausgezeichnet beritten. Sehen Sie nur, wie das Thier den Boden kaum mit den Hufen zu berühren scheint. Weißt Du nicht, Karl, wer es sein kann?"

„Nein, Herr," sagte der Reitknecht, der jetzt in einer Linie mit den beiden Herren ritt; „es kann Niemand aus unserer Gegend sein, sonst müßten wir ihn schon geholt haben."

„Karl schmeichelt sich nämlich mit dem Gedanken, daß er die besten und schnellsten Pferde weit und breit unter seinem Commando hat," bemerkte der Baron.

„Er hält es auch nicht lange mehr aus, Herr!" sagte Karl.

„Das müssen wir abwarten," meinte der Baron.

„Sollen wir nicht, um dem Dinge ein Ende zu machen, die Pferde einmal laufen lassen?" sagte Oswald nach einigen Minuten; „es muß sich dann ja zeigen, ob wir ihn einholen können, oder nicht."

„Meinetwegen," sagte Oldenburg, „en avant!"

Die drei Reiter ließen ihren Pferden die Zügel. Die edlen Thiere, wie entzückt über die ihnen gewährte Freiheit, und als wüßten sie, daß ihr Ruf als beste Renner der ganzen Gegend heute auf dem Spiele stand, stürmten mit gewaltiger Geschwindigkeit dahin, zuerst Brust an Brust, bis Oldenburg's Rappe die Spitze nahm und behauptete, so oft auch eins der beiden andern Pferde ihm den Rang streitig zu machen suchte.

Der Geheimnißvolle hatte, als seine Verfolger ihre Pferde in Carriere setzten, sie bis auf zweihundert Schritt herankommen lassen. Schon glaubten sie die Jagd ihrem Ende nahe und der Reitknecht seine und seiner Pferde Ehre gerettet, als plötzlich der Mann

ver ihnen seinem Renner die Sporen gab und seinen Kopf tief hinab bis fast auf die Mähne des Thieres beugend mit einer Schnelligkeit dahinschoß, die bald die Unmöglichkeit ihn einzuholen selbst dem wüthenden Reitknecht klar machte.

„Ich glaube, es ist der Teufel selber," sagte er durch die Zähne.

Ostenburg lachte; „ich glaube es auch," rief er; „wir wollen die Sache aufgeben."

Es dauerte einige Zeit, bis die aufgeregten Pferde sich beruhigen konnten. Der Geheimnißvolle stürmte mit unverminderter Geschwindigkeit weiter und war schon nach wenigen Minuten in dem Hohlwege, der nach dem Fischerdorfe hinunterführte, verschwunden.

Eine halbe Stunde später langten sie vor dem Thore von Grenwitz an. Oswald stieg ab und übergab die Zügel seines Pferdes dem Reitknecht, um dem Baron die Hand zu schütteln.

„Wenn Sie sich nicht allzusehr gelangweilt haben," sagte dieser, „so wollen wir das Experiment in den nächsten Tagen wiederholen. Leben Sie wohl!"

Oswald gelangte auf seine Stube, ohne auf dem stillen Hofe, in dem stillen Hause auch nur einem Menschen begegnet zu sein. Als er sich in das offene Fenster lehnte und in den schon vom Abenddunkel er-

füllten Garten hinabsah, bemerkte er zwei Gestalten, die flüsternd und kosend in den Gängen auf- und abschritten. Es waren Albert und Marguerite. Sie hatten offenbar die schöne Gelegenheit, in der Conjugation von aimer weiter zu kommen, nicht unbenutzt verstreichen lassen.

Drittes Kapitel.

„Mein Herr! Nach allen Seiten gleichmäßig zu reüssiren gelingt Keinem, selbst nicht dem vom Glück am meisten begünstigten Ritter. Werden Sie es daher begreiflich finden, wenn Jemand, der mit einigem Staunen die Fortschritte beobachtet hat, die Sie in der Gunst einer gewissen Dame machten, das Geheimniß des Zaubers Ihrer Persönlichkeit kennen zu lernen und zu dem Zwecke Ihre nähere Bekanntschaft zu machen wünscht? Und würden Sie wol, um ihm dies Vergnügen zu gewähren, die Güte haben, heute Abend 11 Uhr einen Spaziergang aus dem kleinen Thore von Grenwitz zu machen? Sie würden vierhundert Schritte von demselben auf dem Feldwege nach Berlow einen Wagen treffen, in den Sie nur zu steigen brauchten, um an den Ort des Rendezvous zu gelangen. Dort sollen Sie Alles finden, was zur

Anknüpfung eines intimeren Verhältnisses unter Gentlemen nöthig ist.

Es ist wol nicht besonders nothwendig, Sie daran zu erinnern, daß diese delicate Angelegenheit in Geheimniß gehüllt bleiben muß. Der Lenker des Wagens wird aus der Antwort „Moi“ auf seinen Anruf: „qui vive?“ hören, daß Sie der Rechte sind. Au revoir, Monsieur!“

So lautete der Inhalt eines expressen Briefes, den der Postbote aus dem nächsten Städtchen am Abend des folgenden Tages Oswald brachte.

Er las das sonderbare Schreiben mehrmals, bevor er sich von seinem Erstaunen erholen konnte. Wer war der „Jemand“, der seine nähere Bekanntschaft zu machen wünschte? wer die Dame, um die es sich handelte? War das Geheimniß der Waldkapelle entweiht worden? hatte Jemand die Scene in der Fensternische auf dem Balle in Barnewitz belauscht? Konnte Herr von Cleten der Herausforderer sein? Das auffallend kühle Benehmen dieses jungen Edelmannes bei der zufälligen Begegnung gestern schien dafür zu sprechen. Oder war diese Begegnung nicht zufällig, und stand der geheimnißvolle Reiter damit in Verbindung? war es nur ein Spion Cleten's? Aber war die Unterredung zwischen Herrn von Barnewitz

und dem Baron, bei welcher Oswald ein so unfreiwilliger Zeuge gewesen war, nicht Beweis genug, daß Cleten nach einer ganz anderen Seite hin in Anspruch genommen und mit seinen eigenen Angelegenheiten vollauf beschäftigt war?

Oswald ließ die Reihe der jungen Edelleute, deren Bekanntschaft er auf dem Balle gemacht hatte, an seinem Geiste vorübergehen, und sein Verdacht blieb schließlich auf dem jungen Grafen Grieben haften, jenem langen, blonden Jünglinge, der so komische Anstrengungen machte, den starken Geist zu spielen und sich die Gunst der übermüthigen Emilie zu erwerben, und in beiden Bemühungen so unglücklich gewesen war. Er konnte am ersten der Erfinder der Phrase von dem „vom Glück begünstigten Ritter" sein.

Was sollte er thun? Sollte er sich der vielleicht nichts weniger als edlen Rache der jungen Edelleute aussetzen? sollte er in einen Kampf gehen, in welchem er die Wahl der Waffen, der Zeugen, des Ortes, kurz Alles seinem Gegner zu überlassen gezwungen war? Konnte es ihm ein billig denkender Mann verargen, wenn er die Herausforderung eines Namenlosen unbeachtet ließ?

Aber hatte er es denn mit billig denkenden Männern zu thun? hatte er nicht die Erfahrung gemacht, bewies nicht Alles, was er sah und hörte, daß in

diesen bevorzugten Kreisen subjectives Belieben für Recht galt und die frivolste Laune des Augenblicks die Richtschnur des Handelns war? Fand sich dieser Zug nicht selbst bei denen, welche Geist und Charakter so hoch über den gewöhnlichen Troß ihrer Standesgenossen erhob: bei Oldenburg und Melitta?

Und würde ihm ein Ablehnen der Herausforderung nicht als Feigheit, nicht als ein Mangel jenes feinen Ehrgefühls ausgelegt werden, auf welches sich der Adel so viel zu Gute thut?

Nein, nein; er mußte den Fehdehandschuh aufnehmen, wie verächtlich auch die Hand sein möchte, die ihm denselben aus dem Dunkel heraus vor die Füße geschleudert hatte. Er mußte den Junkern zeigen, daß er sich nicht fürchtete, allein, ohne Freunde, waffenlos ihrer Rache gegenüber zu treten.

Sein Blut kochte. Er ging erregt im Zimmer auf und ab.

„Nur zu, nur zu!“ murmelte er durch die Zähne; „ich wollte, sie stellten sich mir gegenüber, einer nach dem andern, mein Haß würde mir die Kraft geben, sie Alle niederzuschmettern. Es ist ganz recht so, ganz recht! Was habe ich hier zu thun unter diesen Wölfen? Zerrissen werden oder zerreißen — das hätte ich mir von vornherein sagen können.

Oswald fühlte, wie aus dem tiefsten Grunde seiner Seele, in den sein Auge noch nie gedrungen war, es aufstieg mit dämonischer Gewalt. Eine wilde Leidenschaft, ein heißer Durst nach Rache, ein wahnsinniges Verlangen, zu zerstören, zu vernichten, erfaßte ihn; der ganze fanatische Haß gegen den Adel, den er als Knabe empfunden, wenn er seinem Vater in dem Garten hinter der Stadtmauer die Pistolen lud, mit denen jener auf die Affe schoß, die eben so viele Herzen der Adligen bedeuteten; wenn er auf der Schulbank im Livius von dem Uebermuth der Tarquinier las, oder auf seiner Stube die thränenreiche Geschichte der Lucilia Galetti. Und das waren keine Märchen! Hier in diesem Schlosse, vielleicht in denselben Zimmern, die er jetzt bewohnte, war ein Opfer adliger Grausamkeit verblutet; hier hatte die arme unglückliche, schöne Marie mit tausend heißen Thränen die Thorheit bezahlt, den Worten des adligen Verführers geglaubt zu haben.

Sie war als Opfer gefallen, denn sie war ein schwaches Weib, und Thränen waren ihre Waffen, Thränen, die kein Erbarmen fanden. Diese Thränen waren noch nicht gesühnt. Wie? wenn er als Rächer für sie aufstände, wenn er diese Thränen eines Bürgermädchens sühnte in dem Blut eines Adligen? . .

Solche Gedanken wirbelten durch Oswald's Gehirn, während er für den Fall eines schlimmen Ausgangs — den er übrigens sonderbarer Weise kaum für möglich hielt, so schnell hatte er sich in die Rolle eines Rächers gefunden — einige flüchtige Vorbereitungen traf, das heißt, die Briefe, von denen er nicht wünschte, daß sie jemals in fremde Hände fielen, verbrannte und überhaupt etwas Ordnung in seine Papiere brachte; schließlich auch ein paar Zeilen an Professor Berger schrieb, die er aber hernach wieder zerriß und in den Ofen warf.

„Tant de bruit pour une omelette," sagte er; „das Lumpenvolk ist nicht werth, daß man seinethalso viel Umstände macht."

Mit Ungeduld erwartete er die bezeichnete Stunde.

Es schlug zehn auf der Schloßuhr. Er hörte, daß die Leute zu Bette gingen, auch aus Albert's Zimmer schimmerte Licht in den dunklen Garten hinab. Es schlug halb elf. Oswald machte sorgfältig Toilette, nahm eine Rose aus einem Blumenstrauß, den er sich heute im Garten gepflückt hatte, und steckte sie ins Knopfloch.

Dann ging er leise aus seinem Zimmer die enge Treppe, auf welcher Marie in jener stürmischen Herbstnacht sich aus dem Schloß gestohlen hatte, hinab in

den Garten, durch den Garten nach dem Gitterthor, welches neben dem Schloß auf den Hof führte und von dem man nur noch ein paar Schritte zu dem kleinen Thor hatte, vor welchem ihn der Wagen erwarten sollte.

Der nächtliche Himmel war mit Wolkendunst bedeckt, durch welchen nur spärliche Sterne leuchteten; es war so finster, daß Oswald, bis sich sein Auge an das Dunkel gewöhnt hatte, den so bekannten Weg mit Vorsicht gehen mußte, um nicht rechts oder links in den Graben zu gerathen.

Plötzlich tauchte ein großer Gegenstand aus dem Dunkel vor ihm auf, und in demselben Augenblick rief eine tiefe, rauhe Stimme: qui vive!

„Moi", antwortete Oswald.

Er sah die deutlichen Umrisse einer langen Gestalt, die ihm die Thür des Wagens öffnete und den Schlag herabließ.

Sobald er eingestiegen war, wurde die Thür hinter ihm geschlossen und sofort zogen auch die Pferde an; er konnte nicht erkennen, ob die Gestalt neben dem Kutscher Platz genommen hatte, oder der Kutscher selbst war.

Kutscher und Pferde mußten den Weg sehr genau kennen, oder in dunkler Nacht so gut sehen können,

wie am hellen Tage; denn der Wagen bewegte sich mit einer Schnelligkeit, gegen die selbst ein ungeduldiger Liebender nichts hätte einwenden können. Der Weg war gut, und wenn auch hie oder da ein Stein im Geleise lag, so hing der Wagen in so vortrefflichen Federn, daß man den dadurch verursachten Stoß kaum spürte.

Oswald lehnte sich in die schwellenden Kissen. Der weiche Sammet schien einen feinen Wohlgeruch auszuströmen, der den engen Raum erfüllte, wie das Boudoir einer hübschen Frau. Ja, es war Oswald, als ob es dasselbe Parfüm sei, das Melitta zu führen gewohnt war. Und plötzlich war es ihm, als säße Melitta neben ihm, als berühre ihre warme weiche Hand seine Hand, als fühlte er das Wehen ihres Athems an seiner Stirn, als legten sich ihre Lippen leicht wie ein Hauch auf seinen Mund.

Und vor diesem wonnigen Traum versank die Wirklichkeit in nichts. Oswald vergaß, was er verhatte; er dachte nicht daran, was seiner harrte; er wußte nicht mehr, wo er war — und nur sie, sie allein erfüllte seine ganze Seele. Wie eine Sturmfluth von Seligkeit überkam ihn die Erinnerung an ihren Liebreiz, ihre Güte, ihre holde Rede und ihren süßen Kuß. Mit wunderbarer Klarheit zogen die löst-

lichen Bilder der einzig wonnigen Stunden, die er an ihrer Seite, zu ihren Füßen verlebt hatte, durch seine Erinnerung, von jener ersten Begegnung auf dem Rasenplatze hinter dem Schlosse von Grenwitz bis zu dem Augenblick, wo sie, mit Thränen in den lieben Augen, sich von ihm wandte in jener Nacht unseligen Angedenkens, wo der Dämon der Eifersucht die scharfen Krallen in sein zuckendes Herz schlug.

„Vergieb mir, Melitta; vergieb mir!" stöhnte er, seinen Kopf in die Kissen drückend.

Da plötzlich hielt der Wagen. Die Thür wurde aufgerissen; die lange Gestalt, die ihm den Schlag herabgelassen hatte, half ihm aussteigen, reichte ihm die Hand, führte ihn einige Stufen hinauf zu einer hohen Fensterthür, durch deren rothe Vorhänge ein mattes Licht schimmerte. Die Thür that sich auf, und Oswald sah sich in dem Gartensaal von Melitta's Schloß und Melitta schlang ihre Arme um seinen Hals und Melitta's Stimme flüsterte: „vergieb mir, Oswald! vergieb mir! . . . . . .

. . . . . .

„Du Grausamer!" sagte Melitta, als der erste wilde Sturm des Entzückens mit seinen Thränenschauern der Wonne verübergebraust war; „wie hast Du nun so viele Tage Dein Herz vor mir verschlie-

ßen können, und wußtest doch, daß ich da draußen stand und um Einlaß bettelte! Aber ich will Dich nicht schelten. Du bist ja hier und nun ist Alles wieder gut."

Sie legte ihren Kopf an seine Brust und schaute durch Thränen lächelnd zu ihm empor: „nicht wahr, lieb Herz, nun ist Alles wieder gut? nun ist Melitta wieder, was sie Dir vorher war, was sie Dir ewig sein wird trotz aller hübschen sechzehnjährigen Mädchen, sie mögen Emilie heißen oder —"

„Melitta!"

„Oder Melitta! denn es giebt nur eine Melitta und wenn tausend so hießen und diese eine bin ich. Und daß Du diesen wichtigen Umstand vergessen konntest, welche Umstände hast Du mir dadurch bereitet, mir und dem armen alten Baumann! Ich will von mir nichts sagen, denn Leid will Freud und Freud will Leid haben, und wenn man rechtschaffen liebt, kommt es auf ein paar Thränen, ein paar durchwachte Nächte, ein paar angefangene und wieder zerrissene Briefe mehr oder weniger nicht an; aber der arme Baumann! Denke Dir nur! ich war am ersten Tage ganz ruhig, denn ich dachte: er wird schon kommen, und Dich fußfällig um Verzeihung bitten; als Du aber nicht kamst, nicht am zweiten, nicht am drit-

ten Tage, da sank mir der Muth und ich mag wohl recht trostlos ausgesehen haben, denn wie ich hier, den Kopf aufgestützt saß, fühlte ich plötzlich eine Hand auf meiner Schulter und als ich aufschaue, steht der gute alte Baumann da und sagt: „soll ich einmal nachsehen, wo er so lange bleibt?“ — „Ach ja, lieber Baumann“, sagte ich. Da ging die treue Seele, ohne weiter ein Wort zu sagen fort, und kam erst spät am Abend wieder. „Hat Er ihn gesehen?“ — „Zu Befehl; er ist wohl und munter; ich bin mit ihm in die Wette geritten.“

„So war der alte Baumann der geheimnißvolle Reiter?“

„Natürlich und er lachte in seiner stillen Weise, wie er erzählte, daß Ihr ihn gejagt hättet, als wollte er sagen: diese Kinder! dachten, sie könnten mich überholen auf dem Brownleck!“

„Das war der Brownleck, von dem mir Bruno schon so viel vorgeschwärmt hat; ja freilich! nun erklärt sich Alles!“

„Nicht wahr? nun erklärt sich auch, weshalb sich Baumann hinsetzte und nach meinem Dictat den Brief schrieb. Der Alte wollte nicht und sagte: ein Duell ist kein Kinderspiel und das heißt den Scherz zu weit treiben; aber ich lachte und weinte, bis er es

doch that und heute Morgen noch einmal auf den Brownlock ſtieg und in die Stadt ritt, und heute Abend nach Greenwitz fuhr."

„Und wenn ich nun der Herausforderung nicht gefolgt wäre?"

„Das deutete auch Baumann an und ich antwortete ihm: ſchäme Er ſich, Baumann, ſo etwas zu ſagen."

Oswald lachte: „Natürlich! wir müſſen uns jedes Mal ſchämen, ſo oft wir etwas ſagen oder thun, was nicht in die Welt paßt, wie ſie ſich in Euren Köpfen malt."

Melitta antwortete nicht und Oswald ſah, daß ein Schatten über ihr Geſicht flog. Er ließ ſich vor ihr auf ein Knie nieder und ſagte, ihre herabhängende Hand ergreifend:

„Habe ich Dich beleidigt, Melitta?"

„Nein", ſagte ſie; „aber dieſe Bemerkung hätteſt Du vor acht Tagen nicht gemacht.

„Wie meinſt Du das?"

„Komm, ſteh auf! laß uns ein wenig in den Garten gehen. Es iſt ſo ſchwül in den Zimmern: mich verlangt nach der kühlen Nachluft."

Sie gingen hinab in den Garten und wanderten Arm in Arm zwiſchen den Beeten, bis ſie zu der nie-

rigen Gartenterrasse gelangten, wo Oswald, als er an jenem Sonntag Nachmittag den Besuch auf Berkow machte, Melitta getroffen hatte. Sie setzten sich unter den Tannenbaum, der seine Aeste schützend über sie breitete, auf eine der Bänke. Die Nacht war lautlos still; die Bäume standen unbeweglich, wie in tiefem Schlaf; würziger Blumenduft erfüllte die warme thauleſe Luft; Glühwürmchen irrten wie leuchtende Sterne durch das Dunkel.

„Du hast mir auf meine Frage noch immer nicht geantwortet, Melitta?“ sagte Oswald, „was haben denn die letzten acht Tage an mir verändert? bin ich nicht mehr derselbe, der ich war, nur daß die bittere Reue, Dir weh gethan zu haben, meine Liebe zu Dir nur noch tiefer und inniger gemacht hat?“

Melitta antwortete nicht; plötzlich sagte sie, schnell und leise:

„Bist Du seit dem Sonntag in Barnewitz oft mit ihm zusammengewesen?“

„Mit wem, Melitta?“

„Nun mit — mit Baron Oldenburg. Gott sei Dank, nun ist es endlich heraus! Es ist recht kindisch und thöricht, daß ich mich bis jetzt stets gesträubt habe, Oldenburgs zu erwähnen, und Dir zu sagen, welches meine Beziehungen zu dem Manne waren,

und doch fühlte ich, daß Du ein Recht hattest, es zu wissen, und daß ich die Pflicht habe, von meiner Vergangenheit, wo sie Dir dunkel scheinen muß, den Schleier zu heben. Dies Gefühl wurde zuletzt, besonders, als ich seit gestern wußte, daß Du mit dem Baron auf einem intimen Fuße standest, so stark, daß ich Dich um jeden Preis hier zu haben wünschte, und da verfiel ich denn auf den kindisch dummen Einfall."

„Ich habe nicht, wie Du sagst, das Recht zu einer solchen Neugier, Melitta;" antwortete Oswald. Für die Liebe, die Du mir gewährst, muß ich dankbar sein und bin ich dankbar, wie für eine hohe Gnade des Himmels. Ja, ich gestehe, es gab eine Zeit, wo meine Liebe noch den Zweifel kannte, aber da war sie noch nicht die echte Liebe. Jetzt ist es mir undenkbar, ich könnte je aufhören Dich zu lieben, und Deine Liebe könnte jemals aufhören. Ja, es ist mir, als ob diese Liebe, wie sie ewig sein wird, auch schon von Ewigkeit gewesen wäre. Ob Du schon früher geliebt hast, ich weiß es nicht; es ist möglich, aber ich verstehe es nicht und würde es nicht verstehen, wenn Du es mich auch ausdrücklich versichertest."

„Und ich versichre Dich," sagte Melitta, sich zärtlich an den Geliebten schmiegend; „ich habe nie geliebt,

bis ich Dich sah; denn, was ich früher Liebe nannte, war nur die unbefriedigte Sehnsucht nach einem Ideal, das ich im tiefsten Herzen trug, das sich mir niemals zeigen wollte, und das, jemals zu finden, ich schon seit Jahren die Hoffnung aufgegeben hatte."

„Und Du glaubst, ich sei dies verkörperte Ideal? Arme Melitta! wie bald wirst Du aus diesem Traum erwachen! Erwache, Melitta! erwache — noch ist es Zeit!"

„Nein, Oswald, es ist zu spät. Es giebt eine Liebe, die stark ist wie der Tod, und aus ihr giebt es kein Erwachen. Nein! kein Erwachen! Ich fühle es, ich weiß es. Und wenn Du Dein Antlitz von mir wendetest, und wenn Du mich von Dir stießest — Dir gegenüber habe ich keinen gekränkten Stolz, keine verletzte Eitelkeit — nur Liebe, unergründliche, unermeßliche, unerschöpfliche Liebe. Bis jetzt wußte ich nur, daß ich lieben könne; wie sehr ich lieben könne, hast Du mich erst gelehrt. . . .

„Und nun kann ich auch ruhig über die Zeit sprechen, in der ich Dich noch nicht kannte — denn jenes Leben war nur ein Scheinleben — und Alles, was ich fühlte und dachte, war nur ein unbestimmtes Träumen ohne Zusammenhang und Sinn. Jetzt weiß ich es, jetzt, wo ich in dem Sonnenstrahl Deiner

Liebe die Augen aufschlug und nun das Leben so durchsichtig klar vor mir liegt, daß mir die dichte Nacht, die uns umgiebt, heller däucht, wie sonst der lichteste Tag, und die dunkelsten Räthsel meines Herzens gelöst sind. Jetzt kann ich von der Melitta der früheren Zeit sprechen, wie von einem fremden Wesen, für dessen Thun und Lassen ich mich nicht verantwortlich fühle; jetzt kann und will ich Dir erzählen, was es für eine Bewandniß mit dem Bilde in meinem Album hat, dem losgelösten Blatt, dessen Vorhandensein Dich damals so erschreckte, liebes Herz. Ja, ja, ich hab es wol bemerkt — Du entfärbtest Dich und konntest nicht fassen, wie ich Dich um Dein Urtheil über den Mann befragen konnte, den Du für meinen Geliebten halten mußtest. Und doch war das Oldenburg nie, oder es müßte in der Liebe tausend Grade geben, von denen der niedrigste von dem höchsten so weit entfernt ist, wie die Erde von dem Himmel.

„Ich kannte Oldenburg schon von meiner frühesten Kindheit an. Salchow, das Gut meines Vaters, grenzt an Cona, wo Du gestern warst. Meine Tante, die nach dem frühen Tode meiner Mutter meine Erziehung leitete, und Oldenburg's Mutter waren sehr gute Freundinnen und kamen fast täglich zusammen.

Natürlich auch wir Kinder. Oldenburg war ein paar Jahre älter als ich, aber da die Mädchen den Knaben stets in der Entwickelung voraus sind, so wurde der Unterschied des Alters von uns nicht empfunden, wir spielten und arbeiteten zusammen, und hielten gute Kameradschaft — für gewöhnlich; denn es kam auch manchmal zu heftigem Wortwechsel und Zank und Thränen. Ich gab selten Veranlassung dazu, denn ich war wenig rechthaberisch und stets zu Concessionen bereit, aber Adalbert war über die Maßen empfindlich, störrisch und eigenwillig. Die Doppelnatur seines Wesens, die er später auszugleichen sich bemühte und vor weniger Scharfsichtigen auch meistens zu verbergen wußte, lag damals offen zu Tage. Es war unmöglich, sich nicht für ihn zu interessiren, aber ich glaube, es gab Niemanden, der ihn wirklich liebte. Er fühlte das, und dies Gefühl, welches er wie eine geheime Wunde stets mit sich herumtrug, machte ihn schon sehr früh zu einem Hypochonder und Menschenfeind. Was half es ihm, daß Jedermann seine eminenten Gaben bewunderte, daß Niemand an seinem Muth, seiner Wahrheitsliebe zweifelte! sein störrisches, eigensinniges Wesen stieß Alle zurück, verletzte Alle; ja selbst seine lange, unschöne Gestalt und seine täppischen, linkischen Bewegungen trugen dazu bei, die

Herzen der Menschen von ihm zu wenden. Wenigstens war es so bei mir, da ich mich von Jugend auf zu allem, was schön und anmuthig war, unwiderstehlich hingezogen fühlte, und einen wahren Abscheu vor dem Häßlichen und Formlosen hatte. Ich konnte mich nicht überwinden, Adalbert zu lieben, obgleich er mit großer, aber freilich stets hinter Schroffheit und Kälte sorgsam versteckter Zärtlichkeit an mir hing und manchmal, wenn seine Leidenschaftlichkeit über die künstliche Ruhe, die er zur Schau trug, siegte, mir in den herbsten, bittersten Ausdrücken meine Liebloſigkeit, meinen Leichtsinn, meinen Wankelmuth vorwarf.

Dies Verhältniß blieb, bis Adalbert mit sechzehn Jahren das Gymnasium bezog, denn er hatte es bei seinem Vormunde — seine Mutter war jetzt auch gestorben — durchgesetzt, daß er studiren durfte. Er kam nur noch selten und immer nur auf wenige Tage nach Cona. Dann war ich zwei Jahre lang in Pension. So kam es, daß wir uns, bis er nach Heidelberg ging, nur im Vorübergehen sahen. Als er von der Universität und seiner ersten größeren Reise zurückkehrte, war ich schon zwei Jahre verheirathet gewesen.

Es dauerte eine geraume Zeit, bis er einen Besuch auf Berlow machte. Unser Wiedersehen war

eigenthümlich genug. Er schien den ganzen, so veränderten Zustand nur als ein fait accompli hinzunehmen, wie man sich beugt, weil man muß. Er belästigte mich nicht mit Fragen; er verlangte keine vertrauliche Mittheilung, auf die der einzige Freund meiner Kinder- und Mädchenjahre doch wohl Anspruch hatte. Er machte mir auch keine Vorwürfe; er sagte mir nicht, daß er mich geliebt, daß er auf meine Hand gehofft hatte, obgleich ich nachher erfuhr, daß dies doch der Fall gewesen, und daß er, als ihn die Nachricht von meiner Verheirathung in Heidelberg traf, fast in Raserei gefallen war und wochenlang, monatelang an einer unbesieglichen Schwermuth gekrankt hatte. Er suchte sich durch eigene Beobachtung ein möglichst klares Bild meines jetzigen Verhältnisses zu verschaffen. Ich sah, daß ihm nichts entging, daß keine meiner Aeußerungen von ihm unberücksichtigt, keine meiner Mienen von ihm unbeobachtet blieb. Dieses Bewußtsein, unter der Controle eines so scharfsichtigen Auges zu stehen, war nichts weniger als behaglich, zumal wenn, wie in diesem Falle, so Vieles hätte anders sein können, anders sein müssen. Es trat bald wieder dasselbe Verhältniß ein, welches früher zwischen uns geherrscht hatte, nur daß die heftigen Scenen wegblieben, die damals

durch seine Leidenschaft gelegentlich herbeigeführt wurden. Wie er mir früher alle hübschen Muscheln, Steine und Blumen, die er am Strande, zwischen den Klippen, auf den Wiesen gefunden hatte, zutrug, so theilte er mir jetzt alles mit, was er Interessantes auf den vielen Feldern des Wissens, auf denen sich sein unersättlicher und unermüdlicher Geist umhertrieb, entdecken konnte: bald ein schönes Gedicht, bald eine tiefsinnige Sentenz, — und er empfand es jetzt nicht weniger schmerzlich, daß ich mit den geistigen Schätzen nicht haushälterischer umging, als mit den Blumen, die ich vertrocknen ließ, und den Steinen und Muscheln, die ich wegwarf. Ich wußte, daß ich keinen treueren Freund hatte, als ihn, und er, daß sich in das Gefühl, welches ich für ihn empfand, auch nicht die mindeste Liebe mischte; um so uneigennütziger war seine Freundschaft, und um so unverantwortlicher die Launenhaftigkeit, mit der ich ihn behandelte.

Seine Freundschaft sollte bald eine traurige Gelegenheit finden, sich zu bethätigen. Die Schwermuth, in die Carle kurz nach Julius Geburt gefallen war, nahm einen immer krankhafteren Charakter an. Ausbrüche einer unberechenbaren Laune, die Vorboten der letzten fürchterlichen Katastrophe, wurden immer häufiger. Er wollte jetzt Niemand um sich haben, als

Adalbert, was um so auffallender war, als er, der Lebemann, den tiefsinnigen, melancholischen, und um so viel jüngeren Baron — den Jüngling von Sais nannte er ihn — früher stets verlacht, verspottet und eigentlich wohl gehaßt hatte. Jetzt begleitete er ihn auf Tritt und Schritt, jetzt war Oldenburg's Stimme die einzige, welche die finstern Dämonen, die um sein Haupt die Flügel schlugen, auf Augenblicke wenigstens verscheuchen konnte. Und die Aufopferung, mit der Oldenburg sich diesem Liebesdienst unterzog, ist nicht hoch genug anzuerkennen und ich müßte sie ihm, so lange ich lebe, danken. Dann kam die Katastrophe. Oldenburg stand mir in diesen schweren Tagen treu zur Seite; oder genauer: er nahm alle Last und Verantwortung so ganz auf sich und leitete Alles mit solcher Energie und Umsicht, daß ich nur immer Ja zu sagen hatte.

Carle war in eine Anstalt im südlichen Deutschland gebracht und ich war allein hier auf Berkow, mich ganz der Erziehung meines Julius, der damals fünf Jahre alt war, und dem ich auf Oldenburg's Rath schon jetzt in Bemperlein einen Freund und Lehrer gezogen hatte, widmend. Oldenburg kam jetzt seltener als früher, aber doch noch immer sehr häufig, wie mir schien. Ich glaubte zu bemerken, daß sich

ein Ton von Zärtlichkeit in die Freundschaft mischte, die ich einzig von ihm wünschte und erwartete; und kaum hatte ich diese Bemerkung gemacht, als ich mich schon berechtigt glaubte, ihn, so schonend wie möglich freilich, auf die allzugroße Häufigkeit seiner Besuche aufmerksam zu machen. Es war dies vielleicht entsetzlich undankbar von mir; aber uns Frauen wird es auch entsetzlich schwer, gegen den dankbar zu sein, den wir nicht lieben.

„Den nächsten Tag schon war Oldenburg abgereist; Niemand wußte wohin. Dann wollte ihn ein halbes Jahr später Einer in London gesehen haben; ein Anderer sah ihn ein Jahr darauf in Paris. Er war bald hier, bald dort, ruheles umhergetrieben von seinem wilden Herzen und seinem unersättlichen Wissensdurst.

So waren vier Jahre verflossen, die in meinen Verhältnissen sehr wenig geändert hatten. Oldenburg's gedachte ich selten und immer wie eines Verstorbenen. Da — es ist nun drei Jahre her — ließ ich mich von meinem Vetter und meiner Cousine bereden, sie auf der Reise nach Italien zu begleiten. Als wir eines Abends im Mondenschein das Coliseum besuchten, stand plötzlich Oldenburg vor uns. „Endlich!" sagte er leise, indem er mir die Hand drückte. Er wollte uns ganz zufällig getroffen haben; hernach gestand er

mir, daß er in Paris, ich weiß nicht durch wen? unsern Reiseplan erfahren, uns schon von München aus verfolgt und immer verfehlt habe, bis es ihm endlich hier gelang, uns einzuholen. Ich muß gestehen, daß ich mich über dies Zusammentreffen aufrichtig freute und es mit einiger Genugthuung empfand, daß es kein zufälliges war. Es vereinigte sich Alles, um Oldenburg bei mir einen guten Empfang zu bereiten. Man schließt sich auf Reisen selbst an Fremde leicht an: wie sollte uns der Freund unserer Jugend, wenn wir ihn plötzlich in fernen Landen treffen, nicht willkommen sein? Oldenburg hatte Italien schon mehrmals bereist und kannte jeden Meister von jedem Altargemälde in jeder Klosterkirche. Seine lehrreiche Unterhaltung stach gegen das banale Geschwätz meiner Verwandten gar sehr zu seinem Vortheile ab, und dazu kam, daß Oldenburg durch die vielfache Berührung mit der feinsten Gesellschaft jetzt die schroffen und rauhen Seiten seines Wesens bedeutend abgeschliffen hatte. Sein Auftreten war, wie Du es jetzt siehst, das heißt, bei aller bis an Nachlässigkeit streifenden Ungezwungenheit, doch im schönsten Sinne des Wortes aristokratisch. Mit einem Worte: er machte jetzt einen Eindruck auf mich, den ich früher nie für möglich gehalten hätte. Es war nicht Liebe,

was ich für ihn empfand, aber es war doch auch mehr als die kühle Freundschaft, welche ich ihm bis jetzt entgegengebracht hatte. Aber seltsam, in demselben Maße, in welchem ich die geheime Antipathie, die ich schon von meinen Kinderjahren her gegen ihn hatte, einer beinahe herzlichen Zuneigung weichen fühlte, wurde sein Benehmen gegen mich schroffer und kälter. Er richtete seine Unterhaltung, wenn wir beisammen waren, fast ausschließlich an meine Cousine und behandelte mich wie ein verzogenes Kind, dem man den Willen thut, nur damit es nicht anfängt zu weinen. Das verletzte meine Eitelkeit und dieser verletzten Eitelkeit und der Eifersucht, die ich gegen meine Cousine empfand, zu Liebe, legte ich es ernstlich darauf an, mir Oldenburg's Zuneigung, die ich durch eine mir unbekannte Ursache verloren zu haben glaubte, wieder zu gewinnen. Das bewirkte alsbald eine völlige Umwandlung in Oldenburg's Betragen. Er überschüttete mich jetzt mit Aufmerksamkeiten, er schien Hortense vollkommen vergessen zu haben, und sobald wir allein waren, zeigte er eine Leidenschaft, die mich zuerst in Verwunderung und dann in Schrecken setzte. Dabei wußte er jeder eigentlichen Erklärung sorgfältig auszuweichen und mich stets in Zweifel zu erhalten, ob dies nur eine seiner tollen Launen war, die er ge-

legentlich annimmt und ablegt, wie ein Kleid, oder der Ausdruck einer wirklichen tiefgewurzelten Neigung. Es war unmöglich, Oldenburg in dieser Zeit nicht zu bewundern. Sein Genius zeigte sich glänzender, wie je zuvor; die Fülle von Geist, die er verschwenderisch entfaltete, war in der That außerordentlich. Er war die Seele jeder Gesellschaft; man riß sich förmlich um ihn, und da er französisch, englisch, italienisch und ich weiß nicht, wie viel Sprachen außerdem, so gut wie deutsch spricht, so schien jede Nation ihn als einen der ihrigen ansehen zu dürfen und zu wollen. Wenn er nun mich zur Königin jedes Festes machte, wenn er Alle zwang, mir zu huldigen, wenn er alle Schätze seines reichen Geistes nur entfaltete, um sie mir zu Füßen zu legen, so ist es wol natürlich, daß ich dagegen nicht gleichgültig bleiben konnte, daß ich mir eine kurze Zeit lang einbildete, ihn zu lieben. Ohne ihn geradezu aufzumuntern, ließ ich ihn doch gewähren, wenn er mich in Augenblicken, wo wir allein waren, mit dem vertraulichen Du unserer Kinderjahre anredete, wenn er in Gesellschaft mir jene Aufmerksamkeiten erwies, die man sonst nur von einem erklärten Liebhaber entgegenzunehmen gewohnt ist."

„Still, Melitta, mir war, als hörte ich Jemand im Garten."

„Ich hörte nichts.“

„Sind wir hier auch vor jeder Störung sicher?“

„Vollkommen. Indessen, laß uns in's Haus zurückkehren; mir däucht, der Nachthau beginnt zu fallen.“

Sie erhoben sich und gingen Arm in Arm nach der Treppe, die von der Terrasse in den Garten führte. Als sie die letzte Stufe hinabstiegen, stand plötzlich ein Mann vor ihnen. Das Zusammentreffen war für Oswald und Melitta so unerwartet, daß sie unwillkürlich zurückzuckten. Indessen war an ein Ausweichen nicht mehr zu denken, und überdies hatte Herr Bemperlein — denn Niemand anderes war es — sie schon erkannt, denn die Sterne leuchteten jetzt in voller Pracht, und aus den Fenstern des Gartensaales fiel ein Lichtschimmer den Gang hinab, gerade in die Gesichter der Beiden.

„Mein Gott, gnädige Frau, wie kommen Sie hierher?“ rief Herr Bemperlein.

„Ich gebe die Frage zurück,“ sagte Melitta, und dann zu Oswald, dessen Arm sie nicht losgelassen hatte, leise: „Sei ruhig, Herz; er verräth uns nicht.“

„Es ist doch Julius kein Unglück zugestoßen? Sprechen Sie, lieber Bemperlein, ich habe keine Geheimnisse vor — Oswald.“

Herr Bemperlein ergriff Oswald's Hand und

drückte sie, als wollte er sagen: ich weiß jetzt Alles, rechnet auf mich.

„Nein," sagte er; „Julius ist wohl und munter, aber ich bekam heute einen Brief von Dr. Birkenhain, dem zufolge es mit dem Befinden Herrn von Berkow's so schlecht steht, daß man täglich sein Ende erwartet. Seltsamer Weise ist er bei vollkommener Besinnung und verlangt dringend nach Ihnen. Dr. Birkenhain hielt es für seine Pflicht, Ihnen diesen Wunsch eines Sterbenden mitzutheilen. Jedenfalls wird dies der Inhalt des eingelegten Briefes an Sie sein. Ich habe ihn selbst gebracht, damit Sie sofort über meine Dienste verfügen könnten, im Falle Sie sich zu einer Reise entschließen sollten. Der Wagen, in welchem ich gekommen bin, wird jetzt wol schon vor dem Hause halten: ich hatte den kürzeren Weg durch den Garten vorgezogen."

Die Drei waren in den Gartensaal getreten. Melitta hatte Oswald's Arm losgelassen und sich der Lampe genähert, den Brief zu lesen, welchen Bemperlein ihr überbracht hatte. Oswald sah, daß sie sehr blaß geworden war, und daß ihre Hand, die den Brief hielt, zitterte. Bemperlein stand, den Blick von Melitta auf Oswald, von Oswald auf Melitta wendend, da, wie Jemand, der, aus einem schweren

Schlaf erwachend, ſich noch nicht von der Wirklichkeit deſſen, was er vor ſeinen Augen ſieht, überzeugen kann.

Melitta hatte den Brief geleſen: „Da, Oswald,“ ſagte ſie, „lies und ſage, was ſoll ich thun.“

Oswald durchflog das Schreiben, welches, wie Bemperlein ſchon geſagt hatte, Melitta auffor-derte, ſich ſofort auf den Weg zu machen, falls ſie den ſterbenden Vatten noch einmal zu ſprechen wünſche.

„Du mußt reiſen, Melitta, ohne Frage,“ ſagte Oswald, den Brief wieder zuſammenfaltend. „Du würdeſt es Dir nie vergeben können, wollteſt Du jetzt dieſe Pflicht nicht erfüllen.“

Melitta warf ſich ſtürmiſch in die Arme ihres Ge-liebten: „Es war von vornherein mein Wille zu reiſen; ich wollte ihn nur von Dir beſtätigt hören,“ ſagte ſie. „Ich reiſe noch in dieſer Nacht, noch in dieſer Stunde. — Wollen Sie mich begleiten, lieber Bem-perlein?“

„Ich bin in dieſer Abſicht hierher gekommen, gnä-dige Frau,“ ſagte Herr Bemperlein, „und habe den Reiſeplan ſchon entworfen. Wenn wir in einer Stunde etwa aufbrechen, ſind wir noch vor Sonnenaufgang an der Fähre. Drüben nehmen wir Extrapoſt bis P.,

von da Eisenbahn. So sind wir übermorgen Nacht spätestens an Ort und Stelle."

„Sie guter, treuer Freund," sagte Melitta, Bemperlein's beide Hände in die ihren nehmend und herzlich drückend.

„Bitte, bitte, gnädige Frau!" rief Herr Bemperlein, „ganz im Gegentheil, wollte sagen, nur meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit."

„Ich will mich sogleich zur Reise fertig machen," sagte Melitta, ein Licht ergreifend. „Bleibe ruhig hier, Oswald. Wenn Jemand von den Leuten Dich sehen sollte, bist Du mit Bemperlein gekommen; es wird Dich aber Niemand sehen."

Melitta hatte das Zimmer verlassen. Bald hörte man in dem eben noch so stillen Hause das Geräusch von eiligen Schritten, von Thüren, die hastig auf- und wieder zugemacht wurden, von dumpfen Stimmen, die ängstlich durcheinander sprachen.

Von den beiden Männern wagte in den ersten Minuten keiner das Schweigen zu brechen. Beide fühlten das Wunderliche der Situation, in die sie so urplötzlich gerathen waren; vor allem Bemperlein, der sich innerlich noch immer nicht von seinem tiefen Erstaunen erholen konnte. Melitta stand in seinen Augen so unerreichbar hoch da, daß er schlechterdings

nicht zu begreifen vermochte, wie es irgend einem Sterblichen gelingen könnte, sich zu dieser Höhe zu erheben, und auf der andern Seite war er seit vielen Jahren so daran gewöhnt, Alles, was sie that, für gut und recht und unverbesserlich zu halten, daß er von dieser Regel selbst jetzt eine Ausnahme zu machen nicht den Muth hatte.

„Wir sehen uns auf eine gar seltsame Weise wieder, Herr Bemperlein," sagte Oswald endlich.

„Ja wohl, ja wohl!" sagte Herr Bemperlein. „Mein Kommen war weder erwartet, noch erwünscht, ich begreife das vollkommen — die arme gnädige Frau! aber welchen Muth sie hat, welche Schnelligkeit des Entschlusses! ich habe es ja immer gesagt: sie ist aus besserem Stoffe, als wir anderen Menschenkinder. Ein wahres Glück, daß Dr. Birkenhain den gescheidten Einfall hatte, nicht direct an sie zu schreiben. So kann ich, wenn auch nicht viel, doch etwas wenigstens zu ihrer Unterstützung thun."

„Sie Glücklicher!" sagte Oswald. „Sie dürfen für sie wirken und schaffen; und ich kann nichts thun, nichts als ihr eine glückliche Reise wünschen und sodann die Hände müßig in den Schooß legen."

„Ich bedaure Sie von ganzem Herzen, wahr-

haftig," sagte Herr Bemperlein. „Es ist eine schwere Aufgabe, die Ihnen zugemuthet wird; aber wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten. Wir werden fleißig schreiben — Sie sollen von jedem Schritte, den wir thun, Nachricht erhalten. Und dann hoffe ich, daß unsere Reise nicht lange dauert, und vor allem, daß Herr von Berkow schon gestorben ist, wenn wir in N. angekommen."

„Das hoffen Sie? und doch scheinen Sie diese Reise für nothwendig zu halten?"

„Gewiß," sagte Herr Bemperlein. „Es giebt gewisse traurige Pflichten, die man erfüllen muß, nicht der Welt wegen, die uns nicht schelten könnte und schelten würde, wollten wir sie unerfüllt lassen; nicht des Andern wegen, dem unsere Opferfreudigkeit zugute kommt, und den wir vielleicht weder lieben noch achten, sondern um der Achtung willen, die wir vor uns selber haben. Doch was demonstrire ich Ihnen noch lange vor, was Sie so gut und noch besser wissen wie ich. Sie haben ja auch zu dieser Reise gerathen, obgleich Sie doch am meisten dabei verlieren. Es muß eine schauerliche Empfindung sein, so plötzlich aus allen seinen Himmeln gerissen zu werden. Seltsam! seltsam! je länger ich über dies Alles nachdenke, desto begreiflicher wird es mir. Ja, ja — daß Sie

die herrliche Frau lieben, das ist ja so natürlich, so — ich möchte sagen: logisch — das Gegentheil würde baarer Unsinn sein: Es muß sie Jeder lieben, und um so mehr lieben, je edler sein Herz, je empfänglicher seine Seele für das Gute und Schöne ist. Ihr Herz ist edel, Ihre Seele klingt harmonisch mit allem Schönen zusammen; so müssen Sie auch diese schönste und beste Frau von ganzem Herzen, von ganzer Seele lieben. Und auf der anderen Seite: ist sie nicht frei? wenn auch nicht vor den Menschen, so doch vor dem Richter, der in's Verborgene sieht? hat sie ihren Gemahl jemals geliebt? konnte sie ihn lieben, dem sie verkauft wurde um schnödes Geld — verkauft von dem eigenen Vater, als sie noch viel zu jung und unschuldig war, das Bubenstück auch nur zu ahnen, geschweige denn zu durchschauen? O! mein Blut kocht, wenn ich daran denke! nein, nein! sie durfte Sie lieben, sie mußte Sie lieben, sie, deren Herz ganz Liebe und Güte ist. Ich freue mich, daß es so gekommen ist, ich wünsche Ihnen Glück von ganzem Herzen. Ich bin ein einfacher, unbedeutender Mensch und würde im Gefühl dieser meiner Unbedeutenheit nimmer den Blick zu solcher Höhe zu erheben wagen; aber, wenn ich einen Andern kühn und stolz auf dieser Höhe wandeln sehe, so erfüllt das meine Brust mit

Bewunderung, die von Neid frei, ganz frei ist, und noch einmal: ich wünsche Ihnen Heil und Segen von ganzem Herzen!"

Herr Bemperlein ergriff Oswald's beide Hände und drückte sie mit Lebhaftigkeit. Die Augen standen ihm voll Thränen; er war innerlichst erschüttert.

„Und ich danke Ihnen von ganzem Herzen," sagte Oswald gerührt. „Das Urtheil eines Mannes, den ich so tief achte, ist mir tausendmal mehr werth, als das Urtheil der dummen, blinden Welt. Die Welt wird unsere Liebe verketzern und verdammen, aber die Welt weiß nichts von Gerechtigkeit."

„Nein," sagte Herr Bemperlein, „und dennoch ist sie unsere Richterin, deren Ausspruch wir uns fügen müssen, wir mögen wollen oder nicht. Und dieser Gedanke ist es, welcher für meine Augen einen tiefen Schatten auf das sonnige Bild einer so reinen, uneigennützigen Liebe wirft. Doch ich will Ihr Herz, das in diesem Augenblicke schon schwer genug ist, nicht noch schwerer machen. Dem Starken und Muthigen hilft das Glück. Sie sind ja stark und muthig, und sind es doppelt und dreifach, weil Sie lieben. Es soll ja der Glaube Berge versetzen können. Was dem Glauben gelingt, kann der Liebe nicht unmöglich sein. Doch still, da kommt die gnädige Frau."

Die Thür wurde geöffnet und Melitta erſchien im Reiſeanzug. Der alte Baumann war bei ihr.

„Ich bin bereit, lieber Bemperlein;“ ſagte ſie zu dieſem, und dann, ſich in Oswald's Arme werfend: „Leb wohl, liebes Herz! leb wohl!“

Viertes Kapitel.

Die Baronin Grenwitz war aus mehr denn einem Grunde fest entschlossen, Oswald auf der projectirten Badereise nach Helgoland nicht mitzunehmen, und sie hatte während der dreitägigen Visitentour vielfach bei sich überlegt, wie sie, ohne sich selbst doch gar zu viel zu vergeben, diesen Entschluß ausführen könnte. Wie erfreut war sie deshalb, als Oswald bei ihrer Zurückkunft (es war den Tag nach Melitta's Abreise) ihre leiseste Anspielung, ob es ihm nicht lieber wäre, diese Zeit ganz zu seiner Erholung zu verwenden, begierig ergriff; als er erklärte, während dieser Zeit nicht einmal auf dem Schlosse bleiben, sondern eine Reise, vielleicht durch die Insel, die er noch nicht kannte, vielleicht nach der Residenz zu seinen Freunden machen zu wollen. Anna-Maria freute sich so sehr über dieses ganz unerwartete Entgegenkommen, daß sie nicht einmal über die Motive, die Oswald

dazu bestimmt haben mochten, nachdachte, eben so wenig wie über sein düsteres zerstreutes Wesen, und über die Gleichgültigkeit, mit der er den Vorbereitungen zur Reise zusah und schließlich am Tage der Abreise von Allen, selbst von Bruno Abschied nahm. Vielleicht ärgerte er sich, daß man ihn nicht mitnahm, vielleicht wußte er nicht, wo er bleiben sollte. Gleichviel, wenn er nur nicht auf dem Schlosse blieb, wenn er nur, wie er es wirklich that, in demselben Augenblicke, wo die Familienkutsche, bespannt mit den vier schwerfälligen, von dem schweigsamen Kutscher gelenkten Braunen langsam und würdevoll zu dem Hauptthor hinausfuhr, den leichten Ränzel auf dem Rücken durch das andere Thor in die weite Welt hineinwanderte.

Aber Herr Albert Timm durfte bleiben! Er machte nicht so lächerliche Ansprüche, wie der hochmüthige Oswald; er war mit Allem zufrieden! und dann konnte er in der Einsamkeit des Schlosses so ungestört arbeiten und die schleunige Vollendung der Flurkarten war von so großer Wichtigkeit! Mademoiselle war angewiesen, es Herrn Timm an nichts fehlen zu lassen. Daß es vielleicht nicht ganz schicklich sei, ein junges Mädchen von zwanzig Jahren und einen jungen Mann von sechsundzwanzig unter der Aufsicht

einiger Dienstleute, über welche das junge Mädchen das Commando führte, auf einem einsamen Schlosse zurückzulassen, war sonderbarer Weise der so überaus strengen Baronin gar nicht in den Sinn gekommen. Die tugendhafte Frau würde die Nase gerümpft, würde es unverantwortlich, unverzeihlich gefunden haben, wenn sie gehört hätte, daß der junge Graf Grieben mit Fräulein von Breesen fünf Minuten nur in einem Zimmer allein gewesen sei, aber der Geometer Albert Timm und ihre Wirthschafterin Marguerite Roger — du lieber Himmel! sich um das Schicksal solcher Leute auch noch den Kopf zu zerbrechen — das ist offenbar zu viel verlangt! Und Marguerite hatte nicht einmal Eltern, denen man vielleicht verantwortlich gewesen wäre — sie hatte gar keine Verwandten — wie kann man für Jemand verantwortlich sein, der ganz allein in der Welt dasteht! Man hatte Frau Pastor Jäger gebeten, sich von Zeit zu Zeit zu überzeugen, daß den Befehlen der Baronin strenge Folge geleistet würde — Frau Pastor Jäger war eine vortreffliche Frau, die kleine Marguerite stand also unter vortrefflicher Aufsicht.

Die kleine Marguerite stand unter so vortrefflicher Aufsicht, daß Albert die weise Fürsorge, welche die Baronin getroffen hatte, nicht genug loben konnte.

„Ich wollte, sie kämen nicht wieder," sagte er zu der hübschen Genferin, während sie Arm in Arm im Garten umherspazierten; ich wollte, sie kippten zwischen Helgoland und der Düne, wo es am tiefsten ist, mit dem Boote um, und wir könnten hier, wie jetzt, herrlich und in Freuden leben bis an unser seliges Ende. Was meinst Du, kleine Marguerite, möchtest Du wohl Frau Rittergutsbesitzerin Timm von Grenwitz auf Grenwitz sein? Das wäre doch famos! Dann wollte ich Dir Wagen und Pferde halten, ja, und auch eine Wirthschafterin, die Du eben so quälen könntest, wie Du jetzt gequält wirst."

„Ich bin schon zufrieden mit Wenigem, wenn ich es nur kann theilen mit Sie."

„Sehr [illegible] gedacht, aber besser ist besser, und übrigens heißt es in diesem Falle, nicht Sie, sondern Ihnen, oder vielmehr Dir, denn bei uns zu Lande nennen sich Leute die sich lieben „Du," besonders wenn sie die respectable Absicht haben, sich gelegentlich zu heirathen."

„Ull Sie [illegible] wirklich wollen 'eirathen? Ach, ich es kann glauben kaum! Was will ein Mann, comme vous, dem die ganze Welt ist offen, 'eirathen ein armes Mädchen, die nicht einmal ist 'übsch."

„Das ist meine [illegible]. Und nebenbei bist Du

jedenfalls hübscher und reicher, als ich. Dreihundert Thaler —"

„Dreihundert fünfundzwanzig Thaler," sagte Mademoiselle Marguerite eifrig.

„Desto besser — das ist immer schon etwas für den Anfang. Wenn ich mein baares Vermögen dazu rechne," — Herr Timm griff in die Tasche und brachte einige Münzen zum Vorschein — „haben wir dreihundert fünfundzwanzig Thaler, siebenzehn Silbergroschen und acht Pfennige. Das ist ein ganzes Capital."

„Wir uns dafür werden kaufen ein kleines Haus."

„Versteht sich."

„Ich werde geben Unterricht in Französisch."

„Natürlich."

„Und Du wirst sein fleißig und arbeiten."

„Comme un forçat — o, es wird ein scharmantes Leben werden," und Herr Timm faßte die kleine Französin um die Taille und walzte mit ihr in der Laube, in welcher sie sich befanden, umher.

„Ich nun muß hinein, den Leuten zu geben Nesperbrot," sagte Marguerite, sich losmachend.

„So lauf, Du kleiner Girasaff; aber komm bald wieder," sagte Herr Timm.

Herr Timm sah der Enteilenden nach. „Dummes kleines Frauenzimmer," sagte er; „glaubt wahrhaftig, ich werde sie heirathen. Das fehlte auch noch — für dreihundert Thaler, die ich früher an ein paar Abenden verspielt habe! Es ist wirklich großartig, was sich diese Mädchen nicht alles einbilden! Und dabei ist diese gar nicht so dumm, wie sie aussieht und scheint trotz ihres fürchterlichen Deutsch ihren Goethe gründlich studirt zu haben: „thut keinem Dieb nur nichts zu Lieb, als mit dem Ring am Finger —" hm, hm! ich werde ihr wahrhaftig einen Ring kaufen müssen. Die dreihundert Thaler wären freilich so übel nicht: Diese verdammten Gläubiger! nicht einmal in diesem Winkel lassen sie einen ungeschoren" . . .

Herr Timm faßte in die Brusttasche und holte einige Briefe von verdächtigem Ansehen hervor, die er, nachdem er sich in die Ecke einer Bank gesetzt, einen nach dem andern, entfaltete und eifrig studirte. Sein sonst so lustiges Gesicht verdüsterte sich dabei zusehends. „Verdammt," murmelte er, „die Kerle werden wirklich unverschämt. Wenn ich den brummenden Bären doch nur so ein paar hundert Thaler in den Rachen werfen könnte, so schwiegen sie doch für eine Weile wenigstens."

„Hm, hm! die dreihundert Thaler, welche die kleine

Marguerite im Sparkassenbuche hat, kämen mir wirklich gelegen. Es wäre am Ende nur zu ihrem Vortheil, wenn ich sie darum ärmer machte. Denn daß ich mein Versprechen, sie zu 'eirathen, ohne die dringendste Noth nicht halten werde, liegt doch für jeden Verständigen auf der Hand. Fühle ich mich nun ihr gegenüber nicht blos moralisch, sondern auch anderweitig verpflichtet, so hat sie immerhin eine Chance mehr. Ich kann ihr ja verschwindeln, ich könne das Geld besser anlegen oder dergleichen. Wenn die dummen Dinger verliebt sind, glauben sie ja Alles, was man ihnen aufbindet. Und kann sie das Geld besser anlegen, als wenn sie sich damit einen charmanten Kerl von Mann erkauft, der sie im andern Falle nicht 'eirathen würde? Me hercule! ich fühle mich ordentlich gehoben durch den Gedanken, auf diese Weise der Wohlthäter des Mädchens zu werden. Ich will die Kleine doch gleich einmal in's Gebet nehmen. Weigert sie sich, so werde ich sie freilich ihrer Klugheit wegen achten müssen, aber mit unserer Liebe ist es aus!"

Albert erhob sich und ging, die Hände auf dem Rücken, wie es seine Gewohnheit war, wenn sein scharfsinniger Kopf an der Lösung eines Problems arbeitete, langsam nach dem Schlosse. Marguerite schaltete noch in der Küchenregion; Albert verfügte

sich auf sein Zimmer, um noch einige Minuten ungestört über seine Aufgabe nachzudenken.

Er beugte sich über die Karte, die auf dem großen Reißbrett aufgespannt war, und an der er seit der Abreise der Familie, d. h. seit beinahe acht Tagen nicht das Mindeste gearbeitet hatte.

„Wenn das so fort geht, wird sich Anna-Maria über meine Fortschritte wundern," murmelte er; „es ist wirklich überraschend, welch' ein ausgebildetes Talent zur Faulheit, oder höflicher ausgedrückt: zum dolce far niente in mir steckt. Es giebt offenbar im Leben verwunschene Lazzaronis, wie es verwunschene Prinzen in Märchen giebt; und ich bin augenscheinlich so ein, in die Jammergestalt eines im Schweiße seines Angesichts sein Brod essenden Geometers verwunschener Sohn des sonnegetränkten Neapels. Aber wie kommt es denn eigentlich, daß ich seit einer Woche so ganz meiner natürlichen Tendenz folge? Die kleine Marguerite ist doch nicht allein daran schuld? richtig — jetzt besinne ich mich — ich brauche eine Karte aus der Registratur und ließ mir schon vor acht Tagen den Schlüssel dazu geben. Die muß ich mir wenigstens holen, sonst — bei meiner heißen Liebe zur kleinen Marguerite! — bleibt diese angefangene Karte ein Fragment in Ewigkeit."

Albert ging in die Regiſtratur, ein großes Gemach in dem Erdgeſchoß des alten Schloſſes, deſſen Wände von oben bis unten mit Repoſitorien voller ganz oder halb vergilbter Acten und Schriftſtücke der verſchiedenſten Art, von denen gar manches für einen fleißigen Alterthümler von hohem Intereſſe geweſen ſein würde, bedeckt waren. Während er in einem dieſer Repoſitorien nach der alten Flurkarte kramte, fiel ihm ein kleines Bündel Briefe in die Hände, das er wol, wie ſchon einige andere ähnliche, in das Verſteck, aus welchem er ſie unverſehens hervorgeholt hatte, zurückgeſchleudert haben würde, wenn nicht die Aufſchrift: „An den Baron Harald von Grenwitz, Hochgeboren auf Grenwitz," ſeine Neugierde erregt hätte. Da eine übertriebene Discretion durchaus nicht zu den hervorſtechenden Eigenſchaften des Herrn Timm gehörte, ſo löſte er ohne weiteres den rothen Faden, mit welchem die Briefe zuſammengebunden waren, und begann dieſelben einen nach dem andern zu leſen — eine Beſchäftigung, die ihn ſo ausnehmend intereſſirte, daß er alles Andere darüber vergaß und ſelbſt das Rollen eines Wagens überhörte, der vor dem Portale ſtill hielt und deſſen höchſt unerwartete Ankunft eine nicht geringe Senſation in dem Schloſſe hervorrief.

Fünftes Kapitel.

Während der acht Tage, die seit der Abreise der Familie verflossen waren, hatte Oswald in der Einsamkeit eines Fischerdorfes, Namens Saffitz, nicht weit von Berkow und Grenwitz, von allem Verkehr mit der Welt abgeschlossen, gelebt. Wie er nach Saffitz gekommen war, wußte er selbst kaum.

Seit ihm Melitta so plötzlich geraubt war, hatte ihn eine grenzenlose Gleichgültigkeit gegen Alles ergriffen, was nicht in irgend einer Beziehung zu ihr stand, die jetzt seine ganze Seele erfüllte. In dieser Apathie hatte er sich selbst von Bruno ohne Schmerz getrennt. Auf die Wünsche der Baronin ging er um so bereitwilliger ein, als er sich in seiner augenblicklichen Stimmung nach Einsamkeit sehnte, wie ein Kranker nach Ruhe. So sagte er denn zu Allem: Ja, und als er den Wagen, welcher die Familie davon führte, sich in Bewegung setzen sah, fiel es ihm wie

eine schwere Last vom Herzen. Er wünschte den Zurückbleibenden, Herrn Timm und Mademoiselle, flüchtig Lebewohl und wanderte, einen leichten Ränzel, der noch aus seiner Studentenzeit stammte, auf dem Rücken, zum andern Thore hinaus, wie der Held eines Märchens, ohne eine Ahnung davon zu haben, wohin er seine Schritte lenken sollte, und wo er heute Nacht sein Haupt zur Ruhe legen würde.

Die Sonne brannte heiß; Oswald fiel es ein, daß es im Walde frisch und kühl sein müsse. So bog er denn rechts vom Wege ab und bald rauschten über ihm die Tannen des Forstes, der halb zu Grenwitz und halb zu Berkow gehörte. Das Rauschen der hohen Bäume lullte ihn in süße Träume. Träumend wanderte er weiter, bis er plötzlich auf die Lichtung heraustrat, wo in dem Schutze der vielhundertjährigen, breitastigen Buche Melitta's Kapelle lag.

Die Thür des Häuschens war verschlossen, die grünen Jalousien vor den Fenstern waren heruntergelassen, die Treppe und die Veranda waren sorgsam gefegt, wie es die strenge Ordnungsliebe des alten Baumann, der jetzt das Regiment in Berkow führte, erheischte. Oswald setzte sich auf die Stufen der Treppe und stützte den Kopf in die Hand. So saß er in Nachdenken versunken, während in den Zweigen

der Buche über ihm ein Waldvöglein ſein eintöniges Lied mit dem ſtets gleichen melancholiſchen Refrain ertönen ließ... Wie einſam er ſich fühlte — wie einſam und wie verlaſſen! Dem Kinde gleich, das auf weitem öden Moore den Weg zum Hauſe der lieben Eltern verloren hat. Hier an dieſer ſelben Stelle hatte er in der Nacht vor der Geſellſchaft in Barnewitz mit Melitta geſeſſen — ſie hatte den Kopf an ſeine Bruſt gelehnt gehabt und ſüßeſte, köſtlichſte Worte der Liebe hatte ihr holder Mund geflüſtert. Jetzt war es ſtill, ſo ſtill um ihn her, daß er das Klopfen ſeines eigenen Herzens hörte. Sehnſüchtige Gedanken an die Entfernte glitten durch ſeine Seele, wie Vögel, die den Süden ſuchen, durch den weiten Himmelsraum...

Ein Sonnenſtrahl, der heiß und ſtechend durch das Laubdach auf ihn fiel, mahnte ihn, daß es Zeit ſei, aufzubrechen. Eile hatte er freilich nicht. Es war noch früh am Nachmittage, und irgend einen, gleichviel welchen Ort, wo er ſein Quartier für die Nacht aufſchlagen konnte, mußte er immer noch erreichen. So ſchlenderte er durch den Wald auf einem Wege hin, den er noch nicht betreten hatte und der ihn, ehe er ſich's verſah, an den Strand des Meeres führte. Nun wanderte er am Strande fort, bald auf

der Höhe des Ufers, wenn die See, wie es häufig geschah, unmittelbar den Fuß der Kreidefelsen bespülte, bald auf dem festen körnigen Sande des schmalen Vorstrandes. Hier und da hatte einer der kurzen wasserreichen Bäche, die aus dem Innern der Insel dem Meere zueilen, das Ufer durchbrochen und eine Schlucht gehöhlt, die jedesmal mit einer fast südlich üppigen Vegetation bedeckt war. Aber mit Ausnahme dieser wenigen grünen Oasen zeigte sich dem Auge nichts als kahler Fels, nackter Sand, das eintönige blaue Meer, auf dem hier und da ein weißes Segel schwamm, und der eintönige blaue Himmel, an dem hier und da eine weiße Sommerwolke unbeweglich stand. Und zu diesem eintönigen Bilde die einförmige Musik der brandenden Wellen und dann und wann der helle Schrei der Möve oder das melancholische Pfeifen der kleinen Strandläufer...

Die Monotonie dieser Linien, dieser Farben, dieser Töne wäre für ein glückliches, lebensfrohes Gemüth unerträglich gewesen, aber sie paßte wunderbar zu Oswald's Seelenzustand. Es giebt Stunden, wo wir Regenwetter oder eine öde Landschaft wie Freunde willkommen heißen, auf deren Gesichtern schon die Theilnahme, die sie an unserm Schmerze nehmen, ausgeprägt ist: Stunden, wo uns Sonnenschein und

Vogelsang und das muntere Plätschern des geschwätzigen Baches wie eine Beleidigung erscheinen. Oswald's Schwermuth harmonirte mit dieser tief ernsten Natur, die von Glück und Freude nichts zu wissen schien, deste mehr aber von dem Jammer und der Qual des Lebens. Klang der gelle Schrei, das schrille Pfeifen der Meeresvögel nicht wie Klaggesang? war es nicht, als ob das Meer in den Wellen, die sich in monotonen Cadenzen unaufhörlich am Strande brachen, das verworrene Räthsel der Existenz wie im halben Wahnsinn vor sich hinmurmelte?... Und sein eigenes Leben kam ihm so ziel- und zwecklos vor, wie dies sein Umherirren zwischen den Uferklippen. Glich es nicht seinem Fußtritte auf dem harten Sande, wo die nächste Welle schon die leichte Spur gänzlich verwischte? Warum geboren werden, Anderen und sich selbst Schmerzen und Sorgen ohne Zahl bereiten, wenn Alles doch zu nichts führt? wenn die Vergangenheit sich hinter uns aufthürmt wie das steile unersteigliche Ufer, die Zukunft uns angähnt wie das öde wüste Meer, und die Gegenwart ein schmaler Streifen Sand ist, den die unbarmherzig glühende Sonne nur deshalb so grell zu erleuchten scheint, um ihn in seiner ganzen trostlos dürftigen Nacktheit zu zeigen?... Und wenn wirklich einmal das Glück uns zu lächeln scheint, so scheint

BIBLIOTEKA

es auch eben nur, so ist es eben nur eine trügerische Spiegelung, die eine schadenfrohe Fee aus dem unwohnlichen tückischen Meere aufsteigen läßt, damit sie in dem Augenblicke versinkt, wo wir das palmengeschmückte, palastumsäumte Ufer zu berühren glauben ...

Ein Dörfchen, dem sich Oswald mit raschen Schritten näherte, lag in dem innersten Winkel einer tiefen, von hohen Kreidefelsen bis auf einen schmalen Ausgang nach dem Meere zu rings umschlossenen Bucht, wo das Wasser so still und glatt war wie in einem Gartenteich. Einige der Hütten lagen hart am Strande, andere waren an den Ufern eines Baches, der sich an dieser Stelle in's Meer ergoß, in der tiefen breiten Schlucht, die er sich gewühlt hatte, erbaut. Vor den Thüren waren kleine mit Muscheln eingefaßte Gärtchen; auf den mit weißem Sande ausgefüllten Gängen zwischen den Häusern hingen Netze zum Trocknen an langen Stangen; ein paar rothhaarige Buben waren eifrigst mit Antheeren eines umgestülpten Bootes beschäftigt; vor einer der größeren Hütten saßen ein paar Frauen, Netze flickend.

Oswald näherte sich den Frauen, die, als sie seinen Schritt vernahmen, neugierig von ihrer Arbeit aufsahen, und fragte, sie begrüßend, ob es ihm verstattet sei, sich hier etwas auszuruhen, und ob er

einen Trunk Waſſer und ein Stück Brod haben könne?

„Stine,“ ſagte die ältere von den drei Frauen, eine Matrone von ſtattlichem Umfang und mit einem überaus gutmüthigen, wettergebräunten Geſicht, zu einem der beiden jungen Mädchen an ihrer Seite: „ſteh auf und laß den Herren ſitzen. Siehſt Du nicht, daß er zum Umfallen müde iſt? Geh ins Haus und bring, was wir haben. Setzen Se ſich, junger Herr. Se ſind gewiß auch ein Maler?“

„Warum meinen Sie das?“ fragte Oswald, den angebotenen Platz annehmend.

„Nu, ein vernünftiger Menſch klettert nicht bei der Hitze am Strande herum; das können nur Leute, die hier (ſie deutete dabei mit dem Zeigefinger auf die Stirn) nicht ganz richtig ſind. Nu, nicht für ungut, Herr Maler. Ich hab ſchon einen von Ihren Kameraden bei mir wohnen gehabt, der zwei Wochen hier geblieben iſt; und wenn Se eben ſo ein ordentlicher, ehrlicher Menſch ſind, ſo können Se auch bei Mutter Karſten wohnen; aber die Wände dürfen Se nicht vollkritzeln, das ſag' ich Ihnen gleich im Voraus.“

Oswald mußte lächeln, als er ſo ohne Umſtände zu einem auf einer Studienreiſe begriffenen Land-

schafter gemacht wurde. Wie? wenn er sich die harmlose Rolle, die ihm aufgenöthigt wurde, gefallen ließ? Es war ihm so gleichgültig, wo er blieb — Alles, was er wollte, war Einsamkeit — und konnte er eine tiefere Einsamkeit finden, wie hier in dieser stillen Bucht unter diesen gutmüthigen, kindlichen Menschen, die nichts dagegen haben würden, wenn er halbe Tage lang zwischen den Felsen des Strandes umherirrte? Und dann war er doch hier in der Nähe von Berlow, von dem er sich nicht allzu weit entfernen durfte, da er mit Melitta verabredet hatte, daß, im Falle sich ihre Abwesenheit in die Länge zöge, der alte Baumann, der in Berlow zurückgeblieben war, die Correspondenz zwischen ihnen vermitteln sollte.

„Sie wollen Sie mich ein paar Tage hier behalten?“ fragte er.

„Ja, aber die Wände dürfen Sie nicht vollkritzeln“, sagte Mutter Karsten.

„Das verspreche ich,“ sagte Oswald lächelnd.

„Dann können Sie bleiben, so lange Sie wollen. Das ist recht, Stine, rück den Tisch näher an den Herrn, und, hörst Du, hol auch von dem alten Cognac, von der Claus Jochen aus England mitgebracht hat, das bloße Wasser thut nicht gut bei der unvernünftigen Hitze. . . . . .

Oswald war beinahe schon acht Tage in Saffitz und er bereute es keinen Augenblick, der Einladung Mutter Karsten's gefolgt zu sein. Er stand in sehr großer Gunst bei Mutter Karsten. Er hatte auch nicht ein Strichelchen auf die weißgetünchten Wände der kleinen Kammer, die er bewohnte, gezeichnet; er hatte stets ein freundliches Wort für Jeden, selbst für den steinalten, halb blödsinnigen Vater von Mutter Karsten, der den ganzen Tag in seinem Lehnstuhle in der Sonne saß und unverwandt auf das Meer hinausstarrte, wenn ihm nicht, was freilich oft geschah, die alten noch immer scharfen Augen vor Müdigkeit zufielen. Mutter Karsten erklärte, daß Oswald ein eben so „ordentlicher, ehrlicher" Mensch sei, wie sein Vorgänger, daß es aber bei ihm hier (mit der bezeichnenden Bewegung des Fingers nach der Stirn) noch weniger richtig sei, als bei jenem. Was Mutter Karsten zu diesem Ausspruch veranlaßte, war der allerdings verdächtige Umstand, daß der junge Mensch, welcher doch nun einmal verrückt genug war, eine in ihren Augen so überflüssige Hantierung zu treiben, nicht nur nicht die wieder übertünchten Wände seiner Schlafkammer mit Kohlenskizzen von Schiffen unter vollem Segel, einsamen Klippen, über denen Möven flatterten und originellen Matrosengesichtern bedeckte,

wie sein Vorgänger weiland, sondern überhaupt gar nicht zeichnete und malte, sondern den lieben langen Tag nichts that, als am Strande umherlaufen, oder auf einem der kleinen Ruderboote mutterseelenallein so weit aufs Meer hinausfahren, daß man ihn vom Strande aus kaum noch sehen konnte. Wie und womit er sich auf diesen stundenlangen Spaziergängen und Fahrten die Zeit vertrieb, war Mutter Karsten ein unergründliches Räthsel, würde selbst dann für sie noch immer ein Räthsel gewesen sein, wenn sie gesehen hätte, daß Oswald, sobald er sich allein wußte, einen Brief, den ihm vor ein paar Tagen ein alter, sonderbar aussehender Mann gebracht hatte, aus der Tasche nahm und ihn wieder und immer wieder studirte, als ob er ihn nicht schon längst Buchstab für Buchstab und Zeichen für Zeichen auswendig gewußt hätte. Der sonderbar aussehende alte Mann, der „so ein hochbeiniges, langhalsiges Pferd ritt, wie sie der Claus Jochen in England gesehen hatte", war nämlich Niemand anders gewesen als der alte Baumann auf dem Brewnieck. Oswald hatte ihm gleich am nächsten Tage nach seiner Ankunft in Saßitz mitgetheilt, daß er sich entschlossen habe, bis auf Weiteres hier zu bleiben (auch nach Grenwitz hatte er dieselbe Botschaft geschickt, mit der Bitte, ihm etwa ankom-

mende Briefe nachzusenden), und einen Tag später konnte die treue Seele schon einen Brief der vielgeliebten Herrin in Oswald's Hände legen. Es waren wenige Worte nur, auf der Reise, in einer Stadt Mitteldeutschlands, kurz vor dem Schlafengehen in einem Hotel geschrieben — wenige Worte, verwirrt und traurig, aber süß und köstlich, wie Küsse von geliebten Lippen in dem Augenblicke der Trauung ... Er hatte Baumann seine Antwort mitgegeben und erwartete nun täglich einen zweiten ausführlicheren Brief mit einer Ungeduld, die keineswegs eine durchaus freudige war.

Es ist die Klage aller auf das Ideale gerichteten Geister, daß nichts auf Erden reinlich sei, und daß, so oft wir auch versuchen, in lichtere Regionen aufzusteigen, uns ein peinlicher Erdenrest zu tragen bleibt, der uns sehr bald wieder auf das Niveau des ewig Gestrigen herabzieht.

Das hatte Oswald nun schon so oft in seinem Leben erfahren; es hatte ihm schon so viel Freuden vergällt, so viel gute Menschen und schlechte Musikanten verleidet, es drohte jetzt auch seiner Liebe verderblich zu werden. Erst hatte er an sich selbst die unstimme Entdeckung machen müssen, wie tief verborgen der Verrath in einem Herzen lauert, das sich

bis in seine geheimsten Tiefen ganz von Liebe erfüllt glaubt. Zwar hatte er sich über die Scene in der Fensternische auf dem Balle in Barnewitz mit der Entschuldigung zu trösten gesucht: ich war außer mir; ich wußte nicht was ich that; aber kann Eifersucht eine Entschuldigung für Treulosigkeit sein? Und dann: war diese Eifersucht denn nun wenigstens todt? war sie nicht, als er Melitta's Bild in dem Zimmer des Barons hinter dem Vorhang entdeckte, in hellen Flammen aufgeschlagen? Hatte er nicht der Erzählung Melitta's mit athemloser Spannung gelauscht, immer fürchtend, daß jetzt — jetzt ein Umstand erwähnt werden möchte, der seinen Verdacht, daß sie den merkwürdigen Mann dennoch — vielleicht ohne es selbst zu wissen — geliebt habe, bestätigen würde? hatte sie nicht gesagt; ich glaubte ihn zu lieben? — — und nun gerade in dem Augenblicke, wo die Erzählung bis zu der Katastrophe gekommen war, die Alles und auch die Feindschaft, die jetzt offenbar zwischen ihr und dem Baron herrschte, erklären mußte — wird ihr eine Botschaft gebracht, so sonderbarer, so unheimlicher Art, so ganz geeignet, Oswald's ohnedies schon verstörtes Gemüth ganz und gar zu verwirren! Nicht genug, daß ihm in Baron Oldschleibe ein Nebenbuhler, den zu verachten unmöglich wenn-

Fleisch und Blut gegenüberstand — hier kommt ein Gemal, das Gespenst eines Gemals, aus einer sieben Jahre langen Wahnsinnsnacht empergetaucht und winkt sie zu sich an sein Sterbebett — sie, seine Geliebte, seine Melitta — — Oswald fühlte, daß er selbst wahnsinnig werden würde, wollte er diesen Gedanken zu Ende denken. Er hatte es so ganz und gar vergessen, daß Melitta jemals vermält gewesen war, daß sie jemals in den Armen eines andern Mannes, gleichviel, ob sie ihn geliebt — und um so gräßlicher, wenn sie ihn nicht geliebt — geruht, daß sie jemals die Liebkosungen eines andern Mannes entgegengenommen hatte — — er zerknitterte den Brief Melitta's, er hätte laut aufschreien mögen vor wildem Schmerz, er hätte sein Haupt an den Felsblöcken zerschellen mögen ... Warum dieses Gift in den köstlichen Trank seiner Liebe? warum mußte das leuchtende Gewand seines Engels in dem Schmutz des Lebens schleifen? warum mußte die duftige Blüthe vom schnöden Wurm benagt werden? — und wäre sie denn nur jetzt wenigstens frei — aber sie ist es nicht — selbst dann nicht, wenn jenes Gespenst aus der Nacht des Wahnsinns in die Nacht des Todes sinkt. Sie ist die Mutter ihres Kindes — seines Kindes, und diese Rücksicht, die sie jetzt für einen

Augenblick vergessen hat, wird in den Vordergrund treten und mich wird sie aufgeben — aufgeben müssen. Und wozu soll es auch führen? so lange dies heimliche Verhältniß dauert, das ein tückischer Zufall seines Geheimnisses berauben kann, steht ihr guter Ruf auf eines Scheermessers Schneide — und kann aus diesem Verhältnisse jemals ein anderes werden? kann ich, der Freiheitsschwärmer, jemals daran denken, die Aristokratin zu heirathen? daran denken, mich in die Gesellschaft der verhaßten Menschen zu drängen, die den Parvenü stets über die Achsel ansehen würden? nie! nie! Lieber leben, wie diese armen Fischer, die täglich mit Gefahr des Lebens selbst dem grausamen Meer den kärglichen Unterhalt abringen müssen . . .

So irrte Oswald's Geist in einem Labyrinth von schmerzlichen Zweifeln ruhelos umher, wie er selbst zwischen den Uferklippen auf dem öden Strande ruhelos umherirrte, und wer weiß, zu welchem verderblichen Ausgang dies beständige Brüten über demselben qualvollen Räthsel geführt haben würde, wenn nicht ein Ereigniß eingetreten wäre, das ihn sehr gegen seine Vermuthung und seinen Wunsch, zwang, in die Gesellschaft, die er jetzt so gründlich haßte, zurückzukehren.

Sechstes Kapitel.

Als er nämlich an einem der folgenden Tage gegen Abend nach einer Abwesenheit von mehren Stunden sich wieder dem Dorfe näherte, sah er vor der Thür von Mutter Karsten's Wohnung einen mit zwei Pferden bespannten Wagen halten. Dies war etwas so ganz Außerordentliches in dem von allem Verkehr abgeschnittenen Sassitz, daß Oswald sich wol denken konnte, es müsse auch etwas ganz Besonderes sich unterdessen ereignet haben. Um den Wagen und an die Thür des Häuschens drängten sich Frauen und Kinder und die paar Männer, die nicht mit auf dem Fischfang waren. Sie wollten wissen, ob der alte Steffen, Mutter Karsten's Vater, diesmal wirklich sterben müsse, oder ob es dem jungen Doctor, nach dem Mutter Karsten vor einigen Stunden die rasche Stina geschickt hatte, gelingen werde, ihn noch einmal von seinem bösen Stickhusten zu curiren.

So erzählten sie Oswald mit verstörten Mienen und gegen die Gewohnheit redselig, als er fragend unter sie trat. Denn Vater Steffen war der Patriarch des Dorfes, von Allen geehrt, auch von Oswald, der auf diese Nachricht hin, ohne sein Incognito zu bedenken, in das Haus und die Wohnstube eilte. Der silberhaarige Greis saß in seinem Lehnstuhl, matt und bleich, aber, wie es schien, der Gefahr entrissen — Dank der rechtzeitigen Hülfe des Doctor Braun, der sie eben vor den Danksagungen der tief gerührten Mutter Karsten, ihrer Töchter und eines halben Dutzend anderer Frauen nach der Thür retirirte.

„Gut, daß Sie kommen," rief er dem eintretenden Oswald entgegen; „ich habe einen Auftrag an Sie; wollen Sie mir erlauben, daß ich mich desselben, da meine Zeit kurz gemessen ist, sogleich entledige?"

Der Doctor ergriff Oswald ohne Umstände unter dem Arm, ihn mit sich fort zum Hause hinaus ziehend.

„Entschuldigen Sie mein Ungestüm," sagte er, als sie, Arm in Arm, am Strande hinschritten; „aber einmal trafen Sie mich in voller Flucht vor den Danksagungen der guten Leute, und zweitens betrachte ich Sie, trotzdem wir uns leider bis jetzt nur einmal gesehen, als einen alten Bekannten, denn ich habe mich, seitdem wir uns vor ein paar Wochen in der

Hätte von Mutter Clausen so zufällig begegneten, in Gedanken sehr viel mit Ihnen beschäftigt. Aber nun zu meinem Auftrag! Sie wissen jedenfalls noch nicht, daß die Familie Grenwitz von der großen Badereise, auf die ich sie vor ein paar Tagen geschickt hatte, wohlbehalten wieder zurück ist?"

„Nein!" sagte Oswald mit nicht geringer Verwunderung.

„Wie sollten Sie auch in diesem von aller menschlichen Cultur abgeschnittenen Dorfe der Ichthyophagen! Genug, die Familie ist wieder da. Der Baron (so erzählt die glaubwürdige Anna Maria) hatte in Hamburg einen fürchterlichen Fieberanfall. Der herbeigerufene Arzt erklärte es für Wahnsinn, unter diesen Umständen die Reise über's Meer anzutreten und rieth zur Umkehr. Sein Rath wurde von Anna Maria, die von vornherein gegen die Reise war, höchlichst gebilligt — brrr! sie packten sich sammt und sonders, und Fräulein Helene dazu, die sie aus der Pension abholten, in die große Familienkutsche und sind wieder hier seit gestern Abend. Es wurde natürlich sofort nach mir geschickt. Ich bin heute Nachmittag dort gewesen, und da ich zufälliger Weise erwähnte, ich müsse noch nach Sassitz, bat mich die Baronin, die von Ihrem hiesigen Aufenthalte unterrichtet war, Ihnen

zu sagen, daß man sich in Grenwitz ganz ausnehmend freuen würde, Sie möglichst bald wieder innerhalb des Schloßwalles zu sehen. Ich erwiederte, wie mir die Ausführung dieses Auftrages zu ganz besonderem Vergnügen gereiche und daß ich Ihnen zur Rückfahrt meinen Wagen und meine Gesellschaft anbieten würde — was ich denn, hochachtungsvoll und ergebenst, hiermit gethan haben will."

So sprach Doctor Braun, freundlich und lebhaft, wie es seine Gewohnheit war, die grauen Augen mit den braunen, leuchtenden Sternen forschend auf Oswald heftend. „Ich komme Ihnen recht ungelegen, gestehen Sie es nur!" setzte er hinzu.

„Durchaus nicht!" erwiederte Oswald, „das heißt, ich weiß, wie Achill, als man ihm die Brisäis raubte, den Boten von seiner Botschaft wol zu unterscheiden."

„Nur wer ist die schöne Brisäis, die ich Ihnen entführe?" fragte der Doctor.

„Die Einsamkeit," erwiederte Oswald.

„Nun, daraus mache ich mir kein großes Gewissen," sagte der Andere lachend; „die Einsamkeit ist wie der Duft einer Giftpflanze, süß aber betäubend und mit der Zeit geradezu verderblich, selbst für die stärksten Constitutionen. Wollen Sie meinem Rathe folgen? lassen Sie die schöne Brisäis Einsamkeit in

Gottes Namen ziehen, zu wem sie will; setzen Sie sich zu mir in den Wagen und kutschiren Sie mit mir nach Grenwitz, wo Sie überdies ein Mädchen finden sollen, bei dessen Erblicken Sie ausrufen werden: Hier ist mehr denn Brisäis!"

„Fräulein Helene?"

„Fräulein Helene, auch ein griechischer Name, und der einen besseren Klang hat, wie der andere. Aber die Sonne, oder vielmehr Helios, senkt seinen Wagen und meine Pferde werden ungeduldig. Sie kommen doch mit?"

„Ohne Zweifel," sagte Oswald. . . . . .

. . . . . .

Eine Viertelstunde später rollte der Wagen mit den beiden jungen Männern bereits auf der Höhe des Ufers nach Grenwitz zu, das nur eine Stunde Weges entfernt war. Oswald hatte Mutter Karsten hoch und theuer versprechen müssen, bald wieder nach Sassitz zu kommen, und überhaupt zeigte die große Herzlichkeit, mit der sich beim Abschied Alt und Jung um ihn drängte und ihm ihr „Adjes, Herr Maler," nachrief, daß er sich während seines kurzen Aufenthaltes, ohne es darauf anzulegen, die Gunst des harmlosen Völkchens in einem hohen Grade erworben hatte.

Der Abend war wunderschön. Der rothe Sonnen-

ball hing am Horizonte und goß einen Zauberschimmer über die öde Küstenlandschaft. In dem hohen Haidekraut rechts und links vom Wege zirpten die Cicaden; Schwalben schossen hoch oben in der überaus klaren, weichen Luft. Oswald fühlte sich zum ersten Male seit langer Zeit beinahe heiter, und er mußte im Stillen dem klugen Manne an seiner Seite recht geben, daß man die Freuden der Einsamkeit doch zu theuer erkaufe.

„Wie leid thut es mir," sagte er, „daß wir unserem Vorsatz, uns häufiger zu sehen, so wenig treu geblieben sind."

„L'homme propose et Dieu dispose," erwiederte Doctor Braun. „Wir wollen es in Zukunft besser zu machen versuchen. Sie bleiben ja, wie ich höre, noch lange in dieser Gegend, und ich werde auch wol meinen Plan, nach Grünwald überzusiedeln, noch so bald nicht ausführen können."

„Sie wollen nach Grünwald?"

„Vorläufig wenigstens. Ich concurrire hier mit einem trefflichen Manne, der jedenfalls ein viel gewiegterer Praktiker ist, wie ich Gelbschnabel, trotzdem aber durch mich in den Schatten gestellt wird, weil ich das Glück gehabt habe, ein paar gute Kuren zu machen, wie sie's nennen, und weil die Leute immer

nach dem Neuen kaufen, auch wenn es nicht das Bessere ist. Zwei Aerzte aber trägt die Gegend nicht, und mein College ist alt und hat eine zahlreiche Familie zu ernähren; ich bin jung und verläufig nur verlobt, folglich werde ich ihm den Platz räumen."

„Das ist sehr edel."

„So scheint es, aber scheint auch nur. Ich gieße das reine Wasser nur fort, weil ich noch reineres in Aussicht habe. Mein Schwiegervater ist einer der bedeutendsten Aerzte in Grünwald. Die Hälfte seiner Praxis ist mir, wenn er sich zur Ruhe setzt, wozu er sich noch immer nicht entschließen kann, gewiß, und da meine Braut eine Grünwalderin ist, jedes Fischlein sich aber in seinem Teich am wohlsten fühlt, ich überdies die Gesellschaft der Cyklopen und Ichthyophagen, mit denen ich hier verkehren muß, herzlich satt habe, so — sehen Sie, daß mein Edelmuth die Grenzen des Erlaubten noch keineswegs überschreitet."

'e zu indiscret nach dem Namen Ihrer
Braut zu fragen?"
ahre: Sophie Robran."
hatte während meines Aufenthaltes in Grün-
er das Vergnügen, mit Fräulein Robran in
aft zusammenzutreffen. Mein würdiger Freund,

der Professor Berger nennt sie den einzigen Schwan in einer gewaltigen Heerde von Gänsen."

„Sie waren Sie längere Zeit in Grünwald?"

„Ich komme eben von dort her, nachdem ich ein halbes Jahr in den schattig-stillen Straßen der trefflichen Stadt ein äußerst idyllisches Leben geführt, und unter Berger's Auspicien meine Examina absolvirt hatte." „Aber — Sie werden jetzt mit größerem Recht über meine Indiscretion klagen — was bestimmte Sie, wenn Sie diese Brücke der Lahmen und Blinden hinter sich haben, der Wirksamkeit in einem größeren Kreise, für die Sie doch offenbar vorzüglich befähigt sind, das Stillleben eines Hauslehrers in einer adligen Familie vorzuziehen, wo es Ihnen geradezu unmöglich wird, Ihre Kräfte frei zu entfalten?"

„Was mich dazu bestimmte?" antwortete Oswald, „ich weiß es selbst kaum. Einmal wohl der gründliche Abscheu vor dem, was die Menschen mit jenem, für ein planetarisches Gemüth so äußerst bedenklichen Ausdruck: eine feste Anstellung, bezeichnen; sodann der Einfluß Berger's, der mir dringend rieth, mich nicht vor der Zeit zu binden, sondern noch ein paar Jahre in der Welt herumzusinbadisiren, wozu ich jetzt, wenn meinen Zöglingen die Flügel erst noch ein wenig gewachsen sein werden, sogar contractlich verpflichtet bin."

„Wissen Sie, daß ich fürchte, oder vielmehr hoffe, Sie werden nicht im Stande sein, diesem Rath Ihres wunderlichen Freundes bis zum Ende zu folgen?"

„Weshalb?"

„Weil — Sie erlauben, daß ich ganz offen bin — weil Sie sich hier in einer schiefen Stellung befinden, die über kurz oder lang unleidlich für Sie werden muß. Eine solche Stellung ist nur gut für Jemand, der, weil er nicht auf eignen Füßen stehen kann, gezwungen ist, sich an Andere anzulehnen; der von Jugend auf gewohnt ist, seinen Willen, seine Meinung dem Willen und der Meinung Anderer unterzuordnen, oder besser noch, der überhaupt gar keinen eigenen Willen und keine eigene Meinung hat. Von dem Allen ist bei Ihnen das Gegentheil der Fall. Sie sind viel zu bedeutend für diese unbedeutenden Menschen. Sie ärgern sich über diese Menschen, und vice versa. Das ist einmal nicht anders, wo so heterogene Elemente eine Verbindung eingehen sollen. Sie halten die Baronin für das, was sie ist, für eine dünkelhafte, adelsstelze, trotz ihrer Belesenheit bornirte, engherzige, geizige Person, die Baronin hält Sie für das, was Sie nicht sind: für einen unendlich in sich verliebten, hochmüthigen Narren. Sie leben in einem Hause, Sie essen an einem Tisch, und haben doch so

wenig Berührungspunkte, als ob Sie durch eine Welt getrennt wären; Sie bleiben bei einander, weil keiner aus diesem oder jenem Grunde das Wort der Trennung sprechen will, bis ein Augenblick kommt, der den Einen und den Andern gebieterisch zur Entscheidung drängt. Habe ich nicht recht?"

„Ich kann es nicht in Abrede stellen."

„Sehen Sie. Und die Sache wird, glaube ich, jetzt noch schlimmer werden."

„Warum jetzt."

„Bis jetzt hatten Sie in diesem Narrenhause nur ein edles Geschöpf, das Sie lieben und bemitleiden konnten: den köstlichen Bruno; jetzt, wenn Sie zurückkehren, werden Sie noch einen zweiten Clienten, oder vielmehr eine zweite Clientin finden. Ich fürchte, das arme Kind ist, um die erste Rolle in einer Familientragödie zu übernehmen, aus der Idylle ihres Hamburger Pensionats hierher nach Greuwitz geschleppt worden. Ich fürchte, es steht eine schwere Gewitterwolke über dem schönen Haupt des unglücklichen Mädchens. Sie werden, wie ich Sie kenne, versuchen wollen, den Schlag abzuwenden, und unfähig sein, daß Sie es nicht vermögen. Sie blicken mich mit großen Augen fragend an, und ich sehe, daß Sie von den Geheimnissen der Familie, in der Sie

schon seit einem Vierteljahre leben, noch so gut wie nichts wissen. Die Sache ist die: Anna-Maria lebt in beständiger Furcht vor dem Tode des alten Barons, weil, wenn der Baron stirbt, sie nicht nur einen alten Gemahl, sondern auch die angenehme Aussicht verliert, sich aus dem Ueberschuß der Revenüen nach und nach ein bedeutendes Vermögen zurücklegen zu können. Deshalb ist ihr Malte lange nicht so wichtig. Dennoch fürchtet sie auch für den, da bei seinem Tod das Majorat ganz aus dieser Linie heraus an eine noch jüngere fallen würde, die durch Felix von Grenwitz, einen Ex-Lieutenant und notorischen Roué, repräsentirt wird. Und nun kommt die Teufelei: um, wenn auch der Baron und selbst Malte vor der Zeit sterben sollten, doch immer noch, so zu sagen, die Hand im Spiele zu haben, hat Anna-Maria eine Heirath zwischen Fräulein Helene und dem ausgezeichneten Vetter Felix projectirt. Das arme Kind weiß nichts von diesem interessanten Plan, desto mehr aber, fürchte ich, der ausgezeichnete Felix, der in wenigen Tagen nach Grenwitz kommen wird, um fern von dem aufregenden städtischen Treiben in der Stille des Landlebens ganz seiner angegriffenen Gesundheit zu leben, wie die Baronin sagt. Mit einem Worte: es ist die alltägliche Misère von Soll und Haben, das ganz gemeine

Brimborium, durch welches ein unschuldiges Püppchen geknetet und zugerichtet wird, und Ihnen wird das Glück zu Theil werden, diesem erhebenden Schauspiel als unbefangener Beobachter beiwohnen zu dürfen."

„Das wird nimmermehr geschehen," rief Oswald.

„Sie wollen also Ihre Stelle aufgeben?"

„Ich muß es wohl, — oder —" eine Sturmfluth von Leidenschaft brauste durch Oswald's Seele. Er dachte an die unglückliche Marie, die jetzt oft mit auf der Brust gefaltenen Händen wie eine schmerzensreiche Heilige durch seine Träume glitt, er dachte an Melitta, die verkauft worden war von ihrem eigenen Vater! Jetzt sollte sich das Bubenstück wiederholen — vor seinen Augen —

„Nimmermehr, nimmermehr!" rief er.

„Sie wollen also Ihre Stelle aufgeben?

„Nein; wenigstens nicht, bevor ich, so oder so, die Ausführung dieses schurkischen Planes vereitelt habe; bevor ich gethan habe, was ich konnte, ihn zu vereiteln!"

„Aber was werden Sie thun können? Lieber Freund, die Großmuth ist eine Tugend, der wir genau auf die Finger sehen müssen, damit sie uns nicht die Heldentreue, von der wir träumen, in eine klingende Schellenkappe verwandelt. Denken Sie an den edlen Junker aus der Mancha, und wie sein ritterlicher

Leib geschunden und geprügelt wurde für die Wallungen seines guten Herzens! — Und dann: wissen Sie denn, ob die Andromeda, deren Perseus Sie werden wollen, überhaupt befreit sein will? Ich kenne den Baron Felix nicht — vielleicht ist er besser, als sein Ruf; ich habe nicht drei Worte mit Fräulein Helene gesprochen — vielleicht ist sie keineswegs so lieb und gut, wie sie schön ist."

„Sie ist es, sie ist es, verlassen Sie sich darauf;" rief Oswald eifrig.

„Gut, daß Sie noch nicht dreißig Jahre alt sind;" sagte der Doctor lachend.

„Weshalb?"

„Sie wissen, was den Schwärmern, nach Goethe's Ausspruch, in dem bezeichneten Lebensalter zukommt? der Tod — an demselben Kreuze, welches sie bis dahin keuchend durch das Leben schleppten. — Aber da sind wir schon nahe am Thor. Wollen Sie mir erlauben, daß ich Sie hier absetze? Ich habe noch einen Besuch im Dorfe zu machen und dieser Weg führt direct hin, während ich über den Schloßhof einen langen Umweg machen muß. Uebermorgen komme ich wieder nach Grenwitz. Hoffentlich geht Ihr Puls dann ruhiger. Ich sagte Ihnen ja gleich: Die Einsamkeit ist reines Gift für Ihre Natur. Adieu!"

Siebentes Kapitel.

Es war ein köstlicher Anblick, den der Schloßhof von Grenwitz in dem Augenblick gewährte, als ihn Oswald durch das finstere Thor betrat, ein Anblick, wol geeignet, ein schmerzlich zuckendes Herz zur Ruhe zu wiegen. Während die höchsten Kuppen der gewaltigen Linden, die auf das Portal des Schlosses zuführten, und die Zinne des Thurmes noch vom rothen Abendlichte angestrahlt waren, lag schon tiefer Schatten unter den Bäumen, neben dem Walle, über dem langen Grase, das überall zwischen den Steinen des Pflasters emporwuchs. Aus den Kronen der Linden, die mit weißem Blüthenschnee überdeckt waren, strömte ein süßer Duft, der die ganze Atmosphäre erfüllte. Rings umher war es so still, daß man deutlich das geschäftige Summen der Insecten vernahm, auf dem Rand des Brunnens mit der kopflosen Najade saß ein Vöglein und sang der unter-

gehenden Sonne nach; hoch oben in der rosigen Luft schossen noch immer einzelne Schwalben, als könnten sie sich heute, wo es doch gar so wunderschön sei, gar nicht entschließen, zur Erde zurückzukehren.

Langsam, fast zögernd, schritt Oswald dem Schlosse zu. Er fühlte tief den Zauber dieser Abendstunde und wußte, daß das erste Menschenwort denselben zerstören würde. Aber er begegnete Niemandem. Der ganze Hof war wie ausgestorben. Er stieg die Wendeltreppe hinauf und ging durch die langen Corridore, die von seinem Fußtrit wiederhallten, auf sein Zimmer. Die Fenster waren geöffnet, und der Lehnstuhl in der Nische hatte den rechten Platz, auf dem Tische vor dem Sopha stand eine Vase, angefüllt mit frischen Blumen, der Kopf des Apollo von Belvedere hatte sich eine schmale Krone von Epheu gefallen lassen müssen. Es war aufgeräumt in dem Zimmer, aber so, wie es nur von Jemand geschehen kann, der die Eigenheiten des Bewohners ganz genau kennt. Offenbar hatte hier Bruno's Hand gewaltet.

Oswald fühlte sich durch das stumme und doch so beredte Willkommen auf das angenehmste berührt. Es war wie eine warme Hand, die freundlich die seine drückte, wie ein Hauch, der liebevoll seinen Namen flüsterte. Der Sturm in seiner Seele, welchen die

Worte des Doctors erregt hatten, war vorübergebrauſt, und an die Stelle des wilden Zornes eine ſchwermuths-volle Trauer getreten, daß die Menſchen dieſer herr-lichen Erde nicht werth ſeien und in ihres Sinnes Thorheit ſich, gegen das Geſchick, Schmerzen und Qualen ohne Zahl bereiteten ...

Oswald hatte, den Kopf in die Hand geſtützt, am Fenſter geſeſſen. Da war es ihm, als hörte er von dem Raſenplatze an der anderen Seite des Schloſſes her Stimmen erſchallen. Er erinnerte ſich, daß es wol an der Zeit ſei, die Geſellſchaft aufzuſuchen und zu begrüßen. Er kleidete ſich um, nahm eine Nelke aus dem Blumenſtrauß und ging hinunter.

Als er die Thür des Wohnzimmers öffnete, aus welchem die Fenſterthür nach dem Raſenplatz führte, hörte er die Stimmen deutlicher, und als er ein paar Schritte in das leere Zimmer hinein gethan hatte, ſah er auch ſchon einen Theil der Geſellſchaft, die auf dem Raſen mit dem Lieblingsſpiel der Baronin, dem Reifenſpiel, eifrigſt beſchäftigt war. Er näherte ſich leiſe der Thür und blieb auf demſelben Platze ſtehen, von welchem aus Melitta an jenem Nach-mittage ihn zum erſten Male erblickt hatte, als er Arm in Arm mit Bruno unter den Bäumen hervortrat.

Die Geſellſchaft beſtand aus dem Baron und der

Baronin, Mademoiselle Marguerite und Herrn Timm, Malte und Bruno und einer jungen Dame, die Oswald den Rücken zugewandt hatte, so daß er nur die schlanke, leichte Gestalt, deren reizende Formen ein einfaches weißes Gewand gar anmuthig hervortreten ließ, und das üppig dichte, leicht gekräuselte, blauschwarze Haar bemerken konnte, welches in der Mitte gescheitelt und hinten in vielen Zöpfen zusammengesteckt, die Linien des wundervoll schön geformten Kopfes in weichen Umrissen nachzeichnete.

Oswald's Blicke waren, wie von einem Zauber, an diese jugendliche Gestalt gefesselt, die, ohne den Platz zu verlassen, beinahe regungslos dastand, und nur in regelmäßigen Zwischenräumen die Arme hob, um den Reif aufzufangen, den Bruno, ihr Nachbar, mit nie fehlender Sicherheit stets so schleuderte, daß er in einem Halbbogen unmittelbar auf ihren Stock herabschwebte, oder den eben aufgefangenen Reif weiter zu schicken an Malte, der ihn jedes zweite Mal fallen ließ und sich bitter beklagte, Helene werfe so schlecht, und Helene thue es ihm nur zum Aerger, und es müsse ein Anderer an Helenen's Stelle treten.

„So komm hierher, Helene," sagte die Baronin, „Du wirfst auch wirklich sehr schlecht."

Mutter und Tochter tauschten mit den Plätzen,

und Oswald konnte jetzt Helene voll in's Antlitz sehen ...

Es war eins der Gesichter, die man nie wieder vergißt, wenn man einmal mit fühlenden Augen hineingeschaut, an die sich noch der Greis über ein halbes Jahrhundert weg mit wehmüthiger Freude erinnert, wie er sich an einen warmen Sommerabend erinnert, als er — ein kleiner Schulknabe — mit den Brüdern im Garten spielte und aus der Laube das Lachen der großen Mädchen klang; eins der Gesichter, die uns, wenn wir noch so traurig sind, anlächeln, wie ein Sonnenblick an einem düstern Herbsttage, die, wenn es in unserm Herzen noch so öde ist, uns wieder an Poesie und Alles, was schön und göttlich ist, glauben machen.

Oswald stand in Bewunderung verloren, wie man vor einem wunderherrlichen Gemälde anbetend stehen bleibt. Es war nicht das liebliche Oval des reizenden Gesichtes; es waren nicht die großen, dunkeln, träumerischen Augen, die aus den langen schwarzen Wimpern mit einem so zauberischen Lichte leuchteten; es waren nicht die vollen rosigen Lippen, die so freundlich lächeln konnten; es war nicht das dunkle Incarnat des sammetweichen Teints — es war eben Alles in Allem. Wer kann die Sonnenstrahlen fangen? wer

die Töne der Nachtigall auf Noten bringen? wer die Schönheit zergliedern? Oswald versuchte es auch nicht; er fühlte nur, daß er etwas Schöneres nie im Leben gesehen habe, nie wieder sehen werde, und es war ihm, als ob ein holder Traum, den er oft und oft geträumt, nun endlich in Erfüllung gegangen, als ob die blaue Blume, nach der er allüberall vergeblich gesucht, nun endlich gefunden sei...

Oswald wollte die Gesellschaft begrüßen, aber es war, als ob sein Fuß an den Boden gefesselt wäre. Eine ihm unerklärliche Angst ergriff ihn, ein banges Zagen, als ob jetzt etwas Ungeheures geschehen müsse, als werde in diesem Augenblick von geheimen Mächten des Schicksals über das Wohl und Wehe seines Lebens entschieden... er hätte fliehen mögen, weit, weit fort, in die tiefste Einsamkeit...

Da bemerkte er, daß der alte Baron, dem es draußen zu kühl werden mochte, aus dem Kreise ausgeschieden war und sich dem Hause näherte. Er raffte sich gewaltsam empor und trat durch die Fensterthür dem Kommenden entgegen. Sein Erscheinen wurde natürlich sofort bemerkt und ein allgemeines: ah, Herr Stein! sieh da, Herr Doctor! bewillkommnete ihn, während Bruno, den Anderen voraus, mit ein paar mächtigen Sprüngen bei ihm war und ihn um-

armt hatte, ehe er an Jene herantreten und sie begrüßen konnte.

„Das ist ja charmant, Herr Doctor;“ sagte die Baronin mit ihrem gnädigsten Lächeln. „Wir waren schon untröstlich bei dem Gedanken, Sie noch wochenlang entbehren zu müssen und nun sind Sie schon wieder in unsrer Mitte. Was sagen Sie denn, daß wir so bald wieder umkehren mußten! Der arme Grenwitz, er ist recht krank gewesen! Geh hinein, lieber Grenwitz; es ist wirklich schon recht kühl draußen. Wir wollen Alle hineingehen — Und unser kleiner Kreis hat sich unterdessen vergrößert. Wo ist denn Helene — Hélène, venez ici, ma chère! Lassen Sie mich Ihnen meine Tochter Helene vorstellen; ich habe ihr Hoffnung gemacht, daß Sie die Güte haben wollen, ihr zu helfen, die vielen, vielen Lücken in ihren Kenntnissen etwas auszufüllen, denn Sie glauben nicht, welch eine Stümperei eine solche Pensionats-Erziehung in wissenschaftlicher Hinsicht ist! Nicht wahr, Sie werden die Kleine in die Zahl Ihrer Schüler aufnehmen? — Mademoiselle, n'avez vous pas vu mon fichu? ah — le voilà, merci bien! et dites donc, qu'on allume la lampe! Ich denke, wir bleiben Alle etwas im Salon beisammen.“

„Ohne Zweifel,“ sagte Herr Timm, der gegen

seine Gewohnheit bis jetzt sehr still gewesen war; „saure Wochen, frohe Feste, Tages Arbeit und Abends eine gemüthliche Bowle, wie der alte Geheimrath sagt. Das soll keine Anspielung sein, gnädige Frau, bei Leibe nicht!“

„Aber es wäre Ihnen doch nicht unlieb, wenn ich es für eine Anspielung nähme,“ sagte die Baronin, die heute Abend entschlossen schien, Alles zu bezaubern.

„Ich müßte lügen, wollte ich das Gegentheil behaupten,“ sagte Herr Timm, die Hand aufs Herz legend; „und Sie wissen, gnädige Frau, daß mir alle Lüge in den Tod verhaßt ist.“

„Eh bien!“ sagte die Baronin, „und Sie sollen die Ingredienzien selbst bestimmen; wollen Sie sich darüber mit Mademoiselle in Einvernehmen setzen?“

„Famos,“ sagte Herr Timm, „gnädige Frau, ich muß Ihnen die Hand küssen;“ und nachdem er den Worten die That hatte folgen lassen, zog er die kleine Französin bei Seite, ihr das Recept zu einer „famosen Bowle“ mitzutheilen.

Man war vielleicht eine Stunde plaudernd im Salon beisammen gewesen, Herr Timm hatte einige komische Lieder eigener Composition am Clavier recht hübsch vorgetragen, einige komische Scenen, in denen er zu

gleicher Zeit als zwei oder drei verschiedene Personen auftrat und mit zwei oder drei verschiedenen Stimmen redete, aufgeführt, — kurz, er hatte Alles, was in seinen Kräften stand, gethan, um die nach den ersten zehn Minuten ziemlich einsylbige Gesellschaft zu unterhalten, und trotz alledem die von ihm selbst gebraute Bowle auch ziemlich allein ausgetrunken — als die Baronin zum Aufbruch mahnte. Herr Timm erbat sich als einzigen Ehrensold für seine künstlerischen Bemühungen am heutigen Abend die Erlaubniß, den Damen vom Hause die Hand küssen zu dürfen, eine Erlaubniß, die ihm von der Baronin mit gnädiger Bereitwilligkeit, von Fräulein Helene aber nicht zugestanden wurde, die kurz und trocken, und die schönen Brauen ein wenig zusammenziehend, bemerkte, der Künstler müsse seinen Lohn in sich selbst tragen. Herr Timm wollte dagegen Einwendungen erheben, aber Oswald schnitt die weiteren Auseinandersetzungen ab, indem er „gute Nacht" wünschte und mit Bruno (Malte hatte sich schon früher entfernt) das Zimmer verließ und so Herrn Timm, der in demselben Theile des Schlosses wohnte, zwang, sich ebenfalls zu empfehlen. Ueberhaupt hatte Oswald seinen neuen Freund heute Abend nicht gerade freundlich behandelt und es gehörte die ganze Gutmüthigkeit

und Anſpruchsloſigkeit dieſes Letzteren dazu, ſich dadurch in keiner Weiſe ſtören zu laſſen, und in ſeinem übermüthigen Geſchwätz fortzufahren, bis ſie ſich, vor ihren Thüren angekommen, trennten.

„Gott ſei Dank!“ ſagte Oswald, als er ſich mit Bruno in ſeinem Zimmer allein ſah; „endlich ſind wir den läſtigen Schwätzer los. Und ich habe dich noch gar nicht um Verzeihung bitten können, daß ich neulich beim Abſchied ſo kalt und gleichgültig war, Dir noch nicht danken können, daß Du brüderlich Alles vergeſſen haſt — mir ein ſo freundliches Willkommen bereitet haſt. Nicht wahr, dieſe Blumen ſind von Dir?“

„Ja —“

„Und der Epheukranz dort um die Stirn des Apollo iſt von Dir?

„Ja —“

„Und Du haſt den Lehnſtuhl an die rechte Stelle gerückt?“

„Ja —“

„Du lieber, lieber Junge! komm, wir wollen uns Beide hineinſetzen, und nun ſollſt Du mir von Deinen Irrfahrten erzählen, von den Städten, die Du geſehen, von den Kyklopen, die Du geblendet, von den Leiden, die Du erduldet haſt in Deiner lieben Seele

— Alles, der Ordnung gemäß, weißt Du, wie Polyphem seine Schaafe melkt.“

Oswald hatte sich in den Stuhl geworfen und Brune zu sich gezogen. So saßen sie; und der Knabe schmiegte sich innig an seinen einzigen Freund, und fing an zu erzählen, erst mit satyrischer Laune die Hinfahrt schildernd, wie bald der Baron und bald Malte nicht hatten rückwärts fahren können, wie zuletzt Beide auf dem Bock gesessen hatten, und der Postillon im Wagen — und wie er, Brune, vergnügt gewesen sei, als immer neue Städte und Dörfer vor seinen Blicken auftauchten, und nun zuletzt das große Hamburg.

Dann nahm seine Erzählung einen andern Ton an. Er schilderte mit allem Ernste den Eindruck, welchen die Stadt auf ihn gemacht hatte, die großen stattlichen Häuser, das Gedränge in den Straßen, das Treiben im Hafen, die vielen Schiffe, das Alsterbassin, in welchem sich die großen Lichter spiegelten, und welche zauberische Wirkung das hervorbringe, wenn man langsam am Rande hinspaziere, und wie er einmal beinahe ins Wasser gefallen wäre, wenn ihn Helene nicht gehalten hätte. Und nun nachdem Helenens Namen erst einmal genannt war, tauchte er immer wieder auf, wie ein leuchtender Stern aus

treibenden Wolken: wie Helene geweint habe, als sie von Hamburg abreisten, wie sie auf das Wort ihrer Mutter: „es scheint Dir recht viele Freude zu machen, zu Deinen Eltern zurückzukehren," die Thränen getrocknet, aber auch auf der ganzen Reise kaum einmal wieder gelächelt habe. Denn sie sei sehr stolz, aber auch sehr, sehr gut gegen Alle, die sie lieb habe, zum Beispiel gegen ihren Vater, und auch gegen ihn (Bruno), obgleich er durchaus nicht behaupten wolle, daß sie ihn lieb habe — so arrogant sei er durchaus nicht — aber so viel sei gewiß, daß sie eines Abends, als es schon sehr spät war und er, von dem vielem Fahren müde, die Augen nicht mehr aufhalten, vor all dem Rütteln und Schütteln aber nicht zum Schlafen kommen konnte, es sich ruhig gefallen ließ, als sein Kopf in der Schlaftrunkenheit auf ihre Schulter sank, und dort wol eine halbe Stunde liegen blieb. Das werde er ihr nie vergessen und wenn er einmal Gelegenheit haben sollte, ihr einen Dienst zu leisten, dann wünsche er nur, daß es dabei um Hals und Kragen gehe, sonst hätte es doch keine rechte Art.

So sprach der Knabe und seine Worte fielen dicht wie Feuerfunken aus einem Gebäude, das in hellen Flammen steht und seine Wangen glühten. Oswald bemerkte wol, daß das schöne Mädchen einen großen

Eindruck auf den wilden Knaben gemacht hatte, aber wie groß, wie allmächtig dieser Eindruck war, welche Revolution in dieser frühreifen, übermächtigen Natur eine erste, wie ein Lavastrom hereinbrechende Liebe hervorgebracht hatte — das ahnte er nicht. Er scherzte über seines Lieblings feurigen Enthusiasmus, um so witziger und feiner, als er denselben in nicht geringem Grade theilte, und Bruno, der sich von Oswald Alles gefallen ließ, lachte mit und lächelnd und scherzend sagten sie sich gute Nacht. Bruno ging in seine Kammer, Oswald setzte sich wieder in den Lehnstuhl . . .

Auf dem Tisch vor dem Sopha brannte die Lampe, aber so dunkel, daß man das Flimmern des Mondes, der eben über die Buchen des Walles heraufstieg, wol in der Stube bemerkte; ein einzelner Stern in der Nähe der Mondsichel schimmerte aus dem tiefen Blau des nächtlichen Himmels. Durch das offene Fenster strömte die weiche balsamische Nachtluft — es war so still, daß man die fallenden Thautropfen deutlich hörte. Und jetzt, während Oswald saß und lauschte, klangen, wie die Töne einer Aeolsharfe, auf einem Flügel mit kunstgeübter Hand angeschlagene Accorde zu ihm herüber, erst leise, leise als fürchtete man die Nacht aus dem Schlafe zu wecken, dann

ganz allmälig lauter. Die Accorde floſſen zuſammen zu der Melodie eines Liedes, und bald begann eine weiche Altſtimme das Lied zu der Melodie zu ſingen... Oswald konnte die Worte nicht vernehmen, aber ſie ſchienen ſanft und traurig zu ſein, wie die Melodie, deren einfache rührende Klage wunderbar zum Herzen ſprach ...

Dieſe Muſik zu dieſer Stunde würde Oswald entzückt haben, auch wenn er nicht hätte ahnen können, wer die Sängerin war. Jetzt aber, wo er wußte, daß es Niemand ſein konnte, als das ſchöne Mädchen, vor dem ſich heute Abend, wie vor einer überirdiſchen Erſcheinung, ſeine Seele anbetend geneigt hatte, bei deſſen Anblick es über ihn gekommen war, wie die Offenbarung einer höheren Welt — klangen die tiefſten Seiten ſeines Herzens mit, und wie der Gläubige, was in ihm wogt und drängt, in ein Gebet zu gießen verſucht, ſo fühlte Oswald den Drang, in Worten auszuſprechen, was ſeine Seele ſo mächtig erregte. Er erhob ſich wie trunken, aus dem Sitz am Fenſter; er ſchritt an den Tiſch und ſchrieb kaum wiſſend, was er ſchrieb:

Nie, ſeit der wunderbaren heil'gen Stunde,
Die Milton's hoher Genius beſang,
Als von des erſten Menſchen reinem Munde
Das erſte ſüße Wort der Liebe klang,

Und alle Vöglein sangen's in der Runde,
Und jedes Blümlein aus der Knospe sprang —
Nie ist ein Weib auf Erden je erschienen,
Dem, so wie Dir, die Engel sichtbar dienen.

O, Du bist lieb! lieb, wie der Gott der Träume,
Der uns Vergessenheit der Schmerzen bringt,
So hold, wie Mondschein, der durch Blüthenbäume
In unser lauschig dunkles Zimmer dringt —
Süß, wie Dein Sang, der durch die stillen Räume
In tiefer Nacht zu mir herüberklingt —
Du bist so schön, daß man wie sie Dich nannte,
Für die der Krieg um Troja einst entbrannte.

Geheimnißvolle hehre Macht des Schönen!
Als unser Heiland bist Du uns gesandt.
Du sollst uns wieder mit uns selbst versöhnen,
Die wir zu stürmisch durch die Welt gerannt;
Und wie mit seiner Harfe goldnen Tönen,
Jsai's Sohn des Saulus Weh gebannt,
So wird aus Deinen liebetiefen Augen
Manch' düstrer Blick sich Licht und Hoffnung saugen.

Aus Deinen holden Augen! wo sie strahlen
In ihrer dunklen, märchenhaften Pracht,
Da sind vergessen alle Erdenqualen,
Da wird es hell in tiefster Leidensnacht,
Wo sie erglänzen, wird in kummerfahlen,
Gesenkten Stirnen Leben neu entfacht —
Zu müden Pilgern, die in allen Landen
Die blaue Blume suchten und nicht fanden.

O Blume, Mädchen! nie leg ab die Krone,
Die jetzt auf Deinem jungen Haupte ruht,
Gieb nimmer Raum dem frevelhaften Hohne,
Laß, was so engelschön, nicht engelgut!

Wie heute ſtets, in heil'ger Unſchuld, wohne,
In aller guten Geiſter treuer Hut,
Auf daß getroſt in trüber Erdenferne
Verirrte Wandrer folgen Deinem Sterne . . .

Oswald trat wieder ans Fenſter; der Mond und der Stern waren von einer ſchweren Wetterwolke bedeckt, die hinter ihnen her über den Wall heraufgezogen war; der Geſang war verſtummt, lauter rauſchte der Nachtwind in den Bäumen . . .

Er ſchloß das Fenſter und ſuchte ſein Lager auf. Es umfing ihn ein ſchwerer Schlaf, durch den beängſtigende Träume zogen. Bald befand er ſich in Feuersgefahr, bald ſollte er von wilden Thieren zerriſſen werden, bald überfiel ihn jene Angſt, deren unſägliches Grauſen nicht von dieſer Welt zu ſtammen ſcheint; aber ſtets, in dem Augenblicke der höchſten Noth, trat ihm ein Engel zur Seite, und ſtreckte ſchützend ſeine Hand über ihn, und dieſer Engel trug die Züge — Melitta's.

Achtes Kapitel.

Als Oswald am nächsten Morgen unter den Papieren auf seinem Schreibtisch kramte, fiel ihm ein Briefchen in die Hände, das er gestern Abend übersehen hatte. Er erkannte sogleich die Handschrift, welche mit ihren bald kühnen und großartigen, bald kritzlich verworrenen Zügen so problematisch war, wie der Charakter des Schreibers. Das Billet war von Oldenburg und lautete:

Se eben erhalte ich eine Nachricht, die mich nöthigt, sofort eine größere Reise anzutreten, von der ich nicht zu bestimmen vermag, wie lange sie dauern wird. Unter acht Tagen schwerlich. Ich schreibe diesen Brief, um ihn auf Grenwitz abzugeben, im Falle ich Sie nicht persönlich sprechen sollte, was mir sehr leid thun würde, da ich Ihnen Vieles zu sagen hätte. Unsere Czika nehme ich mit, da mir die Solitüde während meiner Abwesenheit kein sicherer Auf-

enthalt für das Kind scheint. Bis zu dem Termin, den uns die Zigeunerin gestellt hat, bin ich jedenfalls zurück. Bis dahin leben Sie wohl!

In großer Eile und noch größerer Freundschaft

A. v. O.

Oswald fühlte sich durch diesen Brief eigenthümlich berührt, denn er ahnte mit jener Divinationsgabe, die in Herzensangelegenheiten eine so große Rolle spielt, irgend einen Zusammenhang zwischen dieser plötzlichen Abreise Oldenburg's und der Abreise Melitta's. War es, daß er in der letzten Zeit wiederum so viel über das Verhältniß der Beiden, das ihm durch Melitta's in der Mitte abgebrochene Erzählung in einem ganz neuen Lichte erschienen und doch noch lange nicht hinreichend aufgehellt war, nachgedacht hatte; war es nur der Umstand, daß der Brief Oldenburg's so dunkel gehalten war — genug, Oswald empfand es als eine Art Beleidigung, daß er nach dieser Seite hin fort und fort auf Räthsel stieß. Er nahm sich vor, noch heute nach Berkow hinüberzugehen und bei'm alten Baumann anzufragen, ob ein Brief Melitta's für ihn da sei.

Dann nahmen seine Gedanken eine andere Richtung, als sein Auge auf die Verse fiel, die er gestern Abend geschrieben hatte. Er mußte lächeln, als er

sie jetzt durchlas. „Da hat Dir Deine leidige Phantasie wieder einmal einen rechten Streich gespielt;“ sprach er bei sich. „Es braucht Dir nur Jemand von einem hübschen Mädchen zu erzählen, das einen Andern, als Deine Hoheit, heirathen soll, und Du geräthst in einen Paroxysmus des Mitleidens mit dem jungen Mädchen und in einen Paroxysmus des Hasses gegen den jungen Mann. Und hernach brauchst Du das Mädchen nur selber zu sehen und zu finden, daß sie große dunkle leuchtende Augen hat und überhaupt interessanter aussieht, als die Backfische im Allgemeinen, und ein Knabe braucht Dir nur eine halbe Stunde von besagtem Backfisch vorzuschwärmen, so fühlst Du Dich gemüßigt, so überschwängliche Verse zu schreiben wie diese hier, die ich in das Feuer des Ofens stecken würde, wenn wir uns nicht unglücklicherweise in den Hundstagen befänden.“

Interessen Oswald stellte das Autodafé nicht an, obgleich die Flamme eines Lichtes dieselben Dienste gethan haben würde, wie das Feuer im Ofen, sondern legte das Blatt sehr sorgfältig in sein Pult — vermuthlich, es zur Erinnerung an eine schwache Stunde aufzubewahren, da er sonst ziemlich frei von der Affenliebe war, welche junge angehende Dichter für die Kinder ihres Geistes zu empfinden pflegen.

Der Morgen grüßte so freundlich aus dem thaufrischen Garten herauf, daß Oswald dem Verlangen, ein wenig zwischen den blumenreichen Beeten und in den schattigen Laubgängen umherzuschlendern, nicht widerstehen konnte. Ueberdies war es noch sehr früh — noch beinahe zwei Stunden Zeit — die Knaben schliefen noch.

Oswald eilte hinab und suchte seinen Lieblingsplatz auf, den mächtigen Wall, der Schloß und Garten und Hof umfaßte und auf welchem es sich unter den Buchen und Nußbäumen gar anmuthig promenirte, besonders am Morgen, wenn die rothen Sonnenstrahlen durch die wehenden Zweige blitzten und die halbwilden Enten noch lustiger als sonst auf dem grün überwachsenen Graben ihr Wesen trieben.

Oswald schlenderte langsam dahin, die reizenden Einzelheiten des wonnigen Morgens mit allen Sinnen genießend, heute um so mehr, als die Lieblichkeit, die sanfte Schönheit, die ihn hier rings umher anlächelte, gar seltsam mit der öden Monotonie der Meeresküste, die er in der letzten Zeit beständig vor Augen gehabt hatte, contrastirte. Heute Morgen war es ihm beinahe unbegreiflich, wie er sich von seiner düstern Laune so ganz habe beherrschen lassen können. Der Doctor hatte Recht: die Einsamkeit ist ein süßes be-

rauschendes und zuletzt tödliches Gift. Ich muß den Doctor öfter zu Rathe ziehen. Ein klarer Kopf, der die Dinge und Menschen und Verhältnisse stets in dem rechten Lichte sieht. Aber in Betreff der zwischen Fräulein Helene und ihrem Vetter projectirten Heirath irrt er sich doch. Erstens ist sie noch viel zu jung, zweitens ist sie viel zu schön und drittens will ich es nicht. Hören Sie, Madame la Baronne: ich will es nicht! Sie werden Ihr sauberes Project nicht ausführen, wenn Sie auch noch so sehr mit ihren großen herrschsüchtigen Augen rollen und sich zu Ihrer ganzen stattlichen Höhe emporrichten.

Es war ein Glück, daß Oswald diese Worte nicht pathetisch in den stillen Garten hineindeclamirte, sondern nur leise durch die Zähne murmelte, denn wie er eben um eine Ecke des Walles bog, die durch ein dichtes weit vorspringendes Gebüsch noch schärfer gemacht wurde, fand er sich plötzlich Fräulein Helene, die von der andern Seite kam, gegenüber. Dies Zusammentreffen war für beide Theile so überraschend, daß das junge Mädchen nur mit Mühe einen leisen Schrei unterdrückte, und Oswald, sehr gegen seine Gewohnheit, geradezu verlegen wurde und nicht wußte, ob er die junge Dame anreden, oder grüßend stumm vorübergehen solle.

Aus diesem Zweifel wurde er durch Fräulein Helene befreit, die es vielleicht ganz begreiflich fand, daß der junge Hauslehrer, von dessen Unterhaltungsgabe sie gestern Abend keine besonders große Meinung bekommen hatte, nicht die Geistesgegenwart habe, aus dem Stegreife eine Conversation zu beginnen; und deshalb glaubte, daß eine harmlose Bemerkung ihrerseits über den schönen Morgen das für die Situation Passendste sein dürfte.

„Der schöne Morgen hat Sie auch herausgelockt, wie ich sehe."

„Ja, mein Fräulein. Der Morgen ist in der That sehr schön."

„Köstlich. Haben Sie immer so herrliches Wetter in der letzten Zeit gehabt?"

„Immer; das heißt, einige Regentage ausgenommen."

„Wenn man den Himmel so blau sieht, sollte man schlechtes Wetter für ein Märchen halten, meinen Sie nicht auch?"

„Gewiß."

Fräulein Helene mochte glauben, daß diese geistreiche Unterhaltung nun lange genug gedauert habe, und da sie zufällig an einer Stelle angelangt waren, wo eine schmale Treppe von dem Wall hinab in den

Garten führte, so hielt sie es in ihrem und ihres einsilbigen Begleiters Interesse für gerathen, diese Gelegenheit, die Scene abzubrechen, nicht unbenutzt zu lassen.

„Haben Sie eine Ahnung, welche Zeit wir haben?"

„Halb sieben."

„Schon? Da muß ich eilen, in's Schloß zurück zukommen, ehe Mama meine Abwesenheit bemerkt."

Fräulein Helene nickte vornehm mit dem Kopfe, stieg leicht die Treppe hinab und ging langsam zwischen den Blumenbeeten dem Hause zu.

„Dem Glücklichen schlägt keine Stunde," sagte Oswald bei sich, als er der jugendlich schlanken Gestalt nachschaute, „glücklich habe ich sie also durch meine meteorologischen Bemerkungen nicht gemacht; und ihre Eile in's Schloß zu gelangen war weniger groß, als die von mir fortzukommen. Jedenfalls scheint sie noch Zeit genug zu haben, sich ein reizendes Bouquet zu pflücken. Ohne Zweifel für mich. Ich habe augenscheinlich eine vollständige Eroberung gemacht. Wie sie mich mit ihren wunderbaren Augen, so mitleidig halb und halb verächtlich, anblickte, als wollte sie sagen: ich thue Dir wol einen großen Gefallen, wenn ich Dich mit Deiner Blödigkeit allein lasse! Sie ist stolz, sagt Bruno; gewiß, aber wie

köſtlich ſteht ihr dieſer Stolz; wie kann ein Mädchen mit dieſem Geſicht, dieſen Augen, dieſem Haar anders als ſtolz ſein. Es iſt die Atmoſphäre, in die ſie ſo nothwendig gehört, wie ein Adler in die höchſten Lüfte. Der Adler iſt auch ſtolz und kein Menſch nimmt es ihm übel. . . . Wie ſchön das Mädchen iſt! eine prächtige Schönheit, die das helle Sonnenlicht nicht zu ſcheuen braucht, die nur noch ſchöner zu werden ſcheint, je köſtlicher der Rahmen iſt, der ſie umgiebt. Eine unheimliche Schönheit, die uns feſſelt und erſtarren macht, wie die der tödtlich ſchönen Meduſe. Dies Mädchen eine Blume? wo waren meine Augen geſtern? ſie iſt kein lyriſches Gedicht voll Vogelſang und Sonnenſchein, ſie iſt eine ſchwermüthige Ballade, in der Schwerter klirren und Herzen verbluten, während oben aus dem Thurme ein weißes Tüchlein weht. — Und halt! jetzt weiß ich's: es iſt das leibhaftige Gottſeibeinsgeſicht der Grenwitzer, wie Albert vortrefflich ſagt — Zug für Zug! es iſt das Geſicht Harald's in's Weibliche überſetzt, dieſelben dämoniſchen Augen, derſelbe berauſchend ſinnliche Zug in den vollen, faſt zu vollen Lippen, dieſelbe Kraft in dem üppig dichten blauſchwarzen Haar, das ſich über der breiten, feſten Stirn aufkräuſelt! — Vortreffliche Frau Mama! Sie irren ſich ſehr, wenn Sie glauben, daß dieſe

Stirn sich so gutwillig unter ihre Beschlüsse beugen wird; ausgezeichneter Baron Felix, Sie müssen Ihrem Namen wahrhaftig Ehre machen, wenn Sie in diesem Falle reüssiren wollen! Der Morgen ist in der That köstlich, und man sollte wirklich, wenn man den Himmel so blau sieht, schlechtes Wetter für ein Märchen halten

. . . . . .

Oswald hatte sich in der letzten Zeit so ausschließlich mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, daß es ihm jetzt ein Bedürfniß schien, sich zur Abwechselung einmal auch um die anderer Leute zu bekümmern. Die Baronin war erstaunt über das Interesse, mit welchem er heute bei Tisch, und mehr noch in einer längeren Unterredung, die sie nach der Mahlzeit hatten, auf ihre Gedanken einging und verschiedene von ihr aufgeworfene Fragen betreffs des Unterrichts erörterte: ob es nicht bei der großen Hitze zweckmäßiger sei, die Lectionen um sieben, statt wie bisher um acht zu beginnen? ob man die Nachmittagsstunden nicht lieber ganz ausfallen lassen wolle? ob die Bücher, aus welchen Helene bis jetzt Geschichte und Literatur studirt habe, für sie noch brauchbar seien? ob zwei Lectionen wöchentlich für Helenen's Fortbildung hinreichten? und ob er den Morgen oder den Abend für die geeignetere Zeit halte?

Auch der alte Baron war auf das Angenehmste überraſcht, als er heute an Oswald einen aufmerkſamen Zuhörer der langen Geſchichte ſeiner kleinen Leiden fand. Er hatte Oswald, der ihn ſtets mit vieler Höflichkeit behandelt hatte, im Herzen immer für einen braven und liebenswürdigen jungen Mann gehalten, trotz des entſchiedenen Widerſpruchs ſeiner Anna-Maria und der mindeſtens zweifelhaften Zuſtimmung des Paſtors Jäger; und er war ordentlich froh, daß er dieſer Geſinnung heute, wo auch die Baronin ſie zu theilen ſchien, endlich einmal einen Ausdruck geben konnte. Ueberhaupt ſchien die Reiſe einen ſehr günſtigen Einfluß auf die Baronin gehabt zu haben. Mademoiſelle Marguerite, der man in dieſer Beziehung wol ein Urtheil zutrauen durfte, behauptete gegen Albert, „ſie iſt verändert totalement, ſie hat mich nicht geſcholten ein einziges Mal den ganzen Tag;“ worauf der ſinnige Albert erwiederte: „ja, ich finde ſelbſt, der alte Drache iſt heute beinahe genießbar.“ Mit einem Worte, es herrſchte heute ein ſo gutes Einvernehmen, wie noch nie in der Geſellſchaft auf Schloß Grenwitz. Jeder ſchien die Gründe, die er hatte, mit Dieſem oder Jenem weniger zufrieden zu ſein, vergeſſen oder doch in den Hintergrund geſchoben zu haben. Die Motive, die dabei maßgebend

waren, mochten allerdings für die Einzelnen sehr verschieden sein; da aber das Resultat für Alle angenehm war, so nahm man bereitwilligst für baare Münze, was der Andere dafür bot — natürlich, um sich das Recht zuzusprechen, Jenem mit derselben Münze zu bezahlen.

Oswald hatte die Begegnung mit Fräulein Helene am Morgen nicht vergessen und sich des Eindrucks, den er dabei auf die stolze, junge Dame gemacht haben mußte, wol bewußt, sah er es nicht ungern, daß ihm im Laufe des Tages mehr als eine Gelegenheit wurde, seine natürlichen Vorzüge geltend zu machen. Bei Tische um eine Erzählung dessen, was ihm während der Abwesenheit der Familie begegnet war, gebeten, gab er eine Schilderung seines einsamen Lebens in Saßnitz, wobei er sich eine halb humoristische und halb sentimentale Rolle zutheilte, natürlich ohne das romantische Dunkel, welches über seinem dortigen Aufenthalte lag, im mindesten zu lüften. Die derbe Mutter Karsten wurde zu einem Heldenweib, ihr rothhaarigen Töchter Stine und Line zu schönen Wassernixen und der alte halb blödsinnige Vater Steffen zu einem weisen Merlin; die Kreidefelsen der Küste wuchsen in's Ungeheure und die Brandung donnerte zwischen den Klippen des Strandes mit wahrhaft Ossianischer

Majestät. Die Gesellschaft, obgleich sie die Uebertreibungen wol herausfühlte, horchte mit athemloser Spannung, und Oswald empfand es als den schönsten Lohn seiner phantastischen Improvisation, daß die großen, glänzenden Augen Helene's während seines Vortrages mit einem Ausdruck halb der Verwunderung und halb des Zweifels unverwandt auf ihn gerichtet waren.

Er war so ganz die Seele der Gesellschaft geworden, daß man es ihm ernstlich übel zu nehmen schien, als er gleich nach der Abendmahlzeit erklärte, den verabredeten Spaziergang durch den Buchenwald nach dem Strande nicht mitmachen zu können, da morgen Posttag sei und er einige sehr wichtige Briefe zu schreiben habe. Wenn Oswald die bekannte Regel, sich in dem Augenblicke aus einer Gesellschaft zurückzuziehen, wo man sich ihr unentbehrlich gemacht hat, durch diese Weigerung befolgen wollte, so konnte er mit der beabsichtigten Wirkung vollkommen zufrieden sein. Fräulein Helene wenigstens ließ sich herab, ihn direct zum Bleiben aufzufordern, und wandte sich, als er bei seinem Vorhaben beharrte, so kurz von ihm weg, daß ihr Unmuth nur zu ersichtlich war.

Indessen Oswald hatte diesmal andere und bessere Gründe, die ihn nicht zu bleiben bestimmten. Der

funkelnde Stern, der soeben über seinem Horizonte aufgegangen war, hatte ihn nicht so verblendet, daß er das Gestirn, welches nun schon so lange mit nimmer verlöschendem, stets gleichem, treuem, lieblichem Licht auf ihn herabblickte, darüber vergessen hätte. Er hatte schon gestern in Tassitz mit Bestimmtheit auf einen Brief gehofft; er fürchtete, daß der alte Baumann noch am Abend, nachdem er mit dem Doctor weggefahren, vergeblich nach ihm gefragt haben würde. Wohl hatte er Mutter Karsten gesagt, daß er nach Grenwitz zurückgehe, aber dorthin konnte natürlich der alte Baumann einen Brief Melitta's, der so leicht in andere Hände fallen konnte, nicht bringen. Und doch hatte Oswald eine große Sehnsucht nach dem längst erwarteten Brief!

So stahl er sich denn, gleich nachdem die Gesellschaft den Schloßhof verlassen hatte, durch den Garten nach dem großen Thor, aus dem man fast unmittelbar in den Tannenwald zwischen Grenwitz und Bertow gelangte. Es dunkelte schon unter den hohen Bäumen mit den weit überhangenden Aesten. Das von der Hitze des Tages durchwärmte Holz strömte jetzt am kühleren Abend würzigen Duft aus. In dem weiten Revier herrschte eine fast unheimliche Stille.

Und jetzt in dieser feierlichen Abendstunde, in die-

ſem hehren Waldestempel überkam die Erinnerung an Melitta Oswald's Herz mit aller Macht. Ihre hohe, und bei aller lieblichen Fülle ſo jungfräuliche Geſtalt, ihr reiches, braunes Haar, das in ſo weichen Wellen von dem Scheitel zum Nacken herabfloß, ihre dunkeln zärtlichen Augen; ihre reizende Schalkhaftigkeit, ihr liebliches neckiſches Weſen — und ach! vor allem ihre unendliche Güte und Liebe — wie deutlich ihr Bild vor ſeiner Seele ſtand! wie heiß er ſich gelobte, der Lieben, Guten, Holden nie, auch nur in Gedanken untreu zu werden, und komme, was da wolle, ihre Liebe mit unendlicher Liebe zu erwiedern.

Da ertönte Hufſchlag durch den ſtillen Wald und bald tauchte aus dem Halbdunkel ein Reiter auf, der in raſchem Trabe daherkam. Oswald durchfuhr ein freudiger Schrecken, als er in dem Reiter den alten Baumann auf dem Brownlock erkannte.

„Einen Brief? Haben Sie einen Brief?“ rief er mit einer Heftigkeit, die Brownlock einen Schritt zur Seite ſpringen machte.

„Ruhig, Brownlock, ruhig,“ ſagte der Alte, dem Pferde den ſchlanken Hals hätſchelnd; „guten Abend, junger Herr! Ich habe Sie ſchon in Saſſitz geſucht, allwo ich erfahren, daß Sie ſich am geſtrigen Tage

zurück nach Grenwitz begeben. Nun wollte ich so eben dorthin reiten —"

„Aber, wenn Sie mich nicht selbst getroffen hätten? und unter welchem Vorwande wollten Sie sich bei mir einführen lassen?

Doch gleichviel — wo ist der Brief?"

„Hier!" sagte der Alte, der unterdessen vom Pferde gestiegen war, ein nicht unbedeutendes Packet aus der tiefen Tasche seines langen Ueberrockes holend.

„Geben Sie!"

„Nur Geduld, junger Herr! Ich habe an Alles gedacht. Dies Packet ist, wie Sie sehen, wohl zugebunden und versiegelt, und trägt die Aufschrift: Hierbei die bewußten Bücher mit bestem Dank zurück. Die andern wird Ihnen Baumann zustellen, sobald ich sie durchgelesen habe — und die Unterschrift: Ihr ergebenster B. — das kann ja wohl so gut Bemperlein als Baumann heißen, nicht wahr?"

Der alte Baumann hatte, während er sprach, die Schnur um das Packet gelöst und aus einem der drei Bücher, die es enthielt, einen Brief genommen, den Oswald hastig erbrach und gegen das Licht hielt, um ihn zu lesen. Aber das Dunkel unter den hohen Bäumen war bereits zu dicht; er vermochte nur noch die Ueberschrift: liebstes Herz, mit Mühe zu entziffern.

„Ich kann nichts mehr sehen," sagte er traurig.

„Wären Sie in Sassitz geblieben, wie Sie neulich wollten, oder hätten Sie gestern nur dem alten Baumann ein Wort zukommen lassen, so wären Sie noch bei guter Tageszeit in Besitz dieses Briefes von meiner gnädigen Frau gewesen."

Oswald fühlte wohl den Vorwurf, der in diesen sehr ruhig gesprochenen Worten lag und es wurde ihm nicht schwer, dem treuen Diener und Freunde Melitta's sein Unrecht einzugestehen.

„Verzeihen Sie mir," sagte er, daß ich Ihnen die zweifache Mühe gemacht habe, ich habe meine Unbesonnenheit den ganzen Tag hindurch schon verwünscht und ich bin schwer genug dafür bestraft, denn hier halte ich den theuren Brief in den Händen, und kann doch nicht erfahren, wie es ihr, wie es Frau von Berkow geht, ob sie wohl ist, ob sie glücklich in N. angekommen ist, und tausenderlei, was ich Alles wissen möchte und was ohne Zweifel hier steht" — und er versuchte noch einmal den Brief zu lesen.

„Nu, nu!" sagte der alte Baumann; „wegen meiner haben Sie nun schon keine Sorge nicht; so eine Meile oder zwei mehr oder weniger, darauf kommt es mir und dem Brownlock nicht eben an. Und was die Nachrichten betrifft, die Sie zu haben

wünschen, so weiß ich davon auch eine oder die andere mitzutheilen, sintemalen Herr Bemperlein mir einen Schreibebrief übersandt hat, in welchem die Reise und was sich bei der Ankunft zugetragen, Alles ausführlich berichtet ist.

Der alte Mann hatte den Zügel über den Arm gehängt und ging neben Oswald her, der seine Schritte beeilte, um möglichst bald nach Grenwitz und auf sein Zimmer zu kommen.

„Die gnädige Frau — Gott behüte sie," sagte der Alte, „ist mit Herrn Bemperlein nach Verlauf von drei Tagen glücklich an Ort und Stelle angekommen. Herr Bemperlein hat sich sogleich mit Dr. Birkenbaum in Vernehmen gesetzt und erkundet, daß Herr von Berlow noch lebe, auch noch immer seiner Besinnung mächtig, aber zu schwach sei, um den Besuch der gnädigen Frau entgegenzunehmen. Das hat nun so gedauert bis zum Tage vor dem Abgang des Briefes, allwo die gnädige Frau in Begleitung des Herrn Bemperlein und des Herrn —"

Der Alte unterbrach sich und hustete.

„Nun, wessen?" fragte Oswald, dessen Verdacht in Betreff des Barons Oldenburg wieder erwachte.

„Nun, des Herrn Doctors natürlich, wessen sonst," sagte der Alte; „ja, was wollte ich doch gleich sagen,

Sie haben mich durch Ihre Frage ganz aus dem Text gebracht — richtig: also in Begleitung des Herrn Bemperlein und — hm, hm! des Herrn Doctors auf wenige Minuten nur bei dem Baron von Berkow gewesen sind. Er hat sie gleich erkannt, aber der gnädige Herr soll sich so verändert haben, daß er der gnädigen Frau, wie sie selbst gesagt hat, wie ein vollkommen fremder unglücklicher Mann erschienen ist. Gesprochen hat er nur ein paar Worte, von denen aber nur das eine: Engel, zu verstehen gewesen ist. Dann sind sie wieder fortgegangen, und alsbald hat der gnädige Herr wieder die Besinnung verloren und angefangen zu phantasiren, und der Doctor meinte, das werde wol nun bis zu seinem Ende so fortgehen, — welches denn der Herr Gott in seiner Gnade recht bald möge eintreten lassen, damit der arme Mann von seiner Qual befreit ist und die arme gnädige Frau endlich einmal wieder frei aufathmen kann!"

„Amen;" sagte Oswald.

„Denn sehen Sie, junger Herr," fuhr der Alte fort, „die gnädige Frau hat nicht viel Freude gehabt ihr liebes Leben lang, und das thut mir weh, denn ich habe sie lieb, als wäre sie mein eigenes Kind, ja, und wol noch lieber. Denn ich habe freilich selbst nie welche gehabt, aber ich sehe

doch, wie es andere Väter mit ihren Kindern machen, und daß sie sich nicht schämen, nicht blos wie kein Vater, sondern nicht einmal wie ein Christenmensch an ihren Kindern zu handeln. Und der Vater von der gnädigen Frau — nun, er war mein gnädiger Herr, und ich habe unter ihm die Campagne mitgemacht, und von den Todten soll man nichts Uebles reden — aber zu Ihnen darf ich es schon sagen, weil Sie uns doch nun nicht mehr fremd sind — ja, das war ein böser Herr, oder auch eigentlich nicht böse, aber wild und leichtsinnig, wie der jüngste Offizier in seinem Regiment. Je toller ein Streich war, deste lieber war es ihm; na, und tolle Streiche und schlechte Streiche, die sehen sich manchmal zum Verwechseln ähnlich. So dachte er sich nicht Böses dabei, wenn er, noch als Verheirateter, den Frauenzimmern gerade so nachstellte, wie er es sonst gethan, aber der armen gnädigen Frau, welche eine gar gute, liebe Dame war, brach darüber das Herz, und sie starb, als ihr einziges Kind erst zwei Jahre alt war. Da gab es nun eigentlich Niemand, der für das arme Ding sorgte, als den alten Baumann. Ich hab's herumgetragen und habe mit ihm gespielt, und hernach, als es größer wurde, habe ich mit ihm schreiben und lesen gelernt, was ich damals noch nicht konnte, und

ein bischen französisch und was noch sonst in meinen alten Kopf hineinwollte. Und hernach habe ich sie reiten gelehrt, daß ihr nun wol so leicht keine darin gleichkommt; und so bin ich wieder mit ihr jung gewesen und hab' mich nie nach Kindern gesehnt, denn sie war ja mein liebes, herziges Kind, obgleich ich nur ein armer unwissender Reitersmann und sie ein fürnehmes, hochadliges Fräulein war. Und ich habe manchmal so in meinem Sinn gedacht: ob sie es nicht besser im Leben gehabt hätte, wenn sie wirklich mein Kind gewesen wäre. Denn vornehm sein und reich sein, das ist Alles recht gut, aber ich meine doch, wen Gott lieb hat, den läßt er arm geboren werden. Ich wäre nie auf den Gedanken gekommen, mein eigen Fleisch und Blut um schnöden Mammon zu verkaufen; ich hätte nie vor meinem Kinde auf den Knien gelegen und gefleunt: dein Vater ist ehrlos, wenn Du nicht den und den heirateſt, von dem ich wol weiß, daß Du ihn nicht liebst, der aber so viel Geld hat, daß er all meine Schulden bezahlen kann und doch noch genug für euch Beide behält. Und es stand gar nicht einmal so schlimm mit Herrn von Barnewitz. Was er im Spiel verloren hatte, konnte er auch im Spiel wieder gewinnen, und hat's auch hernach zum Theil wieder gewonnen, so daß er später, wenn er

zu viel getrunken, oft zu mir gesagt hat: hätte ich gewußt, Baumann, daß ich noch solch Glück im Pharao haben würde, da hätte der — es war ein häßliches Wort und ein ordentlicher Mensch bringt es nicht gern über die Lippen, — da hätte ich Herrn von Berkow auch was anders gegeben, als meine Tochter. Mein einziger Trost ist nur, daß ers nicht lange mehr treibt, und dann kann sie ja noch immer einen andern heiraten. Nun, der gnädige Herr trieb es selbst nicht lange mehr, aber doch noch lange genug, daß er das Unglück, welches er angerichtet hatte, mit seinen leiblichen Augen sehen konnte. Da hätte er gern sein Leben drum gegeben, um ungeschehen zu machen, was geschehen war; aber wer sich mit dem Teufel einläßt, darf sich nicht wundern, wenn der liebe Gott nichts von ihm wissen will. So war die schöne junge Frau eine Witwe und war es doch auch wieder nicht. Reichthum hatte sie nun, die Hülle und Fülle; aber mir däucht, sie wäre doch glücklicher gewesen, wenn sie unter einem Strohdach mit einem braven Mann gelebt hätte, als so mutterseelenallein in dem großen, öden Hause. Nun war freilich der Julius da, aber eine Schwalbe macht noch keinen Sommer, und ein Kind ist noch immer keine Familie. Sehen Sie, junger Herr, das hat mein altes Herz oft bluten

machen, und wenn ich die liebe gnädige Frau so des Abends allein durch den einsamen Garten wandeln sah, da habe ich oft den lieben Gott gebeten, er solle den armen Herrn von Berkow in Gnaden zu sich nehmen, und verstatten, daß die arme gnädige Frau doch einmal in ihrem Leben glücklich wird, wie es doch andere Frauen sind, die nicht werth sind, daß sie ihr die Schuhriemen lösen. Reich braucht der Mann nicht zu sein, denn sie hat, wenns doch ja Reichthum sein soll, genug für Beide, — aber Kopf und Herz muß er auf dem rechten Fleck haben und lieb muß er sie haben, mehr wie seinen Augapfel. Und wenn ich einen solchen Mann wüßte, und ihr einen solchen Mann verschaffen könnte, und ich sähe sie nun glücklich an der Seite dieses Mannes, da wollte ich auch beten: nun, Herr, lasse Deinen Diener in Frieden fahren. — Aber da sind wir ja schon am Thore. Nun, wohlschlafende Nacht, junger Herr! Wenn Sie morgen früh vielleicht eine Antwort auf den Brief von der gnädigen Frau fertig haben, so will ich einen Büchsenschuß weiter in den Wald hinein zwischen fünf und sechs darauf warten. Die gnädige Frau würde sich doch freuen, wenn Sie recht bald schrieben."

„Ich werde pünktlich um fünf dort sein," sagte Oswald.

„Na, auf eine halbe Stunde kommt es schon nicht an," sagte der alte Baumann, sein Pferd besteigend. „Die Post geht nicht vor acht Uhr, und bis dahin bin ich mit dem Brownlock zweimal hin und zurück. Ich wünsche nochmals wohlschlafende Nacht."

Der alte Mann faßte salutirend an seine Mütze, lenkte den Brownlock herum und trabte durch die Tannen zurück nach Berkow.

Oswald eilte auf seine Stube, ohne Jemand zu begegnen, da die Gesellschaft von ihrem Spaziergang noch nicht zurück war. Mit zitternder Hand öffnete er den Brief und durchflog ihn mit athemloser Hast, um ihn dann langsam wieder und wieder zu lesen, wie man Briefe liest, von denen jedes einzelne Wort uns berührt, wie ein Kuß von geliebten Lippen.

Als er sich spät am Abend hinsetzte, die Antwort zu schreiben, ertönte derselbe Gesang, der ihn gestern Abend in so überschwängliche Begeisterung versetzt hatte; heute aber schloß er das Fenster, denn er fühlte, daß seine Bewunderung für das schöne Mädchen doch im Grunde ein Verrath an seiner Liebe zu Melitta war, obgleich er natürlich, nach Menschenweise, die anklagende Stimme seines Gewissens möglichst zu überhören versuchte.

Neuntes Kapitel.

Leider sollte ihm jeder folgende Tag Gelegenheit geben, sich in dieser schlimmen Kunst zu üben.

Gleich am nächsten Morgen, als er von seinem Gang in den Wald, wo Baumann an der bezeichneten Stelle seiner harrte und den Brief entgegennahm, zurückkehrte, konnte er es sich nicht versagen, noch ein wenig in dem Garten zu promeniren. Er wollte eigentlich nur einige Minuten bleiben, nur eben einmal auf dem Wall die Runde um den Garten machen; aber er hatte die Promenade nun schon zweimal vom großen Thor bis wieder zum großen Thor gemacht — und begann sie eben zum dritten Male, denn der Morgen war allerdings köstlich und, wenn ihn seine Augen nicht täuschten, so schimmerte durch die Büsche und Bäume auf der andern Seite ein helles Gewand. Ohne Zweifel eines der Mädchen aus dem Dorfe, die im Garten arbeiteten. Wie erstaunt war

er deshalb, als er bald darauf in der ihm Begegnenden Fräulein Helene erkannte. An ein Ausweichen war nicht zu denken. Es führten von dem Wall nur sehr wenige schmale Treppen in den Garten hinab. So blieb ihm freilich nichts übrig, als, die Hände auf dem Rücken, und die Vögel, die über ihm durch die Zweige flatterten und die Enten unten auf dem Graben mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtend, langsam weiter zu schlendern, und ein ganz klein wenig überrascht zu sein, Fräulein Helene genau um dieselbe Zeit und an derselben Stelle, wie gestern, zu begegnen.

Fräulein Helene erwiederte seinen Gruß mit jener vornehmen Ruhe, die dem etwas düstern Charakter ihrer Schönheit so gut stand, obgleich sie für ein Mädchen von diesem jugendlichen Alter fast zu kalt und vornehm schien. Vielleicht wäre ihr Gruß nicht ganz so förmlich gewesen, wenn Oswald selbst nicht jede Spur einer freudigen Regung geflissentlich unterdrückt hätte. Eine kurze, nichts weniger als geistreiche Unterhaltung über das Wetter, ein paar gleichgültige Fragen Oswald's über den Spaziergang von gestern Abend und ein paar kurze Antworten Helene's folgten. Darauf abermalige höflich kühle Begrüßung von beiden Seiten. Fräulein Helene setzte ihren Spaziergang

fort, Oswald hatte seine Promenade, die er „regelmäßig zwischen sechs und sieben auf dem Walle mache" — eine Angabe, die mit der Wahrheit nicht besonders genau übereinstimmte — beendet und begab sich auf sein Zimmer. „Schade, daß diese prächtige Schönheit doch nur die Hülle einer ziemlich alltäglichen Psyche zu sein scheint," sprach er bei sich. „Was Professor Berger wohl sagen würde, wenn er seine liebliche Knospe jetzt zu einer dunkelrothen Rose entfaltet sähe? ob er wieder einen Sonettenkranz flechten und auf das üppige Haar drücken würde? Guter Berger, war es ein Stück des guten oder des bösen Engels, die sich ewig in Deiner großen Seele bekämpfen, daß Du mich hierher in's Lager unserer Feinde schicktest? Ich sollte Dir viel ruhmreiche Trophäen zurückbringen, Scalps erschlagener Irokesen, die wir in unserem Wigwam aufhängen wollten, um unsere Freude daran zu haben — wie würdest Du erstaunen, wenn Du hörtest, wie oft schon Dein Undas nur mit genauer Noth dem Scalpirtwerden entgangen ist! Aber das eine Versprechen will ich halten: ich werde mich nicht in diese frühbesungene Schönheit verlieben — nein, und wenn sie eben so geistreich wäre, wie sie schön ist."

Als Oswald zur Mittagstafel nach unten kam, wurde er auf's angenehmste durch die Gegenwart des

Doctor Braun überraſcht, der vor einigen Minuten gekommen war und die Einladung der Baronin, zu Mittage auf dem Schloſſe zu bleiben, angenommen hatte.

Der Doctor erwies ſich in dem größeren Kreiſe als ein eben ſo bequem geſelliger, fein gebildeter Mann, wie ihn Oswald bis dahin gekannt hatte; ja, Oswald hatte jetzt noch mehr Gelegenheit, die ausgezeichnete Unterhaltungsgabe und die ſichere Haltung des jungen Arztes zu bewundern. Und was noch mehr für Doctor Braun einnehmen mußte, und ihm auch wirklich Aller, wenigſtens aller Verſtändigen, Herzen gewann, war, daß er ſich ſeiner Vorzüge entweder wirklich nicht bewußt war, oder wenigſtens nicht bewußt zu ſein ſchien. Nichts lag ihm ferner als ein Geltenmachen ſeiner Perſon; im Gegentheil, er hatte ſeine Freude daran, wenn er Andere zur Entwickelung ihrer Anſichten bringen konnte; und ſo war er ein nicht minder geduldiger und guter Zuhörer, als gewandter Sprecher — zwei Tugenden, die ſich ſo ſelten zuſammen finden.

Oswald ſah mit einigem Erſtaunen, daß, wenn der Doctor irgend Jemand in der Geſellſchaft auszeichnete, es nur Fräulein Helene ſein konnte, und mit nicht minder großer Verwunderung, daß die junge

Dame dem Doctor gegenüber offenbar einen Theil ihrer vornehmen Kälte ablegte. Sie hatten schon vor Tische zusammen musicirt, eine Sonate à quatre mains gespielt; sodann hatte Helene einige Lieder gesungen, die ihr der Doctor begleitete. Bei Tische saßen sie nebeneinander und unterhielten sich lebhaft über die verschiedenen Style in der Musik, wobei der Doctor eine sehr detaillirte Kenntniß des Generalbasses und Fräulein Helene zum mindesten ein lebhaftes Verständniß für musikalische Dinge entwickelte; und als er sich gleich nach Tisch empfahl, bedauerte sie seine Eile so lebhaft, bat ihn so dringend, ihr die versprochenen Noten recht bald zu schicken — nein, lieber selbst zu bringen, damit sie dieselben gleich zusammen durchgehen könnten, daß der Doctor, wenn er es darauf angelegt hatte, einen möglichst günstigen Eindruck auf die junge Dame zu machen, mit seinem Erfolge ganz wohl zufrieden sein durfte.

„Sie sind nicht musikalisch?" fragte er Oswald, dem er noch für ein paar Minuten, bis die Pferde angeschirrt wurden, auf sein Zimmer gefolgt war.

„Nein, und die Eintracht süßer Töne lockt mich so wenig, daß ich gestern Abend, als Fräulein Helene die Barcarole sang, von der Sie so entzückt waren, sogar das Fenster schloß."

„Das ist in der That merkwürdig. Ich erinnere mich nicht, eine so weiche, so — ich möchte sagen — mystische Altstimme gehört zu haben.“

„Sollte die Schönheit der Sängerin nicht die Reinheit des Urtheils in etwas trüben?“

„Nein, ich versichere Sie, daß ich ganz objectiv urtheile; obgleich ich gern zugebe, daß eine so dämonische Schönheit mehr in das Reich der Träume, als in die reale Welt zu gehören scheint.“

Der Doctor hatte sich in Oswald's Lehnstuhl gesetzt und blies den Rauch der Cigarre, die er sich eben angezündet, in blauen Wolken durch das offene Fenster.

„Es ist eine Schönheit,“ sagte er, die einen Maler zur Verzweiflung bringen könnte, weil sie sich gerade in ihrer duftigsten Blüthe durch Linien und Farben gar nicht mehr ausdrücken, sondern sich nur in Musik übersetzen läßt. Ich wollte Beethoven hätte sie gesehen, oder Robert Schumann; und dann sollten Sie die geisterhafte, dämonische Composition hören, zu welcher diese Erscheinung die Beiden begeistert hätte.“

„Aber, wer von uns Beiden ist denn nun der Schwärmer?“ fragte Oswald lächelnd; „Sie oder ich?“

„Sie,“ sagte der Doctor, denn der höchste Grad der Extase ist tiefes Schweigen. Wer noch Worte

für seine Begeisterung findet, hat die Zügel noch in der Hand. Und dann kann ich ein schönes Mädchenbild sehen, und auch dafür schwärmen, ohne daß mir, wie Sie sehen, die Cigarre auch nur einen Grad weniger gut schmeckte. Sie aber sind im Stande darüber Essen und Trinken und Alles zu vergessen und sich, Hals über Kopf, in die Charybdis Ihrer Begeisterung zu stürzen, ohne auch nur daran zu denken, ob Sie im Stande sein werden, jemals wieder zum rosigen Lichte aufzutauchen."

„Wissen Sie das so gewiß?"

„Ganz gewiß; ich habe Ihnen in der letzten Zeit ein eingehendes Studium gewidmet, und gefunden, daß Sie eines der vortrefflichsten Exemplare einer in unseren Tagen ziemlich weit verbreiteten Species generis humani sind, Nachkommen des weiland vom Teufel geholten Doctor Faustus, Faustuli posthumi, so zu sagen, die den langen Docentenbart abgeschnitten, auch nicht im romantischen Rittercostüm, sondern einfach im modernen Frack einherspazieren; im Uebrigen aber auf gut faustisch von Begierde zu Genuß taumeln, und im Genuß nach Begierde verschmachten.

„Problematische Naturen, nennt sie der Baron Oldenburg," bemerkte Oswald.

„Eine sehr gute Bezeichnung," sagte der Doctor. „Freilich der Baron muß es wissen, der ist selbst von der Brüderschaft und ich vermuthe, daß er einen ziemlich hohen Grad einnimmt. Wenigstens nach Allem, was ich von ihm höre, denn gesprochen habe ich ihn nie, und nur einmal flüchtig gesehen."

„Der Baron ist ein räthselhafter Charakter, über den es sehr schwer hält, sich ein richtiges Urtheil zu bilden."

„Wäre er sonst eine problematische Natur? Ich höre, Sie sind ein specieller Freund des Barons, einer von den wenigen, die er, wie es heißt, auf Erden hat. Und gerade deshalb spreche ich offen. Ich kann es nicht billigen, daß ein Mann von den eminenten Gaben des Barons sein Leben in Müßiggang verträumert — in einem geschäftigen Müßiggang, der schwerste Vorwurf, der meiner Meinung nach einen Mann in unserer Zeit treffen kann, wo es wahrlich so viel, so viel zu thun giebt."

„Was kann der arme Baron dafür, daß ihm der Speck und das Brod des Alltagslebens nicht schmeckt?"

„Glauben Sie denn, daß es mir schmeckt?" sagte Doctor Braun, und seine Wangen rötheten sich und seine Augen leuchteten; „glauben Sie, daß der herrliche Gott Apollo, als er die Rinder des Admet wei-

dete und im Schatten der Eiche das schnöde Sklavenmahl verzehrte, sich nicht zurücksehnte nach der Ambrosia und dem Nektar auf den goldenen Tischen im Hause des Zeus? Dennoch trug er sein Loos und duldete das Verhängniß, wie der noch viel herrlichere Jesus von Nazareth das seinige. Und ich muß gestehen, mir erschien es immer als eine grobe Inconsequenz, daß des Menschen Sohn von allen, zum wenigsten von den stärksten menschlichen Banden los und ledig dargestellt wird. Sollte er den Leidenskelch wirklich bis auf den letzten bittersten Tropfen leeren, mußte er durch die stille Nacht auf dem Oelberge die Stimmen eines angebeteten Weibes, geliebter Kinder zu hören glauben, die ängstlich nach dem Gatten, dem Vater riefen. Denn menschlich allem Menschlichen ergeben sein, und dennoch die himmliche Abkunft nicht vergessen und dennoch bis an den Tod mit den reißenden Wölfen der Tyrannei und Lüge kämpfen und das schwere Kreuz des ganz Gemeinen und ewig Gestrigen, das auf uns lastet, bis nach Golgatha tragen — das erscheint mir als das eigentliche Loos des Menschensohns!"

Der Doctor war aufgesprungen; er ging ein paar Mal mit raschen Schritten in dem Gemache auf und ab, dann blieb er vor Oswald stehen, streckte ihm

mit herzgewinnender Freundlichkeit die Hand entgegen und sagte: „Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie durch dies oder jenes Wort, das vielleicht weniger überlegt war, gekränkt haben sollte. Aber ich gerathe jedesmal in Aufregung, wenn ich eine hohe Intelligenz feiern, oder in einer falschen Richtung thätig sehe. Das erste ist die Sünde gegen den heiligen Geist, die unserer Sünden größte ist, die zweite ist nicht ganz so groß, aber kommt jener fast gleich. Von jener spreche ich Sie los, dieser erkläre ich Sie für schuldig. Sie wissen, wie ich über Ihre Stellung hier schon neulich dachte; jetzt, nachdem ich Sie zum ersten Male in dem Kreise selbst gesehen habe, finde ich das Verhältniß noch viel bedenklicher. Geben Sie es auf, ehe es zu spät ist! Es mag eine entsetzliche Indiscretion sein, daß ich mir erlaube, so zu Ihnen zu sprechen; aber Sie wissen, wir Aerzte haben einmal das Recht, indiscret zu sein. Sind Sie mir bös?"

„Ich wäre der lächerlichste Narr, wenn ich so schwach sein könnte," antwortete Oswald. „Im Gegentheil, ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mir eine Theilnahme zeigen, die ich sogar nicht verdient zu haben mir bewußt bin. Aber ich glaube, Sie sehen die Dinge ein wenig zu schwarz —"

„Blos zu schwarz?" sagte der Doctor lachend;

„ich ſehe ſie weder grau noch ſchwarz, ich ſehe ſie gar nicht; ich bin blind, ſtockblind auf beiden Augen. Adieu, mon cher, adieu.“ Wenn ſie ſich über kurz oder lang nicht mehr ſo kerngeſund fühlen ſollten, wie zu dieſer Stunde — ſo ſchicken Sie nur zu mir! Sie ſollen ſehen, daß ich nicht blos ein Arzt für die Geſunden bin, ſondern auch für die Kranken.“

Mit dieſen Worten eilte der Doctor zur Thür hinaus, und einen Augenblick ſpäter hörte Oswald das Knirſchen der Räder ſeines Wagens auf dem Kies vor dem Portale.

Zehntes Kapitel.

Es ist bekanntlich das Schicksal fast jeden guten Raths, daß er entweder zu spät kommt, oder in dem Augenblick, wo er gegeben wird, ausgeführt werden müßte, und nur leider aus diesem oder jenem Grunde nicht ausgeführt werden kann. So war es auch in diesem Fall. Der Rath des Doctors war vortrefflich, das sah selbst Oswald ein, um so mehr als er nach [illegible] ganz kurzer Zeit über seine schiefe und ganz unhaltbare Situation in dieser hochadligen Familie nicht viel anders gedacht hatte, als der Doctor. Aber einen Ausweg aus diesem Labyrinth vermochte er nicht zu entdecken; wenigstens nicht für den Augenblick. Daß er in der letzten Zeit über seine Liebe zu Melitta alles Andere vergessen und an eine Veränderung, die ihn sofort von der Geliebten entfernen mußte, am wenigsten gedacht, ja die Möglichkeit einer solchen als das größte Unglück angesehen hatte, war

ſo natürlich. Und auch jetzt, wo durch Melitta's Reiſe und durch den wahrſcheinlichen Tod des Herrn von Berkow die Gegenwart und die Zukunft gleich dunkel und verworren ſchien, konnte er ſich unmöglich über einen Punkt entſcheiden, der für Melitta nicht weniger wichtig war, als für ihn ſelbſt. Und dann, ganz abgeſehen von ſeinem Verhältniß zu Melitta, hatte er ſo gar keinen oſtenſibeln Grund, die Stellung, zu der er ſich auf mehre Jahre verpflichtet hatte, aufzugeben, daß er einen Bruch hätte gewaltſam herbeiführen müſſen. Ein ſolcher Staatsſtreich aber würde zu jeder Zeit für Oswald's Hamlet-Natur etwas Peinliches und Widerliches gehabt haben, und jetzt, wo die Baronin, gegen die er ſich doch in einem ſolchen Falle wenden mußte, ſich offenbar bemühte, mit ihm, ebenſo wie mit aller Welt, in Frieden und Freundſchaft zu leben, fehlte es ihm ſogar an dem Allerwichtigſten, an einem Gegner, welcher den von ihm hingeſchleuderten Fehdehandſchuh hätte aufnehmen können und mögen.

Ueberdies hatte er noch ganz kürzlich der Baronin den Gang des Unterrichts der Knaben bis zu der Zeit, wo er mit ihnen die projectirte große Reiſe durch Deutſchland, England, Frankreich, vielleicht auch Italien antreten würde, ausführlich geſchildert, mit einem

warmen Interesse, das, wenn es seine Absicht war die Ausführung dieses Planes einem Andern zu überlassen, mindestens unerklärlich schien. Auch auf den Wunsch der Baronin, mit Fräulein Helene die durch ihren Fortgang von der Pension unterbrochenen Studien wieder aufzunehmen, war er bereitwilligst eingegangen; und morgen schon sollten diese Lectionen, an denen auch die lernlustige Baronin manchmal theilzunehmen versprach, ihren Anfang nehmen.

Und, abgesehen von dem Allen, so hätte er ja doch, ging er von Grenwitz fort, auch Bruno verlassen müssen, Bruno, den er so brüderlich liebte, dessen glänzende Fähigkeiten zu entwickeln, ihm eine so köstliche Aufgabe däuchte, den in die Wissenschaft und hernach in das Leben einzuführen, bisher einer seiner liebsten Wünsche gewesen war!

Die kurze Reise schien, wie auf Alle, so auch auf Bruno, einen sehr wohlthätigen Einfluß gehabt zu haben. Er hatte viel von seinem trotzig düstern Wesen abgelegt; er suchte jetzt die Gesellschaft, die er früher im Verein mit Oswald gemieden hatte, auf und gab auch Oswald gute Worte, an Spaziergängen und andern gemeinsamen Vergnügungen Theil zu nehmen. Er ahnte nicht, daß Oswald ihm durchaus kein großes Opfer brachte, wenn er diesen Bitten nachgab, ja daß

dieſer ſich nur zum Schein bitten ließ, um vor ſich ſelbſt die Inconſequenz, deren er ſich in dieſer Beziehung ſchuldig machte, zu beſchönigen. Bruno, von Oswald mit ſeinem Intereſſe an Dingen und Perſonen, die ihm ſonſt gleichgültig oder verhaßt geweſen waren, geneckt, ſagte, er wiſſe nicht, was mit einem Male über ihn gekommen ſei; ihm ſei zu Muthe, wie einem Vogel, der, aus ſeinem Käfig entflogen, die Freiheit wieder erlangt habe, wie einer Blume, wenn nach Sturm und Regen die Sonne wieder ſcheine. Und wirklich, Bruno war ausgelaſſen wie ein Vogel und in dieſer ſeiner Heiterkeit, ſchön wie eine Blume, die eben dem Lichte den vollen Kelch erſchließt. Es war unmöglich, den herrlichen Knaben nicht zu bewundern: ſeine Freundlichkeit war eben ſo hinreißend liebenswürdig, wie ſein Trotz abſtoßend und oft geradezu beleidigend war. Alle waren miteinander darüber einig, daß eine merkwürdige Veränderung mit Bruno vorgegangen ſei; was aber dieſe Veränderung hervorgebracht hatte, — das wußte, das ahnte Keiner.

Dennoch hätte der Grund derſelben einem ſcharfſichtigen Beobachter nicht entgehen können, und würde auch wol Oswald nicht entgangen ſein, wenn er mit ſeinen eigenen Herzensangelegenheiten nicht ſo vollauf beſchäftigt geweſen wäre. Schon die Unterhaltung mit

Brune am ersten Abend hätte ihm einen Aufschluß geben müssen. Wie Helene's Name dort wieder und immer wiederkehrte, so ließ sich jetzt Alles, was der Knabe sagte und that, schließlich auf Helene zurückbeziehen, obgleich er allerdings, dem Vogel gleich, der durch Hin- und Herflattern den Verfolger von seinem Nest fortzulocken sucht, sorgfältig darauf bedacht war, Andere vorzuschieben und sich für Helene gerade am wenigsten zu interessiren schien. Denn nicht nur die Schande, auch die Liebe wird heimlich geboren und in Heimlichkeit gepflegt und genährt, zumal wenn das Herz, das sie gebar, jung und unschuldig ist, so unschuldig, daß es kaum weiß, wie ihm geschah, und nur das Eine fühlt, daß ein Gott es berührt hat. Was ist nur mit dem Knaben, fragten sich die Andern, wenn sie sahen, wie seine dunkeln Augen leuchteten, wie stolz und kühn seine Haltung, wie elastisch sein Schritt war; wenn sie seine Stimme hörten, die bald so weich war, wie lauer Abendwind, bald in der Aufregung des Spiels, oder wenn sonst etwas seine Energie herausforderte, klar und scharf und machtvoll wie Trommetenton.

Nur wenn es wirklich manchmal schien, als ob Brune nur seiner schönen Cousine zu Liebe dem Einsiedlerleben entsagt habe, so konnte dies um so we-

niger auffallen, als Alle mehr oder weniger ſeit der Reiſe ſich verändert hatten, und Alle mehr oder weniger dem neu aufgegangenen glänzenden Stern huldigten. Oder weshalb war die Baronin jetzt ganz Freundlichkeit und Güte? Weshalb erſchien ſie bei Tiſch jetzt ſtets mit einem lächelnden Geſicht, und bemühte ſich, die Unterhaltung während der Mahlzeit nicht in's Stocken gerathen zu laſſen? weshalb ließ der Baron, zum großen Aerger des ſchweigſamen Kutſchers, ſobald nur der Wunſch ausgeſprochen war, dieſen oder jenen weiter gelegenen Punkt zu beſuchen, die ſchwerfälligen Braunen anſpannen — während ſo etwas vor der Reiſe geradezu ein Ereigniß hätte genannt werden müſſen? weshalb hatte Herr Timm jetzt zum erſten Male ſeinen Frack aus der Ecke des melancholiſchen Koffers hervorgeſucht und mit dem Frack, wie es ſchien, eine etwas weniger nachläſſige Haltung und eine etwas weniger burſchikoſe Sprache? weshalb klang der Ton von Mademoiſelle Marguerite's Stimme jetzt etwas weniger ſcharf, wie ſonſt? und weshalb hatte ſie ſich gerade jetzt darauf beſonnen, daß ſie ein paar recht hübſche ſeidene Schleifen beſitze, die ſchon ſeit Jahren in ihrer Commode müßig gelegen hatten? weshalb gab ſich jetzt ſelbſt Malte beim Reifenſpiel Mühe, die Spielregeln zu beobachten und

den ihm zugeschleuderten Reifen womöglich aufzufangen?

Ob Fräulein Helene wußte, daß sie die Ursache aller dieser großen und kleinen Veränderungen war? Es war sehr schwer, zu sagen, ob Fräulein Helene etwas bemerkt hatte oder nicht; ja, ob sie sich über etwas freute oder nicht, ob sie heiter war oder nicht; ob Jemand in der Gesellschaft für sie verhanden war, oder nicht. Ihre stolze ruhige Miene veränderte sich sehr selten, und das Lächeln, zu dem sie sich gelegentlich herabließ, war, obgleich außerordentlich reizend, doch so flüchtig, daß man nicht wol den Antheil, den ihr Herz etwa dabei hatte, bestimmen konnte. Sie war gegen ihre Eltern ganz die gehorsame, aufmerksame Tochter, gegen ihren Bruder die ältere Schwester, die, wenn sie die Schwächen des Bruders schonen soll, auch ihrerseits respectirt zu werden wünscht; gegen Mademoiselle Marguerite ganz die freundliche Herrin, die sich in jedem Augenblicke des Unterschiedes der Stellung bewußt bleibt; gegen Oswald und Albert ganz die vornehme junge Dame, welche von der Pension her noch sehr gut weiß, wie tief die Verbeugung der Herren in niedrigeren Lebensstellungen sein muß, und nur für Bruno schien sie eine herzlichere Zuneigung zu haben, nur ihm gegenüber ließ sie ein

wenig von der ruhig vornehmen Haltung nach, die sie im Uebrigen so wenig ablegen zu können schien, wie die dunkle Farbe ihres reichen Haares, oder den tiefen Glanz ihrer großen grauschwarzen Augen.

Aber wenn selbst die Baronin sich gegen ihren Gemahl über Helene's fast allzuschroffes Wesen beklagte, wenn sie die Bemerkung machte, die lange Abwesenheit scheine denn doch Helene ihrer Familie etwas entfremdet zu haben, so war dies freilich nur zu wahr, aber die Schuld daran traf weniger die junge Dame, als die Baronin selbst. Sie war es gewesen, auf deren Wunsch Helene so lange Jahre fern von ihrem elterlichen Hause gewesen war; sie hatte dem schwachen Gemahl, wenn er sich nach der geliebten Tochter sehnte, auseinandergesetzt, wie vortheilhaft für die Tournüre und für die Bildung einer jungen Dame es sei, wenn sie so früh wie möglich in die strenge Schule eines Musterpensionats komme und so lange wie möglich dort bleibe; sie hatte schon vorher, wenn die Kleine sich liebevoll an sie schmiegen wollte, nur eine kalte Miene und ein paar kühle französische Redensarten für sie gehabt, bis das Kind, größer geworden, die Hoffnungslosigkeit des Versuchs, einen Weg zum Mutterherzen zu finden, einsah und sie fortan mit Liebkosungen, die nicht erwiedert wurden, verschonte. Die

arme Kleine mußte das Unrecht, kein Knabe zu sein und nichts zur Sicherung des Majorats in der Familie thun zu können, schwer büßen, und sie hätte wol noch lange, von der Mutter halb vergessen, in der Verbannung leben können, wenn diese nicht endlich auf den Gedanken gekommen wäre, ob Helene durch eine Heirath mit ihrem Cousin Felix, dem Majoratserben der Grenwitz'schen Güter nach Malte's Tode, nicht doch vielleicht mittelbar zur Erhaltung der Herrschaft beitragen könne. Daß dieser Gedanke sich würde ausführen lassen, daran zweifelte die energische Frau nicht. Felix hatte nicht nur das Project höchlichst gebilligt, sondern schon alle Schritte gethan, die ihm die Baronin als nothwendige Präliminarien zum abzuschließenden Heirathscontract bezeichnete. Er hatte seinen Abschied genommen; er hatte die Garnisonsstadt, den Schauplatz seiner Heldenthaten, verlassen und sich auf seine Güter begeben, vermuthlich um sich die Stellen anzusehen, wo einst die schönen Waldungen standen, die er erbarmungslos hatte umhauen lassen, um die dringendsten Gläubiger zu befriedigen. Baron Felix hatte die Gewohnheit, Jedem, der ihm Geld lieh, Alles zu versprechen, was man verlangte — warum sollte er nicht der Baronin versprechen, ihre Tochter zu heirathen, wenn sie sich anheischig machte, seine

Schulden, die drückendsten wenigstens, zu bezahlen und ihm zu helfen, die in Grund und Boden gewirthschafteten Güter wieder nutzbar zu machen? Von dieser Seite sah die Baronin also nicht das kleinste Hinderniß der Ausführung ihres Projects. Von Seiten Helene's erwartete sie eben so wenig einen ernstlichen Widerstand, oder genauer, hatte sie bis zu diesem Augenblick einen solchen nicht erwartet. Sie hatte vergessen, daß sie ihre Tochter drei Jahre lang nicht gesehen, daß drei Jahre viel zu ändern vermögen und unter anderm auch aus einem trotzigen, aber doch aus Furcht und Gewohnheit gehorsamen vierzehnjährigen Mädchen eine siebenzehnjährige stolze junge Dame machen können, die unterdessen verlernt hat, vor ihrer Mutter zu zittern und unter Leitung einer strengen, aber hochherzigen Erzieherin viel zu selbständig geworden ist, um ihren Willen so ohne Weiteres dem eines Anderen, er sei auch, wer er sei, unterzuordnen.

Dies erkannte die Baronin fast auf den ersten Blick, als sie im Empfangssaale der Pension ihre Tochter zur Thür hereintreten sah. An der Tournüre der jungen Dame, die ohne Hast, aber auch nicht zu langsam, auf die Mutter zuschritt, ihr die dargebotene Hand küßte und dann einen Schritt zurücktretend, wie

weiteren Befehle gewärtig, in ruhiger Haltung stehen blieb, war sicher nichts auszusetzen; aber die großen Augen blickten so stolz und gelassen, und die Worte fielen so gemessen von den ausdrucksvollen Lippen, daß die Mutter fühlte, bei dieser ihrer Tochter, die ihr so fremd erschien, könne sie auf kindlichen Gehorsam, auf einen Gehorsam aus Liebe, mit Sicherheit nicht rechnen. Das große Project, welches sie so ganz fertig im Kopf trug, erschien ihr plötzlich in sehr ungewissem Lichte, und die ersten Worte, die sie nach dieser Begegnung zu ihrem Gemahl sprach, waren: „Ich glaube, lieber Grenwitz, wir werden in der Heirathsangelegenheit recht vorsichtig zu Werke gehen müssen. Du würdest mich verpflichten, wenn Du mir die Sache vollkommen überließest. Eine ungeschickte Einleitung, ja nur eine Andeutung zur unrechten Zeit könnte leicht Alles verderben;" — eine Aufforderung, welcher der gute alte Mann um so lieber nachkam, als selbst sein felsenfester Glaube an die Unfehlbarkeit seiner Anna Maria nicht im Stande gewesen war, die Bedenken, welche er gegen das Heirathsproject hatte, gänzlich zu beseitigen.

Die Baronin sah ein, daß im Falle Cousin Felix vor Helene's Augen keine Gnade finden sollte — und dieser Fall war zum mindesten nicht unmöglich —

durch Einschüchterung, durch Gewaltmaßregeln nichts ausgerichtet werden könnte, und daß Güte nicht nur der sicherste, sondern auch der einzige Weg sei. So war sie denn gütig, nach ihren Begriffen äußerst gütig gegen die schöne Tochter, und damit die Andern nicht merkten, worauf dies Alles hinausging, oder auch nur um in der Uebung zu bleiben, war sie es gegen diese auch. Seltsamerweise indessen schien gerade die, für welche diese Gnadensonne leuchtete, am wenigsten dadurch erwärmt zu werden. Helene veränderte ihre ruhig abgemessene Haltung, ihr höflig kühles Wesen auch nicht im Mindesten: die von der Baronin stets so gerühmte Pension hatte in der Erziehung Fräulein Helene's offenbar ein Meisterstück geliefert.

Und dennoch war dieses junge Herz, das so kalt, so unzugänglich schien, warmer Gefühle wol fähig. Sie hatte, als sie von ihren Freundinnen und der hoch verehrten Lehrerin Abschied nahm, heiße Thränen geweint, die sie freilich, als die Mutter eine Bemerkung darüber machte, sofort trocknete; sie erwies dem Vater manche Aufmerksamkeiten, auf welche die bloße Höflichkeit nie verfällt; sie kannte ein armes Kind nicht blos beschenken, sondern auch an die Hand nehmen und freundlich mit ihm sprechen. Ihre Freundinnen, deren sie allerdings immer nur sehr wenige besaß, hatten

niemals Ursache gehabt, über Lieblosigkeit von Seiten Helene's zu klagen; und die Briefe, die sie von Grenwitz aus nach Hamburg schrieb, waren der Beweis, daß sie wenigstens gegen die, welche sie liebte, weder kalt noch verschlossen war. So schrieb sie unter anderem an Mary Burton, eine junge schöne Engländerin, die sie von allen Freundinnen am meisten liebte und die einen großen Einfluß auf sie ausgeübt hatte.

„Doch das sind tempi passati, meine gute Mary! ich muß nun lernen mich an der Musik zu ergötzen, ohne sie zusammen mit Dir zu hören, und eine Gesellschaft erträglich zu finden, in der ich nicht Deinen holden Augen begegne. Bist jetzt freilich fehlst Du mir überall, und auch die andern; bis jetzt halte ich es nur für eine Möglichkeit, auch ohne euch froh sein zu können. Glaube indessen nicht, daß man mir hier unfreundlich begegnet! im Gegentheil, ich muß gestehen, daß mir die Meinigen über all mein Erwarten liebenswürdig entgegen gekommen sind. Von meinem Vater hatte ich es freilich nie anders erwartet, aber

Du hast ja die Briefe meiner Mama gelesen! Du meintest ja, sie glichen sich wie eine Schneeflocke der anderen — auch sie ist viel weniger streng, als ich sie vor früher her kannte und als sie in ihren Briefen erscheint. Sie läßt mir alle nur möglichen Freiheiten;

ich kann — was wir uns in der Penſion immer als das Höchſte dachten — thun und laſſen, was ich will. Meine Zimmer liegen im Erdgeſchoß des alten Schloſſes, dicht über dem Garten, in welchen aus meinem Salon eine Thür mit ein paar Stufen hinabführt. So lebe ich ganz ungeſtört, obgleich ich mit wenigen Schritten über die Corridore in die Wohnzimmer gelangen kann. Du weißt, ich fürchtete ſchon, hier nicht meiner großen Leidenſchaft, des Abends ſpät, wenn Alles rings um mich her ſtill iſt, zu muſiciren, folgen zu können. So bin ich dieſer Sorge vollkommen überhoben, und ich habe auch ſchon jeden Abend von dieſer Freiheit den ausgedehnteſten Gebrauch gemacht. Ich ſtöre ja Niemanden, es müßten denn einige Herren ſein, die ebenfalls in dieſem Theile des Schloſſes irgendwo über mir hauſen, glücklicherweiſe zur Kategorie derer gehören, die man in eurer aufrichtigen Sprache ſo glücklich mit dem Ausdruck Nobody bezeichnet. Es ſind nämlich der Hauslehrer, ein gewiſſer Herr Stein, und ein Geometer, der für Papa arbeitet, und den ariſtokratiſchen Namen Timm führt. Sie können Beide für hübſche Männer gelten, oder, um ganz aufrichtig zu ſein, ich vermuthe faſt, daß Du den Herrn Stein handsome and very gentlemanlike indeed finden würdeſt; aber Du brauchſt

deshalb nicht zu glauben, daß sie, oder einer von ihnen, einen besonderen Eindruck auf mich gemacht hätten. Ich habe eine Antipathie gegen Leute in dergleichen untergeordneten Stellungen, wie etwa gegen Kattun-Kleider oder böhmische Diamanten. Das mag recht gut sein für Bürgermädchen und Gouvernanten, aber für uns paßt es nicht. Ich sehe die Herren des Mittags, des Abends — im Uebrigen existiren sie nicht für mich. Herrn Stein begegne ich außerdem noch jeden Morgen früh im Garten, denn die Vögel singen hier so dicht unter meinen Fenstern, daß man aufstehen muß, man mag wollen oder nicht. Ich wäre diesen Begegnungen gern überhoben, aber was läßt sich thun? Ich kann dem armen Menschen, der hernach von sieben bis elf den Knaben Unterricht ertheilt, nicht recht verbieten, die einzige freie Morgenstunde, die er hat, zu benutzen, und wenn ich selbst später aufstehe, so käme ich wieder um den schönsten Genuß; also: ich muß es mir gefallen lassen — non son' io senza spine! Uebrigens ist dieser Stein, trotzdem er nur ein böhmischer Diamant ist, so fein geschliffen, daß ihn ein weniger geübtes Auge leicht mit einem echten verwechseln könnte. Er hat, was man bei Leuten aus den unteren Ständen so selten findet, Haltung und Selbstbeherrschung. Er hat

eine Weiſe, mit der ruhigſten Miene von der Welt, Jemandem, er ſei, wer er ſei, eine Schmeichelei oder eine Malice zu ſagen, die wirklich in Erſtaunen ſetzt.

So ſagte er geſtern, als wir uns zum dritten Male zur ſelben Zeit und an demſelben Orte auf dem Walle begegneten und daſſelbe Geſpräch über das Wetter geführt hatten, ob wir nicht in Zukunft bis eine Veränderung des Wetters einträte, ganz einfach weiter nichts, als: „wie geſtern"; ſagen wollten? Wir wären denn doch nicht ganz ſtumm an einander vorübergegangen, was für Hausgenoſſen immer etwas Peinliches habe, und dabei wären doch die Koſten der Converſation beinahe bis auf Null reducirt, eine Erſparniß, die ſelbſt für den Geiſtreichſten — hierbei eine halb ironiſche Verbeugung — nicht ganz unbedeutend ſei. — Das war doch ziemlich ſtark; aber wie geſagt, er bringt dergleichen mit ſo ruhigem Lächeln vor, daß man niemals weiß, ob er es im Scherz oder im Ernſt ſagt. Auch ſcheinen Alle, ſelbſt Mama, einen ziemlichen Reſpect vor ihm zu haben. Zwiſchen Bruno und ihm exiſtirt ein ganz eigenthümliches Verhältniß, gar nicht wie zwiſchen Lehrer und Schüler, ſondern wie zwiſchen zwei Freunden, die innigſt verbrüdert ſind, etwa wie Oreſt und Pylades; und wirklich, es iſt ein reizender Anblick, wenn man ſie Arm in Arm

zusammen durch den Garten schlendern sieht. Diese rührende Freundschaft hindert indessen Bruno nicht, sich bei jeder Gelegenheit als mein Ritter zu geriren. Der Junge sieht mir wahrlich an den Augen ab, was ich will und wünsche; oder vielmehr er ahnt und weiß es, ohne daß er mich nur anzusehen brauchte. Es ist mir manchmal ordentlich unheimlich dabei. Wenn ich auf dem Spaziergange denke, Du könntest auch wohl ohne Tuch gehen, sagt Bruno sicher: soll ich Dir das Tuch ein wenig tragen, Helene? Bei Tisch, wo er neben mir sitzt, reicht er mir nur, was ich gern habe, anderes läßt er vorübergehen und sagt: das ißt Du doch nicht, Helene! Er ist ein zu lieber Junge, obgleich eigentlich dieser Name nicht mehr recht auf ihn paßt, denn er wird nächstens sechszehn Jahr, und ist groß und stark und schön, wie ein junger Achill. Ich glaube, er würde für mich durchs Feuer gehen; ins Wasser wenigstens ist er gestern schon für mich gesprungen. Wir gingen des Abends auf dem Wall spazieren und ein plötzlicher Windstoß warf meinen runden Strohhut — Du kennst ihn ja — in den Graben. Mein armer Hut! rief ich. — Willst Du ihn wieder haben? fragte Bruno. — Ei natürlich, sagte ich, — aber nur im Scherz, denn ich weiß, daß der Graben sehr tief ist und an dieser Stelle war er noch dazu

wohl zwanzig Schritt breit, und der Hut schwamm mitten drauf. Aber Bruno war mit zwei Sprüngen den Wall hinab und ins Wasser hinein. Ich war wirklich erschrocken und ich glaube, ich stieß sogar einen leichten Schrei aus. — Beruhigen Sie sich, sagte Herr Stein — außerdem war glücklicherweise Niemand zugegen — Bruno schwimmt wie ein Neufoundländer, und selbst wenn er nicht wieder-herauskäme, so ist er ritterlich im Dienste der Damen gestorben. Das ist immer ein Trost. — Glücklicherweise kam Bruno nach ein oder zwei ängstlichen Minuten wieder ans Land geschwommen, und Herr Stein half ihm beim Heraussteigen, dann gingen sie beide lachend von dannen und ließen mich mit dem nassen Hut in der Hand — ein rührendes Bild — ganz allein stehen. — Uebrigens scheint mir Herr Stein doch übel genommen zu haben, daß ich seinen Liebling in diese Gefahr brachte. Wenigstens ist er heute Morgen nicht auf der Promenade erschienen, bei Tische sehr einsilbig gewesen und hat die Literaturstunde, die er mir wöchentlich zweimal giebt, absagen lassen, „weil er Kopfschmerz habe", was ihn freilich, wie ich von meiner Stube aus beobachten kann, nicht hindert, in der glühenden Nachmittagssonne draußen im Garten mit unbedecktem Haupt eine halbe Stunde lang, die

Arme untereinander geschlagen, auf einem Fleck zu stehen und in das Wasserbecken eines Brunnens zu starren, von dem eine hochgeschürzte Najade lächelnd auf ihn herabschaut — es ist ein wunderlicher Heiliger

. . . . . .

Die junge Dame mochte in diesem Briefe, der jedenfalls von ihren geheimsten Gedanken mehr enthüllte, als sie selbst wol wußte, durchaus der Wahrheit haben die Ehre geben wollen und derselben auch überall so ziemlich nahe gekommen sein; aber in Hinsicht des Grundes zu Oswald's zerstreutem und düsterm Wesen an diesem leuchtenden Sommertage irrte sie sich doch.

Elftes Kapitel.

Es war an dem Abend deſſelben Tages, an welchem Helene von ihrem Schreibtiſche aus Oswald am Brunnen der Najade beobachtete, daß in einem Zimmer des Hotels Bellevue in dem Kurort N., berühmt durch Dr. Birkenhain's große Heilanſtalt für Geiſteskranke, zwei Perſonen, eine Dame und ein Herr, in der Nähe der geöffneten Balkonthür ſaßen. Es dämmerte bereits; Kurgäſte kamen beſtäubt von ihrer Nachmittags-Promenade zurück, von Zeit zu Zeit rollte eine elegante Kutſche vorüber, in welcher, vornehm in die ſchwellenden Kiſſen gedrückt, ſchön geſchmückte Frauen ſaßen. Dann wurde es ſtiller auf der Straße; drüben über den Gärten ſchimmerte der Abendſtern aus dem ſafranfarbenen Himmel. Die Dame in der Thür des Balkons hatte die Augen auf den Stern gerichtet, der Herr, der tiefer im Zimmer ſaß, die ſeinen auf das Antlitz der Dame. Die Bei-

den hatten seit einer halben Stunde kaum ein Wort gesprochen: jetzt stand der Herr auf, trat nahe an den Stuhl der Dame heran und sagte leise:

„Ich will fort, Melitta!"

„Wann kommen Sie morgen wieder?"

„Ich komme morgen nicht wieder; ich will fort von R., heute Abend noch."

„Aber Sie wollten doch so lange hier bleiben, als irgend möglich, das heißt: bis die Zusammenkunft mit der braunen Gräfin Ihre Abreise nothwendig macht."

„Ich wollte es, aber es kann nichts nützen. Ich habe noch heute ausführlich mit Birkenhain gesprochen; er hält es für unmöglich, daß Carle noch einmal vor seinem Ende zum vollen Bewußtsein erwacht. Und gesetzt auch, er thäte es, was hat er davon, daß ich zugegen bin? Kam ich doch neulich noch zur rechten Zeit; und was wollte er von mir? nichts — mich fragen: ob das Testament sicher verwahrt ist; das war Alles."

„Aber Carle könnte ja doch seinen Willen ändern —"

„Nein. Als er damals das Testament in meiner und des alten Baumann Gegenwart aufsetzte, war er, obgleich schon krank und hinfällig, doch noch bei vollem Verstande; er hat Sie zur Universalerbin ein-

geſetzt, mit Fug und Recht. Er wußte, daß er Ihnen wenigſtens dieſes Zeichen ſeiner Reue ſchuldig war. Er wollte damit ſagen: ich bin nicht ganz ſo ſchlecht als Du gedacht haſt; ich ſehe wenigſtens ein, daß ich Dich unglücklich gemacht habe, und würde das Geſchehene ungeſchehen machen, wenn ich nur könnte."

„Brechen wir ab von dieſem Thema!" ſagte Melitta, aufſtehend und ſich für einen Augenblick auf das Geländer des Balkons lehnend, um in die ſchon dunkelnde Straße hinabzublicken. Dann trat ſie wieder in das Zimmer zurück und ſagte:

„Reiſen Sie direct nach Cona zurück?"

„Nein, ich will die Zeit, die mir noch bleibt, zu einer Rheinreiſe benutzen; vielleicht komme ich wieder über N."

„So laſſen Sie mir die Czika bis dahin; es ſoll ein Pfand ſein, daß Sie hierher zurückkommen."

„Wünſchen Sie es, Melitta?"

„Sie ſind wieder einmal ſehr gut gegen mich geweſen."

„Alſo bloße Dankbarkeit?"

„Und — Freundſchaft."

„Leben Sie wohl, Melitta!"

„Reiſen Sie glücklich, Oldenburg!"

Der Baron ging mit langſamen Schritten nach der

Thür: dort angelangt, blieb er stehen, dann kam er noch einmal zurück und sagte:

„Haben Sie immer geglaubt, daß ich Ihr Freund sei, Melitta?"

„Ja."

„Haben Sie je geglaubt, daß ich Sie liebe?"

Melitta schwieg.

„Nie? zu keiner Zeit?" fragte der Baron mit dumpfer Stimme.

„Lassen Sie das Vergangene vergangen sein!"

„Nein, Melitta, lassen Sie uns davon sprechen. Ich finde eine Gelegenheit wie diese vielleicht nicht zum zweiten Mal im Leben, wieder; nein, nie! Denn das alte gute Verhältniß zwischen uns ist todt, seitdem ich unsinnig genug war, Ihnen zu zeigen, daß ich Sie liebte — und über diesen Schlund, der da zwischen uns aufklaffte, giebt es keine Brücke. Für den Augenblick hat uns die Noth zusammengeführt; sobald ich aus diesem Zimmer gehe, sind wir uns wieder Fremde. Melitta, um unserer alten Freundschaft willen, bei der Erinnerung an die gemeinsam verlebte selige Jugendzeit, sagen Sie mir, haben Sie nie geglaubt, daß ich Sie liebte?"

„Ich weiß es nicht —"

„Das ist hart," sagte der Baron leise; „das ist

hart.“ Er ließ ſich auf einen Stuhl ſinken, ſtützte den Arm auf die Lehne und verbarg ſein Geſicht in der Hand.

Er ſtand wieder auf, ging, die Arme über der Bruſt kreuzend, mit langen Schritten in dem Gemache auf und ab und ſprach, als ob er mit ſich ſelbſt redete: „Was beklagen ſich denn die Menſchen, die lieben und wieder geliebt werden, wenn ſie, ſo oder ſo, um ihre Hoffnungen betrogen wurden? oder die, welche lieben, und wenn ihre Leidenſchaft auch nicht erwiedert wird, doch wenigſtens den Troſt haben, daß man ihren Kummer ehrt, daß man Mitleid mit ihren Qualen hat? Nein — lieben, lieben, wie nur ein Erdenſohn lieben kann, mit allen Kräften ſeiner Seele, mit jedem Blutstropfen in ſeinen Adern, und dann erfahren — nicht, daß man uns nicht wieder liebt — pah, was iſt das! — nein, erfahren, daß man uns für einen Lügner hält, für einen Spaßmacher, einen Schäker — ha, ha, ha! das iſt das Wahre! das iſt ein Labſal, wie es Teufel armen Gefolterten glühend in den lechzenden Mund träufeln“ . . .

„Und wenn ich nicht an Ihre Liebe glaube, wer iſt denn Schuld daran? wer hatte die Scene im Garten der Villa Serra di Falcò arrangirt? ich oder Sie?“

„Wie?“ sagte der Baron stehen bleibend; „sind Sie wirklich ein solcher Neuling in der Liebe, daß ich Ihnen in allem Ernst die Erklärung zu dieser Farce geben muß? Glauben Sie wirklich, daß ich — dem doch sonst so leicht nichts entgeht — Sie nicht schon längst hinter den Myrthengebüschen bemerkt hatte, ehe ich zu Hortense's Füßen sank, und die Sonne, obgleich sie untergegangen war, und den Mond, obgleich er nicht schien und die Sterne, die es besser wußten, zu Zeugen meiner heißen Liebe anrief? das hätten Sie auch nur einen Augenblick für Ernst gehalten?“

„Was war es denn?“

„Eine Allegorie. Ich wollte Ihnen zeigen: sieh! dies bleibt mir übrig, wenn Du meine Liebe verschmähst! Du zwingst mich, der ich immerdar vor einer Heiligen anbeten möchte, in den Armen einer Buhlerin Vergessenheit zu suchen. Melitta, Melitta; gestehe es! Du wußtest recht gut, daß dies eine Farce war; aber es war Dir bequem, sie für Ernst zu nehmen. Du wolltest von mir befreit sein, selbst um den Preis — eines Mißverständnisses!“

„Und wenn dies mein Wille gewesen wäre, — und ich will annehmen, es war mein Wille — ist es nicht des Mannes Pflicht, den Willen einer Frau, noch dazu einer Frau, die er liebt, zu ehren?“

„Habe ich es nicht gethan? bin ich nicht noch in derselben Nacht auf ein Wort, ja auf einen Wink hin, abgereist, bin ich nicht drei lange Jahre wie Ahasver ruheles durch alle Lande geirrt, und habe ich, als ich dann endlich zurückkehrte — zurückkehrte, weil mir eine Ahnung sagte, daß Dir ein Unglück bevorstände — nicht jede Gelegenheit mit Dir zusammenzutreffen, sorgfältig vermieden? war es mein Wille, daß ich Dich auf dem Balle in Barnewitz traf? ist es mein Wunsch gewesen, der uns hier zusammenführte? Nein, Melitta, Du kannst nicht über mich klagen. Ich habe meine Liebe zu Dir lange, lange Jahre — denn ich liebe Dich, seitdem ich denken kann, seitdem ich weiß, daß Nachtigallengesang und Sonnenschein und Wogenrauschen köstlich sind — tief versteckt im Herzen getragen; und wenn ich einen Augenblick thöricht genug war, die Hoffnungslosigkeit dieser Leidenschaft zu vergessen, so habe ich diese Thorheit schwer genug gebüßt. Wußte ich doch schon als Knabe, daß Du Dein Pferd und Deinen Hund lieber hattest, als mich; und doch bezwang ich den schwer verletzten Stolz, und doch demüthigte ich mich wieder und immer wieder vor Dir; ich, der ich nie in meinem Leben eine Bitte über die Lippen bringen konnte!“

Der Baron setzte seine ruhelose Wanderung durch

das Zimmer wieder eine Zeit lang schweigend fort, dann blieb er abermals vor Melitta stehen, und sagte:

„Ich habe mich noch tiefer gedemüthigt. Ich habe gesehen, daß das Weib, nach der sich meine Seele sehnt, wie der Gekreuzigte nach einem Labetrunk, von einem andern geliebt wird; habe gesehen, daß sie diesen Andern wieder liebt mit jener Liebe, um die ich Gott auf meinen Knieen tausend und tausendmal mit heißen Thränen gebeten habe — und habe nicht mit der Wimper gezuckt; ich habe der Schlange Eifersucht den Kopf zertreten — ja, und mehr! ich habe redlich versucht, diesen Glücklichen nicht zu hassen, ich bin ihm entgegengekommen mit Gruß und Handschlag, ich habe mir sein Vertrauen, seine Liebe zu erwerben gesucht, nicht um zum Verräther an ihm und an Dir zu werden, sondern weil ich fühlte, daß mir Dein Glück theurer war, als Alles, und daß der, welchen Du liebtest, auch von mir geliebt werden oder von meiner Hand sterben müsse."

„Sie sind fürchterlich, Oldenburg!" rief Melitta, sich halb vom Stuhle erhebend; „soll denn nicht der geheimste Winkel meines Herzens vor Ihnen verborgen bleiben?"

„Ich bin nicht fürchterlich," sagte der Baron; „ich bin nur unbequem; das ist das Recht des Freundes.

Glaube nicht, daß ich mich auf krummem Wege in Dein Geheimniß gestohlen habe! Ich habe nur die Augen nicht geschlossen, das ist Alles. Oder glaubst Du, man lerne nicht zuletzt die leiseste Regung in einem Gesicht verstehen, das man stets im Wachen und ach, wie oft im Traume! vor sich sieht? Und dann, wenn man die Hoffnung, je geliebt zu werden, aufgegeben hat, so will man wenigstens die Ueberzeugung haben, daß derjenige, welchem dieses Glück zu Theil wird, auch kein Unwürdiger ist."

„Oldenburg!"

„Er ist kein Unwürdiger, aber — ich bin Dein Freund, Melitta! er ist Deiner auch nicht würdig, noch nicht würdig. Er hat viele große und schöne Eigenschaften, ich weiß es wol; aber sein Charakter ist noch nicht im dreimal heiligen Feuer des Unglücks gestählt, und so weiß er auch das Glück noch nicht zu schätzen. Er hat eine unendliche Empfänglichkeit für Alles, was schön und anmuthig ist, und deshalb betet er Dich an; aber, weil er seiner Natur nach eben für Alles empfänglich ist, wird es ihm unendlich schwer, nicht über dem Anmuthigeren und Schöneren das Schöne und Anmuthige zu vergessen; das heißt: treu zu sein. Er ist ein Dichter, und eines Dichters Liebe ist das Ideal. Er wird das köstlichste Gefäß

verächtlich bei Seite schieben, weil sein feines Auge doch irgendwo einen Flecken daran bemerkt hat; er wird Alles, was ihm die Erde bietet, gierig ergreifen und verächtlich wieder fortwerfen, weil es eben irdisch, weil es, und wäre es noch so himmlisch, doch immer mit einem Erdenrest behaftet ist."

„Sie sagen mir nichts, Oldenburg, was ich mir nicht schon hundert und tausendmal selbst gesagt hätte."

„Ich weiß es. Die Beurtheilung solcher Naturen kann Ihnen nicht schwer werden, denn auch Sie sind diesem Dämon unterthan. Aber Sie sind ein Weib, und über euch hat der Dämon nicht, wie über uns, unbedingte Gewalt. Ihr, und wenn ihr euch auch noch so sehr sträubt, laßt euch zuletzt doch in der Liebe Fesseln schlagen und seid stolz auf diese Fesseln; der Mann, und wenn er im Anfang noch so sehr mit dem neuen Schmucke prunkt, schleudert ihn zuletzt doch von sich. Und so wird es geschehen."

„Nein, nein!"

„Ja, Melitta; es wird geschehen und — jetzt weiß ich auch, welches dieses Unglück ist, das ich über Deinem theuren Haupte wie eine finstere Wetterwolke schweben sah. Glaube es mir, der Schlag wird über kurz oder lang auf Dich niederschmettern, und wenn

Du dann zerschmettert am Boden liegst und nicht mehr leben magst und doch nicht sterben kannst — dann, Melitta, dann vielleicht wirst Du die Qualen begreifen, die ich erduldet; dann wirst Du mir im Herzen das Unrecht abbitten, das Du mir gethan! Wollte Gott, Du kämest nie zu dieser Erkenntniß! Der Preis ist ungeheuer! aber, aber — Du wirst ihn doch bezahlen müssen. Leb wohl, Melitta! verzeihe, daß ich Dir weh gethan habe; es wird nicht wieder geschehen; es ist das erste, und es ist das letzte Mal, daß ich so zu Dir geredet. Leb wohl, Melitta! — Melitta, hast Du kein freundliches Wort zum Abschied für mich?"

Melitta hatte das Gesicht in die Hände gedrückt; bei der Dämmerung, die in dem Gemache herrschte, waren nur noch eben die Umrisse ihrer Gestalt zu erkennen. — Sie wollte, oder konnte nicht antworten.

Der Baron hielt seine beiden Hände über das schöne gebeugte Haupt.

„Gott segne Dich, Melitta!" sagte er, und die Stimme des stolzen, harten Mannes klang weich und mild wie eines Vaters Stimme.

Als Melitta die Thür sich hinter dem Baron schließen hörte, sprang sie von dem Stuhle auf, und that rasch einige Schritte, als wollte sie ihn zurück-

rufen. Aber mitten im Zimmer blieb sie wieder stehen.

„Nein, nein!“ murmelte sie, „es ist besser so, ich darf ihm keinen Schimmer von Hoffnung lassen.“

Sie ging langsam wieder zu ihrem Stuhl zurück. Sie setzte sich wieder, sie bedeckte wieder das Gesicht mit den Händen. Und nun brachen die lange zurückgehaltenen Thränen in Strömen aus ihren Augen. „Ich weiß es ja, daß es so kommen wird;“ murmelte sie; „aber weshalb den kurzen Traum des Glücks so grausam stören?“

Zwölftes Kapitel.

Der Postbote, welcher am Abend den Brief Helene's nach der Stadt trug, war am Morgen desselben Tages schon einmal dagewesen. Er hatte Oswald ein Schreiben aus Grünwald von einem seiner dortigen Bekannten gebracht, der auch zu gleicher Zeit einer von den Wenigen war, mit denen Professor Berger in einem intimeren Verhältnisse stand. Der Bekannte, ein Docent an der Universität, schrieb Oswald, daß er ihm die schleunige Nachricht von einem Ereignisse schuldig zu sein glaube, das seit gestern Nachmittag die ganze Stadt in die größte Bestürzung versetzt habe. Professor Berger sei ganz plötzlich, zum wenigsten ohne daß irgend Jemand eine Ahnung von seiner Krankheit gehabt habe, wahnsinnig geworden. Er sei um vier Uhr, wie gewöhnlich, in seine Vorlesung über Logik gekommen, habe angefangen zu dociren, scharfsinnig, geistreich, wie immer. Dann hätte

seine Rede begonnen, verworren und immer verworrener zu werden, so daß ein Student nach dem andern die Feder niedergelegt und den Nachbar voll Verwunderung und Schrecken angestarrt habe. „Wissen Sie, meine Heren, habe Berger gerufen, was der Jüngling von Sais erblickte, als er den Schleier hob, der das große Geheimniß barg, — das große Geheimniß, welches der Schlüssel sein sollte zu den verworrenen Räthseln des Lebens? Sehen Sie, meine Herren, hier nehme ich meinen Kopf auseinander, die eine Hälfte in diese, die andere in jene Hand — was erblicken Sie in dem Kopfe des berühmten Professor Berger, zu dessen Füßen Sie sitzen, seinen weisen Worten zu lauschen, und sie mit abscheulich kritzelnden Federn in Ihre langweiligen Hefte zu schreiben? was erblicken Sie? — genau dasselbe, was der Jüngling von Sais erblickte, als er den Schleier von der Wahrheit hob: Nichts! absolut gar nichts, nichts für sich, nichts an sich, an und für sich: nichts! und daß dieses hohle, öde Nichts des Pudels Kern sei, daß all unser bestes Streben nichts sei, wir unser Herzblut an nichts und wieder nichts setzen, sehen Sie, meine Herren, das hat den Jüngling von Sais toll gemacht, das hat mich verrückt gemacht, und wird auch Sie um den Verstand bringen, wenn Sie irgend-

welchen aus Ihren Spatzenköpfen zu verlieren haben. Und nun, meine Herren, machen Sie Ihre dummen Hefte zu, damit das abscheuliche Kritzeln endlich einmal aufhört und stimmen Sie mit mir in das tiefsinnige und erhebende Lied ein: „O, da sitzt ne Flieg' an der Wand!" Berger habe darauf mit lauter Stimme und das Katheder mit den Fäusten bearbeitend angefangen, zu singen, sei dann in dem Auditorium an den Wänden entlang gelaufen, nach imaginären Fliegen haschend, habe dann jedesmal die Hand geöffnet, hineingeschaut, und triumphirend gerufen: Nichts meine Herren, sehen Sie, nichts und wieder nichts!

Der Bekannte schloß den Brief mit der Mittheilung, daß Professor Berger sogleich am folgenden Tage auf den Rath seiner Aerzte nach N. in die berühmte Heilanstalt des Dr. Birkenhain transportirt sei; er habe Alles gutwillig mit sich geschehen lassen, nachdem man ihm vorgeredet: man wolle ihm das große Ur-Nichts zeigen . . .

Oswald war durch den Inhalt dieses Briefes tief erschüttert. Er hatte in Berger seinen Freund und Lehrer geliebt und geehrt; er hatte sich des wunderlichen Mannes Liebe in hohem Grade erworben; er hatte tiefere Blicke, als wol irgend Jemand sonst, in diesen unendlich reichen Geist gethan. Wie oft hatte

er dem Außererdentlichen mit entzücktem Schweigen zugehört, wenn dieser von einem scharfsinnigen und genau formulirten Satze ausgehend, plötzlich aus dem Gebiete der Logik in eine Welt gerieth, die sich ihm nur durch eine höhere Intuition erschließen konnte, und nun Traum an Traum und Gesicht an Gesicht reihte, so phantastisch, so märchenhaft, aber auch so himmlisch schön und rein, daß Oswald alles Andere darüber vergaß und leibhaftig in dieser Fata Morgana umherzuwandeln glaubte, bis der Magier mit einem Worte höhnenden Schmerzes und wilder Verzweiflung die köstliche Spiegelung versinken ließ! Und nun war dieser reiche edle Geist zerstört! und diese hohe Intelligenz in des Wahnsinns öde Nacht gesunken! . . . Oswald erschien dies so ungeheuer, so unfaßbar, daß ihm war, als sei die Welt aus den Fugen gegangen; als müsse jetzt, nachdem diese erhabene Säule gestürzt, Alles in graufe Trümmer zerfallen. Wenn dies geschehen konnte, was war dann noch unmöglich? Dann war ja auch wol Freundschaft ein Märchen und Liebe eine Fabel — dann mochte ja auch wol etwas mehr hinter dem Zufall zu suchen sein, der ihm heute Morgen den augenblicklichen Aufenthaltsort Oldenburg's verrieth. — Als Oswald nämlich einen Blick auf die Aufschriften der Briefe warf, welche der Postbote aus

seiner Tasche genommen hatte und durch die Hand laufen ließ, um den für Oswald bestimmten herauszusuchen, fiel ihm einer auf, auf welchem die Adresse offenbar von Oldenburg's höchst eigenthümlicher und schwer mit einer andern zu verwechselnder Handschrift war. Der Brief war an des Barons Verwalter in Cona adressirt. Weshalb sollte der Baron nicht an seinen Verwalter schreiben dürfen? Aber Oswald erfuhr auch zugleich durch den Poststempel den Ort, von welchem aus dieser Brief abgesandt war; und dieser Ort war derselbe, wohin man Berger geschickt hatte, derselbe, wo Herr von Berkow seit sieben Jahren — und wo Melitta seit vierzehn Tagen war, das heißt, zwei Tage länger, als die geheimnißvolle Reise Oldenburg's gedauert hatte! In dem ausführlichen Briefe Melitta's, den Oswald vor einigen Tagen durch Baumann erhielt, hatte sie des Barons Anwesenheit mit keinem Worte erwähnt; Baumann selbst aber mußte durch Bemperlein davon unterrichtet gewesen sein, denn er war in Verlegenheit gerathen, als er die Personen nannte, die bei dem Besuche, welchen Melitta ihrem sterbenden Gemahl machte, zugegen gewesen waren. Warum dieses geheimnißvolle Wesen bei einem Manne, der die Geradheit und Offenheit selbst schien? war er dazu beauftragt, oder hatte er,

der die Verhältniſſe ſeiner Herrin ſo genau kannte, ſeine beſondern, gewichtigen Gründe, die Wahrheit zu verheimlichen?

Dies waren die ſchlimmen Gedanken, die durch Oswald's Hirn zogen, als er im heißen Nachmittagsſonnenſchein barhaupt an dem Brunnen der Najade ſtand und bewegungslos in das Waſſer ſtarrte, während Fräulein Helene an ihrem Schreibtiſch Betrachtungen darüber anſtellte, ob ſie ſelbſt vielleicht die Urſache dieſer Verſtimmung ſei. Ehe ſie indeſſen darüber zu einem Reſultat gekommen war, klopfte es an ihre Thür. Das junge Mädchen ſchloß ſofort ihre Schreibmappe und ſchien ganz in Lamartine's Voyage en Orient vertieft, als ſich auf ihr Herein! die Thür öffnete und die Baronin in's Zimmer trat.

„Störe ich Dich, liebe Helene?"

„Durchaus nicht, liebe Mama!" ſagte das junge Mädchen aufſtehend und ihrer Mutter entgegengehend.

„Du bliebſt heut ſo außergewöhnlich lange auf Deinem Zimmer, daß ich doch ſehen wollte, was Dich denn ſo ſehr feſſelte. Lamartine's Voyage? nun, ein recht hübſches Buch, aber ein wenig überſpannt, wie mir ſcheint. Freilich, in meinen Jahren bekommt man eine etwas andere Anſicht von dem Leben, und ſo auch von den Büchern und den Menſchen. Aber ich

freue mich, daß Du nicht müßig bist, daß Du das Talent hast, Dich zweckmäßig zu beschäftigen. Ich fürchtete schon, die Monotonie unsers Lebens hier würde doch gar zu sehr von dem muntern Treiben in der Pension abstechen, und Du würdest diesen Unterschied schmerzlich empfinden. Wir können Dir hier so wenig bieten! das war immer mein Refrain, wenn der gute Vater darauf drang, Dich endlich einmal aus der Pension zu nehmen."

„Aber ich versichere Dich, liebe Mama, Du hast Dir ganz unnöthige Sorge meinethalben gemacht," sagte Fräulein Helene, die dargebotene Hand der Mutter an die Lippe ziehend; „ich fühle mich hier sehr glücklich, und wie wäre das auch anders möglich! Bin ich nicht im elterlichen Hause, wo mir Alle mit Liebe oder doch mit Freundlichkeit entgegenkommen? habe ich nicht Alles, was ich nur wünschen kann? Ich wäre wahrlich sehr, sehr undankbar, könnte ich das auch nur einen Augenblick vergessen."

„Du bist ein gutes, verständiges Kind," sagte die Baronin, ihre schöne Tochter auf die Stirn küssend, „ich werde noch recht viel Freude an Dir erleben. Das ist meine sichere Hoffnung, wie es mein tägliches Gebet ist. Ach, meine liebe Tochter, glaube mir, ich bedarf gar sehr dieses Trostes, wenn ich nicht den

vielen Sorgen, die auf mich einstürmen, unterliegen soll."

Die Baronin hatte sich auf ein kleines Sopha gesetzt; sie schien sehr erregt und trocknete sich mit dem Taschentuche die nassen Augen.

„Was hast Du, liebe Mama?" sagte Fräulein Helene mit wirklicher Theilnahme; „ich bin nur ein einfältiges unerfahrenes Mädchen, aber wenn Du Vertrauen zu mir haben kannst, theile Dich mir mit. Wenn ich Dir auch nicht rathen und helfen kann, so vermag ich doch vielleicht Dich zu trösten, und das würde mir eine unendliche Freude bereiten."

„Liebes Kind," sagte die Baronin, „Du bist so lange — komm, setze Dich hier zu mir und laß uns einmal recht vertraulich mit einander reden — Du bist so lange vom elterlichen Hause entfernt gewesen und warst noch so jung, als Du es verließest, daß Du nothwendigerweise von unsern Verhältnissen so gut wie gänzlich ununterrichtet bist. Du glaubst, wir seien reich, sehr reich; aber es ist beinahe das Gegentheil der Fall, für uns Frauen wenigstens. Das ganze große Vermögen fällt nach des Vaters Tode — den der allmächtige Gott in seiner Gnade noch recht lange verhüten möge — an Deinen Bruder. Mir bleibt, außer einer sehr geringen Wittwenpension, nichts

— und Du, mein armes Kind, gehst gänzlich leer aus.“

„Aber, Mama, ich hörte doch immer, daß Stantow und Bärwalde dem Vater gehörten, und daß er darüber ganz frei verfügen könne?“

„Du irrst, mein Kind; die beiden Güter gehören nicht dem Vater. Sie werden ihm vielleicht einst gehören, wenn sich der eigentliche Erbe bis zu einer gewissen Zeit nicht meldet. Ich kann über diesen Punkt nicht ausführlich sein, liebes Kind, weil ich dabei gewisse Verhältnisse Deines Onkels Harald berühren müßte, über die man mit einem jungen Mädchen lieber nicht spricht. Genug, auf die Güter können wir mit Bestimmtheit nicht rechnen. Alles, was uns bleibt, sind einige Tausend Thaler, die Dein Vater und ich bis jetzt von unserer Rente haben erübrigen können.“

„Liebe Mama, mache Dir meinethalben keine Sorge,“ sagte Fräulein Helene; „ich bin in Hamburg nicht verwöhnt, und der Luxus, mit dem mich hier Deine Güte umgeben hat, ist mir etwas ganz Neues. Ich werde auch mit Wenigem zufrieden und glücklich sein können — und dann, der gute Vater ist ja jetzt, Gott sei Dank, wieder so munter und rüstig, hat sich von dem Fieberanfall in Hamburg so auffallend schnell

erbelt, daß wir uns ſeiner Liebe und Fürſorge gewiß noch recht lange werden erfreuen können."

„Das gebe Gott!" ſagte die Baronin; „aber ich fürchte, wir müſſen uns auf das Schlimmſte gefaßt machen. Der Vater iſt keineswegs ſo rüſtig, wie Du glaubſt. Er kränkelt fortwährend, obgleich er es uns ſo wenig wie möglich merken läßt. Der Hamburger Arzt ſchilderte mir des Vaters Zuſtand als ſehr bedenklich. Sollte er uns entriſſen werden, dann würden Du leider Gelegenheit erhalten, die Stichhaltigkeit Deiner Grundſätze zu erproben. Aber, mein Kind, Du kennſt das Leben nicht. Es läßt ſich leicht von Armuth ſprechen, wenn man ſie nur von Hörenſagen kennt. ‚Ich kenne ſie aus Erfahrung; ich war ein armes Mädchen, als mich Dein Vater heirathete; ich weiß, was es heißt, ein Kleid wenden und wieder wenden, weil man kein Geld hat, ein neues zu kaufen; ich weiß, welchen tauſendfachen Demüthigungen ein armes Mädchen von Adel ausgeſetzt iſt."

„Es wird anders und beſſer kommen, als Du denkſt, theuerſte Mama. ‚Ich weiß nicht, iſt es meine ‚Jugend oder iſt es der ſchöne leuchtende Sommertag — ich kann unſere Lage nicht in dem trüben Lichte ſehen. ‚Ich werde —"

„Mich mit einem reichen und würdigen Mann ver-

heirathen?" sagte die Baronin mit einem Lächeln, das ihr sehr sonderbar stand.

„Aber Mama —"

Ich weiß es wohl, daß Du etwas Anderes sagen wolltest, meine Tochter. Es ist ein Scherz von mir, aus dem hoffentlich ein recht erfreulicher Ernst wird. Du stehst in den Jahren, wo es einem jungen Mädchen wohl erlaubt ist, in Zucht und Ehren einem solchen Gedanken in ihrem Herzen Raum zu geben. Wohl ihr, wenn sie ihre Wahl auf einen Würdigen lenkt, besser noch, wenn sie dieselbe ihren Eltern überläßt, die nur ihr Glück wollen und durch die reiche Erfahrung eines langen Lebens in diesem Bemühen unterstützt werden."

„Aber Mama, dahin hat's doch noch lange Zeit."

„Sehr wahrscheinlich, mein Kind; indessen man kann nicht wissen, was der Himmel über Dich beschlossen hat. Ihm muß man in diesen, wie freilich auch in den andern Dingen des Lebens Alles anheimstellen. — Aber, wer ist nur der Mann, welcher dort so lange unbeweglich am Baume steht; ich habe meine Lorgnette in meinem Zimmer gelassen."

„Es ist Herr Stein, Mama; er steht dort schon seit einer halben Stunde mindestens; ich glaube, er ist festgewachsen."

„Ein wunderlicher Mensch, dieser Stein; sagte die Baronin. Er hat für mich geradezu etwas Unheimliches. Es ist schlechterdings unmöglich, aus ihm klug zu werden. Wie gefällt er denn Dir, liebe Helene?"

„Aber, Mama, ich habe wirklich noch nicht darüber nachgedacht: und bei solchen Leuten kann eigentlich doch von Gefallen oder Missfallen kaum die Rede sein. Ich dächte, sie wären sich alle gleich oder wenigstens sind die Unterschiede so gering, daß man sie nicht wohl bemerken kann; — der Eine heißt Stein, der Andere Timm — das ist doch im Grunde Alles."

„Du hast recht, liebe Tochter," sagte die Baronin. „Diese Leute sind Statisten, man sieht sie nur, wenn die handelnden Personen einmal abgetreten sind. Glücklicherweise kann ich Dir in allernächster Zukunft eine andere und bessere Gesellschaft versprechen."

„Und die wäre?"

„Dein Cousin Felix. Ich erhielt soeben einen Brief von ihm — der Postbote ist noch draußen in der Küche, Du kannst ihm einen Brief mitgeben, wenn Du vielleicht ein paar Zeilen nach Hamburg schreiben willst — er meldet uns seinen Besuch auf morgen oder übermorgen an. Aber war das nicht Deines Vaters Stimme? Adieu, liebes Kind; mache

Dich zurecht, wir wollen etwas früher essen und dann noch eine Visite bei Plüggens machen."

Die Baronin küßte ihre Tochter auf die Stirn und verließ das Zimmer. Fräulein Helene holte eilig den auf die Seite geschobenen Brief wieder hervor, um noch dazu zu schreiben: „Mama, die mich soeben verläßt, ist doch wirklich sehr gut und freundlich zu mir. Sie spricht mit einer Offenheit, die mich in Erstaunen setzt, von unsern Verhältnissen. Sie kündigte mir einen Besuch an: Cousin Felix (der Lieutenant). Es wird wohl durch ihn etwas mehr Leben nach Grenwitz kommen, denn auf Herrn Stein scheint man nicht mehr rechnen zu können. Er steht noch immer am Brunnen. Adieu, dearest, dearest Mary!" . . .

Dreizehntes Kapitel.

Wer sich für Albert Timm specieller interessirte, konnte bemerken, daß diesem Herrn in den letzten Tagen irgend etwas Besonderes zugestoßen sein mußte. Zwar ließen sich der schwarze Frack, den er jetzt beständig trug, die größere Sorgfalt, die er auf seine Toilette verwandte, und andere mit seinem äußeren Menschen geschehene Veränderungen füglich durch die Anwesenheit Fräulein Helene's und die gehobenere Stimmung, welche durch dieselbe in die Gesellschaft auf Schloß Brenwitz gekommen war, erklären, aber wie sollte man den Ernst deuten, der jetzt häufig auf seiner weißen Stirn und in seinen hellen blauen Augen lag? wie die Schweigsamkeit, zu der er, der sonst keine Minute still sein konnte, sich oft auf Stunden verurtheilte? wie vor allen Dingen den rastlosen Fleiß, mit welchem er jetzt halbe Tage lang über sein Reißbrett gebeugt stand und zeichnete und

tuschte? Allerdings hatte Herr Timm während der kurzen Abwesenheit der Familie nur den harmlosen Freuden eines angenehmen ländlichen Aufenthaltes gelebt bis zu dem Augenblicke, wo er, von einer plötzlichen Anwandlung von Fleiß ergriffen, in die Registratur ging, die alten Flurkarten zu holen, und bei dieser Gelegenheit ein kleines, mit einem rothseidenen Faden zusammengebundenes Packet Briefe fand, in deren Lectüre er durch das Rollen des Wagens, welcher die Familie Grenwitz so unverhofft zurückbrachte, gestört wurde. Indessen, es war ganz gegen Albert's Natur, über ein dolce far niente, dem er sich längere oder kürzere Zeit hingegeben, Reue zu empfinden; und überdies arbeitete er so schnell und gewandt, daß es ihm ein Kleines war, auch größere Versäumnisse in sehr kurzer Zeit nachzuholen. Die Flurkarten also, weder die neuen noch die alten, waren es sicher nicht, über denen er sich den Kopf zerbrach. Davon würde man sich überzeugt haben, wenn man an dem Nachmittage einen Blick in sein Zimmer, das er, sehr gegen seine Gewohnheit, hinter sich abgeschlossen, geworfen hätte.

Herr Timm saß auf dem kleinen Sopha in seiner Stube, ein Bein untergeschlagen, den Kopf in die Hand gestützt, und aus seiner Cigarre mächtige

Wolken blasend, offenbar in tiefes Nachdenken verloren. Neben ihm auf dem Sopha lagen die Briefe, die er in dem Repositorium der Registratur gefunden. Es waren ihrer nicht viele, alle von derselben zierlichen Hand auf ziemlich graues Papier geschrieben, wie man es noch vor einigen Jahrzehnten ganz allgemein selbst zu Briefen benutzte. Die Briefe mußten wohl dieses Alter haben, denn die Tinte war ganz vergilbt und konnte so einigermaßen das Datum ersetzen, das in sämmtlichen Briefen fehlte.

„Es muß sich etwas mit diesen Briefen anfangen lassen", sagte Albert, leise mit seinem besten Freunde und einzigen Vertrauten, seinem eigenen lieben Selbst, redend, „ich weiß nur nicht gleich was. Wenn es mir gelänge, die Antworten dazu zu finden, so müßte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn ein so schlauer Kopf, wie der meine, dem großen Geheimniß nicht bis in seine verborgenste Höhle nachspürte. Auf der richtigen Spur, denke ich, bin ich schon jetzt. Daß Mutter und Kind gestorben sein sollten, ist so unwahrscheinlich wie möglich. Die Marie war allem Anschein nach ein wahres Kernmädel und das bischen Jammer und Kummer wird ihr das Herz schon nicht gebrochen haben. Das Kind aber aus dieser wilden Ehe hat sich jedenfalls des legitimen Vorrechts aller

illegitimen Sprößlinge, weniger hoch, als wohlgeboren zu sein, zu erfreuen gehabt. Die Mutter also, oder das Kind, oder Beide leben noch. Leben Sie aber — und ich wünsche und hoffe es — so wissen sie entweder nichts von dem kostbaren Codicill zum Testamente des seligen Bruder Liederlich, oder sie sind davon unterrichtet. In dem letzteren Fall, der nicht sehr wahrscheinlich ist, — denn vor einer so fetten gebratenen Taube den Mund zu verschließen, überstiege doch Alles, was ich von menschlicher Dummheit bis jetzt gehört und gesehen habe, und das will sehr viel sagen, — müßte man sie zu bestimmen suchen, von ihrem guten Rechte Gebrauch zu machen; in dem ersten Fall, dem bei weitem wahrscheinlicheren, müßte man ihrer erbarmungswürdigen Unwissenheit freundlichst zu Hülfe kommen; in jedem Falle — und da liegt der Hase im Pfeffer — müßte man erst wissen, wo sie denn überhaupt zur Zeit sich befinden. Daß sie sich in allzugroßer Nähe einen Zufluchtsort gesucht haben sollten, ist nicht anzunehmen. Denn einmal würde sie Harald, der jedenfalls keine Mittel unbenutzt ließ und das Geld nicht schonte, nach der Flucht gefunden haben, zweitens pflegen die Leute bei solchen Gelegenheiten so weit zu laufen, als es irgend möglich ist, und drittens scheint dieser Monsieur

d'Eſtein ein viel zu ſchlauer Fuchs geweſen zu ſein, um ſich vor dem Löwen, der ihm auf der Fährte war, nicht ſicher mit ſeinem Täubchen zu verſtecken. Ueberhaupt iſt dieſer Monſieur eine ſehr irrationale Größe, die ſich in meiner Rechnung als ein äußerſt ſtörender Factor erweiſt. Wenn er nicht bald nachher geſtorben iſt, ſo hat er jedenfalls noch viel Unſinn angerichtet, vielleicht ſogar die kleine Marie geheiratet, das Kind acceptirt und die Beiden zurück nach Frankreich, oder nach Amerika oder ſonſt wohin, wo für mich die Welt mit Brettern zugenagelt iſt, geführt, und mir ſo den ganzen Spaß verdorben. Das wäre ſchändlich, denn die Geſchichte könnte wirklich über alle Begriffe ſpaßhaft werden. Ich möchte wohl die Geſichter von den Beiden ſehen, wenn ich vor ſie träte und ſagte: meine armen Schelme, was gebt Ihr mir, wenn ich euch zu einem hübſchen Vermögen von einigen hunderttauſend Thälerchen verhelfe? oder auch — und das wäre nicht minder bequem, ja vielleicht ein gut Theil bequemer — wenn ich mich eines ſchönen Nachmittags bei der guten Anna Maria introducirte und ſagte: Entſchuldigen Sie meine Gnädigſte, wenn ich ſtöre; aber ich habe — unter den Papieren meines Vaters, der, wie Sie wiſſen, mit Ihrem verſtorbenen Vetter Harald in Geſchäftsverbindung ſtand, gewiſſe

Papiere aufgefunden, die mich in den Stand gesetzt haben, die rechtmäßigen Besitzer von Stantow und Bärwalde mit ziemlicher Gewißheit angeben zu können. Mein Rechtlichkeitsgefühl und die specielle Verehrung, die ich für Sie und Ihr Fräulein Tochter empfinde, liegen sich nun sehr bedeutend in den Haaren. Das erstere befiehlt mir, von meiner Entdeckung den pflichtschuldigen Gebrauch zu machen, die letztere heißt mich, die Sache zu vertuschen. Wie wär' es, hochverehrte Frau, wenn sie meiner vollkommen uneigennützigen Verehrung mit einigen tausend Thalern, die ich, auf Ehre, sehr nothwendig brauche, zu Hülfe kämen?"

Dieser Gedanke schien für Herrn Timm etwas Begeisterndes zu haben. Er sprang vom Sopha auf, und ging mit raschen Schritten, lebhaft gesticulirend, in seinem Gemache auf und ab. „Das könnte eine wahre Schatzgrube für mich werden", murmelte er; „ich wollte das stolze Weib ängstigen, daß ihre großen grauen Augen noch einmal so groß würden; ich wollte ihr Daumschrauben ansetzen und jedesmal, wenn ich Geld brauchte, die Schraube etwas fester anziehen. Sie würde Alles und Jedes thun, ehe sie es auf einen Proceß ankommen ließe. Dann wäre ich so ein Stück von Herr im Hause: dann könnte ich die Nar-

renmaske fallen lassen und mich einmal in meiner wahren Gestalt zeigen. Dann könnte ich bestimmen, wen Fräulein Helene heiraten soll, ja könnte sie selber heiraten, wenn ich wollte, und jedenfalls der Ankunft meines guten Freundes Felix, die mir die gute Anna-Maria eben in allem Vertrauen mittheilte, mit aller Ruhe entgegen sehen. Zwar bin ich auch so nicht besonders unruhig darüber, denn Freund Felix war der würdige Schüler seines Meisters und schlug die Volte nicht schlechter als ich, und wenn ihn sein alter Adel nicht geschützt hätte, so wäre es ihm wahrscheinlich nicht besser ergangen. So freilich kam der Fähnrich Baron Felix von Grenwitz mit einer Warnung davon und der Fähnrich Albert Timm mußte springen. Ich bin doch neugierig auf unser Wiedersehen. Vielleicht kennt er mich nicht mehr; vielleicht wird er versuchen, den unbequemen Gast möglichst bald aus dem Hause und sich aus den Augen zu schaffen. Ha, wie sollte sich das Blatt wenden, wenn diese verdammten Briefe nicht so frauenzimmermäßig gerade über die wichtigsten Punkte flüchtig weghuschten!"

Albert setzte sich wieder auf das Sopha und begann die Briefe, obgleich er sie jetzt schon so ziemlich auswendig wußte, noch einmal der Reihe nach — er hatte sie sorgfältig numerirt — zu lesen.

Nr. 1. Mein Herr! Ich kenne Sie nicht und wenn Sie derselbe sind, der sich vor einigen Wochen im Thiergarten so unaufgefordert in die Unterhaltung mischte, die ich mit meinem Begleiter führte und sich von dem letzteren eine so derbe Zurechtweisung zuzog; derselbe, der mich jetzt allabendlich, wenn ich aus dem Geschäft nach Hause gehe, verfolgt — so werden Sie es begreiflich finden, daß ich sehr wenig Lust-verspüre, Sie kennen zu lernen. Ich bitte, verschonen Sie mich mit Ihren Zudringlichkeiten, zu welchen ich vor allem auch Ihre Briefe rechne. Ich würde diesen, wie die andern, unbeantwortet gelassen haben, wenn ich nicht fürchtete, durch fortgesetztes Schweigen Ihre Kühnheit zu begünstigen. Sollte es wirklich Männer geben, welche der directen Bitte einer Frau, und noch dazu einer unbeschützten und schutzlosen Frau, widerstehen können?

Marie Montbert.

Nr. 2. Mein Herr! Sie scheinen allerdings die Wege zu kennen, durch die man sich die Verzeihung einer Frau, die man beleidigt hat, gewinnt. — Welches auch die Motive waren, von denen sie bei Ihrer Handlung geleitet wurden, — Sie haben viel Thränen getrocknet, Sie haben eine ganze Familie von der Verzweiflung gerettet. Ich selbst konnte nichts mehr

für meine armen Landsleute thun — als nur Gott bitten, ihnen einen Retter zu senden. Er hat Sie gesandt. Beweisen Sie sich dieser Gnade würdig! Bedenken Sie, daß, wer Lohn begehrt, seinen Lohn dahin hat, und lassen Sie nicht Ihre Linke wissen, was Ihre Rechte that.

Ihre ergebene Dienerin
Marie Montbert.

Nr. 3. Was wissen Sie von dem Schicksale meines Vaters? um Gotteswillen, mein Herr, spielen Sie nicht mit dem Herzen eines Kindes! Sie wollen von einem Obrist der großen Armee, in dessen Regiment er den Feldzug nach Rußland mitmachte, ganz genaue Einzelheiten über ihn während der Campagne und die näheren Umstände bei seinem Tode kurz vor dem Uebergang über die Beresina erfahren haben. Es klingt das Alles so unwahrscheinlich — und doch, woher könnten Sie es wissen, wenn nicht aus sicherer Quelle? — auch der Name des Obristen, wie ich aus Briefen meines Vaters an meine Mutter ersehe, stimmt. Ich weiß nicht, was ich glauben soll — aber weshalb mir diese Mittheilungen, die, ich gestehe es, von unendlichem Werth für mich sind, nicht in meiner Wohnung — ich will sagen: in der Wohnung der guten Frau, die bei mir seit langen Jahren Mutter-

ſtelle vertritt, machen? Weshalb dieſes geheimnißvolle Rendezvous? Weshalb ein Kind, das Nachricht von dem Tode ſeines Vaters erwartet, zwingen, einen Schritt zu thun, den dieſer Vater, wenn er lebte, niemals billigen würde? Ich werde nicht umſonſt an Ihr Herz appelliren; ich weiß, daß es der Großmuth fähig iſt.

Meine Wohnung iſt Marienſtraße 21. Wenn Sie die drei engen Treppen nicht ſcheuen, ſo werde ich Morgen Sonntag, zwiſchen 10 und 12 Uhr zu Ihrem Empfang bereit ſein.

Ihre ergebenſte Dienerin
Marie Montbert.

Nr. 4. Sie beſtehen auf dem Rendezvous, das, wie Sie ſagen, durchaus kein geheimnißvolles ſei, denn es fände auf offener Straße, an einem der belebteſten Punkte der Stadt und zu einer Zeit, wo die Straßen noch von Fußgängern ſchwärmten, ſtatt. Sie wollen mir die Gründe, die Sie beſtimmen, meinen Wunſch, „ſo ſchmerzlich es Ihnen auch ſei,“ nicht zu erfüllen, ſelbſt ſagen, und Sie ſchwören mir, ich werde dieſe Gründe, wenn ich ſie erfahren, billigen. Sind Sie deſſen ſo gewiß? — Aber freilich, Sie ſind der Geber — ich die Empfängerin — ich muß mich wol Ihren Wünſchen fügen; daß Sie mich täuſchen wollten,

will ich, kann ich nicht denken. Sie sind einmal so großmüthig gegen Arme und Hülflose gewesen, Sie können das andere Mal gegen ein armes, hülfloses Mädchen nicht so ungroßmüthig sein. M. M.

Nr. 5. Herr Baron! Nochmals meinen innigsten, herzlichsten Dank! Dank auch für die Zartheit, mit welcher Sie Alles eingeleitet hatten! Wie bitter Unrecht habe ich Ihnen gethan? Aber konnte ich ahnen, daß Sie mich mit dem Herrn Obristen von St. Cyr selbst bekannt machen würden? daß ich aus dem Munde dieses Veteranen in meiner geliebten Muttersprache den Heldentod meines Vaters sollte erzählen hören? Sie wollten nicht, daß der Obrist die Tochter eines Helden, den letzten Sproß einer einst reich begüterten, angesehenen Familie in so dürftigen Verhältnissen fände; Sie wollten mir die Verlegenheit ersparen, den Grafen von St. Cyr und den Baron von Grenwitz in einer Dachkammer zu empfangen. Sie zogen es vor, mich als Erzieherin in einer Ihnen nahe verwandten Familie vorzustellen — und es war am Ende recht und billig, daß ich in Ihrer Gesellschaft den kranken und von der Reise angegriffenen alten Herrn in seinem Hotel aufsuchte. Nochmals vielen, vielen Dank! auch dafür, daß Sie auf dem langen Rückwege vom Hotel

bis zu meiner Wohnung den frischen Schmerz durch ein Schweigen ehrten, das Ihnen bei Ihrem lebhaften Naturell gewiß nicht leicht geworden ist. Wodurch habe ich denn nur das Interesse, welches Sie an meinem Schicksal nehmen, verdient? Ich bin doch wahrlich recht unartig und unfreundlich gegen Sie gewesen! Sie fragten mich zuletzt, ob ich jetzt glaube, daß Sie es gut mit mir meinen? Dieser Brief mag Ihnen darauf Antwort geben. Sie verlassen morgen die Stadt — reisen Sie glücklich, und lassen Sie sich durch die beifolgende kleine Arbeit — ich habe sie in dieser Nacht gefertigt — manchmal erinnern an Ihre

dankbare

Marie Montbert.

„Nun ist das Püppchen geknetet und zugerichtet," sagte Albert, der mit einem gar seltsamen und unheimlichen Eifer — wie ein Beschwörer, der die Recepte eines Nebenbuhlers in der schwarzen Kunst studirt — die schon mehrmals gelesenen Briefe wieder las. „Dieser Harald — das muß man ihm lassen — war der richtige Rattenfänger. Ich möchte nur wissen, was für eine Sorte von Obrist das gewesen sein mag, der dem dummen Dinge das Märchen von der Be-

resina aufband. Vielleicht der Teufel Oberster, jedenfalls einer seiner Helfershelfer — die Sache muß dem braven Harald ein schmähliches Geld gekostet haben. Interessen, es wurde zweckmäßig verthan, denn in Nr. 6 hat er schon sehr bedeutende Progressen gemacht.

Nr. 6. Kaum kann ich zu mir selbst kommen! Sie wieder hier! und hier um meinetwillen! hier, weil die Sehnsucht nach mir Ihnen keine Ruhe ließ! Mein Gott, mein Gott! wohin soll dies führen! Sie sind ein reicher Edelmann — ich bin ein blutarmes Mädchen, das, mögen meine Ahnen gewesen sein, wer sie wollten — mit seiner Hände Arbeit sich das tägliche Brod verdient. Meine Vernunft sagt mir, daß aus dem Allen für mich nur Unglück über Unglück erfolgen kann, daß ich Sie fliehen — ich weiß nicht, was ich Ihnen gestern gesagt, was ich Ihnen versprochen habe — geben Sie mir mein Wort zurück! Ich kann Sie heute — ich darf Sie nie, nie wieder sehen. Ich beschwöre Sie, reisen Sie wieder ab. Sie müssen es, wenn Sie mich wirklich lieben. Leben Sie wohl viel tausendmal!

Ihre

Marie.

„Was so ein acht Tage Abwesenheit nicht Alles bewirken können," sagte Albert, sich die Cigarre, die

ihm in dem Eifer des Leſens ausgegangen war, wieder anzündend, „Ihre Marie!“ ausgezeichnet! wie ſich der biedere Harald wol in's Fäuſtchen gelacht haben mag, als er dieſe thränenreiche Epiſtel — denn hier ſind noch die Spuren davon — las. Aber weiter!

Nr. 7. Nehmen Sie den köſtlichen Schmuck, den heute ein unbekannter Mann für mich abgegeben hat, wieder. Womit habe ich es verdient, daß Sie ſo niedrig von mir denken? Daß ich Sie liebe, liebe, trotzdem meine Vernunft mir deshalb die entſetzlichſten Vorwürfe macht, Sie wiſſen es; ich habe es nicht länger vor Ihnen verbergen können, verbergen wollen; aber weshalb mir nicht wenigſtens den Troſt laſſen, daß dieſe meine Liebe rein von jedem unedlen Nebengedanken iſt! Dieſe koſtbaren Rubinen, dieſes rothe Gold — es brennt in meiner Hand wie glühende Kohlen — laſſen Sie mich, wie Sie mich fanden! Wenn das arme, ſchmuckloſe Mädchen Ihre Liebe gewinnen konnte, ſo ſehen Sie ja ſelbſt, daß Armuth und Dürftigkeit ſich recht gut mit Liebe verträgt.

M. M.

„Sehr hübſch geſagt,“ äußerte Albert, dieſen Brief zu den andern legend; „aber doch ſehr dumm! Armuth und Liebe vertragen ſich gerade ſo gut, wie

Waſſer und Feuer. Ich möchte die feurige Liebe kennen, die nicht ausginge, wenn ihr ein Eimer Armuth über den Kopf geſchüttet wird! Pah, das muß ich beſſer wiſſen! Ich glaube, ich wäre albern genug, die kleine Marguerite zu heirathen, wenn ich ein Mann in Amt und Würden mit vom Staat garantirter guter Beſtallung wäre, aber da ich nichts weiter bin als ein armer Teufel mit einem famoſen Appetit und wahren Patent Magen, ſo wäre es doch reiner Selbſtmord, wollte ich die ſchon knapp genug zugemeſſene täglichе Ration noch mit einem Andern theilen. Liebe! Unſinn! Liebe iſt höchſtens ein ganz wünſchenswerthes Deſſert zum Diner des Lebens. Ein gutes Diner ohne Deſſert — bon! ein Diner mit Deſſert — noch beſſer, aber ein Deſſert ohne Diner! — nun, für Frauenzimmer mag auch das genügen; aber mit meiner Conſtitution verträgt es ſich nicht. Ob die gute Marie, wenn ſie noch lebt, wie ich ſehr ſtark hoffe, jetzt nicht doch manchmal beklagt, daß ſie die koſtbaren Rubinen nur das rothe Gold anderen jungen Damen, die es weniger verdienten, zugewandt hat? Im nächſten Brief wird die tugendhafte kleine Perſon ſogar ganz übermüthig.

Nr. 8. Sieh, ſieh, mein Lieber; alſo auch eiferſüchtig können Sie ſein! wer hätte dem Baron Ha-

rald von Grenwitz solche bürgerliche Schwächen zugetraut! Ich soll eine andere Wohnung beziehen; weshalb? Damit ich im Winter nicht vor Frost und im Sommer vor Hitze umkomme; nicht alle Tage ein paar Mal Gefahr laufe, mir auf den engen, steilen Treppen den Hals zu brechen? bewahre! nur weil die Madame Schwarz, bei der ich wohne, dem gnädigen Herrn nicht gefällt, und weil der gnädige Herr in Erfahrung gebracht hat, daß ein junger Franzose, ein Monsieur d'Estein, mit mir auf demselben Flure wohnt, daß ich mit besagtem Monsieur auf einem sehr vertrauten Fuße stehe, ja mit demselben, selbst des Abends spät, Arm in Arm, auf der Straße gesehen worden bin! Entsetzlich! Aber, im Ernst, theuerster Harald, Sie haben wahrlich keine Ursache, sich zu beklagen. Die Madame Schwarz ist eine sehr ehrbare, ausgezeichnete Frau, der ich unsäglich viel verdanke und die, so lange ich denken kann, eine Mutter für mich gewesen ist; und was Monsieur d'Estein anbetrifft, so wird Ihre Eifersucht sich wol wieder schlafen legen, wenn ich Ihnen sage, daß es derselbe kleine, ältliche Herr ist, an dessen Arm Sie mich zum ersten Mal im Thiergarten sahen. Monsieur d'Estein könnte den Jahren nach mein Vater sein, wie er denn auch der Freund meines Vaters war. Er stammt wie wir aus

einer Familie französischer Réfügiés und wäre wol schon längst in das geliebte Land seiner Väter zurückgekehrt, da er hier gar keine Verwandte, ja nicht einmal Freunde hat, wenn er nicht fürchten müßte, dort, wo alle Welt die Sprache spricht, in der er hier Unterricht ertheilt, Hungers zu sterben. Er ist sehr wunderlich, aber das bravste Herz von der Welt. Er würde für mich durch's Feuer gehen und au désespoir sein, wenn er nur die leiseste Ahnung von unserem Verhältnisse hätte. — Dies Alles würde ich Ihnen schon gestern Abend gesagt haben; aber ich wollte einmal sehen, ob Sie auch Widerspruch vertragen könnten. Sind Sie jetzt zufrieden? Au revoir, Monsieur le Baron!

Votre très-méchante Marie M.

„Dies ist die einzige Notiz über diesen Monsieur d'Estein," sagte Albert, den Brief auf den Schooß sinken lassend und nachdenkliche Wolken aus seiner Cigarre blasend; „ohne Zweifel derselbe, welcher in der Erzählung der Alten als Schacherjude wieder auftritt, um das Terrain vorläufig zu recognosciren, und hernach die Entführung der bedr[illegible] Unschuld bewerkstelligt. Ich fürchte, es sind [illegible] einige Briefe verloren gegangen, denn als der [illegible] folgende ge-

ſchrieben wurde, waren die Affairen ſchon ſehr weit gediehen.

Nr. 9. Soeben erhalte ich den — was ſoll ich es verſchweigen! — längſt erwarteten Brief Ihrer Frau Tante. Sie ſchreibt mir mit zitternder, aber doch leſerlicher Hand, daß ſie das Lebensglück ihres geliebten Großneffen höher ſtelle, als die Ruhe der wenigen Tage, die ſie noch zu leben habe; ja daß ſie ſich freue, eine ſo dringende Veranlaſſung zu haben, nach dem Stammſitz ihrer Väter, dem Orte ihrer Geburt, wo ſie denn nun auch zu ſterben gedenke, eine Reiſe, die letzte vor der großen Reiſe, anzutreten. Sie werde am 13. von St. abreiſen, und bereits vor mir in Greenwitz angekommen ſein, „da Sie ein tête-à-tête mit meinem wilden Neffen ſo ſehr fürchten, liebes Kind“ . . . Ich kann nicht ſagen, wie unausſprechlich mich ſo viel Güte und Liebe rührt! wie dankbar ich der herrlichen alten Dame bin, wie ich mich freue, ihr die welken, lieben Hände zu küſſen! Ja, Harald, wenn ſie, die Greiſin, die Aelteſte Deines ritterlichen Geſchlechts mich Deiner würdig gefunden hat, wenn ſie unſere Liebe ſegnet, dann will ich mit tauſend Freuden die Deine ſein. Nur Eines ſchmerzt mich, daß ich mich bei Nacht und Nebel wie ein Dieb von hier, von der Frau, die ich

wie eine Mutter liebe, von dem Manne, der mir Vater und Bruder geweſen iſt, fortſchleichen ſoll. Und doch — es geht nicht anders. Du haſt recht: ſie würden mir den Abſchied nur noch ſchwerer machen; ſie würden das Ganze ein romantiſches Abenteuer ſchelten. Sie kennen Dich ja nicht, Sie wiſſen ja nicht, wie treu und gut Du biſt. Aber Lebewohl darf ich ihnen doch wenigſtens ſchriftlich ſagen! ihnen in ein paar Worten für alle Güte und Liebe danken und ſie über den Schmerz, den ich ihnen jetzt bereiten muß, auf eine fröhliche Zukunft vertröſten. Ach, wäre dieſe Zukunft doch erſt Gegenwart! Ihr neuer Kammerdiener, der mir übrigens viel weniger gefällt, als der alte mit dem treuen, ehrlichen Geſicht, meldete mir geſtern Abend, daß alle Vorbereitungen auf übermorgen früh getroffen ſeien. Es iſt mir lieb, daß ich in Ihrer Equipage und in Begleitung Ihrer Leute fahren ſoll; der Gedanke einer ſo weiten Reiſe hat ſo viel weniger Peinliches für mich. Auf baldiges, köſtliches Wiederſehen, Du Vielgeliebter! M. M.

„Nun iſt das Vögelchen in's Garn gegangen," ſagte Albert, dieſen Brief, den letzten, zu den andern legend, und alle wieder ſorgfältig mit dem rothſeidenen Bande zuſammenbindend; „das Uebrige könnte man

sich zur Noth denken, wenn man es nicht aus der langen Geschichte der alten Hexe, der guten Freundin meines ausgezeichneten Freundes Stein, wüßte. Ich glaube, die Alte könnte noch mehr erzählen, wenn sie wollte. Ich muß mir Ihre Gunst zu erwerben suchen und mir freien Zutritt in ihre Salons verschaffen. Sollte sie nicht noch Manches aus dem Nachlasse von Fräulein Unschuld in ihrem Besitz haben, das zu weiteren Entdeckungen führen könnte? Die Kleine hat jedenfalls bei der eiligen nächtlichen Flucht ihre Kisten und Kasten nicht zu sorgfältig ausgekramt, und die Alte eine gute Nachlese an Bändern, Strümpfen, Schuhen und warum nicht auch Briefen? gehalten. Das Alles mag in sicherer Ruhe in der großen, hölzernen Lade, auf der ich mir an jenem Nachmittage die Rippen wund gelegen habe, seiner Auferstehung entgegensehen. Das ist ein Gedanke!"

Albert war aufgesprungen und hatte sich vor den Spiegel gestellt, wahrscheinlich um zu sehen, wie sich ein so geistreicher Kopf denn eigentlich ausnehme. „Das ist ein Gedanke," und er warf seinem Spiegelbilde eine Kußhand zu, welche dieses in Anbetracht der Vortrefflichkeit des Originals freundlich erwiederte — „ein ganz famoser Gedanke, den ich ausführen muß, es koste, was es wölle. Vielleicht war der

Schacherjude ein wirklicher rechter Israeliter und Abgesandter des Monsieur d'Estein; vielleicht hat er der Kleinen nur einen Brief überbracht, in welchem der Plan der Flucht entworfen war, und dieser Brief fände sich, und mit dem Briefe in der Hand könnte man der Flüchtigen auf die Spur kommen."

Herr Timm hielt plötzlich in seinem Monologe inne und sein Gesicht verdüsterte sich. „Verdammt," murmelte er, „nun fehlt es wieder am Besten, an dem nervus rerum, an der Wünschelruthe, mit der ich den Schatz heben könnte. Offenbar werde ich zur Erreichung meines Zweckes einige Reisen machen müssen, zum mindesten in die Residenz, um Marienstraße Nr. 21 drei Treppen hoch im Hofe gewisse Erkundigungen anzustellen; aber Reisen kosten Geld und mein actives Vermögen besteht jetzt aus fünf Silbergroschen, von denen einer, glaube ich, nicht einmal echt ist. Ich muß eine Zwangsanleihe bei der kleinen Marguerite machen. Es geht wahrlich nicht anders. Ich wollte es ja auch neulich schon, als plötzlich die interessante Familie wieder einrückte und unserm idyllischen Leben ein Ende machte. Freilich diese verdammten Karten müssen erst fertig; sonst läßt mich Anna-Maria nicht aus ihren Klauen. Ich muß schon in den sauren Apfel beißen."

Und Herr Timm zündete sich eine frische Cigarre an, entriegelte die Thür, beugte sich über sein Reißbrett, und zeichnete mit einem Eifer, als ob er in der Welt keine andere Pläne kenne, als die, mit welcher sich ein tüchtiger Geometer von Berufswegen abgeben muß.

Ende des dritten Bandes.

Druck von F. Hollfchläger in Berlin.

Problematische Naturen.

Problematische Naturen.

Roman

von

F. Spielhagen.

Vierter Band.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1861.

Erstes Kapitel.

Baron Felix war angekommen — mitten in der Nacht. Er war bei guter Zeit von dem Fährdorfe in seinem eignen Wagen aufgebrochen, als es dem Kammerdiener schwer aufs Herz fiel, der Toilettekasten seines Herrn möchte sich nicht bei dem übrigen Gepäck befinden, da er denselben unter die Bank des Bootes zwischen seine Füße gestellt, und wahrscheinlich stehen gelassen hatte. Schüchterne Hindeutung Jean's auf die Möglichkeit dieses Falls — großer Zorn von Seiten des Baron Felix und Androhung von Ohrfeigen, Stockprügeln und Entlassung — auf offener Heerstraße angestellte Nachforschung — schließlich, da sich das corpus delicti wirklich nicht fand, Umkehr. Leider war unterdessen das Fährboot mit dem hochwichtigen Kasten unter der Bank bereits abgesegelt. Bis es wieder an der Landungsbrücke anlegte, vergingen mehre Stunden, denn es war unter-

dessen eine gänzliche Windstille eingetreten und die Leute hatten sich mit den schweren Rudern zur Verzweiflung des Baron Felix, der sie vom Strande aus durch ein Taschenteleskop beobachtete — Zoll um Zoll hinüber arbeiten müssen. So war der Abend bereits tief hereingesunken, als der Baron zum zweiten Male — diesmal mit dem Kasten — von dem Fährdorfe aufbrach. Er war in einer fürchterlichen Laune. Er hatte versprochen, heute noch auf Brenwitz einzutreffen, da er „den Augenblick, seine schöne Cousine zu sehen, nicht erwarten könne." Eine Verzögerung seiner Ankunft konnte ihm leicht übel ausgelegt werden. Besser also, in tiefer Nacht, als gar nicht kommen. Auf der andern Seite aber war eine nächtliche Fahrt durch Wald und feuchtes Moor — noch dazu in einem offnen Wagen — keineswegs nach dem Geschmacke des jungen Ex-Lieutenants, der — jedenfalls in Folge der ungeheuren Strapazen auf dem Exercierplatze und bei den Paraden — sehr an Rheumatismus litt und eine Erkältung wie die Pest fürchtete. Er wählte also von den zwei Uebeln, sich dem Verdacht der Gleichgültigkeit, oder der Gefahr einer Erkältung auszusetzen, das kleinere und drohte nur seinem Jean, daß er (Baron Felix) von der Größe seines Schnupfens morgen früh die Größe der

Strafe für ſeine (Jean's) Nachläſſigkeit werde abhängen laſſen.

Es war deshalb eine nicht unbedeutende Beruhigung für Jean, als ſein Herr am nächſten Morgen (man hatte die nächtliche Ruhe des Schloſſes ſo wenig wie möglich geſtört und ſich von einem der herausgepochten Bedienten die ſchon längſt bereit ſtehenden Zimmer anweiſen laſſen) mit ſehr guter Laune erwachte, ſeinen Cacao wie gewöhnlich im Bett zu trinken begehrte und nachdem er ſich halb hatte ankleiden laſſen — die zweite, wichtigere Hälfte beſorgte er eigenhändig — ihn fortſchickte, um Herrn Timm, deſſen Anweſenheit auf dem Schloſſe er erfahren hatte, bitten zu laſſen, ihn auf ein paar Minuten auf ſeinem Zimmer zu beſuchen.

„Ah voilà, lieber Timm, wie geht es Ihnen?“ ſagte Baron Felix, das letzte Wort auffallend markirend, als der Angeredete bald darauf eintrat. „Sie entſchuldigen, daß ich Ihnen ſo früh läſtig falle: aber ich — zum Teufel, nun hat der Eſel von Jean wieder heißes ſtatt warmes Waſſer gebracht — entſchuldigen Sie! — Jean, warmes Waſſer, Nilpferd! — nun ſagen Sie, wie geht es Ihnen, lieber Timm? freue mich, Sie hier ſo zufällig zu treffen. Wie geht es Ihnen?“ und der Baron ſtreckte dem Angeredeten

einen der Finger seiner linken Hand, die er eben abgetrocknet hatte, entgegen.

„Danke, Baron, passabel!“ sagte Albert, den dargebotenen Finger sehr flüchtig, — denn sich durch vornehme Grobheit imponiren zu lassen, gehörte nicht zu Alberts Schwächen, — mit etwa zwei Fingern seiner Hand berührend; „ich glaubte schon, Sie (mit Betonung) würden mich bis auf den Namen vergessen haben.“

„Bewahre,“ sagte Felix, „fiel mir heute Morgen sogleich auf, als Jean mir die Gesellschaft hier herzählte. — Aber wie gottvoll Sie sich in Civil ausnehmen! hahaha! wenn Sie so die Kameraden sähen! wirklich gottvoll, auf Ehre!“ und Felix blieb, eine Bürste in der einen und einen kleinen Toilettenspiegel in der andern Hand, vor Albert stehen, sich ihn von Kopf bis zu den Füßen wie ein fremdes merkwürdiges Thier ansehend.

„Meinen Sie?“ sagte Albert trocken; „freut mich! kann Ihnen leider das Compliment nicht zurückgeben, da ich erst die folgenden Stadien Ihrer Toilette abwarten muß. Aber das Eine kann ich Ihnen sagen — jünger sind Sie unterdessen nicht geworden. Haben Sie nicht noch eine Cigarre? oder ist die Havana, die Sie rauchen, die letzte Ihres Geschlechts?“

„Dort auf dem Tisch!“ sagte Felix; „in dem Ebenholzkästchen — Sie müssen die Feder nach unten drücken — nicht jünger geworden? aber hoffentlich doch auch nicht älter, ich meine auffallend — zum wenigsten erfreue ich mich, wie Sie sehen noch meiner sämmtlichen Zähne und zum mindesten fünf Sechstel meiner Haare“ — und Felix bürstete mit unendlichem Wohlgefallen die allerliebsten natürlichen kurzen braunen Locken, die wirklich noch ziemlich üppig seinen wohlgeformten Kopf bedeckten.

„Nun, mit den Haaren mag's noch gehen,“ sagte der unbarmherzige Albert, der jetzt auf einem Sopha Platz genommen hatte und den vor dem Spiegel eifrig beschäftigten Felix mit heimlicher Schadenfreude musterte; „aber wo haben Sie nur alle die Falten in ihrem Gesicht her bekommen? die scharfe Morgenbeleuchtung ist wirklich nichts mehr für Sie. Ich machte Ihnen früher das Compliment, Sie hätten eine frappante Aehnlichkeit mit Byron; aber jetzt sehen Sie wenigstens wie Byron's Vater aus. Und dann — Sie waren niemals durch Fülle ausgezeichnet, jetzt sind Sie wirklich auf ein Minimum reducirt.“

„Je schlanker, deste eleganter,“ meinte Felix; „und übrigens kommt das wieder; ich wurde in der letzten Zeit von meinem Doctor etwas knapp gehalten.“

„Das alte Leiden?“

„Nun wenigstens eine neue Auflage.“

„Vermehrt und verbessert?“

„Es ging noch; aber damit ist es jetzt vorbei. Wir sind solid geworden; wir werden uns zur Ruhe setzen — wie finden Sie diese Beinkleider? ist es nicht eine geistreiche Combination des militairischen und des Civilschnitts? ganz meine Erfindung! — wir werden heirathen —“

„Das sollten Sie bleiben lassen, Baron!“

„Weshalb?“

„Wenigstens sollten Sie eine ältere, verständige Dame heirathen.“

„Weshalb?“

„Weil Sie, fürchte ich, über kurz oder lang doch einer *mütterlichen* Freundin bedürftiger sein werden, als einer anspruchsvollen jungen Gemahlin.“

„Bah, mon cher, ich habe die Ehre, aus einer Familie zu stammen, in der man ungestraft liederlich sein darf. Ein bischen Rheumatismus — das ist das Aeußerste. Was sagen Sie zu diesem Rock?“

„Gar nichts; Sie wissen, ich war nie ein Kenner in diesen Dingen.“

„Freilich, Sie waren stets das unsaubere Gefäß, in welches sich die Schale des Zorns unseres guten

Obriſten leerte. Wiſſen Sie, daß ſich der arme Teufel erſchoſſen hat?"

„Nein, weshalb?"

„Die Einen ſagen, Schulden halber; die Andern, weil er die Schande nicht hat überleben wollen, daß bei der letzten großen Parade eine ganze Compagnie von ſeinem Regiment mit Tuchhoſen ſtatt mit weißen Hoſen angerückt kam, und er deshalb vom Commandirenden über dieſe „Schweinerei" zur Rede geſtellt wurde."

„Gott hab ihn ſelig!"

„Amen. Apropos! wie lange ſind Sie denn ſchon hier auf Grenwitz? ich höre, ſchon ſeit Wochen; da müſſen Sie die Geſellſchaft ja aus- und inwendig kennen. Ja, was ich eigentlich wiſſen wollte: Wie befindet ſich denn mein würdiger Onkel und meine vortreffliche Frau Tante? und wie ſieht denn meine Couſine — haben Sie ſchon eine ſolche Uhr geſehen? doppelter Secundenzeiger — der Zeiger oben zeigt Monat und Datum — direct aus London — ich glaube, es iſt die erſte, die auf dem Continent getragen wird. Apropos! wer kann denn heute Nacht das hübſche, ſchwarzäugige, kleine Ding geweſen ſein, das wir auch aufgeſtört hatten und das im allerliebſten Nachtcoſtüm über den Flur huſchte — es ſchien

eine Art Wirthschafterin oder dergleichen. Ihr habt doch keinen Besuch weiter auf dem Schlosse?"

„Nein —"

„Also ganz en famille? Wollen Sie gefälligst die Klingel über Ihrem Kopfe ziehen? Ich dächte, ich sähe heute ganz ausnehmend wohl aus — Jean! hab ich Dir nicht gesagt, Kameel, daß Du diesen Rock hier nicht tragen sollst — gleich zieh' den neuen an! und dann geh' und frage bei der gnädigen Herrschaft an, ob ich jetzt meine Aufwartung machen dürfe."

„Der Herr Baron haben schon zweimal nach dem Herrn Baron gefragt."

„Nun, dann sag', ich würde gleich kommen. — Au revoir, lieber Timm. Ich hoffe, Sie an der Mittagstafel zu sehen —" und Felix warf noch einen letzten Blick in den Spiegel, goß etwas Eau de Cologne auf sein feines weißes Taschentuch und schritt durch die Thür, welche ihm Jean pflichtschuldigst öffnete, davon, ohne sich weiter nach Albert, der ihm auf dem Fuße folgte, umzusehen.

Dieser schaute dem Enteilenden mit einem höhnischen Lächeln auf den schmalen feinen Lippen nach: „lieber Timm," murmelte er; „ich will Dir den lieben Timm und das Sie austreiben, Du Affe!" . . .

. . . . . .

Es war am Abend deſſelben Tages. Man hatte ſo eben die Mahlzeit, die bei gutem Wetter jetzt ſtets auf der Terraſſe eingenommen wurde, beendet und bereitete ſich zu einem gemeinſchaftlichen Spaziergange vor, den man, auf den Vorſchlag der Baronin, durch den Buchwald nach dem Strande machen wollte. Oswald hätte ſich ausſchließen mögen, da ihm in ſeiner augenblicklichen Stimmung die Geſellſchaft wirklich peinlich war, aber Felix, der ein großes Gefallen an dem ſchweigſamen, ernſten Mann zu finden ſchien, hatte ihn ſo lange gebeten, kein Störenfried und Spielverderber zu ſein, daß er ſich endlich, zu Bruno's großer Freude, zum Mitgehen entſchloß. So brach man denn auf und gelangte bald in den ſchönen Wald, wo in den grünen Zweigen noch die rothen Abendlichter ſpielten und die Vögel ſangen. Felix hatte der Baronin den Arm gegeben; Fräulein Helene ging an ihres Vaters Seite; Oswald, Albert und die Knaben und Mademoiſelle Marguerite gingen voran oder folgten, bald einzeln, bald paarweiſe, wie der ſchmale Waldweg es eben erlaubte. Felix, den ſein Arzt beſonders vor Erkältung gewarnt hatte, fand es im Wald doch kühler und feuchter, als er vermuthet, und er wünſchte im Stillen ſehnlichſt, daß die Partie ſich nicht zu ſehr in die Länge ziehen möchte. Indeſſen

hielt er es natürlich für gerathener, diesen seinen geheimen Wünschen keine Worte zu leihen, sondern dem reizenden Einfall „dieses romantischen Spaziergangs" ein Compliment zu machen.

„Es freut mich, wenn ich damit Ihrem Geschmack entsprochen habe, lieber Felix," sagte Anna-Maria; „ich gestehe, ich hätte Ihnen so viel Sinn für die einfachen Freuden des Landlebens nicht zugetraut. Wie gut trifft es sich, daß auch Helene diesen Geschmack theilt. Ihr werdet einmal ein recht verständiges, solides Leben führen, wie es sich für eure Verhältnisse schickt."

„Nun, meine Verhältnisse, liebe Tante —"

„Werden sich bessern, ich bin davon überzeugt; aber Sie werden viel zu thun haben, lieber Felix, bis Sie ganz frei aufathmen können. Wie lange hat es gedauert, bis selbst wir nur die allergrößten Hindernisse aus dem Wege geräumt hatten! und von einer wirklichen Beherrschung der Situation können wir erst in ein paar Jahren sprechen, wenn Stantow und Bärwalde uns hoffentlich nicht länger vorenthalten werden können und die übrigen Güter in neue und, ich denke, bessere Pacht kommen. Sie sollten Ihre Güter auch neu vermessen lassen, lieber Felix. Sie finden in Timm einen fleißigen und geschickten Arbeiter.

Ich bin ganz überraſcht, daß Sie den jungen Mann ſchon von früher her kennen; von der Cadettenſchule, nicht wahr?"

„Ja, liebe Tante; er war ein großer —"

„Liebling — ich glaube es gern; iſt er es doch auch hier bei uns Allen."

„Das wollte ich nun eigentlich nicht ſagen" verſetzte Felix lachend; „indeſſen man hatte ihn allerdings im Allgemeinen ſehr gern. Er war der unermüdlichſte Spaßmacher; und wenn es ſich um einen Genieſtreich handelte, ſo ſtand er ſicher an der Spitze. Indeſſen, man thut gut, ihm den Daumen etwas auf's Auge zu halten; er gehört zu den Leuten, die, wenn man ihnen den kleinen Finger giebt, die ganze Hand nehmen."

„In der That!" ſagte Anna Maria, die Augenbrauen in die Höhe ziehend; „ich habe den jungen Menſchen bis jetzt ſtets für die Beſcheidenheit ſelbſt gehalten; für viel beſcheidener, als z. B. unſern Herrn Stein."

„Wirklich?" meinte Felix; „ich hätte nun gerade gedacht, daß Herr Stein ſich ſeiner Stellung vollkommen bewußt iſt."

„Nun, Sie werden ihn noch näher kennen lernen.

Er ist einer der arrogantesten Menschen seines Standes, die mir je vorgekommen sind."

„Wir wollen ihm das austreiben," sagte Felix, seinen äußerst winzigen Schnurrbart drehend; „mit solchen Leuten muß man kurzen Prozeß machen. Ich kenne das. Diese Bürgerlichen sind sich Alle gleich. Sobald sie merken, daß wir sein wollen, was wir von Rechtswegen sind — die Herren im Staat und im Haus — kriechen Sie zu Kreuz. Sie werden nur übermüthig durch unsere Schuld. Man muß sie fortwährend in dem Bewußtsein ihrer Stellung halten. Sie sind zu gut gegen den Menschen gewesen: das ist Alles. Ich wunderte mich, offen gestanden, schon heute Mittag, mit welcher Nachsicht sich Fräulein Helene seine Zurechtweisung — ich weiß nicht mehr, um was es sich handelte — gefallen ließ."

„Nun Helene ist sonst nicht gerade seine Freundin; wie sie denn überhaupt eine wahrhaft aristokratische Antipathie gegen alles Plebejische hat. Nähren Sie diese Grundsätze ja! ich glaube, Sie werden so den nächsten Weg zu ihrem Herzen finden."

„Nun, ich denke, dieser Weg wird ja wol nicht so übermäßig schwer zu entdecken sein;" sagte Felix mit selbstgefälligem Lächeln: ich habe einige Erfahrung in diesem Capitel, **ma chère tante!**"

„Die Sie in diesem Falle brauchen werden; lieber Felix. Helene ist ein sehr eigenthümlicher, schwer zu berechnender Charakter. Ich gestehe, daß ich noch nicht gewagt habe, ihr unser Project offen darzulegen. Ich wollte erst die Wirkung abwarten, die Sie ohne Zweifel auf ihr Herz hervorbringen werden. Sie haben hier die beste Gelegenheit, sich ihr in dem liebenswürdigsten Lichte zu zeigen; ja nicht einmal einen Nebenbuhler haben Sie zu fürchten.' Wir leben sehr zurückgezogen, und ich werde mit Eifersucht darüber wachen, daß diese Zurückgezogenheit auch während Ihres Aufenthalts so wenig wie möglich gestört wird."

„Verzeihen Sie, liebe Tante, wenn ich in diesem Punkte anderer Meinung bin," sagte Felix; „ich müßte mir wahrlich mein theures Lehrgeld wiedergeben lassen, wenn ich den Vergleich mit den jungen Standesgenossen hier auf dem Lande scheuen zu müssen glaubte. Im Gegentheil; ich bin äußerst begierig, mit diesen Gelbschnäbeln in die Schranken zu treten! Jeder, den ich aus dem Sattel hebe, ist ein Schritt näher zu meinem Ziele, wenn es denn wirklich so sehr weit gesteckt sein sollte. Nein! bitten Sie so viel Gesellschaft wie möglich. Machen Sie meine und Helene's Anwesenheit zu einer Veranlassung, kleine Diners,

Soupers, Thees u. dgl. zu geben; und hernach fassen wir Alles in einem großen Balle zusammen, auf welchem dann unsere Verlobung der ganzen Gesellschaft mitgetheilt wird, die dann natürlich über ein Ereigniß, das sie seit Wochen erwartet hat, in ein obligates Staunen geräth."

„Sie sind kühn, lieber Felix," sagte die Baronin, der diese Methode, auch besonders der Kostspieligkeit wegen, nur halb gefiel.

„Wozu hätte ich denn sonst des Königs Rock so lange Jahre getragen?" erwiederte Felix, seiner Tante galant die Hand küssend.

Während dessen von der Baronin und Felix so ruhig über Helene's Schicksal debattirt wurde, hatte zwischen dieser und ihrem Vater ein Gespräch statt gefunden, das die feingesponnenen Pläne der Baronin und den vermeintlich raschen Siegeslauf des jungen Ex-Lieutenants auf eine gar eigenthümlich naive Weise durchkreuzte.

Der alte Baron liebte seine schöne Tochter mit aller Liebe, deren sein braves Herz fähig war, liebte sie um so mehr, als er über die Gerechtigkeit der Bestimmungen, welche das junge Mädchen von dem Majoratsvermögen ausschlossen, von jeher nicht geringe Zweifel gehabt hatte. Dazu kam, daß er die Zurück

setzung, welche die Tochter von Seiten der Mutter bis dahin erfahren hatte, sehr wol empfand, wenn er auch zu schwach gewesen war, Maßregeln dagegen zu ergreifen, und vor allem der Hamburger Verbannung ein Ende zu machen. Auch dem Heirathsproject hatte er seine Zustimmung nur gegeben, weil ihm Anna-Maria eingeredet hatte, so könne die Ungleichmäßigkeit in dem Schicksal der beiden Kinder am besten ausgeglichen werden, da Helene, als die Gattin Felix', nach Malte's etwaigem Tode, dann doch gewissermaßen zur Erbschaft gelangte, wenigstens in den vollen Genuß des Vermögens käme. Aber auch hier hatte er Helene's vollkommen freie Zustimmung als unumgängliche Bedingung stipulirt, wogegen er sich wieder verpflichtet hatte, die Leitung der Angelegenheit den geschickten Händen seiner Gemahlin zu überlassen und vor allem sich vor einer vorzeitigen Enthüllung des Planes in Acht zu nehmen.

Nun aber hatten die Eindrücke der letzten Zeit an diesen Vorsätzen und Entschlüssen arg gerüttelt. Zuerst war ihm in Hamburg, als ihn ein plötzlicher Fieberanfall auf das Krankenlager warf, der Gedanke gekommen, er könnte in nächster Zeit sterben und Helene dann ganz verlassen dastehen, ohne seinen Rath, ohne sein Veto, das er im äußersten Falle der Ausfüh-

rung der Pläne Anna-Maria's entgegenzusetzen fest entschlossen war. Er hatte seine Tochter immer geliebt, aber jetzt betete er sie an. Sie war so schön, so stolz, und gegen ihn, den alten Vater, so freundlich bescheiden, daß sein Herz, wenn er dachte, er könnte aus dem Leben gehen, ohne das Schicksal dieses seines Lieblings sicher gestellt zu haben, Angst und Trauer zugleich empfand. Wäre nun Felix der Mann gewesen, wie er sich den Gemal seiner Tochter wünschte, so hätte noch Alles gehen mögen. Aber das war Felix keineswegs. Der alte Baron war seiner Zeit auch ein junger Baron und war, wie Felix, Offizier gewesen. Er wußte sehr wohl, welchen Versuchungen ein junger und reicher Edelmann in dieser Lage ausgesetzt ist; er selbst war diesen Versuchungen nicht immer entgangen und hatte in seinem reiferen Alter, als sein von jeher ernst gestimmter Geist seine naturgemäße Richtung erlangt hatte, mit bitterer Reue die Sünden seiner heißblütigen Jugend beklagt. Er hatte an seinem Vetter Harald das leidendige Beispiel gehabt, wohin die ungezügelten Leidenschaften zuletzt führen, und sein durch die Liebe zu seiner Tochter und durch die Erfahrung in diesem einen Falle doppelt scharfes Auge erkannte sofort, daß sein Neffe Felix in einem hohen Grade der Sclave

dieſer Leidenſchaften geweſen ſein mußte, vielleicht noch war. Er hatte den jungen Mann vor ein paar Jahren geſehen, als dieſer eben die Cadettenſchule verließ. Damals hatte er eine angenehme Erinnerung an den ſchlanken, kräftig gebauten Jüngling mit dem friſchen hübſchen Geſicht und den lebhaften hellen Augen davongetragen; jetzt ſah er von dieſer allerliebſten Erſcheinung nur noch einen traurigen Schatten. Eine geſpenſtige Magerkeit, tiefe Furchen in dem jugendlich-alten Geſicht, die großen blauen Augen gläſern oder von einem fieberhaften Glanze leuchtend und ſtets mit dem ſtarren, frechen Blick, der deutlicher ſpricht, als eine lange Lebensbeſchreibung — die Bewegungen haſtig und fahrig, offenbar in der Abſicht, die innere Mattigkeit und Schlaffheit zu verdecken — die Rede verlaut und über Alles mit derſelben ſouveränen Oberflächlichkeit weghuſchend — das ganze Weſen von einer krankhaften Eitelkeit wie zerfreſſen — ſo oder ungefähr ſo erſchien Felix dem beſorgten Vater, trotzdem deſſen Menſchenfreundlichkeit hier wie überall die ſchlimmſten Flecken des Bildes gutmüthig vertuſchte.

Es that ihm leid, daß er ſich von ſeiner Gemalin das Verſprechen hatte abnehmen laſſen, in dieſer Angelegenheit nicht ſelbſtſtändig handelnd aufzutreten. Es

kam ihm vor, als ob er sich mit diesem Versprechen doch übereilt habe, und auf jeden Fall hielt er dafür, daß eine geschickte Sondirung, wie denn Helene selbst in diesem Punkte denke, kein Bruch des Versprechens sei. So sagte er denn, nachdem sie eine Weile schweigend nebeneinander hergegangen waren, ihren Arm in den seinen legend:

„Wie befindest Du Dich, meine Tochter?"

„„Ich danke, Vater, gut; weshalb?" erwiederte Fräulein Helene, etwas überrascht über diese plötzliche Frage.

„„Ich dächte, Du sähest etwas blaß aus."

„Das kommt wohl nur von der ungünstigen Beleuchtung hier unter den grünen Bäumen," antwortete das junge Mädchen heiter; „ich befinde mich aber wirklich ganz wohl."

„„Ich fürchtete immer, der plötzliche Wechsel der Luft, der Lebensweise, des Umgangs würde Dir schädlich sein. Du bist zu lange vom Hause fortgewesen."

„Das ist nicht meine Schuld, lieber Vater."

„„Ich weiß es wol, ich weiß es wol; aber meine Schuld ist es auch nicht; ich habe stets der Abkürzung der Pensionszeit das Wort geredet, aber —

„Nun, ich bin ja endlich hier und wir wollen das

Verſäumte möglichſt nachholen. Wir wollen recht viel zuſammen ſpazieren gehen; ich will Dir aus Deinen Lieblingsbüchern vorleſen; es ſoll ein reizendes ſtill-vergnügtes Leben werden," und das junge Mädchen nahm die Hand ihres Vaters und führte ſie an ihre Lippen.

„Du biſt ein liebes gutes Kind," ſagte der Baron und ſeine Stimme zitterte etwas: „gebe Gott, daß ich mich Deiner noch recht lange zu erfreuen habe."

„Aber, beſter Vater, ſchon wieder ſolche hypochondriſche Gedanken! Du biſt ja jetzt, Gott ſei Dank, wieder ſo rüſtig, wie immer. Weshalb ſollten wir nicht noch lange glücklich zuſammen leben!"

„Aber wenn Du uns verließeſt."

„Ich ſterbe fürs erſte noch nicht, deshalb ſei nur ganz unbeſorgt;" ſagte Fräulein Helene lachend.

„Das wolle auch Gott verhüten! aber die Kinder werden ja nicht blos durch den Tod von den Eltern getrennt. Wenn Du nun heirathеſt, ſo müſſen wir uns doch darauf gefaßt machen, Dich abermals zu verlieren, nachdem wir Dich kaum wieder gewonnen haben."

„Aber, Papa, Du ſprichſt ja gerade, als ob ich wo möglich morgen ſchon heiraten ſoll! Ich denke ja gar nicht daran. Auch die Mutter fing geſtern

von diesem Capitel an. Wollt Ihr mich denn wirklich so gerne wieder los sein?"

„So, so, also Deine Mutter hat schon mit Dir gesprochen, hm, hm!" sagte der Baron, der natürlich nicht anders dachte, als daß die Baronin, mit dem längst besprochenen und verbereiteten Plan endlich hervorgetreten sei, und der die Zeit, den Tag vor Felix' Ankunft, auch ganz passend gewählt fand; „so, so! hm, hm! Nun, und wie gefällt Dir denn Dein Cousin?"

„Wer? Felix?" fragte Helene, die für den Augenblick in ihrer Unbefangenheit den Zusammenhang dieser Frage mit dem Vorhergehenden nicht einmal ahnte.

„Ja."

„Er kommt mir vor, wie der Champagner, den wir heute Mittag tranken. Die ersten Tropfen schmeckten recht gut, als ich das Glas eine Weile hatte stehen lassen, fand ich den Wein sehr fade und abgeschmackt. — Aber Ihr habt mich doch nicht etwa für Cousin Felix bestimmt?" fragte Fräulein Helene, der dieser Gedanke jetzt erst durch den Kopf schoß, mit großer Lebhaftigkeit.

„Bewahre, das heißt: ganz, wie Du willst; ich will sagen: es wird Deinem Willen in dieser Hinsicht nie

ein Zwang auferlegt werden," erwiederte der alte Baron, der weder die Wahrheit ſagen durfte, noch lügen wollte, mit ziemlicher Verwirrung.

Helene antwortete nicht; aber der angeregte Gedanke arbeitete in ihrem lebhaften Geiſte weiter. Sie verglich das geſtrige Geſpräch, das ſie auf ihrem Zimmer mit ihrer Mutter gehabt hatte, mit dem ſoeben geführten . . . es bedurfte nicht einmal eines ſo ſcharfſinnigen Kopfes, als der ihre war, um den Zuſammenhang zwiſchen dieſen beiden Unterredungen und den Sinn der hingeworfenen Andeutungen zu entdecken. Ihr ſtolzes Gemüth empörte ſich, wenn ſie dachte, daß man, ohne ſie zu fragen, ohne ihre Meinung einzuholen, im Voraus über ihr Schickſal entſchieden und ihre Hand verſprochen habe; daß dieſer Felix, vor dem ihr reines keuſches Herz ſie inſtinctiv warnte, vielleicht ſchon in dieſem Augenblick ſie als die ſeine betrachtete! Dieſe Gedanken nahmen ſie ſo ganz in Anſpruch, daß ſie nicht einmal in das bewundernde: Ah, wie ſchön! wie herrlich! einzuſtimmen vermochte, in das die übrige Geſellſchaft ausbrach, als man einige Minuten ſpäter aus dem Walde auf den Rand des hohen Ufers hinaustrat.

In der That war das Schauſpiel das ſich den Blicken darbot, wol der Bewunderung werth. Die

Sonne war soeben in das Meer gesunken und schien die in allen Schattirungen von Roth und Gold prangenden Wolken wie in einem Strudel hinter sich herzuziehen. Von dem Punkte, wo sie untergegangen war, schossen lichte Streifen durch die Wolken nach allen Seiten bis hoch hinauf in den durchsichtig blauen Himmel. Die See war nach dem Horizonte hin ein Feuermeer, und auf einzelnen höheren Wellen zitterten die goldenen Funken bis zum Strand herüber. Das hohe vielfach zerklüftete Kreideufer und der Buchwald, der es krönte, waren von dem rothen Abendschein, wie von einer bengalischen Flamme angestrahlt. Rings umher tiefe feierliche Stille, nur unterbrochen von dem dumpfen Rauschen der Wogen unten auf den Kieseln des Strandes, und dann und wann von dem grellen Schrei einer Möve, die über den erregten Wassern flatterte.

Die Gesellschaft stand, in Betrachtung des herrlichen Schauspiels, das mit jedem Augenblicke wechselte, verloren, gruppenweis da. Oswald, dem die ewigen Ach's und Oh's, an denen sich besonders die Baronin und Felix überboten, nachgerade langweilig wurden, hatte sich etwas von den Uebrigen entfernt und sich auf die bloß liegende Wurzel einer mächtigen Buche gesetzt.

„Haben Sie noch einen Platz für mich?“ fragte Helene, die ihm gefolgt war.

„Ich räume Ihnen gern den meinigen ein,“ sagte Oswald aufstehend.

„Nur für ein paar Augenblicke; ich weiß nicht, der Spaziergang hat mich außergewöhnlich müde gemacht.“

„Sie sind heute Morgen vielleicht zu lange im Garten gewesen.“

„Nein, aber Apropos, wie kommt es, daß ich Sie heute und auch schon gestern nicht gesehen habe?“

„Bloßer Zufall.“

„Das freut mich.“

„Weshalb?“

„Ich fürchtete, aufrichtig gestanden, ich hätte Sie aus dem Garten vertrieben; ich dachte, dies ewige Sichbegegnen mit derselben bewußten Person wäre Ihnen unleidlich geworden.“

„Sie denken in der That äußerst bescheiden von der bewußten Person.“

„Nein, spotten Sie nicht; ich dachte es im Ernst — ja und noch mehr! Sie sind seit vorgestern Abend sehr still und, wie mir vorkam, besonders kurz gegen mich. Sie haben mir auch gestern meine Literatur-

ſtunde, auf die ich mich ſo freute, nicht gegeben. Bin ich vielleicht unwiſſentlich die Veranlaſſung —"

„Wie meinen Sie?"

„Nun, ich rede manchmal, was vielleicht hart oder anmaßend klingt; wenigſtens iſt mir dieſer Vorwurf oft gemacht worden; aber ich meine es wirklich nicht ſo —"

„Und Helene blickte mit ihren großen dunkeln Augen freundlich zu Oswald empor, der in Bewunderung ihrer Schönheit und in Erſtaunen über dieſe plötzliche und unerklärliche Milde und Theilnahme verloren, vor ihr ſtand.

„Was ſehen Sie mich ſo verwundert an?"

„Daß ſich ſo viel Güte hinter ſo viel Stolz verſtecken kann!"

„Iſt es denn die Welt werth, daß wir ihr unſer Herz zeigen?"

„Eine ſonderbare Frage in dem Munde eines ſo jungen Mädchens."

„Freilich, wir dürfen ja über nichts nachdenken. Wir ſind, wenn's hoch kommt, hübſche Puppen, mit denen man ſpielt und die man an den erſten Beſten verſchenkt, der merken läßt, daß er uns gern haben möchte."

„Couſine," rief Felix, „wir wollen zum Strande hinabgehen; wollen Sie mit?"

„Nein!" ſagte Helene, ohne ſich nach dem Sprechenden umzuwenden.

„Es iſt eine reizende Partie;" rief Felix.

„Möglich;" erwiederte das junge Mädchen kurz, ohne ihre Stellung zu verändern.

Aber Felix war nicht der Mann, ſich ſo leicht abweiſen zu laſſen. Er kam zu dem Platze, auf dem ſich Oswald und Helene befanden, herüber und ſagte:

„Aber Helene, Sie werden doch dieſe erſte Bitte, die ich an Sie richte, nicht abſchlagen?"

„Weshalb nicht?" erwiederte dieſe und der Ton ihrer Stimme klang eigenthümlich ſcharf und bitter: „ich kann das Bitten und die Bittenden nicht leiden, das können Sie nicht früh genug lernen."

„Haben Sie ſich den Fuß vertreten, theuerſte Couſine?" fragte Felix.

„Weshalb?"

„Weil Sie ſo unbeweglich ſitzen und in ſo ſchauderhafter Laune ſind;" erwiederte Felix lachend und ging ohne ein Zeichen, daß ihn das Benehmen Helene's irgend verletzt habe, zu den Uebrigen.

„Wollen Sie ſich nicht der Geſellſchaft anſchließen, Herr Doctor?" fragte Helene, auf deren Wangen

noch die Erregung der letzten kleinen Scene brannte, als jetzt die Andern den ziemlich steilen Weg, der zum Strand führte, hinabzusteigen begannen.

„Sie wünschen allein zu sein?"

„Nicht doch; im Gegentheil, ich freue mich, wenn Sie hier bleiben wollen. Nach der geistreichen Unterhaltung von heute Mittag und heute Abend fühlt man das Bedürfniß, endlich einmal ein verständiges Wort zu sprechen. Sie haben mir noch immer nicht gesagt, ob ich Ihnen, ohne es zu wissen und zu wollen, durch irgend eine unvorsichtige Bemerkung vielleicht, weh gethan habe?"

„Nein, durchaus nicht. Ich habe vorgestern Abend eine Nachricht erhalten, die mich sehr betrübt ... Erinnern Sie sich des Professor Berger von ihrer Badereise nach Ostende vor drei Jahren?"

„Ei gewiß! wie könnte man den vergessen! Mir ist, als ob ich ihn gestern gesehen hätte, so deutlich steht er vor mir mit seinen hellen Augen unter den buschigen Brauen und stets mit einem Bonmot auf den Lippen. Was ist mit ihm? er ist doch nicht gar todt?"

„Nein, schlimmer als das — er ist wahnsinnig geworden."

„Um Gotteswillen! der Professor Berger — dieses

Bild der Klarheit und Geisteshoheit! Wie ist das möglich? Wissen es die Eltern schon?"

„Nein, und bitte, sagen Sie auch nichts; ich könnte es jetzt nicht ertragen, daß darüber gesprochen würde."

„Sie hatten den Professor wol recht lieb?"

„Er war mein bester, vielleicht mein einziger Freund."

„Wie beklage ich Sie," sagte Helene, und auf ihrem schönen Antlitz war die Theilnahme, die sie empfand, deutlich zu lesen; „ein solcher Verlust muß fürchterlich sein. Und Sie stehen hier ganz allein mit ihrem Kummer, und Keiner nimmt Theil an Ihrem Schmerz."

„Ich bin das von jeher gewöhnt gewesen."

„Haben Sie denn keine Eltern, keine Geschwister, Verwandte?"

„Meine Mutter starb, als ich noch ein Kind war; mein Vater vor mehren Jahren; Geschwister habe ich nie gehabt; Verwandte, wenn ich welche habe, nie gekannt."

Helene schwieg und zeichnete mit der Spitze ihres Sonnenschirms Linien in den Sand.

Plötzlich hob sie den Kopf und sagte in einem Ton, der halb wie eine Klage und halb wie eine Herausforderung klang:

„Wissen Sie, daß man Eltern und Geschwister — ja! und selbst Verwandte, haben und doch recht allein sein und sich recht einsam fühlen kann? Und Sie haben es noch immer gut; Sie sind ein Mann; Sie können für sich selbst handeln, während —"

Das junge Mädchen brach ab, als fürchtete sie, sich von ihren Empfindungen zu weit hinreißen zu lassen. Sie stand auf und trat einige Schritte von Oswald weg dicht an den Rand des steilen Ufers. — Es war ein wundersam schönes Bild, diese stolze, schlanke Gestalt auf dem lichten Hintergrunde des goldenen Abendhimmels, der ihr herrliches Haupt, mit dessen dunklen Locken der Seewind spielte, wie mit einem Glorienschein umgab. Und wie ein Engel des Himmels erschien sie Oswald, in dessen krankes Herz ihre guten mitleidigen Worte wie milder Regen auf eine welke Blume gefallen waren. Und nun zum ersten Male erinnerte er sich wieder des Gespräches, das er am Tage seiner Zurückkunft von Sassitz mit dem Doctor gehabt hatte. Also wirklich! dies holde, herrliche Geschöpf sollte auch verkauft werden, wie Melitta verkauft worden war! Sie sagte es selbst! aus ihrem eigenen Munde hatte er es nur eben gehört: sie hatte keinen Freund! sie stand allein da in der Welt! sie konnte nicht für sich selbst handeln!

Und sie hatte noch Mitleid und Trost für ihn, sie, die selbst des Mitleids und des Trostes — nein, thätiger Hülfe — so sehr bedurfte! Die Schwachen, die Hülflosen zu schützen ist das Recht und die Pflicht des Mannes — es hätte wol wenig kühne Abenteuer gegeben, in welche sich Oswald in diesem Augenblicke nicht ohne Zögern für die schöne Verfolgte gestürzt hätte. Er dachte nicht daran, daß des Ritters erste Pflicht die Treue gegen die Dame seines Herzens ist, und daß für eine Andere eine Lanze brechen, während er in Gefahr schwebt, jene zu verlieren, weder von Weisheit noch von Edelmuth zeugt.

Da gellte von dem Strande, auf dem die Uebrigen jetzt angekommen waren, ein Schrei empor — und wie Helene, die sich von Schwindel ganz frei wußte, noch einen Schritt näher an den Rand trat und sich über den Abhang beugte, ein zweiter, noch heller, noch schriller, noch angstvoller.

„Um Himmelswillen," rief Helene; „was kann denn da geschehen sein? Mir däucht, es war Bruno's Stimme. Lassen Sie uns so schnell wie möglich hinabeilen!"

Der Weg zum Strande, der sich im Zickzack an dem Kreidefelsen hinwand, war trotz seiner Steilheit im Nu von den jungen Leuten zurückgelegt. Als sie

athemlos unten ankamen, sahen sie Bruno ohnmächtig, von Albert gehalten, während die Anderen rathlos umherstanden.

„Holen Sie Wasser, schnell!“ sagte Oswald, Albert den Knaben abnehmend und diesem das Halstuch abknüpfend und die Kleider öffnend, woran noch Niemand gedacht hatte.

„Wie ist denn dies gekommen?“ fragte Helene, die kalten Hände Bruno's in ihre Hände nehmend und angstvoll in sein schönes blasses Gesicht starrend.

„Es weiß Niemand von uns,“ sagte die Baronin.

„Es wird ein Anfall von Schwindel sein,“ meinte Felix.

Unterdessen hatte Oswald von dem Wasser, welches Albert — in Bruno's Hut — gebracht hatte, des Knaben Stirn und Schläfen und Brust reichlich benetzt. Helene erinnerte sich, daß sie ein Fläschchen Eau de Cologne bei sich führe, und half Oswald in seinen Bemühungen. Es gelang ihnen in Kurzem, den Ohnmächtigen wieder zu sich zu bringen. Er schlug langsam die großen Augen auf, sein erster Blick fiel auf Helene, die sich über ihn beugte.

„Bist Du todt, ganz todt?“ murmelte er, die Augen wieder schließend.

Man glaubte, er habe den Verstand verloren.

„Komm zu Dir, Bruno!“ sagte Helene, dem Knaben mit leiser Hand über Stirn und Augen streichelnd.

Bruno ergriff diese Hand und drückte sie fest auf seine Augen, durch deren geschlossene Wimpern sich zwei große Thränen drängten. Dann richtete er sich mit Oswald's Hülfe vollends auf.

„Mir ist wieder ganz wohl!“ sagte er; „ich bin wol gar ohnmächtig gewesen? Wie lange habe ich so gelegen?“

„Nur ganz kurze Zeit,“ sagte Oswald, Bruno's Gesicht mit seinem Taschentuche abtrocknend und den Anzug wieder in Ordnung bringend.

„Du hast uns einen rechten Schrecken verursacht; was hattest Du denn nur?“ fragte die Baronin.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete der Knabe, dessen blasse Wangen plötzlich hohe Purpurgluth bedeckte; „es kam ganz plötzlich. Danke, danke, ich glaube, ich kann jetzt mit Herrn [illegible] Hülfe ganz gut weiter kommen.“

„Wir wollen wieder [illegible]“ sagte die Baronin. „Daß einem doch jedes, [illegible] das bescheidenste Vergnügen durch irgend einen [illegible]fall verleidet wird!“

Man stieg langsam [illegible]lfer wieder hinauf und trat, ziemlich einsil[illegible]d verstimmt, den Rückweg durch den Wald an, [illegible], der sich zu erkälten fürch-

tete, ermahnte zu größerer Eile; Oswald bemerkte trocken, er wolle die übrige Gesellschaft nicht aufhalten, man möge ihm indessen erlauben, mit Bruno langsam zu folgen. Helene erklärte, daß sie bei Bruno bleiben würde; der alte Baron, der bei dem ganzen Vorfall eine große, wenn auch thatlose Theilnahme an den Tag gelegt hatte, schlug vor, die Gesellschaft solle sich in einen Vortrab und einen Nachtrab theilen, er selbst wolle den letzteren führen.

„Du wirst Dir den Schnupfen holen, lieber Grenwitz," sagte die Baronin; „ich dächte, Du kämest mit uns."

„Nein," ich werde bei den Anderen bleiben," sagte der alte Baron mit einer Bestimmtheit, die Alle, vielleicht ihn selbst, überraschte.

Er gab seiner Tochter den Arm, blieb aber in der Nähe Oswald's und Bruno's, eine harmlose Unterhaltung, wie sie liebte, mit ihnen führend und sich von Zeit zu Zeit nach des Patienten Befinden erkundigend.

„Ich befinde mich [illegible], ganz wohl," versicherte dieser ein Mal über das andere; doch fühlte Oswald, daß er sich fest auf seinen Arm stützte und daß seine Hände kalt waren.

Sie kamen, lange nach den Anderen, auf dem

Schloſſe an. Der alte Baron wünſchte gute Beſſerung, als Oswald ſich ſofort mit Bruno auf deſſen Zimmer begab, wo er den Knaben ſich ſogleich zu Bett legen ließ.

„Du biſt kränker, Bruno, als Du zugeben willſt,“ ſagte er, ſich zu ihm auf's Bett ſetzend, „nicht wahr, Du haſt Deine alten Schmerzen?“

„Ja,“ ſagte Bruno, deſſen Zähne zuſammenſchlugen und auf deſſen Stirn der kalte Schweiß ſtand.

Oswald beeilte ſich, die alten Hausmittel, wie jenes erſte Mal, herbeizuſchaffen; und es gelang ſeinen Bemühungen auch jetzt, das Uebel zu heben, wenigſtens die Schmerzen in kurzer Zeit zu lindern.

„Wirſt Du auch mir nicht ſagen, Bruno, was Dich ſo bewegt hat?“ fragte Oswald da.

„Doch!“ ſagte der Knabe, „ich wollte es nur nicht in der Anderen Gegenwart, weil ich ihr albernes Gelächter ſchon im voraus hörte. — Ich war etwas hinter den Anderen zurückgeblieben und durch einen Vorſprung des Ufers von ihnen getrennt. Ich dachte immer, ihr würdet nachkommen und deshalb ging ich ſo langſam und blickte oft nach oben. Da ſah ich plötzlich Helene ganz nahe an den Rand des Ufers treten, das an dieſer Stelle wol hundert Fuß und darüber lothrecht hinab — Ich ſchrie laut auf in

entsetzlicher Angst, da trat sie noch näher — bog sich sogar herüber — und da wurde mir es schwarz vor den Augen — nun und das Uebrige weißt Du ja. Aber ich höre Malte kommen. Gute Nacht, Oswald."

„Gute Nacht, Du Wilder!"

Oswald küßte seinen Liebling auf die Stirn und ging nachdenklich auf sein Zimmer. Er lehnte sich in das offene Fenster und schaute lange, in Sinnen und Brüten verloren, in den Garten hinab. Die Nacht war finster: nur hier und da schimmerte ein Stern auf Augenblicke durch den Wolkendunst. Manchmal rauschten die Bäume lauter auf, als sprächen sie ängstlich in einem wirren, unruhigen Schlaf; der Brunnen der Najade plätscherte dazwischen, leise und abgebrochen, als erzähle er eine alte unheimliche Geschichte.

„Dein Leben gleicht dieser Nacht," sprach Oswald bei sich: „hier und da ein Stern, der so bald wieder verschwunden ist, und sonst Alles chaotisches Dunkel. Du hast recht, guter Berger: unser Leben ist ein hohles Nichts, und wer nur überhaupt einen Verstand zu verlieren hat, muß ihn darüber verlieren. Wolltest Du bewirken, daß Dir Dein Schüler sobald als möglich nachfolgen könnte, als Du mich hierher schicktest? Da bist Du nun [illegible] demselben Orte, wo

Melitta ist und auch Oldenburg. Vielleicht siehst Du sie, wenn sie Arm in Arm an Deiner Zelle vorübergehen; vielleicht kommt Dir bei der Gelegenheit der Verstand wieder, den andere Leute bei dem Anblick verlieren würden. Ich könnte ja auch eine kleine Reise nach R. machen, meine guten Freunde zu besuchen; wer weiß? vielleicht gefällt mir der Ort so sehr, daß ich gleich da bleibe."

„Wie geht es Bruno?" tönte eine Stimme aus dem Garten herauf. Es war Helene's Stimme. Oswald sah ihr helles Gewand durch das Dunkel heraufschimmern.

„Ich danke, gut!" antwortete er hinab.

„Schlafen Sie wohl!"

Und das helle Gewand verschwand in den Büschen.

„Nein, das Leben ist mehr wie ein hohles Nichts," murmelte Oswald, indem er das Fenster schloß; „hätte Berger dieses Mädchen gesehen, er hätte wieder an das Leben geglaubt. Und doch! er hat sie ja gesehen, gesehen und bewundert und besungen, und ist doch wahnsinnig geworden ... o, es ist ein schauerliches Ding, dieses Leben — öde und dunkel und gespenstisch und das einzige Reelle eine holde, freundliche Stimme, die uns schlafen gehen heißt."

Zweites Kapitel.

Es kommen im Familienleben, genau wie im Leben der Völker, gewisse Zeiten, wo Alle mehr oder weniger deutlich fühlen, daß sich etwas Großes, Außerordentliches vorbereite; wo die dunkle Zukunft ihren drohenden Schatten weit hineinwirft in die Gegenwart, die Gemüther der Einen verdüstert, die der Andern mit vagen Hoffnungen erfüllt, überall aber eine wühlende Unruhe in den Geistern erzeugt, die dann ihrerseits wiederum dazu beiträgt, das Hereinbrechen dessen, was Diese fürchten und Jene herbeiwünschen, zu beschleunigen.

Eine solche Zeit fieberhafter Spannung war denn jetzt auch für die vor Kurzem noch so stille Gesellschaft auf Schloß Grenwitz hereingebrochen. Bruno's plötzlicher Unfall, von dem er sich übrigens schon am nächsten Tage erholte, hätte für die Scharfsichtigeren ein Symptom von dem sein können, was da Alles

unter der glatten Hülle geſelliger Höflichkeit und peinlich genau beobachteter Formen in der Tiefe gährte und kochte: geheime Liebe und tief verſteckter Haß! Feindſchaften unter der Maske trefflichſten Einvernehmens und guter Kameradſchaft! herzliche Sympathien, die ſich unter dem Anſchein von Gleichgültigkeit, ja Abneigung verbargen! Selbſt die Phyſiognomie des äußeren Lebens war verändert. Die tiefe, faſt beängſtigende Stille, die ſonſt in dem weiten Raume, welchen der Schloßwall einſchloß, herrſchte, wurde jetzt gar vielfach geſtört. Baron Felix, der zum Anachoreten ſehr wenig Talent beſaß, mochte es ſich nicht verſagen, wenigſtens einer oder der andern ſeiner gewohnten Beſchäftigungen in der Einſamkeit von Schloß Grenwitz nachzuhängen. Am Tage nach ſeiner Ankunft waren ſeine beiden ſchönen Reitpferde glücklich angelangt, und ſo konnten bei den weiteren Ausflügen der Geſellſchaft, die zu Wagen unternommen wurden, wenigſtens zwei der Herren beritten gemacht werden. In einem entlegeneren Theile des Gartens war unter ſeiner Leitung ein kleiner Schießſtand hergerichtet worden, und in den ſpäteren Nachmittagsſtunden ertönte jetzt ſehr oft (zu der Baronin geheimem Entſetzen) der kurze, ſcharfe Knall gezogener Piſtolen bis in die geheiligte Stille der nach dem Garten gelegenen Wohn-

gemächer. Da Reiten, Schießen und Jagen Vergnügungen sind, die durch Gemeinsamkeit wesentlich erhöht werden, so waren Oswald, Albert und selbst Bruno in keinem Augenblick vor Felix sicher, der fortwährend auf der Jagd nach einem Gefährten zu dieser oder jener Unternehmung war, und stets so lange bat und quälte, bis man sich wel oder übel seinen Wünschen accommodirte. Felix gehörte zu den Menschen, die niemals müßig sind, ohne doch eigentlich jemals wirklich beschäftigt zu sein, mochte er nun stundenlang bei seiner Toilette zubringen und zwischendurch die Chansons von Béranger, oder ein paar Capitel aus den liaisons dangéreuses (seinen Lieblingsbüchern) lesen; mochte er sich mit der zweckmäßigsten Construction einer Angelruthe die Zeit vertreiben oder die mangelhafte Dressur seines Hühnerhundes vervollständigen, oder von ein paar Musikstücken die ersten Takte spielen, um mit keinem zu Ende zu kommen — er war stets und zu jeder Zeit der geschäftige Müßiggänger, der die vortrefflichsten Naturanlagen in der Verfolgung von lauter frivolen und oberflächlichen Zwecken vergeudete. Denn Felix war eine sehr begabte Natur, deren nachhaltige Kraft selbst ein überaus wüstes und leichtsinniges Leben nicht gänzlich hatte vernichten können. Ein Streben nach dem Höheren, die Ahnung

des Ideals war in der fieberhaften Rastlosigkeit, mit der er sich auf alles Neue warf, in dem Ehrgeiz, welcher ihn trieb, überall der Erste zu sein, oder wenigstens als solcher zu erscheinen, ja selbst in seiner maßlosen Eitelkeit und in der unglaublichen Sorgfalt, die er auf seine äußere Erscheinung verwandte, unverkennbar. Hätte er jemals den Ernst des Lebens kennen gelernt, hätte er nur einmal sein Brod mit Thränen essen müssen, er wäre vielleicht zu retten gewesen. So ließ er sich, ohne jemals über seine Lage nachdenken zu wollen oder zu können, von dem Strudel seiner Leidenschaften näher und immer näher an den Punkt treiben, wo er, wenn nicht ein Wunder dazwischen trat, unfehlbar versinken mußte.

Ob es ihm mit der Aenderung seines Lebens, über die er mit der Baronin so viel correspondirt hatte, Ernst war? wol schwerlich. Das Garnisonsleben war ihm langweilig geworden; die Schaar der Gläubiger immer dringender und seine Situation der Art, daß, als er betreffenden Orts um längeren Urlaub einkam, man ihm zu verstehen gab, er thäte, wenn seine Gesundheit wirklich so angegriffen sei, vielleicht besser, sogleich seinen Abschied zu nehmen. Gerade in dieser kritischen Zeit machte ihm die Baronin Grenwitz ihre Anerbietungen betreff Helene's. Felix, der

hier einen Ausweg fand, an den er noch gar nicht gedacht hatte — denn Anna-Maria's Gemüthlosigkeit in Geldangelegenheiten war ihm aus Erfahrung bekannt — griff mit beiden Händen zu, obgleich eine Heirat nicht eben nach seinem Geschmack war. Indessen war er bereit, sich auf jeden Fall auch in diese Bedingung zu fügen. Wie angenehm war er deshalb überrascht, als ihm in seiner Cousine, die er bis dahin nicht gekannt hatte, ein Wesen entgegentrat, schöner, anmuthiger, als irgend eine der Damen, die er bisher mit seiner Neigung beehrt hatte — ein Wesen, das die Seine zu nennen, den Stolzesten der Stolzen entzückt haben würde. So waren denn nicht zwei Tage vergangen, als Felix für seine schöne Cousine in seinem Herzen eine Leidenschaft fühlte, die freilich, genau betrachtet, bloße Eitelkeit war, ihm selbst aber wie ein ganzes Wunder vorkam. Selbstische Menschen sind auf Alles eitel, selbst auf die natürlichsten Gefühle, und so konnte denn Felix nicht müde werden, die Baronin von seiner Liebe, wie von einem achten Wunder der Welt, zu unterhalten und sich auch gegen die Uebrigen, besonders Oswald, über die Herrlichkeit eines auf das Höchste gerichteten Strebens auszulassen. Ob seine Leidenschaft erwiedert wurde? Felix zweifelte nicht einen Augenblick daran. Hatte

er nicht bis jetzt noch überall reüssirt? war sein Glück bei den Frauen nicht sprichwörtlich selbst unter den Kameraden, von denen sich doch so ziemlich jeder Einzelne für einen Paris hielt? und hatte er nicht schon so oft erfahren, daß sich die Liebe hinter dem Anschein der Gleichgültigkeit, ja der Abneigung verbirgt? Freilich trieb seine schöne Cousine die Komödie ziemlich weit; freilich behandelte sie ihn mit einer Kälte, einer Geringschätzung, die manchmal gradezu beleidigend war — aber er ließ sich dadurch in dem felsenfesten Glauben an seine unwiderstehliche Liebenswürdigkeit nicht beirren und verspottete die Baronin, wenn diese ihn wieder und immer wieder zur Vorsicht ermahnte. Denn Anna Maria sah, da keine persönliche Eitelkeit die Klarheit ihres Blickes trübte, in dieser Angelegenheit viel schärfer als Felix. Sie, die an sich selbst die Energie des Charakters so hoch schätzte, mußte im Stillen die consequente Gleichmäßigkeit in Helene's Betragen, die bescheidene Festigkeit, mit der sie ihre Ansichten aussprach und behauptete, bewundern. Es war ein Etwas in der stolzen Schönheit ihrer Tochter, wovor sie sich unwillkürlich beugte — ein Lichtglanz aus einer höheren Welt, als die Welt durchaus egoistischer Interessen, in welcher sie selbst sich bewegte. — Helene selbst

war nach jenem Abend am Strande wo möglich noch stiller und zurückhaltender geworden. Sie flüchtete, wenn sie irgend konnte, in die Einsamkeit ihres Zimmers. Wenn sie in der Gesellschaft war, schloß sie sich am liebsten an ihren Vater an, oder suchte es auf den Spaziergängen so einzurichten, daß Bruno ihr Begleiter war. Sie hatte stets einen kleinen Dienst für ihn: bald mußte er ihr den Hut, bald die Mantille tragen, bald hatte er ihr eine Blume zu pflücken, die auf der andern Seite des Grabens wuchs, bald ihr an einer steileren Stelle des Ufers die Hand zu reichen. Bruno unterzog sich diesem Dienste mit einem milden Ernst, der freilich den Spott des Baron Felix zuweilen herausforderte, für Jeden aber, der sich für den Knaben interessirte, und die wilde Unbändigkeit seiner Natur kannte, etwas unendlich Rührendes hatte. Sein Wesen schien, sobald Helene's Blick auf ihm ruhte, wie umgewandelt. Er war dann sanft und freundlich, dienstfertig und zuvorkommend; ein Wort von ihr, nur ein Wink ihrer langen, dunkeln Wimpern genügte, ihn, wenn er sich ja einmal von seiner alten Heftigkeit hinreißen ließ, sofort zu besänftigen. Diese Heftigkeit machte sich vor allem gegen Felix Luft, gegen den er einen Haß und eine Verachtung, die er sich kaum zu verbergen bemühte,

empfand. Stets hatte er ein höhnisches, bitteres Wort für ihn in Bereitschaft; die mancherlei kleinen Blößen, die jener sich in seiner maßlosen Eitelkeit der Gesellschaft gegenüber gab, fanden in Bruno einen unerbittlichen, grausamen Verfolger, der um so lästiger war, als seine Jugend ihn nicht als ebenbürtigen Gegner erscheinen ließ, gegen den man mit anderen Waffen kämpfen konnte, als höchstens mit einem von oben herab geführten Hiebe, der meistens ganz vortrefflich parirt wurde. Felix selbst empfand dies einigermaßen, und wenn ihm der Knabe auch nicht gefährlich schien, so war er ihm doch im hohen Grade unbequem. Wo Helene war, da war auch Bruno, und traf es sich ja einmal auf den Spaziergängen, daß sie allein zurückgeblieben war, und war Felix eben im besten Zuge, von der Liebe im Allgemeinen — denn weiter war er noch nicht gekommen — zu sprechen, so gesellte sich wie auf Verabredung Bruno zu ihnen, und Felix, der von Botanik und Mineralogie nicht das Mindeste verstand, blieb nichts übrig, als die Beiden ihren naturwissenschaftlichen Bestrebungen zu überlassen. Wie würde er sich gewundert haben, wenn er gehört hätte, daß diese Verhandlungen abgebrochen wurden, sobald er aus dem Gehörkreise war, daß Bruno, die Blume, über die sie so

eben aufstrecken hatten, zerraufend, durch die Zähne sagte: „Sieh, Helene, so zerreißest Du mein Herz, wenn Du schwach genug bist, diesen Felix zu lieben!“ — „Das alte Lied, Brune?“ — „Ja, das alte Lied; und ich will Dir es singen, so lange ich noch Athem in der Brust habe! Meinst Du, ich weiß nicht, was es bedeutet, wenn Tante und Felix die Köpfe zusammen stecken und von Zeit zu Zeit verstohlen auf Dich blicken? O! mein Auge ist scharf, und mein Ohr ist es nicht minder. Gestern, als ich an ihnen vorüberstrich, meinte der saubere Herr: sie wird schon zur Vernunft kommen! sie — das bist Du: und zur Vernunft kommen, heißt: sie wird allen Stolz so weit vergessen, und einen solchen jämmerlich eitlen Pfauen, wie ich einer bin, heiraten.“ — „Aber, wie kommst Du nur auf diese Gedanken, Brune?“ — „Nun, ich dächte, sie lägen nahe genug; und Dir geben sie auch durch den Kopf, oder weshalb blicktest Du oft so in Dich versunken vor Dich hin und dann plötzlich zu Felix oder zu Oswald hinüber, als ob Du sie mit einander verglichest. Ja, vergleiche sie nur immer! Du wirst dann den Unterschied entdecken zwischen einem Manne und — einem Affen.“ „Du hast wol Herrn Stein sehr lieb, Brune? Ist er denn immer so still und traurig, wie jetzt?“ „Bewahre

er kann so ausgelassen sein, wie ein Füllen, ich weiß nicht, was ihm fehlt, oder ich weiß es wol, aber" — „Aber?" „Aber ich darf es nicht sagen; oder ja, Dir darf ich es sagen, denn Du bist nicht wie die anderen Menschen. Mir ist immer, als müßtest Du mir ins Herz sehen dürfen, wie sie sagen, daß uns Gott ins Herz schaut; als dürfe man vor Dir, wie vor Gott keine Geheimnisse haben." „Aber ich will nicht, daß Du ein Geheimniß verräthst." „Ich verrathe nichts, denn Oswald hat mir nie ein Wort gesagt. Ich weiß nur, daß er so still und traurig ist, seitdem Tante Berkow fort ist. Es wurde doch heute Mittag darüber gesprochen, wie lange sie wol noch fortbleiben, ob sie wol nach Herrn von Berkow's Tode wieder heiraten würde, und da sah ich, wie Oswald sich entfärbte und während des ganzen Gespräches die Augen nicht von seinem Teller hob. Und dann, als Felix meinte: daß Baron Oldenburg, der ja auch, wie er ganz zufällig durch einen Freund erfahren, nach N. gereist sei, vielleicht darüber nähere Auskunft geben könnte, hob er schnell, mit einem zornigen Blick zu Felix hinüber, den Kopf und öffnete den Mund, als ob er etwas sagen wollte; aber er sagte nichts und biß sich in die Lippen; und heute Abend ist er noch ganz besonders verstimmt." „Und

das Alles heißt?" „Das Alles heißt, daß Oswald Tante Berkow sehr lieb hat und daß er nicht mag, wenn über sie gesprochen wird; eben so wenig wie ich es mag, wenn Tante und Felix über Dich sprechen." „Ach, Du weißt ja nicht, was Du redest." „Natürlich, das ist immer das Ende vom Liede; ich weiß nichts; ich bin ein dummer Junge; heisa, heisa, heysasa! ich habe keine Ohren, zu hören, keine Augen, zu sehen? warum? weil ich erst sechszehn Jahre alt bin und mein Bart noch einiges zu wünschen übrig läßt."

Wie Helene diese Mittheilung aufnahm? ob sie im Stillen nicht doch eine Art von Enttäuschung empfand? ob sie die Melancholie in Oswald's großen blauen Augen nicht doch anders erklärt hatte? vielleicht hätte sie selbst sich darüber keine Rechenschaft zu geben vermocht; auf jeden Fall aber wurde das Interesse, welches sie seit dem Abend am Strande für Oswald zu empfinden begonnen hatte, noch bedeutend erhöht. Sie fing an, ihn noch genauer als vorher zu beobachten; sie war aufmerksam auf jedes seiner Worte; sie sang und spielte vorzugsweise gern die Lieder und Musikstücke, die seinen Beifall hatten; sie freute sich, als er wieder, wie früher, des Morgens in den Garten kam, und empfand es mit einiger

Genugthuung, daß der jetzt so schweigsame bei diesen Gelegenheiten stets gute freundliche Worte für sie hatte und auf jedes von ihr angegebene Thema, bald ernst, bald launig, immer aber mit dem herzlichen Ton eines älteren Bruders, der einer lieben Schwester gern von seinem reicheren Wissen mittheilt, einging. Uebte der Zauber von Oswald's Persönlichkeit seinen Einfluß auf das stolze, aber für alles Schöne und Edle tief empfängliche Herz des jungen Mädchens? war es Eifersucht? war es nur eine Art von Opposition gegen die ihr immer deutlicher werdenden Pläne ihrer Mutter, die sie gerade jetzt an einem Mann, über welchen ihr aristokratisches Auge sonst wol weggeblickt hätte, ein solches Interesse nehmen ließ? . . . Die verschiedenartigsten Empfindungen bekämpften sich in ihrem Herzen, wie oft an einem tiefblauen Sommerhimmel leichte, graue Wolken durcheinander treiben und fließen bis der Sturm in seiner Vollgewalt hereinbricht.

Drittes Kapitel.

Die Baronin hatte dem von Felix geäußerten Rate, an dem geselligen Leben des Adels der Umgegend in seinem Interesse einen lebhafteren Antheil zu nehmen, nach reiflicher Ueberlegung folgen zu müssen geglaubt, und es dauerte nicht lange, als fast kein Tag verging, an welchem nicht die Familie entweder in die Nachbarschaft gebeten war, oder, was noch häufiger geschah, selbst Besuch zu empfangen hatte. Man schien entzückt, daß Schloß Grenwitz, früher wegen seiner Gastlichkeit mit Recht weit und breit berühmt, wieder, wie sonst, der Vereinigungspunkt der geschäftigen Müssiggänger werden sollte; man billigte höchlichst Anna Maria's Entschluß, das klösterlich stille Leben, das sie bis dahin geführt, mit einem neuen glänzenderen und einer so alten ruhmreichen Familie würdigeren zu vertauschen; man sagte ihr so viele Schmeicheleien über ihre Unterhaltungsgabe,

über ihr Talent, große Gesellschaften zu arrangiren, daß sie die Kosten, welche diese ihr ganz ungewohnte Gastfreundschaft veranlaßte, vor ihrem eigenen, in Geldangelegenheiten äußerst strengen und zarten Gewissen durch die unumgängliche Nothwendigkeit der Maßregel, so gut es gehen wollte, zu entschuldigen suchte.

Oswald hatte auf diese Weise schon mehre der ihm vom Balle in Barnewitz her bekannten Gesichter wieder gesehen; aber noch keines von denen, die ihm ein verzüglicheres Interesse abgewonnen hatten. Es war ein eigenthümlicher Zufall, daß an einem Nachmittage, theils gebeten, theils ungebeten, sich beinahe Alle zusammenfanden, die damals für ihn mehr oder weniger merkwürdig geworden waren, bis andere Ereignisse und andere Personen in den Vordergrund traten und jene verdrängten. Mit sehr verschiedenen Empfindungen sah er nach und nach von Barnewitz mit seiner Gemalin Hortense, Herrn von Cloten, den Grafen Grieben und Andere eintreten und sein Interesse wurde geradezu ein peinliches, als zuletzt, ganz unerwartet noch ein Wagen vorfuhr, aus welchem Adolf und Emilie von Breesen und die Tante Breesen, deren zahnlosen Mund und spitze Zunge Oswald noch sehr wohl in Andenken hatte, stiegen.

„Hierher, mein feiner, junger Herr!“ rief die alte Dame, als sie nach den ersten Begrüßungen ihn erblickte: „warum sind Sie nicht uns zu besuchen gekommen, wie Sie versprochen hatten? habe ich Sie deshalb meinem ungerathenen Neffen als das Muster eines wohlerzogenen jungen Mannes, der da weiß, was er alten Damen schuldig ist, vorgestellt? habe ich deshalb Ihre Aussprache des Französischen meiner naseweisen Nichte als mustergültig gerühmt? Schämen Sie sich! ich beehre Sie mit meiner Ungnade!“

„Ich verdiene diese durchaus nicht, gnädige Frau!“ sagte Oswald. „Ich konnte nicht kommen, wie ich wollte, und gesetzt, ich hätte wirklich eine Unterlassungssünde begangen, so bin ich doch wahrlich, auch ohne Ihre Ungnade, schwer genug bestraft.“

„Ja, ja — schöne Redensarten, daran fehlt es Ihnen nicht. Sind Sie auch nicht weniger unartig, wie die andern jungen Leute, so sind Sie doch ein wenig weniger plump, und schon deshalb muß ich Ihnen verzeihen. Hier haben Sie meine Hand, und nun sehen Sie zu, wie Sie mit meiner Nichte fertig werden, ohne daß sie Ihnen die hübschen Augen auskratzt.“

Damit wandte die alte lebhafte Dame Oswald den

Rücken, und ließ ihn in einem von seiner Seite sehr wenig erwünschten tête à tête mit der hübschen Emilie, die, ohne die Augen von dem Boden zu erheben, mit leicht gerötheten Wangen und unruhig wogendem Busen vor ihm stand.

Oswald war fest entschlossen, das kindische und doch gefährliche Spiel mit dem leidenschaftlichen Mädchen nicht wieder zu beginnen. Er wünschte und hoffte, daß sie selbst zur Besinnung gekommen sein möge. Er sah es deshalb nicht ungern, als Fräulein Emilie einige gleichgültige Worte, die er an sie richtete, scheinbar unbefangen beantwortete und sich sodann zu einer Gruppe junger Mädchen gesellte, die sich um Helene geschaart hatte, um den modischen Schnitt eines weißen Kleides, das sie heute zum ersten Male trug, zu bewundern.

Auch seine Begegnung mit Herrn von Cloten war weniger unerquicklich, als er nach ihrem letzten unverhofften Zusammentreffen auf Oldenburg's Solitüde erwarten konnte. Der junge Edelmann that sehr erfreut, ihn nach so langer Zeit wieder zu sehen; erkundigte sich angelegentlich nach Oldenburg, erinnerte an das Pistolenschießen in Barnewitz und fragte, ob Oswald ihm heute Revanche geben wollte.

Oswald war einigermaßen gespannt, zu sehen, wie

sich Cleten und Barnewitz gegen einander benehmen würden. Zu seiner nicht geringen Verwunderung schien zwischen diesen beiden Herrn das vollständigste Einvernehmen zu herrschen. Oldenburg hatte sich in dieser Angelegenheit als ein ausgezeichneter Diplomat gezeigt. Er hatte Jedem der Beiden weiß gemacht, daß der Andere nach seinem Blute lechze, und so die beiden Männer, die, nicht ohne alle Ursache, das Leben, das sie führten, viel zu behaglich fanden, um ohne gewichtige Veranlassung daraus zu scheiden, für seine Vermittlungsvorschläge geneigt gemacht. Herrn von Barnewitz hatte er Cleten's Liebeshandel mit Hortense als eine ganz unschuldige Tändelei dargestellt, und geschworen, wie er überzeugt sei, daß dieser junge Mann mit jener Dame zu keiner Zeit in einem intimeren Verhältniß gestanden habe, als viele andere Bekannte, zum Beispiel er selbst — eine arge Zweideutigkeit, die indessen von dem nicht sehr scharfsinnigen Ehemanne als ein Argument für die Unschuld seiner Frau angesehen wurde. Dem jungen ländlichen Don Juan dagegen hatte er den Rath gegeben, in Barnewitz' Gegenwart ein paar Mal ungezogen und grob gegen Hortense zu sein, und vor allem sich irgend eine der Damen ihres Cirkels auszuwählen, um ihr möglichst auffallend den Hof zu machen. Cleten äußerst froh,

sich so leichten Kaufs aus dem fatalen Handel zu ziehen, hatte Oldenburg's Rath pünktlich befolgt und von Stund an begonnen, Fräulein von Breesen zum Gegenstand seiner Huldigungen zu machen. Er war indessen bisher in seinen Bemühungen sehr wenig glücklich gewesen. Im Gegentheil. Er hatte viel Spott und Hohn aus dem Munde des übermüthigen Mädchens über sich ergehen lassen müssen; seine Liebesversicherungen wurden mit ironischen Bemerkungen zurückgewiesen und seine Ritterdienste mit einer Gleichgültigkeit entgegen genommen, die ihn, wenn es ihm wirklich Ernst gewesen wäre, zur Verzweiflung gebracht haben würden. Und es war ihm, wie es in solchen Dingen zu gehen pflegt, nach und nach wirklich Ernst mit der anfänglich so leichtsinnigen Tändelei geworden. Fräulein Emilie gehörte nicht zu den Damen, mit welchen man ungestraft spielen und tändeln kann. Sie war so reizend selbst in ihrem Uebermuth, so liebenswürdig selbst in ihrer Ungezogenheit, daß der unglückliche Vogelsteller sich von Tag zu Tag tiefer in die Netze, die er selbst gelegt hatte, verstrickte, und jetzt Alles darum gegeben haben würde, ein freundliches Wort aus dem angebeteten Munde zu erhalten. Wie überrascht war er deshalb, wie außer sich vor Entzücken, als ihm Fräulein Emilie,

die er kaum noch anzureden wagte, heute mit der größten Freundlichkeit entgegenkam, ihn auf dem Spaziergang, den man durch den Garten machte, zum Begleiter erwählte, ihren Sonnenschirm von ihm tragen, sich Blumen von ihm pflücken, ein im Saale vergessenes Taschentuch von ihm holen ließ, mit einem Worte, scheinbar Alles that, die ihm in den letzten Wochen zugefügten Beleidigungen in einer Stunde wieder gut zu machen.

Cleten schwamm in einem Meere von Seligkeit; seine wasserblauen Augen strahlten; er drehte ohne Aufhören seinen kleinen blonden Schnurrbart und lächelte dumm vergnügt, so oft ihm eine Aeußerung, wie: nun, Cleten, kann man gratuliren? oder: recht so, Cleten nur nicht ängstlich! und ähnliche in's Ohr getuschelt wurden.

Oswald wußte nicht, was er von dieser Komödie denken sollte. Im Anfang glaubte er, Emilie wolle ihm nur zeigen: sieh! es fehlt mir nicht an Bewunderern! Er konnte nicht annehmen, daß ein so geistvolles und — mochten ihre Fehler sein, welche sie wollten — immerhin liebenswürdiges, und jedenfalls sehr hübsches Mädchen sich ernstlich für einen so faden Menschen, wie Cleten, interessiren könnte. Als der Abend aber hereinbrach, die Gesellschaft sich

aus dem Garten allmälig in die nach dem Rasenplatz führenden Zimmer zurückzog, und zuletzt nur noch Emilie mit Herrn von Cloten unermüdlich draußen promenirten, mußte er sich wohl der Meinung der Gesellschaft, daß die Verlobung zwischen Cloten und Fräulein von Breesen nicht mehr lange auf sich warten lassen werde, anschließen. Es that ihm leid um das Mädchen, das sich so wegwerfen konnte; dann aber dachte er wieder: Du brauchtest Dir wahrlich wegen eines so leichtsinnigen Geschöpfes keine so großen Gewissensbisse zu machen. Sie sind im Grunde Eines des Andern vollkommen würdig. Ob sich dieser Cloten nicht schämt, vor den Augen der Frau, die er liebte, ein solches Schauspiel aufzuführen?

Er wandte sich zu Hortense von Barnewitz, die in einer Fensternische des Saales ganz allein stand. Die hübsche Blondine schien, sehr gegen ihre Gewohnheit — denn sie war eine der gefeiertsten und verwöhntesten Damen — diese Vernachlässigung von Seiten der Herren heute gern zu sehen.

„Werden Sie heute nicht tanzen, gnädige Frau?“ fragte Oswald.

„Soll denn getanzt werden?“ antwortete Hortense, wie aus einem Traum erwachend.

„Gewiß. Die Baronin läßt soeben das Klavier

in den Saal ſchaffen. Herr Timm hat ſich erboten, zu ſpielen: ich wollte mir erlauben, die gnädige Frau um den erſten Tanz zu bitten, im Fall Sie ſich noch nicht verſagt haben."

„Ich mich verſagt? Bewahre! die Zeiten ſind vorüber, wo ich auf Wochen voraus zu jedem Tanz engagirt war. Ich überlaſſe das jetzt den Jüngeren."

„Sie belieben zu ſcherzen."

„Keineswegs. Sie ſind der Erſte und weil ich fürchte, daß Sie auch der Letzte ſein werden, will ich lieber gar nicht anfangen, ſondern Sie bitten, ſich ein wenig zu mir zu ſetzen, und die Zeit, die Sie mit mir vertanzen wollten, in aller Ruhe zu verplaudern. Iſt es Ihnen recht?"

„Die Frage beantwortet ſich ſelbſt," ſagte Oswald, Hortenſe einen Stuhl herbeiziehend.

„Setzen Sie ſich auch!" ſagte dieſe. „Ich höre, Herr Tecter; Sie haben ein großes Talent zur Satire; laſſen Sie mich eine Probe dieſes Talentes hören; an Stoff kann's Ihnen ja nicht fehlen, wenn Sie von unſerem Standpunkt aus einen Blick auf die Geſellſchaft hier im Saale werfen. Welche von den Damen halten Sie für die hübſcheſte?"

„Sie meinen die am wenigſten häßliche?"

„Sie Spötter! Freilich, außer einigen erträglichen

Toiletten ist nicht viel Hübsches wahrzunehmen. Wie finden Sie Helene Grenwitz?"

„Ich finde sie gar nicht, trotzdem ich sie überall mit den Blicken suche."

„Dort, rechts von der Thür. Sie spricht mit ihrem Cousin Felix. Wie steht denn die Angelegenheit? hat Felix sich noch immer nicht erklärt?"

„Jedenfalls noch nicht gegen mich."

„Das glaube ich gern. Aber glauben Sie, daß er sich erklären wird?"

„Nein."

„Weshalb?"

„Weil ich die ganze Sache für unerklärlich halte."

„Schwärmen Sie etwa für Fräulein Helene?"

„Ganz unendlich."

„Sie interessiren sich überhaupt wohl besonders für junge Mädchen, die eben aus der Pension kommen?"

„Nur, wenn sie wirklich interessant sind."

„Nicht immer; oder Sie wollen doch nicht behaupten, daß Emilie Breesen dies Beiwort verdient?"

„Ich habe auch nie für Fräulein von Breesen geschwärmt."

„Teste mehr die Kleine für Sie. Lisbeth von Meyen ist die Vertraute von Emilien's Liebeskummer

geworden und Lisbeth hat natürlich die ganze Sache ausgeplaudert.“

„Aber das ist ja unmöglich!“

„Beruhigen Sie sich nur! Sie sehen ja, das gute Kind hat sich schnell genug wieder getröstet. Heute schwärmt sie für Cloten; ein ander Mal wird sie für einen Andern schwärmen. Die Kleine hat Talent, sie kann es noch einmal weit bringen. Mich dauert nur der arme Cloten.“

„Aber weshalb begiebt er sich in die Gefahr?“

„Freilich, und noch dazu ohne seinen Mentor.“

„Wer ist das?“

„Baron Oldenburg. Er wird den Rath seines edlen Freundes mißverstanden haben und die kleine Emilie aus purem Mißverständniß heirathen.“

„Sie belieben in für mich unergründlichen Räthseln zu sprechen, gnädige Frau.“

„Ich bitte um Verzeihung . . . Sagen Sie, sind Sie wirklich, wie die Fama sagt, in der kurzen Zeit der Busenfreund des Barons geworden?“

„Die Fama hat in diesem Falle wie stets aus der Mücke einen Elephanten gemacht.“

„Glauben Sie, daß ich es gut mit Ihnen meine?“ sagte Hortense und sie blickte Oswald voll in die Augen.

„Ich habe keinen Grund, das Gegentheil anzunehmen;“ antwortete dieser, den das Gespräch, welches er ganz absichtslos angeknüpft hatte, auf eigenthümliche Weise zu interessiren begann.

„So folgen Sie meinem Rath: hüten Sie sich vor dem Baron, wie vor ihrem schlimmsten Feind!“

„Weshalb?“

„Weil er falsch ist bis ins innerste Herz hinein.“

„Sie kennen den Baron genau?“

„Ganz genau.“

„Und — verzeihen Sie mir, wenn ich eine so schwere Beschuldigung eines Mannes, den ich — ich ich gestehe es — bis jetzt hoch geachtet habe, nicht sofort zu glauben vermag — haben Sie Beweise von des Barons Falschheit?“

„Tausend für einen.“

„Geben Sie nur einen!“

„Es bleibt unter uns, was ich Ihnen erzählen werde?“

„Das verspreche ich.“

„So hören Sie. Sie kennen meine Cousine Melitta. Nun, sie hat ihre Schwächen wie wir Alle, aber sie ist doch im Grunde eine charmante Frau, die ich sehr lieb habe, und um die es mir leid thun sollte, wenn sie sich, wie es den Anschein hat, wieder in

dieſelben ſchlechten Hände giebt, aus denen ich ſie mit ſo viel Mühe glücklich erlöſt zu haben glaubte. Wenn Melitta nicht ſo gut iſt, wie ſie ſein könnte — Oldenburg allein hat es auf dem Gewiſſen. Er hat ihr, als ſie noch ein junges Mädchen war, mit ſeinen tollen Ideen den Kopf verdreht, daß ſie zuletzt nicht mehr Recht von Unrecht unterſcheiden konnte. Er hat, als ſie endlich die ausgezeichnete Partie mit Herrn von Berkow gemacht hatte, das ganze, im Anfang ſo ſchöne Verhältniß zerſtört; und wenn Berkow zuletzt vor Eiferſucht toll geworden iſt, es kann Niemanden verwundern, der es, wie ich, mit angeſehen hat, wie es die Beiden trieben. Endlich gelang es mir, bei Melitta auszuwirken, daß ſie Oldenburg auf einige Zeit wenigſtens fortſchickte. Er ging; aber, als wir vor ein paar Jahren Italien bereiſten, ſtellte ſich Oldenburg wieder ein — ob zufällig, ob von Melitta herbeigerufen — ich laſſe es unentſchieden. Nach ihrem Benehmen ſollte ich freilich das Letztere vermuthen. Das alte Lied begann von Neuem. Einſame Promenaden, Austauſch von Liebesſchwüren, wobei ſie ſich ſelbſt durch die Anweſenheit dritter Perſonen nicht genirten ließen — mit einem Worte: es war für Jemand, die, wie ich, etwas ſtreng in ſolchen Sachen denkt und die, wie ich, Melitta noch dazu ſo

aufrichtig liebte, ein recht häßliches Schauspiel. Vergebens bat und beschwor ich Melitta, an ihren kranken Gemal, an ihr Kind zu denken. Ich predigte tauben Ohren. Da entschloß ich mich zu einem verzweifelten Mittel. Um ihr Oldenburgs Treulosigkeit — von der mir von anderen Seiten die fabelhaftesten Dinge erzählt waren — zu beweisen, ließ ich mich herbei, ihn glauben zu machen, ich selbst liebte ihn. Es gehörte dazu nicht viel, denn der Baron ist eben so eitel, wie er verrätherisch und zügellos in seinen Leidenschaften ist. Bald verfolgte er jetzt mich mit seinen Huldigungen — natürlich, ohne sich Melitta gegenüber zu verrathen. Dabei sprach er so lieblos, so schlecht von meiner armen Cousine, daß ich kaum im Stande war, die Maske, die ich vorgenommen hatte, festzuhalten. Und doch mußte ich es, bis Oldenburg, von seiner Leidenschaft hingerissen, blind in das Netz rannte, das ich ihm stellte. Ich wußte es so einzurichten, daß er — es war im Garten der Villa Serra di Falco bei Palermo — mir eine feurige Liebeserklärung machte, während Melitta sechs Schritte davon hinter einem Myrthengebüsche stand. Die Arme! es war eine schmerzliche Operation, aber ich konnte ihr nicht anders helfen. Oldenburg war natürlich am nächsten Morgen verschwunden. Ich suchte Melitta

zu zerstreuen, so gut es ging, und ich muß gestehen, sie zeigte sich gefaßter, als ich nach einer so schmerzlichen Enttäuschung, einer so tiefen Demüthigung für möglich gehalten hätte. Ich hoffte, daß die grausame Lehre, die sie empfangen, ihr ein für alle Mal über Oldenburg die Augen geöffnet hätte; hoffte es um so mehr, als der Baron ihr durch mehrjährige Abwesenheit Zeit genug zur Besinnung ließ. Da plötzlich taucht er vor einigen Wochen ganz unerwartet wieder auf. Mir ahnte sofort nichts Gutes — denn das Erscheinen dieses Mannes ist immer von etwas Außergewöhnlichem begleitet. Wie er es angefangen hat, sich wieder Melitta's Gunst zu erwerben, wie es möglich ist, daß Melitta schwach genug sein konnte, ihm wieder ihre Gunst zu gewähren — ich weiß es nicht — denn Beide haben in einem hohen Grade das Talent, ihre Handlungen den Blicken der Menschen zu entziehen. So viel steht fest: eine Aussöhnung — von der wir bei einem so erfahrenen Paare annehmen müssen, daß sie eine vollständige war — kam zu Stande, und damit die Feier dieser Aussöhnung möglichst geheim bleibe, machen sie eine gemeinschaftliche Badereise; und wohin? nach N., dem Orte, wo der Gemal Melitta's seit sieben Jahren krank liegt! Wahrlich, ich bedaure Melitta. Wenn sie dar-

auf ausging, ihren Ruf zu ruiniren, sie hätte es hier bequemer haben können. Denn gesetzt auch, Berkows tödtliche Krankheit ist nicht fingirt, was hat denn Oldenburg, der diese Krankheit jedenfalls mit veranlaßt hat, dabei zu thun? und glaubt denn Melitta, daß der Baron sie nach dem Tode Berkows heirathen wird? Du lieber Himmel! wenn Oldenburg alle Frauen heirathen sollte, denen er in seinem Leben Liebe geschworen, er müßte sich ein Serail anlegen, in welchem alle Stände von der Herzogin bis zur Kammerjungfer, alle Nationen und ich glaube auch alle Racen vertreten wären. Aber, mein Gott, was ist Ihnen? Sie sehen ja wie eine Leiche aus! Sind Sie nicht wohl?"

„Es ist nur die übergroße Hitze," sagte Oswald, sich erhebend; „ich bitte um Verzeihung, wenn ich Sie so plötzlich verlasse. Ich will versuchen, ob die frische Abendluft mich wieder herstellt."

Er machte Hortense eine sehr förmliche Verbeugung und entfernte sich, ohne ihre Antwort abzuwarten.

„Nun, was bedeutet denn das?" fragte diese, indem sie dem Forteilenden verwundert nachsah. „Hat meine vortreffliche Cousine auch hier eine Eroberung gemacht? und habe ich, ohne es zu wissen und zu wollen, zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen?

Eigentlich wollte ich blos Oldenburg einen Freund rauben, wenn ich Melitta bei der Gelegenheit auch um einen Bewunderer ärmer gemacht habe — desto besser. Ich glaube, aus dem jungen Menschen wäre etwas zu machen. Freilich — ich muß jetzt etwas vorsichtig sein, denn Barnewitz ist nach der letzten Affaire mit Cleten ein wahrer Othello — da kommt er ja . . . nun, lieber Barnewitz, siehst Du Dich auch einmal nach Deiner verlassenen kleinen Frau um? ich sitze hier nun schon den ganzen Abend und schmachte nach Dir."

„Warum tanzt Du denn nicht?"

„Meinst Du, daß es mir Vergnügen macht, wenn Du nicht dabei bist?"

„Ich habe mit dem jungen Grieben und Anderen ein kleines Jeu arrangirt; aber ich kann schon einmal mit Dir herumspringen. Komm! sie fangen eben einen Walzer an. Das ist so meine Force!"

Und das glückliche Paar trat in die Reihe der Tanzenden.

Unterdessen irrte Oswald in dem Garten umher, ruhelos, wie ein von furchtbaren Schmerzen Gepeinigter. Aus den offenen Fenstern und Thüren der Zimmer strahlten die Lichter; um den Rasenplatz herum hatte Anna-Maria Laternen von buntem Papier auf-

ſtellen laſſen, die der helle Mondſchein allerdings ziemlich überflüſſig machte. Von Zeit zu Zeit traten einzelne Paare auf den Platz hinaus und promenirten in der balſamiſchen Nachtluft. Es war eine feſtliche, heiter ſchöne Scene, die Oswald's verdüſtertes Gemüth beleidigte, wie wenn ein Freund zu unſeren Qualen lächelt. Er erſtieg den Wall, ſetzte ſich auf eine Bank und ſtarrte, den Kopf in die Hand gedrückt, in das Waſſer des Grabens, auf dem die Mondesſtrahlen unheimlich glitzerten.

„Wäre es nicht beſſer, Du machteſt Deinem elenden Daſein ein ſchnelles Ende," murmelte er, „als daß Du Dir zur Qual und Keinem zur Freude die Bürde des Lebens weiter ſchleppſt? Willſt Du denn fortvegetiren, bis Dir jede Illuſion zerſtört iſt, bis Du Alles und Jedes, was Du werth und heilig hieltſt, über Bord geworfen haſt, über Bord haſt werfen müſſen? willſt Du denn warten, bis Dir die Geduld vollends ausgeht, wie dem edlen, großherzigen Berger? So alſo ſieht das Bild der Frau aus, vor der Du wie vor einer Heiligen gekniet haſt? das iſt der Mann, deſſen Hand in der Deinen zu halten, Dir eine Ehre ſchien? Du warſt ihr nichts als ein Spielball ihrer hochadligen Laune, und er hat ſeinen allerliebſten

freiherrlichen Scherz mit Dir getrieben? Aber das iſt ja nicht möglich! nicht möglich? warum denn nicht? iſt die Welt, in der ſich dieſe Menſchen bewegen, nicht durch und durch verfault und verrottet? iſt ihr ganzes Leben nicht eine gemeine Intrigue? betrügt hier nicht die Gattin den Gatten? und dieſer jene? verkauft nicht der Vater ſeine Tochter? verkuppelt nicht die Mutter ihr eigen Fleiſch und Blut? verräth nicht der Freund den Freund? plaudert eine Kokette nicht die Geheimniſſe der andern aus? weshalb wähnſt Du denn, ſie würden mit Dir, dem Plebejer, dem Arbeiter für Lohn und Brot, beſſer verfahren? Und doch, und doch! es iſt entſetzlich! Das Weib, das Du angebetet, wie eine Gottheit, die Maitreſſe eines Anderen, ihn betrügend, Dich betrügend, um von ihm wieder betrogen zu werden! Und Du, gutmüthiger Narr, kämpfſt wie ein Wahnſinniger mit Deiner Leidenſchaft für das holde, herrliche Geſchöpf, die einzig Reine in dieſem Hexenſabbath! denn ſie iſt rein und gut, oder es giebt nichts Reines auf dieſer Welt. Nein, nein! und wenn Alles um Dich her Lug und Trug iſt, und ſchwarzer, tückiſcher Verrath — auf dieſen einen hohen Stern willſt Du Dein Auge heften — es iſt Dein Stern! denn nur das unerreichbar Hohe iſt Deiner Liebe werth! um die Irrlichter, die

auf dem Sumpfe tanzen, mögen ſich die Molche mit den Kröten zanken.“

Ein leichtes Geräuſch an ſeiner Seite machte ihn aus ſeiner gebückten Stellung auffahren. Eine ſchlanke Frauengeſtalt in einem weißen Gewande ſtand vor ihm. Durch eine Lücke in dem Laubdache oben fiel ein Mondenſtrahl auf die ſchlanke, weiße Geſtalt.

Es war Emilie von Breeſen.

„Still!“ ſagte ſie, als Oswald ſich mit einem leiſen Ruf der Verwunderung erhob; „bleiben Sie ſitzen! Ich ſah Sie aus dem Saale gehen; ich bin Ihnen gefolgt, weil ich Sie ſprechen will, ſprechen muß. Ich werde Sie nicht lange aufhalten. Es bedarf nur eines Wortes ... eines einzigen Wortes, das über mein Leben entſcheiden ſoll. Liebſt Du mich? ja? oder nein?“

Das junge Mädchen hatte Oswald's Hand ergriffen, die ſie mit krampfhafter Heftigkeit preßte. „Ja? oder nein?“ wiederholte ſie in einem Tone, der die Leidenſchaft, die in ihr wühlte, deutlich genug verrieth.

Aber Oswald's Ohr war taub gegen dieſen Ton; ſein Herz verſchloſſen, wie das Haus eines Mannes, den die Diebe in der Nacht zuvor beſtohlen haben.

„Sie irren ſich ohne Zweifel in der Perſon,“

ſagte er mit ſchneidendem Hohne. „Ich heiße Oswald Stein; Herr von Cleten iſt, ſo viel ich weiß, drinnen im Saale;“ und er ſuchte ſeine Hand aus der des Mädchens loszumachen.

„Habe ich das verdient? ſagte dieſe mit von Thränen faſt erſtickter Stimme, und ſie ließ die Arme wie in Verzweiflung ſinken.

„Die Nacht iſt kühl,“ ſagte Oswald, der ſich erhoben hatte; „der Thau beginnt zu fallen; Sie werden ſich in dem leichten Anzug erkälten. Darf ich die Ehre haben, Sie in den Saal zurückzubegleiten?“

„O mein Gott, mein Gott!“ murmelte Emilie, „das ertrage ich nicht! Oswald, ſtoße mich nicht ſo von Dir! wie hab' ich mich nach dieſem Augenblicke geſehnt! wie habe ich mir tauſend- und tauſendmal wiederholt, was ich Dir Alles ſagen wollte! wie habe ich gehofft, daß Du mich wieder in die Arme nehmen würdeſt, — o, mein Himmel, was rede ich? Oswald, habe Mitleid mit mir! Du kannſt meinen Uebermuth von heute Abend nicht ſo grauſam ſtrafen wollen. Ich wollte Dich ein wenig necken; ich dachte jeden Augenblick, Du würdeſt zu mir treten, und dann wollte ich Dir Alles ſagen. Aber Du kamſt und kamſt nicht; und ich mußte die Komödie weiter ſpielen, ſo ſchwer es mir wurde.“

„Sind Sie ſicher, mein Fräulein, daß Sie nicht ſelbſt noch in dieſem Augenblick Komödie ſpielen?“

Emilie antwortete nicht. Sie ſank mit einem leiſen Stöhnen auf die Bank, preßte ihr Geſicht in die Hände und ſchluchzte, als ob ihr das Herz brechen wollte.

Oswald gehörte nicht zu den Männern, die ungerührt ein Weib können weinen ſehen. Er trat dicht vor die Unglückliche und ſagte in viel milderem Ton:

„Wollen Sie mir ein paar Augenblicke ruhig zuhören?“

Emilien's einzige Antwort war ein krampfhaftes Schluchzen.

„Glauben Sie mir,“ fuhr Oswald fort; „ich bedaure von ganzem Herzen, daß eine ſolche Scene wie dieſe möglich wurde, und ich fühle, daß ich einzig und allein die Schuld davon trage. Hätte ich Ihnen an jenem Abend geſagt, was ich Ihnen heute ſagen muß, Ihr Stolz würde Alles längſt entſchieden haben. — Ich kann Sie nicht lieben; das klingt ſehr wunderlich gegenüber einem ſo holden, liebenswürdigen Geſchöpf, aber es iſt dennoch wahr. Warum wollen Sie nun Ihre Liebe an Jemand verſchwenden, der ſich des koſtbaren Geſchenkes ſo ganz unwürdig zeigt? warum nicht Jemand damit beglücken, der mehr Talent zum Glücklichſein und Beglücktwerden hat, als ich? — Ich

bin gerade jetzt in einer sehr gedrückten Stimmung, die mich wol noch mehr wie gewöhnlich unfähig macht, die Dinge und die Menschen in dem rechten Lichte zu sehen. Verzeihen Sie mir daher, wenn ich Sie vorhin durch bittere, unüberlegte Worte gekränkt habe, zu denen ich kein Recht hatte und die ich nicht hätte brauchen dürfen, selbst wenn ich im Recht gewesen wäre. Ich bitte, ich beschwöre Sie: vergessen Sie, was zwischen uns vorgefallen ist! und lassen Sie sich vor Allem durch diese Kränkung nicht zu Entschlüssen verleiten, die Sie später und zu spät bereuen würden. Sie haben gesehen, was es heißt, seine Liebe einem Unwürdigen schenken. Sollte Ihnen diese Erfahrung künftig in der Wahl, die Sie über kurz oder lang treffen werden, zu Statten kommen, so will ich gern für den Augenblick von Ihnen verkannt sein, gern Ihren Haß, selbst Ihre Verachtung auf mich geladen haben."

Emilie hatte, während Oswald sprach, allmählig zu weinen aufgehört. Jetzt stand sie auf und sagte in beinahe ruhigem Ton:

„Es ist genug! Ich danke Ihnen, Sie haben mir die Augen geöffnet. Sie sollen nie wieder von mir belästigt werden. Sagen Sie mir nur noch dies Eine: werde ich einer Anderen geopfert? lieben Sie eine Andere?"

„Ja," ſagte Oswald nach kurzem Bedenken.

„Es iſt gut! Und nun hören Sie dies! Wie ich Sie geliebt habe, mit aller Gluth meines Herzens, ſo haſſe ich Sie jetzt; und wie ich noch vor wenigen Minuten mein Leben freudig für Sie dahingegeben haben würde, ſo heiß wünſche ich jetzt, mich für dieſe Schmach an Ihnen zu rächen. Und ich werde mich rächen; ich werde —"

Wiederum brach ſie in leidenſchaftliches Weinen aus; aber ſie bezwang ſich ſogleich wieder.

„Sie ſind es nicht werth, daß ich ſo viel Thränen um Sie weine. Nun ſetzen Sie Ihrem Benehmen die Krone auf und folgen Sie mir auf dem Fuße in den Saal, damit doch ja die Welt erfahre, welche Närrin ich geweſen bin!"

Und ſie eilte von Oswald fort, den Wall hinab, an dem Raſenplatze vorüber nach dem Saal, wo noch immer eifrigſt getanzt wurde. Von Cloten, der ſie überall in den Zimmern vergeblich geſucht hatte und jetzt melancholiſch an einen Thürpfoſten gelehnt ſtand, erblickte ſie ſofort und kam eiligſt auf ſie zu.

„Mein gnädiges Fräulein! haben mich in wahre Todesangſt verſetzt! war bei Gott au désespoir! glaubte wahrhaftig, der Himmliſchen Einer habe Sie mir entführt."

„Ich habe in aller Stille über das, was Sie mir vorhin sagten, nachgedacht, Herr von Cleten," antwortete Emilie.

„Wahrhaftig! Sie sind ein Engel! und ich darf hoffen?" fragte von Cleten, der die gerötheten Augenlieder und das aufgeregte Wesen des jungen Mädchens natürlich zu seinen Gunsten auslegte.

„Gehen Sie zu meiner Tante!"

„Wirklich? wahrhaftig? ich kann es nicht glauben!" rief der junge Mann, und sein freudiger Schrecken war keineswegs gemacht.

„So gehen Sie nicht hin!" antwortete Fräulein Emilie in einem Ton, der jeden Unbefangenen um die Festigkeit des Bundes, der hier geschlossen werden sollte, bange gemacht hätte.

„Mein Gott, Emilie, Engel, zürnen Sie nicht! ich eile, ich fliege —"

Und Herr von Cleten entfernte sich in augenscheinlichster Verwirrung, um Emiliens Tante aufzusuchen.

Emilie blieb auf demselben Platze stehen, bleich, die Arme verschränkt, die großen Augen starr auf die Gruppen der Tanzenden geheftet, ohne mehr zu sehen, als wenn sie die Blicke in's Leere gerichtet hätte.

„Sie ſind klüger, wie wir Andern!“ ſagte eine Stimme dicht neben ihr.

Es war Felix von Grenwitz; er hatte ſich auf einen Stuhl geworfen und trocknete ſich mit einem Battiſttaſchentuche die naſſe Stirn.

„Lächerlich, bei der Hitze herumzuſpringen; ich dächte wir hörten endlich einmal auf. Und nun hat noch gar Helene Herrn Timm am Klavier abgelöſt; das Mädchen hat doch wahrlich wunderliche Einfälle. Meinen Sie nicht auch, Fräulein Emilie?“

„Vielleicht fehlt es ihr an einem Tänzer.“

„Unmöglich.“

„Nun, vielleicht an dem rechten Tänzer.“

„C'est à dire?“

„An dem, mit welchem ſie gern tanzt.“

„Ich bin ſtets hier geweſen.“

„Sie bilden ſich doch nicht etwa ein, daß Sie der Glückliche ſind?“

„Wer denn ſonſt?“

„Wiſſen Sie nicht, wo Herr Stein geblieben iſt?“

„Nein, weshalb?“

„Ich frage nur Fräulein Helenen's halber. Bemerken Sie nicht, wie ſie die großen, ſtolzen Augen fortwährend ruhig, aber unaufhörlich durch den Saal ſchweifen läßt?“

„Das kann doch unmöglich Ihr Ernst sein?“

„Weshalb denn nicht? Ist Herr Stein nicht eine sehr hübscher Mann? und hat nicht Helene, wie Sie selbst sagen, wunderliche Einfälle?“

„Mein Fräulein,“ sagte Felix ernst; „wollen Sie mir die Gnade erweisen, mir zu sagen, ob Sie besondere Gründe zu dieser eigenthümlichen Vermuthung haben?“

„Natürlich habe ich besondere Gründe.“

„Und wollen Sie die Güte haben, mir diese Gründe zu nennen?“

„Das kann ich nicht.“

In diesem Augenblick kam Herr von Cloten mit vor Freude strahlendem Gesicht.

„Mein gnädiges Fräulein,“ sagte er; „Ihre Frau Tante wünscht Sie zu sprechen. Darf ich die Ehre haben, Sie zu ihr zu begleiten?“

„Sogleich!“ sagte Emilie, und dann zu Felix: „Verlassen Sie sich auf das, was ich Ihnen sagte; ich habe scharfe Augen und Ohren.“

Sie nahm Cloten's Arm.

„Der Sache muß ich auf den Grund kommen,“ sagte Felix bei sich, als die Beiden sich entfernt hatten. „Helenen's Benehmen in den letzten Tagen ist wirklich auffallend.“

Er trat an das Klavier: „Soll ich Ihnen die Blätter umschlagen, Helene?“

„Danke!“ antwortete Helene trocken; „ich spiele aus dem Kopf.“

Nach einer kleinen Pause: „Bitte, Cousin, gehen Sie fort; es ängstigt mich, wenn Jemand so dicht hinter mir steht.“

„Ich dächte, Doctor Stein hätte gestern eine halbe Stunde lang hinter Ihnen gestanden, ohne daß Sie irgend welche Angst verrathen hätten.“

„So werde ich aufstehen;“ sagte Helene, griff ein paar schnelle Schlußaccorde und ging, ohne das Ah! der mitten im besten Tanze Gestörten zu beachten, von dem Klavier fort.

„Das ist doch stark;“ sagte Felix bei sich.

„Weshalb hörte denn Helene so plötzlich auf zu spielen?“ fragte die Baronin, welche die Scene aus der Entfernung beobachtet hatte, herantretend.

„Ich weiß es nicht; sie wird mir wohl etwas übel genommen haben. Sie ist doch eigensinniger und launischer, als ich dachte. Meinen Sie nicht auch, Tante, daß der Mensch, der Stein, mit seinen corrupten Ansichten doch einen schädlichen Einfluß nicht bloß auf Bruno, sondern auch auf Helene ausübt?“

„Ich habe Ihnen ja immer gesagt, daß ich dem Menschen nicht im mindesten traue.“

„So jagen Sie ihn doch fort.“

„Ohne alle Veranlassung?“

„Pah, die findet sich. Wollen Sie mir die Erlaubniß geben, eine zu suchen?“

„Aber ohne, daß ein Scandal daraus wird.“

„Lassen Sie mich nur machen.“

„Es muß so eingerichtet werden, daß er selbst um seine Entlassung bittet.“

„Weshalb?“

„Ich habe meine Gründe — und Felix, sagen Sie Greenwitz nichts davon. Er ist in der letzten Zeit so rechthaberisch und eigensinnig geworden! Ich fürchte sogar, er sinnt darauf, unser Project mit Helene zu stören. Ich bitte Sie, Felix, seien Sie versichtig! Ich wäre außer mir, wenn die Sache sich zerschlüge, nachdem ich sie schon unter der Hand nach allen Seiten als ein fait accompli dargestellt habe.“

„Pah! Tante, schon wieder ängstlich? Vertrauen Sie mir: ich pflege zu Ende zu bringen, was ich anfing.“

Viertes Kapitel.

Als Oswald, nach der peinlichen Scene mit Emilie von Breesen auf sein Zimmer kam — denn zur Gesellschaft zurückzukehren, war ihm unmöglich — sah er auf seinem Tische ein Packet liegen, das während seiner Abwesenheit dort hingelegt sein mußte. Schon der Zusatz zur Adresse: „Hierbei die bewußten Bücher mit vielem Danke zurück. Ihr getreuer B." sagte ihm: von wem dieses Packet gebracht war, und was es enthielt. Und seltsam! er zögerte, das Band, welches es umschloß, zu lösen. Es war ihm, als ob er kein Recht mehr zu Melitta's Briefen habe, seitdem sein Herz ihr nicht mehr ganz gehörte, als ob vor allem sie, deren Herz er nie vollständig besessen, nie das Recht gehabt, ihm diese Zeichen der Liebe zu geben. Endlich, fast mechanisch, öffnete er das Packet. Es waren drei Bücher darin. Aus dem mittleren

fielen zwei Briefe — der eine von Melitta, der andere von Bemperlein. Melitta's Brief enthielt nur wenige herzliche Worte, die „über die lange Trennung, in welcher sich mit dem weiten Raum auch noch so vieles Andere zwischen die Herzen, die einst voller Seligkeit aneinander geschlagen, drängen könnte, klagten; und schließlich die Hoffnung eines recht baldigen Wiedersehens ausdrückten. Der Brief trug keine Unterschrift. „Er könnte ja in fremde Hände fallen;" sagte Oswald bitter. „Ich will noch großmüthiger sein, ich will diesen Zeugen eines Verhältnisses, dessen sie sich zu schämen beginnt, vernichten;" und verbrannte das Papier an der Flamme des Lichtes. Der Brief von Bemperlein war ausführlicher, aber er handelte fast nur von Professor Berger. Bemperlein war während seines kurzen Aufenthalts in Grünwald sehr viel in der Gesellschaft des Professors, an welchen ihn Oswald so warm empfohlen hatte, gewesen, und hatte sich die Gunst des wunderlichen Mannes im hohen Grade erworben, ebenso wie er sich seinerseits für den genialen Gelehrten begeisterte. Man kann sich daher sein Entsetzen vorstellen, als Dr. Birkenhain ihm eines Tages mittheilte, so eben sei der Professor Berger in das Krankenhaus abgeliefert worden. Bemperlein schrieb Oswald, daß er sogleich um die Erlaubniß

gebeten habe, Berger besuchen zu dürfen; daß ihm diese Erlaubniß gegeben sei, und daß er seitdem jeden Tag viele Stunden bei dem Kranken zugebracht habe, der seine Gesellschaft jeder andern vorziehe. Berger spreche größtentheils vollkommen vernünftig, nur komme er bei der geringsten Veranlassung auf seine fixe Idee des Nichts zurück. Er finde es ganz in der Ordnung, daß man ihn in eine Irrenanstalt gebracht habe, denn sage er, „der Unterschied zwischen den Leuten draußen und denen drinnen bestehe nur darin, daß jene das werden könnten und respective werden würden und eigentlich werden müßten, was diese schon seien. Wenn z. B. Dr. Birkenhain nur gefälligst einmal seinen Kopf auseinander nehmen wollte, so würde er die absolute Hohlheit desselben mit eigenen Augen wahrnehmen und sich in seinem Hause ein behagliches, sonniges Zimmer anweisen lassen, um in aller Stille über das große Ur-Nichts nachzudenken.“ Bemperlein schrieb, daß Dr. Birkenhain Berger's Wahnsinn nur für temperär halte und die bestimmte Hoffnung habe, den ausgezeichneten Mann in kurzer Zeit seinen Freunden und Schülern geheilt zurückzusenden.

„Was uns selbst angeht,“ schloß Bemperlein, „so wird Ihnen die gnädige Frau ja wol Alles der Ordnung gemäß berichtet haben. Ich füge nur noch hinzu,

daß unſere Verbleibens hier, Gott ſei Dank, nun wol nicht mehr lange ſein wird. Herr von Berkow wird täglich ſchwächer; die Schwindſucht macht reißende Fortſchritte. Birkenhain giebt ihm nur wenige Tage. Wir bleiben auf jeden Fall, bis Alles entſchieden iſt. Ich ſehe dieſem Augenblick mit einer Ungeduld entgegen, die ganz rein von Selbſtſucht iſt. Aus dem Herz dieſes Unglücklichen, der nun ſchon ſeit Jahren kaum noch zu den Lebenden gehört, wird für zwei Menſchen ein neues Leben erblühen — zwei Menſchen, die mir unendlich werth und theuer ſind.

„Wirklich?“ ſagte Oswald, den Brief auf den Schooß ſinken laſſend. Biſt Du deſſen ſo gewiß, guter Pumperlein? Freilich, was ahnt Dein reines Herz von ärgſtem Verrath und freiherrlicher Tücke? — Nun noch! weshalb erwähnt auch er Oldenburg's Anweſenheit nicht? was hat er davon, ein Factum zu verſchweigen, von dem er wiſſen mußte, daß es mich intereſſiren würde? So iſt auch er in dem Complott? Recht; ſo willſt du fortan dich auf Niemand verlaſſen, als auf dich ſelbſt! Unter den Wölfen muß man heulen, und der iſt ein Narr, der unter Betrügern und Lügnern den ehrlichen Mann ſpielen will. Heuchelt Ihr — ich kann es auch; ſpielt Ihr Komödie — ich will nicht im Parterre ſitzen; lacht Ihr

Euch ins Fäuſtchen — ich werde nicht weinen, und wer zuletzt lacht, lacht am beſten. Ha, ha, ha!

„Ich freue mich, Sie in ſo ausgezeichneter Laune zu treffen;“ ſagte eine Stimme hinter ihm.

Oswald fuhr von ſeinem Stuhle empor und ſtarrte die lange Geſtalt, die plötzlich, wie aus dem Boden gewachſen, vor ihm ſtand, erſchrocken an.

Es war Baron Oldenburg.

„Ich bitte um Entſchuldigung,“ ſagte er, Oswald die Hand, welche dieſer zögernd ergriff, entgegenſtreckend „daß ich ſo unangemeldet und wie Nikodemus in der Nacht bei Ihnen erſcheine. Aber ich komme dieſen Augenblick erſt von meiner Reiſe zurück und hörte von einem Bedienten, der mit einem Präſentirbrett voll Gläſer und Taſſen an mir vorbeirannte, Sie ſeien auf Ihr Zimmer gegangen. Der Mann hatte eben nur noch Zeit, mir den Weg zu beſchreiben, und klapperte mit ſeinen Gläſern weiter. Und da bin ich denn nun, und, wie geſagt, freue mich, Sie in guter Stimmung zu finden, denn ſonſt hätte ich kaum den Muth, Ihnen zu ſagen, weshalb ich da bin. Wiſſen Sie, wo wir heute Nacht vor einem Monat waren? Es iſt die Nacht, welche uns die braune Gräfin zum Rendezvous beſtimmte. Nehmen Sie noch ſo viel Intereſſe an mir und unſerer kleinen Pflege-

befehlenen, um mich zu dem bewußten Platze zu begleiten?"

„Ich stehe in einigen Minuten zu Ihrer Verfügung," sagte Oswald; „erlauben Sie nur, daß ich mich ein wenig zu unserer Fahrt zurecht mache."

Er nahm eins der beiden Lichter, die auf dem Tische brannten und ging in die Nebenstube.

„Ziehen Sie sich ja warm an;" rief ihm Oldenburg nach; „es ist jetzt sehr kühl gegen Morgen, noch dazu im Walde."

„Hm!" murmelte er, als Oswald verschwunden war; „er sieht bleich und angegriffen aus, und war weniger freundlich, als seine Gewohnheit ist. Er wird doch nichts von meinem Aufenthalte in N., den ich ihm so sorgfältig verheimlichte, erfahren haben? Ich muß ihn ein wenig ausforschen. Es wäre fatal, denn ich spreche mit Niemanden gern über mein Verhältniß zu Melitta, mit ihm am wenigsten."

Unterdessen sagte Oswald, während er sich umzog, vor sich hin: „Jetzt gilt es klug sein, wie die Schlange. Spielt Ihr mit mir, so will ich mit Euch spielen."

Er trat wieder ins Zimmer.

„Ich bin bereit."

„So wollen wir aufbrechen. — Mein Wagen hält

vor dem Thor;" sagte der Baron, während sie die Treppe, die nach dem Garten führte, hinunterstiegen; „die Czika sitzt, in meinem Mantel gehüllt, darin. Meinen Sie nicht auch, daß es gerathen ist, das Kind zu der Zusammenkunft mitzunehmen? Wenn die Zigeunerin wirklich des Kindes Mutter ist, so sind wir ihr wol diese Aufmerksamkeit schuldig. In jedem Fall kann sie sich überzeugen, daß das Kind lebt und gesund ist und sich in seinen neuen Verhältnissen wohl befindet. — Aber was bedeutet denn dies rege Leben im Schloß? Anna Maria ist doch sonst keine Freundin von Festgelagen. Ist Malte vielleicht fortgelaufen gewesen und wieder zurückgekehrt und wird dem Kalbe jetzt ein Kalb geschlachtet?"

„Es handelt sich nicht um einen verlornen Sohn, sondern um eine wiedergefundene Tochter," sagte Oswald, sich zu einem scherzhaften Tone zwingend; „Fräulein Helene ist aus der Pension zurück. Seitdem reiht sich Fest an Fest."

„Tempora mutantur;" lachte Oldenburg; „das muß ja eine Circe von Mädchen sein, die solche Metamorphosen zu Wege bringen kann. Ist sie schön?"

„Mir erscheint sie so."

„Lassen Sie uns einmal an die Fenster treten,"

sagte Oldenburg, als sie jetzt quer über den Rasenplatz schritten: „ich bin unendlich neugierig, dies Wunder zu sehen. Es wird uns ja Niemand bemerken."

Er schritt nach der Treppe, die auf den Perron hinaufführte. Oswald folgte. Die Thüren waren jetzt, wo es draußen kühler wurde, geschlossen, auch die Fenster; aber die Vorhänge waren nicht heruntergelassen; man konnte von diesem Standpunkte aus Alles beobachten, was in den blendend hell erleuchteten Zimmern vorging.

Als sie an das Fenster traten, saß ihnen gerade gegenüber Helene am Clavier, Felix stand hinter ihrem Stuhl. Er beugte sich über sie und schien eifrig mit ihr zu sprechen. Oldenburg's falkenscharfes Auge hatte sogleich die Gruppe erfaßt:

„Wer ist der junge Mann?" fragte er.

Als Oswald nicht antwortete, warf der Baron den Blick auf ihn und sah, daß er die Unterlippe zwischen die Zähne gepreßt hatte und die starren Augen nicht von den Beiden am Clavier wegwandte. Felix beugte sich noch tiefer; Oswald preßte die Lippe, daß das Blut durch die Haut sprang. Da stand Helene plötzlich auf, und schritt durch die Gruppen der Tänzer, die durch das Aufhören der Musik wie am Boden gefesselt waren, oder lachend weiter zu tanzen

verſuchten, hindurch, gerade auf das Fenſter zu, vor welchem Oldenburg und Oswald ſtanden, die ein paar Schritte zurück in den Schatten traten. Sie blieb, in der Fenſterniſche angelangt, ſtehen, die Arme über dem Buſen verſchränkt, die großen ſtrahlenden Augen auf den Mond gerichtet, deſſen goldene Scheibe draußen an dem tiefblauen nächtlichen Himmel ſchwamm. Es war unmöglich, etwas Schöneres zu ſehen, als ihr von der Aufregung der eben mit Felix gehabten Scene noch leidenſchaftlich erregtes, in dem Strahl des Mondes geiſterhaft bleiches, von dem herrlichen blauſchwarzen Haare eingerahmtes Geſicht. Es war ein Antlitz von hinreißender Gewalt des Ausdrucks, grauenhaft lieblich und tödlich ſchön. — Ein Herr — es war Adolf von Breeſen — trat an ſie heran, und ſprach zu ihr. Sie antwortete ihm kurz, ohne die Stellung zu verändern, ohne kaum die Lippen zu regen. Er verbeugte ſich und trat zurück. — Dann, als ob ſie ſich eines Andern beſonnen hätte, wandte ſie ſich und ſchritt wieder zum Clavier zurück, ſetzte ſich und begann von Neuem zu ſpielen. Wie von einem Zauberſtabe berührt, kamen die Paare der Tanzenden wieder in Bewegung — und das bunte Bild, das Oldenburg und Oswald zuerſt erblickt hatten, war wieder hergeſtellt.

„Wer war der Faun, welcher dies Intermezzo veranlaßte?“ fragte Oldenburg, als sie wieder in den Garten hinabgingen.

„Felix von Grenwitz, ihr Cousin.“

„Ein allerliebstes Püppchen; und die junge Schönheit soll die Puppe zum Gemahl haben; nicht?“

„Ich glaube.“

„Nur wie erscheint Ihnen das?“

„Wie die Welt dem Hamlet: ekel, schal und flach und unersprießlich.“

„Meine böse Ahnung geht in Erfüllung;“ murmelte Oldenburg durch die Zähne.

„Sie sagten?“

„Ich dachte eben daran, ob Karl wohl den Wagen in die Höhe geschlagen hat, damit meine kleine Ezila nicht ganz unter freiem Himmel sitzt. Freilich, ihr wäre es am liebsten, wenn sie nie eine andere Decke über sich hätte. Auf unsrer Reise jubelte sie jedesmal, so oft wir in die Nacht hineinfuhren, und sie die vielgeliebten Sterne über sich leuchten sah.“

„Und — darf man fragen, was Sie so plötzlich aus unserer Nähe riß?“ fragte Oswald, und seine Stimme bebte.

„Eine Angelegenheit, die eigentlich nur indirect für mich von Bedeutung ist. Die Krankheit eines

Mannes, deſſen Tod auf das Geſchick einiger Perſonen, die mir werth ſind, von großem Einfluß ſein kann."

Der Baron wartete, ob Oswald etwas erwiedern würde.

„Ich war eitel genug, zu glauben, daß meine Abreiſe einige Senſation in der Geſellſchaft hier erregen würde," fügte er hinzu, als Oswald ſchwieg, „dies ſcheint indeſſen nicht der Fall geweſen zu ſein."

„Man iſt ſeit ſo langen Jahren gewohnt, Sie unvorbereitet kommen und gehen zu ſehen, daß man ſich nachgerade daran gewöhnt hat," ſagte Oswald, „doch da hält Ihr Wagen glaube ich."

„Wo iſt Czika, Karl?" fragte der Baron?

„Sie liegt im Wagen, feſt eingeſchlafen," antwortete der Kutſcher, der vom Bocke geſtiegen war, den Tritt herabzulaſſen, „ich habe ſie ſorgfältig zugedeckt."

„Wir wollen ſie zwiſchen uns nehmen, wie damals, als wir, von Barnewitz kommend, ſie auf der Landſtraße fanden."

Der Baron war ſchon im Wagen.

„Biſt Du es, Herr?" fragte das Kind, aus dem Schlaf erwachend.

„Ja, mein Herz."

„Wer iſt der Mann bei Dir?“

„Dein Freund, der Mann mit den blauen Augen.“

„Er ſoll bei uns bleiben,“ murmelte Czika ſchlaftrunken, ſich an Oswald, der nun auch eingeſtiegen war, ſchmiegend. „Czika iſt müde; Czika will in Deinen Armen ſchlafen.“

„Ich glaube,“ ſagte der Baron, als ſich der Wagen in Bewegung ſetzte, „Sie haben einen unauslöſchlich tiefen Eindruck auf Czika gemacht. Sie ſpricht ſehr oft von Ihnen und fragt, warum der Mann mit den blauen Augen — ſo bezeichnet ſie Sie ſtets — nicht wieder kommt? Es iſt doch ein wunderliches Ding, das Menſchenherz; ein unergründliches Räthſel, zu dem der Weiſeſte der Weiſen keinen Schlüſſel hat. Wer erklärt uns das Wunder der Sympathien und Antipathien? Welche Mühe habe ich mir gegeben, das Herz dieſes Kindes mir zueigen zu machen! Ich möchte ſo gern etwas auf der Welt mein eigen nennen! Und iſt es mir gelungen? Ich weiß es kaum. Sie folgt mir, aber nur wie ein Kind, dem die Mutter geſagt hat: geh mit dem Herrn und ſei hübſch artig! Ich bin ihr heute noch, was ich ihr am erſten Tage war. Ich habe ſie mit der zärtlichſten Sorge umgeben. Sie nimmt Alles hin, wie eine Gabe, die man nicht ausſchlägt, um den Geber nicht zu beleidigen.“

„Aber machen es nicht alle Kinder mehr oder weniger ſo?“ erwiederte Oswald; „iſt es nicht ihr gutes Recht, ſich lieben zu laſſen, ohne weiter dankbar dafür zu ſein? Und dann: was iſt am Ende eine Liebe, die auf Dank rechnet? Heißt es nicht auch hier: wer Lohn begehrt, der hat ſeinen Lohn dahin?“

„Mögen Sie das nie an ſich ſelbſt erfahren!“ ſagte der Baron mit bewegter Stimme, „und mögen es Andere nie durch Sie erfahren! Wüßten Sie, was hoffnungsloſe Liebe iſt, wüßten Sie auf der anderen Seite, was es heißt: das Gefühl mit ſich herumtragen, Liebe, warme aufrichtige Liebe mit Kälte, mit Gleichgültigkeit erwiedert zu haben — Sie würden ſo nicht ſprechen. Nein, nein! Ein Herz, das uns liebt, iſt ein Schatz, den wir nicht verachten dürfen, und flögen uns Aller Herzen zu. Ein Herz, das uns liebt, gekränkt zu haben, iſt eine Erinnerung, die auf unſerem Gewiſſen brennt und die keine neue Liebe, und wäre ſie wirklich edler und reiner, als die, welche wir damals fühlten, wieder auslöſcht.“

„Und haben Sie dieſe Erfahrung an ſich ſelbſt gemacht?“

„Leider, ja! Ich habe in meinem Leben viele Verhältniſſe angeknüpft und wieder gelöſt, ohne daß ich darüber Gewiſſensbiſſe empfunden hätte. Wußte ich

doch nur zu wohl, daß die guten Herzen nicht brechen würden! Es waren Conto Pineta Geschäfte, bei denen Jeder seine Rechnung gefunden hatte, oder die, schlimmsten Falls, den einen oder den andern und meistens beide Partner so bettelarm ließen, wie sie vorher gewesen waren. Nur einmal — ich war damals noch ziemlich jung und das gereicht mir einigermaßen zur Entschuldigung — nur einmal habe ich mich des Frevels schuldig gemacht, ein Wesen, von dem ich überzeugt sein konnte, daß es mich treu und aufrichtig liebte, mit schnödem Undank zu belohnen. Die Geschichte würde mir unvergeßlich sein, auch wenn sie nicht durch die Begegnung mit der braunen Gräfin auf eine wunderliche Weise mir wieder in die Erinnerung gerufen wäre. Habe ich Ihnen nicht erzählt, wie ich einst vor vielen Jahren im fernen Ungarlande, als ich mich auf dem Gute eines Bekannten, den ich unterwegs aufgefischt hatte, zum Besuch aufhielt, ganz zufällig ein Zigeunermädchen fand —"

„Ja;" sagte Oswald; „ich erinnere mich Ihrer Erzählung, die durch das Hereintreten Herrn von Cloten's unterbrochen wurde, sehr wohl. Ich vergaß hernach, Sie um die Fortsetzung zu bitten. War es nicht so? Sie hatten das Mädchen, als Sie einst, fern von der Wohnung, durch den Wald schweiften, in einem Zi-

geunerlager, das für den Augenblick von der übrigen Bande verlaſſen war, gefunden. Sie erblicken und ſie lieben, war eins. Sie verlebten mit ihr in der romantiſchen Einſamkeit mehre glückliche Tage. Die Geſchichte ſchloß mit folgendem Tableau: Ein Zigeunerlager im Walde — Sonnenuntergang — unter dem überhangenden Dache einer breitaſtigen Buche ein liebendes Paar auf ſchwellendem Moosteppich —"

„Ihr Gedächtniß iſt gut," ſagte der Baron, „auch haben Sie die Stimmung, welcher ich damals dem Bilde gab, getreu reproducirt. Ich werde nachträglich noch einige Schlagſchatten hineinzeichnen müſſen. — Ich ſaß alſo mit der Zingarella — Xenobi war ihr ſüßer Name — in der von Ihnen angedeuteten Situation. Ich ſang das alte Finklerlied von der Liebe, die nimmer enden würde, und das holde Vögelchen traute der alten falſchen Weiſe und ſchmiegte ſich innig und immer inniger an mein Herz. Da plötzlich ertönte Hufſchlag durch den ſtillen Wald und das Lachen und Schwatzen einer fröhlichen Kavalkade. Ich hatte kaum noch Zeit, die Kleine unſanft von meinem Schooß zu ſtoßen und mich zu erheben, als die Schaar ſchon unter den hohen Bäumen hervor auf den Platz geſprengt kam. Es waren meine Wirthe: der junge Graf Erdyani

mit seinen Schwestern und mehre Herren und Damen aus der Nachbarschaft. Sie können sich die nun folgende Scene denken. Ich wurde sofort umringt und mit Fragen überschüttet: Wo ich gewesen wäre? wie ich hierher gekommen wäre? — Ich dachte, die Wölfe hätten Sie zerrissen! rief der Eine: oder Sie hätten sich aus unglücklicher Liebe erschossen, ein Anderer. — Ich habe des Räthsels Lösung! schrie ein Dritter: Liebe freilich ist im Spiel, aber bei Leibe keine unglückliche. Sehen Sie dort! und er deutete mit dem Stiel seiner Reitpeitsche auf meine arme Xenobi, die sich bei der Annäherung der Kavalkade schon hinter dem dicken Stamm der Buche versteckt hatte. — Ein allgemeines Gelächter belohnte den Witzbold. Nur ein Gesicht blickte finster drein. Es war die jüngste und hübscheste der Schwestern, der ich noch zuguterletzt den Hof gemacht hatte und die, glaube ich, in ihrer Weise — was freilich nicht viel sagen will — mich mit ihrer Neigung beehrte, mir wenigstens schon einige nicht mißzuverstehende Zeichen ihrer Gunst gegeben hatte. Ich schämte mich plötzlich meiner armen Xenobi ganz entsetzlich und hatte nur den einen Wunsch, mich aus der Affaire zu ziehen, ohne die stolze Georgina zu beleidigen. Ich spielte den Entrüsteten, ich behauptete tagelang im

Wald umhergeirrt, und nur eben erſt auf das Zigeunerlager geſtoßen zu ſein. „Woher hat denn das Mädchen die goldene Kette um den Hals, die wir kürzlich noch an Ihnen bewunderten?“ fragte Georgina. — Sie hat ſie mir geſtohlen, während ich, von meiner Wanderung ermüdet, ſchlief; rief ich. — So nehmen ſie ihr die Kette wieder ab. — Ich hätte Georgina ermorden können, aber ich hatte mich zu feſt in meine freche Lüge verſtrickt; Widerruf ſchien unmöglich. Xenobi kam mir zuvor. — Hier, Herr! ſagte ſie, nimm, was ich Dir geſtohlen habe; und ſie reichte mir das Geſchmeide. Ich werde die zitternde Hand, das von Schmerz und Zorn entſtellte Geſicht des armen Geſchöpfes nie vergeſſen. — — — Machen wir, daß wir nach Hauſe kommen! rief Herr von Crywani; es zieht ein Wetter herauf. — Ich beſtieg das Pferd eines der Bedienten, und fort ging es durch den dämmrigen Wald. Ich wagte nicht, mich nach Xenobi umzublicken. Georgina, an deren Seite ich ritt, würde mir es nie vergeben haben. Ich hatte mir die Gunſt der Dame vollſtändig wieder erobert, aber um welchen Preis! Als ich am Abend des folgenden Tages — früher konnte ich mich nicht von der Geſellſchaft losmachen — in den Wald gerannt war, mein Unrecht wieder gut zu machen, fand ich

wol nach vielem Suchen den Platz, aber nicht mehr Xenobi. Die Bande hatte, als sie ihren Schlupfwinkel verrathen sah, ihre Zelte abgebrochen und war wer weiß wohin gezogen. Von Xenobi habe ich nie wieder eine Spur entdecken können."

Der Baron schwieg und blies den Rauch seiner Cigarre in mächtigen Wolken in die Luft.

„Sehen Sie," hub er nach einer langen Pause wieder an, „ich bin fromm genug, oder abergläubisch genug, wenn Sie wollen, um anzunehmen, daß ich durch diese That schnöden Verrathes einen Fluch auf mich geladen habe, den keine Reue wieder sühnt; einen Fluch, dessen Erfüllung mein ganzes so verfehltes Leben ist. Von da ab ist es mein Schicksal gewesen, Liebe zu säen und Gleichgültigkeit zu ernten, bis ich zuletzt aus Verzweiflung in den stinkenden Pfuhl der Blasirtheit gesprungen bin, um mich vor mir selbst zu retten. Und nun werden Sie auch begreifen, was mir Ozika ist — ein Engel im eigentlichsten Sinne des Wortes, ein holder Bote des Himmels, der mir Friede! Friede! in das kranke Herz singt. Hat mir das Bild des Kindes doch schon seit Jahren vor der Seele geschwebt, glaubte ich doch die Erfüllung meiner Träume schon zweimal leibhaftig vor mir zu sehen. Hier ist die rothe Rose Xenobi noch einmal, aber in

dem Morgenthau ſüßeſter Unſchuld. Die rothe Roſe hat nun der Sturm des Lebens wol ſchon lange geknickt, und hätte ich ſie auch damals treuer bewahrt — was würde die Welt, die kalte, freche, läſternde Welt aus der romantiſchen Liebe eines Barons und einer Zingarella zuletzt gemacht haben! Damals war ich zu jung und hätte die Geliebte vor dieſer ſchnöden Welt nicht vertheidigen können; jetzt bin ich ein Mann geworden und habe blos ein Kind, einen Findling, zu ſchirmen und zu ſchützen. So ſind jetzt die Chancen alle für mich. Ich werde der Zigeunerin geben, was ſie verlangt, und wärmſten, aufrichtigſten Dank in den Kauf. Ich hoffe, ſie hat die Verabredung nicht vergeſſen. Halt, Karl! — Wir müſſen hier ausſteigen, um durch den Wald zu gehen. Ich kenne den Pfad von früher her noch ziemlich gut. Es iſt die Stunde, welche uns die braune Gräfin beſtimmte. Wir kommen gerade zur rechten Zeit."

„Wollen wir nicht doch die Kleine lieber hier laſſen?" ſagte Oswald.

„Weshalb?" fragte der Baron, der ſchon aus dem Wagen geſtiegen war.

„Das Kind hängt ſehr an der Frau, die ja am Ende doch ſeine Mutter iſt. Vielleicht wird es bei ihrem Anblick von der alten Liebe zum Waldesleben

erfaßt, und es giebt zum mindesten eine peinliche Scene."

Oswald sprach die Worte leise, denn Czika regte sich in seinen Armen.

„Czika will mit," sagte das Kind plötzlich; „Czika will in den Wald und den Mond und die Sterne durch die Zweige tanzen sehen. Czika kennt jeden Baum und jeden Busch."

Sie stand auf dem feuchten Waldboden und klatschte vor Vergnügen in die Hände und tanzte und lachte und rief:

„Kommt, kommt! Du, Herr, und Du, Mann mit den blauen Augen! Czika will Euch einen schönen Platz zeigen, Czika kennt jeden Baum und jeden Busch im weiten Wald."

Sie huschte auf einem schmalen Pfad, der sich von dem Wege, auf dem der Wagen hielt, seitwärts in den dichtesten Forst schlug, herauf, wie eine wilde Katze durch die Büsche schlüpfend, deren dünne Zweige wieder hinter ihr zusammenschlugen. Nur mit großer Mühe folgten die beiden Männer. Czika war nicht zu bewegen, ihren Lauf zu hemmen. Ihre einzige Antwort auf das: nicht so schnell, Czika! nimm uns mit, Czika! war der helle, lustige Schrei des jungen Falken, den sie wieder und wieder, lauter und schriller,

wie Antwort heischend, erschallen ließ. Plötzlich ertönte die Antwort durch den stillen Wald, derselbe stolze Schrei, dessen sich Oldenburg und Oswald noch so deutlich von jenem Morgen erinnerten, als die Zigeunerin aus der Ferne den Ruf der Kleinen beantwortete.

Da leuchtete ein rother Schein durch die hohen Stämme der Bäume, der mit jedem Augenblick heller und heller wurde. „Wir sind gleich am Ziele," sagte der Baron, welcher voranging.

Wirklich traten sie nach wenigen Minuten auf die Lichtung heraus, die Oswald von dem Nachmittage, als er sich auf dem Wege zu Melitta im Walde verirrt hatte, so unvergeßlich war. Auf derselben Stelle, nicht weit vom Rande des Sumpfes, wo damals die Zigeuner ihre Mahlzeit kochten, brannte jetzt wieder ein Feuer, aber groß und mächtig, wie um die Scene in das hellste Licht zu setzen. Die Kronen der mächtigen Bäume glühten purpurroth oder tauchten in schweren Schatten, je nachdem die Flamme des Holzstoßes emporloderte oder zusammensank; von dem dunklen Wasserspiegel des Sumpfes erglänzte der Wiederschein — und, umflossen von dieser magischen Beleuchtung, erblickten die Männer, als sie athemlos den

Saum der Lichtung erreichten, die braune Gräfin auf den Knien vor Czika, die sie mit Küssen und Liebkosungen überhäufte, während das Kind sich vergeblich bemühte, sie vom Boden empor zu ziehen und sich endlich zu ihr auf die Knie warf, ihr Haupt an dem Busen des Weibes verbergend.

Schweigend und regungslos standen die beiden Männer, tief ergriffen von dem Schauspiel einer so leidenschaftlichen Zärtlichkeit.

Da erhob sich die Zigeunerin und das Kind an die Hand nehmend, trat sie auf die Beiden zu und sagte zu Oldenburg, der sie mit weit aufgerissenen Augen anstarrte:

„Kennst Du mich, Herr?"

In diesem Augenblick leuchtete die Flamme hell auf und jeder Zug in dem edelstolzen Gesicht des egyptischen Weibes und jede Linie ihres schlanken, hehren Leibes war wie vom Tageslicht erhellt.

„Xenobi!" schrie der Baron, seine Arme ausbreitend, „Xenobi!"

Das braune Weib stürzte sich mit einem Schrei wahnsinnigen Entzückens an seine Brust und klammerte sich an ihn, als ob sie sich nie wieder von dem geliebten Manne trennen wolle. Aber im nächsten Moment schon riß sie sich los, trat ein paar Schritte

zurück und ſtand da, unbeweglich, die Hände über dem vollen Buſen faltend. Czika ſtand zwiſchen ihr und dem Baron, die großen dunklen Augen voller Verwunderung von dieſem zu jener, von jener zu dieſem wendend.

Der Baron nahm ſie bei der Hand und ſagte, näher an die Zigeunerin tretend, in einem Tone, der, ſo ſehr er ſich auch zu beherrſchen ſuchte, deutlich die ungeheure Erregung, die in ihm wühlte, verrieth:

„Xenobi, iſt dieſes Kind —“

Er vermochte nicht weiter zu ſprechen; er rang mühſam nach Worten. Endlich ſtammelte er:

„Dein und mein Kind?“

„Ja, Herr!“ ſagte die Zigeunerin, ohne ſich zu regen; die dunkeln glänzenden Augen feſt auf das Antlitz des Barons heftend.

Oldenburg hob das Kind in ſeinen Armen empor und drückte es feſt an ſeine Bruſt. Oswald fühlte, daß er die Drei allein laſſen müſſe und zog ſich bis an den Rand des Waldes zurück. Dort ſetzte er ſich. Es war dieſelbe Stelle, auf der er an jenem Nachmittage gelegen hatte, als er den köſtlichen Traum von Melitta träumte, und von wo aus er hernach Czika auf dem Cymbal hatte ſpielen hören, während die braune Gräfin am Feuer ſchaffte und mit ihrer

tiefen weichen Stimme die ungarische Volksweise sang. Wie vieles hatte sich nicht seit jenem Tage geändert! was hatte er nicht Alles gewonnen und wieder verloren! Damals hatte sein Herz der schönen Frau so sehnsuchtsvoll entgegengeschlagen; heute erfüllte die Erinnerung an sie seine Seele mit Trauer und Schmerz. Warum hatte sie ihn so unendlich glücklich gemacht, wenn ihre Liebe doch nur die souveräne Laune eines Augenblicks war, nur ein hübsches Spiel, der Stunden Einerlei auszufüllen, über den momentanen Bruch ihres Verhältnisses zu Oldenburg besser hinwegzukommen? Hatte er das Gefühl, daß sie, die hochgeborne Dame, die stolze Aristokratin, ihn über kurz oder lang doch verleugnen werde, werde verleugnen müssen, nicht immer mit sich herumgetragen? hatte sich dieser Gedanke nicht selbst in den sonnigsten Augenblicken der Liebe wie ein düsterer Schatten zwischen ihn und die reizende Frau gestohlen? Hatte er nicht, als der Name Oldenburg's zum ersten Mal sein Ohr berührte, in diesem Manne, wie von einem Dämon getrieben, seinen Nebenbuhler erkannt? Und mußte er sich nicht eingestehen, daß dieser Mann Alles besitze, in dem Herzen einer stolzen Frau eine heroische Leidenschaft zu entflammen? Rang und Reichthum, eminente Gaben, den Muth des Ritters ohne Furcht und Tadel,

und gerade genug vom Libertin, um ein Weib, welches nicht ganz reines Herzens ist, zu bestricken?

Und wie gut stand ihm sein Weltschmerz und die Duldermiene? Sollte man, wenn man ihn hörte, nicht glauben, er werde nächstens in die Wüste gehen und sich von Heuschrecken nähren? Jetzt wird er die Zigeunerin mit sich auf seine Solitüde nehmen, damit die Einsamkeit bis zu Melitta's Rückkehr etwas weniger einsam sei. . . .

So wühlte sich Oswald geflissentlich tief und tiefer in die bittersten Empfindungen hinein. Die neue Leidenschaft, die in seinem Herzen zehrte, machte ihn taub und blind gegen die Stimme seines Gewissens, gegen die augenscheinlichsten Beweise von der Falschheit seiner gehässigen Vermuthungen. Er hatte ein dumpfes Gefühl davon, wie krank er war, wie abgehetzt und müde, wie unfähig, über sich selbst zur Klarheit zu kommen. Er wäre am liebsten gestorben, um all dem Wirrsal zu entfliehen, wie ein Schwimmer, wenn er fühlt, daß ihn die Kräfte verlassen, und weiß, daß keine Rettung mehr für ihn ist, sich in den Abgrund sinken läßt. Er drückte das Gesicht in seine Hände, um nichts mehr zu sehen und zu hören. . .

Eine Hand, die sich auf seine Schulter legte, riß

ihn aus seinem wirren Traum. Es war Oldenburg. Der Baron war allein. Das Feuer des Holzstoßes flammte nur noch auf Augenblicke empor und drohte zu verlöschen. Der Mond, über den graue Wolkenschleier zogen, flimmerte geisterhaft in dem dunklen Wasser des Sumpfes. Unheimlich zischelte und flüsterte der Wind in den langen Binsen des Ufers.

„Wo ist Czita?" fragte Oswald.

„Fort," erwiederte der Baron; „lassen Sie uns aufbrechen. Es ist spät."

„Wird sie nicht wiederkommen?"

„Ich weiß es nicht."

„Und Sie haben zugegeben, daß dies Kind, Ihr Kind, der Zigeunerin folgt in die weite Welt!"

„Was sollte ich thun? Ist es nicht ihr Kind tausendmal mehr als meines? hat sie es nicht mit Schmerzen geboren, es genährt und gepflegt und beschirmt viele, viele Jahre, durch Regen und Sonnenschein, in Noth und Armuth, im wilden Wald, auf der offenen Landstraße? Hat sie nicht für dies Kind gebettelt und gestohlen und vielleicht gethan, was noch schlimmer ist? Was habe ich für mein Kind gethan? nichts — nichts, als seine Mutter vor den Augen eines vornehmen Pöbels zur Diebin gemacht, sie wie einen verlaufenen Hund von mir verjagt, einer elenden

Kokette zu Liebe? Nein, nein! ich habe kein Anrecht an diesem Kinde!"

Während der Baron so sprach, stieß er mit dem Fuße die halb verkohlten Feuerbrände aus dem Holzstoß in den Sumpf, daß sie zischend verlöschten.

„Weshalb hat denn die braune Gräfin Sie aufgesucht? weshalb Ihnen das Kind in die Hände gespielt? weshalb dieses Rendezvous selbst herbeigeführt?"

„Sie wollte den Geliebten ihrer Jugend, den einzigen Mann, den sie vielleicht je geliebt hat, noch einmal sehen; sie wollte ihm das Kind, sein Kind, in die Hände legen und zurücktauchen in ihre Waldesnacht. Aber sie kann ohne das Kind nicht leben und das Kind nicht ohne sie. So mußte ich denn Beide ziehen lassen."

„Aber weshalb nicht Beide mit nach Cona nehmen?"

„Soll ich den Falken an die Kette legen? Der Falk fühlt sich nur wohl in dem unermeßlichen Aethermeer; er stirbt in der dumpfen Stubenluft. Kommen Sie! es ist für uns civilisirte Menschen die höchste Zeit, daß wir in's warme Bett kommen."

Der Baron stieß den letzten Brand hinunter in's Wasser; die Männer wandten sich, zu gehen.

Zwischen den hastig treibenden Wolken hervor blickte der Mond trübäugig in das schwarze Wasser des Sumpfes, und die langen Binsen, die am Rande wuchsen, flüsterten: hier ist kühle Ruh' für alles Erdenleid.

Fünftes Kapitel.

„So! aus der Verlegenheit wären wir glücklich!“ sagte Albert, ein Packet Werthpapiere in eine voluminöse, abgetragene Brieftasche stopfend, die unter andern auch verschiedene Schreiben in kaufmännischer Hand enthielt, welche, obgleich die meisten darunter von nicht ganz neuem Datum, noch immer nicht beantwortet waren. „Es ist doch Alles in Allem ein gutes kleines Frauenzimmer; nicht übermäßig gescheidt — aber das ist in diesem Falle nur eine Tugend mehr. Ich glaube wirklich, ich könnte meine Natur so weit verleugnen, die kleine Samariterin zu heiraten. Vielleicht führe ich gar nicht so schlecht dabei. Wer weiß? am Ende steckt noch irgendwo in einem verborgenen Winkel meines Innern der Keim zu einem soliden Spießbürger, der nur der Wärme des häuslichen Heerdes bedarf, um sich glorreich zu entwickeln. Die Sache ist freilich, wie ich mich kenne, äußerst proble-

matisch, aber so ganz und gar unmöglich ist sie denn doch nicht. Ich sehe mich schon im Geist an der Seite der kleinen Frau des Sonntag Nachmittags ehrsam durch die Felder wandern, das Lied der Spatzen und die Philippiken der theuren Ehehälfte gegen die steigende Unverschämtheit der Bäcker und Fleischer mit langen Ohren einsaugend, während vor uns her zwei junge Weltbürger wandeln, die eine flüchtige Aehnlichkeit mit einer mir sehr werthen Person haben, und hinter uns aus einem, von einem Mädchen für Alles gezogenen Vögelchen ein feines Stimmchen erschallt, welches den beredtesten Commentar zu den staatsökonomischen Abhandlungen der kleinen Frau liefert! Oh! . . .

Albert stöhnte laut auf, als ob er sich auf dieser imaginären Promenade den Fuß an einem sehr reellen Stein gestoßen hätte. Er sprang von dem Sopha auf und ging mit den Armen auf dem Rücken nachdenklich im Zimmer auf und ab. „Die Karten sind fertig," sagte er, vor seinem Zeichentische stehen bleibend; „Anna-Maria hat mich abgelohnt; ich habe eigentlich hier nichts mehr zu thun, und die Frage der gnädigen Frau, wann ich abzureisen gedächte, war auch ziemlich deutlich. Wie ich diese stolze, nichtsnutzige Brut hasse — Alle, keinen und keine aus-

genommen, nicht einmal die ſchöne hochnaſige Helene, die mich immer mit ſo kühler Verachtung aus ihren großen Augen anſieht; und am wenigſten meinen edlen Freund Felix, der, glaube ich, nicht übel Luſt hätte, mir Hörner aufzuſetzen, ehe ich noch zu dieſem Schmuck ein legitimes Recht habe. Könnte ich doch euch Allen, wie Ihr da ſeid, einen recht gründlichen Schabernack ſpielen, daß ihr euer Leben lang an mich denken ſolltet! auch zum Beiſpiel den Erben von Stantow und Bärwalde in der Perſon — ja, in welcher Perſon? hic haeret aqua.

Aus den Briefen, die ich habe, iſt wol etwas aber nicht viel zu machen. Ich kann noch nicht einmal die vortreffliche Anna-Maria damit ins Bockshorn jagen. Fände ich nur Gelegenheit, den Koffer der alten Mutter Clauſen durchzuſtöbern! Es iſt bei mir zur fixen Idee geworden, daß da etwas zu finden ſein muß. Aber vergebens, daß ich die Gelegenheit gründlich ſtudirt habe, daß ich Tag und Nacht ums Haus geſchlichen bin, einen Moment abzuwarten, wo die Alte ſich einmal daraus entfernt; ſie ſitzt darin feſt, wie eine Kröte unter dem Stein. — Ad vocem dieſes liebenswürdigen Jünglings! Ich habe ſchon daran gedacht, ob man ihn nicht nolens volens zum Prätendenten machen könnte; denn die ganze Farce

als einen luſtigen und nebenbei lucrativen Maskenſchneider anzuſehen, wird ihm wol ſeine dumme Ehrlichkeit nicht erlauben. Es iſt merkwürdig, wie ehrlich die Leute ſind, denen es an nichts fehlt! Die beſte Methode, alle Spitzbuben loszuwerden, beſtände offenbar darin, Jedem von ihnen eine anſtändige Penſion zu geben. Und dieſer Stein iſt gar nicht einmal ſo glücklich ſituirt. Er hat kein Vermögen — warum ſollte er ſich ſonſt mit anderer Leute Kindern plagen? Er wäre gerade der Mann, ein anſtändiges Vermögen anſtändig durchzubringen. Und es paßt ſo weit Alles. Er hat genau das erforderliche Alter; er hat, wie er mir geſagt hat, ſeine Mutter kaum und andere Verwandte, excepto patre, nie gekannt. Und überdies hat er eine zufällige, aber frappante Aehnlichkeit mit der älteren Brennwitzer Linie. Ich wollte, ich wäre er, das heißt mit meinem Hirn dazu. In welcher fragwürdigen Geſtalt wollte ich bald vor euch hintreten . . .

Ein ſchüchternes Klopfen an der Thür unterbrach Albert's Meditationen. Da auf ſein Herein! Niemand eintrat, ging er ſelbſt und öffnete. Ein kleiner blondköpfiger barfüßiger Bauerknabe ſtand da, und ſchaute mit nicht allzu klugen Augen fragend zu ihm auf.

„Zu wem willſt Du, Kleiner?“

„Sind Sie der Candidat auf dem Schlosse?"

„Ja wohl!" sagte der alle Zeit zu Scherz und Kurzweil aufgelegte Albert.

„Mutter Clausen hat mich herschickt —"

„Wer?"

„Mutter Clausen hat mich herschickt —"

„Komm herein, Kleiner;" sagte Albert, den Knaben bei der Hand in das Zimmer führend, und die Thür hinter ihm schließend:

„Was will denn Mutter Clausen von mir?"

„Mutter Clausen liegt auf den Tod, und hat mich herschickt zu dem Herrn Candidaten, er soll doch noch einmal zu ihr kommen."

Der Knabe athmete tief auf, als er die Bergeslast seiner Commission vom Herzen hatte. Albert griff nach seiner Mütze.

„Ich komme gleich mit Dir, oder lauf nur voran, und sag': ich käme gleich. Und höre! wenn dich Jemand im Schlosse fragt, woher du kommst, sag' nur: Du hättest Deine Bestellung schon ausgerichtet. Hier hast Du einen Silbergroschen und nun mache, daß Du fortkommst'"

Der Knabe entfernte sich, über Albert's großmüthiges Geschenk Albert's wohlüberlegten Befehl, sich möglichst schnell davon zu machen, vergessend. Er setzte

sich, unten auf dem Schloßhofe angekommen, auf den Rand des Brunnens der Najade, und überlegte, den Groschen in der Hand herumdrehend, ob er sich jetzt gleich die ganze Welt, oder vorläufig nur einen Stieg litz kaufen sollte, den ihm ein anderer Bauerknabe heute Morgen zum Verkauf angeboten hatte?

Er mochte wol eine Viertelstunde da gesessen haben, bis er zuletzt, vom vielen Umherlaufen ermüdet, ein nickte. So fand ihn Oswald, der von einem einsamen Spaziergange zurückkehrte. Da das Bild des auf dem Rande des Brunnens schlafenden zerlumpten Knaben ihn interessirte, trat er näher. Der Knabe fuhr in die Höhe und rieb sich verwundert die Augen.

„Wie kommst Du hierher, Kleiner?" fragte Oswald.

„Mutter Clausen hat mich herschickt!" sagte jener, der in diesem Augenblick nicht wußte, ob er seine Bestellung eben ausgerichtet hatte, oder nicht.

„Was ist mit Mutter Clausen?" fragte Oswald, der sofort ahnte, es müßte seiner alten Freundin etwas zugestossen sein.

„Mutter Clausen hat mich herschickt," wiederholte der Knabe; „sie liegt auf den Tod, und läßt dem Herrn Candidaten sagen, er möchte —"

Mehr hörte Oswald nicht. — Die gute, alte Frau, an der er im Anfang so lebhaftes Interesse nahm

und die er doch in der letzten Zeit so ganz vergessen hatte, im Sterben, vielleicht allein, ohne Hülfe, ohne daß ihr eine freundliche Hand das Kissen glättete — er eilte, was er konnte, durch das kleinere Thor auf dem Wege hin, der zu den Häuslerwohnungen führte, denselben Weg, welchen Albert eine Viertelstunde zuvor, in nicht geringerer Eile zurückgelegt hatte . . .

Albert war, als der Knabe sich entfernt hatte, durch den Garten nach dem kleinen Thor geschlichen. Niemand hatte ihn fortgehen sehen. Die Familie war ausgefahren; Oswald glaubte er auf seinem Zimmer.

„Fortes fortuna juvat;“ dachte er, während er unter den Weidenbäumen, mit denen der Weg besetzt war, hinlief. „Es ist jetzt noch Alles auf dem Felde. Die Alte hätte sich keine passendere Stunde zum Sterben aussuchen können. Ich will nur hoffen, daß sie schon todt ist, wenn ich komme, und ich so aller unnöthigen Auseinandersetzungen überhoben bin.“

In wenigen Minuten hatte er das Dorf erreicht; aber er vermied die Hauptstraße, sondern lief an den Gärtchen, die hinter den Hütten lagen, entlang, bis er zu der Wohnung Mutter Clausen's kam. Hier sprang er über den niedrigen Zaun und trat durch die offene Hinterthür auf den kleinen Flur. Er horchte,

ob sich etwas im Hause rege. Er hörte nichts, als das Ticken der großen Schwarzwälder-Uhr aus der Stube Jochen's, und von der Dorfstraße her das Lachen von ein paar Kindern — Mutter Clausen's kleinen Pflegekindern — die sich in der Abendsonne im Sande balgten.

„Jetzt nur um Himmelswillen keine mitleidige Seele bei der Kranken in der Stube," murmelte Albert, leise die Thür, die zu dem Stübchen der Alten führte, aufrückend.

Er trat auf den Fußspitzen ein. Es dunkelte schon in dem niedrigen engen Raum. Albert's erster Blick fiel auf die große Lade, die noch wie damals in der Ecke stand; sein zweiter auf die Gestalt der Alten. Sie saß auf dem großen Lehnstuhle, „in welchem Vater Oscar gestorben war." Sie hatte ihren Sonntagsstaat angelegt; ihr Eichenstock lehnte neben ihr — man hätte glauben sollen, sie habe sich bereit gemacht, nach Jaschwitz in die Kirche zu gehen und sei nur eben noch ein wenig eingenickt, sich auf den langen, langen Weg vorzubereiten.

„Bist Du es, Junker!" sagte sie mit zitternder Stimme, und sie hob das Haupt mit dem schneeweißen Haar empor und blickte nach der Thür. „Tritt näher — ganz nahe, daß ich Dich mit der Hand be-

rühren kann. Wo bist Du? Es ist dunkel um mich her, ich sehe Dich nicht. Scheint nicht der Mond durch die Bäume? hörst Du, wie die Nachtigall singt? horch! wie süß, wie schön! . . . Oscar, Du darfst die Liese nicht verlassen; sie weint sich sonst die alten Augen aus. Und dem Harald mußt Du sagen: daß er die arme Marie nicht so quält. Sonst muß sie hinaus in die wilde Nacht. Leb' wohl, liebes Kind! Ja, ja, ich will Alles verbrennen; es liegt sicher in der Lade. Mutter Clausen kann nicht lesen; es kommt der Rechte schon zur rechten Zeit."

Der Kopf der Sterbenden sank herab auf die Brust. Albert glaubte sie todt. Er trat an die Lade, hob den schweren Deckel und durchwühlte hastig und doch methodisch genau den Inhalt. Es lagen Frauenkleider darin, die nicht der Mutter Clausen gehört haben konnten, städtische Kleider, wie sie junge Mädchen vor fünfundzwanzig Jahren trugen; verwelkte Blumensträuße, verblichene Bänder, ein paar einfache Schmucksachen: ein Band von rothen Korallen, ein kleines goldenes Kreuz an einem schwarzen Sammetbande. Das Alles mochte für einen Andern von hohem Interesse sein, aber für Albert hatte es nicht den mindesten. Er wurde ungeduldig, als er, ein Stück nach dem andern herausnehmend, nichts von dem

fand, was er suchte. Endlich — da! auf dem Boden des Koffers, in der Ecke, unter einer schwarzseidenen Robe versteckt — ein ziemlich bedeutendes Packet — Briefe, Papiere — das war's! — Er ließ es in die Tasche seines Rockes gleiten; er nahm mit beiden Armen, was er aus dem Koffer genommen hatte, stopfte es hinein, so gut es gehen wollte, drückte den Deckel wieder zu — und, wie er sich jetzt von den Knien aufrichtete, waren das nicht Schritte, die eilig näher kamen? Im Nu war er an dem Fensterchen, das von der Stube aus in das Gärtchen hinter dem Hause führte. Er riß es auf, er zwängte sich mit einer Schnelligkeit hindurch, die dem gewandtesten Gauner zu hoher Ehre gereicht haben würde; kroch auf allen Vieren durch die Johannisbeerbüsche, sprang über den niedrigen Zaun und war im nächsten Augenblick in den gelben Wogen eines Roggenfeldes verschwunden.

Als Albert seinen Rückzug durch das Fenster eben bewerkstelligt hatte, trat Oswald, athemlos von seinem raschen Lauf, in das Zimmer. Er glaubte schon zu spät zu kommen, er kniete neben der Alten nieder und nahm ihre welken, erkaltenden Hände in die seinen.

Und diese Berührung schien die Sterbende noch einmal zum Leben zu erwecken. Sie richtete sich

gerade auf und sagte, dem vor ihr Knieenden die Hände aufs Haupt legend, mit einer Stimme, die schon von jenseits des Grabes herüberzutönen schien: „Der Herr segne und behüte Dich! der Herr gebe Dir Frieden!“

„Amen!“ murmelte Oswald.

Die Hände der Alten glitten sanft auf ihren Schooß. Oswald blickte empor. Der Schein der untergehenden Sonne fiel durch das niedrige Fenster; das Antlitz der Alten war wie verklärt in dem rosigen Licht. Aber das rosige Licht verschwand; und der graue Abend schaute herein auf das bleiche Antlitz einer Todten.

Oswald drückte ihr die Augen zu. — Von drüben her schallte durch die offene Thür das monotone Tik-tak der Wanduhr; von der Straße tönte das Lachen und Jauchzen der spielenden Kinder .... Was weiß das Leben vom Tode? was der Tod vom Leben? was die Ewigkeit von Beiden?

Sechstes Kapitel.

Am nächsten Morgen noch vor dem Frühstücke war Herr Timm abgereist. Er hatte den Baron gebeten, ihn bis nach B., dem nächsten Städtchen, fahren zu lassen, von dort wolle er Extrapost nehmen. Der gastfreundliche Baron fragte: ob es denn so große Eile habe? ob er sich nicht ein paar Tage von seiner angestrengten Arbeit ausruhen wolle? Da Albert indessen gestern Abend einen bedeutenden Auftrag erhalten zu haben vorgab (der Postbote hatte ihm in der That einen Brief gebracht), so ließ sich dagegen allerdings nichts einwenden, und der Baron befahl dem schweigsamen Kutscher, die schwerfälligen Braunen anzuspannen. Herr Timm sagte Allen flüchtig Lebewohl und fuhr von dannen. Es vermißte ihn Niemand — Niemand, mit Ausnahme der kleinen Genferin. Aber sie vergaß ihre heißen Thränen in der Stille ihres Stübchens und die Gesellschaft sah von ihrem

Kummer nichts, als die rothgeweinten Augen, die sie durch heftigen Kopfschmerz erklären zu können hoffte, wenn sie Jemand darnach fragte. Es fragte sie aber Keiner.

Hatten doch Alle genug mit sich selbst zu thun! war doch Jeder vollauf mit dem, was ihm zunächst am Herzen lag, beschäftigt!

Der Tod der alten Frau war für Oswald ein neuer Schlag. Wieder war ihm eines der wenigen Wesen, an denen er einen innigeren Antheil nahm, ganz plötzlich geraubt. Es war, als ob sein verdüstertes Gemüth nicht zur Ruhe kommen, als ob an seinem Himmel der letzte helle Streifen verschwinden, und gänzliche Nacht ihn umgeben sollte! Er hatte Mutter Clausen nur selten gesehen, aber es war jedes Mal unter so eigenthümlichen Verhältnissen gewesen; er hatte jedes Mal einen so tiefen, ja erschütternden Eindruck von diesen Begegnungen davongetragen, daß ihm jetzt war, als hätte er eine Ahne verloren, deren zärtliche Liebe er mit Gleichgültigkeit und Undank vergolten hatte. Wie bestimmt hatte er sich vorgenommen, als er das letzte Mal mit Albert in ihrer Hütte gewesen war, die alte Frau nicht wieder aus den Augen zu verlieren; nachzufragen, ob er ihr in irgend einer Weise dienen, irgendwie ihr einsames Alter erfreuen

kenne?" Sie hatte seiner in ihrer letzten Stunde gedacht; er hatte in all diesen Tagen keine Minute Zeit gehabt, an sie zu denken. Sie hatte nicht sterben mögen, ohne ihm ihren Segen zu geben; was hatte er ihr im Leben Gutes gethan, diesen Segen zu verdienen? — Was half es nun der Todten, daß er für ihr Begräbniß Sorge trug? daß er mit Bruno hinter dem Leichenwagen herging, auf dem man ihren schmucklosen Sarg über die Haide nach Faschwitz fuhr, ihn auf dem heiligen Kirchhofe in die Gruft zu senken? daß er nach Grünwald schrieb und eine kleine Marmortafel bestellte, auf daß ihr Grab nicht wie einer Gleichgiltigen Grab sei? Wie hätte ihm die Lebende für den geringsten Theil all der Mühe, die er sich jetzt um die Todte gab, so herzlich gedankt!

Nur war es, weil er ihn so wenig verdient hatte, daß der Segen der Sterbenden nicht in Erfüllung ging? Der Frieden, den sie auf ihn herabflehte mit dem letzten Hauch ihres Mundes, wollte nicht einziehen in sein Herz. Wie ein Verzweifelter kämpfte er mit der rasenden Leidenschaft, die sich wie ein wilder Orkan über ihn gestürzt hatte, aber jeder neue Tag mußte ihn nur immer mehr von seiner Ohnmacht überzeugen. Brachte ihn doch jeder neue Tag oft auf lange Stunden in die Gesellschaft des schönen Mädchens; trat

sie ihm doch mit einem freundlichen Lächeln auf den stolzen Lippen entgegen, sobald der leuchtende Sommermorgen die kurze und doch für ihn so lange Nacht verdrängt hatte; saß er ihr doch bei Tische gegenüber; brachten die Unterrichtsstunden, gemeinsame Spaziergänge, hundert andere Gelegenheiten, die in einem so kleinen Cirkel auf dem Lande beinahe unvermeidlich sind, ihn wieder und immer wieder mit der Herrlichen in Berührung! Er selbst nannte seine Leidenschaft nicht Liebe, sondern nur lebhafte Theilnahme, Freundschaft — er suchte sich einzureden, daß er diese Theilnahme, diese Freundschaft ganz ebenso empfunden haben würde, wenn sein Verhältniß zu Melitta dasselbe geblieben wäre, ihm der Zufall nicht Melitta's Bild in einem so ganz anderen Lichte gezeigt hätte. Daß es weder von Klugheit, noch von Loyalität zeuge, dem trügerischen Zufall zum Herrn zu machen über das Wohl und Wehe eines noch vor kurzem so heiß geliebten Weibes; daß seine prahlenden Vernunftgründe nur schlaue Sophismen einer wilden Leidenschaft seien — Oswald wäre der Erste gewesen, dies in dem Falle eines Anderen zu entdecken und zu rügen, aber die Klugheit, die Loyalität, die wir in der Beurtheilung fremder Angelegenheiten stets bereit haben, fehlen uns nur zu oft in unseren eigenen; und weise

denken und sprechen und thöricht handeln sind bekanntlich sehr heterogene Dinge, die ganz vortrefflich Hand in Hand gehen können.

Freilich mochte es einem leidenschaftlichen Herzen schwer fallen, von so viel Schönheit, Anmuth und Geist nicht gerührt zu werden. Empfanden doch Alle, die mit Helene in Berührung kamen, den wunderbaren Zauber ihrer Persönlichkeit; schien es doch fast unmöglich, nicht mit Heftigkeit für oder gegen sie Partei zu nehmen; gab es doch selbst in der Gesindestube unter den Leuten lebhafte Scenen, da der schweigsame Kutscher, auf die junge Baroneſſe anspielend, brummte: es sei nicht Alles Gold, was glänze, worauf die alte brave Köchin erwiederte: zu schlechten und misgünstigen Menschen kämen die lieben Engel allerdings nicht, was denn eine unerquickliche Debatte über schlechte Menschen im Allgemeinen und Besondern herbeiführte, bei der es von beiden Seiten ziemlich scharf herging und, wie es bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, verschiedene helle Streiflichter auf die Familienangelegenheiten der gnädigen Herrschaft geworfen wurden. Denn selbst in diesen Regionen war man so ziemlich darüber einig, daß Baron Felix sich nicht bloß zum Vergnügen, so lange auf Schloß Grenwitz aufhielt; ja Felix' Kammerdiener behauptete:

es gäbe gewisse Leute, die über gewisse Dinge eine ziemlich gewisse Auskunft geben könnten, daß aber Verschwiegenheit die erste Pflicht eines guten Bedienten sei. Er wolle nur so viel sagen, daß sein Herr eine Sache, die er angefangen habe, auch zu Ende bringe, und daß er (der Kammerdiener) der unmaßgeblichen Meinung sei, es gebe kein Mädchen auf Erden, das seinem Herrn auf die Dauer widerstehen könne — eine Behauptung, die von dem weiblichen Theil der Gesellschaft mit großer Entrüstung zurückgewiesen wurde.

Was den Blicken dieser Leute nicht entging, konnte Oswald's durch die Liebe hundertfach geschärftem Auge nicht verborgen bleiben. Mußte er doch täglich wahrnehmen, wie Baron Felix Alles aufbot, sich die Gunst seiner schönen Cousine zu erwerben: Alle Gewandtheit, die er sich in tausend Intriguen auf den glatten Parquets großstädtischer Salons angeeignet, allen Witz, mit dem ihm die Natur keineswegs kärglich versehen hatte; alle Vortheile, die ihm sein Verhältniß als naher Verwandter gestattete. Mußte er doch sehen, mit welcher Umsicht die Baronin diese Bemühungen auf alle Weise unterstützte, und Felix in jeder Hinsicht ebenso unermüdlich wie geschickt secundirte. Zwar sagte er nein! oder schwieg, wenn Bruno nach Tische,

nach einem Spaziergang mit zornigem Antlitz diese oder jene neue Frechheit von „dem Affen, dem Felix" erzählte; aber er wußte recht gut, daß der Knabe nicht falsch gesehen oder gehört hatte, und sein einziger Trost war, daß Helenen's Stolz in die Verbindung mit einem ihrer so ganz und gar unwürdigen Mann nun und nimmermehr willigen werde.

Was Fräulein Helene selbst betraf, so ging sie ihren stillen Weg, ohne scheinbar weder nach rechts noch links zu blicken, nur daß in der letzten Zeit ihr Betragen noch zurückhaltender, ihre Miene noch vornehmer, ihr Lächeln noch seltener geworden war. Sie fühlte sehr wol, daß sie in dem Kampfe, der ihr drohte, allein stehen, daß sie vergeblich an das Herz der kalten, egoistischen Mutter, vergeblich an die Einsicht des alten, schwachen Vaters, vergeblich an die Ritterlichkeit des frivolen, zügellosen Felix appelliren würde, und daß sie sich auf Niemand verlassen könne, als auf sich selbst. Aber dieses Bewußtsein, das andere Mädchen in dem Alter Helenen's zu Boden gedrückt haben würde, diente nur dazu, den Muth dieses hochherzigen Geschöpfes, in welchem die ganze Kraft ihrer Familie, nur in edlerer, geläuterter Form wieder geboren zu sein schien anzuschüren und zu entflammen. Die Annäherungen ie zwischen ihr und

der Mutter ſtattgefunden hatte, war nur eine ſcheinbare geweſen. Nie ſtehen ſich zwei Weſen ſchroffer gegenüber, als wenn ſie, mit der gleichen Energie, mit derſelben Kraft des Willens und Vollbringens ausgeſtattet, nach verſchiedenen Zielen ſtreben. Zwiſchen der Baronin, die nur weltliche Zwecke kannte und verfolgte, und ihrer Tochter, die einem vielleicht übertriebenen, immer aber hochſinnigen Idealismus huldigte, war auf die Dauer keine Vereinigung möglich.

Das ſprach auch Helene wiederholt in den Briefen aus, welche ſie jetzt häufig an ihre liebſte Freundin und einzige Vertraute, Miß Mary Burton, nach Hamburg ſchrieb. „Dearest Mary,“ hieß es in einem derſelben, „wie oft haſt Du Dich über das grauſame Geſchick beklagt, welches Dich mit Reichthum überſchüttete, um Dir alle Verwandte zu rauben, Eltern, Geſchwiſter, Couſins und Couſinen — alle jene Freunde und Freundinnen, ‚die uns die Natur ſelbſt mit auf den Lebensweg giebt. Aber, glaube mir, liebes Mädchen, es giebt noch ein ſchlimmeres Loos, als das Deine. Die Wehmuth, die Dich bei dem Gedanken erfaßt, allein dazuſtehen in der Welt, iſt nicht ohne eine gewiſſe Süßigkeit. Wie oft ſprachſt Du mit Entzücken von Deinem Bruder Harry, der Dir in

der Blüthe seiner Jahre geraubt wurde, von Deiner Schwester Kitty, der holden Blume, die so früh verwelkte — Du sagtest, sie seien Dir nicht gestorben, könnten Dir nicht sterben, denn sie lebten schöner und herrlicher in Deiner Erinnerung fort. Die Schatten der lieben Todten umschwebten Dich überall, sie seien Dir eine liebe Gesellschaft, in der Du Dich unendlich wohler fühltest, als oft, sehr oft in der kalten, egoistischen, die Dich umgiebt. O gewiß: das Leben ist der Güter höchstes nicht; aber die Liebe ist es. Das Leben ohne Liebe ist ganz werthlos, Liebe ohne Leben kann noch immer köstlich sein. Deine Verwandten sind gestorben, aber sie leben Dir; meine Verwandten leben, aber für mich sind sie todt. — Es ist ein grauses Wort, theuerste Mary, aber ich streiche es dennoch nicht wieder aus, denn es ist wahr, und wir haben ja geschworen, uns nie die Wahrheit zu verhehlen, koste uns ihr Bekenntniß noch so viel. Ja, sie sind todt für mich, meine Verwandten, und ob ich gleich die Hälfte meines Lebens hingeben möchte, sie ins Leben zu rufen — mit frommen Wünschen ist hier nichts gethan. Wer lebt denn für uns? Doch nur die, in deren Herzen wir allezeit eine sichere Zufluchtsstätte finden vor allem Leid, das uns bedrängt, vor allen Zweifeln, die uns ängstigen; die

nichts wollen, als unser Glück, und unser Glück nicht in der Erfüllung ihrer eigenen Wünsche, in der Befriedigung ihrer eigenen Selbstsucht erblicken. Und ist dies nicht der Fall bei den Meinigen? kann ich ihnen mein Herz erschließen? muß ich nicht stets fürchten, bei ihnen anzustoßen, wenn ich spreche, wie ich denke? fragen sie nach meinen Neigungen? ängstigen Sie mich nicht vielmehr mit Zumuthungen, mit Andeutungen, die mir das Blut erstarren machen? Freilich mein guter alter Vater — er würde, wenn es zum Aeußersten käme, mich nicht verlassen; aber, großer Gott, ist denn die Furcht, es könne bis dahin kommen, nicht schon schlimm genug? und ist denn der Beistand, den man sich erkaufen muß, etwas, worauf wir mit vollem Vertrauen, mit gläubiger Zuversicht blicken können? Ach, Mary, ich kann Dir nicht sagen, wie fremd, wie unheimlich mir der Geist ist, der in meinem elterlichen Hause waltet, wie sehr ich mich zurücksehne nach unserem stillen Pensionsleben, wo wir, wenn uns auch die Welt draußen verschlossen war, in unseren Träumen und ach! vor allem in unserer herzlichen Freundschaft eine schönere und reichere Welt fanden. Hier hab' ich Niemand, dem ich einen Blick in diese Welt verstatten möchte, Niemand, als einen Knaben, bei dem ich auf Verständniß nicht rechnen kann, und

einen Mann, den ich lieben könnte, wenn er mein Bruder wäre, und von dem mich jetzt eine unüberſteigliche Kluft trennt. Du weißt, von wem ich ſpreche. Ich will Dir nicht verſchweigen, daß ich in letzterer Zeit an dieſem Manne ein Intereſſe gewonnen habe, das ich nie für möglich gehalten hätte — ein Bekenntniß, welches Deinen Spott herausfordern wird und das ich Dir dennoch, kraft der Heiligkeit unſeres Cercanus, ſchuldig bin. Vielleicht fühle ich mich nur deshalb zu ihm hingezogen, weil er unglücklich iſt. Er ſteht, wie Du, allein, ganz allein da in der Welt: ſeine Mutter hat er kaum gekannt, ſeinen Vater ſchon vor Jahren verloren, Brüder und Schweſtern nie gehabt. Er iſt noch jung, aber reiche Herzen erleben viel in kurzer Zeit; und er muß viel erlebt und viel gelitten haben. Es liegt eine Schwermuth auf ſeiner hohen Stirn, in ſeinen tiefblauen großen Augen, die für mich etwas unendlich Rührendes hat; manchmal zuckt es ſo ſchmerzlich um ſeinen Mund, daß ich viel, ſehr viel darum geben könnte, dürfte ich zu ihm treten und ſprechen: ſage mir, was Dich quält; vielleicht kann ich Dir helfen, und vermag ich auch das nicht, kann ich doch mit Dir fühlen. Du weißt, theure Mary, daß ich durch und durch Ariſtokratin bin, daß ich einen angebornen Widerwillen vor allem

Gemeinen und Plebejischen habe. Wir Beide sind in der Ueberzeugung aufgewachsen, daß die unteren Stände mit dem Adel der Geburt auch des Adels der Gesinnung entbehren, daß wir bei ihnen auf ein Verständniß dessen, was uns hoch und theuer ist, in keinem Falle rechnen können. Ich gestehe, daß ich seit meiner Ankunft in Grenwitz von diesem Vorurtheil — denn so muß ich es jetzt bezeichnen — in manchen Punkten zurückgekommen bin, daß ich wenigstens jetzt eingesehen habe, wie zu der Regel sich doch auch Ausnahmen finden. Stein ist eine solche Ausnahme. Ich habe noch kein Wort aus seinem Munde gehört, das den Plebejer verrathen hätte, dagegen viele, sehr viele, die mir wie aus der Seele gesprochen waren, die ein lautes Echo in meinem Herzen fanden. Er spricht mit einer Anmuth, wie ich es noch von keinem Menschen gehört habe, mit einer reichen Modulation der Stimme, die wie Musik in meinem Ohre klingt, so daß ich oft noch stundenlang nachher versuche, die Art und Weise, den Tonfall, mit dem er dies oder jenes sprach, in meiner Erinnerung zurückzurufen. Es liegt für mich ein unendlicher Zauber in einer schönen klangreichen Stimme; es ist mir immer, als sprächen die Menschen mit dem Herzen; als könnte ich, oft schon nach wenigen Worten, sagen: dies ist

ein guter, dies ist kein guter Mensch. Und bei Stein wenigstens trifft es zu. Ich habe schon manche Proben von seiner Herzensgüte gesehen. So starb vor ein paar Tagen in unserem Dorfe eine steinalte Frau, die früher Wirthschafterin auf dem Schlosse gewesen war und von dem Vater eine kleine Pension hatte. Niemand kümmerte sich um sie, nur Stein, der auch nach ihrem Tode für ihr Begräbniß Sorge trug, ja sie zu ihrer letzten Ruhestätte, mit Bruno, den weiten Weg bis zum Friedhofe begleitet hat. Das ist ihm im Schlosse sehr übel ausgelegt worden und ich mußte sehr lieblose Bemerkungen darüber mit anhören; besonders von einer gewissen Person, die Gott danken sollte, wenn er sie nur einmal auf den Gedanken einer so guten That kommen, geschweige denn eine solche wirklich ausführen ließe. Aber ich will dieser Person nicht die Ehre antun, noch mehr Worte über sie zu verlieren. Ich habe beschlossen, daß sie in Wirklichkeit für mich nicht existiren soll, und so soll sie es auch nicht in Worten. . . . . .

Dieser Brief, in welchem sich Fräulein Helene so unumwunden über die Personen ihrer Umgebung aussprach, wurde nie beantwortet, denn er gelangte nie an seine Adresse.

Siebentes Kapitel.

Es war in der Nachmittagsstunde. Der alte Baron schlief in dem Wohnzimmer. Er saß in dem großen Schaukelstuhl; die Zeitung, in welcher er gelesen hatte, war ihm aus der welken herabhängenden Hand geglitten. Er sah recht verfallen aus in diesem Augenblicke; recht wie ein alter Mann, der nicht mehr viele Jahre zu leben hat und dessen Leben die leichteste Krankheit ein rasches Ende machen kann. — So mochte Anna Maria denken, die ihm gegenüber auf ihrem gewöhnlichen Platze gesessen und ihn eine geraume Zeit, in tiefes Nachdenken verloren, aufmerksam betrachtet hatte. Jetzt stand sie auf, und deckte leise ein dünnes Taschentuch über das Gesicht des Schlafenden. Dann sah sie auf die Pendeluhr über dem Kamin. Es war bald vier, die Stunde, in welcher nach der unwandelbaren Ordnung des Hauses der Kaffee getrunken werden mußte — im Gar-

ten, wie stets, wenn das Wetter es erlaubte. Die Baronin stand im Begriff ihren Gemahl zu wecken, sie besann sich indessen eines anderen, schritt durch die offene Thür in den Garten hinab, und fragte den Bedienten, welcher das Kaffeeservice in die Laube trug, ob Baron Felix schon gerufen sei? — Noch nicht, gnädige Frau! — So gehen Sie hinauf; ich ließe ihn bitten, doch, wo möglich, sogleich zu kommen, und hören Sie! sagen Sie Mademoiselle, ich wolle heute selbst den Kaffee serviren, sie möge nur in der Wäschkammer bleiben. — Zu Befehl, gnädige Frau. — Und, was ich sagen wollte, Sie brauchen die Anderen noch nicht zu rufen. — Zu Befehl, gnädige Frau.

Der Mann ging seine Aufträge auszurichten. Anna-Maria schritt an der Laube vorüber in einen langen, ganz überwölbten Buchengang, der von dem großen Rasenplatze aus mehre hundert Schritte bis in ein Gehölz führte, wo eine kleine verfallene Kapelle stand. Sie schien ganz vergessen zu haben, daß sie Felix in die Laube beschieden hatte, denn sie ging immer weiter, die Augen auf den Boden geheftet, bis sie das Ende des Ganges und die Kapelle erreicht hatte.

Es war eine liebliche, süß melancholische Stelle. Uralte Nußbäume überwölbten den Platz mit ihren

breiten Laubkronen, daß kaum ein Sonnenstrahl sich hineinstehlen konnte. Der Boden war mit dichtem Moos bedeckt: langes Gras wuchs zwischen den umhergestreuten Steinfliesen; die weitklaffenden Spalten des alten Gemäuers waren von dunkelgrünem Epheu übersponnen; hier und da ragte ein hoher blühender Busch aus den Ruinen. Auf dem morschen Kreuz in einer der leeren Fensternischen saß ein Vögelchen und sang. Das war der einzige Laut, den man vernahm. Er schien die Stille rings umher nur noch stiller zu machen.

Einen Liebhaber der Einsamkeit würde der Platz entzückt haben. Aber die Baronin erhob kaum einmal die Augen vom Boden, sich flüchtig umzusehen, Sie hatte überhaupt sehr wenig Sinn für Sonnenstrahlen, die durch ein dichtes Laubgitter zittern, für blaue Schatten und andere Requisiten landschaftlicher Schönheit, und heute vorzüglich war ihr Geist von ganz anderen Dingen in Anspruch genommen. Sie setzte sich auf eine Steinbank unmittelbar unter der leeren Fensternische, in welcher das Vögelchen sang, nahm aus der Tasche ihres Kleides einen Brief und begann denselben noch einmal zu lesen.

Es war der Brief, den Helene heute Morgen in dem guten Glauben, daß das Wort der Mutter, sie

werde sich nie um ihre Correspondenz kümmern, eine Wahrheit sei, geschrieben, und in dem vollen Vertrauen auf die Heiligkeit des Briefgeheimnisses ihrem Kammermädchen übergeben hatte mit dem Auftrage, ihn in die Küche zu tragen, wo der Postbote sich an einer Tasse Kaffe erquickte. Das Mädchen war der Baronin auf dem Flur begegnet, und von dieser gefragt worden, von wem der Brief sei? Auf die Antwort von dem gnädigen Fräulein; hatte die Baronin sich den Brief geben lassen, mit der Weisung, den Postboten hernach zu ihr auf's Zimmer zu senden, da sie selbst noch mehre Aufträge für ihn habe.

So war Helenen's Brief in die Hände der Mutter gekommen. Es war ein Zufall, einer jener Zufälle, den böse Dämonen eigens in der Absicht herbeizuführen scheinen, ein so schon den Mächten der Finsterniß mehr als denen des Lichts zugethanes Gemüth gänzlich verwirren und vom rechten Pfade wegzulocken. Ohne diesen Zufall wäre die Baronin vielleicht nie auf den Gedanken gekommen, sich auf diesem krummen Wege in das Herz ihrer Tochter zu stehlen. Aber das Projekt der Heirath Helenen's mit Felix war bei ihr, wie es bei selbstischen und eigenwilligen Naturen zu geschehen pflegt, zur fixen Idee geworden. Der Gesundheitszustand ihres Gemals erschien ihr —

gleichviel ob mit Recht oder Unrecht — äußerst bedenklich; für Malte, der in der That ein sehr schwächliches Kind gewesen und, zum Theil durch die Schuld der überzärtlichen Eltern, aus einer Krankheit in die andere gefallen war, hatte sie stets gefürchtet; es war in ihren Augen mehr wie wahrscheinlich, daß Felix über kurz oder lang der Herr sein würde und sie hielt es daher für eine gute Politik, ihn auf jede Weise an sich zu fesseln. Sie hatte dabei im Anfang auch Helenen's Vortheil, wie sie ihn nun verstand, im Auge gehabt. Sie wollte mit ihrer eigenen Zukunft auch die Zukunft der Tochter sicher stellen, und fand es bequem, daß dies mit einem Schlage geschehen konnte. Felix schien zum Schwiegersohn einer herrschsüchtigen Schwiegermutter wie geschaffen. Er war leichtsinnig, fügsam, ein Feind von Geschäften, und durchaus geneigt, so lange es ihm nicht an Geld oder Credit gebrach, die Sachen gehen zu lassen, wie sie wollten und konnten. Die Baronin bedachte nicht, daß solche Menschen gerade am schwersten zu behandeln sind, daß grenzenloser Leichtsinn und ein frecher, grausamer Egoismus, der, was sich seiner Befriedigung entgegenstellt, schonungslos opfert, ganz vortrefflich Hand in Hand gehen. Sie glaubte von Felix nichts zu befürchten zu haben. Felix hatte

mit seinem höflichen, geschmeidigen Wesen, seinem: wie Sie wollen, liebe Tante; — richten Sie das ganz nach Ihrem Gutdünken ein, liebe Tante — ihr ganzes Herz gewonnen, so weit sie überhaupt ein Herz hatte.

Teste größere Sorge machte ihr Helene. Sie konnte es sich nicht verhehlen, daß die von beiden Seiten versuchte Annäherung doch zu keinem, oder streng genommen, dem entgegengesetzten Resultat geführt hatte. Daß sie dabei alle Schuld auf die „unkindliche Gesinnung", auf die „überspannten Ideen" Helenen's schob, war natürlich, änderte aber an der Sache selbst nichts. Und nun mußte sie noch dazu bemerken, daß Helene offenbar ihrem Vater ein größeres Vertrauen schenkte, als ihr; daß sie sich zu Bruno viel mehr hingezogen zu fühlen schien, als zu ihrem Bruder Malte; daß sie gegen Oswald, selbst gegen Albert artiger und zuvorkommender war, als gegen ihren Cousin. Felix hatte gelacht, als ihm die Baronin diese Bemerkung mittheilte; er hatte dies für ein gutes Zeichen erklärt. Je ungezogener, je besser! hatte der Ex-Lieutenant gemeint; und dabei einen Vergleich zwischen Pferden und Mädchen, der etwas stark nach der Wachtstube schmeckte, gezogen. Indessen die Baronin pflegte ihren eigenen Augen zu trauen,

und ihre Augen bestätigten sie täglich mehr in der Richtigkeit ihrer Beobachtung. Nun hatte auch Felix zuletzt angefangen, etwas weniger sicher zu sein. Emilie von Breesen's Wort an jenem Abend war wie ein scharf gefiederter Pfeil durch seine Selbstgefälligkeit, in die er sich wie in einen Harnisch hüllte, gedrungen. Die Eifersucht sieht falkenscharf. Emilie fühlte, daß nur die Liebe zu einer Andern diese Veränderung in Oswald bewirkt haben konnte, und mit jener wunderbaren Divinationsgabe, die bei den Frauen die schwerfällige Logik des Mannes mehr wie ersetzt, hatte sie im Nu herausgefunden, daß ihre Nebenbuhlerin Niemand anders sein könne, als die schöne Helene. Felix hatte in seiner raschen Weise den in ihm angeregten Gedanken, um ihn los zu werden, der Baronin mitgetheilt, die Baronin in ihrer bedächtigen Weise darüber gebrütet, bis das im Anfang ganz Unglaubliche ihr wahrscheinlicher und immer wahrscheinlicher erschien, und sie zuletzt beschloß, es koste was es wolle, der Sache auf den Grund zu kommen.

Da spielt ihr der Zufall den Brief Helenen's in die Hände. Dieser Brief, an die vertrauteste Freundin ihrer Tochter, mußte ihren Verdacht bestätigen oder zerstreuen, ihr den Schlüssel zu dem Herzen ihrer Tochter liefern. Daß dieser Schlüssel in ihrer

Hand zu einem Diebeswerkzeug wurde — was galt es ihr! Sie wollte Gewißheit um jeden Preis! Und hat nicht eine Mutter ein Anrecht auf die Geheimnisse ihrer Tochter? und wenn diese Tochter sich, wie nur zu sehr zu befürchten stand, auf Abwege verirrte, ist es nicht heilige Pflicht der Mutter, sie davon zurückzubringen, selbst durch ein gewaltsames Mittel?

So suchte die Baronin sich das Gehässige ihres Schrittes wegzuraisonniren. Den Menschen fehlt es nie an Beschönigungsgründen für eine Handlung, die sie auf jeden Fall auszuführen entschlossen sind.

Und da saß sie nun auf der steinernen Bank neben dem alten Gemäuer unter der Fensternische, in welcher das Vögelchen so lustig zwitscherte und studirte den Brief, den unseligen Brief, den sie nun schon beinahe auswendig wußte. Die Frucht von dem Baume der Erkenntniß, die sie so freventlich gestohlen, war bitter, sehr bitter. Sie hatte ihre Tochter nie geliebt; jetzt aber haßte sie ihre Tochter . . . Also wirklich! ihr schlimmster Verdacht bestätigt! für alle ihre Güte mit schwarzem Undank belohnt! des Egoismus von ihrem eigenen Kinde angeklagt! in allen ihren Plänen von diesem Starrkopf durchkreuzt! Helene im besten Einverständniß mit den beiden Verhaß

ten! Fräulein von Grenwitz in Liebe zu einem Miethling, einem gemeinen Menschen, der bei ihren Eltern in Lohn und Brod stand! Denn was bedeuteten zuletzt all die schönen Phrasen von Oswald's Liebenswürdigkeit, Oswald's Herzensgüte, von dem Antheil, den sie an seinem geheimen Kummer nahm? Die Baronin verstand sich freilich schlecht auf die Sprache der Liebe; so viel aber wußte sie: die Gleichgültigkeit spricht so nicht. Dahin also war es gekommen! Helene wollte Krieg! gut — sie sollte ihn haben. Es sollte sich zeigen, wer die Stärkere war: die Mutter oder die Tochter. Jetzt zurückweichen? zugeben, daß dieses ungerathene Kind' ihren Willen durchsetzt? den jahrelang erwogenen Vorsatz einer thörichten Mädchenlaune opfern? Nimmermehr!

Aber was jetzt thun? noch einmal es mit scheinbarer Güte versuchen? oder die Maske fallen lassen und befehlen, wo mit Bitten nichts auszurichten war? Und vor allem: wie weit Felix in das Geheimniß einweihen? würde sich nicht sein Stolz regen, wenn er erführe, wie tief er in den Augen Helenen's stand, wie sehr sie ihn verachtete? Konnte er nicht zurücktreten? und setzte dann Helene nicht doch ihren Willen durch? triumphirte die Tochter dann nicht doch über die Mutter? . . .

Ehe die Baronin über diesen Punkt mit sich ins Klare kommen konnte, vernahm sie Schritte ganz in ihrer Nähe. Sie faltete eiligst den Brief zusammen und verbarg ihn hastig in der Tasche ihres Kleides.

Es war Felix. Er hatte Niemand in der Laube gefunden, und zufällig einen Blick in den Buchengang werfend, die Baronin in der Tiefe desselben zu erblicken geglaubt.

„Also doch," sagte er, als sich die Baronin bei seiner Annäherung erhob, „ich wußte wahrlich nicht, ob Sie es waren. Der Kaffee steht in der Laube; aber wie König Philipp auf dem Thron, einsam und allein. Es scheint sich alle Welt, wie ich, verschlafen zu haben."

„Setzen Sie sich hierher zu mir, lieber Felix," sagte die Baronin; „es hat mit dem Kaffee keine so große Eile. Wir können hier ungestörter sprechen als dort."

„Ein allerliebst verschwiegenes Plätzchen zu einem ehrbaren Rendevous," erwiederte Felix lachend, neben der Baronin auf dem Bänkchen Platz nehmend.

In diesem Augenblick verstummte das Vögelchen, das eben in der Fensternische gesessen hatte und flog in einen der Bäume. Das bleiche, von dunkeln Locken eingerahmte Gesicht eines Knaben erschien

in der Höhlung und schaute herunter, um sofort, nachdem es die Beiden erblickt hatte, wieder zu verschwinden.

„Daß Sie doch noch immer zum Scherz aufgelegt sind, lieber Felix!“ sagte die Baronin.

„Noch immer?“ erwiederte Felix, „was ist denn geschehen, weshalb ich weinen sollte? Sie können wol nicht vergessen, was ich Ihnen neulich Abends sagte? Pah! ich habe mich lange von dem Schreck erholt; es war ein blinder Schuß, glauben Sie mir!“

„Ich wollte, ich könnte ihre Zuversicht theilen, lieber Felix; aber ich habe meine guten Gründe anderer Meinung zu sein. Ich habe Helene seitdem genauer beobachtet; ich kann mich von dem Gedanken nicht losmachen, daß doch etwas an der Sache ist.“

„Aber, verzeihen Sie mir, Tante; Sie haben ein bewunderungswürdiges Talent, Alles schwarz zu sehen. Es war ein kindischer Einfall von der kleinen Bressen; sie wollte mich ärgern — voilà tout! Ich kann Helenen nicht zutrauen, daß sie mir einen Schulmeister vorzieht. Es wäre ja lächerlich, horriblement lächerlich,“ sagte der Ex-Lieutenant und betrachtete wohlgefällig seine lackirten Stiefel.

„Und gesetzt auch, Helene könnte sich nicht so weit vergessen — daß es nur die thörichte Laune eines

Augenblicke wäre, versteht sich ohnehin von selbst — sind Sie denn mit ihrem Betragen, Ihnen gegenüber, zufrieden?"

„Sie wird ihr Betragen ändern, sobald sie sieht, daß wir Ernst machen."

„Und wenn sie es nicht ändert?"

„Nun, so sind wir Gott sei Dank noch nicht verheiratet," sagte Felix in der Bewunderung seiner Stiefel verloren, wahrscheinlich nicht genau wissend, was er sagte.

„Dann können wir ja auch unser Gespräch abbrechen," sagte die Baronin sich erhebend; „wenn Sie mit einer solchen Gleichgültigkeit von dem Scheitern eines Planes sprechen können, an dessen Ausführung, sollte ich denken, uns Beiden beinahe gleichviel gelegen sein muß, so verlohnt es sich auch nicht der Mühe, weiter darüber zu sprechen."

„Aber, theuerste Tante," sagte Felix aufspringend und der Baronin die Hand küssend; „Sie sind auch wahrlich heute in einer schauerlichen Laune. Wie können Sie ein Wort, bei dem ich mir, auf Ehre, nicht das Mindeste gedacht habe, so übel nehmen? Es fuhr mir so heraus. Sie wissen ja, daß meine Zunge Vieles spricht, was ich bei Leibe nicht verantworten möchte. Setzen Sie sich wieder, ich bitte

Sie . . . Sie ſagten, wenn Helene ihr Betragen nicht ändert? meine ernſte Antwort iſt: ſo heirathe ich ſie doch. So etwas findet ſich, wenn man nur erſt im Wagen ſitzt; auf der erſten Station wird geweint; auf der zweiten geſchmollt; auf der dritten fängt man an zu lächeln; auf der vierten —"

„Genug!" ſagte die Baronin, „Sie ſind ein unverbeſſerlicher Leichtfuß, der —"

„Ueberall da hingelangt, wo er hingelangen will. Und deshalb laſſen Sie Ihre Bedenken fahren und uns zum Kaffee gehen, der ſonſt wahrlich kalt wird."

„Nicht ſo ſchnell!" ſagte die Baronin; „wozu rathen Sie denn nun?"

„Wozu ich immer gerathen habe. Sagen Sie Helene'n — da ich ja doch einmal auf keinen Fall mich direct in die Sache miſchen ſoll — Du heirathеſt Deinen Vetter, Baron Felix von Grenwitz, und zwar binnen hier und irgend einer beliebigen Zeit. Abgemacht, Sela."

„Iſt das Ihr Ernſt?"

„Mein wohlerwogener Ernſt. Wann wollen Sie den großen Ball geben?"

„Uebermorgen."

„Gut. Das iſt eine vortreffliche Gelegenheit, der Geſellſchaft unſere Verlobung anzukündigen. Sagen

Sie Helene nur: wenn Du am Donnerstag Abend nicht Felix' Verlobte bist, gehst Du am Freitag früh in die Pension zurück. Sie sollen sehen: Das hilft."

„Ich fürchte, die Drohung dürfte den entgegengesetzten Erfolg haben. Man hat Helene in Hamburg viel zu sehr verwöhnt. Ich glaube, sie ginge heute lieber zurück, als morgen."

„Eh bien! so schicken Sie die kleine Widerspenstige nach Grünwald in die Musterpension von Fräulein Bär. Es ist das freilich, wie mir die kleine Preciosa, die dort erzogen ist, neulich mittheilte, eher eine Strafanstalt als eine Pension; aber je schlimmer, desto wirksamer — ich meine, die Drohung; denn daß es ma chère cousine nicht zum Aeußersten kommen lassen, sondern sich, genau zur rechten Zeit, besinnen wird, darauf hin will ich mich hängen lassen. Verzeihen Sie, Tante; ich weiß, Sie lieben die starken Ausdrücke nicht."

„Es ist wirklich eine recht üble Angewohnheit von Ihnen," sagte die Baronin, sich erhebend, während Felix ihrem Beispiele folgte.

„Die ich Ihnen zu Gefallen ablegen werde," erwiderte er, der Baronin den Arm bietend.

„Noch eins," sagte diese, stehen bleibend; „glauben Sie, daß Grenwitz darein willigen wird?"

„Ob ich das glaube?" rief Felix mit einem für den alten, guten Baren wenig schmeichelhaften Lachen; „ob ich das glaube? Ma foi, chère tante, da müßte mein sehr würdiger Onkel doch nicht beinahe zwanzig Jahre unter Ihrem Commando gestanden haben. Wie lange habe ich denn die Ehre, unter Ihnen zu dienen? ein paar Wochen, und ich dächte, ich hätte schon ganz gut gehorchen gelernt."

„Sie sind ein Schmeichler," sagte die Barenin gütig, „aber man kann Ihnen nicht bös sein."

Und das würdige Paar entfernte sich, Arm in Arm.

Als ihre Stimmen nicht mehr zu vernehmen waren, schaute das Knabengesicht wieder vorsichtig zu der Fensternische heraus. Es war noch bleicher, als vorhin. Der Knabe streckte nach den davon Gehenden drohend den Arm aus, und seine Lippen murmelten einen grimmigen Fluch. Dann, als die Beiden nicht mehr zu sehen waren, ließ er sich aus der Fensternische herab auf die Bank, wo sie gesessen hatten. Neben der Bank, in dem dicken Moose, lag ein schlecht zusammengefalteter Brief, den die Barenin aus der Tasche verloren hatte. Der Knabe hob ihn auf und

als er sah, daß er von Helene's Hand war, drückte er ihn mit stürmischer Zärtlichkeit an seine Lippen. Dann verbarg er ihn sorgsam in seiner Brusttasche, blickte sich noch einmal vorsichtig um, und war im nächsten Augenblick in dem dichten Gebüsch verschwunden.

Achtes Kapitel.

Die Behauptung von Felix' vielgewandtem Kammerdiener betreffs der Unwiderstehlichkeit seines Herrn in Liebesaffairen war zwar als eine Beleidigung des schönen Geschlechts im Allgemeinen und des in der Küche versammelten, weiblichen Dienstpersonals im Besonderen von diesem letzteren auf's heftigste bestritten worden, der Vielgewandte indessen hatte dazu nur geheimnißvoll gelächelt, sich, nach der Weise seines Herrn, in den Stuhl zurückgelehnt, die Beine von sich gestreckt und mit einem vielsagenden Zwinkern seines rechten Auges auf die geblickt, welche in dem unerquicklichen Disput die höchste moralische Entrüstung und die größte Zungenfertigkeit zeigte — die hübsche Luise nämlich, Helene's Kammerzofe. Die hübsche Luise war auf diesen Blick hin sehr roth geworden und so plötzlich verstummt, daß es selbst die Aufmerksamkeit des schweigsamen Kutschers erregte und

ihn zu der Wiederholung seiner früheren Bemerkung veranlaßte: es sei nicht Alles Gold, was glänze. Darauf hatte die hübsche Luise an zu weinen gefangen, die alte, brave Köchin sich ihrer aber angenommen und gemeint: Der Herr Kammerdiener solle sich schämen, durch gehässige „Insinuationen" und „böse Blicke" ein armes Mädchen in schlechten Ruf zu bringen; der Vielgewandte, welcher merkte, daß er zu weit gegangen sei, sich sodann zu der Erwiederung genöthigt gesehen: wie es ihm nicht eingefallen sei, auf irgend eine der anwesenden Damen direct anzuspielen, und daß er mit seinem Zwinkern schlechterdings gar nichts habe sagen wollen. Diese so äußerst loyale parlamentarische Erklärung hatte denn schließlich den so freventlich gestörten Frieden der um den Küchenheerd versammelten Gesellschaft wiederhergestellt.

Indessen verhielt sich leider die Sache genau so, wie der Vielgewandte — freilich mit grober Verletzung der seinem Herrn schuldigen Treue und der Verschwiegenheit, auf die er sich so viel zu gut that — angedeutet hatte. Baron Felix hatte die für Andere — besonders seinen Kammerdiener und oft auch für ihn selbst — sehr unbequeme Gewohnheit, sich in jedes hübsche Mädchen, das ihm auf seinem Lebenswege begegnete, und wär's auch nur auf ein paar Tage,

Stunden, Minuten, gleichviel — zu verlieben, und jede nur einigermaßen passende Gelegenheit zur Anknüpfung einer Intrigue zu benutzen. So war er denn noch nicht vierundzwanzig Stunden auf dem Schlosse gewesen, als er schon Mademoiselle Marguerite und die hübsche Luise als diejenigen Personen herausgefunden hatte, welche besonders dazu geeignet sein dürften, ihm die Langeweile des Landlebens und die Unbequemlichkeit einer Brautwerbung tragen zu helfen. Er hatte Albert, den buon camerado so vieler ähnlicher Heldenthaten in der Cadettenzeit, über Mademoiselle auszuholen versucht und seinem Jean den Auftrag ertheilt, die Moralität der hübschen Luise gelegentlich auf die Probe zu stellen. Albert war einen Augenblick in Zweifel gewesen, ob er Felix' saubern Plan nicht wenigstens so weit begünstigen sollte, um einen Grund zu haben, auf den er sich stützen könnte, wenn es ihm später vielleicht einmal darauf ankäme, mit Marguerite zu brechen. Dann aber hatten die Eifersucht und der Haß, welchen er gegen seinen früheren Kameraden, „den Glückspilz", empfand, doch den Sieg davon getragen. Er hatte Felix erzählt, wie er ganz bestimmt — von Mademoiselle selbst — wisse, daß sie — „mit einem Candidaten der Theologie, der Himmel weiß wo? ich glaube in Grünwald" —

verletzt sei, daß er selbst versucht habe, sich die Gunst der schwarzäugigen Genferin zu erwerben, und also von der gänzlichen Hoffnungslosigkeit „nach dieser Seite hin etwas auszurichten" vollkommen überzeugt sei.

Felix, obgleich er sonst nicht der Mann war, sich durch dergleichen Mittheilungen einschüchtern zu lassen, tröstete sich um so leichter über das Fehlschlagen dieses seines Planes, als ihm der Vielgewandte mitgetheilt hatte, daß eine sofort angestellte, forcirte Recognoscirung nach der andern Seite durchaus von dem günstigsten Erfolg gekrönt werden sei, und daß er seinem Herrn schon im voraus zu dieser Acquisition gratuliren zu können glaube. Don Juan Felix hatte darauf unter Beistand des Vielgewandten nach allen Regeln vielgeübter Kunst das Vögelchen in das Garn zu locken versucht, und sich denn auch nicht weiter gewundert, als es schon nach wenigen Tagen in die kunstgerecht aufgestellten Netze flatterte.

Die Einrichtung des Schlosses mit seinen labyrinthischen Corridoren, seinen vielen großen und kleinen Treppen, auf denen man unversehens in Etagen gelangte, in die man gar nicht wollte, mit seinen unzähligen Thüren, von denen die eine aussah, wie die andere, machte für Jemand, der die Localität nicht ganz genau kannte, die Durchführung eines galanten

Abenteuers zu einer äußerst schwierigen und bedenklichen Sache. Das hatte auch Felix erfahren, indem er sich einige Mal auf seinen nächtlichen Wanderungen gründlich verirrte und nur mit der äußersten Mühe und nach stundenlangem vorsichtigen Umhertappen sein Zimmer wieder gewann. Er zog es deshalb vor, in dem Garten, der sich mit seinen schattigen Gängen und still verschwiegenen Lauben auch ganz vortrefflich dazu eignete, und in den man sowol aus der Leutewohnung, wie aus dem Herrenhause ohne große Mühe gelangen konnte, den angesponnenen Roman weiter zu führen.

So hatte er sich denn auch in dieser Nacht aus dem Schlosse gestohlen, und harrte, in den dichten Boskets, von denen aus man die Front des alten Schlosses und die Leutewohnung, die in einer Linie daran gebaut war, beobachten konnte, seines armen Opfers. Die Schloßuhr schlug zwölf — die Stunde, welche er zum Rendezvous bestimmt hatte. Der Mond schien hell, die Thautropfen auf den Blumen und Blättern glitzerten in seinen Strahlen; Felix konnte auf seiner Uhr sehen, daß die Schloßglocke eine Viertelstunde zu spät geschlagen hatte. Die Lichter im Schloß waren erloschen; nur in zwei der Fenster des hohen Parterres schimmerte durch die rothen Vor-

hänge der Schein einer Lampe. Es war Helenen's Zimmer. Felix sah in regelmäßigen Zwischenräumen die undeutlichen Umrisse ihrer Gestalt hinter dem Vorhang — offenbar schritt sie im Zimmer auf und ab. Dann mußte sie sich wieder an das Clavier gesetzt haben, denn einzelne Töne, den Lauten des Vogels gleich, der im hellen Mondschein träumend sein Lied zu singen versucht, irrten durch den stillen Garten; die Töne flossen zusammen zu Accorden und endlich strömte in vollen rauschenden Wogen Beethoven's herrliche Sonate pathétique, wie der Gesang eines Engels, der um Mitternacht mit ausgebreiteten Flügeln über die Erde schwebt, und alles Erdenleid und alle Erdenqual in seinem göttlichen Herzen sammelt und es ausströmt in ein feierliches Lied voll unendlicher Schwermuth und himmlischer Süßigkeit . . .

Ob Felix in diesem Augenblick, wo er, den Arm auf eine Urnensäule gelehnt, lauschend dastand, nicht doch eine Art von Gewissensbiß empfand darüber, daß er, der Wüstling, der Unreine die Hand auszustrecken, die Augen zu erheben wagte zu ihr, der Keuschen, Reinen? . . . Felix war nicht ohne alles Gefühl; er konnte sich selbst für das Schöne und Große begeistern, wenn diese Begeisterung auch nur immer sehr kurze Zeit anhielt, und vor dem ersten Anhauch irgend

eines frivolen Gedankens, wie eine schöne bunte Seifenblase, die eine ganze Welt auf ihrer schillernden Oberfläche spiegelt, zerflatterte. Vielleicht nahm er sich in diesem Augenblick vor, ein anderes Leben zu beginnen, die Thorheiten abzustreifen, und er, der eine so unendlich hohe Meinung von seinen Vorzügen hatte, mochte alles Ernstes glauben, daß er nur zu wollen brauche, um zu können. Er hörte mit einer gewissen Andacht der Musik zu. Er war Kenner genug, um zu fühlen, daß die Sonate nicht schöner, nicht seelenvoller gespielt werden konnte; er sagte bei einzelnen Passagen leise bravo! bravo! als ob er sich in einem Concertsaale befände. Aber Helene und Beethoven, Tugend und Musik und was noch sonst Alles in diesen Minuten durch sein Hirn gezogen sein mochte — Alles war im Nu versunken, wie eine Fata Morgana, als sein Ohr jetzt den leisen Schritt eines Menschen vernahm. Der Schritt kam von einer andern Seite, als Felix erwartete. Indessen die hübsche Luise mochte ja einen Umweg gemacht haben, um die breiteren, von dem Mondschein allzu hell beschienenen Gänge in der unmittelbaren Nähe des Schlosses zu vermeiden. Der Schritt kam näher und näher, und Felix, der auf den geistreichen Einfall gerieth, sich ein wenig suchen zu lassen, drückte sich dicht in die Ge-

büsche. Wie groß war aber sein Erstaunen, als er statt der hübschen Luise, Brune an sich vorüberschleichen sah. Im ersten Augenblick mußte Felix über diese Enttäuschung lachen; im nächsten aber schon fiel ihm ein, daß durch diese Dazwischenkunft sein Rendezvous mehr wie bedenklich werde, und daß es unter diesen Umständen wol das Gerathenste sein möchte, sich in das Schloß zurückzustehlen. „Wer weiß, wie lange sich der Junge hier herumtreiben wird; am Ende ist er gar verliebt, oder er ist verrückt, oder beides, denn er sieht nach beidem aus; oder er ist mondsüchtig und geht so ein paar Stunden hier spazieren. Der verdammte Bengel! überall steht er mir im Wege; ich hätte große Lust, ihm nächstens einige fühlbare Beweise meiner freundschaftlichen Gesinnung zu geben. Auf jeden Fall will ich ihm das Feld räumen. Jetzt kann man noch als verspäteter Liebhaber eines Mondscheinabends auftreten; später geht das nicht mehr gut. Aber der Tante wollen wir doch von diesen nächtlichen Excursionen der Zöglinge des Herrn Stein erzählen."

Felix hatte den Weg nach dem Schlosse fast zurückgelegt, ohne Brune zu sehen, und schon hoffte er, daß der Knabe sich aus dem Garten entfernt habe und sein Rendezvous doch noch zu Stande kommen

könne, als er über einen kleinen offenen Platz schreitend, der halb vom Mondschein erhellt und halb im Schatten lag, Brune auf einer Bank sitzen sah, die Augen nach Helenen's Fenster gerichtet, aus denen noch immer die Tonwellen rauschten. Der Knabe schien so in andächtiges Hören verloren, daß er Felix erst bemerkte, als dieser schon ganz nahe war.

„Weshalb treibst Du Dich denn hier noch so spät umher," sagte Felix, dessen Aerger sich mindestens in einigen unfreundlichen Worten Luft machen mußte; „ich werde es der Tante sagen."

„Bekümmere Dich um Deine eigenen Angelegenheiten," sagte Brune, der in der ersten Ueberraschung aufgesprungen war und ein paar Schritte auf den Platz gethan hatte, trotzig stehen bleibend, als er in dem Herkommenden den verhaßten Felix erkannte.

„Du bist ein naseweiser Bursche," sagte Felix.

„Und Du ein gemeiner Schurke," erwiederte Brune.

„Der Dich für Deine Unverschämtheit züchtigen wird," sagte Felix, den mit untereinandergeschlagenen Armen vor ihm stehenden Knaben einen Backenstreich versetzend.

Brune taumelte ein paar Schritte zurück; Felix sah, nicht ohne einen leichten Schauder zu empfinden, wie die Augen des Knaben buchstäblich glühten; dann

brach ein Schrei aus seiner Kehle, dumpf und röchelnd — ein mächtiger Sprung, wie eines Leoparden, der sich auf seine Beute stürzt — und im nächsten Moment lag Felix am Boden und die starken Hände Bruno's schlossen sich wie eiserne Klammern um seine Kehle. Felix rang wie ein Verzweifelter, den Knaben von sich abzuschütteln und wieder in die Höhe zu kommen, aber vergebens. So oft er sich auch mit dem Körper emporbäumte, so oft er Bruno mit den Armen von sich fortzudrücken versuchte, jedes Mal fühlte er seine Anstrengungen von einer unwiderstehlichen Kraft paralysirt, und fester und fester schlossen sich die schlanken Finger um seinen Hals.

„Laß mich los, Bruno," stöhnte er.

„Befiehl Deine Seele Gott, denn Du mußt sterben," knirschte Bruno.

Felix fühlte, wie seine Kräfte ihn verließen, während die seines Gegners mit jedem Augenblick zu wachsen schienen. Todesangst ergriff ihn. Er wollte um Hülfe rufen, aber kein Laut entrang sich seinen bebenden Lippen; er fühlte ein dumpfes Sausen in seinen Ohren, das immer lauter und lauter wurde; vor seinen Augen wurde es Nacht, durch die Millionen kleine Sterne schossen — wüste Gedanken jagten wie vor dem Sturmwind treibende Wolken durch sein Ge-

hirn — plötzlich, als ihm der letzte Schimmer von Bewußtsein zu schwinden drohte, fühlte er, wie die entsetzliche Last von seiner Brust verschwand — und als er endlich die Kraft fand, sich vom Boden zu erheben und um sich zu blicken, war er allein. Der Mond schien hell vom tiefblauen Himmel; das Licht in Helene's Zimmer war erloschen; die Musik war verstummt — Felix hätte glauben können, den Kampf mit Brune geträumt zu haben, wenn nicht die heftigen Schmerzen, die er an mehr als einer Stelle seines Körpers fühlte, seine über und über mit Sand bedeckten Kleider und der rings umher aufgewühlte Boden ihm zur Genüge bewiesen hätten, daß dies Alles nur zu wirklich gewesen war.

Mit einem von Scham und Wuth erfüllten Herzen ging er in das Schloß, wie ein Wolf, der die Hürde beschleichen wollte und von einer edlen Dogge zerzaust und zerbissen in den Wald zurückgeschickt wird.

Neuntes Kapitel.

Die Baronin hatte noch an demselben Abend den Brief Helenen's vermißt. Diese Entdeckung erfüllte sie mit nicht geringer Unruhe. Wie leicht konnte der Brief in fremde, das heißt in Hände fallen, die ihn Helenen wieder ausliefern, und wie viel hatte sie sich dann dem stolzen, unbeugsamen Mädchen gegenüber vergeben! Aller Vortheil, den sie durch die genaue Kenntniß von dem Gemüthszustand ihrer Tochter, über diese errungen, und den sie durch Anspielungen, Drohungen so geschickt auszubeuten gedacht hatte, war unwiederbringlich verloren. Es war fatal, äußerst fatal!

Die Baronin erinnerte sich ganz genau, den Brief in die Tasche ihres Kleides gesteckt zu haben, als Felix den Gang herauf kam. Wahrscheinlicherweise hatte sie ihn also an der Kapelle verloren. Sie erinnerte sich, daß sie während der Unterredung mit

ihrem Neffen einmal das Taschentuch gezogen hatte, um die Beleidigte mit noch größerer Würde zu spielen. Indessen war es heute Abend zu spät, noch Nachforschungen anzustellen; sie mußte es sich gefallen lassen, eine beinahe schlaflose Nacht zuzubringen und am nächsten Morgen mit einem heftigen Kopfweh aufzuwachen. Sie ging alsbald in den Garten nach der Kapelle. Der Brief war nicht da; auch nicht in dem Buchengange, oder in der Laube. Im höchsten Maße verdrießlich über diesen bösen Zufall ging die Baronin in's Schloß zurück.

Dort erwarteten sie andere Unannehmlichkeiten. Oswald schickte herunter, um zu melden, daß Bruno sich nach einer schlaflosen Nacht sehr unwohl fühle, und daß er (Oswald) bitte, man möge einen reitenden Boten zu Dr. Braun senden. Auch ließ er bitten, Malte für heute unten zu behalten, da er, bis der Doctor käme, Bruno nicht gern allein lassen möchte. Die Baronin ließ zurücksagen: sie hoffe, daß es mit Bruno's Unwohlsein nicht viel auf sich haben und daß die in dem Unterricht eintretende Pause nicht zu lange dauern werde. Uebrigens würde heute im Laufe des Vormittags noch so wie so in die Stadt geschickt.

Ein paar Stunden später ließ Felix sich entschuldigen, wenn er heute nicht zum Frühstück komme; er

fühle sich nicht ganz wohl; gedenke indessen, an der Mittagstafel zu erscheinen.

Felix verspürte in der That noch einige unangenehme Folgen seines Kampfes mit Brune. Zuerst und vor allem die brennende Scham, einem Knaben unterlegen zu sein, vielleicht nur einem Zufall, einer plötzlichen Anwandlung von Großmuth sein Leben zu verdanken zu haben. Sein ganzer Leichtsinn gehörte dazu, ihm über diesen unangenehmen Gedanken wegzuhelfen. Er suchte sich einzureden — und nach und nach gelang es ihm auch — die Sache sei so ernsthaft nicht gewesen, und wenn er nicht, als Brune sich so unerwartet über ihn stürzte, ausgeglitten wäre, und wenn dann sein „verdammter Rheumatismus" ihm nicht die Arme gelähmt hätte, würde er ja „den Lungen abgeschüttelt haben, wie eine Fliege, ihm eine tüchtige Tracht Schläge obendrein gegeben haben." Daß vorläufig er die Schläge bekommen und daß die Fliege fest zuzupacken verstand, das bewiesen die blauen Flecken, die Felix, besonders auf der Brust und am Halse, aus dem Kampfe als sichere Zeichen der Niederlage davon getragen hatte. Der Vielgewandte gerieth in einiges Staunen, als er seinen Herrn in einem Zustande sah, der nur zu sehr an die selige Cadettenzeit erinnerte, wo Franzbranntwein und aqua

Goulardi zu den nothwendigsten Toilettequisiten gehörten. Der Vielgewandte bewies, daß er die Kunst, Beulen und blaue Flecke zu behandeln, ebenso wenig verlernt habe, als sein Herr das Talent, sich solche zu holen, und schon gegen Mittag sah sich Felix in einem salonfähigen Zustande. Dennoch zweifelte er, ob er bei der Tafel erscheinen solle, oder nicht. Der Gedanke Brune gegenüberzutreten, des Knaben dunkle Augen voll Hohn und Schadenfreunde auf sich ruhen zu sehen, vielleicht gar in Oswald's Blicken wahrzunehmen, daß er von den Ereignissen der verwichenen Nacht vollkommen unterrichtet sei, war ihm äußerst peinlich. Es fiel ihm ordentlich eine Last vom Herzen, als Jean berichtete, die Tafel werde heute sehr klein sein, denn Junker Brune und Herr Stein würden nicht erscheinen. So warf er denn noch einen Blick in den Spiegel, goß sich drei Tropfen Eßbouquet mehr wie gewöhnlich auf sein feines Battisttaschentuch und schritt durch die Thür, die ihm der Vielgewandte pflichtschuldigst öffnete, obgleich mit der Erinnerung an die Niederlage gestern Abend belastet, leicht und frei und vor allem unwiderstehlich wie immer.

Auch die Baronin fühlte sich nicht wenig erleichtert, als sie im Laufe des Morgens keine Verände-

rung in Helenen's Betragen oder auf ihrem Gesicht, in ihren großen Augen zu erblicken vermochte. Die Baronin war heute Morgen ganz besonders zuvorkommend gegen Helene.

Indessen war das Mittagsmahl nichts weniger wie belebt; obgleich Felix sein ganzes Unterhaltungs-Talent aufbot. Der alte Baron hatte sich persönlich nach Brune's Befinden erkundigt und war ärgerlich, daß noch immer nicht nach dem Doctor geschickt war, „wenn auch heute Nachmittag ein Wagen in die Stadt führe, verschiedenes zu der großen Gesellschaft morgen benöthigtes zu holen, so sei das kein Grund, weshalb nicht einer von den Leuten heute Morgen hätte hinreiten können." Die Baronin war verstimmt über diesen ihr in Gegenwart der Anderen ausgesprochenen Tadel, und meinte; sie habe freilich nicht bedacht, daß es sich um Brune handle, der allerdings größere Ansprüche machen dürfe, wie zum Beispiel sie selbst, die an einem sehr heftigen Kopfweh leide, oder Felix, der ebenfalls die ganze Nacht und den Vormittag unwohl gewesen sei. Helene hob die Augen kaum von ihrem Teller und öffnete kaum einmal den Mund; und die Augen der kleinen Marguerite waren heute noch verweinter, als in den vorhergehenden Tagen. Felix und Malte sprachen sich nach und nach auch aus, und zuletzt

war es so stumm um den Tisch her, wie bei einem egyptischen Todtenmahl.

Die Baronin und Felix blieben nach Tische allein, da der Baron sich ausnahmsweise auf sein Zimmer zurückgezogen hatte. Felix hatte während der Mahlzeit überlegt, ob er nicht doch besser thäte, das Ereigniß von gestern Abend — natürlich nach seiner Auffassung — zu erzählen, bevor Bruno Gelegenheit habe, sich gegen irgend Jemand, Oswald ausgenommen, darüber zu äußern. So benutzte er denn das tête-à-tête mit der Baronin, ihr mitzutheilen — versteht sich, lachend und mit der Bitte, die curiose Geschichte nicht weiter gelangen zu lassen — wie er gestern Abend durch den hellen Mondschein verlockt worden sei, noch etwas im Garten zu promeniren, wie er Bruno in einer höchst eigenthümlichen Weise um die Fenster Helenen's habe schleichen sehen, wie er den Jungen zu Bett geschickt habe, darüber mit ihm in Streit gerathen, mit dem Fuße ausgeglitten, hingefallen und für einen Augenblick der Besiegte gewesen sei. Natürlich nur für einen Augenblick, dann habe Bruno die verdienten Schläge erhalten, und die würden auch wol der Grund seiner heutigen Krankheit sein.

Die Baronin fühlte sich durch diese humoristische

Schilderung einer sehr ernsten Begegnung auf das unangenehmste berührt. Ihre Befürchtungen betreff des Briefes regten sich wieder . . . Bruno zur Nachtzeit unter Helenen's Fenster? was hatte er da zu thun? Der Umstand sah sehr verdächtig aus. Wenn Bruno den Brief gefunden hätte! wenn er gestern Abend die Absicht gehabt hätte, ihn Helenen wieder zuzustellen . . . Die Baronin stöhnte bei diesem entsetzlichen Gedanken.

„Was haben Sie, liebe Tante?"

„O nichts. Ich seufze nur über das Unglück, welches uns dieser Stein ins Haus brachte. Wenn ich etwas in meinem Leben bedauere, so ist es, den Menschen nicht am ersten Abend wieder fortgeschickt zu haben, wie ich wirklich große Lust hatte. Es hat nicht leicht Jemand einen so unangenehmen Eindruck auf mich gemacht, als dieser junge Mann."

„Aber Tante, so holen sie doch nach, was Sie an jenem ersten Abende leider versäumten: jagen Sie ihn doch fort. Ich begreife wahrhaftig nicht, weshalb Sie so viel Umstände mit ihm machen."

Die Baronin wollte nicht sagen, daß sie die tausend Thaler nicht verschmerzen würde, welche Oswald contractlich zu fordern hatte, wenn ihm im ersten Jahre seines Engagements gekündigt würde. Ehe sie

indeß eine Antwort bereit hatte, ertönte auf dem Flure die quäkende Stimme des Paſtor Jäger, der ſich nach „der gnädigen Herrſchaft“ erkundigte.

Einen Augenblick ſpäter trat Seine Hochehrwürden an der Seite ſeiner Gemalin ins Zimmer.

Es bedurfte keines beſonders ſcharfſinnigen Auges, um ſofort zu ſehen, daß etwas ganz Außerordentliches dem würdigen Paare begegnet ſein mußte. Der Paſtor trug den ganz neuen ſchwarzen Frack, den er nur bei den feierlichſten Gelegenheiten anzuziehen pflegte und Primula hatte eine äußerſt maleriſche Verzierung von Kornähren an ihrem gelben Strohhute, ſo daß ſie heute noch eine Schattirung gelber ausſah, wie gewöhnlich. Der Blick des Paſters ſuchte vergeblich die gewohnte Demuth zu heucheln; die runden Brillengläſer ſelbſt glitzerten triumphirend; und was Primula betrifft, ſo hatte ſich ihr poetiſches Gemüth jetzt von allem Erdenreſt befreit; ſie durfte ſcheinen, was ſie war.

„Ich komme, gnädige Baronin,“ ſagte der Paſtor, Anna Maria galant die Hand küſſend, „einmal, mich nach Ihrem und der lieben Ihrigen werthen Befinden pflichtſchuldigſt zu erkundigen, ſodann Ihnen die Mittheilung eines Ereigniſſes zu machen, das wir — ich darf ja wol ſagen wir, meine edle Gönnerin? —

ſchon lange freilich erwarteten, erhofften, will ich lieber ſagen, deſſen endliches Eintreffen uns indeß doch wol Alle überraſcht. Ich bin als Profeſſor nach Grünwald berufen worden."

„Vorläufig extraordinarius," ſagte Primula, aber der ordinarius wird wol nicht lange auf ſich warten laſſen."

„Auch iſt mir die Stelle eines Nachmittag-Predigers an der Univerſitätskirche ſo gut wie gewiß."

„Warum nicht: gewiß? Jäger;" ſagte Primula; „ich dächte, das Schreiben des Profeſſors Dunkelmann ließe nur eine Auslegung zu."

„Ei, das ſind ja herrliche Nachrichten, meine lieben Freunde;" ſagte die Baronin; „erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen Neffen, Baron Felix, vorſtelle — Herr und Frau Paſtor, wollte ſagen: Profeſſor Jäger, lieber Felix — das ſind ja herrliche Nachrichten. Alſo doch endlich! Nun, ich habe es ja immer geſagt; über kurz oder lang mußte es doch kommen; freilich wir verlieren viel; aber das Glück der Freunde muß uns theurer ſein, als der eigne Vortheil. Nehmen Sie meinen herzlichſten Glückwunſch entgegen."

„Auch den meinigen;" ſagte Felix.

„Danke, meine gnädige Frau, danke, Herr Baron, danke, danke!" ſagte der Paſtor, ſich vergnügt die

Hände reibend; „ja, ja! unverhofft kommt oft, und gehofft kommt auch wol einmal. Als meine letzte größere Schrift, in welcher ich den eigentlichen Wortlaut des Titels eines verloren gegangenen Werkes des Kirchenvaters Philochryſos bis zur Evidenz nachwies, in allen kritiſchen Journalen eine ſo — ich darf wol ſagen — außerordentliche Anerkennung fand, konnte ich den Erfolg mit ziemlicher Gewißheit zum voraus angeben."

„Wann werden Sie uns denn nun verlaſſen?"

„Nun zu Michaelis ſpäteſtens; wahrſcheinlich aber noch früher; ich werde für das Winterſemeſter drei private Vorleſungen, eine publice und gratis, und endlich eine über die verloren gegangenen Schriften des Philochryſos, privatissime und gratis ankündigen."

„Du nimmſt Dir zu viel vor, Jäger, zu viel!" hauchte Primula in zärtlichen Tönen: „o, dieſe Männer, dieſe Männer! jeder Einzelne iſt ein Prometheus, der den Himmel ſtürmen möchte."

„Wer hat mich denn zu meinem kühnen Streben begeiſtert, wenn nicht Du?" ſagte der Paſtor, Primula dankbar die Hand drückend.

„Schießen Sie mit der Piſtole?" fragte Felix, um dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben.

„Nun, ein wenig; ich will sagen so viel wie gar nicht. Ich war früher wol auf der Hasen- und Fähnerjagd nicht ganz unglücklich — omen in nomine, ha, ha, ha! — aber seitdem das Consistorium sich sehr energisch gegen diese lärmenden Vergnügungen ausgesprochen hat, liegt „das Eisen müßig in der Halle:" um mit dem Dichter zu sprechen.

„Du kannst jetzt, in Deiner Eigenschaft als Professor, der edlen Waidmannskunst wol wieder obliegen, Jäger:" sagte Primula. „Ha, ich denke es mir herrlich, so mit vorgestreckter Pistole einem Wildschweine gegenüberzutreten . . ."

„Ich würde indessen Ihrem Herrn Gemal rathen, sich zu dieser Jagd mit einer Büchsflinte, und wo möglich auch einem Hirschfänger zu versehen," sagte Felix lachend; „aber im Ernst, Herr Professor, wollen Sie ein wenig mit mir nach der Scheibe schießen."

„Gewiß, gewiß!" rief der Pastor aufspringend; „ich stehe zu Ihren Diensten, zu Ihren Diensten."

Der Pastor war etwas blaß geworden; aus seiner Aufregung zu schließen, hätte man glauben sollen, es handle sich um ein Duell auf Leben und Tod.

„Willst Du nicht doch lieber bleiben?" sagte Primula, welcher plötzlich die Sache in einem sehr be-

deutlichen Lichte erschien. „Du bist heute nicht so ruhig wie sonst; wenn Dir ein Unglück passirte, gerade jetzt, wo Du dem Ziel Deiner Wünsche so nahe bist; Jäger, ich ertrüge es nicht;“ und die Dichterin brach in Thränen aus und klammerte sich an ihren Gemal an, dessen Anstrengungen, sich von der süßen Last zu befreien, keineswegs sehr energisch waren.

„Gustava“, murmelte er; „liebes Gustchen, es ist weniger gefährlich, wie Du denkst. Sind Ihre Pistolen mit einem Stecher versehen, Herr Baron?“

„Allerdings;“ sagte Felix, den diese Scene nicht wenig amüsirte. „Wenn sie gestochen sind, dürfen Sie nicht niesen, oder ich stehe für nichts.“

„Bleibe, bleib', mein Jäger;“ flehte Primula.

„Es wird nicht so gefährlich sein,“ sagte der Pastor mit bleichen Lippen.

„Das meinte neulich auch Kamerad von Schnabelsdorf,“ sagte Felix; „Nehmen Sie sich in Acht, Schnabelsdorf, sagte ich. — Dummes Zeug, sagte Schnabelsdorf, und faßt die Pistole an der Mündung. Im nächsten Augenblick war er um einen Finger ärmer.“

„Dies entscheidet;“ sagte Primula, sich emporrichtend; „Jäger, Du bleibst, ich befehle es Dir. Befasse

Dich nicht mit Dingen, die Du nicht verstehst. Pistolenschießen ist kein Kinderspiel."

So triftigen Gründen wußte selbst ein so geistreicher Kopf, wie der des Pastors, nichts entgegenzusetzen. Er ließ sich wieder in seinen Stuhl sinken und sagte, sich den Schweiß mit dem Taschentuch von der Stirn wischend:

„Sie sehen, Herr Baron: Ehestand ist Wehestand. Wenn Sie einmal erst verheiratet sind, wird der glänzende Cavalier auch vor dem umsichtigen Hausvater zurücktreten müssen. Aber, wie ist mir denn: man darf ja wol gratuliren?"

Und der Pastor ließ den Kopf erst auf die rechte Schulter sinken, um die Baronin anzulächeln; sodann auf die linke, um Felix dieselbe Gunst zu erweisen.

„Fragen Sie in ein paar Tagen wieder nach;" erwiederte die Barenin ausweichend. „Was ich sagen wollte: so ist ja jetzt durch Ihre Ernennung der Verlust, welchen die Universität durch Berger erlitten hat, mehr wie ausgeglichen. Ihre Vocation steht doch mit jenem Ereigniß in keinem Zusammenhang?"

„In keinem directen wenigstens," sagte der Pastor, obgleich ich nicht in Abrede stellen will, daß Berger seinen Einfluß nicht zu meinen Gunsten angewendet

haben würde, und somit immerhin seine Erkrankung für mich ein nicht ungünstiges Zusammentreffen der Umstände genannt zu werden verdient."

„Hat man denn gar keine Vermuthung, wie dies so plötzlich gekommen ist?" fragte die Baronin.

„Nun, meine Gnädigste, plötzlich können wir nun wol so eigentlich nicht sagen;" erwiederte der Pastor, sein Gesicht in die ernstesten Falten legend und seine Mundwinkel herabziehend; „ich gestehe, daß mich dies Ende in keiner Weise überrascht hat und daß ich den Professor im Grunde stets für mindestens halb wahnsinnig gehalten habe. Wer mit Berger behauptet, daß alle sogenannten Beweise von dem Dasein Gottes, des allmächtigen Schöpfers Himmels und der Erden, auf einen Trugschluß, eine petitio principii hinausliefen, der ist schon wahnsinnig, auch wenn er noch scheinbar wie ein Vernünftiger spricht. Wer über die geheiligten Institutionen des Königthums von Gottes Gnaden und des Erbadels freventlich spotten, sie Ueberreste einer barbarischen Zeit, die hinter uns liegt, nennen kann, der ist schon toll, obgleich er Professor ist und Collegien vor einem überfüllten Auditorium liest. Ich weiß es wol, daß geschrieben steht: richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet; aber ich kann mich dennoch, diesen Fall erwägend,

nicht entbrechen zu sagen: Dies ist der Finger des Herrn.“

„Wie wär's mit einer Partie Kegel, Herr Pastor?“ sagte Felix, der in der offenen Thür gestanden und nicht zugehört hatte.

„Mit Vergnügen,“ rief der Pastor, „auf diese Kugeln verstehe ich mich. Ich war meiner Zeit in Grünwald ein famoser Kegelschütze.“

„Nach dem Kaffee, lieber Felix,“ sagte die Baronin; „ich habe noch mit dem Pastor über einige ernste Dinge zu sprechen. — Ist es nicht entsetzlich, lieber Pastor Jäger, daß wir den Zögling eines so abscheulichen Menschen in unserem stillen Hause haben? daß ich die unschuldige Seele meines Kindes solchen Händen anvertrauen soll? Um Himmelswillen rathen Sie mir, wie werde ich den Menschen auf eine passende Weise wieder los?“

„Sie können ihn nicht ohne Weiteres fortschicken?“

„Wir haben uns gegenseitig auf vier Jahre verbindlich gemacht, und wenn wir nun also —“

„Ich versteh', ich verstehe,“ sagte der Pastor, der Anna Maria's Geiz sehr wol kannte; „hm, hm! wir müßten einen Grund haben, hm, hm! Ja, ja, das kann uns helfen: es ist jetzt eine Verordnung verbe-

reitet, nach welcher die Hauslehrer ein Zeugniß des Pfarrers ihres betreffenden Kirchspiels über ihre Religiösität und Moralität beizubringen haben. Wir wollen es Herrn Dr. Stein schwer machen, ein solches beizubringen;" und der Pastor lächelte schlau.

„Wissen Sie schon das Neueste, meine Herrschaften," rief Felix, ein Billet, das ihm so eben von dem Bedienten, welcher das Kaffeeservice in die Laube trug, übergeben war, in der Hand haltend; „Cloten hat sich mit der kleinen Breesen verlobt; hier schickt er mir, als seinem besten Freunde, die erste Karte; die Anderen kriegen erst morgen welche."

„Ich kann Ihnen ein Paroli biegen," sagte der Pastor. „Wer denken Sie, gnädige Frau, daß seit gestern Abend wieder hier ist?"

„Nun?"

„Frau von Berkow."

„Nicht möglich!"

„Ich weiß es ganz genau. Sie hat, einem in dem Testament geäußerten Wunsch ihres Gemals zufolge die Leiche desselben von N. hierher schaffen lassen. Der Sarg kommt noch in dieser Nacht, um morgen von mir auf dem Faschwitzer Kirchhof eingesegnet zu werden."

„Dann können wir die schöne Frau wol nicht zu unserem Ball morgen einladen?“ meinte Felix.

„Aber Felix!“ sagte die Baronin mit einem vorwurfsvollen Blick.

„Der Kaffee steht in der Laube,“ meldete der Bediente.

„So kommen Sie, meine Herrschaften!“ sagte die Baronin.

Zehntes Kapitel.

Unterdessen hatte Oswald an Bruno's Bett böse, angstvolle Stunden verlebt. Bruno's aufgeregtes Wesen in der letzten Zeit hatte ihn schon mehr wie einmal ernstlich besorgt gemacht. Die Ausbrüche leidenschaftlicher Heftigkeit, wie Oswald sie an Bruno von den ersten Wochen ihres Zusammenlebens kannte und die dann eine Zeit lang fast gänzlich aufgehört hatten, waren jetzt häufiger und gewaltiger wie je. Ein Widerspruch, das Mißlingen eines Unternehmens, einer Arbeit, eine verletzende Aeußerung über Tisch aus dem Munde der Baronin — waren hinreichend, die Tämonen in ihm zu entfesseln. Vergebens, daß Oswald ihn bat und beschwor, diese Heftigkeit abzulegen, durch die er sich seinen Feinden gegenüber so viel vergebe, die es seinen Freunden oft unmöglich mache, für ihn Partei zu ergreifen — „ich kann nicht anders, war seine stete Antwort; es kommt über mich

mit einer Gewalt, der ich nicht zu widerstehen vermag. Es kocht in mir auf, es nagt an meinem Herzen, es hämmert in meinen Schläfen und dann weiß ich nicht mehr, was ich spreche oder thue." — Wenn dann Oswald sagte; er könne, wenn er nur wolle, so antwortete Brune trotzig: schilt mich nur auch, wie die Andern; mache nur gemeinschaftliche Sache mit den Andern. Ich will keine halben Freunde; wer nicht für mich ist, der ist gegen mich. — Dann, wenn er sah, wie er Oswald durch diese und ähnliche Reden gekränkt hatte, warf er sich stürmisch in seine Arme und bat ihn unter heißen Thränen um Verzeihung. — Habe Mitleid mit mir, rief er. Du weißt nicht, wie grenzenlos unglücklich ich bin. — Vergebens, daß Oswald in ihn drang, zu sagen, ob er irgend etwas Besonderes auf dem Herzen habe? ob die wilde Sehnsucht in die Ferne, von der er früher so gefoltert wurde, jetzt wieder in ihm übermächtig sei? — Ich weiß es selbst nicht, sagte Brune; ja ich möchte fort, weit, weit von hier, um nimmer wieder zu kehren; und dann möchte ich doch auch wieder nicht fort, nein nicht fort, nicht um Alles auf der Welt; ich weiß es nicht: ich glaube, ich möchte am liebsten sterben.

Oswald rieth hin und her, was denn nur die Ursache dieses sonderbaren Zustandes sein möchte; aber

wie nahe er auch manchmal der Wahrheit kam, den eigentlichen Kern des Geheimnisses, das der Knabe in der tiefsten Tiefe seines Herzens vor Jedem, vielleicht vor sich selbst, scheu verbarg, entdeckte er doch nicht. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß selbst kluge Menschen in der Beurtheilung derer, welchen ihnen gerade am nächsten stehen, oft die wunderlichsten Fehlschlüsse machen, und gegen Vieles, was dem unbefangenen, vielleicht lange nicht so scharfsichtigen Auge des Dritten nicht entgeht, vollkommen blind sind. Das ist nicht möglich! ruft ein Vater, wenn man ihm erzählt, daß sein Sohn einen schlechten Streich begangen hat; das ist nicht möglich! ruft ein Bruder, wenn man ihm mittheilt, daß seine Schwester sich mit seinem besten Freunde verlobt hat. Bald macht uns in diesen Verhältnissen die Liebe, bald die Abneigung blind; hier die Gleichgültigkeit gegen ein Wunder, welches unter unsern Augen vor sich geht, dort eine edle Scham, welche uns den Blick niederschlagen macht, eine Wange nicht zu sehen, die ihr Erröthen sonst nicht vor uns verbergen könnte. Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande, und in den allermeisten Fällen ist das Herz des Bruders dem Bruder ein Buch mit sieben Siegeln.

So war es auch in diesem Fall. Oswald tröstete

sich mit dem Gedanken, daß ja die Zeit des Ueberganges aus dem Knaben- in das Jünglingsalter für Alle eine Periode innerer und äußerer Stürme zu sein pfleat, und daß bei so mächtigen Naturen, wie Brune, die Revolution verhältnißmäßig gewaltiger sein müsse. Er hatte oft mit Brune über Verhältnisse gesprochen, die dem erschlossenen Auge nicht länger verborgen bleiben können, denn er hielt es für die heilige Pflicht eines Erziehers, gerade in diesem Punkte der wühlenden Neugier, dem grübelnden Scharfsinn des Neophyten entgegenzukommen, und ihm die Thür zum Heiligthum der Natur lieber zu erschließen, als zuzugeben, daß der Jünger durch die Schuld zur Wahrheit gelangt. Er wußte, daß Brune's Sinn edel und sein Herz rein war „wie das Herz der Wasser". Er war nach dieser Seite hin vollkommen ruhig; er ahnte nicht, daß Brune, edel und rein wie er war, mit allen Kräften seiner starken Seele, mit der ganzen Gluth der eben erst erwachten Sinnlichkeit, mit der namenlosen Seligkeit einer ersten Neigung, mit der stummen Verzweiflung einer Leidenschaft, die keine Erwiederung findet und finden kann, seine schöne Cousine liebte.

Er hatte Helenen nie vorher gesehen. Als er vor drei Jahren etwa in das Haus seiner Verwandten

kam, war das junge Mädchen schon in der Pension. Es wurde selten in der Familie von ihr gesprochen, und vielleicht erregte gerade dies und noch mehr der Umstand, daß, wenn man von ihr sprach, es meistens in sehr kühlen Ausdrücken geschah, Bruno's Aufmerksamkeit. Mit jenem sympathetischen Gefühl, welches der Arme für den Armen, der Verlassene für den Verlassenen, der Verstoßene für den Verstoßenen hat, ahnte er in ihr eine Leidensgefährtin. Nach und nach gestaltete sich für ihn das sehr undeutliche Bild der Entfernten zu einer Art von Ideal, einem Inbegriff von allem Schönen und Herrlichen, das seine reiche Phantasie erträumte. Der Name Helene, in dessen weichem Klang er sich berauschen konnte, wie in dem Duft der Hyacinthe, trug nicht wenig dazu bei, ihm diese Gestalt seiner Einbildungskraft lieb und theuer zu machen. Dann waren auch Zeiten gekommen, wo er dem Cultus der schönen Unbekannten untreu geworden war, wo er in Tante Berkow den höchsten, vollendetsten Ausdruck des „ewig Weiblichen", das ihn, wie alle wahrhaft männlichen Naturen unwiderstehlich anzog, zu erkennen glaubte, wo er sich durch ein freundlich Wort Melitta's, für ein: Du lieber Junge! für ein Streicheln seiner Haare von ihrer lieben weißen Hand unbedenklich in jede Todesgefahr gestürzt

haben würde. Grade in der ersten Zeit von Oswalds Anwesenheit in Grenwitz hatte seine Liebe zu Tante Berkow in der Blüthe gestanden. Melitta's um ein paar Jahre jüngeren Knaben hatte er ebenso wie einen jüngeren Bruder behandelt, wie ihm die jugendlich schöne Mutter oft nur wie eine ältere Schwester erschienen war. Da Melitta grade in jener Zeit häufig nach Grenwitz herüberkam, und Bemperlein, um seinem Julius Gesellschaft zu verschaffen, den Umgang der Knaben aufs eifrigste protegirte, so fehlte es Brune nicht an Gelegenheit, Tante Berkow zu sehen, ihr hundert kleine Pagendienste zu leisten, ihr in den Sattel zu helfen, Bella oder Brownlock eine halbe Stunde umherzuführen, mit der Reitpeitsche, dem Federhut und den Handschuhen hinter ihr zu stehen, wenn sie darnach fragte. „Tante Berkow" war in dieser Zeit sein drittes Wort, und Oswald hatte es sich gern gefallen lassen, wenn ihm Brune lange Geschichten erzählte, in denen Tante Berkow immer die erste Rolle spielte.

Melitta hatte vielleicht nicht wenig dazu beigetragen, daß Brune in Monaten ein Stadium der Entwickelung zurücklegte, zu welchem weniger feurige Naturen fast eben so viele Jahre brauchen. Es ist ein weit verbreiteter Irrthum unter den Frauen, zu glauben, daß

ſie Knaben, die ſchon beinahe Jünglinge ſind, noch als Kinder behandeln dürfen, daß ſie ſich mit ihnen kleine Freiheiten erlauben können, die ſchon in ganz kurzer Zeit ſehr große Freiheiten ſein würden. Sie bedenken nicht, daß die Sinnlichkeit in dieſer Zeit ein Schlaf in der Morgendämmerung iſt, den die leiſeſte Störung verſcheuchen kann; daß die Begierde in dieſer Periode wie ein Feuer iſt, das in grünem Holze langſam fortglüht und bei dem geringſten Windſtoß in heller Lohe emporflammt. Sie würden außer ſich ſein, wenn man ihnen ſagte, daß ſie in aller Unſchuld eine Unſchuld für immer zerſtört haben; und doch iſt es nur zu oft der Fall.

Melitta ſelbſt ſah zuletzt ein, daß ſie Bruno nicht länger, wie ſie es bisher gethan, mit Julius oder auch nur mit Malte auf eine Stufe ſtellen dürfe; und wenn ſie jetzt „von den Knaben" ſprach, ſo meinte ſie damit vorzüglich die beiden letzteren. Sie hatte angefangen, Bruno wie einen Freund, wie einen jungen Bruder zu behandeln, wie einen Pagen, den man noch halbe Frauendienſte thun läßt, von dem man aber weiß, daß man ſich im Fall der Noth auf ſein muthiges Herz und ſeinen ſtarken Arm verlaſſen könnte. Und in der That, ein Kenner würde in einem Ringkampf, in irgend einer athletiſchen Uebung unbedingt

auf Bruno gegen viel ältere und scheinbar gefährlichere Gegner gewettet haben. Die klassische Statue eines Merkur, oder eines Bacches oder jugendlichen Faun konnte nicht zarter gegliedert, nicht ebenmäßiger geformt sein, als Bruno's schlanker und bei aller Schlankheit starker Körper. Für Jemand, der ein Auge hat für die Schönheit, die sich in der Bewegung entwickelt, war es schon eine Lust, den Knaben nur gehen zu sehen. Oswald, dem die Natur ein solches Auge verliehen hatte, war entzückt, wenn er Bruno bei dem Baden am Strande des Meeres beobachten durfte, wie der Knabe von einem Felsblock zum andern sprang, mit einer Sicherheit, die das Gefühl der Furcht gar nicht aufkommen ließ, bis er den am weitesten hinausliegenden erreichte, von dem er sich kopfüber in die Wellen stürzte. Dabei war für Bruno eine Gefahr nicht vorhanden, oder vielmehr: er wollte nicht, daß dergleichen für ihn existire. Wenn es irgend etwas auszuführen gab, das Andere auszuführen Anstand nahmen: ein durchgehendes Pferd aufzuhalten, eine Kirsche von dem obersten Gipfel eines hohen Baumes zu holen, über einen Graben zu springen, der ohne Brücke nicht zu passiren schien — Bruno mußte das Wagstück unternehmen; er zitterte vor Verlangen, seine Wange glühte; er warf einen bittenden

Blick auf die, welche er lieb hatte, und man mußte ihn gewähren laſſen und ließ ihn gewähren, weil man ſich ſagte: er kann mehr als die Uebrigen.

So war Bruno: ein Jüngling mehr, wie ein Knabe, mit einem Herzen, an deſſen Feuer ſich eine todte Welt hätte beleben können.

So ſah er Helenen.

Und alle Melodien, die in ihm geſchlummert hatten, erklangen, und Alles, was er bisher Schönſtes und Lieblichſtes geträumt hatte, ſtand wahr und wirklich, verkörpert vor ihm. Der Knabe traute ſeinen Augen kaum; er war wie geblendet, wie trunken; er war wie Jemand, der aus einem ſchönen Traum zur ſchöneren Wirklichkeit erwacht und nicht zu ſprechen, ja kaum zu athmen wagt, um das, was er noch immer halb und halb für eine Sinnentäuſchung hält, nicht zu verſcheuchen. So ging er in den erſten Tagen nach der Rückkehr der Familie wie im Traum umher, gegen die Gewohnheit mild und freundlich gegen Alle. Dann aber ſchwand die Traumesſeligkeit, und das Entzücken über die köſtliche Wirklichkeit wurde zum Schmerz. Ruhe hatte er nie gehabt, und leicht war ſein Herz nie geweſen; aber jetzt folterte ihn eine Unraſt, die ihm Schlaf und Hunger und Durſt verſcheuchte, die wie ein wildes Fieber in ihm brannte, und ſein armes

Herz war wie ein Mann, der, was er Liebstes und Theuerstes hat, auf seinen Schultern vor dem verfolgenden Feinde davonträgt und schaudernd dem Augenblick entgegensieht, wo er unter der Last zusammenbrechen wird. Er wagte Helene's Namen nicht mehr auszusprechen, aus Furcht sein Geheimniß zu verrathen; er wagte nicht mehr, die Augen zu ihr aufzuschlagen. Und dennoch sah er Alles, was um ihn her verging, und der Plan der Barenin blieb für ihn nicht lange ein Geheimniß. Sein Haß gegen Felix kannte keine Grenzen, und er gab sich sehr wenig Mühe, diesen Haß zu verbergen. Er forderte den Roué bei jeder Gelegenheit durch höhnische und satyrische Bemerkungen heraus, immer in der Hoffnung, Felix werde doch endlich einmal den hingeworfenen Handschuh aufheben; aber dieser ließ sich wie Alle, welche im Grunde sich und die ganze Welt verachten, sehr viel gefallen und erwiederte des Knaben grausame Sarkasmen mit mehr oder weniger guten Witzen, so daß er die Lacher stets auf seiner Seite behielt. Und dann hatte er auf der andern Seite doch auch wieder eine viel zu gute Meinung von sich, um sich mit einem Gegner, den er so tief unter sich glaubte, in einen ernstlichen Streit einzulassen. Wäre er gestern Nacht auf Bruno, der ihm sein Rendezvous gestört hatte, nicht so ärgerlich

gewesen und hätte Bruno sich nur ein wenig glimpflicher ausgedrückt, es wäre auch selbst jetzt noch nicht zum Aeußersten gekommen.

Und Felix konnte von Glück sagen, daß der Kampf keinen schlimmeren Ausgang für ihn genommen hatte. Er war dem Tode näher gewesen, als er wol selber glaubte. Bruno's Haß war durch die Vorgänge des Tages zur Raserei geworden, und Felix' brutale thätliche Beleidigung machte das Gefäß des Zornes und Hasses überlaufen. Und nun, nachdem der Lavastrom den Krater durchbrochen — was konnte ihn in seinem vernichtenden Laufe aufhalten? Daß Felix von seiner Hand sterben müsse, daß ihn Gott in seine Hände geliefert habe, damit er, koste es, was es wolle, das Weib, das er anbetete, von dem Scheusal, das er so glühend haßte, befreie, — das war in den kurzen und doch so langen Minuten, wo er mit Felix rang und auf Felix' Brust kniete, der einzige blutigrothe Lichtschein in der Nacht seiner Seele. Wenige Minuten, vielleicht Secunden — und Felix stand nicht wieder von dem Platze auf.

Da war Bruno durch einen Schrei dicht neben ihm von seiner fürchterlichen Arbeit aufgeschreckt worden. Emporblickend, hatte er flüchtig eine weibliche Gestalt gesehen, die er im ersten Augenblick für Helene

licht. Er hatte ſein Opfer losgelaſſen und war aufgeſprungen. Die Geſtalt hatte ſich eilig entfernt, er war ihr ein paar Schritte gefolgt, bis jene in der Richtung nach dem Leutehauſe hin verſchwunden war und er ſeinen Irrthum eingeſehen hatte. Sich wieder über ſeine Beute zu ſtürzen, nachdem er einmal weggeſcheucht war, war ihm unmöglich; er ſah, wie Felix ſich nach einigen vergeblichen Verſuchen in die Höhe richtete. Das war ihm genug geweſen; er konnte ſich in ſeine Kammer und in ſein Bett ſtehlen, ohne einen Mord auf dem Gewiſſen zu haben.

Und doch war er kaum weniger erregt. Sein Herz hämmerte, ſeine Pulſe flogen; glühende Hitze und Fieberfroſt wechſelten mit einander ab. Das verworren klare Bild der Kampfesſcene drängte ſich immer wieder in den Vordergrund; der Triumph, ſeinen Todfeind ſo gänzlich beſiegt zu haben, wurde durch den Gedanken verbittert, daß Helene trotzdem noch immer nicht frei ſei. Das quälte ihn faſt noch mehr als die heftigen Schmerzen, die er, ſobald er nur einigermaßen zur Ruhe gekommen war, in der Seite empfand, und die gar nicht nachlaſſen wollten, ja, wie es ſchien, nur immer heftiger wurden und ſich von einem anfänglich kleinen Punkte aus, immer weiter verbreiteten.

Es war eine lange, bange Nacht für den unglücklichen Knaben, diese kurze Sommernacht. Gegen Morgen ließ ihn die Müdigkeit in einen Zustand verfallen, der sich vom Wachen nur dadurch unterschied, daß noch fürchterlichere Bilder durch das Gehirn jagten. Er fuhr, vom Schmerz geweckt wieder auf; er versuchte sich zu erheben, um Oswald zu wecken, der in dem Zimmer nebenan schlief (Malte schlief schon seit Wochen unten), aber er vermochte es nicht. Endlich — es dauerte lange, bis sein Stolz sich dazu entschließen konnte — rief er Oswald's Namen. Ein paar Augenblicke später war Oswald an seinem Bette.

Er erschrak, als er den Knaben erblickte, in dessen Gesicht diese eine Nacht furchtbare Verwüstungen angerichtet hatte. Das schwarze Haar hing in verworrenen Locken über das bleiche Gesicht, die dunklen Augen waren tief in den Kopf gesunken und glühten im Fieber.

„Gieb mir Wasser!" rief Bruno, sobald Oswald in seine Kammer trat.

„Um Gotteswillen, was ist dies, Bruno?" sagte Oswald, während der Knabe gierig von dem Wasser, das er ihm reichte, trank. „Warum hast Du mich nicht früher gerufen; so schlimm ist der Anfall ja noch nie gewesen."

„Es ist nicht der alte Schmerz," sagte Bruno; „aber es wird wieder vorübergehen; es ist jetzt schon bedeutend besser. Aengstige Dich nicht, Oswald; sieh, wenn ich so liege, fühle ich es viel weniger, fast gar nicht; es war nur in der Nacht so bös; jetzt, da Du hier bist und die Sonne scheint, wird es gleich besser."

„Es soll sofort Jemand zu Doctor Braun reiten!" fuhr Oswald aufspringend.

„Nein, nein!" bat Bruno; „thue es nicht; Du weißt, wie fatal mir das immer ist. Jetzt ist überdies noch Niemand im Hause auf; Du würdest Dich vergeblich bemühen. Und dann — ich wollte Dich um etwas bitten. Komm! setze Dich wieder zu mir auf's Bett; ich fühle, daß ich nicht aufstehen kann und es ist die höchste Zeit, daß der Brief in Helenen's Hände kommt."

Oswald glaubte, Bruno delirire; er faßte unwillkürlich nach des Knaben Puls.

Bruno lächelte. Es war ein schwermüthiges Lächeln.

„Nein, nein!" sagte er, „fürchte nichts, ich bin noch vollkommen bei Sinnen. Höre selbst, ob Alles, was ich Dir sagen werde, nicht ausgezeichnet zusammen paßt."

Bruno erinnerte nun Oswald, wie er vom Anfang an behauptet habe, Felix sei gekommen, sich mit He-

lene zu verleben. Bis gestern habe er allerdings keinen unumstößlichen Beweis dafür gehabt; seit gestern aber sei auch dafür gesorgt. Er erzählte nun weiter, wie er am Nachmittage (es war ein Mittwoch) die alte Kapelle im Garten, seinen Lieblingsplatz, wo er am ungestörtesten seinen Grillen nachhängen konnte, aufgesucht habe, und durch Stimmen in seiner Nähe aus dem Schlaf, in welchen ihn der schwüle Tag versetzt, aufgeweckt worden sei; wie er nothgedrungen das Gespräch zwischen der Tante und Felix habe belauschen müssen, wie er, als sie fortgegangen, an der Stelle, wo die Baronin gesessen, den Brief Helenen's gefunden habe. Wie es ihm gestern nicht möglich gewesen, Helenen den Brief zuzustellen, wie er den Plan gehabt, ihr denselben in der Nacht, wenn sie wie gewöhnlich bei offenem Fenster spiele, mit ein paar Zeilen, worin er ihr sagte, wo und wann er den Brief gefunden, in ihr Zimmer zu werfen. Wie er sie nicht habe erschrecken wollen und gewartet habe, bis sie an's Fenster treten würde, es zu schließen, um ihr mit ein paar Worten zu sagen, um was es sich handle; wie er von Felix überrascht sei und wie es ihm leid thue, daß er den Elenden nicht vollends erwürgt habe, wie er es verdiene.

Man kann sich den Eindruck vorstellen, den die

leidenschaftlichen und doch so klaren, so überzeugenden Worte Brune's auf Oswald machten. Morgen schon sollte das Entsetzliche geschehen; allem Anschein nach ahnte sie nichts davon. Man wollte sie durch Ueberraschung zwingen; ihr ein Wort abnöthigen, daß sie hernach zurückzunehmen zu stolz sein würde. Und welche Bewandtniß hatte es mit diesem Brief, von dem Brune und Oswald nur die Aufschrift kannten, der mit Helenen's Petschaft zugesiegelt gewesen war und den die Baronin doch offenbar verloren hatte. Daß hier Verrath im Spiele sei, daß dieser Brief den Zwecken der Baronin hatte dienen müssen, daß es nothwendig sei, diesen Brief wieder in Helenen's Hände gelangen zu lassen, damit sie erfuhr, welcher Waffen man sich gegen sie bediene, und sie diese Waffen in dem nöthigen Augenblick, der morgen schon eintreten mußte, gegen ihre Gegner richten könne — das Alles war natürlich auch Oswald sofort klar, nur nur über den einzuschlagenden Weg konnten sie sich anfänglich nicht einigen. Brune wollte, daß Oswald Helenen nicht nur den Brief gebe, sondern ihr auch den Inhalt des Gesprächs zwischen der Baronin und Felix mittheile. Oswald erklärte, daß das Letztere schlechterdings unmöglich sei; Brune, in seiner Eigenschaft als Verwandter und als erklärter Günstling

Helenen's, dürfe sich schon eher eine solche Indiscretion erlauben, ihm, dem Fremden verbiete die Schicklichkeit jede Anspielung auf so delicate Verhältnisse.

„Aber," rief Brune; „ich denke, Du bist ihr Freund; ich denke, Du hast sie lieb! Wie kannst Du Dich denn durch solche Bedenken, ob dies oder das auch nach den Regeln des Complimentirbuches erlaubt sei oder nicht, abhalten lassen, wenn es sich um das Wohl oder Wehe ihres ganzen Lebens handelt. Denke, wenn man ihr durch Ueberraschung das Ja abpreßt; ich würde verrückt, ich ertrüge es nicht —"

„Und dennoch, Brune, ich muß über diesen Punkt schweigen; ich kann darüber nicht reden — ich nicht."

„Weshalb Du nicht?"

„Weil — ich sagte Dir ja schon, weil ich ein Fremder bin; weil sie mir sagen könnte, sagen würde: mein Herr, was geht dies Alles Sie an? Den Brief will ich ihr geben, es ist ihr Eigenthum; sie kann verlangen, daß der Kinder es ihr sobald wie möglich wieder zustellt — und bedenke doch, Brune, dies einzige Factum spricht ja ganze Bände. Sie wird dann wissen, wessen sie sich von jener Seite zu versehen hat, und der Angriff trifft sie auf ihrer Hut."

„So willst Du ihr den Brief geben?"

„Das will ich und zwar sofort. Ich denke, Helene

wird heute wie gewöhnlich ihre Morgenpromenade machen. Aber wie steht es mit Dir?"

„Besser, viel besser;" sagte Brune, der von den heftigsten Schmerzen gefoltert wurde, aber fürchtete, daß Oswald in der Sorge um ihn die einzige Gelegenheit, Helenen zu sehen und zu sprechen, versäumen könnte: „viel besser! wenn ich die Hand so in die Seite drücke, fühle ich beinahe gar nichts. Mache nur, daß Du in den Garten kommst, und höre! grüß sie von mir und sage ihr nicht, daß ich krank bin, nur ein wenig unwohl — ich bin ja auch eigentlich nicht krank —"

Der Knabe sank auf sein Lager zurück und gab sich Mühe, Oswald freundlich anzulächeln. Aber es war ein schmerzliches Lächeln trotz alledem und als die Thür sich hinter Oswald geschlossen hatte, verbarg Brune sein Gesicht in den Kissen, um das dumpfe Stöhnen zu ersticken, das ihm die Qualen seiner Seele ebenso auspressten, als die Schmerzen seines Körpers.

Elftes Kapitel.

Oswald hatte vergeblich über die Stunde hinaus, in welcher Helene in dem Garten zu erscheinen pflegte, gewartet. Gerade heute kam sie nicht. Er ging mehrmals an ihrem Fenster vorüber, ohne sie zu sehen. Er kehrte endlich, da es im Hause lebhafter zu werden begann, zu Brune zurück, der ihn mit der größten Ungeduld erwartete. Brune war außer sich, daß dieser Versuch mislungen war; Oswald suchte ihn zu beruhigen, indem er hervorhob, wie aller Wahrscheinlichkeit nach die Baronin und Felix die Durchführung ihres Planes bis auf den letzten Augenblick verschieben würden, es also auch morgen früh noch immer Zeit sein würde, den Brief in Helenen's Hände gelangen zu lassen.

„Und jetzt," sagte Oswald, „muß ich Anstalten treffen, daß nach dem Doctor geschickt wird, denn diese Ungewißheit über Deinen Zustand ist unerträglich."

Leider sollten Oswald's Bemühungen ohne Erfolg bleiben. Der Bediente, welcher ihm die Antwort der Baronin, „es werde im Laufe des Vormittags so wie so ein Wagen in die Stadt fahren," überbringen sollte, hatte nicht gewagt ihm diese Bestellung zu machen, sondern gesagt: es solle sogleich ein Bote hingeschickt werden. So vertröstete er sich bis gegen Mittag. Da kam der alte Baron, sich persönlich nach Bruno's Zustand zu erkundigen. Er sagte: so viel er wisse, sei noch gar nicht in die Stadt geschickt; er wolle indessen sogleich dafür sorgen. Der alte Herr war erzentlich böse geworden über diese „unverzeihliche Saumseligkeit;" Oswald glaubte jetzt bestimmt, daß man sich beeilen werde, das Versäumte nachzuholen. Indessen verging Stunde auf Stunde, der Abend brach herein, und noch immer wollte sich kein Dr. Braun blicken lassen. Er ging selbst hinunter, sich zu erkundigen, was denn nun geschehen sei? Der Wagen, der gegen Mittag in die Stadt gefahren war, war eben zurückgekommen; auch hatte der mit der Bestellung Beauftragte dieselbe ausgerichtet, „aber der Herr Doctor sind auf vierundzwanzig Stunden verreist, und das Mädchen sagte: sie solle alle, die kämen, an Dr. Balthasar (den Collegen Braun's) weisen. Nun wußte ich aber nicht, ob ich dahin gehen

ſollte.“ Oswald gerieth in Zorn über dieſe abermalige Verzögerung. Er begab ſich ſofort zum Baron, den er bei der übrigen Geſellſchaft im Garten fand; ſagte ihm, was vorgefallen ſei und bat um die Erlaubniß, ſelbſt in die Stadt reiten zu dürfen, damit endlich einmal etwas in dieſer Sache geſchehe.

„Ich verlaſſe Bruno ungern,“ ſagte er, „aber ich ſehe kein anderes Mittel.“

„Die Krankheit wird ja ſo gefährlich nicht ſein,“ ſagte Anna Maria.

„Das zu beurtheilen vermag ich ſo wenig, wie Sie;“ erwiederte Oswald ſcharf; „mir erſcheint Bruno's Zuſtand bedenklich und ich halte es für meine Pflicht, dieſe meine Anſicht zur Geltung zu bringen, bis ich von Jemand, der ein Urtheil darüber hat, eines Andern belehrt werde.“

„Kommen Sie!“ ſagte der alte Baron; „wir wollen den Jochen fortſchicken. Sie brauchen nicht von Bruno zu gehen. Jochen iſt ein verſtändiger Menſch; man kann ſich auf ihn verlaſſen.“

Oswald machte der Geſellſchaft eine ſehr förmliche Verbeugung und entfernte ſich mit dem Baron.

„Es iſt hübſch, wenn ein junger Mann ein ſo ſicheres, feſtes Auftreten hat,“ ſagte Paſtor Jäger ironiſch.

„Der Apoll von Belvedere!“ sagte Primula, man wußte nicht recht, ob ebenfalls ironisch oder in einem Anfall poetischer Extase.

„Ich denke, Seine Hoheit wird nächstens von dem Piedestal herabsteigen,“ sagte Felix.

„Die gestrengen Herren regieren bekanntlich nicht lange,“ sagte die Baronin mit einem bedeutungsvollen Blick nach dem Pastor, welchen dieser mit einem schlauen Zwickern seines rechten Auges über das runde Brillenglas sofort beantwortete.

„Bruno fehlt auch alle Tage etwas Anderes,“ sagte Malte, sich Zucker über seine Erdbeeren streuend.

Helene sagte nichts. Sie saß da, den Blick fest auf die Erde geheftet. Jetzt stand sie auf und ging, ohne ein Wort zu sagen aus der Laube, dem Schlosse zu.

„Du kommst doch wieder, Helene?“ rief ihr die Mutter nach.

„Ich glaube kaum,“ antwortete Helene sich umwendend; „es wird mir etwas zu kühl hier draußen.“

Sie setzte ihren Weg fort. Die Baronin und Felix warfen sich einen vielsagenden Blick zu.

Der in die Stadt geschickte Jochen war in der gehörigen Zeit zurück, um zu melden, daß er Dr. Bal

thasar nicht getroffen habe. Derselbe sei auf ein entferntes Gut gefahren, wo sich ein Mann den Arm gebrochen. Man wolle ihm indessen, sobald er zurückkomme, was wohl vor Einbruch der Nacht nicht geschehen werde, die Bestellung ausrichten, und zweifle nicht, daß er derselben Folge leisten werde, wenn er selbst nicht zu angegriffen sei.

Dabei mußte sich denn also Oswald beruhigen, so gut er es vermochte. Bruno's Zustand war so ziemlich derselbe geblieben. Die Schmerzen hatten vielleicht etwas nachgelassen, aber sich über eine größere Fläche verbreitet. Er gab sich die größte Mühe, Oswald, dessen Angst mit jeder Stunde wuchs, je später es wurde, ohne daß ärztliche Hülfe erschien, seine Befürchtungen auszureden. „Es ist nichts; es wird morgen schon wieder besser sein; daß der Brief noch immer in unseren Händen ist, macht mir viel größere Sorge, als meine Krankheit. Könntest Du nicht einen Versuch machen, Oswald, ihn, wie ich es gestern wollte, durchs Fenster in ihr Zimmer zu werfen? Wenn Dir Felix begegnet, sag' ihm nur: er solle an gestern Nacht denken, dann wird er sich schon aus dem Staube machen; oder besser, sage nichts, und thu', was ich leider nicht gethan habe, erwürge ihn auf der Stelle."

Endlich, als Oswald die Hoffnung schon beinahe aufgegeben hatte, kam Dr. Balthasar. Es war ein alter Mann, den die vielen Geschäfte des Tages verdrießlich gemacht hatten und der etwas von „Lappalien, derentwegen man die Leute um ihre Ruhe bringe," durch die Zähne murmelte. Er untersuchte Burno kaum, sagte: es würde sich schon von selbst geben, übrigens wolle er morgen wieder kommen und eine Einreibung mitbringen.

„Nun sind wir auch noch so klug, wie vorher," sagte Oswald, als der Doctor wieder fort war.

„Ich sagte Dir ja gleich, es hat nichts zu bedeuten. Leg' Dich schlafen, Oswald! Du brauchst es eben so nöthig, wie ich."

Indessen, die Beiden fanden nicht viel Ruhe in dieser Nacht. Oswald hatte sein Sopha neben Bruno's Bett stellen lassen, und blieb angekleidet, um jeden Augenblick bereit zu sein. Bruno's Zustand blieb derselbe, nur daß seine Unruhe immer größer wurde, und er in immer kürzeren Zwischenräumen zu trinken verlangte. Gegen Morgen war Oswald eingeschlafen; Bruno weckte ihn, als die Sonne eine Stunde über dem Horizont war.

„Oswald, ich kann Dich nicht länger schlafen lassen, so leid es mir thut. Du mußt in den Garten,

es ist die höchste Zeit. Wenn Du Helene auch heute nicht triffst, so stehe ich auf und gehe zu ihr, und wenn ich darüber sterben sollte."

„Wie geht es Dir?"

„Besser."

„Das sagst Du stets."

„Mache nur, daß Du fort kommst."

Oswald ging in den Garten und suchte die Wallpromenade auf, wo er nun schon so manchen Morgen mit nicht leichtem Herzen dem schönen Mädchen begegnet war. Aber so schwer wie heute war ihm das Herz nie gewesen. Bruno's Krankheit, die jetzt herein drohende Katastrophe in dem Familiendrama, dessen Entwicklung er mit so schmerzlichem Interesse verfolgt hatte, und in welchem er jetzt die zweideutige Rolle eines Zwischenträgers zu spielen verdammt war — das Alles lastete auf seiner Seele und machte, daß er von dem wonnigen Morgen nichts empfand, nichts bei dem warmen Sonnenschein und den bläulichen Morgenschatten, nichts bei dem Duft der unzähligen Blumen, nichts bei dem Schwirren und Tanzen der Myriaden von Insecten, nichts bei dem Jubiliren der Vögel in den Bäumen. Konnten ihm die Blumen seinen Liebling wieder gesund machen? konnten ihm die Vögel Helenen herbeisingen?

Doch da! da schimmerte ihr Kleid zwischen den Bäumen des Walles herüber. Das mußte sie sein. Sie schritt rascher vorwärts, sobald sie ihn bemerkt hatte — es schien ihr selbst daran gelegen, ihn zu sprechen.

„Gott sei Dank, daß Sie kommen," rief sie ihm schon von weitem entgegen; „ich habe fast die ganze Nacht vor Sorge und Angst nicht geschlafen. Es geht ihm — nicht wahr? Sie würden ihn ja auch sonst nicht verlassen haben?"

„Es geht besser, wenigstens sagt Bruno so: aber ich fürchte, nichts weniger als gut. Sie wissen, er ist ein Held, auch im Ertragen von Schmerzen."

„Ja, das ist er!" sagte Helene; „ich liebe ihn wie meinen Bruder; nein! viel, viel mehr, wie meinen Bruder. Der Gedanke, ihn zu verlieren, ist für mich entsetzlich. Sie glauben nicht, wie ich mich seinetwegen quäle."

„Gewiß nicht mehr, als er sich Ihretwegen;" sagte Oswald.

„Wie das?" fragte Helene, ihre großen Augen forschend auf Oswald's Gesicht heftend.

„Ich will nicht durch eine lange Einleitung die kostbaren Augenblicke, in denen ich ungestört mit Ihnen sprechen kann, verlieren;" sagte Oswald. Diesen Brief

hier, deſſen Aufſchrift von Ihrer Hand iſt, der Ihnen alſo ohne Zweifel gehört, hat Bruno vorgeſtern Abend gefunden, an der Kapelle, unmittelbar nach einer Unterredung, welche die Baronin mit Baron Felix über Familienangelegenheiten auf derſelben Stelle gehabt hatte, und die Bruno, der ſich zufällig in der Kapelle befand, mit anzuhören nicht umhin konnte. Er hat mich gebeten, Ihnen Ihr Eigenthum wieder zuzuſtellen. Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, daß es von dem Augenblick an, wo es in Bruno's Hände gelangte, heilig gehalten worden iſt."

Helenen's Verwirrung war mit jedem Worte, das Oswald ſprach, größer geworden. Purpurgluth wechſelte auf ihrem ſchönen Angeſicht mit einer geiſterhaften Bläſſe. Ihr Buſen wogte; ihre Hand zitterte, als ſie den Brief, den ihr der junge Mann überreichte, und auf den ſie nur einen Blick zu werfen brauchte, um ihn als denſelben zu erkennen, den ſie geſtern Morgen an Mary Burton geſchrieben hatte, entgegennahm. Entſetzen über den ſchwarzen Verrath, den man an ihr geübt; jungfräuliche Scham, ihre innerſten geheimſten Gedanken ſchonungslos profanirt zu ſehen; der Unwille, daß Jemand, er ſei wer er ſei, erfahren habe, wie ſie von den Ihrigen, von ihrer eigenen Mutter ſchmachvoll behandelt worden ſei —

Alles stürmte auf sie ein, wie ein Orkan, der selbst ihre Kraft zu überwältigen drohte.

Une dies letzte Gefühl des beleidigten Stolzes fand zuerst einen Ausdruck.

„Ich danke Ihnen;" sagte sie, sich zu ihrer ganzen stattlichen Höhe emporrichtend, „für Ihren Eifer, mir zu dienen. Indessen, Sie und Bruno haben der Sache, wie es scheint, ein viel größeres Gewicht beigelegt, als sie in der That verdient. Ich habe diesen Brief, weil Einiges darin stand, was ich nach reiflicher Ueberlegung nicht gutheißen konnte, geflissentlich nicht abgeben lassen; ich werde ihn aus der Tasche verloren haben. Ich erinnere mich, daß ich gestern Abend in der Nähe der Kapelle war; ich —"

Weiter konnte sie nicht sprechen; die Thränen, die sie so lange zurückgehalten, brachen gewaltsam hervor, und rollten über ihre Wangen. Sie wandte sich ab, als sie fühlte, daß sie sich nicht beherrschen konnte, und winkte Oswald mit der Hand, sie allein zu lassen.

Oswald war vielleicht nicht weniger außer sich, als Helene. All seine Liebe zu dem schönen, stolzen Mädchen, für das er so freudig sein Leben hingegeben hätte und von dem er jetzt so verkannt zu werden fürchten mußte, wogte wie ein siedend heißer Quell in ihm empor, und erfüllte seine Brust bis zum Zer

ſpringen. Er hätte ihr zu Füßen ſtürzen, ihr Alles, Alles, was er ſo lange vor ihr verbergen, geſtehen mögen; aber er bezwang ſich mit einer übernatürlichen Anſtrengung und ſagte ſo ruhig als er vermochte:

„Ich verſichere Sie, mein Fräulein, daß dieſe Scene Ihnen kaum peinlicher ſein kann, wie mir ſelbſt, und daß ich dieſelbe um keinen Preis herbeigeführt haben würde, wenn mir Bruno's fieberhafte Ungeduld, die ich durch eine Weigerung zu ſteigern fürchten mußte, eine Wahl gelaſſen hätte. Es iſt mir ſchmerzlich, ſehr ſchmerzlich, von Ihnen verkannt zu werden; ich ahnte es gleich, daß es Ihnen unmöglich ſein würde, den Boten von ſeiner Botſchaft zu trennen."

Er verbeugte ſich vor dem noch immer weinenden Mädchen, und wandte ſich, zu gehen.

„Nein, nein!" rief ſie, wie, um ihn zurückzuhalten, die Hand nach ihm ausſtreckend; „Sie dürfen ſo nicht gehen. Mögen es Die verantworten, die mich zum Aeußerſten getrieben haben, wenn ich die Ehre meiner Familie, die Ehre der Meinigen preisgeben muß. Ja, Sie haben mir einen Dienſt geleiſtet, einen großen Dienſt. Dieſer Brief iſt nur durch Verrath in die Hände Derer gekommen, die ihren Raub ſo ſchlecht zu bewahren verſtanden. Dieſer Brief trennt mich

auf immer von den Meinigen; er soll mich nicht auch von Bruno trennen, den ich so herzlich liebe, von Ihnen, der Sie stets so gut und freundlich zu mir gewesen sind. Ich habe Sie immer für meinen Freund gehalten, Sie immer hoch geschätzt und geehrt — wie hoch, das möge Ihnen dieser Brief selbst beweisen. Lesen Sie ihn! Wenn alle Welt weiß, wie ich über Sie denke, so dürfen Sie es am Ende ja auch wohl wissen."

Mit das junge Mädchen reichte Oswald den Brief hin. Ihr Antlitz glühte, aber nicht mehr vor Zorn oder Scham. Ihre dunkeln Augen leuchteten, aber wie einer Heldin, die sich für eine heilige Sache zu opfern im Begriff steht.

„Lesen Sie nur!" sagte sie mit einem eigenthümlichen Lächeln, als Oswald sie ungläubig anstarrte; „fürchten Sie nicht, daß es mich hinterher reuen wird. Ich weiß, daß Ihr Herz einer Andern gehört, die seit gestern wieder in unserer Nähe ist. Bruno, den Alles weiß, hat es mir verrathen. Ich will von Ihnen nichts, als was ich schon habe — Ihre Freundschaft. Lesen Sie den Brief, und wenn Sie ihn gelesen haben, verbrennen Sie ihn in Gottes Namen."

Ehe Oswald sich von seinem grenzenlosen Erstaunen über diese wunderbare Rede nur so weit erholen

konnte, ein einziges Wort über die Lippen zu bringen, war das junge Mädchen schon die Treppe, die von dieser Stelle in den Garten führte, hinab und eilte durch die blumenreichen Beete dem Schlosse zu.

„Was ist das?“ sagte Oswald bebend; „narrt mich denn ein Traum? Melitta zurück? und jetzt zurück — gerade jetzt? ha, ha, ha!“

Es war ein schauerliches Lachen. Oswald sah sich erschrocken um, ob ein Andrer gelacht habe, ein schadenfroher Dämon, der sich an seiner Qual weidete.

Er hielt den Brief noch immer in seiner Hand. Es war ihm, als ob er erst, wenn er diesen Brief lese, Melitta ganz verlieren, erst jetzt das letzte Band, das ihn an Melitta fesselte, zerreißen würde. Für einen Augenblick erschien ihm Helene wie eine schöne Teufelin, die an ihn herangetreten sei, ihn zu versuchen . . . Wenn er diesen Brief ungelesen verbrannte? konnte dann nicht Alles gut werden? Konnte ihm Melitta nicht doch erhalten bleiben? . . .

Und indem er so dachte, hatte er den Brief entfaltet und ihn zu lesen begonnen . . .

Er war mit der Lectüre zu Ende . . . er saß, den Kopf in die Hand gestützt in der Ecke der Bank, auf die er sich, ohne zu wissen, was er that, gesetzt hatte . . . Vor ihm auf dem Erdboden spielten die

Lichter mit den Schatten; in den dichten Laubkronen über ihm flüsterte der Morgenwind und sangen die Vögel — in dem Garten unten wiegten sich bunte Schmetterlinge über den Blumenwäldern der Beete . . . er sah das Alles, er hörte das Alles, aber er empfand nichts dabei, nichts als das Eine, daß, wenn es ein Paradies auf Erden für ihn gegeben hatte, er jetzt auf immerdar daraus vertrieben sei.

Zwölftes Kapitel.

Es war einige Stunden später. Die Baronin saß in ihrem Zimmer auf ihrem gewöhnlichen Platze in der Nähe der geöffneten Fensterthür. Sie hatte eine Stickerei auf dem Schooße; aber ihre Hände waren müßig; nur, wenn sich Schritte der Thür, die nach dem Flure führten, näherten, nahm sie schnell die Arbeit auf, und nähte ein paar Stiche, um sie, sobald der Schritt vorüber war, wieder in den Schooß sinken zu lassen. Das wiederholte sich mehrmals, denn es war heute ein sehr lebhaftes Treiben im Schlosse. Die Vorrichtungen zu dem Ball heute Abend, hielt Alles in Athem, und machte es der wirthschaftlichen Baronin sehr schwer, hier so müßig zu sitzen, während ihre Gegenwart in Küche und Speisekammer so nöthig war. Aber sie hatte Fräulein Helene bitten lassen, wenn sie mit ihrem Klavierspiel

fertig sei, zu ihr zu kommen, und Helene sollte sie ruhig gelassen, zu einem freundschaftlich ernsten Gespräch aufgelegt finden.

Aeußerlich wenigstens. In ihrem Herzen freilich sah es anders aus. Zwar die Sorge um den Brief schien sich als unnöthig erwiesen zu haben. Offenbar war er noch nicht wieder in Helenen's Hände gelangt und das war für den Augenblick die Hauptsache. So konnte man doch alle Pfeile, die man aus der Lectüre gesammelt hatte, abschnellen, ohne fürchten zu müssen, daß sie auf den Schützen zurückspringen. Nichtsdestoweniger hatte die kluge und muthige Frau nie einer Unterredung mit irgend Jemand — und sie hatte doch, da die ganze Last der Verwaltung des großen Vermögens fast ganz allein auf ihren Schultern lag, manche wichtige Verhandlung zu führen gehabt — so voller Ueberhe entgegen gesehen. Sie dachte im Allgemeinen nicht sehr hoch von den Menschen und berechnete den Werth der Einzelnen nach der Höhe des Preises, für welchen sie ihre sogenannten Ueberzeugungen aufzugeben bereit waren. Denn daß sich Jeder kaufen lasse, wenn er nur den rechten Käufer finde, war bei der Baronin, wie bei Vielen, bei Allen, die dem Gott Mammon von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe dienen,

ein Grundsatz, der nicht weiter bewiesen zu werden brauchte.

Sie hätte ihre Tochter so gern unter die allgemeine Regel gebracht, von der sie selbst eine Ausnahme zu machen keineswegs beanspruchte, aber es war unmöglich. Eine geheime Stimme, die sie nicht zum Schweigen bringen konnte, sagte ihr: Helenen ist ihre Seele nicht um dreißig Silberlinge feil, nicht um eben so viele Millionen, um keinen Preis der Welt. Eine andere Mutter würde dieser Gedanke mit Entzücken erfüllt, sie würde in ihrer Tochter ihr besseres Selbst verehrt, ihr Ideal angebe[illegible] und heilig gehalten haben. Die Baronin wußte nichts von einer solchen Schwärmerei. Der Genius, der auf der stolzen Stirn ihrer Tochter thronte, der aus ihren dunkeln Augen so groß, so edel hervorschaute — er war ihr fremd, unheimlich [illegible]indlich — sie hatte nichts mit ihm zu schaffen. Helene war das Kind ihres Geistes, aber nicht ihres Herzens. Helene hatte das weiche Gemüth, den braven, rechtlichen Sinn des Vaters geerbt, — dieselben Eigenschaften, welche die Baronin im Grunde an ihrem Gemahl fortwährend bekämpfte. — Daß sie nun außerdem noch den scharfen Verstand der Mutter hatte, daß sie die Heiligthümer ihres Herzens mit der blanken Waffe des Geistes

schienen, daß sie die blanke Geisteswaffe niemals in einer unedlen Sache entweihen konnte, — gerade das mußte ihr Wesen für ein edles Gemüth so hinreißend, mußte es einem unedlen so verhaßt machen.

Aber die Baronin gab sich, wie gesagt, in diesem Augenblicke alle Mühe in einer versöhnlichen, friedlichen, freundschaftlichen Stimmung zu sein. Sie gerieth bei diesem Versuch sogar in eine Art von larmoyanter Stimmung. Vielleicht hoffte sie, daß Thränen, Alles in Allem, doch das beste Mittel seien, das edele Herz der Tochter zu rühren und sie für die selbstischen Zwecke der Mutter zu gewinnen.

Da klopfte es an die Thür. Die Baronin griff schnell nach ihrer Arbeit. Auf ihr herein! trat Helene in das Zimmer. Die etwas kurzsichtige Baronin bemerkte nicht gleich, daß das edelstolze Antlitz des jungen Mädchens sehr bleich war, aber nicht von jener krankhaften Farbe, wie sie die Feigheit auf die Wangen malt, sondern von jener Marmorblässe, die sich sehr wohl mit Augen verträgt, aus denen eine heroische Seele leuchtet.

„Es thut mir leid, liebe Tochter," sagte die Baronin, „daß ich Dich heute in Deinem Morgenfleiße stören muß. Ich habe Dich rufen lassen, um über eine Sache von der äußersten Wichtigkeit recht ruhig

recht freundschaftlich mit Dir zu sprechen. Aber setze Dich doch! dort, mir gegenüber auf den Stuhl, in welchem Dein Vater zu sitzen pflegt."

„Ich danke," sagte Helene stehen bleibend.

Der abgemessene, fast kurze Ton in welchem das junge Mädchen diese beiden Worte aussprach, machte die Baronin von ihrer Arbeit in die Höhe blicken. Sie bemerkte jetzt zum ersten Male die blassen Wangen ihrer Tochter, und ihre eigenen Wangen entfärbten sich.

„Du fühlst Dich doch nicht unwohl?" sagte sie, und ihre Stimme war weniger fest, wie sonst. „In diesem Falle wollen wir unsere Unterredung auf eine gelegenere Zeit verschieben. Du wirst so schon für heute Abend Deine Kräfte nöthig haben."

„Ich fühle mich vollkommen wohl," erwiederte das junge Mädchen; „ich stand sogar eben selbst in Begriff, Dich um eine Unterredung bitten zu lassen, da auch ich Dir Einiges von Wichtigkeit mitzutheilen habe."

„Du mir?" sagte die Baronin, ihre großen, tief liegenden Augen spähend auf das bleiche Antlitz ihrer Tochter heftend. „Du mir? was kann das sein? laß doch hören?"

„Es iſt dies!“ ſagte Helene. „Ich fand vorgeſtern Abend in der Nähe der Kapelle einen Brief —“

Die Baronin hob ihr Haupt, und warf Helenen einen Blick zu, in welchem Beſtürzung, Zorn, Furcht und Trotz auf eine ſeltſame Weiſe gemiſcht war.

„Einen Brief,“ fuhr Helene fort, „den ich vor geſtern Morgen geſchrieben und Luiſen zur Beſorgung übergeben hatte. Der Brief war natürlich, als ich ihn Luiſen gab, verſiegelt, als ich ihn wiederfand, war er erbrochen. Ich kann nicht glauben, daß Luiſe, die mir überdies zugethan ſcheint, ein ſolches Intereſſe an meiner Correſpondenz nimmt, um ſich auf die Gefahr hin, ihren Dienſt zu verlieren, eines ſolchen Vergehens ſchuldig zu machen, muß alſo annehmen, daß irgend Jemand ſonſt im Schloß es der Mühe werth hält, meinen Geheimniſſen nachzuſpüren. Nun war es meine Abſicht, zu fragen, was Du mir in dieſer Sache zu thun räthſt.“

Die Baronin hatte, während Helene ſprach, ſehr eifrig genäht. Jetzt blickte ſie wieder auf und ſagte:

„An wen war der Brief!“

„An Mary Burton.“

„Haſt Du Dich in dem Briefe frei geäußert?“

„Wie man an eine Freundin eben ſchreibt.“

„Standen Sachen darin, von denen Du nicht gerne möchteſt, daß ſie Anderen zu Geſicht kämen?"

„Allerdings."

„Auch nicht Deinen Eltern?"

Helene ſchwieg.

„Auch nicht Deinen Eltern?"

„Ja."

„Zum Beiſpiel, daß Deine Eltern für Dich todt ſind, ebenſo wie Deine übrigen Verwandten?"

„Du haſt den Brief geleſen?"

„Wie Du ſiehſt."

„So habe ich nichts weiter zu ſagen und zu fragen."

Helene verbeugte ſich und wandte ſich, zu gehen.

„Bleib," ſagte die Baronin; „wenn Du nichts weiter zu ſagen haſt, ſo habe ich noch mehre Fragen an Dich zu richten, die Du mir gütigſt beantworten wirſt. Was den Brief betrifft, ſo beruhige Dich. Wenn Eltern ihren Kindern die Erlaubniß geben, frei zu correſpondiren, thun ſie's in der Erwartung, daß die Kinder dieſer Erlaubniß würdig ſind. Sehen ſie ſich in dieſer Erwartung betrogen, nehmen ſie ihre Erlaubniß zurück. Darin liegt nichts Außerordentliches. Das aber iſt außerordentlich, wenn ein Kind, das von ſeinen Eltern nur Liebe erfahren hat, ſich

von diesen seinen Eltern lossagt; das ist außerordentlich, wenn ein Kind die Stirn hat, dies zu denken, eine Hand, es niederzuschreiben, den Muth, dieses schriftliche Bekenntniß ihrer Armuth Andern unter die Augen zu bringen. Was hast Du darauf zu erwiedern?"

„Nichts."

„Und wenn nun dieses Kind die Gefühle der Liebe, die sie ihren Eltern, der Zuneigung, die sie ihren übrigen Verwandten zum mindesten schuldet, nur verleugnet, um Fremde damit zu beglücken, eine sogenannte Freundin zum Beispiel, die weiter kein Verdienst hat, als mit ihr in einer Pension gewesen zu sein; einen Knaben, der aus Gnade und Barmherzigkeit in dem Hause ihrer Eltern aufgenommen wurde; einen bezahlten Diener ihrer Eltern — ja wol, mein Fräulein! einen bezahlten Diener, mit dem die Eltern nebenbei im höchsten Grade unzufrieden sind — was hast Du darauf zu erwiedern?"

„Nichts."

„Und wenn nun Deine Eltern Dir doch verzeihen; wenn Deine Verwandten, obgleich Du es nicht verdienst, Dir ihre Liebe dennoch nicht entziehen wollen; wenn Du siehst, daß Eltern und Verwandte sich die Hand reichen, mit vereinten Kräften Dich, die schon

mehr als halb verloren iſt, zu retten; wenn Deine Eltern Dir in der Perſon eines Gemals einen Freund und Beſchützer geben wollen, der Dich in Zukunft vor ſolchen Thorheiten — ich will einmal einen milden Ausdruck wählen — vor ſolchen Thorheiten, wie Du ſie an Mary Burton geſchrieben haſt, bewahren wird; und wenn einer Deiner liebenswürdigſten Verwandten die Güte haben will, dieſes ſchwierige Amt eines Gatten, Freundes und Lehrers bei Dir zu übernehmen, wirſt Du darauf wieder nichts zu erwiedern haben?"

„Doch!" ſagte Helene, die ohne eine Miene zu verändern, bleich und ſtill dageſtanden hatte, die großen dunkeln Augen mit dem Ausdruck unerſchütterlichen Muthes auf ihre Mutter richtend, welche bei den letzten Worten aufgeſtanden war und ihr jetzt gegenüber ſtand, „doch! ich habe darauf zu erwiedern, daß ich tauſendmal lieber ſterben, als Felix' Gattin werden will."

Sie ſagte das ruhig, langſam, gleichſam jede Sylbe wägend.

„Und wenn Deine Eltern es befehlen?"

„So kann ich nicht und ſo werde ich nicht gehorchen."

„Und wenn ſie heute Abend der verſammelten Geſellſchaft Deine Verlobung mit Felix ankündigen?"

„So werde ich der versammelten Gesellschaft sagen, was ich Dir soeben gesagt habe.“

„Ist das Dein wohlerwogener Entschluß?“

„So wahr mir Gott helfe: ja!“

„Nun denn! so sage ich mich von Dir los, wie Du Dich von mir losgesagt hast! so gehe denn hin und wirf Dich dem Bettler in die Arme! Aber nein! noch giebt es Mittel, diese Schande wenigstens vor der Welt zu verbergen. Morgen packst Du Deine Sachen; übermorgen gehst Du in die Pension zurück.“

Ein Strahl wie von Freude brach aus Helenen's dunkeln Augen und ein zartes Roth flog über ihre bleichen Wangen.

„Ich gehe gern,“ sagte sie.

„Aber nicht nach Hamburg,“ sagte die Baronin, und es lag eine grausame Ironie in Ton und Wort; „ich habe genug von Mary Burton. Du gehst nach Grünwald. Ich habe schon an Fräulein Bär geschrieben. Sie ist nicht ganz so nachsichtig wie Madame Bernhard, aber mit der Zeit der Güte und Nachsicht ist es jetzt auch vorbei. Begieb Dich auf Dein Zimmer. Um sechs Uhr wünsche ich Dich zum Ball angezogen zu sehen. Ueberlege Dir noch einmal, was Du thun willst. Ich gebe Dir bis dahin Bedenkzeit. Du kannst gehen.“

Helene ging, ohne ein Wort zu erwiedern, nach der Thür. Als sie dieselbe fast erreicht hatte, trat der alte Baron herein.

„Wo willst Du hin, mein Mädchen?“ sagte er, die Hand freundlich nach ihr ausstreckend.

Helene ergriff die Hand; drückte sie an ihre Lippen und sagte:

„Verurtheile mich nicht, Vater, ohne mich gehört zu haben.“

Dann eilte sie aus dem Zimmer.

„Was hat das Mädchen?“ sagte der alte Herr; ihr voller Erstaunen nachsehend.

„Komm, Grenwitz,“ sagte die Baronin, „ich habe über eine Sache von Wichtigkeit mit Dir zu sprechen.“

Dreizehntes Kapitel.

Die Unterredung zwischen der Baronin und ihrem Gemal dauerte eine geraume Zeit, aber Anna-Maria war heute nicht glücklich in ihren diplomatischen Bemühungen. Eben so wenig wie sie im Stande gewesen war, den Stolz ihrer Tochter zu beugen, vermochte sie den sonst so fügsamen Gatten diesmal zu ihren Ansichten zu bekehren. Es ist, eine bekannte Erfahrung, daß sehr nachgiebige und lenkbare Naturen in manchen Punkten sehr starr und eigensinnig sein können. Es ist, als ob sich der überall geschlagene, überlistete, überrumpelte Wille auf diese Punkte, wie in uneinnehmbare Festungen geworfen habe, um sich dort bis aufs Aeußerste zu vertheidigen. Die Baronin hatte das in den langen Jahren ihrer Herrschaft schon mehr wie einmal erfahren. Hin und wieder hatte sich in dem Gatten, der ihrer höheren Einsicht sonst so blindlings vertraute, der mit einer Art von

abgöttiſcher Verehrung an ihr hing, ein Geiſt des Widerſpruchs geregt, oft, wo ſie es am allerwenigſten erwartete. Sie hatte durch kluge, rechtzeitige Nachgiebigkeit dann jedes Mal dergleichen Meinungsverſchiedenheiten zu beſeitigen gewußt, was ihr um ſo leichter geworden war, als es ſich meiſtens um höchſt gleichgültige Dinge handelte. Wenn ſie die Fälle, wo dieſe „Rechthaberei" ihres Gemals hervorgetreten war, mit einander verglichen hätte, würde ſie bemerkt haben, daß es ſtets der gerade Sinn, die unverwüſtliche Gutmüthigkeit des Barons geweſen waren, die ſich gegen eine egoiſtiſche Maßregel der Baronin in aller Beſcheidenheit, aber großer Beſtimmtheit aufgelehnt hatten. Wie ſehr auch der alte Herr ſeinen Verſtand gefangen gegeben hatte, es lebte in ihm ein Etwas, das mächtiger war, als alle Sophismen, mit denen ihn ſeine Gattin umgarnte; ein göttlicher Funke, der gelegentlich noch immer zur Flamme werden konnte. Dieſes Etwas, dieſer göttliche Funke war die Liebe, war die Fähigkeit, ſich ſelbſt über dem Andern zu vergeſſen, ſein Glück in dem Glück Anderer zu finden. Wo dieſe Fähigkeit noch beſteht, da iſt, und wäre das Individuum noch ſo tief geſunken, noch Alles zu retten; wo ſie verloren, iſt Alles verloren. Denn ein wahreres Wort iſt nie geſprochen, als jenes Wort,

welches die Liebe über alles Wissen und jede höchste Kraft des Menschen setzt, und sie die größte nennt unter allen Tugenden.

Wie Alle, welche die Liebe im besten Falle für einen sehr überflüssigen Luxus halten, und an sich selbst zu wenig Gelegenheit haben, diese wunderbare Kraft in ihren Wirkungen zu studiren, beging die Baronin den Fehler, bei ihren Projecten diese Eigenthümlichkeit ihres Gemals entweder gar nicht in Rechnung zu bringen, oder doch viel zu gering anzuschlagen. So war es auch in diesem Falle gewesen. Sie hatte nicht bedacht, daß der Baron ja am Ende doch sein Kind lieben und dann natürlich ihr Glück, ihre Ruhe höher anschlagen könnte, als alle weltlichen Vortheile. Und nun geschah wirklich das Unglaubliche. Der alte Herr erklärte mit großer Entschiedenheit, daß er die Vortheile, welche allen Betheiligten aus einer Verbindung zwischen Felix und Helene erwachsen könnten, durchaus zu würdigen wisse; daß er sich sehr gefreut haben würde, wäre diese Verbindung zu Stande gekommen, daß es aber schließlich doch die Ruhe und das Glück Helenen's sei, um die es sich handle, und daß, wenn Helene erkläre, Felix nicht lieben zu können, die Sache damit ein für alle Mal abgemacht sei. Dabei blieb er, mochte Anna-Maria

ſagen, was ſie wollte. Und Anna Maria ließ es an Worten, ja ſelbſt an Thränen nicht fehlen. Vergebens, daß ſie Helenen's Trotz, Helenen's unkindliches Benehmen in der eben ſtattgehabten Unterredung mit den ſchwärzeſten Farben ſchilderte, vergebens daß ſie dem alten Mann mit dem Aeußerſten drohte, ihm drohte, daß er nur zu wählen habe zwiſchen ſeiner treuen Gattin und ſeiner ungehorſamen Tochter, daß ſie in ihrem eigenen Hauſe nicht die Schmach erleben wolle, ihr eigen Kind über ſich triumphiren zu ſehen — der alte Herr behauptete die einmal eingenommene Poſition mit einer zähen Hartnäckigkeit: Helene ſei nicht ſchlecht, ſie habe ſich in ihrer Heftigkeit vergeſſen können, aber ſie ſei nicht ſchlecht; ſie werde die Mutter um Verzeihung bitten, wenn ſie dieſelbe beleidigt habe; aber geſetzt, ſie ſei nicht ſo gut, wie er glaube, geſetzt, ſie habe ſich gegen ihre Mutter vergangen, ſo ſei das doch immer kein Grund, ſie in eine ihr verhaßte Ehe zu zwingen. — Alles, was die Baronin erlangen konnte, war, daß, wenn Helene ſich nicht nachgiebig zeigen ſollte, ſie das elterliche Haus auf einige Zeit verlaſſen müſſe. Der Baron willigte darein, weil er dieſe Trennung für das beſte Mittel hielt, Mutter und Tochter wieder zuſammen zu bringen, wenn ſich die Leidenſchaft nur erſt auf beiden

Seiten ein wenig gelegt haben würde; und er hatte nichts dagegen, daß man Helene nach Grünwald anstatt nach Hamburg schicke, da er so viel öfter Gelegenheit hatte, seine Tochter zu sehen, und er überhaupt in der Stille die ganze Maßregel für ein Provisorium hielt, dessen vermuthlich sehr kurze Dauer die lange Reise nach Hamburg gar nicht verlohne. — Anna Maria ihrerseits mußte sich nothgedrungen mit diesem Resultate zufrieden geben, um so mehr, als sie fürchten mußte, daß Helene, wenn man sie zum Aeußersten treibe, die fatale Angelegenheit mit dem Briefe zur Sprache bringen werde. Dieser Gedanke hatte sie überhaupt in der ganzen Unterredung weniger energisch erscheinen lassen, als wol sonst ihre Gewohnheit war. Das böse Gewissen hatte sie feig gemacht und diese Feigheit dem Baron seinen Sieg wesentlich erleichtert. Er küßte seine Gemahlin auf die Stirn, wie er es nach einer Scene größerer oder kleinerer Unannehmlichkeit stets zu thun pflegte, dankte ihr für ihre Bereitwilligkeit, sich seinen Ansichten und Wünschen zu accommodiren, und sprach die Hoffnung aus, daß in kurzer Zeit der gestörte Familienfrieden vollkommen wieder hergestellt sein werde.

„Es drückt mir das Herz ab, wenn ich sehe, daß die, welche ich am meisten liebe auf Erden, unter sich

uneins sind;", sagte der gute alte Mann und die Thränen standen ihm in den Augen. „Ich habe Gott alle diese Tage gebeten, er möge mich erleuchten, daß ich in dieser Sache das Rechte thue, wie ich es denn gern in allen Dingen thäte. Es thut mir weh, wenn ich Dich gekränkt haben sollte, liebe Anna-Maria, denn ich weiß, zu welcher Dankbarkeit ich Dir verpflichtet bin; aber ich habe auch Pflichten gegen meine Tochter und darf nicht zugeben, daß Du sie mit dem besten Willen von der Welt unglücklich machst. Gott weiß, daß ich nur euer Aller Bestes will; und nun, liebe Anna-Maria, laß uns zu Tisch gehen, denn, wenn ich nicht irre, hat Johann schon zweimal gerufen."

Die Baronin sollte heute nicht zur Ruhe kommen.

Das melancholische Mittagsmahl, an welchem weder Oswald, der Bruno nicht verlassen wollte, noch Helene, die sich mit Kopfschmerzen entschuldigen ließ, Theil genommen hatten, war vorüber und der Baron eben fortgegangen, um sich mit Helenen auszusprechen und sich nach Bruno's Befinden zu erkundigen. Die Baronin war mit Felix allein geblieben und jetzt in der äußerst peinlichen Lage, ihm sagen zu müssen, daß ihr gemeinsames Project an dem hartnäckigen Widerstand Helenen's und der Unbeugsamkeit des Barons gescheitert sei. Und das sollte sie eingestehen, sie, die

sich so viel auf die unbeschränkte Herrschaft, welche sie über ihren Gemahl, über alle ihr Näherstehenden ausübte, zu gute that; sie, die diese ganze Unterhandlung nicht nur geleitet, sondern auch den ersten Impuls dazu gegeben, Felix zuerst den Vorschlag gemacht, Felix die Bedingungen gestellt hatte — Bedingungen, denen jener zum Theil schon nachgekommen war! ... Es war eine schwere Aufgabe für die selbstische, herrschsüchtige Frau!

Wie bereute sie es jetzt, den Brief unterschlagen zu haben! Sie hatte nicht viel mehr daraus gelernt, als was sie nicht so schon wußte, und wie viel hatte sie sich vergeben! Sie durfte jetzt nicht mit voller Strenge gegen Helenen auftreten; durfte ihre „unkindliche Gesinnung", ihre „lächerliche Bevorzugung — um die Sache nicht schlimmer zu bezeichnen — dieses Stein" dem Baron gegenüber nicht zu sehr hervorheben. Sie wußte, daß er — besonders in seiner jetzigen Stimmung — einen solchen Vertrauensbruch niemals sanctioniren würde. Ja selbst gegen Felix, ihren Vertrauten, durfte sie nicht ganz offen sein. Sie mußte ihm sagen, daß sie die Schlacht verloren habe, und hatte nicht einmal den Trost, ihm beweisen zu können, daß es nur durch einen unglücklichen Zufall geschehen sei.

So mußte also der bittre Kelch geleert werden. Felix traute seinen Ohren kaum. Er, Felix von Grenwitz, ausgeschlagen, zurückgewiesen, mit Verachtung behandelt in dem einen Fall, wo er wirklich ernste Absichten gehabt hatte? von einem Mädchen, das eben aus der Pension kam? und möglicherweise wem geopfert? einem obscuren Menschen, dessen ganzes Verdienst darin bestand, beinahe wie ein Gentleman auszusehen? Felix that, als ob der Untergang der Welt durch diese Zeichen verkündet sei. Und Helenen zu verlieren — darüber würde sich Felix noch zur Noth getröstet haben; aber auch die Aussichten auf Bezahlung seiner Schulden, oder genauer auf eine so wesentliche Erhöhung seines Credits — das war das Schlimmste, das, worüber ein Mann wie Felix nicht so leicht hinwegkam. Helenen's Aussteuer, die Summe, welche ihm sein Onkel vorschießen wollte, den zu Grunde gewirthschafteten Gütern wieder aufzuhelfen, — nein! so konnte man nicht mit ihm spielen wollen. Er hatte Alles gethan, was in seinen Kräften stand, er hatte seinen Abschied genommen (nehmen müssen, wäre richtiger gewesen); er war von der Baronin autorisirt worden, vor der Gesellschaft seine Bewerbung um Helene nicht zu verschweigen — jetzt war Dienst, Braut, Ehre — Alles verloren.

„Ich werde mir eine Kugel durch den Kopf jagen!“ rief Felix pathetisch.

Die Baronin suchte den Aufgeregten zu beruhigen und es gelang ihr, nachdem sie ihm die feierliche Versicherung gegeben, daß trotz der Erfolglosigkeit seiner Bewerbung die übrigen Verabredungen nicht rückgängig gemacht werden sollten.

Nachdem sie sich über diesen äußerst wichtigen Punkt geeinigt, konnten sie mit größerer Ruhe über einige andere sprechen, vor allem über den eigentlichen Grund von Helenen's Weigerung. Zu Felix' nicht geringem Erstaunen behauptete die Baronin heute geradezu, daß ein geheimes Liebesverhältniß zwischen Oswald und Helene bestehe. Sie wollte nicht sagen, was sie veranlaßte, eine frühere Vermuthung jetzt für Gewißheit auszugeben; aber sie blieb bei ihrer Behauptung, bis Felix zugab, daß „die Sache freilich lächerlich, aber doch nicht geradezu unmöglich sei.“ Der Mensch ist ein schlauer Intriguant, sagte er. Timm hat mich gleich im Anfang vor ihm gewarnt; ich habe nicht viel darauf gegeben, weil die Beiden auf einem sehr guten Fuß zu stehen scheinen. Indessen, ich sehe doch ein, Timm hat in diesem Falle Recht gehabt.

In diesem Augenblick wurde der Baronin ein expresser Brief aus Grünwald eingehändigt.

„Von Herrn Timm," sagte sie erstaunt, den Brief entsiegelnd; „ich bin doch neugierig, was mir der zu schreiben hat. Er hat doch sein Geld richtig erhalten. Entschuldigen Sie, lieber Felix."

Das Erstaunen, die Bestürzung, der Schrecken, welche sich, während die Baronin las, auf ihrem Gesicht malten, waren so ausgeprägt, daß Felix nicht umhin konnte, zu sagen:

„Aber Tante, was haben Sie? Sie sind ja wie die Wand so weiß geworden?"

„Oh, es ist schändlich!" sagte die Baronin: „es ist schändlich! diese Buben! es ist eine abgekartete Sache! ein gemeines Complot! diese Buben!"

„Aber, um Himmelswillen, was giebt es denn?" rief Felix.

„Hier, lesen Sie!" sagte die Baronin, ihm mit zitternder Hand den Brief hinhaltend. „Wie finden Sie das? Lesen Sie laut! Das Ding ist so amüsant, daß man es wol zweimal hören kann."

Felix nahm den Brief und las:

„Gnädige Frau! Es ist nicht meine Schuld, wenn Ihnen der Inhalt dieses Schreibens mißfallen sollte. Sie wissen, mit wie großer Verehrung ich an Ihnen und Ihrer ganzen Familie hänge, mit welchem Eifer ich Ihnen stets meine geringen Dienste gewidmet habe,

wie dankbar ich für die liebenswürdige Gastfreundschaft, die Sie mir stets und besonders in den letzten, so glücklich verlebten Tagen bewiesen haben, gewesen bin. Wenn ich daher etwas sage oder thue, was mit diesen Gefühlen im Widerspruch zu stehen scheint, so können Sie mit Bestimmtheit annehmen, daß dieser Widerspruch eben nur scheinbar ist, und daß mich ein höherer Princip als persönliche Freundschaft und unbedingte Hochachtung zum Handeln zwingt: nämlich die Achtung vor der Gerechtigkeit, die mir Alles gilt.

Dieses mir innewohnende Rechtlichkeitsgefühl aber (vom Erbstück ohne Zweifel meines seligen Vaters) will, daß ich Ihnen eine höchst eigenthümliche Entdeckung, die ich in diesen Tagen gemacht habe, und die für Sie von einer gewissen Bedeutung sein dürfte, nicht einen Augenblick länger vorenthalte.

Sie wissen, daß mein verstorbener Vater die Stellung eines Advocaten in Grünwald bekleidete, daß seine Praxis eben so groß war, wie der Ruf seiner Rechtlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Klugheit, und daß die angesehensten Familien des Landes zu seiner Clientel gehörten. Unter andern stand er auch mit dem verstorbenen Herrn Baron Harald von Grenwitz in steter Geschäftsverbindung, aus der sich, wie

mir mein seliger Vater oft erzählt hat, wenn er auf vergangene Zeiten zu sprechen kam, eine Art von Freundschaft entwickelte. Wenigstens behauptete mein Vater, daß der verstorbene Baron ihn selbst in den delicatesten Familienangelegenheiten wiederholt consultirt habe. Die Wahrheit dieser Behauptung wird bestätigt durch die Entdeckung, von der ich eben spreche.

Sie besteht in der ganz zufälligen Auffindung mehrerer Bündel Briefe und Papiere, die sämmtlich dem seligen Baron Harald gehörten und die dieser meinem Vater zu einem Zwecke, der nicht angegeben (denn es befindet sich dabei keine Erläuterung weder von der Hand meines Vaters, noch der des Barons) übermacht hat. Aller Wahrscheinlichkeit nach sollten sie meinem Vater dienen, ihm die Auffindung jenes Kindes, welchem der Herr Baron in dem Codicill seines Testaments das bewußte Legat aussetzte, zu erleichtern oder überhaupt möglich zu machen. So viel wenigstens steht fest, daß eine solche Recherche nur mit Hülfe dieser Briefe und Papiere angestellt werden und zu einem glücklichen Resultat gebracht werden kann. Auch bin ich überzeugt, daß nur sein plötzlicher Tod meinen Vater verhindert hat, dieses Resultat herbeizuführen, und daß ein geschickter Jurist noch zu

ieter Zeit die Fäden, welche der Hand meines Vaters entfielen, wieder aufnehmen könnte.

Die Schriftstücke sind a. ein Bündel Briefe einer gewissen Mademoiselle Marie Montbert an Baron Harald von Grenwitz; b. ein Brief des Herrn Barons an Mademoiselle Montbert; c. mehre Briefe eines gewissen Monsieur d'Estein an Mademoiselle Montbert; d. verschiedene Familienpapiere der Mademoiselle Montbert; e. eine vollständige Abschrift des von dem Herrn Baron Harald hinterlassenen Testaments, nebst dem Codicill, in welchem, wie Ihnen bekannt ist, nicht nur die Bedingungen angegeben sind, welche der Herr Testator an die Auslieferung des Legats geknüpft hat, sondern auch die Mittel und Wege, welche am wahrscheinlichsten zu einer Entdeckung des zu jener Zeit noch ungeborenen Kindes resp. dessen Mutter führen könnten. Sie wissen, daß in diesem Erläuterungsbericht die Namen der Mademoiselle Montbert und des Monsieur d'Estein verschwiegen und es versucht sich von selbst, daß die genannten Personen mit denen, welche jene Briefe schrieben, identisch sind.

Bis hierher hat Alles, was ich Ihnen berichtete, für den Unbefangenen und Unbetheiligten wenigstens, nichts besonders Ueberraschendes. Was ich Ihnen aber jetzt zu sagen habe, ist so außerordentlich, daß

ich um die Erlaubniß bitten muß, Ihnen darüber mündlichen Bericht erstatten zu dürfen. Ich will nur so viel andeuten, daß in den Briefen des Mr. d'Estein der Name verkommt, welchen dieser Herr, nachdem er die Flucht der Mademoiselle Montbert von Grenwitz bewerkstelligt haben würde, für die Zukunft annehmen zu wollen erklärt, und daß dieser Name (Sie brauchen nur das d' und das E. wegzulassen) mit dem Namen eines Herrn, welcher seit einiger Zeit in Ihrer Familie lebt, übereinstimmt. Ich füge hinzu, wie ich für mein Theil von der Identität dieser Person mit dem noch immer unbekannten Erben von Stantow und Grünwalde (besonders auch in Folge von Mittheilungen, welche mir die bewußte Person über ihre Familienverhältnisse und frühesten Erinnerungen machte) durchaus überzeugt bin.

Doch ist diese meine individuelle Ueberzeugung natürlich noch immer nicht beweisend, und ich nehme daher Anstand, sie, wie ich wol müßte, der bewußten Person mitzutheilen, um nicht Hoffnungen in ihr zu erregen, die ja doch möglicherweise nicht realisirt werden könnten.

Ich breche hier ab, um meinem mündlichen Referat (kommen Sie vielleicht in nächster Zeit nach Grünwald? oder befehlen Sie, daß ich Sie in Grenwitz besuche?)

nicht zweck verweg zu nehmen und dem Papiere nicht annöthigerweise noch mehr anzuvertrauen.

Genehmigen Sie, gnädige Frau, den Ausdruck u. s. w.

„Hier ist noch ein Verte!“ sagte Felix, das Blatt umwendend:

P. S. „Ich habe die Absicht, sämmtliche Papiere, da sie mir in meiner Wohnung nicht sicher genug verwahrt scheinen, einem Advocaten zu übergeben, im Falle Sie nicht etwas aber schleunigst geschehen müssten anderes darüber verfügen sollten.

„Ha, ha, ha!“ lachte Felix, „da schaut der Fuchs zum Loch heraus! Im Falle Sie nicht anderes darüber verfügen sollten, unterstrichen; d. h. haben Sie die Güte, mir die Summe zu nennen, welche Sie für diese Papiere zahlen zu können glauben, und die Sache bleibt unter uns. — Ha, ha, ha! ja, ja! der Timm ist ein geriebener Bursche, das habe ich schon vor heute gewußt!“

„Also glauben Sie, daß er wirklich diese Papiere gefunden hat?“ fragte die Baronin erstaunt.

„Warum nicht?“ sagte Felix; „ich finde das Ding äußerst wahrscheinlich, und rathe Ihnen, sich die Papiere in aller Eile zu kaufen, ehe sie im Preise steigen.“

„Und glauben Sie auch, daß dieser — daß dieser

Mensch — ich kann es kaum über die Lippen bringen, daß dieser Stein wirklich Harald's Sohn ist?"

„Möglich ist es immer;" sagte Felix.

„Nein, es ist nicht möglich," rief die Baronin mit großer Heftigkeit; „es ist Alles ein höllischer Trug und Trug, ein abgekartetes Spiel zwischen den beiden Gaunern. Die Briefe sind gefälscht, sind von Beiden, während sie hier die Köpfe zusammensteckten, geschmiedet und geschrieben worden. Es ist eine pure Erfindung, uns einen Schrecken einzujagen und Geld abzuschwindeln — oder ganz! ha! jetzt hab ich's! Sehen Sie denn nicht, Felix, wo das Alles hinaus will? auf Helene haben sie es abgesehen! dem Einen Geld, dem Andern das Mädchen! ha, ha, ha! trefflich, trefflich! schade, daß Helene nicht auch darüber an Mary Burton geschrieben hat, denn ich wette: sie ist mit im Complott! Aber nichts sollen sie haben! nichts, nichts! nicht einen Thaler — keinen Groschen!"

„Nehmen Sie die Sache nicht zu leicht, Tante!" sagte Felix. "Timm ist ein sehr gewitzter Bursche, und wenn die Briefe wirklich gefälscht sind, so können Sie sich darauf verlassen, daß es keine Stümperarbeit ist, und uns sehr viel zu schaffen machen kann. Wollen Sie meinen Rath hören?"

„Nun?"

„Lassen Sie mich morgen, oder wann es ist, nach Grünwald gehen und mit Timm sprechen. Ich habe in früheren Zeiten schon manche absonderliche Unterhandlungen mit ihm geführt; er weiß, daß er mir kein X für ein U machen kann. Ohne Geld kommen wir freilich nicht los; aber ich kriege die Papiere billiger, als Sie, oder ein Anderer."

„Nun was soll mit Herrn Stein geschehen?"

„Den jagen wir mit Schimpf und Schande fort. Wollen Sie mir auch diese Geschichte überlassen?"

„Ja, thun Sie, was Sie wollen, aber befreien Sie mich von diesem Menschen!"

„Ich will es schon machen. Es findet sich heute Abend schon eine Gelegenheit. Mit mehr Eclat es geschieht, desto besser. Es soll ihm schon die Lust vergehen, mit uns noch einmal anzubinden. Sie werden doch dem Onkel nichts von alle dem sagen."

„Um Himmelswillen nicht!" rief die Baronin. „Er wäre im Stande, heute noch Herrn Stein als unsern lieben Verwandten der Gesellschaft vorzustellen. Er ist ja schon beinahe kindisch; ich kann mich von heute an in nichts mehr auf ihn verlassen."

„Nun denn!" sagte Felix, seiner Tante die Hand küssend; „so verlassen Sie sich auf mich. Wir wollen

die Sache ſchon glücklich zu Ende bringen. — Aber ich glaube, liebe Tante, es iſt die höchſte Zeit, daß wir Toilette machen. Um Himmelswillen! fünf Uhr ſchon, und um ſechs fängt die Geſellſchaft an — wie ſoll ich in einer Stunde fertig werden!“

Vierzehntes Kapitel.

Wagen auf Wagen rollten durch das große Thor auf den Schloßplatz, und hielten vor dem Portale still. Geputzte Damen und Herren stiegen aus und wurden von den Dienern vorläufig in die Garderobezimmer gewiesen, um einige Minuten später in der weitgeöffneten Flügelthür, die in die Gesellschaftsräume im Erdgeschoß führte, von dem alten Baron und Felix empfangen zu werden.

Nach und nach versammelte sich so ziemlich der gesammte Adel der Umgegend. Schon die glänzenden Equipagen, in welchen man heute gekommen war — die meisten waren mit vier, einige sogar mit sechs herrlichen Pferden bespannt, Vorreiter in allen möglichen bunten Livreen nicht zu vergessen — noch mehr aber der gewählte Anzug der Herren, die glänzende Toilette der Damen bewiesen, daß man sich auf ein Fest im größesten Styl vorbereitet hatte. Man glaubte

auch mit ziemlicher Gewißheit angeben zu können, um was es sich heute eigentlich handelte; hatten doch die Baronin und Felix es an Hindeutungen auf ein Ereigniß, das möglicherweise in nicht allzu langer Zeit eintreten könnte, keineswegs fehlen lassen! Die Baronin und Felix hatten sich durch diese voreiligen Anspielungen, wie es schien, einen schlimmen Tag bereitet, und sollten jetzt die Erfahrung machen, daß es viel leichter ist, den Mund der Fama zum Reden als zum Schweigen zu bringen. Sie hatten alle Mühe, die bedeutungsvollen Mienen der Bescheidneren, die zarten Andeutungen der Neugierigen, die directen Fragen der Zudringlichen zu übersehen, zu überhören, ausweichend zu beantworten, und bei diesem Fegefeuer doch noch die offizielle gesellschaftliche Freundlichkeit und Höflichkeit zu bewahren. Die Gesellschaft schien im allgemeinen entschlossen, an dem Glauben einer Verlobung zwischen Felix und Helene festhalten zu wollen, und vertröstete sich auf die Abendtafel, wo man ja doch endlich mit der Wahrheit hervortreten werde. Nur einige wenige Scharfsinnigere wollten aus gewissen Anzeichen schließen, daß die Aussicht auf das bewußte Ende doch wohl nicht ganz so ungetrübt sei, wie die Meisten anzunehmen schienen. Sie machten darauf aufmerksam, daß das Benehmen der Baronin

heute um vieles förmlicher sei, wie gewöhnlich, ja in manchen Augenblicken gradezu verlegen; daß der alte Baron außerordentlich zerstreut sei, und keineswegs den Eindruck eines glücklichen Familienvaters mache und was das Brautpaar selbst betreffe, so sei es doch zum mindesten auffallend, daß Baron Felix sich unausgesetzt in großer Entfernung von seiner Cousine halte, und Fräulein Helene, obgleich sie sich nie durch große Lebhaftigkeit auszeichne, heute doch offenbar mehr wie eine schöne, kalte Marmorstatue, als ein junges Mädchen an ihrem Verlobungstage aussehe.

Die Aufmerksamkeit der Gesellschaft wurde für einige Zeit von diesem geheimnißvollen Brautpaare abgelenkt, als jetzt, nachdem die ganze Gesellschaft fast versammelt war, ein wirkliches Brautpaar erschien, dessen Verlobung in den letzten Tagen eine so ungemeine Sensation erregt hatte: Fräulein Emilie von Breesen an dem Arme Arthur's von Cloten. Das junge Paar hatte zwar schon die üblichen Visiten gemacht; aber die Nachbarschaft war groß. Zu Einigen hatte man beim besten Willen noch nicht kommen können, Andere hatte man zu seinem größten Bedauern nicht zu Hause getroffen — es gab noch eine Menge Gratulationen in Empfang zu nehmen und

zu erwiedern. Fräulein von Breesen, Herr von Cloten bildeten bald den Gegenstand und Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit hier im Kreise der Damen, dort im Kreise der Herren. Herr von Cloten schien überglücklich; er lachte und schwatzte unaufhörlich, und es schien ein halbes Wunder, daß von seinem kleinen blonden Schnurrbart auch nur ein einziges Härchen übrig geblieben war — so unausgesetzt wirbelte und drehte er denselben durch die Finger. Fräulein Emilie schien ihr Glück mit größerer Gelassenheit zu tragen; ja jene Minorität der Scharfsichtigen wollte eine trübe Wolke auf ihrer Stirn bemerken, so viel Mühe sich auch ihr reizender Mund gab, freundlich zu lächeln, und behauptete, daß ihr Auge oft ruhelos über die Gesellschaft schweife, ohne auf ihrem glücklichen Bräutigam auch nur einen Moment zu verweilen.

Es gab heute überreichen Stoff zu pikanten Klatschereien.

Das Verhältniß von Cloten's zu der ebenso liebenswürdigen, wie gefährlichen Hortense von Barnewitz war in dieser Gesellschaft, in welcher es von Geschichtenträgern und Geberdespähern wimmelte, durchaus kein Geheimniß geblieben, und die letzte große Gesellschaft in Barnewitz, auf welcher es zwischen

Cleten und dem Gemahl Hortense's zu einer so unerquicklichen Scene kam und diese letztere die Unvorsichtigkeit beging, gerade in diesem Augenblick in Ohnmacht zu fallen, hatte den letzten dünnen Schleier von diesem Verhältniß fortgezogen. Nun war man äußerst neugierig, zu beobachten, wie sich Hortense in ihren Verlust schicken werde, und vor allem, ausfindig zu machen, wen die blonde Menschenfischerin zum glücklichen Nachfolger ihres treulosen Galan erkoren habe. Die Einen riethen auf den jungen Grafen Grieben, die Andern auf Adolf von Breesen. Beide bewarben sich eifrig um die gefährliche Gunst der Circe. Für Jenen sprach der Umstand, daß er ein verschmähter Bewerber der koketten Emilie war, und als solcher ganz besonders zum Nachfolger Cleten's sich zu qualificiren schien; für diesen, daß er bei weitem der Hübscheste, Gewandteste und Kühnste der ganzen Schaar war — lauter Eigenschaften, welche die kluge Hortense sehr wohl zu schätzen wußte.

„Ich parire auf Grieben," sagte der junge Sytow: „zwölf Flaschen Champagner! wer hält?"

„Ich!" rief von Radelitz; „pah! da müßte ich Breesen nicht kennen."

„Sechs Flaschen Rengelo bis zum Cotillon heute Abend?"

„Ha, ha! hört Ihr's? Er verliert die Courage ſchon; aber angenommen; angenommen!“

„Wirklich ein famoſes Weib, die Barnewitz!“ ſagte Hans von Plüggen; „ich wollte, ich ſtände auch auf der Candidatenliſte.“

„Nun zu der Ehre iſt leicht zu gelangen;“ meinte ein Andrer.

„Ich weiß nicht, was Ihr an der Barnewitz findet;“ ſagte von Sylow. „Da iſt doch die Berkow eine ganz andre Erſcheinung. Ich wollte die Berkow wäre hier.“

„Das wollten wohl noch Mehre!“ lachte Einer; „aber Ihr wißt doch, daß Berkow todt und Melitta ſeit vorgeſtern zurück iſt?“

„Eine alte Neuigkeit.“

„Auch daß ſie ſich in Kurzem mit Oldenburg verloben wird.“

„Unſinn!“

„Ihr könnt Euch d'rauf verlaſſen; ich habe es von der Barnewitz. Die wird es doch wohl wiſſen.“

„Kommt denn Oldenburg heute nicht?“

„Ich hörte von Felix, daß er zugeſagt habe; aber Oldenburg hat ja ſeine beſondern Gewohnheiten.“

Melitta's Rückkehr und der Tod Herrn von

Berlew's wurde nichts blos im Kreise der Jüngeren lebhaft debattirt. Melitta war eine der gefeiertsten Damen der Gesellschaft und hatte trotzdem merkwürdigerweise wenig Neider und Feinde. Hin und wieder zwar wurde ihr ein etwas excentrisches Wesen, eine Neigung zum Besondern, Ungewöhnlichen zum Vorwurf gemacht; dieser meinte, sie sei ihm zu gebildet; jener, sie kokettire mit dem Liberalismus — aber im Allgemeinen wurde ihre Liebenswürdigkeit, ihre Gutmüthigkeit und Anspruchslosigkeit doch willig anerkannt; abgesehen davon, daß der Zauber ihrer Erscheinung über allen Widerspruch erhaben war. Man freute sich, daß sie endlich von dem Alp, der so lange auf ihrem Herzen gelastet, erlöst sei und war äußerst begierig zu wissen, wen sie demnächst mit ihrer Hand beglücken werde. Denn daß eine so junge, lebenslustige Frau jetzt, da sie sich wieder frei fühlen konnte, nicht lange unvermählt bleiben könne, schien unzweifelhaft. In der allerletzten Zeit war, man wußte nicht recht durch wen? das Gerücht verbreitet worden, Baron Oldenburg habe bei weitem die meisten Aussichten; ja, ganz unter der Hand, und als ein bloßes on dit, das man mittheilte, ohne sich für die Wahrheit desselben verbürgen zu wollen, ja, ohne nur selbst daran zu glauben, erzählte man sich, eine

Intimität zwiſchen dem Baron und Melitta habe von jeher beſtanden, und Herr von Berkow habe zu ſehr gelegener Zeit den Verſtand verloren. Man trug ſich ſogar mit gewiſſen Details aus der Geſchichte dieſes geheimnißvollen Verhältniſſes, die, wenn ſie begründet waren, den Ruf Melitta's einigermaßen compromittiren mußten. Man wußte nicht, von wem dieſe Gerüchte ausgegangen waren. Die ſcharfſichtige Minorität meinte: von Hortenſe Barnewitz, und das Ganze ſei eine Rache an Oldenburg für einen gewiſſen guten Rath, den er ſeinem Freunde Cloten vor einiger Zeit gegeben, und Cloten ſo blindlings befolgt habe, daß er ſich, als er die Augen aufthat, zu den Füßen Emiliens von Breeſen wieder fand.

Unterdeſſen war die achte Stunde, in welcher der Ball beginnen ſollte, herbeigekommen. Die Baronin eröffnete denſelben an der Hand des Grafen Grieben. Graf Grieben hatte trotz des ſchmetternden Kreiſchens ſeiner Stimme alle Mühe die Muſik zu überſchreien, die auf ſeinen ſpeciellen Wunſch voranging, da er auf den geiſtreichen Einfall gekommen war, die lange Reihe der tanzenden Paare nicht nur durch die Säle des Schloſſes, ſondern auch um den großen Raſenplatz und weiter in die dichteſten Theile des Gartens hinein und aus demſelben wieder zurück in den Ball-

saal zu führen, wo er die Polonaise mit einem feierlich langsamen Walzer schloß.

„Das ist so gute alte Sitte, gnä'ge Frau!" kreischte er vergnügt der Baronin ins Ohr; „mein Vater selig hielt's so und mein Großvater selig. Die Alten kannten den Rummel. Jugend hat keine Tugend. Meinen's nicht auch, gnä'ge Frau?"

„Ja wohl, ja wohl!" sagte die Baronin.

Tanz reihte sich an Tanz. Die Geigen quinquilirten, der Baß brummte dazwischen. Die Gesichter der Tänzer fingen an sich zu erhitzen; die Damen begannen ihre Fächer häufiger zu benutzen; die Diener, welche in den Pausen mit Erfrischungen umhergingen, sahen die Präsentirbretter immer schneller geleert — aber die rechte Lust wollte sich doch nicht entzünden; es war, als ob ein Schleier über der Gesellschaft hing.

„Weiß der Teufel, was das heute ist," sagte der junge Grieben, sich die Stirn wischend, in einer der Pausen an eine Gruppe von Tänzern, die mitten im Saal stand, herantretend; „man tanzt sich fast die Beine ab, aber es geht nicht; man kommt nicht in Zug."

„Nun, Sie können lange tanzen, bis Sie Ihre langen Beine abgetanzt haben," sagte von Sylow,

„aber Sie haben Recht; ich habe ſchon ein paar Flaſchen getrunken, aber je mehr ich trinke, je melancholiſcher werde ich.“

„Mir geht es ebenſo;“ ſagte ein Dritter; „ich weiß nicht, woran es liegt; der Ball in Barnewitz neulich war viel vergnügter.“

„Woran es liegt?“ ſagte von Breeſen. „Nun, ich dächte, das wäre klar genug. Der alte Baron ſieht aus wie ein Hahn, wenn's regnet; die Baronin, wie eine entthronte Hekuba — heißt ja wohl Hekuba? — Felix fängt mit Jedem Händel an, der in ſeine Nähe kommt und Fräulein Helene hat, glaube ich, den ganzen Abend noch nicht drei Worte geſprochen. Und dabei ſoll ein Menſch vergnügt ſein? Mir iſt, als ob eine Leiche im Haus wäre.“

„Nun, einen Kranken zum wenigſten giebt's;“ ſagte von Plüggen. „Der alte Baron erzählte mir's eben: Brune liegt ſchon ſeit geſtern zu Bett.“

„Deshalb iſt auch wohl der Doctor Stein nicht unten;“ ſagte Graf Grieben; „ich glaubte, er habe noch ein Exercitium zu corrigiren und werde ſpäter erſcheinen, ha, ha, ha!“

„Sein Sie ſtill, Grieben;“ meinte Hans von Plüggen; „Sie haben neulich ganz anders über den Doctor geſprochen.“

„Ich habe gesagt, daß er ein verdammter Geck sei, dem ich bei nächster Gelegenheit seinen Standpunkt klar machen würde, und das sage ich noch.“

„Das ist wörtlich, was auch Felix vorhin sagte — der Doctor scheint ja im Allgemeinen recht hübsch bei den Herren angeschrieben zu sein.“

„In deste höherer Gunst steht er bei den Damen,“ bemerkte von Radelitz ironisch.

„Ja wohl;“ sagte von Breesen; „er soll neulich auf dem Balle drei Schwestern auf einmal unglücklich gemacht haben.“

„Wenigstens haben sie sich nicht die Augen ausgeweint, wie man sich von Fräulein von Breesen erzählt;“ erwiederte Radelitz, welchen die Anspielung Breesen's auf seine drei Schwestern ärgerte, ziemlich gereizt.

„Ich verbitte mir dergleichen!“ sagte von Breesen auffahrend.

„Was Einem recht ist, ist dem Andern billig.“

„Ich habe keine Namen genannt.“

„Weil ohnehin Jeder wußte, wen Sie meinten.“

„Aber, Ihr Herren, tant de bruit pour une omelette!“ sagte Plüggen; „ich glaube, Ihr werdet Euch noch dieses Menschen wegen in die Haare fahren,

damit die, welche behaupten, daß er Fortune bei unſeren Damen mache, doch ja Recht behalten.“

„Wißt Ihr ſchon das Allerneueſte,“ ſagte von Cloten, plötzlich ſeinen blonden Schnurrbart in die Gruppe ſteckend.

„Nun?“

„Denkt Euch dieſer Stein — doch ſt! da kommt Grenwitz — kein Wort, wenn ich bitten darf.“

„Nun, meine Herren;“ ſagte Felix; „wollen Sie nicht die Güte haben, zum Contretanz anzutreten; ich habe ſchon zweimal das Zeichen geben laſſen.“

Felix ſagte das in einem beinahe gereizten Tone. Sein ſonſt nicht gerade blühendes Geſicht war ſtark geröthet. Augenſcheinlich hatte er die Flaſche ſchon mehr als räthlich zugeſprochen.

Als der Tanz zu Ende war, fanden ſich die Herren, welche vorhin durch Felix' Dazwiſchenkunft in ihrer Unterhaltung geſtört waren, wie auf Verabredung wieder zuſammen.

„Nun, wo iſt Cloten mit dem Allerneueſten?“ ſagte von Sylow.

„Hier!“ ſagte Cloten herantretend. „Denkt Euch, dieſer Stein — wir ſind doch ganz entre nous?“

„Ja, ja, nur weiter!“

„Hat die Frechheit, — nun rathet einmal mit wem? ein Verhältniß anzuknüpfen — "

„Aber, Cloten, Sie sind unerträglich! werden Sie endlich einmal mit Ihrer Neuigkeit zu Platz kommen?"

„Mit Helene Grenwitz;" sagte von Cloten in einem hohlen Geisterton.

„Nun, das wäre nicht übel;" sagte von Sylow.

„Das sieht dem Burschen ähnlich;" meinte von Brieven.

„Hinc illae lacrimae!" lachte Breesen, bei dem noch einige lateinische Brocken von der Schulzeit her haften geblieben waren.

„Und was das Schönste ist," fuhr Cloten fort; „Fräulein Helene hat gar nichts dagegen; au contraire, ist bis über die Ohren in ihn verschossen. Ist das nicht allerliebst?"

„Von wem hast Du denn diese Mordgeschichte, Cloten?" fragte Adolf von Breesen.

„Aus sehr guter Quelle;" erwiederte Cloten mit einem bedeutungsvollen Zwinkern nach der Gegend des Saales, wo eben Emilie von Breesen, mit Helene sprechend, stand.

„Hm, hm!" sagte Breesen.

„Die Geschichte ist nicht unwahrscheinlich," meinte

von Sylow. „Nun erklärt ſich die Leichenbittermiene, die Grenwitzens heut ohne Ausnahme machen.“

„Ich ſagte ja gleich, daß hier irgend etwas los ſei;“ meinte von Breeſen. „Es iſt mir übrigens ſehr lieb, daß ich mich mit dem Burſchen nicht tiefer eingelaſſen habe, wozu ich anfänglich — ich geſtehe es offen, wirklich einige Luſt hatte. Der Menſch hat wirklich etwas ungemein Beſtechendes.“

„Er ſchießt famos;“ ſagte Sylow nachdenklich.

„Famos oder nicht;“ ſagte Cloten; „ich glaube gar, Ihr Herren, wir laſſen uns ſo viel von dem Menſchen gefallen, weil er nicht ſchlecht ſchießt. Nein, Ihr Herren, das geht nicht, geht wahrhaftig nicht! Ich ſchlage vor, wir ſuchen unſern Fehler wieder gut zu machen und behandeln den Menſchen, wenn er ſich wieder unter uns blicken läßt, mit der inſigneſten Geringſchätzung — wahrhaftig!“

„Auf Ehre!“ ſagte von Grieben, „Cloten hat Recht. Ich werde den Burſchen das nächſte Mal mit der Reitpeitſche tractiren.“

„Schade, daß er nicht hier iſt, damit Sie Ihre Drohung gleich in Ausführung bringen können;“ ſagte von Breeſen ironiſch.

„Quand on parle du loup“ — ſagte von Sy-

low; „da kommt er ja! Und ſein Pylades Oldenburg natürlich bei ihm!“

Wirklich zeigten ſich in dieſem Augenblick durch die weitgeöffnete Flügelthür Oswald und Oldenburg in dem Nebenzimmer. Sie ſprachen einige Minuten mit einander; dann trat Oldenburg in den Saal, während Oswald von dem alten Baron draußen feſtgehalten wurde.

Fünfzehntes Kapitel.

Oswald hatte während des ganzen Tages Bruno's Bett nur auf Augenblicke verlassen, nachdem er von jener denkwürdigen Unterredung mit Helene zurückgekommen war. Er hatte in der Pflege des lieben Kranken sich selbst zu vergessen gesucht.

Bruno selbst vergaß seine Schmerzen, als ihm Oswald erzählte, er habe Helene gesprochen und den Brief in ihre Hände gelegt; ja er bemerkte nicht einmal Oswald's bleiches Gesicht und verstörtes Wesen.

„Nun ist Alles gut," rief er, „jetzt weiß sie, woran sie ist. Jetzt können sie ihr nichts mehr anhaben; jetzt ist sie auf ihrer Hut. O, der eine Gedanke schon hat mich gesund gemacht."

Leider war das aber nicht der Fall. Die Schmerzen in der Seite stellten sich schon nach wenigen Momenten mit desto größerer Heftigkeit wieder ein. Oswald hoffte mit Bestimmtheit, daß Doctor Balthasar

ſein Verſprechen halten und im Laufe des Vormittags kommen werde. Aber der Vormittag verging und kein Doctor ließ ſich ſehen. Bruno's Zuſtand wurde nicht ſchlimmer, aber auch nicht beſſer, und Oswald war zu ſehr Laie, um ſich zu ſagen, daß ein Zuſtand, der nicht beſſer wird, ſich eben verſchlimmert. Indeſſen ließ es ihm doch keine Ruhe, bis gegen Mittag, wo der Arzt noch immer nicht gekommen war, ein reitender Bote in die Stadt geſchickt wurde. Der Bote brachte freilich die von Dr. Balthaſar verordnete Einreibung aus der Apotheke mit, meldete aber, daß der Doctor ſelbſt nicht in der Stadt geweſen ſei, und Dr. Braun erſt heute Abend zurückkommen würde. Er ſei ſelbſt in der Wohnung des Letzteren geweſen und habe dem Mädchen geſagt, daß der Herr Doctor, wenn irgend möglich, doch ja noch kommen möchte. Oswald war dem verſtändigen Menſchen, der ſelbſt an Bruno's Krankheit den lebhafteſten Antheil nahm, ſehr dankbar für dieſe Umſicht. Er athmete erleichtert auf, als er hörte, daß Braun, zu dem er ein felſenfeſtes Vertrauen hatte, nicht mehr fern ſei. Unterdeſſen vergaß er nicht, das von dem Collegen deſſelben verſchriebene Mittel anzuwenden, welches indeſſen ſich ohne allen Erfolg zeigte, ſo daß Bruno endlich bat, von dieſer nutzloſen Cur abzuſtehen.

So vergingen, eine nach der andern, die langen, langen Stunden, die nur der Kranke kennt, der sich ruhelos auf seinem Lager wälzt, und der, welcher, die Seele voll unaussprechlicher und ach! so hülfloser Angst, an diesem Lager sitzt und auf den Arzt harrt, der nicht kommen, und auf das kleinste Symptom der Besserung, das sich nicht zeigen will.

Der alte Baron schickte einige Mal herauf und ließ sich nach Bruno's Befinden erkundigen; kam auch am Nachmittage einmal selbst; dankte Oswald mit großer Herzlichkeit für seine treue Sorge, klopfte Bruno auf die heißen Wangen und sagte: wenn er recht bald gesund würde, sollte er auch das Reitpferd haben, das er sich schon so lange gewünscht hätte.

„Es thut mir sehr leid," sagte er zu Oswald, als dieser ihn zur Thür hinaus begleitet hatte, „daß gerade heute die Gesellschaft sein muß. Es wäre mir schrecklich, denken zu müssen, daß hier im Schlosse ein Fest gegeben wird, während Einer der Meinigen gefährlich krank liegt."

Oswald suchte, so gut er es vermochte, den guten alten Herrn zu beruhigen, obgleich sein eigenes Herz voll schwerer Sorge war. Auch wagte er nicht, dem Baron gerade jetzt einen Entschluß mitzutheilen, der in diesen letzten Stunden bei ihm zur Reife gekommen war.

Es ſtand jetzt für ihn feſt: daß ſeines Bleibens in dieſem Hauſe nicht länger ſein dürfe.

Wie er fürder ohne Bruno würde leben können; wie er ſich von der Seligkeit, Helene'n täglich zu ſehen, würde losſagen können — er wußte es nicht. Er wußte nur dies Eine: Du mußt fort.

Das wiederholte er ſich immer, während er Bruno's Kiſſen glättete, Bruno's heiße Hände in die ſeinen nahm, ihm das üppige Haar aus der Stirn ſtrich, ſeine glühenden Lippen netzte. Es war eine frauenhafte Zartheit in dieſen Liebesdienſten.

„Wenn meine Mutter lebte, ſie könnte mich nicht beſſer pflegen," ſagte Bruno, ihm dankbar die Hand drückend.

„Du haſt Deine Mutter nie gekannt, Bruno?"

„Kaum, ich war erſt drei Jahre, als ſie ſtarb. Aber von meinem Vater weiß ich noch." Und nun fing der Knabe mit fieberhafter Lebendigkeit an von ſeinem Vater zu erzählen: wie ſchön und groß und ſtark er geweſen ſei, „nicht ſo ſchlank wie Du, aber noch breiter in den Schultern, und mit langen dunkeln Locken, die ihm bis auf die Schultern wallten, wie der König Harfagar." Und von dem kleinen Gute, hoch oben in Dalekarlien, das der Vater mit noch zwei Knechten ganz allein bewirthſchaftet habe. Und

wie geschickt der Vater in Allem gewesen sei, und wie er die Axt zu führen verstanden habe, trotzdem er in seiner Jugend Page an dem Hofe der Königin gewesen war und ihr die lange seidene Schleppe getragen hatte bei den prunkenden Festen. Und von Thor, dem schnellen Traber, den der Vater vor den Schlitten spannte, und von den nordischen Winternächten, wenn die Sterne aus dem schwarzen Himmel funkelten wie lauter Diamanten, Rubinen und Smaragden, so hell, daß der Schnee in ihrem Scheine glitzerte. Und von dem Nordlicht, wie es plötzlich am Horizont aufflammt und seine Feuerarme bis zum Zenith hinaufstreckt.

„Wir müssen zusammen einmal nach Schweden reisen," sagte er; „der Winter hier ist nur Kinderspiel; da sollst Du einmal Schnee und Eis zu sehen bekommen! Hier ist es heiß, unerträglich heiß — ich wollte, ich läge in Eis und Schnee."

Und der Knabe warf sein Haupt ruhelos auf dem Kissen umher und verlangte zu trinken.

Da tönte Musik herauf aus dem Garten.

„Was ist das?" sagte Bruno, in die Höhe fahrend.

Oswald trat ans Fenster.

„Es ist die ganze Gesellschaft," sagte er, „sie kommen eben zwischen den Bäumen heraus. Graf Grie-

ben und Deine Tante eröffnen den Zug. Sie wollten hier an unserem Fenster vorüber, aber der Baron, der mit der Gräfin Grieben folgt, bedeutet ihnen den anderen Weg einzuschlagen. Die ersten Paare verschwinden schon wieder: aber immer neue Paare tauchen auf."

„Ist Helene schon vorüber? fragte Bruno, sich in die Höhe stemmend.

„Nein, noch nicht."

„O, daß ich nicht aus dem Bette kann!" rief Bruno, von der Anstrengung und dem heftiger gewordenen Schmerz ermattet zurücksinkend.

„Da ist sie!"

„Doch nicht mit Felix?"

„Nein, mit einem jungen Mann, den ich noch gar nicht gesehen habe."

„Gleichviel," sagte Bruno; „mit Allen, nur nicht mit Felix."

„Jetzt sind die Letzten vorüber;" sagte Oswald, sich wieder zu Bruno ans Bett setzend.

Bruno's Unruhe schien durch diese directe Erwähnung Helenens, die Beide, wie auf Verabredung, seit dem Morgen vermieden hatten, erhöht. Er fing wieder an von Helene zu sprechen. Oswald sollte ihm erzählen, was sie angehabt, ob sie schön, sehr schön ausgesehen habe, viel schöner als alle übrigen Damen?

ob ſie gelächelt habe, ob ſie einen Blick nach dem Fenſter empergeworfen?

„O, könnte ich doch nur aufſtehen! könnte ich ſie doch nur noch einmal ſehen!“

„Du wirſt ſie ja bald wieder ſehen, Bruno.“

„Ich weiß es nicht; gerade heute möchte ich ſie nur einmal, nur auf einen Augenblick ſehen. Es iſt mir, als ob ich ihr etwas zu ſagen hätte, was mir das Herz abdrückt. Und dann, wenn ſie den Felix fortſchickt, und ſie wird es thun — ſo ſoll ſie ja wieder in die Penſion zurück, und da kann es lange dauern, bis ich ſie wieder ſehe. Aber ich bleibe auch nicht hier, wenn ſie fort iſt. Komm mit, Oswald; wir wollen nach Hamburg. Du biſt ja ſo klug und geſchickt, Du wirſt ſchon irgend eine Beſchäftigung finden und ich auch — irgend eine, gleichviel welche, wenn ich nur in ihrer Nähe ſein, ſie nur von Zeit zu Zeit ſehen darf.“

Er verfiel in eine Art von Halbſchlaf, aus dem er plötzlich wieder emporfuhr.

„Warum iſt Helene fortgegangen?“

„Du träumſt, Bruno; ſie iſt nicht hier geweſen.“

„Auch Tante Berkow nicht?“

„Nein, Bruno.“

„Wie deutlich ich Beide geſehen! Sie kamen Hand

in Hand durch die Thür herein; Helene in weiß, mit einem Kranz von dunkelrothen Rosen im Haar; Tante Berkow in schwarz, das Haar, wie sie es immer trägt. Tante Berkow führte Dir Helene zu, und ihr sankt euch in die Arme und weintet und küßtet euch; und dann trat Tante Berkow an mein Bett und sagte: so Bruno, nun kannst Du schlafen gehen. Da fielen mir die Augen zu; es wurde Nacht um mich her; ich sank mit dem Bett tiefer und tiefer und schneller und immer schneller — darüber bin ich vor Schreck aufgewacht."

„Fühlst Du Dich kränker, Bruno?" fragte Oswald, den diese Phantasieen besorgt machten.

„Im Gegentheil," erwiederte Bruno; „der Schlaf hat mir sehr wohl gethan. Meine Schmerzen sind bedeutend geringer; aber ich fühle mich sehr matt. Ich glaube, ich könnte schlafen."

Er legte sein Haupt auf die Seite; aber schon nach wenigen Augenblicken fuhr er wieder auf:

„Oswald, willst Du mir einen recht, recht großen Gefallen thun?"

„Gewiß! was soll ich!"

„Bitte, zieh Dich an und geh hinunter in die Gesellschaft."

„Um alles in der Welt nicht!"

„Bitte, bitte, thu's! thu's mir zu Liebe. Sieh! ich fühle mich ja jetzt viel beſſer und möchte gern ſchlafen und werde auch ſchlafen. Da kannſt Du mir ja doch nicht helfen."

„Aber was ſoll ich unten?".

„Sieh, Oswald," ſagte Bruno; „ich möchte doch Helene ſo unbeſchreiblich gern ſehen. Und ich kann nicht auf; ich fühle gar keine Kraft in meinen Gliedern. Wenn nun Du ſie ſiehſt, ſo iſt mir, als hätte ich ſie auch geſehen. Bitte, bitte! geh hinunter! Du brauchſt ja mit Niemand zu ſprechen; nur, wenn es möglich iſt, ſage Helenen, ich ließe viel tauſendmal grüßen — und wenn Du das geſagt haſt und ſie hat vielleicht geantwortet: und grüßen Sie Bruno auch von mir! — dann komme ſchnell, recht ſchnell wieder, daß Du den Ton, in dem ſie es geſagt hat, nicht vergißt. Und höre, Oswald, da ich gerade daran denke: es könnte ja doch ſein, daß ich einmal plötzlich ſterbe, nein, — lache nicht! ich rede im Ernſt — dann gieb nicht zu, daß man mich umkleidet; ich will ſo, wie ich geſtorben bin, in den Sarg gelegt werden. Sieh! — Du weißt, daß ich ſtets ein Medaillon auf dem Herzen trage; es iſt von meiner Mutter, aber nicht deshalb allein halte ich es ſo heilig! Es iſt eine Locke von Helenens Haar darin, die ich ihr gleich in der

ersten Zeit einmal im Scherz abgeschnitten habe. Wenn mir das Medaillen genommen würde — ich glaube, ich hätte keine Ruhe im Grabe. Und nun, bitte, geh! es wird sonst so spät!"

Oswald wußte nicht, was er thun sollte. Gab er dem Verlangen des Knaben nicht nach, so mußte er fürchten, dessen fieberhafte Unruhe, die sich jetzt fast gänzlich gelegt zu haben schien, wieder hervorzurufen. Auf der anderen Seite war ihm der Gedanke, ihn, wenn auch nur auf kurze Zeit, zu verlassen, sehr peinlich. Und doch hätte er auch Helenen so gern gesehen — nur für einen Augenblick — mußte sich doch in diesen Stunden Alles entschieden haben.

Brune machte seinen Zweifeln ein Ende.

„Du hast es mir versprochen!" sagte er traurig, „und nun willst Du nicht, Du hast mich nicht lieb!"

Was ließ sich dagegen thun? Oswald ging in das Nebenzimmer, sein Schlafgemach, und kleidete sich um. Er hatte sich wohl noch nie in einer solchen Stimmung zu einer Gesellschaft angekleidet. Das Ganze erschien ihm eine schauerliche Ironie. Er erschrack, als er sein bleiches verwüstetes Gesicht im Spiegel betrachtete. In diesen letzten Stunden schien er um eben so viele Jahre gealtert zu sein.

Er trat wieder an Brune's Bett.

„Laß Dich doch einmal betrachten," sagte der Knabe, sich halb aufrichtend. „Wie stattlich Du aussiehst! wie schön! — küsse mich, Oswald!"

Oswald nahm den Knaben in seine Arme und küßte ihn auf die schönen, stolzen — jetzt ach, so bleichen Lippen. Dann ließ er ihn sanft auf das Kissen gleiten.

„Ich fühle mich sehr, sehr wohl;" sagte Bruno; „beeile Dich nicht, ich werde, bis Du zurückkommst, köstlich schlafen."

Sechszehntes Kapitel.

Auf dem Vorsaal unten begegnete Oswald dem Baron Ditenburg.

„Ich hätte große Lust wieder umzukehren," sagte Ditenburg nach der ersten, von beiden Seiten ziemlich förmlichen Begrüßung; „ich glaubte nicht, daß die Gesellschaft so groß sei, bin zu Pferde gekommen und, wie Sie sehen, nicht ganz etiquettemäßig angezogen. Wer ist denn Alles da?"

„Ich komme selbst erst in diesem Augenblick von oben," erwiderte Oswald; „Brune ist seit vorgestern unwohl; jetzt hat er mich fortgeschickt, weil er schlafen will."

„O, das thut mir ja leid," sagte Ditenburg; „der Junge wird hoffentlich nicht ernstlich krank werden. Sagen Sie mir nicht, daß er ein großer Liebling von Ihnen sei?"

„Ja. Haben Sie keine Nachricht von —"

„Von meiner Exile? nein.“

Oldenburg's Gesicht verdüsterte sich. „Wollen wir eintreten?“ sagte er.

In einem der Nebenzimmer zum Ballsaale begegneten sie dem alten Baron. Oldenburg ging nach einer kurzen Begrüßung in den Saal, Oswald mußte dem alten Herrn einen ausführlichen Bericht über Brune's Befinden während der letzten Stunden machen.

„Nun, das ist ja schön, recht schön,“ sagte er, „daß wir noch so mit einem blauen Auge davonkommen; ich fürchtete schon, es würde ein Nervenfieber werden. Gehen Sie doch auch zu meiner Tochter und sagen sie ihr: daß es mit Brune besser geht; sie hat sich schon ein paar Mal nach ihm erkundigt.“

Oswald trat in den Saal. Man fing eben wieder einen Tanz an, den letzten vor der großen Pause, in welcher in den Sälen oben gespeist werden sollte. Er blieb in der Nähe der Thür auf dem Tritt des niedrigen Divans, der sich um den ganzen Saal herumzog, stehen. Die Paare der Tanzenden wechselten; bald kamen diese bald jene in seine Nähe. Einmal stand Emilie von Breesen, die mit ihrem Bräutigam tanzte, dicht vor ihm. Sie that, als ob sie ihn nicht bemerkte; sie lachte und scherzte, vielleicht etwas zu

laut — aber es ist schwer, wenn man eine Rolle spielt, zu welcher man sich zwingen muß, die Grenzen nicht zu überschreiten; von Cloten dagegen machte von dem Vorrecht der Leute in seiner Situation, die gleichgültigsten Dinge im Flüsterton mit obligatem bedeutungsvollen Lächeln in die Ohren zu raunen, den ausgedehntesten Gebrauch.

Oswald hatte von der plötzlichen Verlobung dieser Beiden gehört; er wußte wol am besten, wie dieselbe zu Stande gekommen war. Er erinnerte sich, wie neugierig Emilie an dem Abend in Barnewitz sich über Cloten geäußert hatte. Jetzt war sie seine Braut. — Es wird eine glückliche Ehe werden; dachte Oswald, und er mußte sich sagen, daß er nicht den kleinsten Theil der Schuld an diesem Unglück trage.

Ein paar Augenblicke später kam Helene in seine Nähe. Sie tanzte mit von Sylow. Oswald hatte sie schon längere Zeit beobachtet, und bemerkt, daß sie schweigend und kalt, wie eine Marmorstatue neben ihrem Tänzer stand, der die Hoffnungslosigkeit seiner Bemühungen, eine Conversation zu Stande zu bringen, eingesehen zu haben und den Kronleuchtern eine spezielle Aufmerksamkeit zu widmen schien. Sobald sie Oswald erblickte, flog ein Strahl des Lebens über

die schönen ernsten Züge. Sie winkte ihm mit den Augen zu sich heran.

„Wie geht es Bruno?“

„Danke! besser; er wollte schlafen.“

„Bleiben Sie hier?“

„Nein; ich werde bald wieder hinaufgehen.“

„Grüßen Sie Bruno — und hier! nehmen Sie ihm diese Rosenknospe mit.“

Helene nahm eine Rosenknospe aus dem Bouquet, welches sie in der Hand trug, und gab sie Oswald, der sie mit einer Verbeugung entgegennahm. Er bemerkte, daß von Sylow's Aufmerksamkeit sich plötzlich von den Kronenleuchtern abgewandt hatte, und daß die Augen des jungen Edelmannes mit einem Ausdruck, der ihm durchaus nicht gefiel, auf ihm hafteten.

Im nächsten Moment stand ein anderes Paar auf der Stelle.

„Hast Du Deinen alten Anbeter nicht gesehen, Emilie?“ sagte Cloten.

„Wen?“

„Dort drüben, den Doctor Stein. Er stand vorhin dicht hinter uns.“

„Ach da! — meinen alten Anbeter? Du bist wol toll, Arthur!“

„Nun, nun! sei nur nicht bös! ich glaube ja kein Wort von der ganzen Geschichte. Aber um Himmelswillen, sieh doch nur! Er spricht jetzt mit Helene Gremwitz; sie giebt ihm eine Rose. Nein, da hört doch aber Alles auf! wahrhaftig, Alles!"

„Ich sagte Dir ja, daß die Beiden vollkommen einig seien. Er sticht Euch Alle aus."

„Wahrhaftig — es ist stark! aber ich habe dafür gesorgt, daß die Geschichte unter die Leute kommt."

„Was hast Du gethan?"

„Nun, ich habe weiter erzählt, was Du mir vorhin unter dem Siegel der Verschwiegenheit mittheiltest. Der ganze Saal weiß es schon, ha, ha, ha!"

„Aber das hatte ich Dir nicht erlaubt."

„Ich glaubte in Deinem Sinne zu handeln. Herr Stein wird es bereuen, wenn er sich nicht schleunigst mit seiner Rosenknospe entfernt."

„Was hast Du vor?"

„Ich nicht allein; wir wollen dem Burschen seinen Standpunkt klar machen. Es wird eine jottvolle Geschichte, wahrhaftig! Ich erzähle sie Dir nachher. Ha, ha, ha!"

Der glückliche Bräutigam führte seine Braut, da der Tanz zu Ende war, nach ihrem Platz zurück und wandte sich zu von Sylow, der auf ihn zukam.

„Haſt Du geſehen, Cleten?“

„Na ob!“

„Es iſt ein wahrer Scandal.“

„Ich bedaure nur den armen Felix.“

„Das müſſen wir ihm doch erzählen. Weißt Du nicht, wo er iſt?“

„Er ſagte vorhin, das Tanzen langweile ihn; er wollte zu den Spielern gehen. Barnewitz hat, glaube ich, eine Bank aufgelegt. Wir können auch hin; es wird nicht mehr getanzt vor Tiſche. Es iſt gerade noch Zeit, ein paar Louis zu gewinnen. Kommſt Du mit?“

„Natürlich.“

Emilie von Breſen hatte die Unterredung der Beiden aus der Ferne beobachtet. Sie ſah, wie ſie lachend, Arm in Arm, den Saal verließen. Auch Oswald ſah ſie nicht mehr. Eine entſetzliche Angſt ergriff ſie. Sie hatte in ihrer eiferſüchtigen Wuth zuerſt Oswald's Namen mit dem Helenen's in Verbindung gebracht; ſie hatte, ſich an Oswald zu rächen, ſchon vor einigen Tagen Felix die Entdeckung, die ſie gemacht zu haben glaubte, mitgetheilt. Sie hatte heute Abend, wieder davon angefangen, um den geiſtloſen Neckereien Cleten's ein Ende zu machen. Jetzt erſt merkte ſie, daß ſie zu weit ge-

gangen sei und daß sie vielleicht Oswald, den sie trotz alledem doch noch mit der ganzen Kraft ihres leidenschaftlichen Herzens liebte, einer großen Gefahr ausgesetzt habe. Sie hätte ihn vielleicht in der Raserei ihrer Eifersucht mit ihren eigenen Händen morden können — aber ihn den brutalen Mißhandlungen Cleten's und der Anderen aussetzen — der Gedanke war ihr fürchterlich. Sie blickte wie hülfesuchend im Saal umher.

Ihr Bruder kam in ihre Nähe. Sie rief ihn.

„Was willst Du, Kleine?"

„Hast Du Doctor Stein schon gesehen?"

„Ja, weshalb?"

„Du wolltest ihn ja während der Jagdzeit auf ein paar Tage zu uns einladen. Es wäre doch unartig, wenn wir uns jetzt gar nicht um ihn kümmerten."

Emilie war sehr roth geworden, als sie das sagte; ihre ganze Geistesgegen[illegible] schien sie verlassen zu haben.

„Ihn zu u[illegible] rief Adolf von Breesen, „nun das fehlte [illegible]! damit die albernen Klatschereien, die [illegible] Dich und ihn aufgebracht hat, noch ja [illegible]den — ihn zu uns einladen? Lieber w[illegible]

„Ich bitte Dich, Adolf! sei still, der halbe Saal kann ja hören, was Du sagst.“

„Höre, Kleine!“ sagte der junge Mann in leisem, aber sehr bestimmtem Ton. „Das gefällt mir nicht. Du weißt, ich habe Dich lieb, wie ein Bruder nur seine Schwester lieb haben kann; aber gerade deshalb muß ich dafür sorgen, daß Du Dich in keine solche Thorheiten tiefer einläßt. Und ich werde dafür sorgen, verlaß Dich d'rauf!“

Damit wandte er ihr den Rücken und ging den Anderen nach zum Saal hinaus.

Emilie hatte Mühe, ihre Thränen zurückzuhalten. Ihre Angst wuchs mit jeder Secunde. Es mußte Rath geschafft werden — so oder so. Das entschlossene Mädchen griff zu einem verzweifelten Mittel.

Sie ging auf Helene zu, die nicht weit von ihr mit andern Damen auf dem Divan saß und sagte:

„Auf ein Wort, Helene!“

„Was ist's?“ sagte Helene, aufstehend.

„Komm ein wenig weiter hierher. — Helene, Du hast den Doctor Stein lieb, nicht wahr?“

„Wie kommst Du darauf?“ erwiederte Helene und die Gluth schoß ihr in die bleichen Wangen.

„Gleichviel, ich habe ihn auch lieb; ich habe ihn sehr lieb, wenn Du willst — und deshalb bitte ich

Dich, sage ihm — Du kannst es, ich kann es nicht, sonst würde ich es selber thun — er sollte sich aus der Gesellschaft entfernen. Cleten und mein Bruder und die Andern sind sehr aufgebracht über ihn. Ich fürchte, sie führen etwas gegen ihn im Schilde. Bitte, bitte, Helene, sage ihm: er solle fortgehen — gleich — ich wäre außer mir, wenn ihm auch nur die geringste Beleidigung von meinem Bruder oder von Cleten zugefügt würde."

„Aber wo ist er?" sagte Helene, welche die von Emilie ausgesprochenen Befürchtungen, freilich nicht ganz aus denselben Gründen, nur zu wahrscheinlich fand. „Ich glaube, er ist schon wieder nach oben gegangen."

„Wenn Du es nicht gewiß weißt, verlasse Dich nicht darauf. Frage doch den Bedienten da?"

„Haben Sie Herrn Doctor Stein nicht gesehen?" fragte Helene.

„Er ist drüben, gnädiges Fräulein, in den Spielzimmern."

„O, mein Gott, was sollen wir thun?" sagte Emilie.

„Baron Oldenburg!" rief Helene; „wollen Sie die Güte haben, einen Augenblick hierher zu kommen?"

„Mit Vergnügen, mein Fräulein," sagte der Ba-

ren, der, die Hände auf dem Rücken, ein Gemälde an der Wand betrachtete.

„Was haſt Du vor, Helene?“

„Laß mich nur! Wollen Sie mir einen Gefallen thun, Herr Baron.“

„Mais, sans doute!“

„Suchen Sie den Doctor Stein auf; er iſt drüben in den Spielzimmern, und ſagen Sie ihm: ich ließe ihn bitten, ſogleich zu Bruno zurückzukehren. Hören Sie? ſogleich!“

„Es bedurfte nicht Oldenburg's Scharfblicks, um zu ſehen, daß dieſer Auftrag, den ein Diener eben ſo gut hätte ausführen können, eine tiefere Bedeutung hatte. Helene hatte die größte Mühe gehabt, die Worte in einem einigermaßen unbefangenen Tone hervorzubringen, und Emilien's mit dem Ausdruck der geſpannteſten Erwartung auf ihn gerichtetes, von der innern Erregung blaſſes Geſicht, war ein ſehr deutlicher Commentar zu Helenen's Worten.

„Iſt das Alles, mein Fräulein?“

„Ja.“

„Ich gehe, Ihren Auftrag ſofort und pünktlich auszurichten!“ ſagte der Baron, ſich verbeugend und mit, ſelbſt für ihn ungewöhnlich langen Schritten den Saal verlaſſend.

Unterdessen hatte Oswald, nachdem Helene mit ihm gesprochen, sich zwecklos in den Zimmern herumgetrieben. Es war seine Absicht gewesen, sogleich hinauf zu gehen; aber der Gedanke, Bruno, wenn er wirklich, wie er hoffte, eingeschlafen sein sollte, nur zu stören; vielleicht der unbestimmte Wunsch, Helenen noch einmal zu sehen, und jene dunkle dämonische Macht, die den Menschen, unbekümmert um sein Wohl oder Wehe, seinem Schicksal entgegentreibt, ließen ihn nicht dazu kommen. Ohne kaum zu wissen, wie er dorthin gerathen war, fand er sich plötzlich in einem Zimmer auf der andern Seite des Flurs, wo sich eine Menge Herren um einen großen Tisch drängten. Einige saßen, die Meisten standen. Herr von Barnewitz saß in der Mitte, und hielt Bank. Er mußte viel Glück gehabt haben. Große Haufen von Gold- und Silberstücken und Kassenscheinen lagen vor ihm und vermehrten sich mit jedem Augenblick. Felix saß in seiner Nähe. Er pointirte sehr eifrig, aber, wie es schien, nicht besonders glücklich. Sein Gesicht war stark gerötbet, seine Augen mit Blut unterlaufen, die Adern auf seiner Stirn geschwollen. Er hörte wenig auf die Herren, die hinter ihm standen und von denen einige ihn noch aufzumuntern, andere zurückhalten zu wollen schienen. Oswald kam ihm zufällig gerade

gegenüber zu ſtehen; Felix bemerkte ihn erſt nach einiger Zeit; man hätte ſehen können, daß von dem Augenblick an ſeine Unruhe noch größer wurde; er trank ein Glas auf das andere aus der neben ihm ſtehenden Weinflaſche, und verdoppelte und verdreifachte ſeine Einſätze, ohne einen andern Erfolg, als daß er doppelt und dreifach ſo viel und ſo ſchnell verlor, als vorher.

Eben war wieder eine Rolle Goldſtücke zu den übrigen, die vor Barnewitz aufgehäuft waren, gewandert; Felix griff in die Brieftaſche, die vor ihm lag, und holte eine Kaſſenanweiſung heraus.

„Sie werden doch nicht das Ganze auf einmal ſetzen wollen, Grenwitz?“ ſagte von Grieben, ſeine Giraffengeſtalt zu ihm niederbeugend.

„Sie ſind wol toll, Grenwitz?“ ſagte Cleten, der mit Sylow ſoeben hereintrat.

„Ach was!“ ſagte Felix, „das Andere hält nur auf.“

„Faites votre jeu, Messieurs!“ rief Barnewitz, ein neues Spiel Karten zur Hand nehmend.

„Haben Sie geſetzt, Grenwitz?“

„Ja wol!“

„Coeurdame für mich. Damen immer für mich. Danke, Grenwitz, kommen Sie bald wieder ſo.“

Felix schien für den Augenblick diesem freundlichen Wunsche nicht entsprechen zu können. Sein wirrer Blick irrte über den Kreis derer, die den Tisch umstanden und blieb auf Oswald haften.

„Sie da!“ rief er plötzlich überlaut; „holen Sie mir doch einmal ein Glas Wein.“

Oswald wurde erst, als die Augen Aller sich auf ihn wandten, inne, daß diese groben Worte an ihn gerichtet waren.

„Der Mensch scheint nicht hören zu können,“ rief Felix. „Sie sollen mir ein Glas Wein holen, verstanden!“

„Ich glaube, ein Glas Wasser würde Ihnen dienlicher sein,“ sagte Oswald, ohne seine Stellung zu verändern, mit ruhiger, fester Stimme.

Es war so still in dem Zimmer geworden, daß man eine Nadel hätte fallen hören.

„Wie gefällt Ihnen das, meine Herren?“ sagte Felix, um sich blickend; „mein Onkel hält sich eine allerliebste Sorte Bedienten, meinen Sie nicht?“

„Zeigen Sie ihm doch, wer Herr im Hause ist,“ sagte von Ahlen.

„Oder lassen Sie ihn eine Stunde nachsitzen,“ meinte von Sydow.

„Oder beſſer: geben Sie ihm die Ruthe, mit der er ſeine Buben züchtigt," ſagte von Cloten.

„Oder ſtrafen Sie ihn mit der Verachtung, die er verdient;" rief von Breeſen.

Oswald wandte ſeine Augen von Einem zum Andern, wie ein Löwe, der nicht weiß, ob er ſich auf die Hunde, die ihn umheulen, ſtürzen ſoll oder nicht. Seine Geſtalt war hoch aufgerichtet. Vielleicht zitterte die Hand, die er auf den Tiſch gelegt hatte, etwas; aber ſicher nicht aus Feigheit.

„Werden Sie gehen, oder nicht?" rief Felix, aufſpringend und dicht vor Oswald tretend.

„Treiben Sie die Unverſchämtheit nicht zu weit," ſagte Oswald, die Roſenknospe, die er für Bruno von Helene erhalten hatte, in das Knopfloch ſteckend; „ich müßte ſonſt an Ihnen ein Exempel für die übrigen Burſche ſtatuiren."

Felix faßte nach Oswalds Bruſt. Oswald packte ihn mit ſtarken Armen, riß ihn in die Höhe und ſchmetterte ihn zu Boden, daß die Gläſer und das Geld auf dem Tiſche erklirrten.

„Wer hat Luſt, der Zweite zu ſein?" rief er mit Donnerſtimme; „kommt heran, ihr feigen Wölfe, die ihr nur in Rudeln jagt!"

Seine Augen blitzten vor Kampfesluſt; ſeine Bruſt

wogte; seine Hände ballten sich krampfhaft; er achtete in diesem Momente sein Leben keine Nadel werth.

Das sahen Alle, und Keiner wagte, seine Herausforderung anzunehmen.

Felix hatte sich wieder aufgerafft und war in die Arme der ihm zunächst Stehenden zurückgetaumelt. Er war betäubt von dem schweren Fall; Blut strömte ihm aus Nase und Mund.

Ein drohendes Murren lief durch die Schaar. Man hörte einzelne Stimmen: sollen wir das dulden? — schlagt ihn nieder! — er darf nicht lebend vom Platz!

Sie drängten an ihn heran; ein wüstes Schreien und Toben brach aus dem Haufen; Oswalds Blicke suchten den heraus, welcher zunächst an die Reihe kommen sollte.

Da stand plötzlich Oldenburg neben ihm.

„Wie, meine Herren?" rief er, sich zu seiner ganzen stattlichen Höhe emporrichtend, „zwanzig gegen Einen? Der Kampf ist doch ein wenig zu ungleich. Wollen Sie sich nicht lieber noch ein paar Bedienten zur Hülfe rufen?"

Dies Wort wirkte wie ein Zauber. Er stellte für Jeden die schimpfliche Scene in das rechte Licht.

Die Verständigeren wußten dem Barone Dank, daß er ihnen eine Schande erspart hatte, die der nächste Augenblick über sie gebracht haben würde. Nur Einige schienen seine Dazwischenkunft übel zu empfinden.

„Die Sache geht Sie nichts an, Baron," rief Grieben trotzig.

„Erlauben Sie, Herr von Grieben," erwiederte Oldenburg, „die Sache geht mich aus zwei Gründen etwas an. Einmal, weil ich es für die Pflicht jedes Mannes halte, darauf zu sehen, daß es bei solchen Affairen, ich will nicht einmal sagen, anständig, sondern nur ehrlich zugeht, und zweitens, weil ich die Ehre habe, Herrn Doctor Stein meinen Freund zu nennen. Wenn Sie, oder irgend einer der Herren mich für das, was ich hier gesagt habe, zur Rechenschaft ziehen zu müssen glauben, so stehe ich gern zu Diensten. Vorläufig aber verstatten Sie mir, dafür zu sorgen, daß die Angelegenheit meines Freundes, des Herrn Doctor Stein, wie es sich unter Männern ziemt, zu Ende geführt wird. Ich werde in wenigen Augenblicken wieder unter Ihnen sein, Ihre Aufträge entgegenzunehmen. Wollen Sie mir Ihren Arm geben, Herr Doctor?"

Der Baron nahm Oswald's Arm in den seinen

und führte ihn durch die Schaar der jungen Edelleute, die bereitwillig Platz gab, hindurch, zum Zimmer hinaus.

Draußen angelangt, sagte er: „Gehen Sie nur auf Ihr Zimmer. Ich folge Ihnen in wenigen Minuten. Es versteht sich von selbst, daß Sie der Beleidigte sind."

„Ja."

„So werde ich Felix von Grenwitz in Ihrem Namen auf Pistolen fordern."

„Ihn und wer noch sonst Lust hat, einen Gang mit mir zu machen."

„Wir wollen uns vorläufig mit Grenwitz begnügen. An den Andern ist Ihnen ja auch wohl so viel nicht gelegen. Wann?"

„Sobald wie möglich natürlich; morgen früh meinetwegen."

„Bon. Zehn Schritt Distance etwa?"

„Oder fünf."

„Zehn reicht aus. Das Uebrige überlassen Sie mir. Also au revoir in Ihrem Zimmer."

Der Baron kehrte auf den Schauplatz der letzten Scene zurück, wo natürlich die Sache von zwanzig Zungen zugleich besprochen wurde, die bei Oldenburg's Eintreten verstummten. Oldenburg entledigte sich

seines Auftrags an von Grieben, der es übernommen hatte, Felix zu secundiren. Es wurde ein Rencontre auf die fünfte Stunde des folgenden Tages (im Fall Felix sich bis dahin nicht erholt haben sollte, auf die zehnte) verabredet; das Rendezvous: ein kleines Wäldchen auf dem Gute Herrn von Cloten's. Dann folgten die Herren — man kann sich denken, in welcher Stimmung — der schon zweimal an sie ergangenen Aufforderung, sich in den Ballsaal zu verfügen, um die Damen zur Abendtafel hinauf zu begleiten. Felix war schon vorher von Einigen auf sein Zimmer geführt worden, da er zu berauscht und von seinem Falle noch zu betäubt war, um weiter an der Gesellschaft Theil nehmen zu können. Oldenburg begab sich zu Oswald zurück.

Als er ihn nicht in seinem Zimmer fand, und ihn bei Bruno vermuthete, aus dessen Zimmer das Licht durch die halb geöffnete Thür schimmerte, ging er leise dorthin und sah Oswald über des Knaben Bett gebeugt.

„Wie steht es?" fragte er.

„Ich fürchte, schlecht," sagte Oswald, emporblickend; „sein Schlaf ist sehr unruhig und der Puls fliegt."

„Lassen Sie mich sehen," sagte Oldenburg, „ich verstehe mich auf dergleichen."

„Er iſt in der That ſehr krank," ſagte er nach einer kleinen Pauſe. „Wie lange währt denn dies ſchon und wie hat es angefangen?"

Oswald gab ihm mit fliegenden Worten eine Schilderung von Brune's Krankheit.

„Und der Schmerz hatte vor einer Stunde völlig nachgelaſſen?" fragte Oldenburg.

„Ja, faſt gänzlich —"

„Dann machen Sie ſich auf das Schlimmſte gefaßt. Ich vermuthe, es hat eine Verletzung im Innern ſtattgefunden, und jetzt iſt der Brand dazu getreten. Einer von uns muß nach dem Doctor." — Er ſah nach der Uhr. „Es iſt zehn; ich wollte vor Tiſch wieder nach Hauſe reiten. Mein Amanſor ſteht in dieſem Augenblick geſattelt vor der Thür. Reiten Sie nach der Stadt. Ich bin hier vielleicht jetzt nützlicher wie Sie. Sie haben hellen Mondſchein. Der Weg iſt gut. Nach B. iſt eine halbe Meile. In zehn Minuten ſpäteſtens müſſen Sie dort ſein. Ziehen Sie ſich ihren Frack aus und einen Ueberrock an. So! Peitſche und Sporen brauchen Sie nicht. Amanſor iſt noch ganz friſch. Schonen Sie ihn nicht."

Der Baron hatte Oswald den Rock anziehen helfen, ihm den Hut auf den Kopf geſetzt. Oswald ließ

Alles mit sich geschehen. Er fand sich erst auf Almansors Rücken wieder, als ihm der Nachtwind um die Ohren pfiff, und Bäume und Häuser, Hecken und Felder und Gärten rechts und links im Mondenschein gespenſterhaft an ihm vorüberflogen.

Und jetzt war er auf der weiten Haide, die sich hinter dem Dorfe bis nach Faschwitz erstreckt. Er sah den Mondenschein unheimlich glitzern in dem schwarzen Wasser der tiefen Torfgräben; er hörte von Zeit zu Zeit den heiseren Schrei eines Sumpfvogels, den er aus seinem Neste aufgeschreckt hatte; sonst nichts, nichts als den dumpfen Donner von Almansors flüchtigen Hufen und den Nachtwind, der seufzend und klagend über die Haide strich.

Und jetzt, als er mitten auf der Haide war — war das nicht noch ein anderer Hufschlag außer dem Almansors, oder war es nur das Echo? Es kam näher und immer näher; Almansor spitzte die Ohren und griff aus, schneller und immer schneller, als flöhe er vor dem Tod. Und doch kam es näher und immer näher. Oswald blickte sich um und ein Grausen packte ihn, als er jetzt dicht hinter sich eine lange schwarze Gestalt auf einem schwarzen Pferde erblickte, dessen Hufe den Boden nicht zu berühren schienen.

Noch eine Secunde und der schwarze Reiter war

an ſeiner Seite, die Pferde jagten Kopf an Kopf und ſchnoben ſich an aus weit geöffneten Nüſtern.

„Was beliebt?“ rief Oswald, ſein Grauſen bemeiſternd.

„Nicht viel!“ erwiederte der ſchwarze Reiter mit einer tiefen hohlen Stimme. „Wollte nur vermelden, daß meine gnädige Frau ſeit vorgeſtern zurück; ich dachte, der junge Herr wüßten's vielleicht nicht. Nicht für ungut, junger Herr! gute Nacht und gute Verrichtung!“

Der Reiter warf ſein Roß herum; Almanſor ſtürmte weiter; im nächſten Augenblicke ſchon war Oswald wieder allein.

War dies die Ausgeburt ſeines überreizten Hirns? war's Wirklichkeit? war es ein Phantom? war es der alte Baumann auf dem Brownleck geweſen? Oswald hätte es nicht zu ſagen gewußt.

Und wieder flogen Bäume und Häuſer, Hecken und Gärten rechts und links geſpenſterhaft im Mondenſchein an ihm vorüber. Ein Hund fuhr heulend nach Almanſors Hufen. Im nächſten Augenblick ſchon war Alles verſchwunden und unüberſehbare Kornfelder wogten und ziſchelten auf beiden Seiten der Straße.

Dann ſchimmerten Lichter be[illegible] näher und näher. Eine helle Glocke ſchlug Schlag an;

schon viertel auf elf! — und wieder Häuser rechts und links, Bäume und Hecken und Gärten. Dann ein dunkles Thor, und dann den Hufschlag Almansors auf dem Straßenpflaster.

„Wo wohnt der Doctor Braun?"

„Die Straße zu Ende; das letzte Haus links."

Vor dem bezeichneten Hause hielt ein Wagen. Aus der offenen Hausthür und den offenen Fenstern in den Parterrezimmern schimmerte Licht.

„Ist der Doctor zu Hause?"

„Hier!" sagte Doctor Braun am Fenster erscheinend. „Von wo her?"

„Von Grenwitz. Ich bin's. Eilen Sie; Bruno liegt auf den Tod."

„Wollte eben hinaus;" rief Doctor Braun; schon in der Thür. „Setzen Sie sich zu mir. Ich will selber fahren. Karl kann Ihr Pferd langsam zurückreiten. Sitzen Sie? ja; dann fort!"

Der Wagen donnerte durch die dunkeln Straßen, durch das enge Thor, hinaus in die stille Mondnacht, die über Feldern und Gärten, und Wäldern und Wiesen so duftig und tämmerisch lag, denselben Weg, den Oswald vor wenigen Minuten gekommen war. Die kräftigen Pferde des Doctors griffen mächtig aus, schon waren sie wieder auf der Haide.

„Es war nicht viel gesprochen worden von beiden Seiten. Oswald hatte von Bruno's Krankheit, wie es der Arzt pflegt, Bericht erstattet, auf Nebendingen verweilend, und das Wichtigste auslassend. Doctor Braun hatte einige kurze Fragen gethan. Dann hatten Beide eine Zeit lang geschwiegen.

„Sie müssen sich auf das Schlimmste gefaßt machen!" hub Doctor Braun an. „Es ist, nach dem, was Sie mir gesagt haben, sehr wahrscheinlich, daß wir Bruno nicht mehr am Leben finden."

Oswald antwortete nicht. Ein Stöhnen brach aus seiner Brust, wie eines Gefolterten, wenn die Schrauben noch um eine Windung angezogen werden.

Der Doctor hieb in die Pferde, die nun im Galopp weiter stürmten.

Ein paar Minuten später hielt der Wagen vor dem Portal. Das ganze Schloß schimmerte von Licht. Aus dem Speisesaale rauschte die Musik. Die Diener liefen geschäftig ab und zu.

Als sie in Bruno's Zimmer traten, erhob sich der Baron von dem Bett, über das er gebeugt stand.

„Gott sei Dank, daß Sie kommen!" sagte er; ich habe schon an vielen Krankenlagern gewacht; so lang aber ist mir keine Stunde geworden!"

Er trocknete sich seine Stirn; sein ernstes Gesicht war bleich; er schien auf's Tiefste ergriffen.

Doctor Braun untersuchte den Kranken, dann blieb er neben dem Bett stehen, ohne die Andern anzublicken.

„Ist keine Hoffnung?"

„Keine."

Da richtete sich Bruno halb auf:

„Bist Du's, Mutter? kommst mich einzulullen? wie geht doch noch die alte Weise?"

Und in wunderbar süßen Tönen, leise, ganz leise, wie die Klänge einer Aeolsharfe, begann er ein schwedisches Lied zu singen, wie es ihm wol seine Mutter vor langen Jahren gesungen haben mochte.

Er lehnte sich wieder in das Kissen zurück. Durch die tiefe Stille im Zimmer tönte nur das Schluchzen Oswalds; auch die Augen der beiden andern Männer standen voll Thränen.

„Bist Du es, Oswald?" fragte Bruno, „weshalb weinst Du? guten Abend, Herr Doctor; wo kommen Sie her? es geht wol zu Ende mit mir? Wo ist Baron Oldenburg? Geben Sie mir die Hand. Sie sind sehr gut gegen mich gewesen. Doctor, muß ich sterben? Ja? — sagen Sie es mir, ich bin kein Feigling, ich habe es schon seit gestern gewußt; muß ich

ſterben? ja! — dann, Oswald, eine Bitte; ich will es Dir in's Ohr ſagen."

Oswald beugte ſich über ihn.

Er erhob ſich und ging nach der Thür. Oldenburg war ihm gefolgt.

„Ich weiß, was Bruno will!" ſagte er; „er hat in ſeinen Phantaſien ſchon hundert Mal nach ihr verlangt; ich will ſie rufen. Es iſt ja eines Sterbenden letzte Bitte."

Er entfernte ſich, Oswald trat wieder an das Bett.

„Kommt ſie?"

„Ja."

„Lege mir das Kopfkiſſen etwas höher, Oswald, und ſtelle die Lampe da hin, daß der Schein über mich weg, gerade auf ſie fällt. Danke, ſo iſt es recht."

„Sie kommt nicht — doch! war das nicht ihre Stimme? ſchraube die Lampe tiefer, Oswald — es wird ja ſo hell im Zimmer . . . Helene!"

Ein ſeliges Lächeln flog über ſein Geſicht.

„Helene! wie bleich Du biſt! und doch wie ſchön! gieb mir die Roſe an Deinem Buſen! o, weine nicht! laß mich Deine Hand küſſen, Helene!"

Helene neigte ſich zu ihm und küßte ihn auf den Mund.

Bruno ſchlang ſeine Arme um ihren Hals.

„Ich liebe Dich, Helene!“

Seine Arme glitten auf die Decke zurück. Doctor Braun zog Helene ſanft in die Höhe. Er beugte ſich über das Bett und lauſchte einen Augenblick. Indem er ſich wieder aufrichtete, ſtrich er mit der Hand leiſe über die Augen des Todten.

Siebenzehntes Kapitel.

Es war drei Tage nach den Ereigniſſen dieſer Nacht.

In der Frühe des Morgens hatte es geregnet; jetzt in den Vormittagsſtunden, blickte die Sonne auf Augenblicke aus den ſchweren Wolken, die ſich lang und langſam vor einem feuchten Weſtwinde nach Oſten ihr entgegenwälzten.

Auf dem Kirchhofe zu Faſchwitz gingen in der Lindenallee, die von dem einen Ende bis zum andern führt, und die Gräber der Adligen von denen der gewöhnlichen Sterblichen trennt, zwei Perſonen in ernſten Geſprächen auf und ab. Vor der einen Thür des Kirchhofs, aus der man unmittelbar auf die Landſtraße gelangt, hielt eine mit zwei Pferden beſpannte elegante Kutſche. Neben der Kutſche hin und her führte ein Reitknecht zwei ſchöne Pferde am

Zügel. Kutscher und Reitknecht unterhielten sich nur im halblauten Ton, als ob sie den alten Mann mit dem langen eisgrauen Schnurbart, der auf einem der Prellsteine an der Kirchhofsthür saß und von Zeit zu Zeit die tiefliegenden ernsten Augen durch das Gitter der Thür auf die in dem Lindengange auf und ab Wandelnden wandte, in seinen Betrachtungen nicht stören wollten.

Die auf und ab Wandelnden waren Melitta und Oldenburg. Melitta war nicht in Trauer, aber ihr liebes schönes Gesicht hatte einen Ausdruck von Schwermuth, den man wohl früher nicht darin gesehen hatte. Selbst das Lächeln, mit welchem sie manche Bemerkung ihres Begleiters beantwortete, war nicht das alte, freudige — es war wie die Sonnenblicke heute aus den trüben melancholischen Wolken.

„Und Sie wollen wirklich fort?" fragte sie, eine Pause, die in dem Gespräche eingetreten war, unterbrechend.

„Ich ritt nach Berlow hinüber, Ihnen meinen Abschiedsbesuch zu machen, und Sie zu fragen, ob Sie noch irgend Befehle für mich hätten. Daß dies keine leere Form war, können Sie daraus sehen, daß ich Ihnen, als ich Sie nicht fand, hierher auf den

Kirchhof gefolgt bin, obgleich Kirchen und Kirchhöfe, wie Sie wissen, durchaus nicht zu den Oertern gehören, die ich mit Vorliebe aufsuche."

„Und wohin werden Sie diesmal Ihre Schritte lenken?"

„Ich weiß es noch nicht. Was soll ich hier? Da ich für die nicht leben kann, für die ich leben möchte, und da es in unserer engbrüstigen Zeit an jedem großen Zweck gebricht, an dessen Erreichung ein Mann sein Leben setzen könnte, so will ich denn auch, ein anderer Peter Schlemihl, meinen eignen Schatten suchen gehen. Ich fürchte nur, daß ich ihn niemals wieder finde, oder daß, wenn ich ihn finde, er sich wieder von mir trennt, wie das letzte Mal."

„Haben Sie die Spur der braunen Gräfin nicht verfolgt?"

„Nein. Es würde auch nichts geholfen haben. Wandernde Zigeuner hinterlassen keine Spuren, so wenig wie ein Schiff, das durch die Wogen streicht. Wenn ich nicht wieder kommen sollte, Melitta, lassen Sie sich Ihre Büste, die ich in Rom von dem jungen Goldoni anfertigen ließ, und die jetzt in Cona in meinem Arbeitszimmer steht, geben. Oder wollen Sie sie sogleich haben?"

„Nein," sagte Melitta; „behalten Sie sie immer-

hin. Ihre unendliche Güte verdiente wohl einen beſſeren Lohn als kalten Marmor."

„Oder Marmorkälte?" ſagte Oldenburg lächelnd.

„Die empfinde ich nicht gegen Sie, Oldenburg," ſagte Melitta mit Wärme; „wahrhaftig nicht. Ich liebe Sie wie einen um ein paar Jahre älteren Bruder, der halb und halb Vaterſtelle an uns vertreten hat, und zu dem wir mit freudiger Verehrung und Dankbarkeit emporblicken. Es iſt unſer Schickſal, daß Sie mich mit einer anderen Liebe lieben müſſen, daß ich Sie mit keiner andern Liebe lieben kann."

„Es iſt unſer Schickſal, Melitta, ja wohl! und nun laſſen Sie uns nicht weiter davon ſprechen. Gegen das Schickſal läßt ſich nichts thun. Wir können nur das Haupt beugen, und die Lorbeerkrone oder den Todesſtreich ſchweigend entgegen nehmen. Das habe ich in den letzten Tagen lernen können, wenn ich es ſonſt noch nicht gewußt hätte. Und nun, Melitta, da Du mich ſelbſt Deinen Bruder genannt haſt, laß mich auch wie ein Bruder mit Dir ſprechen. Darf ich?"

„Ja;" ſagte Melitta, die den Kopf bei dieſen letzten Worten Oldenburg's geſenkt hatte, leiſe nach einer kleinen Pauſe.

„Bekämpfe Deine Liebe zu Oswald! Ich kann Dir nicht rathen, den Pfeil mit einem Ruck aus der Wunde zu ziehen, denn ich fürchte, Dein Leben würde mit Deinem Blute entströmen; aber sträube Dich auch nicht gegen die Wirkungen der Zeit, die fast so allmächtig ist, wie das ewige Schicksal. Du wirst nach einigen Wochen, einigen Monaten, gleichviel! aber Du wirst in Kurzem ruhiger über dies Alles denken; willst Du mir, Deinem Bruder, versprechen, diese ruhigeren und weiseren Gedanken nicht wie eine Versündigung an Deiner Liebe von Dir zu weisen?"

„Ja."

„Denn, Melitta, er ist Dir doch verloren, auch wenn er diese seine neueste Leidenschaft überwinden sollte. Er wird sich auf seiner tollen Jagd nach dem Ideal, das er nie auf Erden außer sich finden kann, weil es nur in seinem Gehirn lebt, in eine andere und wieder in eine andere Liebe stürzen; immer wähnen: dies ist, wonach Du bis jetzt vergeblich gesucht, und immer wieder das Trügerische dieser Illusion erkennen, bis er zuletzt in der Verzweiflung über sein Schlemihlthum irgend einen Schritt thut, der ihn aller weiteren Sorgen um die

confuse Welt überhebt. Die letzten Tage haben ihn diesem unvermeidlichen Ziele um eben so viele Jahre näher gebracht."

„Wie steht es auf Grenwitz?"

„Felix ist jetzt außer Gefahr, obgleich man ihn in den ersten Stunden aufgegeben hatte. Er wird aber wohl sein Leben lang ein Invalide bleiben — eine schwere Strafe für Jemand, der, wie er, „geschwelgt in der Blumen Süßigkeit und jede Blume brach." Oswald's Kugel hat, nur um eines Haares Breite ihr Ziel verfehlt. Felix wird Bruno's Tod sein Leben zu danken haben. Oswald hat während des Duells kein Wort gesprochen, seine Miene blieb unbeweglich; nur als Felix stürzte, flog eine Art von Lächeln über sein blasses Gesicht; er schien das Bild der vollkommensten Ruhe, und nur, wer ihn genauer betrachtete, sah, wie es in ihm wühlte, und bemerkte, daß von Zeit zu Zeit ein Fieberschauer durch seinen Körper zuckte. Er hat sich bei der ganzen Affaire mit einem bewunderungswürdigen Tact benommen, der selbst der Schaar seiner Gegner Achtung abnöthigte. Sogar Cleten fühlte sich gedrungen, in die bewundernden Worte auszubrechen: es ist wahrhaftig Schade, daß der Mensch nicht von Adel ist."

„Und Helene?"

„Sie reiste ein paar Stunden vor dem Duell mit ihrem Vater nach Grünwald. Ich glaube, man will das Mädchen dort in einer Art von anständiger Verbannung lassen, bis eine Aussöhnung mit der Mutter zu Stande gebracht werden kann. Das wird aber lange dauern. Die gute Frau ist vorläufig ganz außer sich, und nur die Vorstellungen Cleten's und Anderer, daß Felix durchaus der Beleidiger gewesen ist, und durch sein Betragen das Duell unvermeidlich gemacht hat, haben sie verhindert, Himmel und Hölle und die ganze Polizei gegen Oswald in Bewegung zu setzen."

„Und — Oswald?"

„Ich denke, er hat Dir geschrieben?"

„Ja, aber nichts über seine Pläne für die Zukunft."

„Von denen weiß auch ich nichts. Wir haben kaum drei Worte mit einander gewechselt. Ich weiß nur, daß er, um den Ausgang des Duells abzuwarten, sich während dieser letzten Tage in B. beim Doctor Braun aufgehalten hat. Ich freue mich über diese Wahl seines neuen Freundes. Braun scheint ein ebenso liebenswürdiger, wie geistreicher und verständiger

Mann. Gebe der Himmel, daß er unserm Telemach ein weiserer Mentor ist, als ich ihm bei dem besten Willen zu sein vermochte. — Aber ich muß jetzt scheiden, Melitta. Mein Almanser schlägt sich sonst die Hufe ab. Hast Du noch etwas hier zu thun?"

„Nein," sagte Melitta; „wir können gehen."

„Wirst Du oft hierherzurücklehren?"

„Schwerlich. Ich habe nur sehen wollen, ob meinen Anordnungen Folge geleistet ist. Sie wissen am besten, daß der Todte, den ich zu besuchen kam, schon seit langen Jahren nicht, ja daß er eigentlich nie für mich gelebt hat."

„Dann laß uns gehen, Melitta."

Der Baron nahm den Arm der jungen Frau und führte sie die Allee hinauf. Sie sprachen weiter kein Wort. Der alte Baumann öffnete den Schlag der Kutsche. Oldenburg hob Melitta hinein und stand noch einen Augenblick, den Hut in der Hand, an dem offenen Fenster. Als die Pferde anzogen, reichte ihm Melitta die Hand, er drückte sie an seine Lippen. Er stand noch ein paar Augenblicke und sah dem davoneilenden Wagen nach. Dann winkte er seinem Reitknecht, bestieg seinen Almanser und ritt im Galopp nach der entgegengesetzten Richtung davon.

Diese letzte Scene hatten zwei Männer beobachtet, die in demselben Augenblick, als Melitta und Oldenburg den Kirchhof verließen, durch die zweite Thür, welche auf die Dorfstraße führte, eingetreten waren und auf ein frisches Grab, in der Nähe der Thür, auf der adligen Seite, und auf ein etwas älteres, auf der andern Seite, Kränze gelegt hatten. Es waren Oswald und Doctor Braun; beide in Reisekleidern. Sie standen, Arm in Arm, auf der Treppe der Kirche und sahen der Abschiedsscene zwischen Oldenburg und Melitta zu. Als der Baron Melitta's Hand küßte, flog ein ironisches Lächeln über Oswald's bleiches und verfallenes Gesicht.

„Können wir gehen?" sagte er: „Mir ist, als brennte mir der Boden unter den Füßen."

„Ich bin bereit," sagte der Doctor. „Wenn es nach meinem Willen gegangen wäre, hätten Sie diese Gegend schon längst verlassen, und wenn es nach meinem Willen geht, kommen Sie nie wieder hierher zurück. Die Reise, die wir vorhaben, wird Sie wieder zu sich selbst bringen. Sie haben viel verloren, aber nichts, was sich nicht wieder gewinnen ließe. Sie haben Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft, verachtet; und doch ist für Sie nur

Rettung zu hoffen von eben dieſer Kraft, „denn“ —
Sie erinnern ſich der Worte Ihres Lieblingsdichters:

„ — was Amor uns entwendet,
Kann Apoll nur wiedergeben:
Ruhe, Luſt und Harmonien
Und ein kräftig' rein Beſtreben —

Kommen Sie! laſſen Sie die Todten ihre Todten begraben! für Sie muß jetzt ein neues Leben beginnen.“

Ende.

Druck von A. Hofschläger in Berlin.

Problematiſche Naturen.

Roman

von

F. Spielhagen.

Zweite Abtheilung:

Durch Nacht zum Licht.

Erſter Band.

Berlin, 1862.

Verlag von Otto Janke.

Durch Nacht zum Licht.

Roman

von

F. Spielhagen.

Ex fumo dare lucem cogitat.
Horatius.

Erſter Band.

Berlin, 1862.
Verlag von Otto Janke.

...AVIENSIS.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Erstes Kapitel.

Der rothe Sonnenball hing tief am Horizonte. In den Schluchten des Gebirges dämmerten bereits blaue Schatten, während die waldbekrönten Hänge im warmen Abendschein erglühten. Das Laubholz prangte in dem bunten Schmuck des Herbstes; aber es kam seltener vor in diesem Theil der Berge, wo Schluchten ab Schluchten auf, über die wellenförmigen Rücken der Hügel weg tiefdunkle Tannenwaldungen sich breiteten.

Auf der Landstraße, die rechts und links mit zwerghaften Obstbäumen besetzt, in vielfachen Windungen dem Kamm des Höhenzuges zustrebte, fuhr langsam einer jener altmodischen, breitsitzigen, mit Hemmschuh wohlversehenen und mit zwei starknochigen, steifbeinigen Gäulen bespannten Wagen, wie man sie hier in den Städten miethet, wenn man eine mehrtägige Tour in das Gebirge machen will. Die Pferde lagen mit vorübergebogenen Köpfen fest im Geschirr,

und arbeiteten sich mühsam Schritt vor Schritt hinauf, denn der Weg war steil und der Wagen schwer, obgleich der Kutscher mit einem gelegentlichen: Het Brauner! Hü Fuchs! den sinkenden Muth der Thiere anfeuernd, nebenher ging und die beiden Herren, welche das Fuhrwerk vor einigen Tagen in Arnstadt gemiethet hatten, schon am Fuß des Berges ausgestiegen waren und gemächlich ein paar hundert Schritt hinterherschlenderten.

Es waren ein paar junge Männer, die nach ihrer Haltung und ihren Mienen offenbar der besten Klasse der Gesellschaft, das heißt, der Mittelklasse, in der sich Intelligenz und Bildung fast ausschließlich concentrirt, angehörten. Sie waren beide hochgewachsen und, wie es diesem Alter ziemt, schlank und elastisch; der Eine, etwas Kleinere, um dessen Mund und Wangen sich ein dichter, glänzend schwarzer Bart zog, wäre mit seinem feinen, geistreichen Gesicht dem ruhig prüfenden Auge von Männern wol als der Bedeutendere erschienen, obgleich er nicht ganz so groß und bei weitem nicht so schön war, wie sein Gefährte, der in den Städtchen und Dörfern, durch die sie kamen, die Blicke der schmucken Weiber und Mädchen ausschließlich auf sich zog.

Die beiden jungen Männer waren eine Zeit lang

durch die Breite des Weges, der hier, zur Verzweiflung der Pferde und Fußgänger, mit kleinen Steinchen beschüttet war, getrennt, schweigend neben einander her gegangen; jetzt, nachdem sie die böse Stelle passirt, näherten sie sich wieder und der mit dem dunklen Bart, die Hand zutraulich auf seines Begleiters Schulter legend, sagte in freundschaftlichem Ton: „Eh bien, Oswald! weshalb so still?“

„Ich gebe die Frage zurück,“ antwortete der Andre, die schönen ernsten Augen auf den Gefährten wendend.

„Ich genieße mit vollen Zügen die Herrlichkeit dieser abendlichen Landschaft,“ sagte Doctor Braun; „und der Genuß, wissen Sie, ist wortkarg, weil er vor lauter Genießen keine Zeit zum Sprechen hat. Aber sagen Sie selbst, ist es nicht wundervoll, dieses Thüringen? ist es nicht werth, das Herz Deutschlands, also das Herz des Herzens dieses unsers Welttheils, d. h. der bewohnten Erde zu sein? Bleiben Sie einen Augenblick stehen; wir haben gerade hier einen Blick, der einzig sein würde, wenn er in diesen herrlichen Bergen nicht tausend und aber tausend seines Gleichen hätte. Da ist das Thal, aus dem wir heraufgestiegen sind; Sie können jetzt deutlich den mäandrischen Lauf des weidenbesetzten Baches durch die Wiesen unterscheiden. Da liegt das Dorf, ein schmutzi-

ges Nest aus der Nähe betrachtet und jetzt wie schön! eingehüllt in seinen bunten Blättermantel und mit den blauen Rauchsäulen, die so gerade aus den Schornsteinen steigen und allmälig an der Wand des Berges zu einem blauen durchsichtigen Gewölk auseinanderweben! Und nun diese prachtvollen, mit Tannen bestandenen Hügel! Wie sie sich in tiefen satten Farben hintereinander abheben! und nun dieser Durchblick links auf die blauen Berge, über die wir heute Morgen gekommen sind! Und über dem Allen dieser einzig schöne Himmel, klar und tief und unergründlich wie eines geliebten Weibes Auge! O, es ist etwas Göttliches in diesen Linien und Lichtern! Sie sind wahrlich mehr, als eine bloße Augenweide, als eine Studie für den Maler; sie enthalten einen Trost für uns und eine Mahnung. Ein Blick in das zauberische Antlitz der Mutter Natur lullt unser wildes Herz zur Ruhe, läßt uns die abenteuerlichen Fratzen unserer sogenannten Cultur vergessen, stimmt uns zurück auf den tiefen Grundton unseres Wesens und erweckt oder wiederbelebt in uns den Glauben, daß alles Wahre, Hehre und Schöne unendlich einfach ist und daß der Quell der Befriedigung für Jeden fließt, der nur mit reinen Sinnen darnach sucht."

Oswald hatte, während Dr. Braun diese Worte

lebhaft und eindringlich, wie es seine Weise war, sprach, die Arme übereinandergeschlagen, mit trüben Blicken in die Ferne gesehen. Jetzt, als sein Begleiter aufgehört hatte zu sprechen, sagte er und es schwebte ein ironisches Lächeln um seinen Mund:

„Sind Sie dessen so gewiß? Und gesetzt, es wäre so, wie Sie sagen: was kann der Unglückliche dafür, daß seine Sinne nicht rein sind, daß er mit Blindheit geschlagen ist und den Quell der Befriedigung nimmer findet? Noch heute Abend werden wir einem solchen Unglücklichen gegenüberstehen. Oeffnen Sie ihm die blinden Augen, reinigen Sie seine verstörten Sinne und ich will Sie wie einen Gott verehren!"

Dr. Braun schien über diese Worte, die zuletzt in einem leidenschaftlichen und bittern Ton gesprochen wurden, betroffen. Er schwieg einige Augenblicke, während sie den Berg weiter hinauf schritten, dann sagte er:

„Ich glaubte, unsere lange Reise würde Sie ruhiger und heiterer gestimmt haben, Oswald. Ich beginne an meiner ärztlichen Kunst zu verzweifeln, jetzt, da ich sehe, daß die alten bösen Träume noch so mächtig in Ihnen sind, wie zuvor. Sie schienen fast geheilt von der verderblichen Sucht, sich, wie der

heine'sche Jüngling, an den Strand des Meeres zu gehen und die rauschenden Wogen nach den uralten malvelien Räthseln des Lebens zu fragen, und nun?" —

„Nun langweile ich Sie wieder mit den alten Jeremiaden? Nein, Franz, ich will Ihrer Seelenheilkunst keine Schande machen und mir Mühe geben, die Welt so schön und vernünftig zu finden, wie Sie. Es war das nur eine Reminiscenz aus der Vergangenheit. Daß sie mir gerade jetzt kommt, jetzt, wo wir dem Ziele unserer Wallfahrt uns nähern, wo ich dem edlen unglücklichen Manne, den ich so unendlich verehre und liebe, dem ich so viel verdanke, nach einer so langen Zeit, wo sich für ihn und mich so viel, so viel verändert hat, wieder unter die Augen treten soll — ist das nicht so natürlich, so begreiflich! Ich bin treulich Ihrem Rath gefolgt, so weit ich es vermochte. Ich habe das Vergangene vergangen sein lassen; ich habe die Kunst des Vergessens fleißig geübt, ich habe der Lebenden nicht gedacht und selbst die Schemen geliebter Todten, wenn sie sich an mich drängten, in den Hades zurückgewiesen; aber hier erscheint die Gestalt eines Lebendigen, der gestorben ist, eines Gestorbenen, der noch lebt, und ich finde in meinem Hirn und Herzen keinen Zauberspruch, diese

ehrfurchtgebietende, thränenwerthe Gestalt zu meistern, wie die anderen."

„So lassen Sie uns umkehren, sagte Dr. Braun mit großer Lebhaftigkeit. „Wenn Sie in sich nicht die Kraft fühlen, den Standpunkt, den Sie eingenommen haben, zu behaupten gegen jeden Einwurf, gegen jede Autorität, so wäre es Wahnsinn, sich in diese Gefahr zu stürzen. Lassen Sie uns umkehren; noch ist es Zeit."

„Nein," sagte Oswald, „das wäre feig und thöricht zugleich. Wir besiegen die Gefahr nicht, vor der wir fliehen. Ich muß Berger sehen und sprechen. Diese Zusammenkunft wird die Probe zu dem Exempel sein, an dem wir jetzt nun schon vier Wochen rechnen. Entweder ich erhole mich an dem Anblick des Wahnsinnigen vollends von meinem eigenen Wahnsinn, oder —"

„Hier giebt es kein Oder," rief Franz. „Wahrlich, Oswald, wenn ich Sie so reden höre, ich könnte Sie hungern lassen, peitschen lassen, bis Sie wieder zur Vernunft kommen oder der Vernunft die Ehre geben. Sie sind ein räthselhafter Mensch, eine durch und durch problematische Natur. Es sind in Ihrem Charakter Widersprüche, zu denen ich selbst nach unserem intimen Verkehr noch immer nicht die Erklärung gefunden habe. Die Factoren, aus deren Multiplication der fertige Mensch als Product hervorgeht:

Naturanlage und Erziehung müssen bei Ihnen in einer ganz sonderbaren seltenen Weise gemischt gewesen sein. Ich habe es bisher immer vermieden, von Ihrer Jugendzeit zu sprechen, aus einer durch die Zurückhaltung, der Sie sich auch im intimen Umgange befleißigen, sehr erklärlichen Scheu. Aber meine Freundschaft zu Ihnen ist größer, als diese Bedenken, die ja doch im Grunde sehr kleinlich sind. Wie wäre es, Oswald, wenn Sie mir, während die Sonne dort glorreich hinter den Bergen untergeht, und unsere armen Pferde sich mühsam den Berg hinauf quälen, etwas aus Ihrem früheren Leben erzählten — so wenig oder so viel, wie es Ihnen passend erscheint. Wollen Sie?"

„Gern!" sagte Oswald; „ich selbst habe in diesen Tagen oft an meine Jugend denken müssen. Wenn man, wie ich es jetzt thue, versucht, sich auf irgend einem gegebenen Punkte seines Lebens zurechtzufinden, ist man genöthigt, die Bahn bis zum Anfang zurückzumessen. Freilich sind Sie der erste und vielleicht der einzige Mensch, dem ich einen Blick in diese dunkeln Regionen meines Daseins gewähre und gewähren möchte."

„Um desto aufmerksamer werde ich sein," antwortete Dr. Braun.

Zweites Kapitel.

„Um mit dem Anfang anzufangen," sagte Oswald nach einer Pause, in welcher er seine Erinnerungen zusammenzurufen schien, „so bin ich in der Residenz geboren. Mein Vater war ein Sprachlehrer, meine Mutter eines Handwerkers Tochter. Sie sehen also, daß ich auf das Prädikat hochgeboren jedenfalls keinen Anspruch machen kann, und daß mein Haß gegen den Adel der ganz natürliche gesunde Haß des Plebejers gegen die Aristokratie, des Parias gegen die Brahminenkaste ist.

Weshalb mein Vater kurze Zeit nach meiner Geburt — ich war und blieb das einzige Kind meiner Eltern — aus der Residenz nach dem kleinen pommerschen Hafenort Boljast übersiedelte, habe ich nie erfahren können; wie ich denn überhaupt von der Geschichte meiner Eltern, von Allem, was vor meiner Geburt geschehen ist, möglichst wenig erkundet habe. Ich weiß nicht, ob ich überhaupt Verwandte väterlicher oder mütterlicher Seits besitze.

Sollte es der Fall sein, so sind sie mir jedenfalls gänzlich unbekannt.

Auch meiner Mutter erinnere ich mich nicht deutlicher, wie man sich an Wesen erinnert, die einem im Traume erschienen sind. Noch jetzt träume ich manchmal von einer jungen schönen Frau mit großen, blauen, süßen Augen. Sie spricht in sanften Tönen Worte, die ich nicht verstehe, die mir aber wie Musik des Himmels vorkommen und mich jedesmal selbst im Schlaf zu Thränen rühren. Ich weiß, daß dieses liebliche Traumbild, das stets ganz unverändert erscheint, meine Mutter ist. Sie starb, als ich das vierte Jahr noch nicht zurückgelegt hatte.

Wenn es einem Manne je gelingen könnte, bei einem der Mutter beraubten Kinde der Mutter Stelle zu ersetzen, so hätte mein Vater diese Aufgabe gelöst. Er hat mich, als ich ein kleines Kind war, in den Schlaf gesungen und gesprochen; er hat, wenn ich krank war, an meinem Bettchen Tag und Nacht gewacht; er hat mit mir in der Bodenluke gesessen und aus einer kleinen Thonpfeife abwechselnd mit mir bunte Seifenblasen in die Luft hinausgesandt; er hat mich das A B C gelehrt und wie man aus Baumrinde Schiffe macht; er hat mir die ersten lateinischen Vocabeln beigebracht, so gut wie Schwimmen und Schlitt-

schuhlaufen; er hat mir die ersten Lectionen im Griechischen und zugleich im Pistolenschießen und Fechten gegeben. Ich habe, bis ich zur Universität ging, keinen anderen Freund gehabt, als ihn.

Es war ein unergründlich wunderlicher Mann, schon in seiner äußern Erscheinung. Denken Sie sich eine fast zwerghafte, aber sehr wohl proportionirte, außerordentlich gewandte und bewegliche, Sommer und Winter, früh und spät mit einem schwarzen abgeschabten Frack, schwarzen Kniebeinkleidern, schwarzen Strümpfen und Schnallenschuhen bekleidete Gestalt, die, es mochte die Sonne scheinen oder regnen, stets mit dem Hut in der Hand über die Straßen ging. Denken Sie sich auf dieser kleinen Gestalt einen, vielleicht im Verhältniß etwas zu großen Kopf, mit einer festen, an den Schläfen kahlen Stirn, unter der ein paar stechende schwarze Augen hervorblitzten, und mit einem Gesicht, das, scharf und fein und streng, das Lachen entweder nie gekannt hatte, oder es seit vielen, vielen Jahren verlernt zu haben schien — so haben Sie das Bild meines Vaters, des „alten Candidaten", wie ihn in Volsast Jedermann und selbst die Gassenjungen nannten, mit denen ich, wenn sie sich über seine Erscheinung lustig zu machen wagten, manchen blutigen Strauß ehrlich ausgefochten habe.

Uebrigens paßte, außer etwa dem Beiwort „alt", jener Spitzname gar nicht auf meinen Vater. Er hat sich, so viel ich weiß, in seinem Leben um kein Amt, weder geistliches noch weltliches, beworben; und er wäre auch, trotz seiner eminenten Gelehrsamkeit, zu keinem tauglich gewesen, denn er hätte sich bei seiner wunderlichen Gemüthsart und seinen Sonderlingslaunen in keins zu fügen verstanden.

Welche bittere Erfahrungen, welch' trauriges Geschick meinen Vater zu dem wunderlichen Heiligen, der er war, gemacht hatten, — ich habe in späteren Jahren oft und vergebens darüber gerätheselt. Es war ein menschenscheuer Hypochonder, der, so weit es ihm möglich war, jede Berührung mit der Gesellschaft aufs sorgfältigste mied, und der in Folge dessen auch von Jedermann aufs sorgfältigste gemieden wurde. Die, welche auf Bildung und Religiosität Anspruch machten, erklärten ihn für einen Cyniker, weil er sich von allen gesellschaftlichen Formen emancipirt hatte, und für einen Atheisten, weil er sich niemals in einer Kirche sehen ließ; der Pöbel bekreuzigte sich vor ihm, wie vor einem, der offenbar mit dem Gottseibeiuns in näherem Verhältniß stand, als einem ehrlichen Christenmenschen lieb ist. Hätte er zweihundert Jahre früher gelebt, würde man ihn

ohne Zweifel als Hexenmeister und Zauberer verbrannt haben.

Allerdings muß ich gestehen, daß der gebildete und ungebildete Pöbel nicht so ganz Unrecht hatte, wenn er meinem Vater Ideen und Ansichten zutraute, die in das Hirn eines gewöhnlichen Menschen nicht passen. Er hatte die unsäglichste Verachtung vor allem Autoritätsglauben, da er sich durch denselben in der Freiheit seines Denkens beeinträchtigt sah, und einen glühenden Haß gegen alle weltliche Tyrannei, weil sie die Freiheit seines Handelns aufhob. Er erklärte die Republik für die einzige Staatsform, unter der sich ein Mann, der den richtigen point d'honneur habe, glücklich fühlen könne. Jede Bevorzugung des Einzelnen oder der Wenigen vor den Vielen sei eine Ungerechtigkeit, die nur durch die Frechheit jener und durch die lammherzige Feigheit dieser erklärlich werde. Zwischen einer Schafheerde, die sich von einem stumpfsinnigen Knecht und einem bissigen Köter zur Schlachtbank treiben, und einem Volk, das sich von einer, im Verhältniß unendlich geringen Anzahl Menschen gängeln und hudeln lasse — sei der Unterschied am Ende so gar groß nicht; nur daß die Menschen ihrer Schande ein hübsches Mäntelchen umhängten, wozu die Schafe allerdings nicht im Stande seien.

Vor allem grimmig war der Haß, mit der mein Vater den Adel haßte. Er verfügte über ein ganzes Lexicon von schmähenden Beiwörtern, sobald er auf diesen Stand zu sprechen kam. Nie setzte er einen Fuß in das Haus eines Adligen, und Schüler von Adel, die sich bei ihm meldeten, wurden ohne alle Umstände zurückgewiesen. Einmal, als wir mit der Pistole nach der Scheibe schossen — eine Fertigkeit, in der er excellirte — sagte er mir, daß [illegible] jüngeren Jahren gehofft habe, sich durch eine Kugel an einem Adligen zu rächen, der ihn tödtlich beleidigt hatte. Unglücklicherweise sei der Mann vor der Zeit gestorben. Das ist die einzige Andeutung, die ich je von meinem Vater über sein früheres Leben gehört habe.

Und in dem fast ausschließlichen Umgange mit diesem Manne bin ich aufgewachsen. Wunderlich, wie er selbst, war auch das Verhältniß, das zwischen uns stattfand. Obgleich mein Vater mehr für mich that, als sonst die Eltern zusammen für ihr Kind thun, obgleich er eigentlich nur für mich lebte und darbte — so glaube ich doch nicht, daß er mich wahrhaft liebte. Er war ein rein spiritualistischer Mensch. Entweder war sein Herz einmal in seinem Leben tödtlich getroffen von einem Schlage, den es nie wie-

der überwand; oder er hatte auf der Retorte seines Skepticismus alle Gefühle zu Gedanken verflüchtigt. Er that, was er that, aus Pflicht, aus Ueberzeugung des Rechten; denn wie er selbst sagte: die Gerechtigkeit steht über der Liebe; sie leistet Alles, was die Liebe leisten kann und noch ein gut Theil mehr."

„Mehr und auch nicht so viel", warf Franz ein; „was wir für geliebte Menschen aus Neigung thun, sollen wir für die andern aus Gefühl des Rechts thun, d. h. aus der Ueberzeugung, daß die Interessen aller Menschen solidarisch sind. Liebe und Gerechtigkeit verhalten sich wie Individuum und Gattung. Die eine darf ohne die andere nicht sein, denn wir brauchen sie beide. All die tausend feinen Zartlichkeiten, mit denen wir geliebte Menschen überschütten, kann die Gerechtigkeit uns nicht lehren, ebenso wie uns die individuelle Liebe überall da im Stich läßt, wo es sich um die Andern, d. h. um die Genossenschaft, die Nation, die Menschheit handelt."

„Sie mögen Recht haben," erwiderte Oswald; „und das erleichtert mir auch ein Geständniß, welches ich so eben thun wollte. Ich ehrte meinen Vater hoch, aber ich liebte ihn nicht; ja ich empfand oft — worüber ich mir freilich erst viel später klar geworden bin — eine an Abneigung grenzende Scheu und Furcht

ver dem sonderbaren Mann. Ich wundere mich jetzt freilich kaum noch darüber, seitdem ich eingesehen habe, daß zwei grundverschiedenere Wesen, wie meinen Vater und mich, die Natur nicht leicht schaffen kann. Wir waren uns körperlich so unähnlich, wie wir es an Gemüthsart und Neigungen waren. Ich liebte schon als Knabe leidenschaftlich Glanz und Pracht und alles, was schön ist in Natur und Menschenwelt. Ich begeisterte mich für [illegible] unter meinen Schulkameraden, die sich des [illegible]schmuckes blonder Locken, rother Wangen und blauer Augen erfreuten; ich verkehrte gern in den Häusern, wo es, nach meinen damaligen Begriffen, fein und vornehm herging. Ich hielt sehr viel auf meinen Anzug und hörte es gar nicht ungern, daß die Frauen mich einen hübschen Jungen nannten.

Sie können sich denken, wie wenig im Grunde ein Bursche mit diesen Neigungen und Bedürfnissen zu der Gesellschaft eines einsamen menschenscheuen Hypochonders paßte, dessen Lebensweise er natürlich halb und halb zu theilen gezwungen war. Denn obgleich mein Vater mir eine Freiheit ließ, die mit seinen sonstigen strengen Ansichten nicht recht in Einklang zu bringen war, obgleich er meinen aristokratischen Neigungen für schöne Kleider und den Comfort des

Lebens in einer Weise nachgab, die mir noch bis auf diese Stunde unbegreiflich ist, so wußte ich doch, daß ich ihn durch diese meine Sympathien für eine Welt, die er verabscheute, aufs innigste kränkte, und gab mir deshalb Mühe, an dem Leben möglichst wenig Geschmack zu finden. Das gelang mir um so eher, als ich sehr bald in der Einsamkeit, zu der ich mich im Anfang nur mit Widerstreben verurtheilte, eine Quelle entdeckte, durch welche die öedeste Wüste in das blühendste Paradies umgeschaffen wird — ich meine die kastalische Quelle der Poesie.

Wir bewohnten ein kleines Haus, dessen hintere Mauer ein Theil der Stadtmauer war. In meinem Stübchen war das eine niedrige Fenster durch die ellendicke Mauer durchgebrochen, so daß das Ganze einem Gefängnisse ähnlicher sah, als irgend etwas Anderm. Und doch, welche selige Stunden habe ich in diesem Stübchen verlebt! Aus meinem Fenster hatte ich einen unbegrenzten Blick über Wall und Graben der Stadt weg, auf glatte, mit schönen Baumgruppen garnirte Teiche, über saftige, hier und da mit Weiden bewachsene Wiesen bis zu dem Meere, von dem ein dunkelblauer Streifen durch die grünen Bäume herüberblitzte.

Hier an diesem Fenster saß ich des Sommerabends,

wenn die Sonne, wie dort, strahlend und herrlich unterging, das Herz bis zum Ueberfließen voll von chaotischen Gefühlen, und in dem Hirn Gedanken spinnend, so bunt und schön und ach! auch so vergänglich wie Seifenblasen. Ich erinnere mich noch an ein paar Verse aus einem Gedicht, das ich als Student an einem trüben Herbstabend in der Residenz machte, während ich, in dumpfes Brüten verloren, über meinen Büchern saß, und der Tage dachte, die aus dem Becher der Zeit so hell und funkelnd [illegible] getropft waren in das Meer der Ewigkeit:

Und wenn des Abends dann der Sonne letzte Strahlen
Mich grüßten durch mein Fensterchen hinein,
Wie konnt ich mir so schön die Zukunft malen,
Sie mußte golden wie der Himmel sein!
Und dann ergriff mich ein unendlich Sehnen,
Ich wünschte heiß mich in die Ferne weit; —
Jetzt bin ich fern — es fließen meine Thränen —
O kämst Du wieder, holde Jugendzeit!

Doch was soll ich länger bei der Schilderung eines Verhältnisses verweilen, das mir selbst um so räthselhafter wird, je deutlicher ich es Ihnen zu schildern versuche. Wenn ich je in meinen Kinderjahren eine herzliche Zuneigung zu meinem Vater empfunden hatte, so nahm sie in demselben Maße ab, als ich älter und selbständiger wurde. Alle die Gefühle, all die Zärtlichkeit, die man in natürlichen Verhältnissen an Mut-

ter und Brüder und Schwestern und Freunde ausgiebt — ich mußte sie in meinem Herzen verschließen, denn ich hatte kein Vertrauen zu dem, welcher mir, wie die Sache nun einmal lag, jene Alle hätte ersetzen müssen. Durch den beständigen Umgang mit einem so düstern, so skeptischen Geiste, nahm mein Gemüth eine Farbe an, die zu meinem sanguinischen, leidenschaftlichen Temperament sehr wenig stimmte. Ich war ein Epicuräer in der Schule eines Stoikers, ein Sybarit in dem Umgange eines cynischen Philosophen. Meine üppige Phantasie träumte die herrlichsten Welten, die mein trockner Verstand mitleidslos wieder zerstörte; ich verzehrte mich in spitzfindigen Grübeleien, während mein heißes Blut mir das Herz zum Zerspringen füllte; ich saß in meiner Klause und studirte in alten staubigen Scharteken, während sich mein abenteuerlustiger Sinn nach den Wundern des Orients und nach großen Thaten sehnte.

Das ging so fort, bis ich in meinem neunzehnten Jahre die Universität bezog. Von meinem Vater trennte ich mich ohne Schmerz. Wie er diese Trennung empfand — ich weiß es nicht. Er sprach zu mir beim Abschied wie ein Philosoph, der seinen Jünger entläßt, indem er mir noch einmal alle die Hauptlehren seiner herben Weltweisheit ins Gedächtniß rief;

und in demſelben Ton waren auch die Briefe, die er mir in regelmäßigen Zwiſchenräumen ſchrieb. Es wurden ihrer nicht viele, denn ungefähr ein halbes Jahr ſpäter erhielt ich ein Schreiben von dem Magiſtrat meines Heimatsortes, in welchem mir in kurzen dürren Worten der Tod meines Vaters gemeldet wurde. Er hatte ein kleines Vermögen hinterlaſſen, das er nach und nach aus ſeinen Erſparniſſen für mich geſammelt hatte und das bei mäßigen Anſprüchen für meine Studienzeit und vielleicht auch noch [illegible] länger ausreichen mochte. Ein Teſtament fand ſich nicht, ebenſo wenig wie Familienpapiere, Briefe, Tagebücher oder dergleichen, woraus ich möglicherweiſe einige Aufklärung über die Geſchichte meiner Eltern hätte gewinnen können.

„So ſtand ich denn ganz allein da in der [illegible] ein Jüngling an Jahren mit der Lebensm[illegible]keit eines Greiſes; viel zu alt für meine Commilitonen, die mir wie ſpielende Kinder erſchienen, und doch auch viel zu jung und viel zu unerfahren, als daß ich den Lockungen einer genußſüchtigen Stadt hätte Widerſtand leiſten, als daß ich in dieſem Babel, ohne mich vielfach zu verirren, hätte umherwandern können. Wie wäre das auch einem Jüngling möglich geweſen, bei dem der Strom [illegible] vollen, jugendlichen Lebens ſo

lange künſtlich zurückgeſtaut war! Ich wurde der Held mehr als einer Intrigue, der ich mich im Grunde ſchämte und auch zu ſchämen große Urſache hatte; ich wurde von den Frauen verhätſchelt und das unſchuldig-ſchuldige Opfer herzloſer Koketten. Ich machte viele Erfahrungen, ohne weiſe zu werden — das Schlimmſte, was einem Menſchen begegnen kann. Und dabei war das Merkwürdige, daß ich die Genüſſe, denen ich fröhnte, durchaus verabſcheute, daß mein Herz, während ich es an unedle Weiber wegwarf, nach einer edlen Liebe verſchmachtete; daß ich mich mit den ungeheuerſten Plänen trug, während ich meine Kräfte in lauter ſinnloſen Zerſtreuungen vergeudete.

Ein Freund, der damals einigen Einfluß auf mich ausübte, riß mich aus dieſem Strudel, in welchem ich über kurz oder lang unterſinken mußte. Er rieth mir, nach Grünwald zu gehen. Ich folgte ſeinem Rath.

Von dieſem Augenblicke an kennen Sie die Geſchichte meines Lebens, zum wenigſten in den Umriſſen. Sie wiſſen, daß ich in Grünwald den unglücklichen Mann kennen lernte, zu dem wir jetzt wallfahren. Sie werden ſich nun auch erklären können, wie unmöglich es gerade für mich ſein mußte, dem Zauber von Berger's dämoniſcher Perſönlichkeit zu widerſtehen; wie ich in ſeinem Umgang nur noch tiefer in die

Dornen der Widersprüche gerieth, an denen mein Herz verblutete.

Berger wollte, daß ich nach Grenwitz ging, in einer adligen Familie eine Stelle zu übernehmen, für die ich, wie der Erfolg gelehrt hat, genau so gut paßte, wie der Habicht in den Taubenschlag. Sie sind den einzelnen Phasen meines dortigen Lebens als aufmerksamer Zuschauer mit den Augen des Philosophen und des Freundes zugleich gefolgt. Wie viel Sie davon gesehen, wie viel Sie davon begriffen, wie vieles Ihnen unklar geblieben ist — ich weiß es nicht und will es nicht wissen. Ueber einen Theil dieser Ereignisse mag ich nicht reden; über einen andern darf ich es nicht. Als die Katastrophe, die Sie vorausgeahnt hatten, hereinbrach und die frivole Welt, in der ich mich dort bewegte, mir über dem Kopfe zusammenstürzte — da standen Sie treulich zu mir; Sie rissen mich aus diesem Wirrsaal, und luden sich damit eine Last auf die Schultern, über die Sie im Stillen wohl schon mehr als einmal geseufzt haben werden. Aber nein! das ist nicht möglich! Sie sind so klug, wie Sie weise, und so weise, wie Sie gut sind. Sagen Sie, Franz, welcher Odysseus hat Sie erzeugt, welche Penelope geboren, daß Sie Pallas Athene, die Göttin der Weisheit, immerdar

so sichtbarlich in ihren gnädigen Schutz genommen hat?“

„Ich glaube, es ist in meinem Leben Alles auf ganz gewöhnliche Weise zugegangen,“ sagte Franz lachend, „und denken Sie nur ja nicht, daß ich von der Scylla nicht gefährdet und von der Charybdis geschädigt worden bin! Ich habe, wie Sie, auf dem Punkte gestanden, an mir selbst zu verzweifeln. Was mich gerettet hat, ist eine Ueberzeugung, die zuerst in dämmernder Ahnung, dann immer klarer und deutlicher und zuletzt mit siegreicher Gewißheit in meiner Seele aufging, die Ueberzeugung nämlich, daß diese Welt ein Kosmos ist, in welchem Jeder von uns, er sei auch wer er sei, mit Nothwendigkeit seine bescheidene Stelle auszufüllen hat. Dieser Gedanke hat mein Herz mit der freudigen Ruhe erfüllt, ohne welche zuletzt das Leben unerträglich werden muß. Ich sagte mir: diese Welt, von der Du im Grunde so wenig weißt, ist ein so alter, solider, wohlgegründeter Bau, daß Du an dem Plan nicht verzweifeln darfst, auch wenn Du ihn nicht ganz begreifen solltest. Dieses Menschengeschlecht, dessen Geschichte vielleicht auf eben so viel Millionen Jahre berechnet ist, als wir jetzt davon Jahrtausende kennen, ist ein so unergründlich wunderbares Phänomen der schaffenden Kraft, daß

Du in Deinem Leben, und wenn es noch so lange währte, nur zu lernen und immer wieder zu lernen hast. Die Kunst, sagt Goethe, hat nie ein einzelner Mensch besessen; aber, setze ich hinzu, die Philosophie eben so wenig.

Von dieser Ueberzeugung ausgehend, capricionirte ich mich darauf, in dem Leben Sinn und Verstand zu finden, und ich kann nicht anders sagen, als daß ich meine Bemühungen von einigem Erfolg gekrönt gesehen habe. Schon auf der Schule [illegible] gegen die Resultate des rein speculativen Denkens, widmete ich mich einer Wissenschaft, in welcher uns die psychischen Vorgänge gleichsam ad oculos demonstrirt werden — der Medicin, zumal ihre praktische Ausübung noch den Vortheil hat, uns in fortwährende, intimste Berührung mit den übrigen Menschen zu bringen, von denen wir uns — sage man, was man will, von der Poesie der Einsamkeit — stets nur zu unserm eigenen Nachtheil entfernt halten. Wer die Solidarität aller menschlichen Interessen — das oberste Princip aller politischen und moralischen Weisheit — begriffen hat, weiß auch, daß seine individuelle Existenz nur ein Tropfen in dem ungeheuren Strome ist und daß diese Tropfen-Existenz weder das Recht noch die Möglichkeit der absoluten Selbständigkeit hat.

Wenn die Menſchen wie reife Früchte vom Baum fielen, möchte es ſchon eher gehen. So aber, wo wir von einer Mutter mit Schmerzen geboren werden, um Jahre lang die hülfloſeſten aller Geſchöpfe und der treuen Pflege der Eltern ganz und gar überlaſſen zu ſein; wo wir, wenn uns das Schickſal hold iſt, unter Brüdern und Schweſtern aufwachſen, um alle Freuden des Lebens mit ihnen nicht nur zu theilen, ſondern erſt von ihnen zu erhalten; wo wir noch ſpäter jeden wahren Genuß, jedes Feſt der Seele nur mit Anderen genießen und feiern können — da dürfen wir uns denn auch nicht länger ſträuben, zu ſein, was wir wirklich ſind: Menſchenſöhne, Kinder dieſer Erde, mit dem Recht und der Pflicht, uns hier auf dieſem unſeren Erde auszuleben nach allen Kräften, mit den anderen Menſchenſöhnen, unſeren Brüdern, die mit uns gleiche Rechte und freilich auch gleiche Pflichten haben.

Sehen Sie, Oswald, ſo wird die Welt ein Kosmos und wir hören auf, Atome zu ſein, die wer weiß woher? und wohin? ohne ein vernünftiges Geſetz in dem unendlichen Raum umherwirbeln. Der Fehler Ihres Lebens, in welchen Sie freilich bei einer ſo wunderlich verlebten Jugend faſt mit Nothwendigkeit fallen mußten, iſt: daß Sie ſtets nur für ſich,

nie wahrhaft für die Andern gelebt haben. So sind Sie in eine ganz schiefe Stellung zur Welt gerathen, in der Sie der Welt und die Welt Ihnen nichts nützen konnte. Das wird jetzt anders werden. Sie haben der Freundschaft zu mir das Opfer gebracht, einen Schritt zu thun, der, ich fühle es wohl — und jetzt besser, als zuvor — Ihrem ganzen Naturell äußerst peinlich sein mußte. Aber ich bin überzeugt, Sie werden später diesen Schritt segnen. Das Probejahr, welches Sie auf dem Grünwalder Gymnasium absolviren wollen, wird auch in anderer Hinsicht für Sie ein Probejahr werden. Es wird sich zeigen, ob Sie den schwersten aller Siege, den Sieg über sich selber, über die eigene souveräne Willkür erkämpfen können. Ich wollte, Sie wären wie ich, mit einem guten und klugen Mädchen verlobt, und müßten arbeiten und müßten kämpfen, wenn nicht zu eigenem Nutz und Frommen, so doch für sie, die Ihnen tausendmal theurer ist, wie das eigne Leben, und Sie sollten sehen, wie leicht, wie spielend leicht Ihnen dieser Kampf und dieser Sieg sein würde!"

Oswald antwortete nicht. Er fühlte sich von der Wahrheit der Worte seines Gefährten überzeugt, aber auch zugleich in einer peinlichen Weise beschämt. Denn das Antlitz der Wahrheit ist streng und flößt

welcher ihr nicht mit Hintansetzung aller individuellen Neigungen, mit ganzer Seele anhängt, ein Grauen ein.

So gingen sie schweigend nebeneinander her, bis sie den Gipfel des Berges und zugleich den Wagen erreichten, der dort oben ihrer harrte. Sie stiegen wieder ein, und bergab ging es jetzt in raschem Trabe dem Städtchen zu, das in dem Busen eines von waldumkränzten Bergen ringsum eingeschlossenen Thales, schon in duftiges Abendgrau gehüllt, zu ihren Füßen lag. Es war das Ziel ihrer heutigen Fahrt und wenigstens für Oswald, der ganzen Reise — der Badeort Fichtenau, weit und breit berühmt durch seine reizende Lage, durch seine stärkenden Fichtennadelbäder und in neuester Zeit durch die große und trefflich geleitete Anstalt für Geisteskranke, welche der intelligente und in der Psychiatrie viel erfahrene Doctor Birkenhain vor einigen Jahren dort gegründet hatte.

Es waren wunderliche Empfindungen, die Oswald's Herz erfüllten, während er, in seine Ecke gelehnt, Bäume und Felsen an sich vorbeitanzen und sich mit jedem Hufschlag der Pferde auf dem steinigen Boden dem Orte näher geführt sah, mit dem sich in den letzten Monaten seine Gedanken so viel und so peinlich beschäftigt hatten. Wie gleichgültig war der Name desselben an sein Ohr geklungen, da er ihn zuerst in

Grenwitz, als des Aufenthaltsorts von Melitta von Berkow's krankem Gemal, erwähnen hörte! Kannte er doch da Melitta noch nicht, wußte er doch noch nicht, daß er wenige Tage später in den Fesseln der Liebe dieses liebenswürdigen Weibes schmachten würde! Dann hatte er, obgleich selten und immer nur mit Widerstreben ausgesprochen, den Namen von ihren Lippen vernommen und der Ort hatte für ihn in seiner damaligen seligen Stimmung die unheimliche Bedeutung gewonnen, wie für den Besitzer eines herrlichen, prachtvollen Hauses ein dunkles Zimmer, das er nicht gern öffnet und wovon er nur ungern spricht, weil sich vor Jahren einmal eine ihm nahestehende Person darin entleibt hat. — Dann war die Zeit gekommen, wo Melitta, Doctor Birkenhain's Warnung folgend, ihren sterbenden Gemal zu besuchen ging — dann die peinlichen, schlimmen Tage, die sie in Fichtenau wußte an der Seite des todtkranken Gatten; wo er von Fichtenau aus ihre Briefe erhielt, in welchen jedes Wort ein sehnsuchtsvoller Kuß war. Da war ihm Fichtenau abwechselnd wie das Grab und die Wiege seines Glückes erschienen, je nachdem er durch Herrn von Berkow's Tod die Hindernisse einer Verbindung mit Melitta aus dem Wege geräumt, oder sie und ihn gerade durch dieses Ereigniß

für immer getrennt sah. — Dann kam der unselige Tag, wo er erfuhr, daß der Mann, in welchem er von vornherein instinctiv seinen gefährlichsten Nebenbuhler erkannt hatte, sich bei Melitta befand; als böse Zungen ihm die gehässigsten Auslegungen dieses auffallenden Schrittes ins Ohr zischelten, und er, der Unglückliche, diesen anstößigen Verläumdungen mit nur zu willigem Ohr lauschte, weil er selbst schon an seiner Liebe zum Verräther geworden war, weil er, wie ein Schiffbrüchiger, der, sich und seinen Raub zu fretten, den besten Freund mitleidslos von dem schaukelnden Brette in die Tiefe stößt, Melitta opferte, um seine neue Leidenschaft für die schöne Helene vor sich selbst zu rechtfertigen. — Und endlich, um das Maß voll zu machen, dem Verstörten, von tausend qualvollen Gefühlen Zerrissenen, gleichsam den Beweis zu liefern, daß die ganze Welt aus den Fugen sei und es auf eine Verirrung mehr oder weniger nicht ankomme, mußte dieser Ort, wo, wie er wähnte, das vor kurzem noch so heiß geliebte Weib sich in den Armen eines geistreichen Roué's für die Augenblicke, die sie an dem Sterbebette ihres Gemals zubrachte, entschädigte, derselbe Ort sein, wohin man den von ihm so hochverehrten Freund und Lehrer brachte, als sein Genius die strahlende Fackel in der öden Nacht

des Wahnsinns ausgelöscht hatte. Da — und besonders, als nun kurze Zeit darauf der Tod ihm den Knaben raubte, den er mit brüderlichster Liebe umfing und sein Verhältniß mit der hochadeligen Familie auf eine so eigenthümliche Weise gelöst wurde — als er den Nebenbuhler von seiner Kugel auf den Tod verwundet, zu seinen Füßen liegen und er sich von dem geliebten Mädchen, und wäre es nicht aus tausend anderen Gründen, schon durch diese That für immer getrennt sah — da war ihm zu Mute, als ob es für ihn auf Erden keine passendere Zufluchtsstätte gebe, als eine Zelle neben der seines Freundes und Lehrers in Doctor Birkenhains berühmter Heilanstalt für Geisteskranke zu Fichtenau.

So hatte er denn auch, als er mit Doctor Braun zu der Reise, die dieser Letztere ursprünglich zur Verfolgung wissenschaftlicher Zwecke projectirt hatte, aufbrach, sogleich nach Fichtenau gewollt; aber Braun hatte den Besuch dieses Ortes unter diesem und jenem Vorwande immer hinauszuschieben gewußt; und zwar aus guten Gründen. Er hatte — ohne Oswald's Wissen — direct an Doctor Birkenhain geschrieben und denselben um eine detaillirte Schilderung von Berger's Zustand gebeten. Doctor Birkenhain antwortete, daß bei Berger von Wahnsinn nur in so weit

die Rede sein könne, als er an der fixen Idee der absoluten Nichtigkeit aller Existenz leide, im Uebrigen aber im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte sei, ja daß er denselben jetzt schon aus seiner Anstalt entlassen haben würde, wenn der Kranke nicht ausdrücklich eine Verlängerung seines Aufenthaltes gewünscht hätte. Doctor Braun sagte sich nun, daß unter diesen Umständen ein Besuch in Fichtenau für Oswald's excentrisches und jetzt mehr wie je aufgeregtes Gemüth mit der größten Gefahr verknüpft sei. Der Anblick eines Wahnsinnigen würde ihn zur Besinnung gebracht haben, der Verkehr mit einem selbst noch in seinen Verirrungen genialen Hypochonder konnte ihn möglicherweise in seinen ausschweifenden Ideen noch bestärken.

In dieser Besorgniß hatte Franz den Besuch von Fichtenau an das Ende, und nicht, wie Oswald wollte, an den Anfang der Reise gebracht, indem er hoffte, der vielfache Verkehr mit fremden Menschen, die wohlthätigen Eindrücke einer Fahrt durch die schönsten, im festlichsten Schmucke des Herbstes prangenden Gegenden würden Oswald zu einer ruhigeren, vernünftigeren Ansicht des Lebens bringen, und ihn so befähigen, Berger mit Ueberlegenheit, wenigstens ohne Gefahr für sich selbst, gegenüberzutreten.

Jetzt sah sich Franz in dieser Hoffnung betrogen.

Oswald's aufgeregtes Wesen gefiel ihm keineswegs und er wäre am liebsten umgekehrt, wenn dazu jetzt noch eine Möglichkeit gewesen wäre. So nahm er sich wenigstens vor, während er von Zeit zu Zeit einen prüfenden Blick auf Oswald warf, der, in seine Ecke gedrückt, mit starren Augen auf das Städtchen herabsah, den Besuch so viel als möglich abzukürzen, und den Freund während der Dauer desselben so wenig als möglich mit Berger allein zu lassen.

Drittes Kapitel.

Die Sonne war bereits seit einer halben Stunde hinter dem breiten Rücken des tannenbewaldeten Hügels, der Fichtenau von der Westseite einschließt, untergesunken, als der Wagen mit den beiden Freunden aus den Bergen heraus in die Thalebene gelangte, in welcher das Städtchen liegt. Die müden Pferde, erfreut über den glatten Boden und das leichtere Rollen des Wagens, griffen wacker aus in der sichern Hoffnung auf baldigen Abendhafer, und angefeuert durch die schrillen Töne einer Clarinette, die nebst obligaten dumpfen Trommelschlägen aus einem dichten Kreis von Menschen herübertönte, welcher sich auf der Gemeindewiese unmittelbar vor dem Eingang in das Städtchen um eine Seiltänzerbande versammelt hatte. Der Weg führte an diesem Orte vorüber und da die gaffende Menge die etwas höher liegende Landstraße dicht besetzt hatte, war der Kutscher genöthigt, langsamer zu fahren und zuletzt, da die Leute

trotz seines Scheltens und Fluchens sich in der Lust des Schauens nicht stören ließen und wie angenagelt auf ihren Plätzen standen, still zu halten.

Allerdings konnte man den guten Leuten ihre Unhöflichkeit nicht so hoch anrechnen, denn in diesem Augenblicke gaben die wandernden Künstler ihr vorzüglichstes Stück, welches sie immer bis zum Schluß der Vorstellung aufsparten, um ihre Zuschauer mit einem möglichst günstigen Eindruck zu entlassen.

Aus dem kleinen Circus war bis zu dem Gipfel einer mäßig hohen, aber breitastigen Eiche, welche den Gemeindeanger schmückte, ein Seil gespannt, von dem dünnere Stricke rechts und links nach dem Boden liefen, wo sie von stämmigen Burschen, die sich im Interesse der Kunst freiwillig zu diesem Dienst erboten hatten, festgehalten wurden. Die immer schriller kreischende Clarinette und die immer lauter donnernde Pauke verkündeten, daß der große Augenblick gekommen sei, in welchem der berühmte Acrobat, Herr John Cotterby aus Aegypten, genannt „die fliegende Taube," sein, „vor allen Potentaten Asiens und Europa's mit unsäglichem Beifall producirtes Kunststück, eine an der Spitze eines vierhundert Fuß hohen Thurmes befestigte Fahne auf dem durchaus ungewöhnlichen Wege eines ausgespannten Seiles

herabzuholen und dieselbe auf demselben ungewöhnlichen Wege rückwärts schreitend zurückzubringen, vor einem hohen Adel und kunstliebenden Publikum Fichtenau's mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung auszuführen die Ehre haben werde."

Nun war freilich aus dem vierhundert Fuß hohen Thurm, welchen die Zettel an den Straßenecken verkündet hatten, eine vierzig Fuß hohe Eiche geworden; und die Feinde und Neider „der fliegenden Taube," welcher große Künstler hätte keine Gegner! behaupteten, daß durch diese Abänderung des Programms das Wagstück an Gefährlichkeit ebenso verliere, wie an Interesse. Aber war es Herrn John Cotterby's aus Egypten Schuld, daß die Kaiserlichen im dreißigjährigen Krieg den Thurm der kleinen Kirche am Markt bei einer Belagerung Fichtenau's, das von den Schweden besetzt gehalten wurde, herunterkanonirten? daß die Väter der Stadt schon seit zwei Säculis alljährlich beschlossen, diesen Thurm wieder aufzubauen, sobald einmal bessere Zeiten für Fichtenau kämen? und schließlich, daß diese Zeiten noch immer nicht gekommen waren, die Kirche am Markt zum mindesten bis auf diesen Tag noch ohne Thurm dastand? Gewiß, wenn das Gewissen „der fliegenden Taube" von jeder andern Schuld so rein war, wie von dieser, so

konnte er ohne Zagen sein vor allen Potentaten der Erde ausgeführtes Kunststück, auch trotz der Abweichung vom Programm, vor einem hohen Adel und kunstsinnigen Publikum von Fichtenau, ohne zu erröthen, ausführen!

Und ohne zu erröthen, man hätte dann den Carmin der Schminke für die natürliche Farbe der Scham nehmen müssen, erschien jetzt unter dem Quinquiliren der Clarinette und dem Tam-tam der Pauke, zu denen sich in diesem feierlichen Augenblicke noch das Gellingel eines Triangels und das Kreischen einer verstimmten Fiedel gesellte, auf dem kleinen, mit schmutzigen Laken behangenen Schaffot, dem irdischen Ausgangspunkt seiner himmlischen Reise, „die fliegende Taube," ein hübscher, prächtig gewachsener Bursch mit dunkelm, von einem schmalen Messingreif, zusammengehaltenem Lockenhaar, gekleidet in das etwas schmutzig gewordene Unschuldweiß enganliegender Tricots und eines dito Wammses, auf dessen Schulterstücken zwei Flügel genäht waren, die schon manchen Flug geflogen und in Folge dessen unterschiedliche Federn verloren zu haben schienen.

Ein ermuthigender Beifallsruf, in welchem das Zischen der Gegner ungehört verhallte, begrüßte den großen Künstler, der sich nach allen Seiten mit jener

Grazie verbeugte, die ein ausschließliches Geheimniß von Kunstreitern, Seiltänzern und sonstigen Angehörigen der luftigen Gilde, und für jeden andern Sterblichen unnachahmlich ist. Aber der Beifallsruf verstummte, als jetzt gegen Aller Erwarten eine unförmlich dicke Gestalt, welche sich durch eine weiße Zipfelmütze, große blaue Schürze, und vor allem durch eine unförmliche purpurrothe Nase, für jeden Einsichtsvolleren wenigstens, als Bierwirth oder dergleichen, darstellte, hinter dem sich verbeugenden Künstler auf das Schaffot gellettert kam, ihm derb zwischen die Ikarusflügel auf den Nacken schlug und ihm einen ellenlangen Streifen Papier präsentirte, der unter diesen Umständen kaum etwas Anderes, als eine unbezahlte Rechnung sein konnte.

Der Künstler, — wäre er sonst ein Künstler gewesen! — schien durch dieses unerwartete Hereinplatzen der derben Realität in die heitern Gefilde der Kunst in die bitterste Verlegenheit gesetzt zu werden. Eine pantomimische Scene folgte, in welchem die fliegende Taube durch häufiges Achselzucken und vergebliches Zupfen an den Stellen seiner Tricots, wo bei Beinkleidern, die in größeren Dimensionen angelegt sind, die Taschen zu sitzen pflegen, seine von Jedermann ohne weiteres zugestandene Zahlungsunfähigkeit

zu betheuern und durch Händeringen und flehentliche Gebehrden den plumpen Wirth zu christlicher Nachsicht zu ermahnen schien, während dieser durch schreckliche Grimassen und wiederholtes Schlagen mit der Faust in die Fläche der Hand seine unerbittliche Hartherzigkeit genugsam an den Tag legte.

Das kunstliebende Publikum von Fichtenau und Umgegend, von dem ein nicht kleiner Theil die Sache für baaren Ernst nehmen mochte, sperrte Mund und Nase bei diesem seltsamen Schauspiel auf. Aber die schon forcirte Spannung wurde eine geradezu fieberhafte, als jetzt auf einen Wink des rothnasigen Wirthes zwei schnurrbärtige Gesellen in blauen Fracks und schwarzen dreieckigen Hüten, in welchen nur das unschuldige Auge eines Kindes den strafenden Arm der irdischen Gerechtigkeit verkennen konnte, auf die Bühne geklettert kamen, unter fürchterlichem Gesichterschneiden und Gesticulationen den unglücklichen Künstler ergriffen und ihm die zahlungsunfähigen Hände auf den geflügelten Rücken banden.

Und jetzt in diesem peinlichsten Augenblicke von eines Künstlers Erdenwallen sollte es sich zeigen, daß Gott Apelle seine Heiligen wunderbar aus aller Noth und Bedrängniß zu führen und ihnen die verdiente Apotheose, wenn nicht in diesem irdischen Jam-

merthal, ſo doch in himmliſchen Gefilden zu bereiten weiß.

Aus den Zweigen der Eiche, da wo das Seil um den mächtigen Aſt geſchlungen war, erſchien die Geſtalt eines lieblichen Genius, mit Flügeln wie die „fliegende Taube," mit einem Kranz im Haar und in der Hand eine bunte Fahne, — offenbar dieſelbe, welche Herr John Cotterby aus Egypten ſonſt von vierhundert Fuß hohen Thürmen zu holen pflegte, und die er heute in Ermangelung eines Thurmes, aus dem Himmel ſelbſt, — denn der geflügelte Genius war offenbar der Himmliſchen Einer — zu holen gezwungen war.

Bei dem Erſcheinen des olympiſchen Boten befiel, wie das in der Natur der Sache liegt, die Diener der irdiſchen Gerechtigkeit und den ſchnapsnaſigen Spender hölliſchen Gebräues ein jäher Schrecken. Sie ließen ihr Opfer los und ſtürzten unter allen Symptomen ſittlicher Zerknirſchung in die Knie, während die fliegende Taube die Banden von den Händen ſtreifte und mit einer Geſchicklichkeit und Geſchwindigkeit, die ſeinem Namen und Ruf alle Ehre machte, den ſchwanken Pfad, der zum Himmel führt, hinan zu laufen begann. — In der Mitte angekommen, ließ er ſich vor der himmliſchen Erſcheinung,

die ihm ohne Aufhören mit der bunten Fahne Ermuthigung zuwinkte, auf ein Knie nieder, richtete sich sodann wieder auf, drehte sich um und machte, der Erde und aller Erdenfurcht entrückt, den zerknirschten Verfolgern eine Geste, welche in einigen Gegenden des Vaterlandes unter der Bezeichnung: „Jemandem einen Esel bohren," bekannt ist. Beifallsruf und Gelächter begleiteten den humoristischen Künstler bis hinauf in den Himmel, wo er aus den Händen des Genius, der dann in den Zweigen verschwand, den Kranz auf das Haupt gesetzt und die Fahne in die Hand gedrückt erhielt, und wieder hinab zu dem Schaffot, wo ihn die bekehrten Häscher, bei denen mittlerweile der Glaube an das Ideal und die Göttlichkeit der Kunst zum Durchbruch gekommen war, mit vielen Bücklingen empfingen, während der schwatznasige Wirth in einer Wallung, die, obgleich nach solchen Eindrücken erklärlich, ihm dennoch in den Augen jedes billig Denkenden gewiß zur Ehre gereicht, die lange Rechnung von einem Ende bis zum andern durchriß und so den Zuschauern die tröstliche Gewißheit gab, daß die Freiheit der fliegenden Taube für heute wenigstens nicht weiter gefährdet sei.

Die Vorstellung war zu Ende. Die Ansprache des edelmüthigen Wirthes und zugleich Directors der

Gesellschaft, welcher jetzt als Epilogus allein auf dem Schaffot geblieben war und dem hohen Adel und kunstsinnigen Publikum von Fichtenau und Umgegend für morgen eine noch viel glänzendere Vorstellung versprach, wurde mit lautem Jubel aufgenommen und die Zuschauer entfernten sich um so eiliger, als seit einigen Minuten ein gelegentliches Klappern von Geldstücken auf Tellern an eine Pflicht erinnerte, der nachzukommen einigen Undankbaren unnöthig schien, und anderen Dankbaren, zu ihrem größten Bedauern, unmöglich war.

Indessen waren bei weitem die meisten der Zahlungsfähigen ehrlich genug, den klappernden Teller an sich herankommen zu lassen, und wen die Ehrlichkeit nicht hielt, den bannte die Neugier, wie wohl der Genius aus der Eiche, den man bis jetzt nur aus der Ferne erblickt hatte, in der Nähe aussehen möchte. Denn Niemand Geringeres als der Bote Apollo's sammelte für die Bedürfnisse seiner Söhne auf Erden.

Und der schlaue Director hätte keine bessere Wahl treffen können. Der Genius, man wußte kaum, war es ein Mädchen oder ein Knabe, blickte aus so einzig schönen braunen Augen so bescheiden bittend in die Gesichter, daß sich die Börsen mit den Herzen öffneten. Freundliche Worte begleiteten das Kind überall

hin, und einer und der andere behäbige Spießbürger glaubte sich für seinen Groschen auch das Recht erworben zu haben, es in die braunen Wangen zu kneifen — eine Liebkosung, die indessen jedesmal sehr ungnädig von dem Genius aufgenommen wurde.

Der Kutscher hatte, sobald sich das Gedränge hinreichend verlaufen, weiter fahren wollen, aber Franz und Oswald, welche dem Schauspiel von Künstlers Erdenwallen und Apotheose mit großem Interesse und hier und da herzlichem Lachen gefolgt waren, befahlen ihm, halten zu bleiben, bis der behend durch die Menge schlüpfende Genius auch zu ihnen gekommen wäre. Der Genius ließ nicht lange auf sich warten — ein Reisewagen mit zwei Herren darin, weg mindestens ein Dutzend Fichtenauer Spießbürger auf.

Franz suchte in seiner Börse nach kleiner Münze, als er durch einen lauten Ausruf Oswald's erschreckt wurde.

„Was giebt's?" fragte er, verwundert zu Oswald aufblickend, der im Wagen in die Höhe gesprungen war.

Oswald antwortete nicht, sondern war mit einem Satze aus dem Wagen auf dem Boden und eilte auf den Genius zu, der, sobald er den jungen Mann er-

blickte, den Teller sammt den Silber- und Kupfermünzen fallen ließ und sich ihm in die Arme stürzte.

„Czika, bist Du es denn wirklich?"

„Ja, Mann mit den blauen Augen!" antwortete das Kind, noch an seinem Halse, zärtlich und innig; dann aber, sich plötzlich gewaltsam losreißend und ängstlich nach dem Wagen blickend:

„Kommst Du mit dem Andern?"

„Nein, Czika!" sagte Oswald, wohl wissend, daß Oldenburg mit „dem Andern" gemeint sei. — „Bist denn Du allein?"

„Nein; Mutter ist bei mir; Mutter verläßt die Czika nicht. Komm, Herr, hilf mir das Geld sammeln;" und das Kind bückte sich nieder und suchte nach den im Sande zerstreuten Münzen.

„Oldenburg's Kind in einer Seiltänzerbande!" murmelte Oswald, in der Verwirrung, die sich seiner Seele bemächtigt hatte, mechanisch Czika's Bitte Folge leistend und neben ihr auf den Knieen das umhergestreute Geld zusammenraffend.

Das kunstliebende Publikum von Fichtenau fand diese Begrüßung und Umarmung eines scheinbar vornehmen fremden Herrn und eines Seiltänzerkindes merkwürdiger als Alles, was es an diesem Abend gesehen hatte. Jung und Alt drängte sich in dichtem

und immer dichter werdenden Kreise heran und schien entschlossen, nicht vom Platz zu weichen, als bis es eine Aufklärung dieser räthselhaften Begebenheit erhalten hätte.

Franz, der vom Wagen aus die Scene mit angesehen hatte, war kaum weniger verwundert gewesen, als die Andern. Im nächsten Augenblick indessen fielen ihm die mysteriösen Gerüchte ein, die über ein Zigeunerkind, welches der Baron Oldenburg mehre Wochen lang auf seiner Solitüde beherbergt habe, bis es ihm eines Tages wieder entlaufen sei, in der Gegend circulirt hatten; und mit jener Schnelligkeit der Combination, welche guten Köpfen eigenthümlich ist, schloß er, daß Oswald, der jedenfalls bei seiner Intimität mit dem Baron um das Geheimniß wußte, in dem schönen Genius das Zigeunerkind erkannt habe. Sein nächster Gedanke war, in Oswald's eigenem Interesse die wunderliche Scene abzukürzen, und die Sensation, welche dieselbe schon erregt hatte, möglichst zu vertuschen. Er sprang also aus dem Wagen, eilte auf Oswald zu und sagte auf französisch:

„Lassen Sie uns gehen! zum wenigsten bis sich die Menge verlaufen hat."

In diesem Augenblick drängte sich der Director der Bande, welcher von der kleinen Tribüne herab,

wo er als Epilogus das Publikum heranguirte, ebenfalls die Scene beobachtet hatte, durch die Gaffer hindurch. Seine Neugier, zu erfahren, was es denn hier eigentlich gebe und sein Aerger, das wichtige Geschäft des Einsammelns im kritischsten Moment unterbrochen zu sehen, hatten ihn vergessen lassen, daß er noch im vollen Costüm des schnapsnasigen Schenkwirths war, und sich also, ohne der Würde der Kunst etwas zu vergeben, nicht wohl ins Publikum mischen könne. Franz, welcher nicht ohne Grund fürchtete, daß der tragikomische Auftritt durch das Herzukommen dieser Personage erst recht unangenehm werden möchte, ließ den Mann gar nicht zu Worte kommen, sondern trat ihm entgegen und sagte, ihn ein wenig auf die Seite ziehend, im gedämpften Ton, aber doch laut genug, daß es die Umstehenden hören konnten:

„Ich bin Arzt, mein Herr. Dieser junge Mann (über die Schulter auf Oswald deutend, der noch immer neben der Czika kniete) „ist etwas excentrisch;" (mit einer Bewegung des Zeigefingers nach der Stirn) „Sie verstehen mich. Hier ist eine Vergütung für den Schaden, den er angerichtet hat."

Der Mann, welcher diese im ernstesten Ton gemachte Erklärung durchaus befriedigend fand und den etwaigen Ausfall in seiner Einnahme durch die zwei

harten Thaler, die ihm Franz in die Hand gedrückt hatte, mehr als gedeckt sah, lächelte schlau und sagte, seine Zipfelmütze ziehend und sich voller Respect verbeugend:

„Versteh', versteh', Ihr Gnaden! Schaffen's ihn nur schnell weg, daß die Czika weiter sammeln kann."

„Wo wohnen Sie?" fragte Franz.

„In der Grünen Mütze, Ihr Gnaden. Ihr Gnaden werden einen armen Künstler hoch erfreuen, wenn Sie ihm Ihre hohe Protection zuwenden wollen."

„Gut, gut," sagte Franz, und dann zu Oswald, der sich unterdessen erhoben hatte, wiederum auf französisch:

„Um Himmelswillen, Oswald, lassen Sie uns jetzt fort. Ich weiß, wo die Leute wohnen; Sie können sie ja zu jeder anderen Zeit aufsuchen."

Oswald, welcher jetzt, nachdem sich das erste überwältigende Erstaunen, die Czika unter solchen Verhältnissen wieder zu finden, bei ihm gelegt hatte, die Wunderlichkeit der Situation wohl erkannte, fand Franz' Rath zu vernünftig, als daß er demselben nicht hätte folgen sollen.

Die Czika hatte mit jener Selbstbeherrschung, die dies merkwürdige Kind nur auf Augenblicke verließ, ruhig, als wäre nichts vorgefallen, ihr Sammel-

geschäft wieder begonnen; ja, sie warf nicht einmal einen Blick auf Oswald, der jetzt, von Franz beinahe gezogen, nach dem Wagen zurückschritt.

Der Wagen rollte davon. Die Menge, in welcher sich das von Franz mit solcher Geistesgegenwart erfundene Märchen von Oswald's Verrücktheit blitzschnell verbreitet hatte, verlief sich um so schleuniger, als die Kühle des bereits stark dunkelnden Abends sie an die warme Suppe in der warmen Stube zu Hause mahnte.

Viertes Kapitel.

Es war etwa eine Stunde später. Der Abend war vollends herabgesunken. Die Berge um Lichtenau hatten sich in den doppelt dichten Schleier der Nacht und des Nebels gehüllt, vom dunkeln Himmel blinkten zwischen treibenden Wolken hier und da einzelne Sterne hervor. In den Straßen des Städtchens war es still geworden; aus den Fenstern der niedrigen Häuser schimmerten Lichter. Die Leute saßen nach dem frugalen Abendessen um das Ofenfeuer, und der Mann erzählte seiner Frau, die seit einiger Zeit aus guten Gründen sich nicht in das Menschengedränge wagen durfte, von den Wundern der Stärke, Geschicklichkeit und Gewandtheit, deren Zeuge er draußen auf der Finkenwiese gewesen war, und von dem verrückten Herrn, der mit seinem Doctor angefahren kam (jedenfalls um in Doctor Birkenhain's Anstalt gebracht zu werden) und das hübsche Zigeunerkind, während es mit dem Teller herumging, vor allen

Leuten umarmt hatte. — Die alte halbtaube Großmutter, die neben dem Ofen in ihrem Lehnstuhl nickte und die Geschichte nur halb gehört hatte, meinte: „Ja, ja, Zigeuner sind Kinder des Satans, das weiß alle Welt. Mein Ur-Großvater selig hat noch ihrer fünf mit verbrennen helfen auf der Finkenwiese."

In der „Grünen Mütze," einer Fuhrmannskneipe am Eingange in das Städtchen, nahe an der Finkenwiese, ging es heute Abend sehr lebhaft zu. Die „grüne Mütze" war das Hauptquartier der wandernden Seiltänzerbande und mithin für denjenigen Theil des Fichtenauer Publikums, welcher auf das Prädicat „kunstsinnig" wirklich Anspruch machen konnte, ein höchst anziehender Punkt. Wo sich „Künstler" aufhalten, da finden sich Kunst-Enthusiasten, Dilettanten, Bewunderer, Neugierige ein, um von Kunst und Kunstinteressen Sinn oder Unsinn zu schwatzen, um mit den „Künstlern" anzustoßen, und hernach gegen ihre Bekannten damit prahlen zu können. Und hierbei ist es ganz gleichgültig, ob die Künstler unsterbliche Mimen oder sehr sterbliche Seiltänzer sind. Sie haben eben jeder ihr Publikum, und es kommt noch darauf an, ob der große Ludwig Devrient, wenn er unter dem Knall von Champagnerpfropfen seine genialen Blitze sprühen ließ, an den Stammgästen bei

Lutter und Wegener ehrlichere und enthusiastischere Bewunderer hatte, als „die Fliegende Taube" an den Trinkgästen in der Bierstube des Gasthauses „Zur Grünen Mütze."

Der lange Tisch in der tabacksraucherfüllten Trinkstube konnte heute die Zahl der Gäste nicht fassen, obgleich sie sich eng genug auf den Bänken zusammendrängten; besonders nach dem obersten Ende zu, wo die „Künstler" im vollen Gefühl ihrer Bedeutung und im Hochgenuß einer freien Zeche saßen und [illegible]. Der Director, Herr Caspar Schmenckel aus Wien, präsidirte, wie sich's gebührte. Er hatte die Spuren seiner letzten Rolle bis auf einige Schminkflecken, die hier und da sein aufgedunsenes Gesicht zierten, vollkommen verwischt, d. h. er hatte die Zipfelmütze abgesetzt und die große blaue Schürze sammt den hineingestopften Kissen bei Seite gethan, und erschien nun in der ebenso bequemen, wie eleganten Tracht eines Herrn, der Rock und Weste ausgezogen hat und sich über die mangelhafte Reinlichkeit seiner Wäsche im Bewußtsein seines Künstlerruhmes und seiner breiten gestickten Beinkleiderträger hinwegsetzt. — Eine größere Veränderung hatte Herr John Cotterby aus Egypten, der seinem Herrn und Meister zur Rechten saß, mit seiner Toilette vornehmen müssen, schon aus dem ein-

fachen Grunde, weil seine Künstlergarderobe sich nur eines einzigen Paares von Tricots und dazugehörendem Wammses erfreute, es mithin in seinem Interesse lag, das äußerst schwierig zu conservirende Unschuldweiß dieses Anzuges möglichst zu schonen. Herr John Cotterby aus Egypten trug einen grauen kurzen Rock mit grünen Aufschlägen und sah, Alles in Allem, einem hübschen Tyroler-Burschen (der er nebenbei in Wirklichkeit war) ähnlicher als einem Sohne des geheimnißvollen Landes, welches der Nil durchströmt, wenn nicht der schmale Messingreif, der noch immer seine dunklen Locken zusammenhielt und das entsetzliche Deutsch, welches er höchst kunstreich radebrechte, seine mystische Abstammung hinreichend documentirt hätten. — Von den beiden andern Künstlern, die weiter unten am Tisch saßen, war der Eine ein bescheidener, stiller langer Mensch, der es mit seiner Kunst ernst nahm und stets darüber grübelte, wie er in seiner berühmten Production „das tanzende Riesenfaß" noch einen neuen Zug anbringen könnte; der andere, der Clown der Gesellschaft, eine kugelrunde possierliche Person, die jedesmal, wenn sie mit einem der Gäste anstieß, eine neue Fratze schnitt, was — da diese Procedur mindestens alle fünf Minuten einmal vorgenommen wurde — auf den Reichthum der

Mimik dieses Künstlers einen annäherungsweise richtigen Schluß erlaubt.

Herr Director Caspar Schmenckel war, ehe die Fülle reichlich genossener Spirituosen das schöne Ebenmaß seines Körpers beeinträchtigte, ein sehr stattlicher Mann und der Held vieler galanter Abenteuer gewesen, in welchen selbst vornehme Damen, die auf den breitschultrigen Herkules ein wohlgefälliges Auge geworfen hatten, eine sehr bedenkliche Rolle spielten. Herr Schmenckel kam gern nach dem dritten Schoppen auf diese Heroenzeit seines Lebens zu sprechen, und da er heute Abend die geheimnißvolle Zahl, welche das keusche Siegel seines Mundes löste, schon mindestens um das Doppelte überschritten hatte, so wäre es für die Moralität der jungen Burschen, welche, die Gläser in der Hand, sich um den Tisch drängten, vielleicht besser gewesen, wenn sie „die grüne Mütze" gerade heute Abend mit ihrer Gegenwart nicht beehrt hätten.

Herr Schmenckel's Phantasie gehörte zur Kategorie der blühenden und wo gewöhnliche Sterbliche nur Mücken tanzen sahen, erblickte sein „in holdem Wahnsinn rollendes Auge" Elephantenheerden. Er speculirte mit einer unglaublichen Kühnheit auf die Leichtgläubigkeit seiner Zuhörer; vor allem suchte er bei

jeder Gelegenheit den Nimbus des Abenteuerlichen um sich und die Mitglieder seiner Gesellschaft möglichst dicht zu ziehen. Der Vorfall heute Abend auf der Finkenwiese zwischen dem verrückten Herrn und der Czika war für diesen Zweck viel zu geeignet, als daß ihn Herr Schmenckel nicht in seiner Weise hätte ausbeuten sollen. Nun war freilich die Zigeunerin erst vor einigen Tagen, als er mit seiner Truppe durch die Berge von Braunburg nach Fichtenau zog, ganz zufällig mit ihrem Kinde zu ihm gestoßen, und Herr Schmenckel wußte von ihren Antecedentien so wenig wie irgend einer der Anwesenden; aber um so freieres Spiel hatte seine Phantasie bei der Erfindung eines Märchens, das sich den neugierigen Gästen aufheften ließ, die wieder und immer wieder auf das schöne Kind und auf die Zigeunerin, die im ersten Theil der Vorstellung als Tänzerin aufgetreten war, zurückkamen.

„Ja, schaun's, ihr Herren," sagte Director Schmenckel, „das ist eine geheimnißvolle Geschichte und ich möchte sie wohl erzählen, wenn selbige nit gar so sehr unglaublich wäre."

Herr Schmenckel tauchte seine rothe Nase in sein halbvolles Bierglas und goß den Inhalt desselben langsam hinunter, wobei er die um ihn Herumsitzen-

den aus seinen kleinen verschwollenen Augen schlau anzwinkerte.

„Erzählen's, erzählen's, Herr Director," schrie ein halbes Dutzend Stimmen.

„Ein neues Seidel für den Herrn Director," ein anderes halbes Dutzend.

„Es mag nun wohl so ein zehn oder zwölf Jahre her sein", begann Herr Schmenckel, nachdem er den Inhalt des neuen Seidels noch vorher um ein Bedeutendes verringert hatte, „als ich eine Reise nach Egypten machte."

Bei dem Worte Egypten wandten sich aller Augen auf Herrn John Cotterby, der sich in seinen Stuhl zurücklehnte und geheimnißvoll lächelte.

„Was wollten Sie denn in Egypten?" fragte eine Stimme.

„Darf ich es sagen, Cotterby?" fragte Herr Schmenkel.

„Fiderunkankinsavalilaloramei," antwortete der Egypter, der keine Ahnung hatte, wozu sein Herr und Meister die erbetene Erlaubniß haben wollte.

„Danke, Cotterby," sagte Herr Schmenkel, „Bescheidenheit ziert den Mann, aber weshalb soll ich es verschweigen, daß ich Ihretwillen die weite Reise machte. Sie müssen nämlich wissen, meine Herren,

daß der Ruf des Herrn Cotterby zu jener Zeit den ganzen Orient erfüllte, und daß man von nichts als von der fliegenden Taube sprach. Ich sagte zu mir, du mußt diesen größten Künstler, den die Erde je gesehen hat, für Deine Gesellschaft gewinnen, so wahr du Caspar Schmenckel heißt. Gesagt, gethan: ich reise nach Egypten, wo Herr Cotterby sich, wie ich hörte, aufhalten sollte, aber, wer nirgends zu finden war, das war Herr Cotterby. Endlich erfuhr ich von einem alten Derwisch, der mir auch die sprechende Schlange verkauft hat, welche ich morgen dem Publikum zu produciren die Ehre haben werde, daß Herr Cotterby sich tief in der Wüste bei den Pyramiden aufhielt, darf ich sagen, weshalb, Cotterby?"

„Tramtebaramta! Verzähl Sie, was Sie will!" erwiderte der Egypter, mit einem großmüthig bescheidenen Lächeln.

„Herr Cotterby hatte sich nämlich seit einiger Zeit in die Wüste zurückgezogen und einen fürchterlichen Eid geschworen, nicht eher wieder vor dem Publikum zu erscheinen, bis er sämmtliche Pyramiden auf dem Seil erstiegen hätte."

„Was sind das, Pyramiden?" fragte ein Stimme.

„Pyramiden", belehrte Herr Schmenckel, „sind große Steinhaufen, die die alten Egypter ihren Göt-

tern errichteten, an die tausend Fuß hoch und drüber, und so steil, daß kaum eine Katze hinauf kann. Ganz oben steht ein spitzer steinerner Pfahl, Obelisk genannt; an dem befestigte Herr Cotterby sein Seil, das andere Ende unten ließ er von zweitausend schwarzen Sklaven halten, und so spazierte er rauf und runter, daß dem, welcher es sah, die Haare zu Berge standen. So fand ich Herrn Cotterby in der Wüste und natürlich war mein Wunsch, ihn für meine Gesellschaft zu gewinnen, größer als je; aber er wollte nicht. Was werde ich also thun? Ich werde in der Nacht mit Gefahr meines Lebens auf die Pyramide klettern, und als am nächsten Morgen Cotterby oben ankommt, werde ich ihn um den Leib fassen und schreien: Entweder Sie lassen sich mit dreitausend Thaler jährlich von mir engagiren, oder ich expedire Sie Hals über Kopf von dieser Pyramide herunter, so wahr ich Caspar Schmenckel heiße — darf ich sagen, was Sie antworteten, Cotterby?"

Der Egypter nickte bejahend.

„Wenn Sie Herr Schmenckel aus Wien sind", sagte Herr Cotterby; „so hätten Sie sich so viel Umstände gar nit zu machen brauchen. So bald ich mit dieser Pyramide fertig war, wäre ich doch so wie so zu Ihnen nach Wien gekommen. Es giebt nur

einen Schmenckel, wie es nur einen Cotterby giebt; Beide gehören zusammen, wie das Brod und die Butter. Doch das wollte ich Ihnen eigentlich ja gar nit erzählen, meine Herren," sagt Herr Schmenckel, sein Glas leerend und das Geleerte gegen das Licht haltend, wie um sich zu überzeugen, daß kein Stoff mehr darin sei.

„Ein Seidel für Herrn Director Schmenkel!" riefen ein Dutzend Stimmen.

„Danke, danke! meine Herren! Ihr Wohl! — sondern wie ich die Bekanntschaft von Madame Xenobi, oder Kussuk Arnem, wie sie eigentlich heißt, gemacht habe. Aber die Geschichte ist fast noch unglaublicher, und spielt in gewisse Regionen hinein, die mich zwingen, nur in allgemeinen Andeutungen —"

„O, das thut nichts! — Erzählen Sie nur!" — riefen die Zuhörer, noch näher zusammenrückend.

„Na, so hören Sie denn! — Kurze Zeit, nachdem ich Herrn Cotterby auf obbemeldete Weise für meine Gesellschaft gewonnen, gab ich einige Vorstellungen in Konstantinopel auf dem Platz vor dem Palast des Sultans, der sich ganz ungemein für unsere Kunst interessirte und uns die Erlaubniß gegeben hatte, das Seil an der obersten Zinne des Palastes, auf dem flachen Dache selbst, zu befestigen. Nun

müssen Sie wissen, daß in dem obersten Stockwerk dieses Palastes die Frauen des Sultans wohnen, weshalb man denselben auch Harem nennt. Ich hatte immer ungeheures Verlangen darnach gehabt, einmal in einen solchen Harem, der sonst für Alle streng verschlossen ist, zu gelangen; und nun erst recht, nachdem mir Cotterby gesagt hatte, daß, wenn er an dem obersten Stock vorbeiführe, ihn immer die schönsten schwarzen Augen durch die Ritzen der Bretter, mit denen die Fenster des Harems vernagelt sind, anblitzten. — Was thue ich also? Ich sage zu Cotterby: „Cotterby," sage ich, „Sie können ja Alles, was Sie wollen. Wie wär's, wenn Sie mich morgen in die Karre nähmen, mit der Sie das Seil rauf und runter karren, und mich oben auf dem Dache umstülpten? Ich muß einmal sehen, wie's da oben aussieht. Sie können mich morgen ja wieder auf demselben Wege zurückbringen. Wollen Sie?" — „Warum nicht?" sagt Cotterby, „wenn ich Ihnen damit einen Gefallen thun kann." — Am nächsten Tage ging die Sache vor sich. Ich stecke mich in die Karre; Cotterby karrt mich rauf auf das Dach, stülpt die Karre um, und, da bin ich denn oben auf dem Dach, ganz allein, denn Cotterby war, um kein Aufsehen zu erregen, sogleich wieder umgekehrt. — Nun

mögen Sie mir glauben oder nit, meine Herren; aber ich versichre Sie, daß mir in dieser Situation doch etwas wunderlich zu Muthe war. Wie leicht konnte aus den Dachluken der schwarze Kopf eines Wächters auftauchen — und dann wäre es um mein Leben geschehen gewesen. Indessen ich saß nun einmal in der Falle und wollte nicht wieder umkehren, bis ich den Speck gekostet hätte. Als ich noch so überlege, was ich nun beginnen soll, höre ich mit einem Male Säbelrasseln und Sporenklirren auf der Treppe, die zu dem Dache führt. Es war der Sultan selbst, der Herrn Cotterby von oben herab bewundern wollte. Ich, in meiner Herzensangst, laufe nach dem nächsten Schornstein, der aus dem Dache herausragt, krieche hinein und plumps! — zum Besinnen war keine Zeit — so eine zwanzig Fuß heruntergerutscht und wohin glauben die Herren? direct in den Kamin von der Schlafstube der Favoritin des Sultans. — Hier muß ich indessen die geehrten Herren um Verzeihung bitten, wenn ich, um die Ehre einer Dame nit zu compromittiren, nur andeutungsweise so viel sage, daß die nächsten vierundzwanzig Stunden zu den schönsten gehören, die ich in meinem Leben gehabt habe, daß ich, am folgenden Tage von Herrn Cotterby, der etwas der Art geahnt haben

mußte und eine noch größere Karre wie gewöhnlich mitgebracht hatte, auf die angegebene Weise abgeholt wurde, — daß wir noch in derselben Nacht Konstantinopel verließen und seit dieser Nacht meine Gesellschaft um eine vorzügliche Künstlerin reicher und der Palast des Sultans um seine schönste Blume ärmer war."

Herr Schmenckel sah sich triumphirend um. Er konnte mit dem Eindrucke, den seine Geschichten auf die in athemloser Spannung Horchenden hervorbrachten, zufrieden sein. — In diesem Augenblick kam die Dame welche an der Kasse zu sitzen pflegte und überhaupt die inneren Angelegenheiten der Gesellschaft verwaltete, eilig in die Trinkstube gerannt und flüsterte Herrn Director Schmenckel etwas in's Ohr, wovon die Gesellschaft nur die Worte: Mensch — fortgelaufen — verstehen konnte. Herr Director Schmenckel schien die Mittheilung sehr übel aufzunehmen. Sein Gesicht verfinsterte sich zusehends. Er murmelte etwas von Teufel und Dreinschlagen und verließ den Tisch, ohne auch nur sein Seidel auszutrinken — ein Beweis, daß die Nachricht, welche ihm so eben hinterbracht worden war, überaus wichtig sein mußte.

Und wichtig war die Nachricht denn auch und bestand in nichts Geringerem, als darin, daß die schöne

Blume, die Herr Schmenckel vor zehn Jahren etwa aus dem Palaſt des Beherrſchers aller Gläubigen auf eine eben ſo kühne wie verſchlagene Weiſe raubte; die, ſeitdem er ſie pflückte, jedenfalls ſtets an ſeinem breiten Buſen geruht hatte, daß dieſe Blume ſammt der Knospe, welche, wie ſich vermuthen ließ, unter der ſorgſamen Pflege des Herrn Director Schmenckel erblüht war — vom Sturmwind entführt, vom ſchwerbeleidigten Sultan zurückgeraubt, auf alle Fälle in ihrer Kammer, im ganzen Hauſe nicht zu finden ſei. Mamſell Adele hatte dieſe Entdeckung gemacht, als ſie die Zigeunerin aus ihrer Kammer zum gemeinſchaftlichen Male der Damen der Geſellſchaft, welches in einer andern Kammer ſervirt war, holen wollte. Mamſell Adele (eine Dame mit einem Ueberfluß von ſchwarzen Locken, deren Echtheit von neidiſchen Gemüthern angezweifelt wurde, einem braunen energiſchen Geſicht und einer ſtets rauhen heiſern Stimme) erzählte Herrn Schmenckel die von ihr gemachte Entdeckung mit der ganzen Zungenfertigkeit und der draſtiſchen Kraft, über welche nur Damen verfügen können, die gewohnt ſind, von der Freitreppe einer Bretterbude herab das Publikum zu haranguiren. Für Herrn Schmenckel war dieſe Nachricht, deren Wahrheit eine unter ſeiner Leitung durch das ganze Haus

veranstaltete vergebliche Nachsuchung bestätigte, ein Blitz aus heiterm Himmel. Die Flucht der Zigeunerin und ihres Kindes war ihm, was einem Menageriebesitzer der Tod seiner besten Löwin sammt ihrem Jungen ist. Er verlor in den Beiden ein Capital, das er für so gut wie nichts erworben und welches doch die reichsten Zinsen zu bringen versprach — den Schmuck, die Zierde, den Glanz, die Poesie seiner Gesellschaft. Selbst Herr John Cotterby aus Egypten wäre leichter zu ersetzen gewesen — fliegende Tauben mögen selten sein, indessen, man findet sie — aber ein Genius mit solchen Augen, mit diesem freundlich ernsten Lächeln, das den filzigsten Spießbürger in einen leichtsinnigen Verschwender umwandelte — Herr Schmenckel hätte kein Mann, er hätte kein Director sein und vor allem hätte er heute Abend statt der vielen Seidel braunen Bieres eben so viel Schoppen von der weißen Milch frommer Denkungsart getrunken haben müssen — wenn er einen solchen Verlust mit stoischer Ruhe hätte ertragen sollen. Herr Schmenckel war ein Mann, er war Director, er hatte Bier und keine Milch getrunken — und Herr Schmenckel gerieth in einen ganz unglaublichen Zorn, dessen erster Ausbruch sich natürlich gegen die Ueberbringerin der Hiobspost wendete, um so mehr, als Herr Schmenckel das

eiferſüchtige Temperament dieſer Dame (ebenſo wie ihre übrigen Tugenden und Schwächen) aus langjährigem, ſehr vertrautem Umgang hinreichend kannte. Er beſchuldigte ſie in Ausdrücken, die ſelbſt zwiſchen guten Freunden unſtatthaft ſind, die Zigeunerin durch ihre Intriguen zur Flucht gezwungen zu haben. — Mamſell Adele, deren Temperament überhaupt nicht zu den ſanften gehörte und die ſich in dieſem Falle noch dazu ganz unſchuldigerweiſe angeklagt ſah, antwortete in einem Tone, der ihre innere Erregung nur zu deutlich verrieth. Herr Schmenckel gehörte zu den heroiſchen Naturen, die im Bewußtſein ihrer Ueberlegenheit (beſonders wenn ſie getrunken haben) keinen Widerſpruch vertragen können und deren Wahlſpruch in entſcheidenden Momenten das ſtolze: „Thaten und keine Worte" iſt. Mamſell Adele fühlte kaum die ſchwere Hand des Meiſters auf ihrer Wange, als ihr heißes Herz in Flammen gerieth und ihre Zunge Sturm zu läuten begann, ſo laut und ſchrill, ſo ohrenzerreißend und markerſchütternd, daß die Trinker drinnen von ihren Biergläſern in die Höhe fuhren und nach der Thür eilten, in der Meinung, es ſei auf dem Flur, wo die Scene zwiſchen Herrn Schmenckel und Mamſell Adele ſpielte, ein Unglück geſchehen.

Der Anblick ſo vieler ungebetener und uner-

wünschter Zeugen, brachte den um die Ehre seiner Gesellschaft besorgten Director einigermaßen wieder zu sich, und die Dame, welche ihre Ehre vor so vielen Männern compromittirt sah, vollends außer sich. Vorher hatte sie gedroht, dem Director ihre Nägel fühlen zu lassen, jetzt fügte sie der Drohung die That hinzu.

Das Staunen des kunstsinnigen Publikums von Fichtenau (so weit es in der Grünen Mütze versammelt war), den gefeierten Künstler, den Helden so vieler selbsterzählter Abenteuer, den Bändiger des Pyramidenbesteigers, den Räuber des großpaschalichen Harems in solcher Noth und Bedrängniß zu sehen — ist unbeschreiblich. Einige wollten dem geschlagenen Feldherrn (denn Mamsell Adele's Angriffe wurden stets mit unwiderstehlicher Energie, Kraft und Gewandtheit ausgeführt) zu Hülfe kommen, Andere lachten und hetzten, wieder Andere (Männer in blauen Blousen und Gamaschen, die regelmäßig mit Roß und Wagen in der Grünen Mütze einkehrten und die Seiltänzerwirthschaft, die sie in ihrem gewöhnlichen Comfort störte, mit misgünstigem Auge betrachteten), sprachen laut von Lumpenpack und Hinauswerfen, was denn wieder von den Kunstenthusiasten äußerst misliebig aufgenommen wurde. — Zornige Gesichter, drohend erhobene Arme; schimpfende Stimmen hin-

über und herüber, war ein Tableau, dem blitzschnell ein anderes folgte, in welchem selbst der Wirth der Grünen Mütze, der, die kurze Pfeife im Munde, mit olympischer Ruhe in der Küchenthür lehnte, nichts Einzelnes mehr zu unterscheiden vermochte, so sehr auch sein Auge daran gewöhnt war, die dichten Staubwolken zu durchdringen, welche sich um einen Knäul von Menschen lagern, von denen Jeder Einzelne mit der natürlichen Waffe der Faust oder der künstlichen eines Schemelbeins „ohne Hast, aber auch ohne Rast" auf den wirklichen oder vermeintlichen Gegner losschlägt.

Fünftes Kapitel.

Oswald hatte, nachdem er mit Franz in dem eleganten „Kurhause" von Fichtenau gastliche Aufnahme gefunden, dem Verlangen, die kleine Czika noch heute Abend aufzusuchen, nicht widerstehen können. Er hoffte von der braunen Gräfin zu erfahren, wie sie in diese wunderliche Gesellschaft gerathen sei, und zugleich sie zu bereden, entweder zu Oldenburg zurückzukehren, oder ihm doch wenigstens das Kind zu überlassen. Er glaubte durch odysseische Klugheit bewirken zu können, was der achilleischen Heftigkeit des Barons unmöglich gewesen war, um so mehr, als die braune Gräfin ihm wohlzuwollen schien, und die kleine Czika offenbar zu ihm größeres Vertrauen hatte, als zu dem „Andern," der ihr Vater war. Und dann war es außer seiner persönlichen Zuneigung zu dem schönen Kinde und der Zigeunerin, die ihm an jenem verhängnißvollen Nachmittage, als er sich auf dem Wege zu Melitta im Walde verirrte, zuerst begegnet waren

und so gleichsam sein Verhältniß zu Melitta vermittelt hatten; die hernach auf so seltsame Weise in seine Bekanntschaft mit Oldenburg verflochten wurden, — noch ein anderes Gefühl, das Oswald zu raschem Handeln trieb. Die Dankbarkeit, zu welcher ihn Oldenburgs ritterliche Hülfe bei Bruno's Tod und in dem Duell mit Felix verflichtet hatte, drückte ihn. Er mochte einem Manne nicht verpflichtet sein, gegen den er von vornherein eine fast instinctive Abneigung empfunden, den er hernach während seiner Liebe zu Melitta als seinen Nebenbuhler gefürchtet hatte; einem Manne, dessen kühne Kraft seinem schwankenden Geiste, so sehr er sich dagegen sträubte, gewaltig imponirte, und den er dennoch — Gott weiß, mit welchem Recht! — der Charakterlosigkeit und Zweideutigkeit des Betragens zieh; ja von dem er, wenn Oldenburg's und Melitta's Verhältniß dem Bilde entsprach, welches die Barnewitz und andere Gebehrdenspäher und Geschichtenträger davon entwarfen — während der ganzen Zeit auf die demüthigendste Weise dupirt worden war. Gelang es ihm jetzt, diesem befreundeten Feinde einen großen Dienst zu leisten, ihm sein Kind, welches er schon verloren gegeben hatte, wieder zuzuführen — so war die drückende Schuld der Dankbarkeit abgetragen, so war die Rechnung quitt, und Oswald Stein

brauchte vor dem Baron Olvenburg, wenn das Schicksal sie einmal feindlich gegenüberstellte — und der junge Mann ahnte, daß ein solcher Augenblick irgend einmal kommen werde — nicht die Augen beschämt niederzuschlagen.

Diese Gedanken und Empfindungen erfüllten Oswald's Seele, während er in Begleitung des Hausknechts aus dem „Kurhause" durch die stillen Straßen des Städtchen nach der Grünen Mütze schritt, die ihm von Franz als das Hauptquartier der Seiltänzer bezeichnet worden war. Franz selbst war im Kurhause zurückgeblieben, da er zu discret war, sich in ein Geheimniß zu drängen, welches man vor ihm verbergen zu wollen schien. Oswald hatte nämlich, als er ihm lachend erzählte, wie er es angefangen habe, den Leuten die wunderliche Scene mit dem Seiltänzerkinde zu erklären, ein Schweigen beobachtet, das Franz kaum anders auslegen konnte, als: sein Gefährte wolle oder dürfe über diese Angelegenheit sich nicht weiter auslassen. Er hatte deshalb, als Oswald bemerkte, es sei heute Abend wohl schon zu spät geworden, um Berger noch aufzusuchen, blos: ich glaube auch! geantwortet und Oswald seine Begleitung nicht angeboten, als dieser, nachdem er eine Viertelstunde lang schweigend in dem Zimmer auf-

und abgegangen war, erklärte, noch eine Promenade in der Abendkühle machen zu wollen. Franz fügte sich in die Launen seines launenhaften Gefährten um so leichter, als er in diesem Augenblicke mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt war. Er hatte gehofft, in Fichtenau einen Brief seiner Braut vorzufinden; sich aber in seiner Erwartung getäuscht gesehen. Das Ausbleiben des Briefes erfüllte ihn mit einiger Sorge, um so mehr, als Sophie sonst sehr pünktlich zu schreiben pflegte und ihre Ankunft in Fichtenau sich überdies schon um einige Tage verspätet hatte. Er tröstete sich mit der Hoffnung, daß die letzte Post, welche, wie man ihm sagte, jeden Augenblick eintreffen müsse, den sehnlichst erwarteten Brief bringen würde.

Unterdessen erreichte Oswald das gastliche Dach der Grünen Mütze gerade in dem Augenblicke, als es einen Theil des krausen Inhalts, welchen es heute Abend beherbergte, durch die offene Hausthür auf die Straße entsandte, wo der Massenkampf, der bis dahin auf dem Flur gewüthet, sich in einzelne Gruppen aufzulösen begann, die, den Trümmern eines umhergestreuten Scheiterhaufens gleich, noch für einen Moment um so heller aufflackerten, um im nächsten aus Mangel an Nahrung zu verlöschen. Der Frieden

wurde um so leichter hergestellt, als eigentlich Niemand so recht wußte, weshalb man sich überhaupt mit solcher Wuth befehdet, und es für nichts und wieder nichts gerade genug blaue Augen und rothe Striemen gesetzt hatte. Freilich war die Aufregung noch immer groß und der Lärm noch immer laut genug, aber es war das nur die Brandung des Meeres nach dem Sturm — hohe Wellen, deren beste Kraft schon gebrochen ist. Man fluchte und schimpfte, man drohte und prahlte — aber man setzte sich wieder und ertränkte den Rest der Feindseligkeit in Bier.

Die Sorge um Czika hatte bei Oswald den Widerwillen, den ihm unter anderen Umständen diese wüsten Scenen eingeflößt hätten, kaum aufkommen lassen; glücklicherweise sah er weder sie noch Xenobi in diesem Wirrwar, aber schon der Gedanke, daß die Beiden in ein solches Pandämonium geschleudert seien, war ihm entsetzlich und befestigte in ihm den Entschluß, sie, koste es, was es wolle, daraus zu erlösen. Er drängte sich durch die Streitenden und Scheltenden, die seiner gar nicht achteten, hindurch, sich bei Diesem, bei Jenem nach der Ursache des Streits und nach der Zigeunerin und ihrem Kinde erkundigend. Niemand hatte Zeit oder Lust, ihm Rede zu stehen, bis er sich endlich zufällig an einen jungen Menschen

wandte, der etwas meniger wüst als die übrige Gesellschaft aussah, und der ihm erzählte: es seien ein paar von der Seiltänzerbande davongelaufen — eine Zigeunerin mit ihrem Kinde — und darüber sei die Schlägerei entstanden. Uebrigens sei der Mann dort, der sich eben das Blut aus dem Gesicht wische und so lebhaft gesticulire, der Director der Truppe und an den möge sich der Herr nur wenden, wenn er noch mehr wissen wolle.

Oswald athmete bei diesen Worten des jungen Menschen hoch auf. Xenobi und Czika waren fort, gleichviel wohin, wenn sie nur aus dieser Hölle erlöst waren. Er überlegte einen Augenblick, ob es nicht gerathener sei, umzukehren, ohne sich mit den Seiltänzern weiter einzulassen; aber das Verlangen, mehr zu erfahren — vielleicht den Ort, wohin sich Xenobi möglicherweise hingewendet haben könnte, überwand diese Bedenken und er trat auf die Person zu, welche ihm als der Chef der Gesellschaft bezeichnet war.

Herr Director Schmenckel hatte mit der seinem vielgewandten Geiste eigenen Elasticität die verlorene Harmonie seiner Seele in dem Kampfe, aus welchem er so eben mit ehrenvollen Wunden bedeckt hervorgegangen war, wiedergefunden. Er besaß, sobald sich nur der erste Sturm der Leidenschaft ge-

legt hatte, in einem hohen Grade jene philosophische Resignation, welche sich in das Unvermeidliche mit Würde schickt, und zu einem schlechten Spiel eine möglichst gute Miene macht. Da die Zigeunerin einmal weg war, so konnte er sich durch Lamentiren darüber nur noch lächerlich machen und einem edlen Charakter ziemt es, zu vergessen und zu vergeben. Er that deshalb, als ob nichts geschehen sei, was er nicht schon längst erwartet hätte. „Undankbarkeit ist der Welt Lohn — Wie gewonnen, so zerronnen. — Heute mir, morgen dir — Lassen's uns wieder niedersitzen, ihr Herren — Director Schmenckel läßt sich durch so etwas nicht aus der Fassung bringen — wir haben noch andere Mittel, ein hochgeschätztes Publikum zu unterhalten, und Sie sollen sehen, daß die Vorstellung, die ich morgen mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung — was beliebt dem Herrn? wünschen mich zu sprechen? steh' zu Diensten — ein Director muß immer auf dem Platze sein" — und Herr Schmenckel folgte Oswald, der ihn um eine Unterredung gebeten hatte, um so lieber, als die Erscheinung eines elegant gekleideten Herrn, welcher es nicht verschmähte, Herrn Schmenckel in der Grünen Mütze aufzusuchen, ein Umstand war, der nicht verfehlen konnte, einiges Aufsehen zu erregen.

„Was befehlen Euer Gnaden," fragte Herr Schmenckel, als sie draußen waren.

„Ich wollte Sie bitten, mir, wo möglich, über die Zigeunerin, die, wie ich höre, sich erst heute Abend von ihrer Gesellschaft entfernt hat, einige Auskunft zu geben," erwiderte Oswald.

Herr Schmenckel stutzte; die Frage kam ihm verdächtig vor; er warf bei dem Licht der Laterne vor dem Hause, denn die Scene spielte auf der Straße, einen prüfenden Blick in Oswald's Gesicht und erkannte den „verrückten Herrn," der die Czika umarmt hatte. Herr Schmenckel wußte sofort, woran er war. Dieser junge Herr war ein ungeheuer reicher Graf, der die Manie hatte, sich für Zigeuner besonders zu interessiren, Zigeunerkinder zu kaufen und was dergleichen Narrheiten mehr sind. Herr Schmenckel bedachte, daß die Zigeunerin möglicherweise wiederkommen, und daß er dann den Preis für das Kind um so höher ansetzen könnte, je größer seine Anrechte an demselben wären.

„Hm," sagte er, um Zeit zur Ueberlegung zu gewinnen, „weshalb wollen Euer Gnaden das wissen?"

„Das kann Ihnen gleich sein," antwortete Oswald; „genug, wenn ich die Auskunft, die ich wünsche,

nicht umsonst haben will;“ und er drückte Herrn Schmenckel einen Thaler in die Hand.

„Danke Euer Gnaden,“ erwiderte Herr Schmenckel, welcher sich durch Oswald's Freigebigkeit in seinem Verdachte bestärkt sah, „indessen möcht' ich doch gern“ —

„Aber ich begreife nicht, weshalb Sie Anstand nehmen, mir das Wenige, was Sie von der Frau wissen, mitzutheilen.“

„Hm,“ sagte Herr Schmenckel; „vielleicht ist das, was ich weiß, so wenig nicht. Wenn man Jemand dreizehn Jahre lang in seiner Gesellschaft gehabt hat —“

„Aber ich habe ja die Zigeunerin erst in diesem Sommer auf Rügen getroffen.“

„Wohl möglich,“ sagte der schlaue Director; „es ist heute Abend nicht das erste Mal, daß mir die Xenobi weggelaufen ist, aber sie ist noch jedesmal wiedergekommen.“

„Seit dreizehn Jahren!“ sagte Oswald, dem dieses Märchen durchaus glaublich schien; „wie alt war denn das Kind, als sie zu Ihnen kam?“

„Wie alt?“ sagte Herr Schmenckel; „ei! Euer Gnaden, als sie zu mir kam, hatte sie kein Kind — das muß ich am besten wissen! Hi, hi, hi!“

„Sie;“ ſagte Oswald und ein Schauder überlief ihn, „Sie?“

„Nun weshalb ich nicht, Euer Gnaden? Schau ich Euer Gnaden aus, als ob ſich ein hübſches junges Ding nicht in mich verlieben könnte, das noch dazu bei mir in Lohn und Brot ſtand? Ich ſage Euer Gnaden, ich hab' noch ganz andere Eroberungen in meinem Leben gemacht. Sind Euer Gnaden je in Warſchau geweſen? Da iſt die Gräfin Ludmilla Propolski — aber freilich, ich darf über dieſe Dame nicht ſo ſprechen, wie“ —

„Mit einem Worte,“ ſagte Oswald, ſich gewaltſam zuſammenraffend: „ſo iſt die Czika Ihr Kind?“

„Beſchwören will ich's nit,“ ſagte Herr Schmenckel lächend; „aber daß es mein's ſein könnte und ich es immer als mein's angeſehen habe, das kann ich beſchwören, Euer Gnaden.“

„Und Sie glauben, daß die Zigeunerin ſich wieder einſtellen wird?“

„O, darauf können ſich Euer Gnaden verlaſſen; ſie hat es nirgends ſo gut wie bei mir.“

„Aber warum entfernt ſie ſich denn ſo oft von Ihnen?“

„Ja ſchaun's, Ihr Gnaden! Die Weiber ſind ein wunderliches Volk;“ ſagte der philoſophiſche Herr

Schmenckel; „und je beſſer man es mit Ihnen meint, deſto ſicherer kann man ſein, daß ſie uns ein X für ein U machen. Treu und Glauben iſt bei ihnen nicht zu finden und beſonders die Zigeunerinnen —“

„Es iſt gut,“ ſagte Oswald, den der Ekel überwältigte; „ich ſpreche mit Ihnen ein ander Mal weiter darüber.“ —

Und er entfernte ſich eilig.

Herr Director Schmenckel ſah ihm einige Augenblicke nach, ſchüttelte den Kopf, ſteckte den Thaler, den er noch in der Hand hielt, in die Taſche, kicherte und verfügte ſich mit dem angenehmen Bewußtſein, einen Gimpel übertölpelt zu haben, in die Trinkſtube zurück, wo mittlerweile der Friede ſo vollſtändig wieder hergeſtellt war, daß ſich ſämmtliche Anweſende zur gemeinſchaftlichen uniſonen Abſingung des beliebten Volksliedes: „Blau blüht ein Blümelein,“ vereinigen konnten.

Während Oswald dieſe ſo bedenklichen Mittheilungen über der armen Czika eigentliche Abſtammung aus dem wahrheitsliebenden Munde des Herrn Schmenckel entgegennahm, erwartete Franz ſeine Rückkehr mit der größten Ungeduld. Die Poſt hatte wirklich den ſehnlichſt herbeigewünſchten Brief ſeiner Braut gebracht und dieſer Brief die unbeſtimmte

Furcht, mit der wir uns über das Ausbleiben von Nachrichten geliebter Personen meistens so unnöthiger Weise quälen, nur zu sehr bestätigt. Sophie schrieb mit einer Hand, welche die Angst beinahe unleserlich gemacht hatte, daß ihr Vater von einem Schlaganfall betroffen worden sei, der die Aerzte das Schlimmste befürchten lasse. Der Vater sei noch in diesem Augenblick (mehre Stunden nach dem in der Nacht eingetretenen Anfall) sprachlos und unfähig sich zu bewegen. Sophie bat ihren Bräutigam, unter diesen Umständen sofort zurückzukehren; wenn noch Rettung für ihren Vater sei, so könne die Hülfe nur von dem kommen, zu dem ihr Vertrauen eben so groß sei, als ihre Liebe.

Franz' Entschluß war natürlich sofort gefaßt; er bestellte, da der Kutscher, mit dem er gekommen war, nicht weiter fahren zu können erklärte, Extrapost, um die nächste Station der Eisenbahn wo möglich noch in derselben Nacht zu erreichen. Seine holde süße Braut in so bittrer Noth und Bedrängniß — wachend und weinend an dem Krankenbette, vielleicht an dem Sarge ihres Vaters — und er, ihr Trost und ihre Hoffnung, über hundert Meilen entfernt — es war ein Gedanke, der auch ein so festes Herz, wie das des Doctors Braun, um seine gewöhnliche Ruhe

bringen konnte. Der Boden brannte ihm unter den Füßen. Die paar Minuten, bis der Wagen aus der Post herbeigeschafft wurde, erschienen ihm eine Ewigkeit.

Da kam der Wagen und mit ihm Oswald. Franz theilte ihm die soeben erhaltene Nachricht mit, sowie seinen Entschluß, sofort abzureisen. Er bat den Freund mit fliegenden Worten, nicht länger in Fichtenau zu verweilen, als es unumgänglich nothwendig sei, und vor allem den Termin, zu welchem man ihn in Grünwald am Gymnasium erwartete, inne zu halten. Oswald war durch die mancherlei wunderlichen Abenteuer der letzten Stunden so gleichsam auf alles Außerordentliche vorbereitet, daß er Franz' Mittheilung mit einer Art von Gleichgültigkeit entgegennahm. Er versprach indessen, was Franz von ihm verlangte, während er ihn zum Wagen begleitete.

„Wissen Sie was, Oswald," sagte Franz, schon im Wagen; „kommen Sie mit mir! Sie werden diese Zumuthung sonderbar finden, aber das Sonderbarste ist oft das Vernünftigste."

„Es geht nicht, Franz," sagte Oswald; „ich kann nicht wieder abreisen, ohne Berger auch nur gesehen zu haben, und überdies —"

„Ich weiß Alles, was Sie mir sagen können," erwiderte Franz, „und offen gestanden, habe ich eigent-

liche Gründe für meine Zumuthung gar nicht; nur ein Gefühl, als ob ich Sie nicht allein hier laſſen dürfe, als ob die Luft hier herum für Sie mit Unheil angefüllt ſei. Kommen Sie mit mir, Oswald!"

„Ich will Ihnen ſo bald als möglich folgen."

„Nun denn, leben Sie wohl. Fort, Schwager."

Franz drückte noch einmal Oswald's Hand. Der Wagen rollte eilends über das holprige Pflaſter des Städtchens davon.

„Schade, daß der Herr ſo eilig wieder fort mußte," ſagte Max, der Oberkellner des „Kurhauſes," der mit der Serviette unter dem Arm und der Feder hinter dem Ohr neben Oswald ſtand. „Ein charmanter Herr! — Wollen der Herr Doctor jetzt ſoupiren? Der Herr Doctor finden noch charmante Geſellſchaft im Speiſeſaale."

Oswald ging in das Haus zurück. Hätte Franz in dieſem Augenblick ſeine Aufforderung noch einmal wiederholt, Oswald würde ſich nicht länger geweigert haben, ihm zu folgen. Seitdem ihn Franz verlaſſen, war es ihm, als ob ſein guter Engel von ihm gewichen und die Luft in Fichtenau für ihn mit Unglück angefüllt ſei.

Sechstes Kapitel.

Am nächsten Tage erwachte Oswald spät aus einem durch wunderliche unheimliche Träume vielfach gestörten, unerquicklichen Schlaf. Die noch vor Kurzem so heiß geliebte Melitta war ihm erschienen — das liebe, schöne Angesicht blaß, gramzerrissen, die braunen, thränenüberströmten sanften Augen mit dem Ausdrucke unsäglicher Wehmuth auf ihn gerichtet. So hatte sie dagesessen — mit schmerzlich süßem Lächeln auf den weichen — ach, wie so oft in trunkener Liebe geküßten Lippen! Und Oswald's Herz war übergeflossen von Liebe und Mitleid. Vergessen war Alles, was sich zwischen sie und ihn gedrängt hatte — die böse Saat, die zischelnde Zungen ausgestreut und die von dem Wankelmuth der eigenen Seele so schnell zur Reife gewiegt war — vergessen Alles — nur nicht die Erinnerung an die sonnigen Tage unsäglichen Glücks. Und er hatte sich ihr zu Füßen gestürzt und auf ihren lieben Knien Thränen, bittersüße Thränen

geweint, in gebrochenen Worten ſeine Reue geſtammelt und ihre Verzeihung angefleht. Da hatte ſich eine Hand eiskalt auf ſeine Stirn gelegt und als er aufſchaute, war es nicht mehr Melitta, ſondern Profeſſor Berger; aber nicht mehr der Mann des melancholiſchen Humors und der vernichtenden Satire, der ihm oft, das dämoniſche Lächeln auf den räthſelhaften Lippen, an den Theeabenden gegenübergeſeſſen hatte, ſondern eine unheimlich ſtille, unheimlich regungsloſe Maske von Wachs. Aber in dem kalten, ſtarren Geſicht der Maske hatte es plötzlich angefangen zu zucken und ſich zu regen, wie wenn Jemand ſprechen will und die Zunge ihm den Dienſt verſagt — dann hatte ſie begonnen zu reden, nicht in menſchlichen Worten, ſondern in einer myſtiſchen Sprache Unverſtändlich-Verſtändliches, Unſäglich-Grauenhaftes — fürchterliche Geheimniſſe aus einer andern Welt . . .

Oswald's Seele hatte das Entſetzliche nicht länger ertragen können und ſich mit einer gewaltſamen Anſtrengung aus dem unheimlichen Zwiſchenreiche zum Licht des wachen Tages befreit. Aber das Licht des Tages brachte ihm nicht die rechte Freudigkeit; denn die Schemen der Nacht warfen ihre geiſterhaften Schatten hinüber in den Tag . . . Wehe dem, deſ-

sen Herz nicht rein ist von Frevel! wehe dem, dessen Seele in ihrer Tiefe Erinnerungen birgt, die er, wenn sie sich an ihn drängen in den Momenten, wo er wach und gerüstet ist, mit leichtfertigem Stirnrunzeln von sich scheucht! Er mag wohl zusehen, „was ihm im Schlaf für Träume kommen mögen!“

In dieser qualvollen Stimmung brachte Oswald den Vormittag zu. Er konnte sich nicht entschließen, den schweren Gang zu Doctor Birkenhain's Anstalt anzutreten; er verschob, nach Art der Zauderer, die niemals zu rechter Zeit thun können, was sie thun wollen und müssen, den Besuch bis auf den Nachmittag und redete sich ein, er werde dann in besserer Stimmung und besser bereitet sein, Berger unter die Augen zu treten. — Er ging am Mittage zur Table d'hôte hinab, die trotz der vorgerückten Jahreszeit noch zahlreich von Vergnügungsreisenden und Kurgästen besucht war und hatte das Vergnügen, während er still hinter seiner Flasche saß, dem geistreichen Gespräche einiger junger Handlungsbeflissenen zuzuhören, das sich mit der, dieser schätzenswerthen Menschenklasse eigenen Leichtigkeit über tausend und einen Gegenstand erging, unter anderm auch über die Flucht der Zigeunerin mit ihrem Kinde und über den „großartigen Skandal,“ welcher in Folge dessen den Frieden der

Grünen Mütze und die nächtliche Ruhe eines nicht unbeträchtlichen Theils des Städtchens gestört hatte. Einige der jungen Herren, die gestern der Vorstellung auf der Finkenwiese beigewohnt hatten, rühmten gegen die heute erst angekommenen Collegen die Schönheit der Zigeunerin und bedauerten lebhaft das plötzliche Verschwinden „einer so famosen Person.“ Auch die Kleine sei ein „famoses“ Ding gewesen, mit ganz „famosen“ Augen. Ein verrückter Engländer, der des Weges gekommen, habe sich sofort in sie verliebt und es sei die allergrößte Wahrscheinlichkeit, daß besagter Engländer, von dem man hernach weder etwas gehört noch gesehen, die Zigeunerin entführt habe.

Durch diese authentische Nachricht über das Schicksal Xenobi's und der Czika vollkommen beruhigt, verließ Oswald den Tisch, um sich wieder auf sein Zimmer zu begeben. Er war natürlich jetzt noch weniger als vorher in der Stimmung, Berger aufzusuchen und es kostete ihm nicht geringe Ueberwindung, endlich aufzuspringen, nach dem Kellner zu klingeln und den sofort erscheinenden über den Weg nach Doctor Birkenhain's Anstalt zu befragen.

„Doctor Birkenhain's Anstalt, mein Herr? ganz in der Nähe, mein Herr! der bequemste Weg führt durch unsern Garten auf die Höhe, dann immer links auf

der Höhe am Fluß entlang fort, bis Sie an ein großes Haus kommen. Das iſt Doctor Birkenhain's Anſtalt, mein Herr! Haben vielleicht einen Verwandten oben? Kommen oft Herrſchaften zu uns, Verwandte bei Doctor Birkenhain zu beſuchen. Erſt in dieſem Sommer war eine Dame mehre Monate bei uns, auch aus Ihrer Gegend. Sehr ſchöne Dame, kennen der Herr vielleicht — eine Frau von Berkow mit ihrem Bruder, einem Baron von Oldenburg — ſehr langer Herr mit einem ſchwarzen Bart" —

„Iſt Baron Oldenburg ein Bruder der Dame?" fragte Oswald nicht ohne einiges Widerſtreben.

„Ei, ja wohl, mein Herr! Die Herrſchaften waren ja faſt zwei Wochen lang zuſammen hier. Aber der Herr Bruder mußten fort, bevor der Herr von Berkow ſtarb — hartes Schickſal für eine ſchöne junge Frau. Werden der Herr zum Souper zurück ſein? Nein? aber doch die Nacht bei uns verweilen? rachte mir gleich! Sonſt nichts zu befehlen? — wie lange Sie gehen? o, höchſtens zehn Minuten, werden den Herrn ſelbſt bis auf den Weg bringen."

Oswald wanderte, nachdem der geſchwätzige Kellner ihn verlaſſen, auf dem Pfade, der an der Abdachung des langgeſtreckten Hügels allmälig höher führte, dahin. Links unter ihm plätſcherte, von hohen

Bäumen überwölbt, die Fichte, ein klares, forellenreiches Bergwasser, von dem das Städtchen seinen Namen hat. Hier und da blickte es freundlich zwischen den Bäumen hervor, um alsbald wieder zu verschwinden, wie ein neckiges spielendes Kind. An einer Stelle hatte man den Flüchtling angehalten und ihn gezwungen, die Räder einer Mühle zu treiben. Das mochte dem Wildfang schlecht gefallen. Er stürzte sich wie im Zorn durch die enge hölzerne Rinne, rüttelte und schüttelte aus Leibeskräften an den Schaufeln, und stürzte dann zischend und kochend in ärgerlichem Ungestüm davon.

Oswald setzte sich der Mühle gegenüber auf das niedrige Geländer des Weges und schaute lange in das Wasser hinab, wie es brodelte und schäumte, Wirbel in Wirbel drehend, Welle durch Welle verdrängend, „begierig wüthend nach dem Abgrund zu." Er dachte an Melitta, wie oft sie wohl diesen Weg am Arm „ihres Bruders" zurückgelegt und an dieser Stelle, deren malerische Schönheit ihrem Blick gewiß nicht entgangen war, verweilt haben mochte.

Er fühlte sich zum Sterben traurig. Seine Gefühle kochten durcheinander wie die Wasser zu seinen Füßen, seine Gedanken wirbelten und kreisten, wie die Schaumblasen auf den Wellen. War denn der Haß

nicht so blind, wie die Liebe? gab es denn ein Recht und ein Unrecht? Die Welt sollte ein Kosmos sein? ja für den, dessen Blick nur immer auf der glatten Oberfläche des Flusses weilte, da wo er zwischen schattigen Bäumen über ebenen Boden lustig dahinströmt; aber auch für den, der in seine Tiefe blickte, wo alles chaotisch durch einander braust und rauscht? Auf, auf! zu ihm, dem Mann der Schmerzen! er hat in des Lebens Tiefe geblickt; er soll mir sagen, was er da erschaute, welche Larven und Gespenster, daß er voll Schauder und Grausen das edle Antlitz verhüllte!...

Oswald sprang wieder auf und ging den Weg, der jetzt immer steiler wurde, hinauf, bis er ein großes Gebäude erblickte, das, etwas von der Straße entfernt, auf einer mäßigen Anhöhe zwischen Gärten und Nebengebäuden gelegen und von einer hohen Mauer auf allen Seiten umgeben für die Wohnung eines Privatmannes zu schloßartig und für ein Schloß zu gefängnißmäßig aussah. Es war Doctor Birkenhain's Anstalt.

Nicht ohne Herzklopfen klingelte Oswald an der verschlossenen eisernen Gitterthür. In dem Pförtnerhäuschen öffnete sich ein Fenster; der Pförtner schaute heraus und fragte nach seinem Begehr.

Oswald wünschte Doctor Birkenhain zu sprechen.

„Sind Sie ſchon gemeldet?“

„Ja.“

„Ihr Name?“

Oswald nannte ſeinen Namen.

Der Mann blickte auf eine Tafel, welche die Namen der Angemeldeten enthalten mochte; dann ſteckte er den Kopf wieder zum Fenſterchen hinaus:

„Nur gerade über den Hof nach der Hauptthür; dort noch einmal zu klingeln.“

Die Thür that ſich auf und ſchloß ſich wieder hinter dem Eingetretenen. Oswald ging über den geräumigen, mit Kies beſtreuten, hier und da mit Büſchen und Bäumen beſetzten Vorhof dem Hauſe zu. Auf einer Bank unter einem dieſer Bäume ſaß in einer Gruppe von mehren Perſonen ein junger ſehr wohlgekleideter Mann. Als Oswald an ihm vorüberſchritt, erhob ſich der junge Mann, trat auf ihn zu und ſagte, indem er mit einer höflichen Verbeugung den Hut zog:

„Ich habe gewiß die Ehre mit dem Kaiſer von Fez und Marokko zu ſprechen?“

Als Oswald dieſe wunderliche Frage der Wahrheit gemäß verneinte, ſchüttelte der junge Mann traurig den Kopf und ſagte, indem er Oswald mit einem leeren Blick anſah:

Es ist merkwürdig, der Kaiser hatte es mir doch so fest versprochen, mich noch in diesem Sommer abzuholen, und der Sommer geht zu Ende und der Kaiser kommt nicht; ich werde wohl bis nächsten Sommer warten müssen. Dann aber kommt er ganz gewiß. Meinen Sie nicht auch?"

„Ich zweifle keinen Augenblick daran," erwiderte Oswald.

Ein schwacher Strahl von Freude zuckte über das blasse Gesicht des Unglücklichen. Er verbeugte sich abermals, setzte seinen Hut wieder auf und schritt zu seinem Platze auf der Bank zurück.

Oswald gelangte zu der Hauptthür, klingelte und wurde von einem Diener, welcher öffnete und nach seinem Namen fragte, in ein Zimmer geführt, mit der Anweisung, ein wenig warten zu wollen, Doctor Birkenhain würde alsbald erscheinen.

Es war ein hohes schönes Gemach; ausgezeichnete Oelgemälde schmückten die Wände; zwischendurch antike Köpfe und Büsten auf Consolen: der Apoll von Belvedere, der Zeus von Otricoli, die Ludovisische Juno; auf Tischen mitten in dem Zimmer Bücher und Kupferwerke — Alles athmete den heitern Genuß des Daseins; Nichts erinnerte daran, daß man sich in einem Hause der Krankheit und des Todes befinde.

Nach einigen Minuten öffnete sich eine Thür, und Doctor Birkenhain trat herein.

Oswald hatte sich natürlich von diesem Manne, der in der letzten Zeit von einer so verhängnißvollen Bedeutung für ihn geworden war, ein Bild entworfen und war jetzt nicht wenig erstaunt, als er fand, daß von diesem Bilde auch nicht ein Zug paßte. Er hatte sich Doctor Birkenhain als einen alten, Ehrfurcht gebietenden Mann vorgestellt, voller Gravität und Würde, und sah sich jetzt einem Manne gegenüber, der nicht viel älter sein konnte, als er selbst, zum wenigsten das dreißigste Lebensjahr schwerlich überschritten hatte — lang und dürr, mit schlichtem hellbraunen, nicht allzu dichtem Haupthaar und spärlichem Schnurr- und Kinnbart — ein mageres Gesicht von einer kränklich gelben Farbe, — eine hohe Stirn, große hellblaue Augen, denen man es auf den ersten Blick ansah, daß sie gewohnt waren, in der Seele des Menschen zu lesen und deren durchdringende Schärfe auf die Dauer fast unerträglich wurde.

Nach der ersten Begrüßung und nachdem Doctor Birkenhain bedauert hatte, daß es ihm nicht vergönnt gewesen sei, die Bekanntschaft seines Collegen Braun zu machen, der sich durch seine Abhandlung über den Typhus mit einem Schlage einen Platz unter

den ersten Pathologen Deutschlands erworben habe, sagte er:

„Ich habe Ihrem Besuch mit großer Spannung entgegengesehen, weil ich mir von Ihrem Wiedersehen mit Berger für den letzteren sehr viel verspreche. Ich weiß durch Herrn Bemperlein, und auch aus Berger's eigenem Munde, daß Sie der vertrauteste Freund und so zu sagen der Liebling des unglücklichen Mannes sind — es wenigstens vor dem Ausbruch seiner Krankheit waren. Wenn Etwas im Stande ist, das bei Berger fast bis auf den letzten Funken erloschene Interesse am Leben wieder zu entfachen, so ist es die Liebe — nicht die allgemeine Menschenliebe, die nur ein anderer Ausdruck für Egoismus ist, sondern die ganz specielle Liebe für ein bestimmtes Individuum, an dessen Freuden und Leiden er einen sympathetischen Antheil nimmt. Die Liebe ist das realste aller Gefühle, ist das, welches sich am kräftigsten gegen die Vernichtung wehrt und alle anderen überdauert. Der größte Psychologe, der vielleicht je gelebt hat und dem wir Irrenärzte sehr viel verdanken, Shakespeare, läßt seinen Lear noch kurz vor dem Ausbruche des Wahnsinns zum Narren sagen: „Mir blieb ein Stückchen vom Herzen noch und das bedauert dich.“ Dies Stückchen vom Herzen ist der gesunde Punkt,

von dem die Heilung ausgehen muß, auch bei Berger."

„Ich bitte Sie deshalb, Berger auf alle Weise für Ihr individuelles Schicksal zu interessiren. Erzählen Sie ihm von Ihren Plänen und Entwürfen, von Ihren Hoffnungen und Wünschen; von Ihren Freuden und Leiden. Besonders von den letzteren, wenn Sie davon zu berichten haben und — verzeihen Sie dem Arzte die Indiscretion! — ich glaube, daß Ihre Mittheilungen besonders nach dieser Seite hin ziemlich ausgiebig sein werden. Sie lächeln? nun, vielleicht irre ich mich und ein gewisses Etwas in Ihrem Gesicht ist der Ausdruck eines physischen und nicht psychischen Vorganges — aber, wie dem auch sein mag, verhüllen Sie vor Berger nicht die Schatten- und Nachtseiten Ihrer Existenz. Im Gegentheil: klagen Sie, und je eindringlicher, je schmerzlicher, desto besser; aber klagen Sie wie ein Kranker, der nach Gesundheit schmachtet, wie ein eingefangener Vogel, der sich nach Freiheit sehnt. Das Unglück geliebter Menschen rührt uns tausendmal mehr, als unser eigenes, und die Last, die Berger bei sich selbst kaum noch beachtet, wird ihm unerträglich dünken, sobald er sie auf den Schultern eines Anderen sieht, den er liebt. Denn, ich wiederhole es, nur so ist diesem Manne

beizukommen. Gegen Vernunftgründe iſt er, der ſcharfſinnige Denker, der alle Philoſopheme in und auswendig kennt, in einen undurchdringlichen Harniſch gehüllt. Gegen einen Beweis von der Würde und Realität des Lebens bringt er Ihnen zehn andere, die das Gegentheil darthun; und wo Sie ein Haar ſpalten, ſpaltet er das geſpaltene noch einmal. Uebrigens brauchen Sie nicht zu fürchten, daß er Sie, wie ſonſt wohl, in philoſophiſche Diſpüte verwickeln wird. Die Wiſſenſchaft, aus der er ſonſt in ſo vollen Zügen trank, iſt ihm ein Greuel; er mag nichts davon hören und ſehen. Und nun noch eins: wie lange gedenken Sie in Fichtenau zu verweilen?"

„Vier bis fünf Tage höchſtens."

„Sehr gut; ich wollte Sie eben bitten, Ihren Beſuch nicht länger auszudehnen. Es handelt ſich darum, auf Berger einen bedeutenden Eindruck zu machen, und zu der Freude, Sie wiederzuſehen, muß der Schmerz kommen, Sie ſo bald wieder zu verlieren. Vielleicht, daß wir ihn ſo in die Welt zurück locken, von der er ſich jetzt voller Ekel abwendet."

„Iſt Berger von meiner Ankunft unterrichtet?"

„Nein; ich wollte auch die Ueberraſchung zu Hülfe nehmen. Damit wir den Eindruck ganz rein haben, werde ich Sie nicht zu ihm begleiten. Sie werden

mir dann ja erzählen, wie er sie empfangen hat. Er pflegt um diese Zeit seinen Spaziergang in die Berge zu machen, den er manchmal bis in den Abend ausdehnt. Ich lasse ihn ganz frei gewähren, da jede Restriction schädlich sein würde, wie es denn überhaupt jetzt nur noch sein freier Wille ist, der ihn hier hält. Begleiten Sie ihn auf diesem Spaziergange; die Herzen erschließen sich unter dem Himmelsdome leichter, als unter einer Zimmerdecke.

„Noch eins;" fuhr Doctor Birkenhain fort, während sie sich von ihren Plätzen erhoben; „Sie werden Berger auch in seinem Aeußern verändert finden; suchen Sie auch da, mit aller Schonung natürlich, einzuwirken. Solche scheinbaren Kleinigkeiten sind von der größten Bedeutung; ein fehlender Handschuhknopf kann einen Dandy um seine gute Laune bringen und wir haben eine andre Stimmung im Schlafrock und eine andre im Frack. — Nun wollen wir gehen, wenn es Ihnen recht ist; ich will Sie selbst bis an Berger's Thür bringen."

Die beiden Herren gingen aus dem Empfangszimmer auf den mit Steinfliesen ausgelegten Flur, die breiten steinernen Treppen hinauf, durch hohe, helle, luftige Corridore.

Es begegneten ihnen mehre Personen, die Oswald

nicht für Kranke gehalten haben würde, wenn Doctor Birkenhain es ihm nicht gesagt hätte; so vernünftige Antworten gaben sie auf die hingeworfenen Fragen des Arztes.

„In diesem Flügel ist die Station für die leichtesten Kranken," sagte Doctor Birkenhain; „bei dem schönen Wetter sind die Meisten im Garten, oder auf dem Hofplatz. — Wie geht's, Herr Commerzienrath?"

„Danke, Herr Doctor!" erwiederte der Angeredete, ein außerordentlich wohlhäbig aussehender Mann, der mit einer Gießkanne in der Hand vorüberging; danke; es würde ganz gut gehen, wenn" —

Der Commerzienrath trat mit einem Blick auf Oswald dem Doctor näher und flüsterte ihm etwas ins Ohr, wovon Oswald nur die Worte: „Bündel Heu — in der Seite" — verstehen konnte. „O, das ist das Wenigste," erwiederte Birkenhain in einem Ton, dessen Zuversichtlichkeit für den größten Hypochonder überzeugend sein mußte, „das wollen wir schon weg kriegen." — Der Kranke drückte seinem Arzt dankbar die Hand und entfernte sich, augenscheinlich über den glücklichen Ausgang eines vermeintlichen Leidens beruhigt und getröstet.

„Ich wollte Berger's Fall wäre so leicht wie dieser," sagte Doctor Birkenhain, während sie in dem

Corridor weiter ſchritten; „aber mit Pillen und Latwergen iſt ſeiner Krankheit nicht beizukommen. So, nun gehen Sie den Corridor zu Ende, die letzte Thür links iſt Berger's. Ich bin äußerſt begierig, was Sie mir zu erzählen haben werden. Wollen Sie morgen bei mir ſpeiſen? Ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, Sie meiner Frau vorzuſtellen. Um drei Uhr. Iſt's Ihnen recht? alſo au revoir!".

Doctor Birkenhain reichte Oswald die Hand und trat in eine der Thüren, an denen ſie eben vorbeigekommen waren. Oswald ging den Corridor allein zu Ende, voll von dem bedeutenden Eindruck, den der Mann, welcher ihn ſoeben verlaſſen, auf ihn gemacht hatte, und zugleich voller Unruhe über die Rolle, die ihm zugetheilt war. Er ſollte in Berger die Freude an einem Leben wiedererwecken helfen, das für ihn ſelbſt beinahe alles Intereſſe verloren hatte! War er unter Allen nicht der am wenigſten zu einer ſolchen Miſſion geeignete? Und doch er hatte ſie übernommen! Er mußte ſie ausführen!

Oswald kam an die bezeichnete Thür. Auf der braunen Täfelung ſtand mit Kreide und offenbar von Berger's Hand geſchrieben:

„Lasciate ogni speranza, voi ch' entrate!"

Ein Schauer durchrieſelte Oswald. Er blieb un-

schlüssig vor der Thür stehen, bevor er es über sich gewinnen konnte, zu klopfen. Er lauschte, ob sich nichts drinnen rege; er hörte nichts. Endlich faßte er sich ein Herz und klopfte mit fester Hand. Da er keine Antwort erhielt, so klopfte er lauter; abermals keine Antwort. Eine bange Furcht ergriff ihn; er öffnete hastig die Thür und trat in das Zimmer.

Siebentes Kapitel.

Oswald's Furcht war unnöthig gewesen. Mitten in dem großen, durch die heruntergelassenen Vorhänge halbdunkeln Gemache saß Berger an einem mit Büchern bedeckten Tische. Er hatte den gesenkten Kopf in beide Hände gestützt und schien zu schlafen, denn er regte sich, obgleich er mit dem Gesicht nach der Thür zu saß, selbst dann noch nicht, als Oswald bis an den Tisch getreten war. Oswald wagte nicht, ihn zu wecken. Er blieb an dem Tisch stehen und schaute mit Augen, die sich ihm kaum bewußt, mit Thränen füllten, auf den Dulder. Welche Verwüstungen hatten diese wenigen Monate in dem einst so stolzen energischen Gesicht angerichtet! Das dunkle lockige Haar war hier und da ergraut; die massive, wie aus Granit gehauene Stirn schien, da die Schläfen kahl geworden waren, noch gewaltiger und imponirender. Ein voller Bart, den Berger sonst nicht trug, floß silbergrau von Wangen, Lippen und Kinn herab, daß

BIBLIOTECA

die Spitzen faſt die Tiſchplatte berührten. Die Hände, die einſt ſo ſorgſam gepflegten rundlichen Hände waren ſo mager, ſo durchſichtig mager geworden! Und dieſer Anzug! eine blaue Blouſe anſtatt des ſchwarzen Rockes, an dem kein Federchen geduldet wurde; ein grobes, zerknittertes Hemd an ihm, der früher einen Luxus mit feinſter, blendendweißer Wäſche trieb! Auf dem Tiſch ein abgetragener runder Filz und ein Stock, der offenbar noch vor kurzer Zeit der integrirende Theil einer Dornenhecke geweſen war, anſtatt des ſorgſam gebürſteten Pariſer Hutes und des Bambusrohres mit dem goldenen Knopf! — wenn ſolche Veränderungen mit dem äußern Menſchen vorgehen konnten, welche Revolutionen mußten in der Seele Tiefen ſtattgefunden haben!

Oswald fühlte ſich bis in's Innerſte erſchüttert. Wohl hatte Birkenhain Recht: das Unglück geliebter Menſchen rührt uns tauſendmal mehr als unſer eigenes. Als Fauſt, der Unſelige, Verdammte, die Geliebte in Ketten auf dem Gefängnißſtroh ſieht, da erſt „faßt ihn der Menſchheit ganzer Jammer an.“

Berger regte ſich. Er hob die Stirn, ſchlug die Augen auf und blickte auf Oswald. Die Augen waren tief und klar, und ſchienen größer wie ſonſt; kein Zucken verrieth Erſtaunen, Verwunderung oder Schrecken über den unerwarteten Anblick.

„Ich hatte ſo eben nur von Dir geträumt, Oswald!“ ſagte er, ſich erhebend, mit einer leiſen Stimme, von der alle frühere Schärfe und Kraft gewichen ſchien.

Oswald konnte ſich nicht länger beherrſchen. Er ſchluchzte laut auf und warf ſich ſtürmiſch in Berger's Arme. All das Leid, das er erlitten — erſt jetzt, an der Bruſt dieſes Mannes glaubte er es wahrhaft zu fühlen; alle Thränen, die ſein Herz geblutet und ſein Auge nicht geweint hatte, erſt jetzt, in den Armen dieſes Mannes, der ſo viel erduldet, glaubte er ſich ihrer nicht ſchämen zu dürfen.

Berger hielt ihn mit den Armen umfangen, wie ein Vater den Sohn, der aus der Ferne heimkehrt, in welcher er ſich von Träbern nährte.

„Weine nur!“ ſagte er, „weine! In Thränen erleichtert ſich das allzuvolle junge Herz. Als ich jung war, wie Du, da habe ich geweint, wie Du — jetzt hat mein Auge das Weinen verlernt.“

„Berger, lieber, lieber Berger!“

„Ich wußte, daß ich Dich ſo wiederſehen würde; ich habe Dich längſt erwartet. Ich dachte nicht, daß Du es in der öden Wüſte auch nur ſo lange aushalten würdeſt. Weine nur! die Thränen ſind der Preis, um den wir unſere Seele zurückkaufen aus dem kläglichen Handel, den wir eingingen, noch ehe

wir wußten, was wir thaten. Bevor wir dem Dasein entsagen, müssen wir erkennen, daß es besser ist, nicht da zu sein. Der Eine kommt früher zu dieser Einsicht, der Andere später. Freue Dich, daß Du zu denen gehörst, die in der bittern Qual der Sansara schon einen Vorschmack des süßen Nirwana haben."

Er ließ Oswald aus seinen Armen und griff nach dem Hut und Stock auf dem Tische.

„Komm!" sagte er.

Oswald war von dieser Scene so erschüttert, daß er nur an Berger's wunderlichen Anzug dachte, um zu fühlen, daß es schlechterdings unmöglich sei, diesem Manne von solchen Dingen zu sprechen. Er hätte eben so gern eine Mutter, die über der Leiche ihres Kindes weint, an eine Nachlässigkeit der Toilette, an eine Schleife, die sich verschoben, an ein Band, das aufgegangen ist, erinnert.

Sie gingen durch die langen Corridore, die breite steinerne Treppe hinab zum Hause hinaus. Als sie über den Hof schritten, kam der junge Mann, der auf der Bank saß, wieder auf sie zu und wiederholte die Frage, die er vorhin an Oswald gerichtet hatte:

„Ich habe gewiß die Ehre, mit dem Kaiser von Fez und Marokko zu sprechen."

„Nein," antwortete Berger; „der Kaiser kommt nicht, verlassen Sie sich darauf!"

„Kommt nicht?" sagte der junge Mann, und sein bleiches Gesicht wurde noch bleicher und seine Augen irrten unruhig umher: „kommt nicht? woher wissen Sie das?"

„Weil, wenn er käme, es Dir nicht zum Glück, wie Du wähnst, sondern nur zu Deinem gänzlichen Verderben gereichen würde. Warum willst Du, daß er kommt? Damit er Dir Gold bringt, das Du verspielst, und Juwelen, die Du an Deine Maitressen verschenkst; damit er Dir die Mittel zu einem Leben gewährt, dem entronnen zu sein, Du Gott, wenn Du anders an einen Gott glaubst, auf den Knieen danken müßtest. Was Du für einen Stern der Verheißung hältst, ist nur ein Irrlicht auf dem Sumpfe. Trau seinem Schimmer nicht, es lockt Dich hierhin und dorthin und immer tiefer in den Morast. Kehr ihm entschlossen den Rücken zu! Noch einmal sage ich Dir: der Kaiser kommt nicht, und es ist ein Glück für Dich, daß er nicht kommt."

„Kennen Sie denn Se. Majestät so genau?" stotterte der junge Mann.

„Sehr genau," sagte Berger, und ein eigenthümliches Lächeln spielte auf seinem Gesicht; „sehr ge-

nau, nur zu genau. Auch mich hat Se. Majestät lange Jahre genasführt. Ihnen verspricht er Geld und Gut, mir versprach er — es bleibt sich gleich, was; und so verspricht er Jedem etwas Anderes, um Jeden zu narren und zu äffen. Die Einsicht, daß es mit Sr. Majestät Versprechungen eitel Wind ist, das ist der Weisheit Anfang — wie es denn auch ihr letzter Schluß ist."

Diese Worte sprach Berger mit plötzlich abfallender Stimme, wie zu sich selbst. Er achtete des jungen Mannes nicht weiter, der mit einem unbeschreiblich traurigen Gesicht, den Hut in der Hand dastand; auch Oswalds nicht, der schweigend und durch die eben erlebte Scene auf's peinlichste berührt, neben ihm her weiter schritt.

Berger mußte ahnen, was in der Seele seines Begleiters vorging, denn als sie durch die Pforte, die ihnen ohne weiteres geöffnet wurde, getreten waren und nun auf der Landstraße, die erst an dem Fluß entlang, dann über eine Brücke auf das jenseitige Ufer und von dort höher und immer höher in die Berge führte, dahinschritten, unterbrach er plötzlich das Schweigen und sagte:

„Du wunderst Dich, daß ich mit dem armen Schelm nicht glimpflicher verfuhr, daß ich ihm seine

wahnwitzigen Illusionen so grausam zerstörte. Diese scheinbare Grausamkeit ist im Grunde Wohlthat. Quod medicamenta non sanant, ferrum sanat, quod ferrum non sanat, ignis."

„Wer ist der Unglückliche?"

„Ein Graf Maltan aus unserer Gegend. Er hat binnen wenigen Jahren ein Vermögen von einer halben Million in sinnlosen Ausschweifungen durchgebracht. Jetzt hofft und harrt er auf den fabelhaften Kaiser, der ihm wiederbringen soll, was er verlor."

„Aber wenn der junge Mann dadurch, daß Sie ihm diesen einzigen letzten Trost rauben, den schwachen Rest seines Verstandes vollends verliert" —

„Du sprichst, wie Doctor Birkenhain. Ich muß lachen, wenn ich sehe, wie dieser Mann in seinem blinden Optimismus sich gegen die Kraft, die den Menschen unaufhaltsam zur Vernichtung treibt, stemmt, dem Kinde gleich, das einen Strom mit seinen Händchen aufzuhalten versucht. Mein Studium hier besteht in der Beobachtung dieses eigenthümlichen Kampfes, der erhaben sein würde, wenn er nicht lächerlich wäre. Diese Aerzte tappen im Dunkeln, wie bei einem Blindekuhspiel, und glauben die Krankheit zu kuriren, wenn sie die Symptome fortschaffen. Sie wissen nicht, sie ahnen nicht, daß eben das Leben selbst der Schuh ist,

der uns drückt, das Nessuskleid, das uns bei lebendigem Leibe verbrennt und daß diesen Schuh auszuziehen, dieses Kleid von sich zu streifen, nicht nur das beste, sondern auch das einzige Mittel ist, der öden Qual des Daseins zu entrinnen; denn so groß auch der Ekel ist, mit dem wir uns vom Leben abwenden:

„Uns bleibt ein Erdenrest,
Zu tragen peinlich;
Und wär' er von Asbest,
Er ist nicht reinlich."

Sie waren, von der Landstraße abbiegend, auf eine Lichtung im Walde gelangt, die mit Moos und Heidekraut dicht überspannen war. Vor ihnen sah man über die Wipfel der Tannen weg in die Ebene, aus der sie empergestiegen waren und weit in das Hügelland hinein; hinter ihnen zog sich der Wald bergauf höher und höher. — Es war still, lautlos still um sie her. Lange, weiße Fäden wehten durch die dünne, klare Luft. Die Blumen waren verschwunden; die Vögel hatten ihre Lieder, Cicaden ihr Schwirren verlernt; der Sommer war todt und die Natur saß im stummen Schmerz an seiner Leiche. Selbst der herbstliche Sonnenschein war wehmüthig, wie einer Wittwe Lächeln; das Blau des Himmels matt und zu krankhaft, wie einer Trauernden verweintes Auge..

Berger hatte sich auf einen niedrigen Baumstumpf

geſetzt, Oswald ſich neben ihn in das dichte Halbekraut gelagert. In dieſer Waldesſtille, die ihn ſo lebhaft an die Forſten von Grenwitz und Berkow und an die ſchmerzlich ſüßen Tage, die er dort verlebt, erinnerte, überkam ihn jener Drang, ſich mitzutheilen, der uns in manchen Momenten mit unwiderſtehlicher Heftigkeit befällt. Wie es den katholiſchen Chriſten treibt, die tiefverborgenen Geheimniſſe ſeiner Bruſt dem Prieſter, ſeinem perſonificirten Gewiſſen, in's Ohr zu murmeln, ſo trieb es Oswald, dem unglücklichen Mann an ſeiner Seite, in welchem er von Anfang an ſein zweites Ich erkannt hatte, Alles zu beichten, was er erlebt, erſtrebt, gefehlt und geſündigt hatte in dieſer letzten, für ihn ſo ereignißreichen, verhängnißvollen Zeit. Er dachte nicht an Doctor Birkenhain's Weiſung, Berger auf jede Art für ſein Schickſal zu intereſſiren, und dem Kranken gegenüber die Rolle eines Arztes zu ſpielen. War er doch ſelbſt ſo krank! Aber, wie es auch in ſeinem Herzen wühlte, — der Mann an ſeiner Seite hatte Schlimmeres erduldet; was er ſich ſelbſt kaum zu geſtehen wagte — ihm, dem Manne, der geſenkten Hauptes in dem dunkeln Labyrinth der Seele umherwanderte und keinen Weg zum Licht des Tages zu finden wußte — ihm durfte er Alles, Alles ſagen. Und, ſtockend im An-

fang, und dann immer lebhafter, leidenschaftlicher erzählte er ihm, was er zu erzählen hatte: seine Liebe zu Melitta, seine Liebe zu Helenen, seine Freundschaft für Bruno; und wie ihm die Eifersucht und der Wankelmuth des Herzens jene, und die Verkettung der Umstände diese und der Tod den herrlichen Knaben geraubt hatten.

Berger hatte, das Kinn in die Hand stützend und mit großen Augen unabläßig in die Ferne blickend, ohne Oswald auch nur einmal zu unterbrechen, schweigend zugehört. Endlich, als der junge Mann mit der schmerzlichen Klage: „Warum haben Sie mich in dieses Wirrsal geschickt? warum haben Sie mich so lange in der Irre gelassen?" schloß, erhob er das Haupt, wandte die Augen auf ihn und sagte langsam bedächtig:

„Weil Du auch dies erfahren mußtest, weil Du, als Du in Grünwald bei mir warst, noch immer an die große Lüge, die wir Leben nennen, glaubtest, weil der Trotz, mit dem Du diese Lüge bejahtest, gebrochen werden mußte. Ich habe Dich den kürzesten und sichersten Weg zur Erkenntniß geführt. Ich wußte, daß Du Dich blenden lassen würdest von der trügerischen Spiegelung, daß Du mit pochendem Herzen, mit lechzender Zunge durch den öden, heißen

Sand eilen würdeſt, weiter, unaufhaltſam weiter, nach dem blauen See mit dem waldbekränzten Ufer, der ſich vor Dir zurückzog in demſelben Maße, in welchem Du Dich ihm zu nähern glaubteſt, bis Du endlich, in Deiner Qual Dir und Deinem Daſein fluchend, zuſammenbrechen würdeſt. Freue Dich! Du haſt es überſtanden, und in ebenſo viel Wochen, als ich dazu Jahre brauchte, den erſten, den ſchwerſten Curſus durchgemacht: Du haſt die Augen aufgeſchlagen und angeſehen, was da war, und ſiehe! es war nicht gut! Dir iſt der Werth des Lebens, der Zweck des Lebens problematiſch geworden: Du haſt angefangen zu begreifen, daß es mit jener Behauptung ſchaaler Optimiſten: „das Leben ſei des Lebens Zweck," wohl ſchwerlich ſeine Richtigkeit haben dürfte, — man müßte denn ſeine Beruhigung in dem Erſtreben eines Zieles finden, das ſich nie erreichen läßt, oder das, wenn es in jedem Augenblick erreicht wird, in keinem Augenblick erreicht zu werden verdient. Du haſt geſehen, daß Lug und Trug und Dummheit und Gemeinheit ſich in Wahrheit, Ehrlichkeit, Weisheit und Hoheit unauflöslich verweben, daß Du Dich am Duft der Roſe nicht ergötzen kannſt, ohne Dich an ihren Dornen zu verletzen. Dieſe Erkenntniß, die nur den ſtumpfſinnigen Sclaven kalt läßt, der die Peitſchen-

hiebe ſeines Treibers grinſend entgegennimmt, edle Seelen aber zum Tode betrübt, iſt der Anfang der Weisheit, iſt die Vorhalle zum großen Geheimniß.“

„Und das große Geheimniß?“

Berger antwortete nicht; er ſchaute wieder mit jenem großen ſtarren Blick in die Ferne. Oswald wagte es nicht, ſeine Frage zu wiederholen.

Tiefe Stille rings umher! Lautlos floſſen die weißen Sommerfäden durch die helle Luft; lautlos wob der Abendſonnenſchein ſein goldenes Netz über das Haidekraut des Bodens und die dunkelgrünen Wipfel der Tannen.

So ſaßen ſie ſtumm nebeneinander — ſtumm und traurig, wie zwei im Walde verirrte Kinder. Aber während der Mann, der mit dem Leben abgeſchloſſen, dem es fürchterlicher Ernſt war mit ſeiner Weltverachtung, ſich widerſtandslos tiefer und tiefer in den Abgrund ſeiner Schmerzen ſinken ließ, kämpfte die junge ungebrochene Lebenskraft bei dem Andern gewaltſam hinauf zur Luft und zum Licht.

„Was iſt es, das ſich in mir in dieſem Augenblicke, wo ich es am wenigſten erwartete, gegen Ihre herbe Weisheit auflehnt?“ fragte er, zu Berger aufſchauend. „Mein Verſtand ſagt mir, daß Sie recht haben; aber — mein Auge trinkt den Zauber dieſer

abendlichen Landschaft, trinkt ihn bis ins Herz hinein und in meinem Herzen flüstert eine Stimme: Die Welt ist so schön, so schön! und wenn auch das Leben dir Bitternisse ohne Zahl zu kosten giebt, doch ist es süß — sagen Sie, Berger, haben Sie je geliebt mit aller Kraft der Seele? und kann die Liebe sterben, wie der Sommer und die Blumen und der warme Sonnenschein?"

Berger lächelte — es war ein sonderbares, fast unheimliches Lächeln.

„Ob ich geliebt habe?"

Er senkte den Blick und hob mit seinem Stabe von der Moosdecke zu seinen Füßen ein Stück ab.

„Was frommt es," sagte er, „den Schleier heben, den so viele Jahre über die Vergangenheit breiteten? Du siehst, was drunter ist, ist Moder und Verwesung."

„Und doch, sagte er nach einer Pause, es ist gut, wenn Du auch das erfährst. Höre!"

„Es sind jetzt dreißig Jahre her — ich stand damals in Deinem Alter, aber ohne Deine Erfahrungen gemacht zu haben, in frischer ungebrochener Kraft mich an das Leben klammernd, das mir süß und köstlich schien, wie eine liebe Braut. Wenn je ein Mensch geschwärmt hat für Freiheit und Schönheit, für all die bunten Phantasmagorien, mit welchen der blinde

Drang, der uns in's Daſein rief, ſich ſelbſt zu beſchönigen und die jämmerliche Hoheit des Daſeins zu verdecken ſucht — wenn je ein Menſch für die blutloſen Schemen, die man Ideale nennt — begeiſtert war — ſo bin ich es geweſen. Ich glaubte, Thor, der ich war, daß die ewige Seligkeit ſchon hier auf Erden erreicht ſei, überall, wo in freiem Lande freie Menſchen wohnten. Ich glaubte an ein Vaterland und habe auf den Schlachtfeldern von Leipzig und Waterloo mit meinem Blute meinen Glauben beſiegelt. Ich kam zurück, voll des heißen Dranges, das angefangene Werk zu vollenden. Aber ehe ich daran gehen konnte, die Wunden, die der Krieg dem Vaterlande geſchlagen, zu heilen, mußte ich an die Heilung meiner eigenen Wunden denken. Man ſchickte den Reconvalescenten nach Fichtenau . . .

Damals ſah es noch anders aus in Fichtenau. Es exiſtirte noch kein Kurhaus und keine Heilanſtalt für Geiſteskranke — nichts deſto weniger wurde der Ort nicht leer von Fremden, denn der poetiſche Nimbus, den die großen Männer von Weimar über dieſe Thäler ausbreiteten, lockte die Menge. Ich hielt mich fern von ihr, und lebte einzig meiner Geſundheit und meinen Studien.

Ich wohnte in dem Hauſe eines alten Rectors,

mit dem ich bekannt geworden war und deſſen Freundſchaft ich cultivirte, weil er eine verhältnißmäßig große Bibliothek beſaß und Bücher dazumal und beſonders in dieſem Winkel nicht ſo leicht zu haben waren wie jetzt. Aber der alte Rector beſaß außer ſeiner Bibliothek noch einen andern Schatz — eine wunderſchöne Tochter. Die Tochter wurde mir bald intereſſanter, als die Bibliothek. Du haſt mich gefragt, ob ich je geliebt mit aller Kraft der Seele. Wenn Du Eleonoren gekannt hätteſt und wüßteſt, wie voll und mächtig damals mein Herz ſchlug — Du würdeſt nicht haben zu fragen brauchen.

Es war ein Sommertag — ein paradieſiſch ſchöner Sommertag. Wir waren nach Tiſche in den Wald gezogen — eine bunte Geſellſchaft — jung und alt. Wir lagerten uns in dem Schatten der Tannen auf das ſchwellende Moos. Wir ſcherzten und lachten — ich auch, obgleich es mir gar nicht nach Scherz und Lachen zu Muthe war. Denn Du weißt es ja:

Kein Feuer, keine Kohle
Kann brennen ſo heiß
Als heimliche Liebe,
Von der Niemand was weiß.

Und Niemand wußte davon, ſelbſt die nicht, die ich liebte; wenigſtens hatte ich ihr meine Liebe noch nicht geſtanden. Wie mein Auge an ihrer reizenden

Gestalt hing, während sie in der Gesellschaft mit schalkhafter Anmuth die Honneurs machte; wie mein Ohr den Ton ihrer silberklaren süßen Stimme trank! Es war das alte Sirenenlied, das schon vor tausend und tausend Jahren erklungen ist, und nach tausend und tausend Jahren noch immer erklingen wird — bis die Zeit erfüllt ist.

Nach dem Kaffee schweiften wir durch den Wald; gruppenweis, paarweis, wie der Zufall und die Laune es wollte. Ich war Eleonoren gefolgt, die sich einen Strauß von Waldblumen pflückte — ich half ihr, obgleich ich nicht viel von dergleichen verstand und wegen meiner Wahl von dem neckischen Mädchen ausgelacht wurde. Aber sie wurde stiller und stiller, je tiefer wir in den Wald geriethen und je weiter wir uns von den Andern entfernten. Je stiller und ängstlicher sie wurde, desto lebhafter und kühner wurde ich. Ihre Schweigsamkeit und ihre Röthe auf den Wangen verriethen mir, was ich im Stillen gewünscht, vom Himmel in heißen Gebeten erfleht und doch nicht zu hoffen gewagt hatte.

Da traten wir heraus auf diese Lichtung. Dieselben Berge, die dort vor uns liegen, blauten herüber und dieselbe Sonne, die dort vom Himmel blickt, goß ihr blendendes Licht verschwenderisch auf uns

hernieder. Und das goldne Licht glänzte auf ihrem dunklen lockigen Haar und leuchtete auf ihren weißen runden Schultern — und hier auf dieſer ſelben Stelle ſind wir uns in die Arme geſunken und haben uns unter heißen Küſſen und heißen Thränen ewige Liebe und Treue geſchworen . . .

Der Stumpf, auf dem ich hier ſitze, war damals eine junge ſchlanke, kräftige Tanne, und ich war jung und ſchlank und voll übermüthiger Kraft. Der Baum iſt umgehauen und in's Feuer geworfen; ich — ich bin geworden, was ich bin" . . .

Berger ſchwieg und wühlte mit ſeinem Stabe in dem Mooſe zu ſeinen Füßen. Oswald ſchaute voll Ehrfurcht auf den unglücklichen Mann; aber er wagte nicht, zu ſprechen, ja nicht einmal Berger's herabhängende Hand zu ergreifen. Auf Berger's Geſicht lag eine hehre Ruhe; keine Miene verrieth, was in dieſem Augenblick in ſeinem Herzen vorging; aber er ſah nicht aus wie Einer, der Mitleid heiſcht und Mitleid erwartet . . .

„Nicht auf einmal," fuhr er plötzlich fort; „die Kraft in mir war groß und konnte nur allmälig gebrochen werden. — Ich ſprach, als wir nach Hauſe gekommen waren, mit dem Alten; er hatte mich lieb und freute ſich von Herzen über unſre Liebe. Wenige Tage

darauf ging ich auf die Universität zurück, um meine Studien, die ich, als der Krieg begann, kaum angefangen hatte, wieder aufzunehmen. Ich studirte mit einem eisernen Fleiß, denn mein Wissensdurst war nicht minder groß, als mein Wunsch, sobald als möglich in den Stand gesetzt zu werden, Eleonoren als meine Gattin heimführen zu können. Ich kam deshalb nur selten und nur auf kurze Zeit nach Fichtenau, um mich in Eleonoren's Liebe zu sonnen und mit neuem Muth und neuen Kräften zu meinen Arbeiten zurückzukehren. Aber ich hatte noch eine andere Geliebte, die ich mit nicht geringerer Schwärmerei anbetete — die Freiheit. Ich theilte diese Leidenschaft mit vielen andern edlen Jünglingen. Wir wollten unser Blut auf so viel Schlachtfeldern nicht umsonst vergossen haben; wir wollten nicht, nachdem wir den einen Löwen glücklich gebändigt, so vielen Schakalen und Wölfen zur Beute fallen. Aber die Schakale waren auf ihrer Hut und die Wölfe brachen in unsre Hürde.

Ich bekleidete seit einem Jahr ein kleines Schulamt in der Provinz Sachsen; ich hatte Alles zu meiner Hochzeit vorbereitet — der Termin war festgesetzt; ich zählte die Tage und die Stunden, — da werde ich eines Nachts von Bewaffneten aus dem Bette

geholt. Meine Papiere wurden versiegelt — und die nächste Nacht schlief ich in der Casematte von Magdeburg.

Oder vielmehr ich schlief nicht; ich tobte, ich raf'te, ich rang mir die Hände an den Gittern meines Käfigs blutig. Nach und nach tröstete ich mich mit der Hoffnung, daß diese Gefangenschaft nicht lange dauern könne, und Eleonore — nun! sie würde dies bittre Loos ertragen wie eine Heldin. Ein zweiter Egmont sah ich die Freiheit und die Geliebte nur in einem Bilde. Durch Nacht zum Licht! Durch Kampf zum Sieg! Das war der Zauberspruch, mit dem ich das schlangenhaarige Scheusal Verzweiflung, wenn es sich an mich drängen und seine Tatzen in mein Herz schlagen wollte, zurückzuscheuchen suchte. Der Zauberspruch sollte Zeit haben, seine Kraft zu erproben — ich blieb fünf Jahre lang ein Gefangener.

Wohl war während dieser Zeit, die ich nach dem Schlag des Herzens und dem Fall der Tropfen maß, die von der feuchten Decke des Kerkers sickerten, mein Glaube an die vermeintliche Göttlichkeit der Weltordnung arg erschüttert worden — aber, ich sagte Dir, meine Lebenskraft war groß und mein Wille zum Leben übermächtig. Ich hatte in den stillen öden Nächten, wo ich mich ruheles auf meinem harten Lager

wälzte, wohl das große Wort, das uns erlöst, vernommen, aber ich hatte es nur halb und nicht einmal halb verstanden. Ich hatte es in der langen Lehrzeit eben erst zu buchstabiren begonnen; das Leben sollte mich noch in seine harte Schule nehmen, bevor ich es fließend lesen lernte.

Ich war kaum aus meiner Haft entlassen, als ich — Du kannst Dir denken, mit welchen Gefühlen — hierher nach Fichtenau eilte. Ich hatte im Anfange meiner Gefangenschaft einen und den anderen Brief von Leonore erhalten, in welchen sie mich zur Standhaftigkeit, zum Ausharren beschwor, bei demselben Gott, zu dem sie allstündlich ihre Gebete um meine Freiheit sende. Diese Briefe waren seltener geworden, bis sie nach zwei Jahren ungefähr ganz ausblieben. Das war mir das Schmerzlichste; aber ich glaubte stets, daß nur die Grausamkeit meiner Kerkermeister mir diese Labetropfen versage und biß die Zähne zusammen und fluchte meinen Peinigern.

Ich hatte den Leuten Unrecht gethan.

Tief in der Nacht kam ich nach Fichtenau. Ich fuhr direct nach dem wohlbekannten Hause, ich sprang aus dem Wagen, ich riß an der Klingel. Da öffnete sich oben ein Fenster, ein altes Weib schaute heraus und fragte nach meinem Begehr. Ich fragte nach

dem Rector. „Der ist seit drei Jahren todt", war die mürrische Antwort. „Und wo ist seine Tochter?" „Da müssen Sie den vornehmen Herrn fragen, der mit ihr vor drei Jahren davongelaufen ist;" sagte das Weib und warf das Fenster zu.

Ich stand wie vom Donner gerührt. Dann lachte ich laut auf, aber ich verstummte plötzlich vor einem stechenden Schmerz in meinem Herzen, denn, Oswald — ich hatte Eleonore geliebt."

„Wie ich in den Gasthof gekommen bin, weiß ich nicht. In der Nacht schreckte ich die guten Leute durch wildes Gelächter und wahnsinniges Toben aus dem Schlaf — sie brachen in meine verschlossene Stube — ich lag im Delirium. Die Kerkerluft hatte an meinen Nerven gezehrt und der fürchterliche Schlag, der mich so unvorbereitet getroffen, das morsche Gebäude ganz erschüttert. Ich rang vier Wochen lang mit dem Tode, aber ich klammerte mich zu fest an das Leben und der Tod ließ seine Beute fahren. Wohl mir! Der Tod wäre nicht der rechte Tod gewesen; er hätte mich dem Leben wieder ausgeliefert. Wenn ich jetzt sterbe, so sterbe ich für immer."

Ein Schauer durchrieselte Oswald. Was bedeuteten diese mystischen Worte: für immer sterben? ent-

hielten ſie das große Geheimniß, von dem ihn jetzt noch ein dichter Vorhang trennte?...

„Meine Reconvalescenz.“ fuhr Berger fort, dauerte lange, denn meine Kräfte waren bis aufs äußerſte erſchöpft worden. Ich ſchlich an einem Stabe durch die Gaſſen des Städtchens, und freute mich, wenn ich jeden Tag ein paar Fuß höher bergan ſteigen konnte, bis ich es endlich ſo weit gebracht hatte, daß ich dieſen Platz hier erreichte, — den Zeugen eines Schwures, der, wie ich wähnte, für die Ewigkeit geſchworen war und der verweht war, wie der Hauch des Mundes. Hierher kam ich jeden Tag, um über mein verlornes Glück zu weinen und mit dem Himmel zu hadern, der ſeine Sonne ſcheinen läßt über die Ungerechten, und auf Gerechte ſeine Blitze ſchleudert. Denn ich war, wie Lear, ein Mann, an dem mehr geſündigt war, als er ſündigte. Ich hatte es treu und gut gemeint mit Allem, was ich erſtrebt und gewollt im Leben. Ich hatte mein Vaterland geliebt, wie ein Kind die Eltern, [redacted] mit gläubiger Seele — und zum Dank dafür [redacted] es mich fünf Jahre im Kerker ſchmachten laſſen; ich hatte Elenore angebetet mit jedem Blutstropfen meines Herzens — und zum Lohn dafür hatte ſie mich verrathen. Ich hatte bis zu dieſem Augenblick ſo gelebt, daß ich hin-

treten konnte vor alle Welt und sprechen: wer kann mich einer Sünde zeihen — und doch! und doch! Ich marterte mein Hirn mit dem Versuch der Lösung dieser Widersprüche ab. Ich hatte noch immer nicht begriffen, daß das Leben selbst die große Sünde ist, aus der alle andern mit derselben Nothwendigkeit fließen, mit welcher der Stein, der einmal in Bewegung gesetzt ist, unaufhaltsam in den Abgrund rollt. Aber so viel wurde mir doch klar, daß es kein Gott der Liebe sein kann, der eine Welt erschuf und schafft, in welcher die Sünden der Väter an den Kindern und Kindeskindern heimgesucht werden; eine Welt, die überall nach dem jesuitischen Grundsatz regiert wird: daß der Zweck die scheußlichsten Mittel heiligt. Ich hatte bis jetzt an den Dingen und Menschen nur überall die gute Seite aufgesucht, jetzt hatte das Leid, das mich selbst betroffen, mein Auge aufgethan für die Leiden aller Kreaturen. Ich dachte jetzt daran, daß auf jeder Seite der Geschichte eine Grauderthat verzeichnet steht, vor der sich unser Haar sträubt und unser Blut gerinnt; ich dachte daran, daß in jedem Menschenherzen eine dunkle Stelle ist, an der [illegible] hüllten Angesichts vorüberschreitet; daß noch kein Mensch das Licht erblickte, für den nicht eine Stunde kam, in welcher er wünschte, er wäre nicht geboren;

ich dachte daran, daß das Leben unzähliger Menschen nichts weiter als ein verzweifelter Kampf mit der grimmen Noth ist; daß Krankheit und Sünde und Reue und Sorge — die trefflichen Minirer — unser Leben aushöhlen, wie die Maden die Frucht; daß unsre beste Freude ein Tanz über Gräbern ist und daß, wenn das Leben wirklich köstlich war, der unerbittliche Tod ein Spott und ein Hohn ist für dies köstliche Leben. — Und ich sah mich um in der Natur, aus der die Poeten eine Idylle machen, und sah, daß sie entweder todt und fühllos ist, oder, wo sie lebt und fühlt, das blutige Drama des menschlichen Daseins nur in roherer, nackterer Form wiederholt. Ich sah, daß die einzelnen Geschlechter der Thiere in grimmiger, unversöhnlicher, von keinem Gottesfrieden unterbrochener Fehde begriffen sind und daß ihre Kriege mit einer brutalen Grausamkeit geführt werden, neben der sich manchmal die raffinirtesten Martern der Inquisition noch sehr unschuldig ausnehmen.

Und während ich so Stück für Stück die bunten Lappen, mit denen die Feigheit und der Aberwitz die Wunden und Pestbeulen des Lebens zu verhüllen sucht, abriß, erwachte in mir ein Gefühl, das meinem Herzen bis dahin fremd gewesen war, der Haß. Es war

nur die Liebe in anderer Form, trotzdem ich mir einredete, ich hätte die Treulose vergessen; es war nur ein anderer Ausdruck der Bejahung des Lebens, von dem ich noch immer nicht lassen konnte, trotzdem ich mir einbildete, ich hätte mit dem Leben abgeschlossen. Wenn man das Leben wirklich verneint, so weiß man nichts mehr von Haß und Liebe.

Damals aber haßte ich, heiß, wie ich geliebt hatte. Mein ganzes Sinnen und Trachten concentrirte sich bald in dem einen glühenden Wunsch der Rache. Rache! Rache! an ihm, an ihr! so schrie eine Stimme in mir, die nicht zum Schweigen zu bringen war.

In Fichtenau kannte man mein Schicksal und interessirte sich dafür mit jener wohlfeilen Sympathie, die sich von der Skandalsucht und der Schadenfreude freihalten läßt. Man erzählte mir, ohne daß ich darum fragte, Alles, was man von Eleonoren's Flucht wußte.

Um dieselbe Zeit, als ihre Briefe ausblieben, war ein junger polnischer Graf nach Fichtenau gekommen und hatte bei dem alten Rector die Wohnung bezogen, die ich früher gehabt hatte. Das ganze Städtchen war bald voll gewesen von seiner Schönheit und seinem Reichthum. Man hatte Eleonoren mit einem

ſo gefährlichen Hausgenoſſen geneckt; ſie hatte dergleichen Scherze ihrer Freundinnen mit großer Indignation zurückgewieſen. Bald aber ſagte man ihr nicht mehr ins Geſicht, was man von ihrem Verhältniß mit dem jungen Grafen dachte, ſondern tuſchelte ſich nur in die Ohren, daß man ſie da und da des Abends ſpät mit ihm geſehen habe; daß die goldene Kette, die ſie auf einmal trage, auch wol nicht aus dem Nachlaß ihrer Mutter ſei. Und dann kam ein Tag, wo man ſich nicht mehr ins Ohr tuſchelte, ſondern laut auf der Straße erzählte: des Rectors Eleonore ſei über Nacht mit dem ſchönen Grafen davongegangen und der alte Mann, ihr Vater, der ſo ſchon lange gekränkelt, ſei über dieſe Nachricht ſo erſchrocken, daß er auf den Tod liege. Wirklich war der Alte ein paar Tage ſpäter geſtorben. Von Eleonoren hatte man ſeitdem nichts gehört.

Glücklicherweiſe wußte man auch den Namen des Grafen, und mehr bedurfte ich nicht, um den Racheplan, den ich entworfen, auszuführen. Ich nahm den kleinen Reſt meines Vermögens und machte mich auf die Reiſe. Zuerſt nach Warſchau. Dort kannte man den Grafen recht gut; es war ein junger Wüſtling, der aus der Verführung von Frauen und Mädchen ein Gewerbe machte. Ein Bekannter wollte ihn vor

zwei Jahren mit einem schönen Mädchen, das nach der Beschreibung Eleonore sein mußte, in Venedig gesehen haben.

Ich reiste nach Venedig. Dort erinnerte man sich seiner wohl; er hatte zwei Monate daselbst gelebt und war dann nach Mailand gegangen. Von Mailand schickte man mich nach Rom. Dort traf ich einen Jugendfreund, einen Maler. Er hatte den Grafen und Eleonore oft gesehen und das unglückliche Mädchen bedauert, noch ehe er wußte, in welchem Verhältniß ich zu ihr stand. Er erzählte mir, daß der Graf sie sehr schlecht behandelt habe, daß er sie Jedem lachend angeboten habe, mit dem Bemerken, man könne ihm keinen größern Freundschaftsdienst bezeigen, als wenn man ihn von dieser Last befreie. — Hier stockte der Maler und wollte nicht weiter berichten. Ich beschwor ihn, mir Alles zu sagen; ich sei auf das Schlimmste gefaßt. Endlich theilte er mir denn mit, daß sich zuletzt wirklich ein Nachfolger des Grafen in der Person eines französischen Marquis, zum mindesten eines soi-disant Marquis, gefunden habe, der mit Eleonoren nach Paris gegangen sei. Das sei vor ungefähr einem Jahre geschehen. Der Graf halte sich jetzt, so viel er wisse, in Neapel auf.

Ich ging nach Neapel, mit meinem Freund, dem

Maler. Ich hatte ihm mitgetheilt, daß ich an dem Grafen Rache nehmen wolle. Er meinte, das werde mir sehr schwer fallen, denn der Graf sei ebenso muthig und verschlagen, als er wollüstig und grausam sei. Da ich aber auf meinen Vorsatz bestand, so erbot er sich, mich zu begleiten. Ich nahm diesen Freundschaftsdienst an, denn der Maler hatte viele Verbindungen mit dem Adel und konnte mich in die Kreise einführen, in denen sich mein Feind bewegte und die mir sonst verschlossen oder doch schwer zugänglich gewesen wären.

Wir kamen nach Neapel. Der Graf war noch da, der verhätschelte Liebling der Frauen und der Schrecken der Väter und Ehemänner. Dem Maler gelang es ohne Mühe, mich in die Aristokratie einzuführen. Ich besuchte jede Gesellschaft, um mit dem Grafen zusammenzutreffen, was bisher der Zufall noch immer verhindert hatte. Endlich traf ich ihn in einer großen Soirée bei dem russischen Gesandten. Ich sah ihn in dem ganzen Glanze seiner wirklich herrlichen Schönheit und mit dem ganzen Zauber seiner chevaleresken Anmuth in einer Gruppe von Herren und Damen. Ich trat an der Hand des Malers mitten in diese Gruppe hinein.

„Herr Graf," sagte der Maler. „Der Doctor Berger

aus Thüringen wünscht Ihre Bekanntschaft zu machen; erlauben Sie, daß ich Ihnen denselben vorstelle."

Bei dem Worte Thüringen wurde der Graf bleich und verlor die Fassung so, daß es allen Herumstehenden auffiel.

„Ich will Sie nicht lange aufhalten, Herr Graf," sagte ich vortretend. „Ich wünsche nur von Ihnen den augenblicklichen Aufenthaltsort der jungen Dame zu wissen, die Sie vor drei Jahren aus ihrem väterlichen Hause entführten und zuletzt in Rom an einen französischen Schwindler verkuppelten."

Ich sprach diese Worte ruhig, langsam, jede Sylbe abwägend. Meine Stimme beherrschte den ganzen Saal, denn es war nach meinen ersten Worten so still geworden, daß man eine Nadel hätte fallen hören.

Der Graf war noch bleicher geworden, aber er faßte sich alsbald wieder und sagte:

„Und was giebt Ihnen das Recht zu dieser Frage, für die Sie in der That die Zeit und den Ort äußerst schicklich gewählt haben?"

„Ich hatte die Ehre, der Verlobte der jungen Dame zu sein."

„Und wenn ich Ihnen die erwünschte Auskunft verweigere?"

„So erkläre ich Sie vor diesen Damen und Herren

für das, was Sie vom Wirbel bis zur Sohle sind: ein gemeiner Schurke."

Bei diesen Worten schleuderte ich ihm meinen Handschuh ins Gesicht, und verließ, nachdem ich mich in kurzen Worten bei den Versammelten für die von mir provocirte Scene entschuldigt, vom Maler begleitet, die Gesellschaft.

Eine Beleidigung der Art konnte nach der Anschauung der Welt, in welcher der Graf lebte, nur mit Blut gesühnt werden, um so mehr als ich, um dem Aristokraten jede Ausflucht zu versperren, in meiner Offiziers-Uniform in der Gesellschaft erschienen war und der sehr geachtete Name des Malers mich vor dem Verdacht, ein bloßer Abenteurer zu sein, schützte. Ueberdies hatte sich der Graf durch die Gunst, in welcher er bei der Damenwelt stand, in der Männerwelt so verhaßt gemacht, daß ihm Jeder die ihm von mir widerfahrene schmachvolle Behandlung gönnte und er durch die Weigerung, sich mit mir zu schlagen, um den letzten Rest seines Ansehens gekommen sein würde. Er hatte unter dem Achselzucken seiner wenigen Freunde und dem offenen Hohnlächeln seiner zahlreichen Feinde gleich nach mir die Gesellschaft verlassen, und schon eine Stunde darauf erhielt ich von ihm eine Herausforderung auf den

Morgen des folgenden Tages. Das war Alles, was ich gewollt hatte; ich vernahm die Nachricht mit einer Art von Jubel; die wenigen Stunden bis zu dem Augenblicke, wo ich den Räuber Eleonorens, den Mörder meines Erdenglücks vor der Mündung meiner Piſtole haben würde, erſchienen mir eine Ewigkeit. Ich konnte es in dem engen Zimmer unſeres Hôtels nicht aushalten; ich mußte das Rachefieber, das in mir brannte, in der balſamiſchen Nachtluft kühlen. Mein Freund bat mich, von dieſem Vorſatze abzuſtehen, da ich mich, wie er mit ironiſchem Lächeln ſagte, unter dieſen Umſtänden bei einer nächtlichen Promenade leicht auf den Tod erkälten könnte. Als ich heftig und aufgeregt, wie ich war, auf meinem Wunſche beſtand, begleitete er mich zwar, aber nicht, ohne ſich und mich vorher mit Dolchen bewaffnet zu haben.

Ich ſollte bald erfahren, wie viel gründlicher der Maler den Charakter meines Feindes und die Art des Volkes, in welchem wir uns befanden, ſtudirt hatte; denn wir waren kaum ein paar hundert Schritte von unſerem Hôtel entfernt und wollten eben durch eine Seitengaſſe auf die Toledoſtraße biegen, als wir uns von vier Männern, die plötzlich aus dem Schatten der Häuſer heraustraten, mit einer unglaublichen Wuth

angegriffen sahen. Glücklicherweise war der Maler ein riesenstarker Mann und auch mir fehlte es weder an Muth noch an Geistesgegenwart. Die Mörder schienen auf einen so energischen Widerstand nicht vorbereitet. Nach wenigen Augenblicken ergriffen sie die Flucht. Ich wollte ihnen nachsetzen. „Laß sie laufen," sagte der Maler, indem er seinen blutigen Dolch abwischte; „ich fürchte, ich habe den Einen von ihnen etwas zu tief geritzt. Aber der Kerl ließ es sich auch gar zu angelegen sein, die paar Zechinen des Grafen redlich zu verdienen."

Mir war die Lust, noch weiter zu promeniren, vergangen. Wir kehrten auf dem nächsten Wege in unser Hôtel zurück und erwarteten voll Ungeduld die bezeichnete Stunde.

Der Maler suchte mir zu beweisen, daß ich mich mit einem Menschen, der zum Meuchelmord seine Zuflucht nehme, nicht schlagen könne, sondern ihn niederschießen müsse, wie einen tollen Hund; ich erwiderte ihm, daß ich durchaus die letztere Absicht habe und das Duell für mich nichts weiter sei als eine leere Form. Wir erzürnten uns beinahe bei diesem Disput.

Ganz unnöthiger Weise. Der Morgen kam, wir waren noch vor der Zeit auf dem Platze; aber kein

Gegner ließ sich sehen. Endlich, nach einer Stunde, erschien der Secundant des Grafen, ein junger italienischer Edelmann — bleich und verstört. Er sagte uns, daß es ihm außerordentlich leid thue, uns so lange habe warten zu lassen, aber es sei nicht seine Schuld. Der Graf sei gestern Abend spät, nachdem er — der Sprecher — ihn verlassen, noch einmal ausgegangen mit der Weisung an seinen Kammerdiener, nicht bis zu seiner Rückkunft aufzubleiben. Seitdem sei er spurlos verschwunden. Es sei die höchste Wahrscheinlichkeit, daß ihn ein Unfall betroffen habe, denn daß ein Mann von der hohen gesellschaftlichen Stellung des Grafen sich einem Duell durch die Flucht entziehen sollte, sei eine Annahme, deren Lächerlichkeit auf der Hand liege.

Der Maler erwiderte, daß wir Zeit zum Warten hätten, und daß aufgeschoben ja darum noch nicht aufgehoben sei. Der Edelmann versprach uns sofort zu benachrichtigen, sobald er etwas über das Verbleiben des Grafen in Erfahrung gebracht haben würde.

Aber der Graf blieb verschwunden, und ich mußte zuletzt einem Verdachte beipflichten, den der Maler schon am Abend des Zusammentreffens mit den Meuchelmördern ausgesprochen hatte, nämlich, daß der Graf selbst bei dem Attentat betheiligt und wahrschein-

lich der von den Vieren gewesen sei, welcher sich durch die Heftigkeit seines Angriffs vor den Anderen so auszeichnete und in Folge dessen von der starken Hand des Malers so empfindlich bestraft wurde. Entweder war er in Folge der in dem Handgemenge erhaltenen Wunde gestorben, oder, was größere Wahrscheinlichkeit hatte, er war nur verwundet und hielt sich verborgen, um den Erklärungen, wie er in diesen Zustand gekommen sei, zu entgehen; den Nachforschungen der Polizei, die sich — wahrscheinlich auf Antrieb der Feinde des Grafen — bei dieser Gelegenheit ausnahmsweise sehr thätig zeigte, auszuweichen und endlich einem Gegner zu entrinnen, der gewisse Dinge, für die man in seinen Kreisen nur ein frivoles Lächeln hatte, so plebejisch ernst nahm.

Wie dem nun sein mochte: mein Gegner ließ sich nicht wieder blicken und ich mußte, nachdem meine Angelegenheit vier Wochen lang das Thema aller Salons gewesen war — denn die Sache hatte ungeheures Aufsehen gemacht — unverrichteter Sache wieder von Neapel abreisen.

Ich ging über Rom — wo ich von meinem Freunde Abschied nahm — nach Paris. Hatte ich doch meine Aufgabe erst halb und kaum halb erfüllt! blieb mir doch noch das Schwerste zu überstehen. Ich fürchtete mich,

Eleonore wiederzusehen; ebenso sehr, als ich es wünschte. Du wirst mich fragen, wie ich noch dies Interesse an einem Wesen nehmen konnte, das mit meinem Glück ein so frevelhaftes Spiel getrieben und durch ihr Davonlaufen mit dem Franzosen den Rest der Achtung, den ihr die Flucht mit dem Polen aus dem väterlichen Hause etwa noch gelassen, vollends verscherzt hatte. Aber, ich sagte Dir: ich hatte Eleonoren geliebt, mit einer glühenden, dämonischen Liebe, deren Feuer noch immer nicht ausgebrannt war und ach! noch lange, lange, nachdem ihr Gegenstand schon verzehrt, brennen sollte; und dann: ich wußte, daß Eleonore, mochte sie auch noch so leichtsinnig gehandelt haben, im Grunde nicht unedel dachte, daß nur die schrecklichste Noth sie in Rom zum Verlassen des Mannes, welchem sie ursprünglich hieher aus Liebe folgte, gezwungen haben konnte und vor allem, daß sie jetzt, im Falle sie ja noch lebte, sicherlich grenzenlos unglücklich war.

Ich kam in Paris an. Ich kannte die Stadt sehr gut, denn ich hatte ihr schon zweimal in Begleitung vieler Tausende bewaffneter Reisegefährten einen Besuch abgestattet. Ueberdies war ich mit Empfehlungsbriefen des Malers und vornehmer Franzosen und Italiener, deren Bekanntschaft ich in Neapel

gemacht hatte, wohl versehen. Eine kurze Nachforschung bestätigte den gleich zu Anfang von dem Maler gehegten Verdacht, daß der Marquis, der Eleonoren aus Rom entführte, ein Charlatan gewesen sei. Ein Marquis solches Namens existirte nicht, hatte nie existirt, jedenfalls nicht im Faubourg St. Germain. Ich mußte meine Nachforschungen anderen weniger aristokratischen Quartieren zuwenden.

Auf meinen Kreuz- und Querzügen war ein Franzose, ein junger Gelehrter, dessen Bekanntschaft ich schon früher gemacht hatte, mein beständiger treuer Begleiter. Es war ein sehr liebenswürdiger Mensch, der mir sehr zugethan war und sein Leben hindurch mein treuer Freund geblieben ist. Ich hatte ihm, wie ich wohl nicht anders konnte, meine traurige Geschichte erzählt; und er, der mir an Welterfahrung, besonders Erfahrung der kleinen Welt Paris weit überlegen war, hatte mich zuerst auf den Gedanken gebracht, Eleneren im Quartier Latin und anderen noch geringeren Faubourgs zu suchen. „Paris," sagte der Franzose, „ist ein Ort, wo Menschen und Dinge selten lange denselben Werth behalten; sie steigen oder fallen im Preise mit ungeheurer Geschwindigkeit. Während des einen Jahres können sehr traurige Metamorphesen mit dem armen Mädchen vorgegangen sein. Hat sie

ſich nicht das Leben genommen — und dieſer Fall iſt nicht wahrſcheinlich, weil ſie ſich ſchon in Rom getödtet haben würde, wenn ſie zum Sterben Muth hätte — ſo iſt ſie jedenfalls tief geſunken. Ich ſage Ihnen: machen Sie ſich auf das Schlimmſte gefaßt."

Du kannſt Dir denken, wie mein Herz bei ſolchen Worten, deren Richtigkeit ich nur zu gut erkannte, bluten mußte. Mir war zu Muthe, wie einem Manne, der auf einem See nach der Leiche ſeines ertrunkenen Kindes fiſcht ...

Eines Abends, als wir ziellos durch eine der belebteſten Vorſtädte irrten, überraſchte mich mein Begleiter durch die Frage: „Hatte Elenore Talent zum Tanzen?" Auf meine Erwiederung, daß ſie ſtets eine Meiſterin in dieſer Kunſt geweſen ſei, ſagte er: „Wir hätten eher daran denken ſollen. Sonderbar, daß es mir nicht eingefallen iſt, darnach zu fragen." Er war von dem Gedanken, der ihm plötzlich durch den Kopf geſchoſſen war, ſo erfüllt, daß er mich nicht einmal einer Antwort würdigte, als ich zu wiſſen verlangte, was denn die Tanzkunſt mit unſerer Angelegenheit zu thun habe? Er rief einen Fiacre an. Wir fuhren wieder in die Stadt zurück. Wir ſtiegen aus. Es war eines jener Tanzlokale, die in Paris damals nicht ſo glänzend wie heute, aber nicht weniger häufig

und nicht weniger besucht waren. „Sehen Sie sich um, ob Sie Eleonore entdecken können.“ Wir durchsuchten den Saal, Eleonore war nicht da. „So lassen Sie uns weiter.“ Wir fuhren zu einem zweiten Local; und als unsere Nachforschungen auch dort fruchtlos waren, zu einem dritten und vierten. Ebenso vergebens. Ich war von den wüsten Scenen, die ich gesehen, von dem Staub und der Hitze, die in diesen überfüllten Sälen herrschte, von der Anstrengung, aus so vielen Personen, die fortwährend den Ort verändern, eine Bestimmte herauszufinden, durch die Aufregung des Suchens und die Angst, zu finden, was ich suchte, so angegriffen, daß ich meinen Begleiter bat, für heute wenigstens die nutzlose Jagd aufzugeben. „Nur noch ein einziges Local,“ erwiederte er; „ich habe es mit Willen bis zuletzt aufgespart, weil die Wahrscheinlichkeit, sie dort zu finden, freilich sehr groß, aber auch sehr schrecklich ist.“ „Wie meinen Sie das?“ „Die Locale, die Sie bis jetzt gesehen haben,“ erwiederte der Franzose, „erfreuen sich, obgleich es schon schlimm genug darin hergeht, noch einer gewissen Ehrbarkeit. Das Publikum ist über die Maßen leichtsinnig, übermüthig, frivol, aber mit wenigen Ausnahmen nicht eigentlich verderbt. Es sind Etudiants mit ihren „Frauen,“ Commis mit ihren

Griſetten, der beſſere Ouvrier, der ſich mit ſeinem Mädchen einen guten Tag machen will. Die Geſellſchaft, in die ich Sie jetzt führen werde, iſt eleganter, aber bei weitem nicht ſo harmlos. Es iſt ein Haus, das beſonders von jungen vornehmen Wüſtlingen aus den ariſtokratiſchen Quartieren, die ſich für die in den Salons ausgeſtandene Langeweile entſchädigen wollen, von Ausländern, welche nach Paris kommen, um ihre Geſundheit zu ruiniren und ihr Vermögen durchzubringen, frequentirt wird, und das weibliche Publikum iſt dieſem Zweck entſprechend. Es beſteht aus den ſchönſten, aber auch verderbteſten Mädchen, gewandten Menſchenfiſcherinnen, die heute mit vier Pferden fahren, um morgen im Hoſpitale zu ſterben, beſonders Ausländerinnen: Creolinnen, Mädchen aus England, Italien Deutſchland, die alle hier ihre Landsleute finden. Bereiten Sie ſich darauf vor, einen — hoffentlich vergeblichen — Blick in ein Pandämonium zu werfen."

Wir kamen an. Wir ſtiegen eine breite Marmortreppe hinauf. Mein Herz klopfte laut; ich konnte mich kaum auf den Füßen halten; eine Ahnung ſagte mir, daß ich an dem Ziele meiner Irrfahrten angekommen ſei, daß der entſtellte Kopf der Leiche im nächſten Augenblick aus den ſchwarzen Waſſern auftauchen werde.

Wir traten in den glänzend erleuchteten Saal. Von dem Orchester rauschte eine bachantische Musik, und im bachantischen Taumel ras'ten die Tanzenden durcheinander. Der Glanz der Lichter, die schmetternden Trompeten, das Gedränge, die Hitze, der narkotische Duft von exotischen Gewächsen, mit denen der Saal decorirt war, und die fürchterliche Aufregung, in der ich mich befand, versetzten mir den Athem. Ich mußte mich für einen Moment an eine Säule lehnen und die Augen schließen, um wieder zu mir selbst zu kommen. Als ich so in einer halben Ohnmacht dastand, schlug eine Stimme an mein Ohr, bei deren erstem Laut ich, wie von einer Natter gestochen, emporschnellte. Das Ohr ist ein treuer Mahner; es vergißt eine Stimme, deren Töne einst dem Herzen hold und lieb waren, im Leben nicht wieder; es hatte mich nicht betrogen.

Dicht vor mir, daß ich sie beinahe mit der Hand hätte erreichen können, stand in lebhafter Unterhaltung mit einem jungen, schönen Cavalier ein Mädchen, schlank und hoch, mit großen braunen Augen, die im fieberhaften Glanze leuchteten, mit einem Gesicht, das vielleicht für ein so junges Geschöpf zu scharf, zu sehr vom Leben mitgenommen, aber noch immer schön war — und dieses Mädchen — war Eleonore.

Sonderbar! bei dem Ton ihrer Stimme hatte mein Herz zuſammengezuckt, wie damals, als ich in Fichtenau in der Nacht vor dem Hauſe des Rectors ſtand und das alte Weib mir aus dem Fenſter herunterrief, Eleonore ſei davon gelaufen. Aber nach dieſem Krampfe wurde es ſtill, ganz ſtill. Die zu ſtraff geſpannte Saite war geſprungen; ſie gab keinen Ton, weder des Jammers, noch der Freude mehr. Ich ſah ſo kalt auf Eleonore herab, als ſei ſie ein Bild an der Wand. Ich hörte die Worte, die ſie zu ihrem Tänzer ſprach, wie man Worte in dem Stadium der Ohnmacht unmittelbar vor der Bewußtloſigkeit hört — als würden ſie am anderen Ende des Saales geſprochen. Ich muſterte ihre ganze Erſcheinung, ſelbſt ihren Anzug mit der kühlen Ruhe eines Künſtlers. Ich bemerkte, daß ſie geſchminkt war und daß ſie ihre dunklen Wimpern und Augenbrauen noch dunkler gefärbt hatte. Ich bemerkte, daß ſie das Haar ganz in der Weiſe trug, wie ich es ihr ſelbſt einmal nach einem antiken Kopfe arrangirt, und wie ſie es ſeitdem, ſo lange ich ſie ſah, immer getragen. Ich hörte Alles, ſah Alles und hörte und ſah doch nichts; denn ich hatte kein Verſtändniß mehr für das, was ich ſah und hörte.

Mein Begleiter, der ſich während der Zeit im Saal

umgesehen hatte, trat in diesem Augenblicke an mich heran. „Ich habe Keine, die Ihrer Beschreibung gleicht, entdecken können," sagte er. „Gott sei Dank! ich athme ordentlich leicht; ich möchte die, welche wir suchen, um Alles in der Welt nicht hier gefunden haben. Aber, mon Dieu, was ist Ihnen? Sie sehen ja aus wie eine Leiche."

„Ich habe sie gefunden."

„Wo?"

„Da."

Er nahm sein Glas und blickte mit gespanntestem Interesse einige Secunden auf Eleonore, die noch immer, ohne zu ahnen, wer zwei Schritte von ihr entfernt war, dastand und mit ihrem Tänzer conversirte und kokettirte.

Dann ließ er mit einem mitleidigen Achselzucken das Glas fallen. Sein Gesicht war sehr ernst geworden.

„Pauvre homme," murmelte er.

Da schmetterte die Musik noch lauter vom Orchester herab; eine neue Tour in der Française begann; die Reihe kam an Eleonore. — Sie hatte sich, seitdem ich sie zum letzten Male auf einem Balle der Bürgerressource von Fichtenau hatte tanzen sehen, sehr in ihrer Kunst vervollkommnet; ja — ich kann

sagen, daß ich nie, weder vorher noch nachher, etwas Vollendeteres gesehen habe. Es war die entzückende Anmuth eines sich hinüber- und herüberwiegenden schlanken Wasserstrahls und dabei eine Leidenschaftlichkeit, wie sie vielleicht sonst nur noch bei den Zingarella's von Spanien und den Ghawazie's von Egypten getroffen wird. In diesem Moment war es das sanfte Werben schmachtenden Liebessehnens, im nächsten die wahre Seele der Leidenschaft, die in jedem Nerv zuckt und in jeder Muskel zittert, aber in dem einen, wie in dem andern der herrlichste Rhythmus wundervoll durcheinander verschlungener, und doch unendlich harmenischer Bewegungen. Dieser Tanz war Gesang — ein Gesang der Liebe — aber nicht der träumerischen, lindenduftathmenden, mondscheinbestrahlten deutschen, sondern der sinnlichen, sonnedurchglühten, narketischen, orientalischen Liebe. Und dabei war ihr Gesicht ruhig, kaum eine Muskel regte sich, keine Spur von dem widerwärtigen stereotypen Lächeln so vieler berühmter Tänzerinnen. Nur ihre Augen brannten in einem unheimlichen und mit jedem ihrer Schritte, jeder ihrer Bewegungen intensiver werdenden Feuer. Es war, als ob die Ruhe ihres Tänzers, der alle Pas mit sehr viel Grazie, aber mit vornehmer Nachläßigkeit, als komme er sich bei der ganzen

Sache einigermaßen lächerlich vor, mehr ging, als tanzte, das leidenschaftliche Weib zur Verzweiflung bringe und sie ihn durch alle Künste, in denen sie Meisterin war, aus seiner blasirten Apathie reißen wollte. Vielleicht war es wirklich so, vielleicht schien es auch nur — aber immerhin gewann der Tanz dadurch ein reiches dramatisches Leben und gewährte den Herumstehenden das anziehendste Schauspiel.

„Ah, la belle Allemande!“ rief ein Enthusiast an meiner Seite.

„Grands Dieux, combien elle est jolie!“ ein anderer: „brava, brava!“ und er klatschte wüthend in die Hände, und die anderen Zuschauer folgten seinem Beispiele: „Brava, brava! Vive la reine Eléonore! vive la belle Allemande!“

Mein Freund faßte mich am Arme und zog mich tiefer in die Colonnade, unter der wir standen, zurück. „Kommen Sie,“ sagte er; „Wohin?“ „Fort von hier.“ „Nimmermehr!“ „Sie können sich doch unmöglich für ein Geschöpf wie dieses noch interessiren! Was wollen Sie von ihr? Ich sage Ihnen: sie ist verloren! rettungslos verloren!“ „Das wollen wir sehen!“ murmelte ich. Der Franzose zuckte die Achseln: „Ihr Deutschen seid eine seltsame Nation. Aber dann folgen Sie wenigstens meinem Rathe! Geben,

Sie hier nicht zu einer Scene Veranlassung, die Ihnen ein halbes Dutzend Duelle auf den Hals ziehen könnte. Besuchen Sie das Mädchen morgen oder wann Sie wollen. Was zu wissen nöthig ist, will ich in wenigen Minuten zusammen haben."

Ich sah ein, daß sein Rath vernünftig war. Ich warf mich, während er durch die Menge davon schlüpfte, auf einen Sessel und stützte meinen Kopf in meine Hände. Es waren ein paar gräßliche Augenblicke. Meine Schläfen hämmerten, meine Glieder flogen — und doch war es still in mir, todtenstill und kalt. Und, Oswald, in diesen Augenblicken, wo ich, das Gesicht in die Hände gedrückt, in stummem fürchterlichen Schmerz, einsam unter der lärmenden Menge saß, während mein Abgott, die Geliebte meiner Jugend, das Weib, zu dem ich in meiner Kerkernacht gebetet hatte, wie zu einer glorreichen Heiligen, wenige Schritte von mir entfernt nach den Klängen einer wollüstigen Musik den wollüstigen Tanz der Herodias tanzte — da, Oswald, nahm ich auf immer Abschied von dem Glück, vom Leben — da riß der Vorhang, der mir bis dahin das große Geheimniß verborgen hatte, mitten auseinander, und ich stand schaudernd an der Schwelle, die ich doch nicht zu überschreiten wagte und erst viele, viele Jahre später überschritten

habe, denn noch hatte ich den Kelch nicht zur Hälfte geleert.

Der Tanz hatte aufgehört. Um mich her wurde es lebhafter; Lachen und Scherzen, das Rauschen von Gewändern dicht an meinem Ohr. Man nahm an den kleinen Tischen Platz, mit Eis und Champagner die Gluth zu kühlen — auch an meinen Tisch kam ein Paar, das keinen andern Platz finden oder den Schlafenden für keinen gefährlichen Lauscher halten mochte.

„Et vous m'aimez vraiment, Eléonore?" sagte eine weiche Männerstimme.

„Oui, Charles!"

„De tout votre coeur?"

„De tout mon coeur!"

Ich dachte, welchen Eindruck es wohl auf Eleonore machen würde, wenn ich plötzlich mein bleiches Gesicht von der Tischplatte erhöbe und zu ihr spräche: Das hast Du ja auch zu mir gesagt vor einigen Jahren auf der Wiese im Walde von Fichtenau; aber ich bezwang mich und lauschte dem Gespräch, das noch eine Weile in derselben Weise fortging. Zuletzt sagte der Cavalier:

„Und wann werde ich Sie wiedersehen?"

„Wann Sie wollen —!"

„Das heißt?"

„Daß ich für meine Freunde immer zu Hauſe bin.“

„Und wo iſt „zu Hauſe?“

„Boulevard des Capucines Numéro dix sept, fragen Sie nur nach Mademoiſelle Eleonore —“

„Oder vielmehr la reine Eléonore. Adieu, ma Reine!“

„Sie wollen ſchon fort?“

„Leider muß ich fort.“

„Weshalb?“

„Meine Braut erwartet mich im Salon ihrer vortrefflichen Frau Mutter; und wird au désespoir ſein, daß ihr getreuer Seladon ſie ſo lange ſchmachten läßt.“

„Sie haben eine Braut? O, Sie Unglücklicher!“

„Ich hoffe, ma Reine, Sie werden mir mein Unglück tragen helfen.“

„Nous verrons.“

Und das Paar entfernte ſich lachend; Eleonoren's ſeidenes Gewand ſtreifte mich, als ſie an mir vorüberſchritt.

Mein Begleiter trat wieder zu mir und legte die Hand auf meine Schulter.

„Ich weiß alles,“ ſagte er.

„Ich auch,“ antwortete ich, den Kopf emporhebend.

„Woher?“

„Sie hat es mir ſelbſt geſagt.“

Der Freund glaubte, ich rede irre. „Kommen Sie," sagte er, „die Hitze greift sie zu sehr an."

Du kannst Dir denken, daß ich in dieser Nacht nicht viel schlief. Ich entwarf und verwarf tausend Pläne, wie ich Eleonoren aus dieser Hölle retten könne, denn daß ich sie retten müsse — daran hatte ich keinen Augenblick gezweifelt.

Ich stand am Morgen auf, ohne zu einem bestimmten Entschlusse gekommen zu sein. Ich fürchtete nicht für mich. Denn mein Herz konnte nicht tiefer zerfleischt werden, als es gestern Abend geschehen war; ich fürchtete für Eleonoren, daß ein plötzliches Wiedersehen sie zu entsetzlich demüthigen, vielleicht vernichten würde. Und doch wußte ich nach mehren Tagen der Unentschlossenheit keinen bessern Rath, als gerade zu ihr zu gehen. Mein Freund schüttelte zu Allem den Kopf. „Aber, mon cher," rief er einmal über das andere. „Sie lieben das Mädchen ja noch immer!" Hatte er Recht? Ich weiß es nicht. Jedenfalls war diese Liebe anderer Art, als die gewöhnliche, denn sie wußte nichts von verletztem Stolz, gedemüthigter Eitelkeit — ja, nicht einmal von der Furcht, sich möglicherweise durch den Versuch der Rettung eines Wesens, das gar nicht gerettet sein wollte, lächerlich zu machen.

Ich ging, nachdem ich mit mir einig geworden, des Vormittags nach dem Hause an dem Boulevard. Der Portier lächelte, als er auf meine Frage, ob hier Mademoiselle Eleonore wohne, sein: Oui, Monsieur, au troisième, antwortete: „Mademoiselle wird schwerlich schon zu sprechen sein, fügte er hinzu: sie ist erst gegen Morgen nach Hause gekommen."

Ich stieg die mit Teppichen belegten Treppen hinauf; in der dritten Etage stand auf einem Porzellanschilde neben einem Klingelzug: „Mademoiselle Eléonore de Saint-Georges." Der wie vielte Name mochte dies sein, den die Unglückliche führte, seitdem sie den ehrlichen Namen ihres Vaters abgelegt hatte?

Ich schellte. Eine häßliche Person, die halb Magd und halb Kammerfrau zu sein schien und die durch die Reinlichkeit ihres Anzugs und die affectirte Ehrbarkeit wo möglich nur noch häßlicher wurde, öffnete und fragte nach meinem Begehr. Ich wünschte Mademoiselle Eleonore zu sprechen. „Mademoiselle ist unwohl und nimmt heute keine Besuche an." — „Ich muß sie sprechen." „Unmöglich," sagte das Weib; „ich habe soeben nach dem Arzte geschickt;" und sie wollte die Thür wieder schließen. „Aber, Madame, der Arzt bin ich." „Ah, c'est autre chose; entrez, Monsieur le Docteur!"

Sie führte mich durch ein kleineres Entrésezimmer in ein hohes, stattliches, mit beinahe fürstlicher Pracht ausgestattetes Gemach und bat mich, einige Augenblicke zu verweilen, bis ihre Gebieterin erscheinen würde.

„Ist Mademoiselle schon aufgestanden?"

„Ja, ich komme sogleich zurück."

Sie verschwand durch einen dichten Vorhang.

Ich blieb mitten in dem Gemache stehen, und blickte auf alle die Pracht, die mich umgab, auf all' die herrlichen Spiegel, die üppigen Gemälde von Watteau und Boucher in ihren breiten Goldrahmen, die chinesischen Pagoden auf dem marmornen Kaminsimms, die Vasen und Schaalen von dem feinsten Porzellan, auf die schwellenden Sophas und Divans mit derselben Andacht, mit welcher ein Arzt auf die kostbare Manschette einer Hand blickt, die er amputiren soll. War ich doch als Arzt hierher gekommen! hatte ich doch nur als Arzt das Recht, hier zu sein!

Die Kammerfrau erschien wieder und bat mich, ihr zu folgen. Sie schlug den Vorhang zurück, um mich durchzulassen. Ich trat in einen halbdunklen, mit weichen Teppichen, wie alle die Zimmer, belegten, und dunkelrothen Sammet-Tapeten ausgeschlagenen Raum, das Schlafgemach der Gebieterin, und dann wieder durch einen Vorhang in ein anderes schönes

helles Gemach. Von der Ausstattung dieses Gemachs sah ich nichts mehr; ich sah nur die schlanke weiße Gestalt, die sich bei meinem Eintreten von dem Divan, auf dem sie gekauert hatte, erhob, und mir einige Schritte entgegentrat. Und diese schlanke weiße Gestalt mit dem bleichen, verfallenen, schönen Gesicht, aus dem die großen dunkeln Augen mit fast gespenstischer Klarheit leuchteten — dieses schöne, geistig und physisch gebrochene, verlorene Wesen, war meine angebetete, einst wie eine Rose in Unschuld und Jugend prangende Eleonore.

„Ich habe sie rufen lassen, Doctor, sagte sie mit leiser Stimme —"

Da sah sie mir genauer in's Gesicht. Ihr Mund verstummte; sie starrte mich an mit Augen, die sich fast aus den Höhlen drängten — dann brach sie mit einem gellenden Schrei zusammen, noch ehe ich, oder die daneben stehende Kammerfrau sie in den Armen auffangen konnten.

Wir trugen sie auf den Divan zurück. Sie war todtenbleich und kalt; ich glaubte einen Augenblick, der jähe Schreck habe den dünnen Faden, an dem ihr Leben hing, zerrissen. Ich hätte ihren Tod als die Erlösung aus einer Hölle, als eine Gnade des Himmels begrüßt. Bald aber überzeugte ich mich, daß

das Leben sie noch nicht aus seinen Banden lassen würde. Ich verstand genug von der Medicin, um zu wissen, was ich in diesem Falle zu thun hatte. Während ich um die Ohnmächtige beschäftigt war, fragte ich die Kammerfrau, ob Eleonore dergleichen Zufälle öfter habe? wie es überhaupt mit ihrer Gesundheit stehe? Das Weib glaubte einem Arzte gegenüber die ehrbare Maske fallen lassen zu müssen. „Sie sei erst seit einem halben Jahr bei Mademoiselle in Dienst; seitdem sei es mit Mademoiselle reißend bergab gegangen. Aber Mademoiselle lebe auch gar zu wild. Alle Nächte bis drei, vier Uhr Morgens getanzt oder beim Champagner hingebracht — das könne ja Niemand aushalten, zumal ein von Natur so zartes Geschöpf. Sie flehe Mademoiselle täglich an, dies Leben aufzugeben; aber sie erhalte jedesmal zur Antwort: je schneller es vorbei ist, desto besser. Und vorbei wird es denn auch wohl bald sein," heulte das Weib, „und ich werde meine arme junge Gebieterin verlieren, die ich, obgleich sie nicht lebt, wie sie sollte, lieb habe, wie mein eigenes Kind."

Da begann die Ohnmächtige sich zu regen. Ich schickte die Kammerfrau, mit dem Auftrage, mir Riechsalz aus der Apotheke zu verschaffen, fort, weil ich, wenn Eleonore vollends erwachte, ohne Zeugen mit

ihr sein wollte. Die alte Heuchlerin hatte sich kaum entfernt, als Eleonore die Augen wieder aufschlug und mich mit wirren ungläubigen Blicken ansah. Ich bemerkte, daß in dem Maße, als ihr das Bewußtsein zurückkam, das Entsetzen über meinen Anblick von neuem zunahm und eine zweite Ohnmacht hereindrohte. Dies bleiche Zurückschrecken vor Einem, dem sie sonst mit offenen Armen jubelnd entgegenflog, war mir schmerzlicher als Alles, und rührte mich bis zu Thränen. Ich empfand in meinem Herzen keine Spur von Haß, Zorn, nicht einmal von Verachtung — nein, nur Mitleid, grenzenloses unsägliches Mitleid. Ich weiß nicht, was ich sprach — aber es mußten wohl gute, milde Worte der Liebe und Vergebung sein; denn die starren Züge fingen allmälig an, milder zu werden; die schreckensgroßen Augen wurden feucht und zuletzt brach sie in leidenschaftliches Weinen aus, ihren Kopf an meiner Brust, der ich noch immer an ihrer Seite kniete, verbergend. Es war ein entsetzliches Weinen; es war, als ob alle Thränen dieser letzten Jahre, die sie unter Lachen und Scherzen verborgen, aus ihren tiefsten Quellen hervorbrächen und sich nimmer erschöpfen würden — dazwischen ein Schluchzen, als ob das Herz brechen wollte, ein Schreien, als ob ihr Inneres von zweischneidigen Schwertern durchwühlt

würde. — Ich habe nie, weder vorher noch nachher etwas Aehnliches, einen solchen fühlbaren Ausbruch der Reue einer mit Sünden befleckten, aber von Natur nicht unedlen Seele gesehen.

Unsere Rollen schienen auf eine seltsame Weise ausgetauscht. Es war, als ob sie die Beleidigte, ich der Beleidiger wäre; ich erschöpfte mich in Bitten, in flehenden Worten, um linderndes Oel in einen Schmerz zu gießen, der mit so stürmischer Heftigkeit wüthete. Nach und nach gelang es mir, sie einigermaßen zu beruhigen. Sie weinte, den Kopf in die eine Hand gestützt, nur noch still vor sich hin, während ich, ihre andere Hand — wie weiß und schlank und durchsichtig diese Finger geworden waren! — in meinen Händen haltend, zu ihr sprach, wie ein Bruder in einem solchen Falle zu seiner Schwester sprechen würde. Ich bat sie, in mir ihren Bruder zu sehen, mir zu vertrauen als ihrem besten, vielleicht ihrem einzigen Freunde. Ich beschwor sie bei Allem, was ihr heilig sei, bei der Erinnerung an ihre Jugendzeit, bei dem Andenken an ihre Eltern, die nun beide in der kühlen Erde ruhten — sich aus diesem Strudel, der sie über kurz oder lang verschlingen müßte, zu reißen, mir zu folgen, gleichviel wohin; wenn sie wollte, in eine menschenleere Wüste, an das Ende der Welt, nur

fort, fort von hier, aus diesem glänzenden Elend ... „Es ist zu spät! zu spät!“ murmelte Eleonore; „Du bist gut, ich weiß es, unsäglich gut; aber es ist zu spät, zu spät.“

Ich weiß nicht, wie lange dieser Kampf noch gedauert hätte, wenn nicht ein eigenthümlicher Zwischenfall eingetreten wäre, der ihn wider all' mein Erwarten schnell zu meinen Gunsten entschied.

Während ich noch an Eleonoren's Seite kniete, hörte ich plötzlich ein: Mais, vraiment, c'est superbe! hinter mir. Ich sprang erschrocken empor. Vor mir stand ein elegant gekleideter junger Mann, der, das Glas im Auge, mich von oben bis unten und von unten bis oben betrachtete: „superbe,“ wiederholte er. „Mademoiselle, ich wünsche Ihnen Glück zu dieser neuen Eroberung.“

Der junge Mann war derjenige von Eleonoren's Liebhabern, welcher sich durch seine verschwenderische Freigebigkeit gewissermaßen das Recht erworben hatte, der einzige zu sein. Er wußte, daß Eleonore ihm nicht eine rigorose Treue bewahrte, und kümmerte sich nicht eben darum; aber er liebte es nicht, mit seinen Nebenbuhlern in derselben Wohnung zusammenzutreffen, die er mit fürstlicher Pracht für seine Maitresse hatte herrichten lassen.

„Ich bitte mir eine Erklärung dieser Scene aus, Mademoiselle," sagte er, sich von mir zu Eleonoren wendend, in einem Tone beleidigender Geringschätzung, der mir alles Blut aus den Wangen zum Herzen trieb.

Ich öffnete den Mund zu einer heftigen Antwort, aber Eleonore kam mir zuvor. Sie war, sobald sie den Eingetretenen erblickte, emporgesprungen und stand jetzt, mich ein wenig zurückdrängend, zwischen mir und ihm.

„Dieser Herr," sagte sie, auf mich deutend, „hat sich ein Recht erworben, hier zu sein."

„Wodurch?"

„Durch das Unglück, mich einmal geliebt zu haben."

„Ah, Mademoiselle," erwiderte der junge Mann mit ironischem Lächeln, „dies Unglück theilt Monsieur mit vielen Anderen."

„Mein Herr!" sagte ich, „welche Ansprüche Sie auch an Mademoiselle haben mögen, ich habe ältere Rechte, und ich werde es nicht dulden, daß sie eine Dame, mit der ich einst verlobt war, in meiner Gegenwart beleidigen."

„Ah", sagte der junge Mann: „Sie waren mit Mademoiselle verlobt? In der That! Da werden Sie

ſie auch wohl noch heirathen und ich — mit einem Blick in dem Zimmer umher — werde die Dummheit haben, Mademoiſelle auszuſtatten? Sehr gut ausgedacht, in der That.“

„Halten Sie ein, mein Herr!“ rief Eleonore, ſich zu ihrer ganzen Höhe emporrichtend; „es iſt genug. Sie denken mich halten zu können, mich beleidigen zu können, weil ich Geſchenke von ihrer Hand entgegennahm. Hier haben Sie zurück, was Sie mir gaben. Da! und da! und da!“ und ſie riß mit fieberhafter Haſt die goldenen Armbänder und das andere Geſchmeide, das ſie trug, ab und warf es dem jungen Mann vor die Füße.

Die Leidenſchaft, mit der ſie dies Alles that, war zu augenſcheinlich, um verkannt zu werden; und imponirte dem Dandy ſichtlich. „Ich habe genug von dieſer Scene;“ murmelte er; „wir ſprechen uns wieder, Mademoiſelle; hier iſt meine Karte, Monſieur!“ und er eilte zur Thür hinaus.

„Komm, komm!“ rief Eleonore! „nicht einen Augenblick länger bleibe ich hier; lieber auf dem Grund der Seine als hier.“

Ich nahm ſie beim Wort. Ich bat ſie, ſich umzukleiden, während ich in ihrem Namen an den Marquis de Saintonge (ſo hieß der Liebhaber Eleonoren's)

ſchrieb und ihm die Wohnung, die er für Eleonoren gemiethet und Alles, was er ihr ſonſt geſchenkt, wieder zur Verfügung ſtellte. Wir verließen die Wohnung, übergaben die Schlüſſel dem Portier und den Brief einem Commiſſionär zur ſofortigen Beſtellung und einige Stunden ſpäter hatten wir, nachdem ich meine Angelegenheiten geordnet und von meinem Freunde Abſchied genommen, die Stadt hinter uns.

Unſere Reiſe ſollte vorläufig nicht weit gehen. Schon wenige Stationen von Paris erkrankte Eleonore ſo, daß wir in einem kleinen Städtchen Halt machen mußten. Der herbeigerufene Arzt, glücklicherweiſe ein geſchickter Mann, erklärte, daß ſich bei Mademoiſelle, meiner Schweſter (dafür galt Eleonore) alle Symptome einer Gehirnentzündung zeigten. Seine Diagnoſe war nur zu richtig geweſen. Schon am folgenden Tage kam die fürchterliche Krankheit zum Ausbruch. Während die Aermſte von den heißen Orgien im Jardin aux Lilas und dem kühlen Schatten ihrer heimiſchen Wälder, vom Marquis de Saintonge und andern Pariſer Bekanntſchaften und von mir, der ich ihr bald als ein rettender Engel, bald als ein Rachegott erſchien, phantaſirte, hatte ich, an ihrem Lager ſitzend, Zeit genug zur Ueberlegung. Bei meiner hartnäckigen Verfolgung der Spur Eleonoren's war ich viel mehr

von einem dunklen Drange, als von klaren Absichten geleitet gewesen, am wenigsten hatte ich an die Möglichkeit einer so wunderlichen Situation, als in welcher ich mich jetzt befand, gedacht. Aber in dieser Rathlosigkeit war der eine Gedanke über jeden Zweifel erhoben: daß ich Elonore, wenn sie die Krankheit überstehen sollten, nimmer wieder verlassen dürfe.

In der That stellten sich nach einiger Zeit Zeichen der Besserung ein, und eines Morgens verkündete mir der Arzt, daß eine glückliche Krisis eingetreten und Eleonore vorläufig aus aller Gefahr sei. „Indessen," fügte er mit ernster Miene hinzu, „ich glaube Ihnen nicht verhehlen zu dürfen, daß nach menschlicher Berechnung die Zeit, welche Ihrer Schwester noch zu leben bleibt, nicht mehr sehr lang sein wird. Ich habe eine Lungenkrankheit diagnosticirt, die schon entsetzliche Fortschritte gemacht hat. Ich kenne Ihre Verhältnisse nicht und weiß nicht, ob dieselben Ihnen erlauben werden, meinem Rathe zu folgen. Mein Rath ist eben der: gehen Sie mit Ihrer Schwester in ein südliches Klima, nach Italien, womöglich Egypten. Einem rauheren Klima würde Mademoiselle Eleonore in der kürzesten Zeit unterliegen."

Mein Entschluß war sofort gefaßt. Ich hatte in Deutschland, wo mir als Nachkur meiner fünfjährigen

Kerkerhaft jede öffentliche Lehrthätigkeit unterſagt war, nichts zu gewinnen und nichts zu verlieren. Mein Vermögen war im Verlauf meiner Irrfahrten bis auf einen ſehr beſcheidenen Reſt zuſammengeſchrumpft; aber ich konnte dieſen Reſt ebenſo gut in Italien ausgeben, als anderswo; überdies glaubte ich im Auslande meine Sprachkenntniſſe noch am beſten verwerthen zu können; und ſchließlich — ich hatte keine Wahl. Ich würde lieber das Aeußerſte erduldet, als etwas, das zu Eleonoren's Wohl dienen konnte, unterlaſſen haben. Einige Tage ſpäter waren wir nach Italien unterwegs.

Ich ſiedelte mich zwei Meilen von Genua, unmittelbar an der Küſte des herrlichſten Meeres, zu Nervi, an. Das Glück wollte, daß ich in der Familie eines reichen Engländers, der ſich zu einem ähnlichen Zwecke, wie ich, in dem Orte aufhielt, Unterrichtsſtunden erhielt, deren Ertrag mich jeder äußern Sorge überhob. Deſto größer war meine Sorge für Eleonore.

Die Flucht aus Paris war ſo eilig geweſen, und für Eleonoren ſo ganz nur das Reſultat eines augenblicklichen Impulſes; ihre gleich darauf eintretende Krankheit hatte ihre Willenskraft ſo vollſtändig gelähmt, daß ſie ſich in einer Art von Betäubung allen meinen Anordnungen willig gefügt hatte und eigentlich

erſt jetzt zu einem Verſtändniß ihrer Lage kam. Ich hatte nicht bedacht und fühlte erſt jetzt an Eleonorens Benehmen mir gegenüber, daß in dieſer Abhängigkeit von dem Manne, den ſie ſo ſchmachvoll verrathen, in der beſtändigen Nähe deſſen, vor dem ſie ſich am liebſten in der Tiefe der Erde verborgen hätte, zu leben, die härteſte Strafe für ein Weſen ſein mußte, bei dem der letzte Funken von Ehrgefühl noch nicht verloſchen war. Eleonore ſprach dies geradezu aus; aber ſie fügte hinzu: dieſe Sühne iſt hart, aber ſie iſt gerecht; ich habe ſie verdient und ich ſträube mich nicht; nur ſo konnte ich zu einer Erkenntniß deſſen kommen, was ich an Dir gefrevelt habe." — Wenn Eleonore ſo in der Zerknirſchung der Reue eine Milderung ihrer Gewiſſensqualen fand, ſo hatte ich für mein namenloſes Leid nur den für eine beſcheidene Seele ſehr dürftigen Troſt: an Eleonoren zu handeln, wie es mir das Gewiſſen vorſchrieb. Ich konnte ungeſtört den Schmerzenskelch bis auf den letzten bitterſten Tropfen leeren. Das war alſo die Erfüllung des köſtlichen Glücks, von dem ich in den goldigen Tagen von Fichtenau und ſelbſt noch in der Nacht der Caſematten von Magdeburg geträumt hatte! Dieſe bleiche, kraftloſe Geſtalt, die geſenkten Hauptes an meinem Arme auf der Höhe des Felſenufers im

Abendſonnenſchein dahinſchritt, an deren Schmerzenslager ich wachte, wenn ſie die Krankheit Tage lang in das Zimmer bannte, in deren gebrochenes Herz ich, der ich ſelbſt des Troſtes ermangelte, lindernden Balſam zu träufeln hatte — war das Mädchen, das ich mir zum Weibe erkoren, in dem ich die künftige Mutter meiner Kinder ahnungsvoll angebetet hatte! O, Oswald, Oswald! da hätte dem fanatiſchſten Optimiſten um ſeine Gottähnlichkeit bange werden, da hätte die gläubigſte Seele auf den Gedanken kommen können, ob der alte Voltaire nicht doch recht hatte, als er das Leben für eine mauvaise plaisanterie erklärte!

Und doch iſt es gut, daß ich auch das erlebte; es war eine bittere Medicin, aber ſie half doch weſentlich, mich von der Krankheit, die Andere Lebensluſt und Daſeinsfreude nennen, zu heilen.

Wie beſchämte mich Eleonore durch die Demuth, durch die Geduld, mit welcher ſie ihr Leiden trug. In demſelben Maße, als die Krankheit ihre körperliche Hülle zerſtörte, kam die urſprüngliche Schönheit ihrer Pſyche zu Tage. Sie hatte als Buhlerin gelebt; als ſie ſtarb, ſtarb eine Heilige.

Es war eines Abends. Ich hatte die Kranke, die heute beſonders aufgeregt war, und ängſtlich nach

Luft und Licht verlangte, auf meinem Arme aus dem Fiſcherhäuschen, in welchem wir wohnten, bis auf den Rand der ſchwarzen Baſaltfelſen, die hier das Meer umſäumen, getragen, und ihr dort von Kiſſen ein Lager bereitet. Die Sonne ging in ſtrahlender Herrlichkeit im Meere unter. Kaum ein Lüftchen kräuſelte die glatte Fläche der See, von der, wie von einem Spiegel die ſmaragdnen und goldnen Lichter, die an dem Himmel prangten, reflectirten. Auch auf das bleiche Geſicht der Kranken fiel ihr zauberiſcher Schimmer — die roſige Lüge — mit der die Sonne und das Leben die Nacht und den Tod verhöhnen ... Und in dieſer Stunde nahm Cleonore Abſchied von der Sonne und dem Leben. Sie ſagte mir, daß ſie mich ſtets geliebt habe, ſelbſt in dem Augenblicke, als Eitelkeit und Sinnlichkeit ſie verblendeten; daß ihr ganzes Leben ſeit dieſem Augenblicke nur der ſtete qualvolle Verſuch, ſich zu betäuben, geweſen ſei. Sie möchte nicht geneſen, auch ſelbſt nicht dann, wenn es möglich wäre, daß ich ihr wieder meine Liebe ſchenkte. Sie ſei nicht werth, meine Sklavin, geſchweige denn mein Weib zu ſein. Sie ſchaudere vor dieſem Gedanken zurück. — „O, nimmer, nimmermehr," fuhr ſie fort, und aus ihren großen dunklen Augen leuchtete ein himmliſches Feuer; nimmer hier auf dieſer

Erde, wo ich an Dir so furchtbar gefrevelt habe. Aber, wenn dieser entweihte Leib zerfallen und die Seele von der Fessel, die sie in den Staub zog, befreit ist, dann werde ich Dich umschweben, dann werde ich Deiner harren, und wenn Du kommst, wird Deine Seele meine Seele küssen, und ich werde in diesem Kusse erkennen, daß Alles gesühnt und Alles vergessen und vergeben ist."

Ich sagte ihr, daß ich ihr Alles längst vergeben habe, daß ich sie liebe mit einer reineren, heiligeren Liebe, als in den Tagen unsers Glücks.

Ich küßte weinend ihre weißen Hände und ihren bleichen Mund.

„Das ist unser Hochzeittag!" flüsterte sie, „armer, armer Mann!" Sie sank in die Kissen zurück.

Ich trug die ganz Erschöpfte nach der Hütte und auf ihr Lager.

Es war das letzte Mal.

In dieser Nacht starb Eleonore."

Berger war aufgestanden, Oswald seinem Beispiele gefolgt. Jener war mit den Erinnerungen, die so eben, von seiner mächtigen Phantasie mit aller Schärfe und Klarheit der Wirklichkeit ausgestattet, an seines Geistes Auge vorübergezogen waren, dieser mit dem eben Gehörten so vollauf beschäftigt, daß sie kaum des

Weges achteten, der sie durch dunkle Tannenwaldungen höher und höher führte.

Da traten sie heraus aus den Bäumen auf den kahlen Gipfel des Berges, der von den Bewohnern die Gockeleia genannt wird und der bei weitem höchste ist ringsum unter seinen Brüdern und Schwestern.

Die Sonne war bereits untergesunken, aber der westliche Himmel prangte noch in der Gluth des Abendroths, von dem ein schwächerer Abglanz selbst den östlichen Horizont rosa färbte. Hier und da blickte eine der höheren Bergkuppen, in Purperlicht getaucht, dem scheidenden Gestirn des Tages nach; aber in den weiteren Thälern lagerten schon graue Abendschatten und weißliche Nebel zogen in den engeren Schluchten. Die Tannen, die zu den Füßen der Wanderer ihre grünen Häupter emporhoben, standen starr und still wie eine vor Erwartung athemlose Menge.

Berger blickte, auf seinen Stab gestützt, in die Abendsonnengluth hinein, von der in jedem Moment eine Farbe verschwand und eine andere verblaßte.

Oswald's Auge hing an seinen Mienen, die sich — war es die Wirkung des geisterhaften Lichts, war es nur der Ausdruck eines inneren Vorganges — mit jedem Augenblick mehr zu vergeistigen schienen. Plötzlich ließ Berger seinen Stab fallen, breitete die erho-

benen Hände wie zum Gebet aus und sprach; „Mutter Nacht, urewige, urgewaltige, aus deren Schooß sich die Creatur in ihrem wilden Lebensdrange losreißt, um nach langer Irrfahrt reuig und demüthig für immer an deinen treuen mütterlichen Busen zurückzusinken, sei mir gegrüßt auch in deinem schwachen irdischen Abbild! O du abgrundtiefer Born der Vergessenheit, du süße Wiege ungestörter Ruhe, wie sehne ich mich doch so nach dir von ganzem Herzen! O nimm sie von mir, diese öde Qual des Lebens; erspare mir den täglichen Kummer, diese müden Augen zu einem Lichte aufzuschlagen, das ihnen so verhaßt ist; nimm diesen Erdenrest, der befleckend auf mir haftet und der in demselben Maße, daß er sich verringert, nur um so peinlicher wird! Laß ihn, o laß ihn bald verzehrt sein! Ich weiß es wohl, ich könnte zu dir kommen, wenn ich noch einen Schritt thäte auf diesem Felsenrande, aber ob auch mein Gebein im Sturz zerschmetterte, doch würde die Seele keine Ruhe finden, denn sie hatte in dem Kelch des Lebens noch einige Tropfen, vielleicht, wer weiß es? die bittersten von allen gelassen. Nein, nein! weiche von mir, Teufel, der du mich in den Abgrund lockst. Der Abgrund ist nicht der Tod, sondern das Leben mit aller seiner Herrlichkeit. Ich kenne das alte Stück; du hast

es auch ihm gespielt, dem Sohne des Zimmermanns von Nazareth! Aber er wies deine Lockungen von sich — Ehre, Macht und Weibergunst, um zu dürsten, zu hungern und nicht zu haben, wohin er sein Haupt lege, um in der Nacht auf dem Oelberge mit kalten Schweißtropfen den letzten Erdenrest von sich abzuwaschen und im Leben schon verklärt und heilig, zu Golgatha am Kreuz den Tod des Schächers zu sterben! O, daß ich hinausziehen könnte in die Lande und predigen das Wort, das heilige Wort, das uns erlös't für nun und immerdar, das Wort, das uns wieder zurückbringt zur guten, lieben, milden Mutter Nacht, die wir verließen, um in der Sonnengluth des Lebens mit lechzender Zunge und pochenden Schläfen Höllenqualen zu erdulden! Das Wort, das heilige, unaussprechliche Wort, mit dem sie eitel Spott und Hohn treiben in dem frevlen Mummenschanz, mit welchem sie ihrem Gott zu dienen wähnen. Vergieb ihnen, Mutter, denn sie wissen nicht, was sie thun; sie würden ja gern zu dir kommen, wenn sie Ohren hätten, deine sanfte Stimme zu hören und Augen, deine milde Schönheit zu sehen. Ich sehe dein heiliges Antlitz; es lächelt mir Trost und Hoffnung zu; ich höre deine Stimme, sie flüstert: warte, warte nur noch eine kurze Zeit, und du sinkst zurück zur ewigen Ruh in meinen treuen Arm!"

Der rosige Schimmer war von dem Himmel verschwunden, graue Dämmerung breitete sich in den Thälern, in den Wipfeln der Tannen begann der Abendwind zu flüstern und zu raunen . . .

Ein Schauer packte Oswald. Ihm war, als ob die mystische Nacht, an die Berger sein Gebet gerichtet, ihn schon mit ihrem Grabeshauch anwehte, als ob die Sonne versunken sei, um niemals wieder aufzugehen. Aber dieser Schauer war nicht ohne ein seltsames Gefühl der Lust. Der narkotische Duft der Todesgedanken, den ihm Berger's extatische Worte zutrugen, drang ihm, mit dem Duft der Haidekräuter und der Tannen bis in's Herz.

Er dachte an Helene und Melitta, aber nicht mit der qualvollen Unruhe von heute Morgen, sondern in stiller Wehmuth wie man an geliebte Todte denkt; er dachte an die Verwirrungen und Irrungen des bunten Drama's seiner Grenwitzer Tage, aber es kam ihm vor wie ein Schattenspiel an der Wand; er dachte an die Zukunft, aber sie hatte keinen Reiz mehr für ihn, sie flößte ihm weder Furcht noch Hoffnung ein — es war als ob sein ganzes Wesen sich in sich selbst zurückziehe, als ob die Andern weder so viel Liebe noch so viel Haß verdienten . . .

So saß er, den Kopf in die Hand gestützt, auf

einem Felsblock und schaute in den Abend hinein, der seine dunklen Schwingen immer breiter über den Himmel spannte . . .

Eine Hand legte sich auf seine Schulter.

„Komm!" sagte Berger, „laß uns zu den Todten zurückkehren."

Sie stiegen von dem Gipfel herunter und tauchten in die feuchte Waldesnacht. Berger schien jeden Pfad und jeden Stein im Gebirge zu kennen. Er schritt, sich von Zeit zu Zeit auf seinen Knotenstock stützend, mit einer Rüstigkeit voran, die Oswald, ein so guter Fußgänger er war, das Folgen schwer machte.

So waren sie an eine Wiese mitten im Herzen des Waldes gekommen. Als sie am Saume des Holzes hinschritten, blinkte plötzlich von der andern Seite ein Lichtschein herüber. Er kam von der Flamme eines Reisighaufens, der eben angezündet wurde. In dem hellen Kreis um die Flamme bewegten sich zwei Gestalten — eine Frau, wie es schien, und ein Kind.

Oswald's scharfes Auge bestätigte eine Ahnung, die ihm sofort die Seele durchzuckt hatte.

Es waren Xenobi und die Czika.

Oswald eilte, so schnell ihn seine Füße tragen konnten, quer über die Wiese fort nach der Flamme zu. — Aber er hatte kaum die Hälfte der Entfernung

zurückgelegt, als er bis an die Knöchel im feuchten Grunde versank. Er sah, daß er nicht weiter kommen könne. Er rief hinüber, so laut er konnte: Xenobi, Czika! ich bin's! Oswald!

Aber sein Ruf hatte kaum den stillen Wald aus seiner Ruhe geschreckt, als das Feuer erlosch, und mit dem Feuer die Gestalten der Zigeunerinnen verschwanden.

Alles war still — todtenstill. Oswald hätte glauben können, seine Phantasie habe ihm einen tückischen Streich gespielt.

„Was hattest Du?" fragte Berger, als Oswald zu ihm zurückkam.

„Sahen Sie das Feuer nicht?"

„Es war ein Irrlicht auf dem Sumpfe", erwiderte Berger. „Laß uns weiter gehen!"

Achtes Kapitel.

Als die beiden Wanderer aus den Bergen heraus an die ersten Häuser des Städtchens gelangten, war es vollkommen Nacht. Oswald, der in dieser Gegend zum ersten Male war und dessen Ortsinn nicht zu den schärfsten gehörte, hatte sich natürlich ganz der Führung Berger's anvertrauen müssen und war der Meinung gewesen, daß derselbe auf dem nächsten Wege zu Doctor Birkenhain's Anstalt zurückkehren werde. Er war daher einigermaßen erstaunt, als er jetzt bemerkte, daß sie sich dem Städtchen vom entgegengesetzten Ende genähert hatten. Da standen die hochbeladenen Fuhrmannswagen, da sah man durch das offene Hofthor auf den Hof, da brannte in der Laterne von grünem Glase über der Hausthür ein trübseliges Licht und beleuchtete melancholisch die eine Hälfte der großen Mütze von Blech, welche einst in den Tagen des Glanzes in grüner Oelfarbe geprangt, seitdem aber manchen Sturm erlebt und von Wind

und Wetter und Regen um seine Jugendfrische gebracht war; da erschallte aus den spärlich erhellten vier niedrigen Fenstern rechts von der Hausthür das Geklirr von Gläsern, welche von durstigen Trinkgästen energisch auf den Tisch gestoßen wurden, und der concentrirte Lärm einiger zwanzig nicht allzu zarter Männerstimmen, die sich alle auf einmal vernehmen ließen.

Es hätte so vieler unverkennbarer Zeichen nicht bedurft, um Oswald daran zu erinnern, daß er sich in dem gastlichen Schatten der Grünen Mütze befand.

Das ganz unverhoffte Wiedersehen der Zigeunerinnen im Walde hatte ihn natürlich sehr lebhaft an diese ganze Angelegenheit, die er über die Begegnung mit Berger beinahe vergessen hatte, erinnert.

Er hätte Berger, dessen Scharfsinn in der Enträthselung verworrener Situationen und problematischer Charaktere er früher oft zu bewundern Gelegenheit gehabt, gern die ganze Sachlage vorgestellt und ihn um Rath gefragt, aber er scheute sich, einen Geist, der fortwährend in den geheimnißvollen Tiefen der Mystik grübelnd umherwandelte, mit Geschichten zu behelligen, in denen der Director Schmenckel eine Hauptrolle spielte.

Wie erstaunt war er daher, als Berger, als sie

an der Thür der Grünen Mütze angekommen waren, stehen blieb und sagte:

„Mich dürstet; laß uns hier einen Augenblick eintreten.“

„Hier?“ sagte Oswald, der vor dem Gedanken, den schwärmerischen zartsinnigen Mann, dem der Duft des Tabacks ein Greuel war, in eine so wüste Gesellschaft zu bringen, zurückschreckte. „Es sind sehr rohe Gesellen, die hier verkehren.“

„Was thut es?“ erwiederte Berger, „sind es doch Menschensöhne!“

Mit diesen Worten trat er durch die offene Hausthür auf den Flur, wo gestern Abend der Kampf zwischen den Kunstenthusiasten und ihren Gegnern stattgefunden hatte, und durch die ebenfalls offene Stubenthür in die Trinkstube.

Dieselbe gewährte heute so ziemlich denselben Anblick als gestern vor und nach der Rauferei, nur daß der Tisch, an welchem die Künstler saßen, heute von den übrigen Gästen bedeutend weniger gesucht schien. Künstlerglorien verbleichen schnell in den Augen von Leuten, die heute noch die Schläge fühlen, welche sie sich gestern derselben Glorie wegen holten, und die prosaisch genug sind, sich der Zahl der Seidel zu erinnern, welche die Künstler, nur um die all-

gemeine Harmonie nicht zu stören, auf Rechnung der Kunstenthusiasten ausgetrunken haben. — So kam es, daß sehr Viele, die gestern in ihrer erhöhten Stimmung ihre alten Freunde, die Männer in blauen Blousen und Gamaschen, kaum gekannt hatten, sich heute Abend wiederum zu diesen Ehrenmännern gesellten und Andern das Vergnügen überließen, Herrn Schmenckel's lange Geschichten anzuhören und seine langen Zechen zu bezahlen.

Herr Schmenckel war ein viel zu guter Philosoph, als daß er sich durch dies beleidigende Benehmen seiner gestrigen Freunde um seine gute Laune hätte bringen lassen sollen. Ein entthronter König ist immer noch ein König und Herr Schmenckel war heute Abend so gut wie gestern jeder Zoll ein Director, trotzdem die Schaaren seiner Bewunderer zu einem Minimum zusammengeschmolzen waren. Sein dickes Gesicht strahlte heute so röthlich wie gestern — ja noch röthlicher, da die Grundfarbe durch einige in Folge des Rencontres mit Mamsell Adele nothwendig gewordene schwarze Pflästerchen noch satter, noch intensiver erschien: seine verschwollenen Aeuglein zwinkerten heute noch so listig wie gestern aus dem rothen Gesicht; seine Wäsche war heute noch vielleicht um eine Schattirung weniger sauber als gestern; aber die Bein-

kleiderträger waren um keine Linie ſchmäler und um keine der geſtickten Roſen ärmer geworden.

Und roſig wie dieſes ſo überaus nützliche Stück der Toilette war auch die Laune des Mannes, deſſen breite Bruſt es ſchmückte.

„Wie findet Ihr das Bier, Cotterby?“ ſagte er, die breite Fauſt auf die Schulter des Pyramidenbeſteigers legend.

„Sauer!“ war die lakoniſche Antwort des Angeredeten, der heute, wo der Genius in der Eiche ſeinen Flug nicht geweiht hatte, viel weniger applaudirt war.

„Bah,“ ſagte Herr Schmenckel. „Ihr ſeid verwöhnt, Cotterby. Freilich ſo gut, wie wir es in Egypten tranken, iſt es nicht; aber es iſt doch gut, ſehr gut. Ihr Wohl, meine Herren!“

Der Director ſetzte das Glas an den Mund, that aber nur einen ſehr mäßigen Schluck, was einem unbefangenen Beobachter die Richtigkeit des von der fliegenden Taube ausgeſprochenen Urtheil über die Säure des (von Kunſtenthuſiaſten nicht bezahlten) Biers beſtätigen mußte.

In dieſem Augenblicke traten Berger und Oswald in die Trinkſtube und näherten ſich dem Tiſche, an welchem die Künſtler ſaßen, als dem am wenigſten

beſetzten. Herrn Schmenckel's ſcharfes Auge hatte die neuen Ankömmlinge kaum bemerkt, — in denen er ſofort den jungen verrückten Grafen von geſtern und einen alten, curios ausſehenden, graubärtigen Kauz, an welchem der Graf, in Ermangelung von Zigeunern, einen Narren gefreſſen hatte, erkannte — als er ſich von ſeinem Platze erhob, auf Oswald zuſchritt, ſich tief vor ihm verbeugte und mit einer Stimme, die darauf berechnet war, Alle zu übertönen, ſagte:

„Ah, Euer Gnaden, Herr Graf, daß iſt einmal ſchön, daß Sie einen armen Künſtler in ſeiner niedrigen Herberge zu beſuchen kommen! Setzen's ſich hier zum Director Schmenckel! Rücken's a biſſel zu, Cotterby! So recht' Hier meine Herren, nehmen Sie Platz — freue mich, Ihre werthe Bekanntſchaft zu machen, alter Knabe! — Zwei friſche Seidel für die Herren! und auch eins für Director Schmenckel! Trinken's auch aus, Cotterby! alſo vier Seidel! — Wer hätte das gedacht, daß wir heute Abend noch ſo vortreffliche Geſellſchaft haben würden," und Herr Schmenckel rieb ſich, während Oswald und Berger in ſeiner unmittelbaren Nähe Platz nahmen, vergnügt die Hände.

„So, da kommt das Bier — friſch vom Faß, mein Engel? na, deſto beſſer! Hier, meine Herren!

Ihr Wohl, Herr Graf und auch Ihres, alter Herr! Ach! Das war der erste Schluck, der mir heute Abend geschmeckt hat. Merkwürdig! schlechte Gesellschaft verdirbt gutes Bier, gute Gesellschaft macht schlechtes gut. Bin ein Freund von Geselligkeit, Herr Graf. Sehe, daß Sie es auch sind; wollen's die Güte haben, mich mit dem alten Herrn bekannt zu machen. Director Schmenckel weiß gern, mit wem er zu thun hat."

Oswald warf einen Blick auf Berger, um zu sehen, welchen Eindruck diese Umgebung und Gesellschaft auf ihn mache, und darnach sein Verhalten Herrn Schmenckel gegenüber zu bestimmen. Zu seiner Verwunderung schien Berger mit einem gewissen Interesse dem Geschwätz des Seiltänzerdirectors zuzuhören. Er hatte seinen Hut auf die Lehne des Stuhls gehängt, seinen Dornenstock neben sich gestellt und lehnte sich jetzt mit beiden Armen auf den Tisch, ganz wie Einer, der so schnell nicht wieder fortzugehen gedenkt.

„Ich heiße Berger;" sagte er auf die Frage des Directors.

„Professor Berger," fügte Oswald hinzu, in der guten Absicht, Herrn Schmenckel durch den Titel zu imponiren und die Zudringlichkeit des Mannes in Schranken zu halten.

„Professor?“ wiederholte Herr Schmenckel, mit einem Blick auf Berger's blaue Blouse und verwirrten Bart. „Hi, hi, hi! sehr gut! Darf ich Sie mit meinem Freunde Cotterby bekannt machen? Herr John Cotterby aus Egypten, genannt die fliegende Taube. Herr Berger, genannt Professor. Hi, hi, hi! ha, ha, ha!“

„Wollen wir wieder aufbrechen?“ fragte Oswald, den das Benehmen Herrn Schmenckel's in nicht geringe Verlegenheit setzte.

„Ich denke, wir bleiben noch ein wenig;“ erwiderte Berger.

„Ihre Faust, alter Knabe,“ sagte Herr Schmenckel, Berger's magere, schmale Hand ergreifend und kräftig schüttelnd. „Sie gefallen mir ganz ausnehmend. Wenn Ihr Filz einmal vollends aus dem Leim geht und Ihre Blouse weder Stich noch Fetzen hält — dann kommen Sie zu mir. Director Schmenckel wird sich ein Vergnügen daraus machen, einen Mann wie Sie als ein Mitglied seiner Gesellschaft zu begrüßen. Ihr Bart allein ist eine Zierde für die Gesellschaft. Sie würden in einer Pantomime Furore machen. — Was sagen Sie zu unsrer heutigen Vorstellung, Herr Graf?“

„Ich war leider verhindert, derselben beizuwoh-

nen;" erwiderte Oswald, den ein Lächeln auf Berger's Lippen zu einem Eingehen auf die sonderbare Unterhaltung ermuthigte.

„O, da haben Sie viel, sehr viel verloren," sagte der Director in dem Tone aufrichtigen Bedauerns und seinen dicken Kopf hin und her wiegend. „Die Vorstellung war die glänzendste, die wir seit langer Zeit gegeben haben. Director Schmenckel hat bewiesen, daß die momentane Abwesenheit einiger schätzenswerthen Mitglieder seiner Gesellschaft keinen Einfluß auf die Leistungen derselben im Allgemeinen ausübt. Ich will nicht von mir sprechen, obgleich ich glaube, daß mir mein berühmtes Schmenckel-Spiel mit den drei achtundvierzigpfündigen Kanonenkugeln von Niemandem auf der Welt nachgemacht wird und meine Fontaine d'argent mit den zehn silbernen Bällen bis jetzt noch unerreicht ist — aber, meine Herren, Sie hätten heute Herrn Cotterby an dem Trapez sehen sollen! Ich sage Ihnen, die Ringelaffen auf der Insel Sumatra sind Schufte dagegen, ganz elendigliche Schufte! Und dann Herr Stolzenberg mit seinem Riesenfaß! ich sage Ihnen — rücken Sie 'ran, Stolzenberg! Ein Künstler, wie Sie, braucht nicht so bescheiden zu sein und dem Herrn Grafen kommt es auf ein Seidel mehr oder weniger nicht an, wie

anderen gewöhnlichen Menschen. Und dann, Herrn Pierrot als Disloquenr! — kommen Sie zu uns, Pierrot, — Künstler müssen zusammenhalten — ich sage Ihnen, Herr Graf, Ihr Taschenmesser ist ein Ladestock gegen Herrn Pierrot. Ich habe schon oft gesagt: Pierrot, wenn wir einmal zusammen auf der Eisenbahn fahren, bezahle ich nur für mich, Sie nehme ich franco in meiner Hutschachtel mit. Ha, ha, ha! Ein guter Witz, Herr Graf, nicht wahr? aber der Professor hat ein leeres Glas und hol' mich dieser und jener — ich auch! Ich glaube, der Kerl, der Stolzenberg, hat heimlich mein Seidel ausgetrunken und weiß Gott, sein's dazu. Trinken's auch aus, Pierrot. Sie ersparen dem hübschen Mädchen einen Weg! Hier, mein Schatz, fünf frische Seidel; aber frisch, mein Engel, wie die Rosen auf Ihren schönen Wangen. Lieben's die hübschen Weiber auch, Herr Graf? so'n schönes Kind mit braunen Augen, dunklem Haar und schlankem Leibchen, wie die Czika? He? Die lassen's nur noch ein paar Jahr älter sein; da sollen Sie Ihre Freude daran erleben."

„Haben Sie noch keine Nachricht von den Beiden?" fragte Oswald.

Herr Schmenckel, der keine Ahnung davon hatte, wo die Zigeunerinnen möglicherweise geblieben sein

könnten, der es aber für Unrecht hielt, die Hoffnung des reichen Liebhabers schöner Zigeunerkinder auf ein baldiges Wiedersehen des jüngsten Gegenstandes seiner Narrethei ganz zu vernichten, zwinkerte schlau mit den verschwollenen Aeuglein, legte den Zeigefinger bedächtig an die Nase und sagte: „Sind nicht weit von hier — im Walde — habe sichere Kundschaft — könnte sie haben, wenn ich wollte — will nicht — Weiber müssen sich ausschmollen — kommen dann ganz von selbst wieder und sind auf lange Zeit von ihren Mucken kurirt. Ja das muß man kennen, Herr Graf, das muß man kennen! Die Weiber sind ein schwieriges Capitel. Sie sind sich Alle gleich und doch ist keine wie die andere. Was sagt Ihr dazu, alter Knabe?"

„Ich glaube, daß Sie ein großer Philosoph sind, von dem noch Mancher Manches lernen könnte;" erwiderte Berger, Herrn Schmenckel mit einem seltsamen Lächeln in das Gesicht blickend.

„Ja, das wollte ich meinen," sagte der Director, seine breite Brust hervordrängend und die Fäuste in die Seite stemmend. „Der Schmenckel aus Wien weiß, wie der Hase läuft, und wer ihm ein X für ein U machen will, der muß früh aufstehen. Aber, hol' mich dieser und jener, es ist auch kein Wunder,

wenn ich ein bischen in der Welt Bescheid weiß; bin ich doch darin herumgeschüttelt worden, von oben nach unten, von unten nach oben, wie ein Stöpsel in einer leeren Flasche."

„Eine leere Flasche!" sagte Berger; „der Vergleich ist sehr wahr, sehr treffend. Wie kommen Sie darauf?"

„Wie ich darauf komme?" erwiderte der Director mit verwunderter Miene. „Wie ich darauf komme? Vermuthlich, weil ich ein leeres Glas vor mir habe. Ha, ha, ha!"

„ Es scheint, als ob Ihnen der Trank des Lebens bis jetzt gemundet hätte," sagte Berger, während Herr Schmenckel die Zeit, bis das frische Glas kam, dazu benutzte, sich eine kurze Thonpfeife zu stopfen.

„Ja, und warum denn nicht?" erwiderte der Director, die Pfeife an der Flamme des auf dem Tisch stehenden Talglichtes anzündend, und für einige Augenblicke den Blicken der Anwesenden hinter blauen Wolken verschwindend. „Das Leben ist ein kreuzlustiges, pudelnärrisches Ding für den, welcher, wie Caspar Schmenckel aus Wien, das Herz auf dem rechten Fleck hat. — Danke, mein Schatz!"

„Ich bin nicht Ihr Schatz, Herr Director," sagte das Mädchen schnippisch, indem es den Arm, welchen

Herr Schmenckel um Ihre Taille geſchlungen hatte, unſanft zurückſtieß und einen verſtohlenen Blick auf Oswald warf.

Herr Schmenckel erwiederte dieſe beleidigende Zurückweiſung dadurch, daß er die fünf Fingerſpitzen der rechten Hand gegen ſeine dicken Lippen drückte und der Enteilenden einen Kuß nachwarf, ſodann das linke Auge ſchloß und mit dem rechten dem ihm gegenüber ſitzenden Oswald liſtig anzwinkerte.

„Schmuckes Ding, Euer Gnaden, he? Thut, als ob es mich freſſen wollte und iſt bis über die Ohren in mich verliebt.“

„Sie ſcheinen viel Glück bei den Frauen zu machen,“ erwiderte Oswald, um doch etwas zu ſagen.

„Ja, wie man's nehmen will, Euer Gnaden,“ ſagte Herr Schmenckel, wohlgefällig lächelnd. „Die Weiber ſind wie das Wetter. Heute zu heiß und morgen zu kalt; heute ſcheint die Sonne, morgen regnet's. Man muß ſich eben halt Alles von ihnen gefallen laſſen, wie vom lieben Herrgott ſelber.“

„Das läme doch im Grunde nur auf Sie an,“ ſagte Berger, deſſen Blick unverwandt auf dem jovialen Geſellen weilte, als könnte ſein Geiſt ein ſo wunderliches Phänomen nicht faſſen.

„Wie das, alter Knabe? Ihr meint, man ſolle

sie alle zusammen laufen lassen? Na, alter Herr, das mag für Euch ganz gut sein, aber Caspar Schmenckel aus Wien müßt Ihr so etwas nicht zumuthen. Der Tausend auch! die Weiber laufen lassen? lieber todt und begraben sein."

„Das wäre allerdings das Beste," sagte Berger.

„Hört, alter Herr," erwiderte der Director mit einem Anflug von Ernst, der ihm sehr sonderbar stand: versündigt Euch nicht! Ich sage noch einmal, das Leben ist ein gutes Ding, und den Teufel soll man nicht an die Wand malen. Ei was! warum laßt Ihr Euer Bier schaal werden und schneidet ein Gesicht, wie ein Lohgerber, dem die Felle weggeschwommen sind? Hier, stoßt an mit Caspar Schmenckel! So, das ist recht. Der Schmenckel ist ein lustiges Haus und mag gern lustige Leute in seiner Gesellschaft sehen. He, Ihr Herren, wie wär' es mit einem hübschen Lied? Cotterby, Ihr habt eine Stimme, wie eine Nachtigall. Kommt, stimmt mit ein! Kennen Euer Gnaden das Lied von den Schwoben?"

„Nein, aber singen Sie es nur."

„Na, denn mal los! Stolzenberg, Pierrot, singt mit!"

„Und Herr Schmenckel nahm die Pfeife aus dem Mund, lehnte sich in seinen Stuhl zurück und begann

mit einem dröhnenden Baß, während seine drei Gesellen den Chor bildeten.

Guten Morgen Spielmann,
Wo bleibst du so lang?
Da drunten, da droben,
Da tanzen die Schwoben,
Mit der kleinen Killekeia
Mit der großen Kumkum.

Da kamen die Weiber
Mit Sicheln und Scheiben,
Und wollten den Schwoben
Das Tanzen vertreiben.
Mit der kleinen Killekeia
Mit der großen Kumkum.

„Gelt, Ihr Herren, das ist ein schönes Lied!“ rief Herr Schmenckel, nachdem er als Finale den Tisch mit seinen beiden Fäusten bearbeitet hatte, daß die Gläser zu tanzen begannen.

„Sehr schön,“ sagte Berger; „wissen Sie noch mehr dergleichen?“

„Hunderte,“ sagte Herr Schmenckel; aber der Cotterby weiß die schönsten. Singt mal eins sole, Cotterby.“

Der Egypter lächelte bescheiden selbstgefällig, drehte seinen kleinen schwarzen Schnurrbart und fuhr sich mit der Hand durch sein dunkles, von Fett glänzendes Haar, lehnte sich in seinen Stuhl zurück, drückte

die Augen halb zu und begann mit einer angenehmen Tenerstimme:

Es hatte ein Bauer ein schönes Weib,
Die blieb so gern zu Haus,
Sie bat oft ihren lieben Mann,
Er sollte doch fahren hinaus,
Er sollte doch fahren in's Heu.
Er sollte doch fahren in's
Ha, ha, ha; ha, ha, ha Heidideldei
Juchheisasa!
Er sollte doch fahren in's Heu.

„He, he, he!" lachte Director Schmenkel, „das Lied ist gut, sehr gut. Das erinnert mich an eine hübsche Geschicht', die ich den Herren doch erzählen muß. Ihr könnt hernach weiter singen, Cotterby!"

Der Egypter schien diese Unterbrechung etwas übel zu nehmen; aber Herr Schmenckel bemerkte es nicht oder wollte es nicht bemerken. Er that einen tiefen Zug aus seinem Glase und sagte zu dem Schenkmädchen, das der Gesang oder die Anwesenheit des jungen vernehmen Fremden wieder an den Tisch gelockt hatte: „Gehn's a bissel weiter weg, mein Schatz. Die Geschicht', die Director Schmenckel erzählen will, ist keine Geschicht' für junge Mädchen."

Die hübsche Kleine wurde bis über die Ohren roth und entfernte sich schleunig mit einem Blick auf Oswald. Herr Schmenckel räusperte sich, lehnte sich

vorüber auf den Tisch und begann mit einer Stimme, die in diesem gedämpften Ton noch heiserer klang, wie gewöhnlich.

Meine Herren, Sie wissen: es giebt für den denkenden Menschen zwei Arten von Frauenzimmern, solche die dienen und solche, die sich bedienen lassen. Aber für die Liebe existirt dieser Unterschied nicht, denn die Liebe beherrscht sie Beide. Diese Erfahrung habe ich nun zwar des öfteren in meinem Leben gemacht, niemals aber ist es mir so deutlich demonstrirt worden, als vor einigen" — hier sah sich Herr Schmenckel scheu um, ob auch kein unberufenes, besonders weibliches Ohr die chronologische Notiz, die er zu geben im Begriffe war, auffangen könnte — zwanzig Jahren in Petersburg. Ist einer von den Herren je in Petersburg gewesen?"

Der Räuber des paschalichen Harems that diese Frage scheinbar sehr unbefangen; im Grunde aber war sie für ihn ein Senkblei, das er auswarf, um zu erkunden, ob er in aller Sicherheit mit vollen Segeln auf das wogende Meer seiner Lügen hinaus fahren könne.

Man verneinte seine Frage.

„Wie kamen Sie nach Petersburg, Herr Director?" sagte ein Fichtenauer Bürgersohn, der sich mittlerweile der Gesellschaft angeschlossen hatte.

„Beim Schmenckel aus Wien," erwiderte der Rector im Ton der Belehrung, „darf man sich nimmer wundern, wenn er an einem Orte gewesen ist, wohl aber wenn er daselbst nit gewesen ist. — Petersburg, meine Herren, ist eine schöne Stadt, was Sie schon daraus ersehen können, daß die Paläste des Kaisers und aller Großen aus blitzblankem, blauem und weißem Eis erbaut sind."

„Wie ist denn das möglich?" fragte der Bürgerssohn, „die müssen doch im Sommer schmelzen."

„Im Sommer?" sagte Herr Schmenckel, ohne sich einschüchtern zu lassen, „im Sommer? Ja, da kommen Sie schön an! Ich sage Ihnen, Herr, es giebt in Petersburg keinen Sommer. Schnee und Eis und Eis und Schnee das liebe lange Jahr hindurch von Sylvester bis wieder Sylvester. Von so 'ner Kälte hat ja hier zu Lande keine Menschenseele eine Vorstellung. Ich sage Ihnen, daß der Hauch, der aus dem Munde geht, sofort als Schnee zur Erde fällt und wenn zwei Leute auf der Straße eine Zeit lang mit einander gesprochen haben, liegt ein Haufen zwischen Ihnen, so hoch, daß sie hinaufsteigen müssen, wenn sie sich beim Auseinandergehen die Hände geben wollen. Es ist so kalt, daß die Milch in der Kuh gerinnt und wenn man hier zu Lande sagt: geben Sie

ein Seidel Bier, oder ein Töpfchen, oder einen Schoppen, sagt der Petersburger: geben Sie mir einen Schnitt, denn das Bier ist dort von der Kälte zu einem dicken Syrup gefroren und wird nicht geschenkt sondern in Stücke geschnitten, auf Butterbrod gelegt und so genossen."

„Das muß aber doch sehr bequem sein", sagte ein Stammgast der Grünen Mütze.

„Ländlich, sittlich;" erwiderte Herr Schmenckel.

„Aber wir kennen diesen Ausdruck auch," meinte der dicke Wirth, der an den Tisch getreten war.

„So, na denn geben Sie mir mal einen Schnitt, guter Mann!" sagte Herr Schmenckel, sein Glas leerend und es über die Schulter dem Wirth hinreichend; „aber messen's christlich!"

„Mit einem Worte," fuhr der Director fort, nachdem er das Gelächter der Gäste über seinen Witz als schuldigen Tribut huldvoll lächelnd entgegengenommen und den Inhalt des wiedergefüllten Glases bedächtig geprüft hatte; „mit einem Worte, Petersburg ist eine schöne Stadt und wenn die Sonne auf all' den Eispaläsien glitzert und man die Russen, in ihre Bärenpelze gehüllt, auf ihren, mit Rennthieren bespannten Schlitten durch die Straßen jagen sieht, so ist es ein Anblick, daß einem das Herz im Leibe lacht und man

gleich in den nächsten Laden geht, um einen ächten Nordhäuser zu trinken."

„Also: wir waren in Petersburg und es gefiel uns da sehr gut. Wir, d. h. die berühmte Kunstreiter-Gesellschaft meines Onkels und damaligen Directors Franz Schmenckel, in welcher ich als Herkules engagirt zu sein die Ehre hatte. Ich kann wohl sagen, daß wir Furore machten, besonders unsere Pferde; denn die Russen kennen Pferde nur von Hörensagen; höchstens daß der Kaiser vielleicht zwei oder drei zottige, wie große Hunde aussehende Thiere in seinen Ställen hat. Alle übrigen fahren, wie ich schon bemerkte, nur mit Rennthieren, selbst die Cavallerie ist darauf angewiesen und ich versichere Sie, meine Herren, daß so ein russischer Garde-Küraſſierlieutenant auf seinem Rennthierhengst sich gar nicht so übel ausnimmt.

„Wir hatten ganz ungeheuern Zulauf. Der Kaiser und der ganze Hof waren jeden Abend in unserm Circus. Se. Majestät applaudirte so wüthend, daß sie alle fünf Minuten ein neues Paar weiße Glacéehandschuhe anziehen mußten, weil sie die andern zerklascht hatten. In den Zwischenacten mußte ich an der Thür der kaiserlichen Loge stehen, um Se. Majestät hinter die Coulissen und in die Pferdeställe zu

führen, wo Allerhöchstdieselben den besten Pferden huldvoll auf den Hals zu patschen und die hübschesten Damen der Gesellschaft in die Wangen zu kneifen geruhten. Vor allem aber hatte ich mich der Gunst des Kaisers zu erfreuen. Warum, weiß ich selbst nicht; aber so viel ist gewiß, daß der Kaiser mich gleich am ersten Abend in seine Loge rufen ließ und vor dem ganzen Hofe zu mir sagte: „Herr von Schmenckel," sagte er — der Kaiser spricht nämlich nur mit Adligen und wenn er einen Bürgerlichen anredet, so ist der schon durch diese Gunst allein geadelt — „Herr von Schmenckel, Sie sind nicht nur der stärkste, sondern auch der schönste Mann, den ich je gesehen habe. Bitten Sie sich eine Gnade aus." — „Eure Majestät," erwiderte ich, mich anmuthig verbeugend, „ich bitte um Ihr ferneres geschätztes Wohlwollen." „Das sollen Sie haben, Herr von Schmenckel," rief Se. Majestät im höchsten Enthusiasmus, „geben Sie mir Ihre starke Hand. Mit einer Compagnie solcher Männer, wie Sie, dictire ich die Gesetze für die Welt!"

„Seit diesem Augenblicke waren wir geschworene Freunde. „Schmenckel, kommen Sie heute Abend zu einer Tasse Caravanenthee zu mir! — Wollen Sie heute nach der Vorstellung ein Glas Wutkipunsch mit

mir trinken, lieber Schmenckel — Sie wissen, ganz unter uns, vielleicht ein paar Herren und Damen vom Hofe? — wollen Sie?" — so ging es einen Tag wie alle Tage.

„Nun, meine Herren, der Schmenckel aus Wien ist nicht stolz, aber er bewegt sich gern in guter Gesellschaft" —

Hier machte Herr Schmenckel eine verbindliche Verbeugung gegen seine Zuhörer —

„Und ein Kaiser ist und bleibt am Ende immer ein Kaiser und man freut sich doch, wenn man mit ihm so zu sagen auf Du und Du steht.

„Es waren famose Abende, die ich so im Schooße der kaiserlichen Familie zubrachte. Die Herren vom Hofe waren sehr liebenswürdig und die Frauen" —

Herr Schmenckel drückte die Augen zu, warf eine Kußhand gegen die Decke des Zimmers und schickte dem geflügelten Boten der Liebe in derselben Richtung einen schweren Seufzer nach.

„Die Frauen! ich sage Ihnen, meine Herren, wer die russischen Frauen nicht gesehen hat, hat gar keine Frauen gesehen. Diese Haare, diese Augen, dieser Wuchs, dieses Feuer — und wenn der Schmenckel aus Wien viertausend Jahre alt werden sollte, er wird den Winter in Petersburg nicht vergessen.

„Die ruſſiſchen Frauen ſind ſchön, und Sie werden einen Anflug von Neid empfinden, meine Herren, wenn ich Ihnen ſage, daß ich unter den ſchönſten der ſchönen die Auswahl hatte. Das klingt wie Aufſchneiderei, meine Herren; aber, ich kann Ihnen nicht helfen, es war doch ſo. Ich bekam ganze Wagenladungen voll Locken, Blumenſträußer und Billetters, die alle anfingen: Göttlicher Schmenckel, oder Apollo Schmenckel und alle endigten: ich erwarte Sie da und da zu der und der Stunde.

„Aber, wie das ſo zu gehen pflegt, diejenige, um deren Gunſt es mir am meiſten zu thun war, gehörte nicht zu meinen Verehrerinnen. Es war eine junge, ſehr ſchöne Dame, die ich Abend für Abend im Circus ſah. Aber ſie that immer entſetzlich vornehm und kalt, obgleich ich mich immer nur vor ihr verbeugte, wenn ich beklatſcht wurde.

„Wie gefallen Ihnen unſere Damen, Schmenckel?“ fragte mich der Kaiſer eines Abends, als wir Arm in Arm in ſeinem Salon auf- und abſpazirten.

„So, ſo, la, la, Eure Majeſtät!“ erwiderte ich; denn Verſchwiegenheit war immer Caspar Schmenckel's Stärke.

„Sie ſind ſchwer zu befriedigen,“ ſagte der Kaiſer; „wie finden Sie die kleine Malitzewsky?“

„Wie war der Name?“ fragte plötzlich Berger, der, die Stirn in die Hand gestützt, dagesessen hatte, den Kopf emporhebend.

„Malitzewsky, alter Herr!“ wiederholte Herr Schmenckel. „Noch einen russischen Schnitt, Herr Wirth! Erlauben die Herren, daß ich mir meine Pfeife frisch stopfe.“

Oswald blickte auf Berger. Es war ihm, als ob ein seltsames Zucken in den stillen, ernsten Zügen wühlte und die Augen eine ungewöhnliche Erregung verriethen; aber schon im nächsten Moment hatte Berger den Kopf wieder in die Hand gestützt und Herr Schmenckel fuhr in seiner Erzählung fort.

„Die kleine Malitzewsky?“ fragte ich; „wer ist das?“

„Haben Sie denn die Dame in Schwarz nicht bemerkt, gleich links neben der kaiserlichen Loge. Blasses Gesicht, große Augen, etwas langes Kinn?“

„Doch, Majestät! aber die scheint mir ein scheuer Vogel.“

„Possen, lieber Schmenckel! alles Possen. Im Vertrauen, die Dame stand in etwas näherer Beziehung zu unserm Hause, als mir lieb war. Wir haben ihr einen Mann verschafft, einen heruntergekommenen polnischen Edelmann; ihr Ruf ist nicht gut,

ſeiner iſt ſchlecht; er hat nichts; ſie hat eine halbe Millionen Seelen" —

„Wie viel iſt das in Preußiſch Courant, Herr Director?" fragte der dicke Stammgaſt, ein Victualienhändler ſeines Zeichens.

„Fünf Millionen Thaler, ſechsundzwanzig Silbergroſchen, vier Pfennig — ſo paſſen ſie ſehr gut zuſammen. Wenn ſie ihn einmal los ſein will, ſchickt ſie ihn auf ihre Güter in Polen — eben jetzt iſt er wieder unterwegs. Die erobern Sie ſich und ich will ſagen, der Schmenckel aus Wien iſt nicht nur der ſtärkſte und ſchönſte, er iſt auch der glücklichſte Mann auf der Welt."

„Euer Majeſtät Wunſch iſt für mich Befehl; erwiederte ich, ging nach Hauſe und überlegte, wie ich das Herz der Schönen gewinnen könnte. „Nur dadurch, daß Du etwas thuſt, was vor Dir noch kein Mann gethan hat," ſagte ich zu mir, und da, meine Herren, erfand ich das berühmte Schmenckelſpiel mit den drei achtundvierzigpfündigen Kanonenkugeln. Am erſten Abend ſpielte ich mit einer Fangeball — ſie lächelte; am folgenden mit zweien — ſie klatſchte in die Händchen; am dritten mit allen dreien — ſie warf mir einen Blumenſtrauß zu. Jetzt war ich meiner Sache gewiß. Hier aber, meine Herren, muß

ich Sie um Entschuldigung bitten, wenn ich meiner Gewohnheit gemäß, so oft eine Dame ins Spiel kommt, von dem Verlauf der Geschichte nur andeutungsweise so viel sage, daß noch an demselben Abend ein allerliebstes Kammerkätzchen bei mir erschien und mich bat, sie zu ihrer Gebieterin zu begleiten, die vor Liebe zu mir sterbe; daß der Schmenckel aus Wien ein viel zu gutes Herz hat, als daß er Jemand sollte sterben lassen, und noch dazu aus Liebe zu ihm, wenn er's verhindern kann; und daß die folgenden vier Wochen zu den schönsten seines Lebens gehören."

„Ihr seid ein glücklicher Mensch, Director!" sagte der Fichtenauer Bürgerssohn, der seit vier Jahren die Tochter eines Rathsherrn heimlich liebte und schon so weit mit ihr gekommen war, daß sie ihm einmal beinahe einen Kuß gegeben hätte.

„Wie man's nehmen will, junger Mann," erwiederte Herr Schmenckel mit väterlichem Wohlwollen; „wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten. Ich wollte hier eigentlich meine Geschicht' zu Ende sein lassen; aber zu Nutz und Frommen solcher jungen heißblütigen Gesellen, wie Ihr, Herr Kanzleischreiber Müller, und Ihr Cotterby, Ihr Tausendsacramenter, und Ihr Pierrot, Windbeutel, der Ihr seid, muß ich selbige halt schon auserzählen. Na, merken's auf,

Ihr Herren! Das Kammerkätzchen war nicht weniger in mich verliebt, als ihre Herrin, denn, wie ich schon vorhin bemerkte, vor der Liebe sind alle Weiber gleich. Was geschieht also? Eines schönen Abends, als ich — in allen Züchten und Ehren, Ihr Herren, so wahr ich Casper Schmenckel heiße — bei der Dame, wie gewöhnlich, meinen Thee trinke, klopft es plötzlich sehr heftig an die Thür, die in die Zimmer des Grafen führte und die von innen verschlossen war. Aufgemacht! Aufgemacht! — „Um Gott, der Graf!" flüsterte die Gräfin schreckenbleich; „die Nadeska hat uns verrathen!" — Aufgemacht, Himmelhöllenelement, aufgemacht! — „Na, das ist eine schöne Bescheerung," sage ich, „was wird denn nu?" — „Schmenckel, retten Sie mich!" — „Mit Plaisirvergnügen, aber wie?" — „Ich eile in meine Schlafstube und schließe hinter mir ab." — „Sehr schön, aber ich?" — „Sie sind hier eingebrochen, durch das Fenster" — dabei riß sie die Fensterflügel auf, nahm den Armleuchter — verschwand durch die zweite Thür, schloß ab und fing an, aus Leibeskräften: Hülfe! Hülfe! zu schreien. Nu, meine Herren, stellen Sie sich meine Situation vor. Ehe ich mich noch besinnen konnte, was ich thun sollte, brachen die Thürflügel auseinander und der Graf mit zwei Pistolen in der Hand

stürzte herein und vier oder fünf Kerle mit Lichtern und Knitteln hinterher."

„Wie sah der Graf aus?" fragte Berger dumpf, ohne den in die Hände gestützten Kopf zu erheben.

„Ja, alter Herr, viel Zeit, ihn mir zu besehen, hatte ich nicht. Ich weiß nur, daß es ein schöner langer Kerl war mit vor Wuth blitzenden Augen. „Habe ich Dich, Schurke?" brüllte er — puff, simm! sauste mir eine Kugel am linken; puff, simm! eine andere am rechten Ohr vorbei. Nu, ihr Herren, das war doch am Ende auch nicht die rechte Art und Weise, sich bei Caspar Schmenckel zu introduciren. Was werde ich also thun? Ich werde meinen Herrn Grafen um den Leib packen und zum Fenster hinauswerfen, und damit, im Fall er sich etwas zerbrochen hätte, gleich Hülfe zur Hand wäre, einen seiner Bedienten hinterher. Die Andern ergriffen das Hasenpanier und liefen, was sie laufen konnten; ich ihnen nach durch die Zimmer auf den Vorsaal, die Treppe hinunter; und, meine Herren, als ich erst so weit war — den Weg durch die Hausthür auf die Straße fand ich ganz allein. Wie findet Ihr die Geschichte, Professor?" und Herr Schmenckel legte seine breite Hand auf Berger's Schulter.

Berger hob den Kopf in die Höhe. Sein Gesicht

war todtenbleich; seine Augen rollten; das graue Haar hing ihm über die Stirn . . .

„Wenn Du die Wahrheit sprechen kannst, Mensch!“ sagte er mit einer hohlen, unheimlichen Stimme; „antworte mir: hast Du die Wahrheit gesprochen?“

„Ich glaub', der alte Herr hat a bissel zu viel getrunken;“ sagte Herr Schmenckel gemüthlich.

„Ja, ich habe zu viel getrunken,“ rief Berger, heftig mit den Händen gesticulirend; „zu viel von dem ekken Gebräu dieses jämmerlichen, nichtsnutzigen Lebens, und der Trank ist mir zu Kopf gestiegen. Ha, ha, ha!“

Es war ein fürchterliches Lachen; aber den halbberauschten Zechern kam es sehr lustig vor.

„Ho, ho! nun kommt der Professor in Gang!“ schrie Herr Schmenckel, sich die Seiten haltend. „Rede halten, Rede halten! Der Professor soll 'ne Rede halten!“

Oswald war aufgesprungen und zu Berger getreten; er versuchte in seiner Herzensangst, den Exaltirten mit freundlichen Worten zu beruhigen und zum Fortgehen zu überreden.

Berger achtete nicht auf ihn. Er stand aufrecht da, sich mit beiden Händen auf den Tisch lehnend, wie Oswald es ihn im Auditorium hatte thun sehen.

„Schreiben Sie, meine Herren," rief er; „es ist die Quinteſſenz des langen Syllogismus, deſſen einzelne Theile ich Ihnen ſoeben analyſirt habe:

Ich ſtieg auf einen Birnenbaum,
Rüben wollt ich graben,
Da hab ich all mein Leben lang,
Keine beſſeren Pflaumen gegeſſen.

„Sie werden mir antworten, daß dies keine ſpeculative Idee, ſondern ein altes Schlemperlied iſt, aber, meine Herren, in einer Welt, wo die Guten verhöhnt und von ſchadenfrohen Dämonen genasführt werden; wo der Aberwitz mit der Schellenkappe auf dem Haupt regiert und ſeine erhabenen Gedanken von der Dummheit, der Gemeinheit, der Brutalität ausführen läßt — da iſt eben die Speculation ein Schlemperſtückchen und die Idee — die glorreiche, hochherrliche Idee — das ſind Sie ja eben ſelbſt, meine Herren, gemeine, rohe Geſellen, wie Sie ſind."

„Oho, nit ſo grob, Alter," rief Herr Schmenckel, der kaum noch lachen konnte.

„Ja, ja Sie ſelbſt," fuhr Berger heftiger und immer heftiger werdend fort; „Sie ſelbſt, Herr Director Caspar Schmenckel aus Wien, Sie repräſentiren die Gerechtigkeit des Himmels. Die Idee kann nichts ohne Sie; Sie ſind die Idee, die incarnirte Idee! Ich ſagte Ihnen, das Leben ſei nichtswürdig,

aber nein — das ist noch viel zu viel — es ist Ihrer würdig. Ich verabscheue Sie, aber ich verehre Sie; ich habe ein Grauen vor Ihnen, aber ich bete Sie an. Kommen Sie in meine Arme, daß ich die Tiefe dieses Elends ermesse, daß ich das Unglaubliche mit Händen greife!"

„An mein Herz, alter Knabe," rief Herr Schmenckel die Umarmung erwidernd; „Du bist ein kreuzfideles altes Haus; wir müssen Brüderschaft trinken."

Er ließ Berger aus den Armen und griff nach dem Glase.

In demselben Augenblick sank Berger, die Hand aufs Herz drückend, mit einem gellenden Schrei ohnmächtig zusammen.

Es war ein Schrei, fürchterlich, wie der Hülferuf eines Ertrinkenden in dem Augenblicke des Untersinkens; ein Schrei, der den wüsten Lärm in der Stube übertönte, das Singen und Geschnatter zum Schweigen brachte und die Zecher bestürzt von ihren Sitzen in die Höhe fahren ließ. Sie drängten sich mit verstörten Gesichtern herzu und glotzten mit den stumpfsinnigen, von Bier stieren Augen auf den Unglücklichen, den Oswald vom Boden aufzurichten sich bemühte. Niemand legte Hand an, dem jungen Manne zu helfen. Der Schrecken schien die Leute paralysirt zu haben.

„Will mir denn Keiner beistehen?“ rief Oswald, die Last des leblosen Körpers in den Armen haltend.

Da drängte sich plötzlich ein Weib durch die brutalen Gaffer — ein braunes Weib in phantastischer Tracht, mit einem rothen Tüchlein um das schwarze Haar.

Es war Xenobi. Oswald war von der Sorge um den Freund so erfüllt, daß er, wie in einem wilden Traume die Erscheinung der Zigeunerin als etwas ganz Selbstverständliches entgegennahm.

„Hilf mir, Xenobi!“

„Geht fort, Ihr Anderen;“ rief die Zigeunerin in befehlendem Ton; „Eure Nähe ist Tod für den kranken Mann.“

Die Leute wichen scheu zurück; einige stahlen sich aus dem Zimmer.

Xenobi legte die Hand auf Berger's Stirn.

„Er muß fort von hier. Ihr, tragt ihn hinaus.“

Diese letzten Worte wurden an Herrn Schmenckel gerichtet, der bis jetzt mit offenem Munde und starren Augen, die Tabackspfeife in der einen, das Bierglas in der andern Hand, regungslos dagestanden hatte.

Die Aufforderung der Zigeunerin brachte ihn wieder zur Besinnung.

„Hast recht, Xenobi,“ sagte er; „müssen was thun für den alten Herrn.“

Er legte seine Pfeife auf den Tisch, nahm Oswald den noch immer besinnungslosen Berger aus den Armen, hob ihn in die Höhe und trug ihn aus dem Zimmer, wie ein Löwe eine todte Gazelle wegträgt.

Oswald, Xenobi und der Wirth folgten.

„Hier, hier herein," sagte der Wirth, die Thür des auf der andern Seite des Flurs liegenden Zimmers öffnend, wo die vornehmeren Reisenden abzusteigen pflegten.

Herr Schmenckel legte den Ohnmächtigen auf das Sopha.

Xenobi nahm ein Fläschchen aus ihrem Busentuch und rieb mit der Flüssigkeit, die es enthielt, Berger's Stirn und Schläfen. Dann fing sie an, unter Murmeln von unverständlichen Worten mit den Händen selsame Linien über Brust und Gesicht des Kranken zu ziehen.

„Der alte Herr hat nichts Ordentliches im Magen gehabt," sagte unterdessen Director Schmenckel im Ton der Belehrung flüsternd zu Oswald. „Euer Gnaden hätten ihm erst vorher ein tüchtiges Stück Schinken mit Schwarzbrod und einen Nordhäuser geben lassen sollen. Die Xenobi wird ihn aber schon wieder auf die Beine bringen. Diese Weiber haben allerlei Mittel, die ein ehrlicher Christenmensch nicht

kennt. Sagte ich Euer Gnaden nicht, daß die Xenobi bald wieder kommen würde? Hat's viel zu gut bei mir; Director Schmenckel kennt seine Leute."

„Ich hoffe, daß Sie die Frau ihr Fortgehen nicht entgelten lassen werden;" sagte Oswald.

„Wo denken's hin, Euer Gnaden?" erwiderte Herr Schmenckel; „seh' ich denn halt aus wie ein Menschenfresser?"

Da begann Berger sich zu regen. Er schlug die Augen auf und blickte die um ihn Herumstehenden verwundert an, wie Jemand, der aus einem schweren Traum erwacht. Dann richtete er sich mit Oswald's Hülfe vollends auf und sagte mit leiser Stimme:

„Ich danke Euch, meine Freunde. Ich habe Euch Mühe gemacht. Wir sind in diesem Leben Einer auf den Andern angewiesen. Ich denke Euch bald wieder zu sehen; vielleicht, daß ich Euch noch einmal Eure Liebe vergelten kann. Komm, Oswald, wir wollen gehen."

„Fühlen Sie sich kräftig genug? Soll ich nicht lieber einen Wagen kommen lassen?"

„Nicht doch; Roß und Wagen ist nicht für mich und meinesgleichen."

Er schritt nach der Thür. Plötzlich blieb er wieder stehen.

„Gieb den Leuten, was wir schuldig sind, Oswald, wir dürfen nichts schuldig bleiben auf Erden.“

Während Oswald dem Wirth die Zeche bezahlte, in welche, zur sichtlichen Befriedigung Herrn Schmenckel's, auch was die Seiltänzer verzehrt hatten, eingerechnet wurde, schlich sich Xenobi zum Zimmer hinaus und war, ehe noch die etwas complicirte Rechnung beendet war, durch die Hinterthür des Hauses in den Garten, aus dem Garten auf die Wiese geeilt und in dem dichten Nebel, der über dem feuchten Grunde lag, verschwunden.

Einige Augenblicke später hatten auch Oswald und Berger das Haus verlassen und schritten durch die stillen Gassen von Fichtenau zurück nach Doctor Birkenhain's Anstalt.

Berger beobachtete ein Schweigen, das Oswald nicht zu unterbrechen wagte. Der junge Mann machte sich im Stillen heftige Vorwürfe über seine Unbesonnenheit, Berger so lange in solcher Gesellschaft gelassen zu haben. Er glaubte, daß es vor allen Dingen die Hitze und der ungewohnte Genuß des starken Bieres gewesen sei, was Berger in den exaltirten Zustand gebracht habe. Er hatte keine Ahnung, in welch' enger Beziehung die fratzenhaft abenteuerliche Geschichte des Seiltänzerdirectors, auf die er nebenbei kaum hin-

gehört hatte, mit der Leidensgeschichte des unglücklichen Freundes stand. Er dachte an Xenobi, deren Wiedererkennen ihm Herrn Schmenckel's Aussage betreff Ezika's zu bestätigen schien. Er dachte an Doctor Birkenhain, und wie schlecht er den Auftrag des Arztes erfüllt habe; er überlegte bei sich, ob seine Anwesenheit nicht eher schädlich als dienlich für Berger und ob es nicht, für den Kranken sowohl, als für ihn selbst, gerathener sei, wenn er Fichtenau sobald als möglich wieder verließe . . .

So waren sie schweigend bis auf den Weg gelangt, der an der Mühle vorbei auf den Thorweg von Doctor Birkenhain's Anstalt zuführte, als Berger plötzlich sagte:

„Du mußt heute noch reisen, Oswald!"

„Heute?"

„Heute lieber, wie morgen. Du mußt noch einmal in die Wüste hinaus; ich kann es Dir nicht ersparen. Und ich selbst, ich habe noch viel zu lernen, worin Du mir nicht helfen kannst. So müssen wir uns trennen. Geh Du Deine Straße; ich will die meine gehen; es ist dieselbe, und ob ich Dir auch ein wenig voraus bin, Du lernst schnell und wirst mich bald einholen. Bis dahin, Oswald, lebe wohl!"

Berger schloß Oswald in seine Arme und küßte ihn.

Oswald war tief bewegt.

„Laß mich bei Dir bleiben," ſagte er mit von Thränen halb erſtickter Stimme; „laß mich bei Dir bleiben, um nie wieder von Dir zu gehen. Ich haſſe die Welt, ich verachte die Welt, wie Du."

„Ich weiß es wohl," ſagte Berger, „aber die Welt verachten iſt nur das erſte Stadium von den dreien bis zu dem großen Geheimniß.

„Und welches iſt das zweite Stadium? Nenne es mir, daß ich es im Fluge durchmeſſe!"

„Sich ſelbſt verachten."

„Und — das dritte?"

Sie ſtanden an dem Thorweg. Berger zog die Klingel, die Thür ſprang auf.

„Und das dritte, letzte Stadium?"

„Verachten, daß man verachtet wird."

„Und das Geheimniß ſelbſt, das große Geheimniß?"

„Wer die drei Stadien durchgemacht hat, weiß es und verſteht es, ohne daß er fragt. Wer darnach fragt, weiß es nicht und würde es nicht verſtehen. Oswald, lebe wohl! Auf Wiederſehen."

Berger drückte Oswald noch einmal an ſein Herz; und trat durch die Pforte, die ſich ſofort wieder hinter ihm ſchloß.

Oswald blieb vor der Pforte ſtehen, einem Bett-

ler gleich, dem der Trunk, um den er bat, verweigert wurde. Dann ging er, gesenkten Hauptes, den Weg, den er mit Berger gekommen war, zurück.

Die Nacht war dunkel; kaum ein Stern an dem trüben, wolkenbedeckten Himmel; die Pappeln am Wege raunten und zischelten und der Mühlbach unten schwatzte es nach: Die Welt verachten — sich selbst verachten — verachten, daß man verachtet wird . . .

Neuntes Kapitel.

Zu derselben Zeit, als Oswald mit Berger von dem Gipfel der Geckeleia die Sonne in dem grünen Wältermeer der Berge versinken sah, war in dem „Kurhause" ein Gast abgestiegen, dessen Ankunft in dem Hôtel eine gewisse freudige Bewegung hervorrief. Es war eine junge, schöne, in einen dunkeln eleganten Anzug gekleidete Dame in Begleitung eines nicht minder schönen, aber blaß und kränklich aussehenden Knaben von etwa zwölf Jahren, und eines alten Mannes, der sich durch einen eisgrauen Schnurbart und eine martialische Haltung auszeichnete und halb der Freund, halb der Diener der Dame zu sein schien. Die Dame war im Sommer desselben Jahres — damals ohne den Knaben — mehre Wochen lang in Fichtenau gewesen, um ihren seit sieben Jahren in Doctor Birkenhain's Heilanstalt sich befindenden Gemahl dem Tode entgegensiechen und endlich sterben zu sehen — und ihr trauriges Schicksal nicht minder

als ihre unendliche Güte und Milde gegen Jedermann, besonders gegen Kranke und Arme, hatten ihr die Liebe und Verehrung der Einwohner des Städtchens in so hohem Grade erworben, daß man noch jetzt in mehr als einer Familie das Andenken der „guten Frau" dankbar segnete.

Aber auch dieses Mal schien keine freudige Veranlassung die Dame nach Fichtenau geführt zu haben, denn sie war kaum von dem Wirth selbst unter vielen Bücklingen und Complimenten in den Salen der Bel Etage geführt worden und hatte sich in denselben und in den zwei links daran stoßenden Zimmern — das Zimmer rechts konnte der gnädigen Frau leider nicht sofort eingeräumt werden, da es noch von einem Reisenden bewohnt sei, der aber jedenfalls nur bis morgen bleibe, — mit Hülfe des alten Dieners einquartiert und den Knaben, der von der Reise sehr angegriffen war, zu Bett gebracht, als sie sich hinsetzte und einige Zeilen an Doctor Birkenhain schrieb, mit denen sich der alte Diener in Begleitung des Hausknechts sogleich auf den Weg nach der Heilanstalt machte.

Nach einer Stunde war Doctor Birkenhain, den alten Diener neben sich, in seinem Einspänner vor dem Kurhause vorgefahren, war zu der Dame in den

Salon gegangen und hatte eine lange Unterredung mit ihr gehabt, die wohl nicht sehr erfreulichen Inhalts gewesen sein konnte, denn Jean, der Zimmerkellner, hatte, als er den Thee in den Salon brachte, gesehen, daß die gnädige Frau geweint und sich bei seinem Eintritt die Augen getrocknet hatte.

Doctor Birkenhain war nach dieser Unterredung noch einmal an das Bett des schlafenden Knaben getreten, hatte ihm die Hand auf das Herz gelegt, sich dann über ihn gebeugt und, das Ohr auf die entblößte Brust drückend, längere Zeit gehorcht, dann hatte er sich wieder aufgerichtet, den Schläfer sorgsam zugedeckt, ihm das volle lockige Haar aus der bleichen feinen Stirn gestrichen und sich mit einem Lächeln auf den Lippen, das die strengen ernsten Züge des Mannes eigenthümlich verklärte, zu der Dame gewandt, die das Licht in der Hand, mit dem gespannten Ausdrucke schmerzlicher Ungewißheit in dem lieben schönen Gesicht dagestanden hatte und den Arzt jetzt ängstlich fragend ansah.

„Beruhigen Sie sich, gnädige Frau!“ sagte er, „ich kann mich allerdings noch nicht mit Gewißheit aussprechen, aber was ich bis jetzt beobachtet habe, flößt mir die beßte Hoffnung ein, daß es mit unserem kleinen Patienten nicht so schlecht steht,

als meine Grünwalder Herren Collegen angenommen haben."

Ein Freudenstrahl erhellte das Gesicht der Dame, ihre großen dunkeln Augen füllten sich mit Thränen.

Doctor Birkenhain nahm ihr das Licht aus der Hand und geleitete sie in den Salon zurück.

„Ich komme morgen früh wieder," sagte er, indem er Hut und Stock nahm; „lassen Sie, wenn es Sie beruhigt, den alten Baumann, der nebenbei eine wahre Perle von einem treuen Diener zu sein scheint, bei Juline schlafen. Sie selbst legen sich zeitig zu Bett und nehmen eins von diesen Pulvern. Sie sind sehr angegriffen und bedürfen der Ruhe."

„Bleiben Sie noch einen Augenblick Doctor!" sagte die Dame. „Ich muß Sie noch etwas fragen."

Ihre Züge verriethen eine große Erregung; ihr Busen hob und senkte sich unruhig; sie schien einen Gedanken aussprechen zu wollen, der ihr zu fürchterlich war, als daß sie ihn hätte in Worte kleiden können.

Doctor Birkenhain legte Hut und Stock wieder auf den Stuhl.

„Setzen Sie sich, gnädige Frau;" sagte er, wieder neben ihr auf den Sopha Platz nehmend. „Ich weiß, was Sie mich fragen wollen; ich habe diese Frage schon den ganzen Abend in Ihren ausdrucksvollen Augen,

auf Ihren zitternden Lippen gelesen. — Sie glauben nicht an die Herzkrankheit, welche die Grünwalder Aerzte diagnosticirt haben; wenn Sie daran glaubten, wären Sie, so hoch Sie auch von meinen geringen Erfahrungen und Kenntnissen denken mögen, doch nicht gerade zu mir gekommen. Sie glauben, daß das Uebel tiefer liegt, daß es — mit einem Worte — ein erbliches Uebel, der erste Keim, der Beginn einer Krankheit ist, die schon einmal für Sie so verhängnißvoll geworden. Habe ich Recht?"

Die Antwort der Dame war ein Strom von Thränen, der wie eine lange zurückgehaltene Fluth unwiderstehlich aus ihren Augen brach. Sie drückte schluchzend ihr Taschentuch gegen das Gesicht.

„Liebe gnädige Frau," sagte der Arzt, die Hand der Weinenden ergreifend; „ich bitte, ich beschwöre Sie, beruhigen Sie sich. Es ist, so viel ich aus dem schriftlichen Bericht meiner Collegen, aus Ihren eigenen Worten und aus meiner Beobachtung urtheilen kann, auch nicht der mindeste Grund vorhanden, der ihren schrecklichen Verdacht bestätigte. Der Wahnsinn ist erblich, ja; er pflanzt sich viele Generationen hindurch fort, bald hier, bald dort, oft nach langen Zwischenräumen wieder auftauchend, aber in der Fa-

milie Ihres Gemahls ist erwiesenermaßen der Fall Herrn von Berkow's der erste, so lange die Familie existirt, d. h. seit Jahrhunderten. Und dieser Ausnahmefall hatte seine besonderen, sehr traurigen Ursachen, die sich nur auf das betreffende Individuum beziehen, und sich in ihren Wirkungen nur an diesem Individuum äußern. Herr von Berkow war von Natur sehr gesund, ja auffallend kräftig organisirt, aber — es spricht ein Arzt zu Ihnen, gnädige Frau — er hatte diese kräftige Organisation durch ein ausschweifendes Leben zerrüttet. Was Anderen in seiner Lage zur Rettung wird — die Ehe mit einem keuschen, reinen Wesen — wurde ihm zum Verderben, denn er fühlte seine tiefe Unwürdigkeit, fühlte sie so tief, daß er an Ihrer Verzeihung, an Ihrer Liebe verzweifelte und sich widerstandslos einer finstern Melancholie überließ, in der er bald seine Lebenskraft und seinen Lebensmuth vollends aufzehrte. — Die Sünden des Vaters werden nicht heimgesucht werden an dem Kinde. Sollte sich wirklich eine Herzkrankheit herausstellen, so ist sie jedenfalls noch sehr wenig vorgeschritten und kann, zumal bei Julius' Jugend und übriger kräftiger Constitution erfolgreich bekämpft werden. Darum gnädige Frau, lassen Sie Ihre Sorge fahren; vertrauen Sie mir und — vertrauen Sie ihrem Stern, von dem

doch endlich einmal die Wolken verschwinden müssen, die ihn bis jetzt verschleierten."

„Meinem Stern?" sagte die Dame mit einem wehmüthigen Lächeln. „Meinem Stern? Ach, Doctor, ich fürchte, der ist, wenn er jemals existirt hat, für immer untergegangen."

„Das wollen wir sehen," sagte Doctor Birkenhain, sich erhebend. „Ich glaube nun einmal an gute Sterne, und vor Allem an Ihren guten Stern. Wer so schön und so lieb und so gut ist, wie Sie, der darf, der soll nicht unglücklich sein. Gute Nacht!"

Doctor Birkenhain ergriff die Hand der Dame, führte sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen und verließ das Zimmer.

Sie saß, nachdem der Arzt sie verlassen, lange Zeit, den Kopf auf die Hand gestützt, in tiefes Sinnen versunken.

Wie in einem Traum zogen die Bilder ihres Lebens an ihres Geistes Aug' vorüber. . . .

Sie sah sich als rothwangiges, wildes Kind in ihres Vaters Parke spielen mit einem ernsten, ungelenken Knaben, dem sie manchmal herzlich gut war und den sie ein anderes Mal nicht ausstehen konnte; der, bald stolz und herrisch, sich ihren Launen widersetzte, bald, wenn sie ihm freundlich begegnete, seine

Mühe und keine Gefahr scheute, ihre kindischen Wünsche zu erfüllen . . . Sie sah sich einige Jahre später in der Gesellschaft desselben Knaben und einige anderer Knaben und Mädchen in dem Saale ihres väterlichen Schlosses nach den Tönen einer Violine sehr zierliche Pas machen, zum Entzücken vieler erwachsener Männer und Frauen, welche die kleine Kokette mit Lobsprüchen und Liebkosungen überschütteten; und sie sah den Knaben, dessen Ungeschicklichkeit sie in ihrem Uebermuth verspottete und verhöhnte, in einer Fensternische sitzen und bitterlich weinen . . . Sie sah sich, wieder einige Jahre später, in dem morgenfrischen Glanze sechszehnjähriger Schönheit von allen Seiten umworben und gefeiert und den süßen köstlichen Trank aus dem rosenumkränzten Becher des Lebens mit durstigen Zügen ahnungslos schlürfend; von Freude zu Freude gaukelnd, wie ein leichtbeschwingter Schmetterling von Blume zu Blume, und doch in diesem seligen Genießen in der Tiefe des Herzens von einer wühlenden Unruhe erfüllt, der die goldige Gegenwart grau und farblos erschien im Vergleich mit der wunderherrlichen, farbenprangenden Zukunft, die alle Träume, alle Wünsche erfüllen würde. Sie hatte in dieser Zeit den ernsten ungelenken Knaben aus den Augen verloren. Welch' traurige Rolle hätte er auch

gespielt in dieser duftenden, blühenden, nachtigallen-gesangerfüllten, kosenden, tändelnden Feenwelt! . . . Aber die Zukunft war Gegenwart geworden und hatte von Allem, was sie verheißen, nichts erfüllt . . . ein giftiger Thau war auf die bunten Blumen gefallen und hatte ihnen Farbe und Duft geraubt; die Nachtigallen waren verstummt und über der frühlingprangenden Welt hing ein grauer düsterer Schleier . . . ein Schleier, durch den hindurch entsetzliche Scenen vorüberhuschten — ein Vater, der vor der Tochter auf den Knieen liegt und sie bei seinem grauen Haupt, das er sich zerschmettern müsse, wenn sie seinen Wünschen nicht nachkomme, beschwört, einen Mann zu heirathen, den sie nicht liebt, vor dem ein instinctives Gefühl die Reine, Unschuldige warnt — ein Gatte, der — — weg, weg ihr Bilder, ihr grausigen Bilder, bei deren Erinnerung die Unglückliche nach so vielen Jahren noch jetzt schaudernd ihr Gesicht in den Händen verbirgt! . . . Und da tritt wieder die Gestalt des jetzt zu einem stolzen, kalten Mann gewordenen düstern trotzigen Knaben heran, der ihr gegenüber den Stolz in Demuth und die Kälte in unendliche Güte und Liebe verkehrt, der ihr rathend, tröstend, helfend zur Seite steht, der, so viel er vermag, das Leid von ihr wendet, und wo er es nicht vermag, es ihr tragen

hilft, ja Alles wo möglich auf seine Schulter nimmt. Wohl kommt ihr in dieser Zeit der Gedanke, daß dieser Mann mehr werth sei, als alle ihre phantastischen Träume, aber noch immer kann sie von den Idealen nicht lassen, die nun einmal ihr jugendliches Herz erfüllt haben. Sie quält den Mann, wie sie den Knaben quälte, sie schickt ihn auf Reisen, wie sie ihn früher aus dem Garten schickte, wenn er sich ihren Launen nicht sklavisch fügen wollte . . .

Und nun kommen die friedlichen Bilder in der grünen Oede ihres Landguts verlebter Jahre, in welchen die Gestalten eines schönen, zarten Knaben, eines anmüthigen, pedantischen Gelehrten und eines alten grauhärtigen Dieners in den verschiedensten und doch immer ähnlichen Situationen stets wiederkehren — friedliche Bilder, über deren heiteren Farben doch ein gewisser Hauch der Wehmuth, der unerfüllten Hoffnung, der unbefriedigten Sehnsucht liegt. Zwar denkt sie noch oft an den Mann, den sie in die Verbannung gesandt hat, aber nicht mehr mit dem freundlichen Herzen, das sich seiner Undankbarkeit im Grunde schämt. Es hat sich ein bittres Etwas hineingemischt in ihre Gefühle gegen den Mann, seitdem er — es war auf einer Reise in Italien — gewagt hat, offen mit seiner Liebe hervorzutreten, sie ihn mit jener echt

weiblichen Logik, welche Verharren in einer capriciösen Laune für Consequenz nimmt, zurückgewiesen, und er, stolz wie er ist, sie sofort beim Wort genommen hat und seitdem in Egypten und Nubien verschwunden ist. Sie bildet sich ein, daß sie angefangen hat, den Gespielen ihrer „Jugendjahre," den treuen Freund in aller Noth und Gefahr, zu hassen und ein Psycholog hätte ihr sagen können, daß der Haß der wilde Bruder der holden Schwester Liebe und nur die Gleichgültigkeit ein undurchdringlicher Panzer für ein Frauenherz ist.

Und nun tritt in diese friedliche Scenerie die Gestalt eines Mannes, dessen Schönheit ihr kunstsinniges Auge entzückt, dessen sanfte Freundlichkeit sie umspielt wie linder Frühlingshauch, dessen Melancholie in ihrem sich nach Glück sehnenden Herzen ein Echo findet — eines Mannes, der Alles in Allem nur eine Verkörperung ihrer Träume scheint. Und wie in einem Traume nimmt sie seine Liebe entgegen, erwidert sie mit tausendfacher Glut — sie will die Gefahr nicht sehen, sie will nicht erwachen, sie will einmal in ihrem Leben glücklich sein. Aber der Morgen steigt herauf; es ist nicht möglich, die Augen länger geschlossen zu halten und den Traum zu bannen. Der wider alles Erwarten zurückgekehrte Freund tritt warnend vor sie hin und schon im nächsten Moment geht seine Prophe-

zeiung in Erfüllung. Schlag auf Schlag bricht das Unglück herein, dessen Ahnung ihn aus den Ruinen von Karnak nach seiner nordischen Heimat trieb. Die Nachricht von dem bevorstehenden Tode des Mannes, dessen Namen sie führt, reißt sie aus den Armen des Geliebten: sie eilt, eine Pflicht zu erfüllen, die ihr um so heiliger ist, je wonnevoller das Glück, in welchem sie sich in diesen letzten Wochen gewiegt — und sie kehrt zurück, das Herz voll freudiger Hoffnung und zugleich voll banger Ahnung, und sie hört und sieht, daß der Mann, dem sie sich mit grenzenloser Liebe hingegeben, sie verrathen hat, und daß, wie zur Strafe für ihr kurzes, heimliches Glück, ihr einziges Kind, der schöne, liebenswürdige Knabe, ihr Trost, ihre Wonne, ihr Stolz, darniederliegt an einer Krankheit, in der sie den Anfang eines Leidens sieht, dessen Ausgang und fürchterliches Ende sie eben an dem Vater des Kindes erfahren hat. . . . .

Aber dieser zweite Schlag ist vielleicht für sie ein Segen. Er betäubt sie so, daß sie die Wunde, die ihrem Herzen geschlagen ist, kaum fühlt. Die Liebe des Weibes versinkt in dem Abgrund der Mutterliebe. Sie wacht an des Knaben Bette Tag und Nacht, sie hat nur Aug' und Ohr für seine Bedürfnisse, seine Wünsche; und als er sich etwas erholt, macht sie sich

mit ihm auf die Reise zu dem Manne, in dessen Erfahrung sie grenzenloses Vertrauen setzt, von dessen Lippen sie die Entscheidung über Leben und Tod — nein, was schlimmer, tausendmal schlimmer ist, wie der Tod! — entgegennehmen will. Und er hat entschieden; er hat ihr nicht alle Hoffnung geraubt, er hat ihr Muth zugesprochen — ihr Knabe wird leben; er wird gesunden; die Sünden des Vaters sollen nicht heimgesucht werden an dem Kinde. . . .

Und jetzt, wo ihre Seele von dieser entsetzlichen Last befreit ist, denkt sie zum ersten Mal wieder an ihre verrathene Liebe . . .

War dieser Verrath nicht eine Strafe für sie, daß sie zuerst nach ihrem und dann nach ihres Kindes Glück gefragt? für den Verrath, den sie an ihrem Kinde geübt hatte? war die Liebe zu einem Manne, der ihr ganzes Herz erfüllte, nicht Verrath an ihrem Kinde? . . .

Hier in diesem Zimmer hatte sie in den warmen Abenden des verflossenen Sommers so oft von einer Zukunft geträumt, deren Erfüllung diese Gegenwart war, in welcher sie der Strom des Lebens zurückgetrieben hatte, an denselben Ort, fast in dieselbe Situation. War es nicht, als wolle ihr das Schicksal Zeit geben, noch einmal zu überlegen, ehe sie han-

delte, ehe ſie ihr Glück und das ihres Kindes in Hände legte, die viel zu ſchwach waren, ein ſolches Gut mannhaft zu vertheidigen? . . .

Hier in dieſem Zimmer hatte ſie der Freund vor jenen Händen gewarnt, die mit titanenhafter Kühnheit nach allem Höchſten griffen, um in kindiſcher Laune das Schönſte und Herrlichſte, als wäre es Trödelwaare, wieder fortzuwerfen. Hier in dieſem Zimmer hatte er ihr eine Prophezeiung gemacht, die Wort für Wort ſchon jetzt in Erfüllung gegangen war . . .

Hier in dieſem Zimmer hatte er die Worte zu ihr geſprochen: Und wenn Du dann von dieſem Schlage zerſchmettert am Boden liegſt und zu ſterben wünſcheſt und doch nicht ſterben kannſt, dann wirſt Du erkennen, welche Qualen ein Herz erduldet, wenn es ſeine Liebe und Treue verſchmäht und verrathen ſieht; dann wirſt Du mir im Herzen das Unrecht abbitten, das Du mir gethan. . . .

Wie war er jetzt, dieſer treue, edle Mann, der — ſie hatte es oft gefühlt, aber nie mehr als in dieſem Augenblicke — ihrethalben ſeine ſtolze Kraft in Thatloſigkeit oder ſinnloſen Abenteuern vergeudete, wie ein Baum, dem das Herz ausgebrochen iſt, üppig in Zweige und Blätter ſchießt, ohne jemals Früchte zu bringen?

Wieder irrte er, ruheles wie Ahasver, durch die weite öde Welt. Als sollte er nie etwas sein eigen nennen, war ihm das Kind, das er geliebt, ehe er wußte, daß es sein Kind war, wie ein kurzer schöner Traum wieder entschwunden. Er hatte es ziehen lassen, weil ihm sein Gerechtigkeitsgefühl sagte, daß er kein Anrecht habe an diesem Wesen, für das er nichts gethan, als ihm zum Dasein verholfen. Sollte es denn wirklich sein Schicksal sein, Liebe zu säen und Gleichgültigkeit zu ernten? . . .

Nein, nein! nicht Gleichgültigkeit! wenn auch nicht Liebe, wie er sie fühlte, wie er sie wollte, aber auch nicht Gleichgültigkeit! Empfand sie denn nicht herzliche Freundschaft, aufrichtige tiefe Hochachtung für ihn! Hätte sie nicht Jahre ihres Lebens darum geopfert, ihm sein Kind wieder zu schaffen. . . .

Wo war er jetzt? Sie hatte sich so daran gewöhnt, ihn in allen trüben Stunden ihres Lebens an ihrer Seite zu sehen, daß sie ihn nun, wo er zum ersten Male fern blieb, schmerzlich vermißte. Und doch, welche Ansprüche hatte sie denn an eine Liebe, die sie hundertmal zurückgewiesen, die sie durch ihre Liebe für einen Anderen so tief, so tief beleidigt hatte. . .

Die junge Frau war so in diesen Gedanken ver-

leren, daß sie nicht hörte, wie es leise an ihre Thür pochte. Die Thür wurde geöffnet und ein altes, schnauzbärtiges Gesicht schaute herein. Hinter dem schnauzbärtigen Gesicht stand die hohe Gestalt eines Mannes.

„Gnädige Frau!“ sagte der Schnauzbart, „ein guter Freund, der eben angekommen ist, wünscht wo möglich noch heute Abend seine Aufwartung zu machen.“

„Wer ist es?“ fragte die Dame, sich erstaunt von ihrem Sitze emporhebend.

Da trat die hohe Gestalt in das Zimmer.

„Oldenburg!“ rief die Dame. „Oldenburg!“ Sind Sie es denn wirklich?“

„Ja, Melitta!“ sagte der Baron, die ausgestreckte Hand der Dame ergreifend und an seine Lippe führend. „Ich bin es wirklich.“

Der alte Diener hatte während dieser Begrüßung, sich die Hände reibend und das Paar mit einem Blick, in welchem sich Angst und Hoffnung malten, betrachtend, dagestanden. Als er den unverkennbaren Ausdruck freudiger Ueberraschung auf dem schönen Antlitz der geliebten Herrin bemerkte und die Thräne, die in ihrem Auge erglänzte, als der Baron sich über ihre Hand beugte, traten ihm selbst die Thränen in die Augen. Er ging mit geräuschlosen Schritten aus

dem Zimmer, ſchloß leiſe die Thür — und wer den alten Mann weiter beobachtet hätte — aber es beobachtete ihn Keiner, würde geſehen haben, daß er vor der Thür die Hände faltete und mit zitternden Lippen ein heißes Gebet in den grauen Bart murmelte — ein Gebet, das Gott für dieſe Begegnung zwiſchen ſeiner Herrin und dem Manne, den er von Allen allein ihrer würdig achtete, dankte und Gott anflehte, er möge in ſeiner unendlichen Gnade noch jetzt in der elften Stunde — Alles, Alles zum Beſten wenden. . . . . .

. . . . . .

Der Baron war, nachdem der alte Baumann das Zimmer verlaſſen, mit langen Schritten, wie es ſeine Gewohnheit war, wenn er ein Gefühl, das ihn zu überwältigen drohte, niederkämpfen wollte, ſchweigend auf- und abgegangen — Melitta hatte ſich auf das Sopha geſetzt, da eine Erregung, die vielleicht nicht minder groß war, als die Oldenburg's, ihr die Kraft zum Stehen raubte.

Nach einigen Augenblicken kam der Baron, nahm neben ihr auf dem Sopha Platz und ſagte mit einer ſanften Stimme, in der auch nicht die mindeſte Spur der rauhen Heftigkeit ſeines Weſens zu entdecken war:

„Und Sie fragen mich nicht, Melitta, was mich

durch Nacht und Nebel hierher in diese Berge, in dies Stärtchen und in dies Zimmer geführt hat?"

„Nein!" erwiderte Melitta, ihm voll und klar in die Augen sehend; „nein! weiß ich es doch, ohne daß ich frage."

„Ich danke Dir, Melitta!"

Weiter antwortete er nichts; aber die ganze Seele des Mannes lag in den wenigen Worten und jede Sylbe war ein Schlag seines Herzens.

„Ja, und noch mehr," fuhr Melitta fort; „ich hatte nur eben noch lebhaft an Sie gedacht, — an den treuen Freund, der mir noch stets in jedem Unglück mit Rath und That zur Seite stand, so oft ich auch seinen Rath verschmähte und die Opfer die er mir brachte, mit Undank belohnte."

„Opfer — Undank;" sagte Oldenburg und es schwebte ein wehmüthiges Lächeln auf seinen Lippen; „das sind Worte, Melitta, die ohne Bedeutung für uns — ich will sagen für mich sind; es wenigstens jetzt sind, wie ich auch früher darüber gedacht haben mag. Endlich findet sich einmal Jeder in sein Schicksal, und wenn der gefangene Löwe seine Verzweiflung ausgetobt hat und seine Kraft an den Eisenstäben seines Käfigs erlahmt ist, legt er sich in die Ecke und ist für die Zukunft so fromm, wie ein Lamm. Doch

laſſen wir das! ich bin nicht hierher gekommen, um für mich zu plaidiren und eine Sache, die durch alle Inſtanzen verloren iſt, noch einmal hervorzuſuchen; ich bin nicht meinethalben hier, ſondern Deinethalben. — Ich erfuhr in Grünwald, wohin mich von Berlin Geſchäfte riefen, daß Julius gefährlich erkrankt ſei, daß Du Dich mit ihm nach Fichtenau auf den Weg gemacht habeſt. Ich fürchtete ſogleich das Schlimmſte und bin Tag und Nacht gereiſt, um Dir zu helfen, wenn ich konnte. Glücklicherweiſe iſt unſre Angſt unnöthig geweſen; ich habe unten Birkenhain geſprochen, der eben von Dir kam. Er hat mich vollſtändig beruhigt, und meint, daß Du, ſobald Du Dich erholt, in Gottes Namen wieder zurückreiſen kannſt. Das iſt Alles, was ich wiſſen wollte und nun, nachdem der Zweck meiner Reiſe erfüllt und ich noch, als eine Zugabe gütiger Götter, Dich begrüßt und Deine liebe Hand in der meinen gehabt habe — Gott befohlen, Melitta! und möge uns das Unglück — denn das Glück hat mit uns nichts zu ſchaffen — ſobald nicht wieder zuſammen führen!“

Der Baron ſprach dieſe letzten Worte mit lächelnder Miene, aber durch den Ton, in welchem er ſie ſprach, klang ein ſchmerzliches Weh — das Weh eines

großmüthigen, liebereichen Herzens, für das die weite, reiche Welt keine Heimath hat.

Er hatte zum Abschied Melitta's Hand genommen und wollte sich erheben; aber er vermochte es nicht, denn die liebe Hand erwiderte nicht nur warm den Druck der seinen — er fühlte, er glaubte zu fühlen, daß Melitta ihn noch nicht von sich lassen wolle; daß sie es gern sehe, wenn er noch bliebe.

Es war ihm das so neu; er blickte sie verwundert fragend an, ob es denn wirklich möglich? ob denn wirklich seine Gegenwart für sie nicht peinlich sei?

„Sie dürfen noch nicht fort." sagte Melitta mit einer gewissen Hastigkeit, während eine fliegende Röthe für einen Augenblick ihre bleichen Wangen dunkeler färbte; „ich kann es nicht ertragen, daß, während alle Welt meine Freundlichkeit rühmt und jeder Bettler zufrieden von mir geht, ich in Ihren Augen stets als eine Bildsäule erscheine, die niemals giebt und immer nur nimmt, ohne auch nur ein Danke schön! zu sprechen. Sie haben mir noch kein Wort von sich selbst gesagt; kein Wort darüber, wie es Ihnen in aller dieser Zeit ergangen ist. Sie kommen hundert Meilen weit her, um sich nach meinem Julius umzusehen und wollen fort, ohne daß ich nur hätte fragen können, ob Sie von Ihrer Exila eine Kunde erhalten

haben. Iſt das großmüthig? ja, iſt das auch nur recht von Ihnen?"

Der Baron ſah Melitta, während ſie dies ſprach, faſt erſchrocken an.

„Melitta," antwortete er mit einem Ernſt, der etwas Feierliches hatte, „man darf in einem Todtkranken die Sehnſucht nach dem Leben nicht entfachen. Verwöhnen Sie mich nicht aus purem Mitleid durch eine Freundlichkeit, die Ihnen nicht von Herzen kommt!"

„Nicht von Herzen?" erwiderte Melitta mit leiſer Stimme, „freilich, ich habe dieſen Vorwurf verdient; ich darf mich nicht beklagen."

„Ich habe Ihnen keinen Vorwurf machen wollen, Melitta!"

„Und doch trifft er mich. Ja, Oldenburg, es muß heraus; es drückt mir ſonſt das Herz ab. Ich fühle mich Ihnen gegenüber tief beſchämt. Die Laſt der Dankbarkeit, die Sie auf mich laden, drückt mich zu Boden."

„Eine Laſt, Melitta? — Eine Laſt! ich habe Sie bei Gott durch das Wenige, was ich im Leben für Sie thun konnte, nicht beläſtigen wollen."

„Sie wollen mir nicht glauben! Ich kann die Worte nicht meſſen und wägen, wie Sie! Wenn in Ihrem Herzen nichts für mich ſpricht, wenn Sie nicht mit dem Herzen hören wollen, dann" —

Thränen erstickten ihre Stimme.

„Was ist das," sagte Oldenburg, sich mit beiden Händen an den Kopf greifend. „Träume ich denn? Ist dies mein Kopf? dies meine Hand? Bin ich Oldenburg? Sind Sie Melitta? Sie, die Sie weinen, weil ich, Adalbert Oldenburg, Sie nicht verstehe? oder nicht verstehen will?"

„Sie sollen mich verstehen," sagte Melitta, ihre Thränen trocknend, mit einer bei ihr ganz ungewöhnlichen Heftigkeit. „Sie haben mich so oft im Leben schwach und haltlos gesehen, daß Sie mir die Kraft zu einer Entschließung gar nicht mehr zutrauen. Und doch habe ich diese Kraft; und wenn ich sie habe, verdanke ich sie, nächst Gott, Ihnen. Gott hat in der Krankheit meines Kindes zu mir gesprochen und ich habe mein Herz gegen seine Stimme nicht verschlossen. Ich habe sie deutlich gehört in den langen bangen Stunden der Nächte, die ich an dem Lager meines Kindes wachend und betend verbrachte. Da habe ich Gott mit heißen Thränen um Verzeihung gebeten, wenn ich jemals vergessen konnte, daß ich Mutter war; da habe ich ihm gelobt, daß ich es nun und nimmer wieder vergessen wolle, da habe ich" —

Sie stockte, brennende Scham übergoß ihre Wangen mit Purpurglut; aber sie raffte sich gewaltsam empor —

„Da habe ich eine Leidenschaft abgeschworen, die

mich vor mir ſelbſt, vor meinem Kinde — und, Adalbert, vor Ihnen erniedrigt.“

„Halte ein, Melitta! halte ein!“ rief Oldenburg aufſpringend. „Du biſt außer Dir! Du biſt nicht allein mit Gott! Du biſt in der Gegenwart eines Dritten, eines Mannes, der Dich liebt, Melitta! Er will nicht hören, was Du nur Gott vertrauen darfſt?“

„Laß mich ausreden, Adalbert! Ich vertraue Deiner Güte, wie ich Gottes Güte vertraue. Ich habe Dir noch nicht Alles geſagt, was ich mir zugeſchworen an meines Kindes Krankenlager. Ich habe da oft an Dein Kind gedacht und daß Du durch ein entſetzliches Schickſal um Deines Kindes Liebe betrogen biſt, wie um das Herz des Weibes, das Du liebſt. Und da habe ich Gott gelobt, daß, wenn ich Dich auch nicht beglücken kann, wie Du es verdienſt; wenn auch zu viel, zu viel geſchehen iſt, was Dich und mich auf immer trennt — ich doch Dir Dein Loos will tragen helfen, ſo weit ich kann; ich Dich wieder mit dem Leben verſöhnen und ſelber für Dich leben will, ſo weit ich es vermag!“

Melitta hatte ſich während der letzten Worte von dem Sopha erhoben. Sie ſtand da mit hochgerötheten Wangen und leuchtenden Augen, anzuſchauen wie eine Prieſterin vor dem Altar.

Oldenburg hatte ihr zugehört mit athemloser Spannung, einer Erregung, die mit jedem ihrer Worte mächtiger wurde. Seine Augen blitzten, seine Brust wogte, er preßte die Hände gegen sein Herz, das ihm schier zerspringen wollte vor seliger Lust.

Als Melitta's letztes Wort verklungen war, trat er auf sie zu, kniete vor ihr nieder und sagte mit einer Stimme, tief und stark, wie der Klang eines ehernen Schildes:

„Und nun höre meinen Schwur, Melitta! So wahr ich Dich geliebt habe, seit ich denken kann, so wahr mir in der Nacht meines Lebens nur ein Stern gestrahlt hat; so wahr ich in der Wüste des Lebens nur deshalb ziel und zweck- und ruhelos umhergeirrt bin, weil ich verzweifelte, daß dieser Stern mir jemals freundlich leuchten könne — so wahr will ich von diesem Augenblicke an mit aller Kraft, die mir Gott gegeben, nach dem Höchsten ringen; abthun alle kleinliche Schwäche und Verzagtheit und die Zeit wieder einbringen, die ich in Thatlosigkeit vergeudet habe. Und, so wahr mein Herz jetzt von einer Seligkeit erfüllt ist, die keine Worte aussprechen können, so wahr will ich nicht ruhen und nicht rasten, bis Du mich liebst, wie ich Dich liebe, bis Du die Meine bist — hörst Du, Melitta, mein Weib, vor Gott und den Menschen!"

Er war aufgesprungen.

„Und nun, Melitta" — rief er — und seine Worte waren wie Jubelgesang, „lebe wohl! Es duldet mich nicht mehr unter diesem Dach; die ganze weite Welt ist zu eng für mich geworden. Gott schütze Dich und mich, bis wir uns wiedersehen!"

Er schloß Melitta stürmisch in seine Arme und küßte sie auf die Stirn. Dann eilte er zum Zimmer hinaus.

Melitta war wie versteinert mitten in dem Gemache stehen geblieben. Sie hatte weder die Kraft gehabt, Oldenburg zurückzuhalten, noch sein Lebewohl zu erwiedern.

Sie legte die Hände gegen ihre pochenden Schläfe.

„Was habe ich gethan? was habe ich gesagt?" fragte sie sich. Und die Stimme in ihrem Herzen antwortete: Nichts, dessen Du Dich vor Dir selbst, vor Deinem Kinde zu schämen brauchtest.

Sie eilte in das anstoßende Gemach. Sie lehnte sich über den schlafenden Knaben; sie umarmte und küßte ihn unter heißen Thränen.

Da hörte sie das Rollen eines Wagens, der schnell von der Thür des Hôtels abfuhr.

„Er ist es!" murmelte sie aufhorchend, und dann, ihr Gesicht in die Kissen drückend: „Gott schütze Dich und uns, bis wir uns wiedersehen!"

Zehntes Kapitel.

Während in dem Salon des Kurhauses zwischen Melitta und Oldenburg diese Unterredung stattfand, in welcher, wie von einem Zauberschlage, die Schranken fielen, die zwei gute, edle Herzen für immer trennen zu wollen schienen, hatte in dem Zimmer rechts — „das von einem Reisenden, der jedenfalls nur bis morgen bleibt," bewohnt war — dieser selbe Reisende an einem Tische, nahe an der Thür, welche die beiden Räume trennte, dagesessen — den fiebernden Kopf in die Hände gestützt, das zuckende Herz von unsäglichen Qualen zerrissen. . .

Oswald hatte, nachdem er Berger an der Pforte des Irrenhauses verlassen, durch den Abschied von Berger und durch die letzten grausigen Worte des unglücklichen Mannes tief erschüttert, in tiefes Sinnen verloren, den Weg von der Heilanstalt an dem Fluß entlang, fast wie ein Nachtwandler, zurückgelegt.

Was er seit seiner Ankunft gestern Abend in Fich-

tenau gehört, geſehen, erfahren — all die Eindrücke, die auf ihn losgeſtürmt, all die Gedanken, die in ihm angeregt, all die Leidenſchaften, die in ihm entfeſſelt waren, wirbelten in ſeinem Hirn und Herzen chaotiſch durcheinander. Er hatte ein dunkles Gefühl davon, daß dieſer Zuſtand zuletzt zum Wahnſinn führen müſſe, ja daß derſelbe ſchon eine Art Wahnſinn ſei.

Sollte er nicht umkehren und an die Pforte pochen, die ſich ſo eben hinter Berger geſchloſſen? war dieſes Haus mit ſeinen hohen Gefängnißmauern nicht das beſte Aſyl für Herzen, die der Welt ſo müde waren, wie das ſeine? . . . Oder beſſer noch: ſollte er ſich nicht über das niedrige Geländer hinab in den Fluß ſtürzen, der unter ihm, tief und ſtill, geräuſchlos wie eine Schlange, zwiſchen den hohen, ſteilen Ufern dahinſcheß? konnte er ſo nicht ſicher ſein, die heiße Stirn für immer zu kühlen, die hämmernden Pulſe in den Schläfen auf ewig zum Schweigen zu bringen? Durfte er hoffen, aus einem Labyrinth, in welchem ein ſo hoher edler Geiſt, wie der Berger's, rettungslos verirrt war, den Ausgang zum roſigen Licht zu finden? war ihm nicht Berger an Kraft des Geiſtes wie an Adel der Seele überlegen — und doch und doch? „Daß ich die Tiefe dieſes Elends ganz ermeſſe, daß ich das Unglaubliche mit Händen greife!“ hatte der Un-

glückliche ausgerufen, als er ſich dem Seiltänzer in die Arme ſtürzte. Das alſo war der Weisheit letzter Schluß! Der hochſinnige Idealiſt ſah ſich von dem rohen Sklaven der Sinnlichkeit an Lebensmuth und Lebensfreudigkeit übertroffen! Der Schüler Plato's erkannte ſeinen Meiſter in einem trunkenen Clown! Der Mann, der, dem Jüngling von Sais gleich, ſein Leben lang Wahrheit und nur Wahrheit gewollt hatte, fraternisirte mit einem plumpen Lügner, einem Charlatan, der aller Wahrheit ein Schnippchen ſchlug, und von der Leichtgläubigkeit der Leute vergnügt und luſtig lebte, wie eine Schwalbe von Mücken. Wie der alte Lear in der Sturmnacht auf der Haide den Königsmantel von den Schultern reißt, um nichts voraus zu haben vor dem armen Tems, „dem zweizinkigen Thier," deſſen „Bauch nach zwei rothen Heringen ſchreit," ſo hatte Berger den Philoſophenmantel abgethan, der ihn lange nicht ſo warm hielt, als den Seiltänzer ſeine nackte Rohheit. An dieſem Manne hatte Berger erkannt, daß nur da eine Ahnung von Glück iſt, wo alle Anwartſchaft auf Reichthum, Glanz und Ehre aufgegeben wird und man in der Verachtung der Andern weder eine Strafe noch eine Schande ſieht. Was Anderes hatten denn die Menſchen früherer Jahrhunderte im Sinn, die ſich von Heuſchrecken nährten und ihren Leib der

Glut der Sonne und der Kälte des Regens aussetzten? indische Büßer? christliche Anachoreten? Flagellanten, Säulenheilige und Asceten aller Art? Ist die Ascese nicht die Consequenz des Ringens nach Heiligkeit? und Welt- und Menschen- und Selbstverachtung die Consequenz der Ascese? Können wir zum Allerheiligsten gelangen — zum seligen Ursein, zur süßen Nirwana — bevor wir unsere Individualität vernichtet haben, so weit es im Leben möglich ist? und ist diese Vernichtung möglich, wenn wir uns immer wieder an das Leben klammern, und was das Leben lebenswerth macht? Ist es ein Zufall, daß die Heiligen in den Augen der Menge wunderlich, und die Gesellschaft der Zöllner und Sünder in den Augen der Heiligen die beste ist? Ja, ja! Berger und Schmenckel Arm in Arm! so war das Räthsel gelöst und die Quadratur des Zirkels verwirklicht! . . .

Oswald konnte das Bild nicht los werden und an dem entsetzlichen Eindruck, den es auf ihn gemacht, kam er wieder einigermaßen zur Besinnung. Sein ästhetischer Sinn sträubte sich gegen das widerliche Gewand, in welches sich die Ascese kleidet. Zu der Ordensregel der dreimaligen Verachtung bekannte er sich von ganzem Herzen, aber die Ordenstracht missiel ihm sehr. Er dachte sich in einem Aufzuge, wie

er Berger gesehen hatte — eine blaue, fadenscheinige Blouse, ein grober Filz, ein Dornenstock — und es überkam ihn ein leiser Schauder; er dachte, was wohl Doctor Braun, der stets in seinem Anzuge eine peinliche Accurateſſe beobachtete, und deſſen Fundamentalſatz es war: daß man ſich vor allem geiſtigen und leiblichen Schmutz ſorgſam hüten müſſe, wenn man pſychiſch und phyſiſch geſund bleiben wolle, geſagt haben würde, wenn er ihn in Berger's Geſellſchaft geſehen hätte.

Bei ſchwankenden Geiſtern ſpielen die Meinungen und Anſichten Anderer eine eben ſo große Rolle, als ihre eigenen. Oswald, der in dem Strudel ſeiner Haltloſigkeit unterzuſinken in Gefahr war, klammerte ſich an das qu'en dira-t-on? ſeiner Freunde und Feinde. Die Welt verachten! weshalb nicht? Sich ſelbſt verachten? er hatte es ſchon oft und leider meiſtens mit nur zu viel Grund gethan! aber verachten, daß man verachtet wird! nimmermehr! Lieber den Tod, tauſendmal lieber!

Und warum den Tod? warum nicht das Leben? war denn das Leben ſelbſt für ihn ſo ganz verächtlich? Hatte er nicht in Braun einen Freund gefunden, auf den er ſtolz ſein konnte? ſollte es ihm an der Seite dieſes Mannes nicht gelingen, aus all dem Irrſaal

herauszufinden? konnte nicht, wenn auch nicht Alles, doch noch Vieles, noch Manches gut werden? — wenn er sich entschlösse, den Hyperidealismus, der ihn gänzlich auszuhöhlen drohte, Knall und Fall fahren zu lassen? wenn er noch in der zwölften Stunde umkehrte auf einem Wege, dessen Endpunkt Doctor Birkenhain's Heilanstalt war? wenn er heute Nacht noch dieses Fichtenau verließe, wo die Luft, wie Braun geahnt hatte, für ihn mit Unglück angefüllt war?" ...

Oswald stand vor dem Kurhause. Eine Chaise, die eben angekommen, hielt noch angespannt vor der Thür. In dem Speisesaal sah er zwei Herren in eifrigem Gespräch an dem Ende der langen Tafel sitzen. Es war ihm, als ob Doctor Birkenhain der Eine sei. Es verlangte ihn durchaus nicht nach einer Begegnung mit dem Arzte, dessen Auftrag in Betreff Berger's er so kläglich ausgeführt hatte. Er wollte ihm, ehe er abreis'te, einige Zeilen schreiben, in denen er sich mit dringenden Geschäften und Berger's speziellem Wunsch entschuldigte, wenn er, ohne sich persönlich zu empfehlen, abgereis't sei.

Er ging auf sein Zimmer und schellte.

„Geht die Post nach Arnstadt nicht noch heute Nacht?"

„In einer halben Stunde, mein Herr.“

„Ich will mit der Post fort. Besorgen Sie mir einen Platz und die Rechnung!“ sagte Oswald, schon mit dem Packen seiner Sachen beschäftigt.

„Sogleich, mein Herr!“

„Ja, ja! ich will fort, fort von hier,“ murmelte Oswald, mit jener Leidenschaftlichkeit, die ihm so verhängnißvoll war, sich in dem Entschluß der letzten Minute bestärkend. „Fort von hier, ehe noch mehr Unglück über mich hereinbricht.“

„Die Rechnung, mein Herr!“ sagte der wiedereintretende Kellner. „Danke bestens, mein Herr! Der Herr brauchen sich gar nicht so sehr zu beeilen. Sie haben noch fünfundzwanzig Minuten Zeit; die Post ist drei Schritt von hier. Glaubten, der Herr würde noch die Nacht bleiben. Hätten sonst dies Zimmer an eine Dame geben können, die so eben angekommen ist und den Salon nebenan und zwei Zimmer bestellt hat. Mußten ihr die Zimmer links geben, die freilich für eine so schöne Dame nicht gut genug sind.“

Der Kellner sprach diese Worte in einem Flüstern, das auf eine gewisse Undichtigkeit der Thüren in dem „Kurhause“ schließen ließ.

„Wer iſt die Dame?“ fragte Oswald, indem er ſeinen Koffer zuſchnallte.

„Eine Frau von Berkow; alte Bekannte von uns. Erzählte dem Herrn ſchon heute Morgen davon. Werde ſogleich den Hausknecht ſchicken, daß er den Koffer auf die Poſt trägt. Sonſt nichts zu befehlen, mein Herr?“

Der Kellner verließ mit einer kühnen Schwenkung ſeiner Serviette das Zimmer. Oswald richtete ſich in die Höhe. Sein Geſicht war todtenbleich. Er mußte ſich an dem Tiſch halten; ſeine Glieder flogen.

Hatte er denn recht gehört? Melitta hier? in dieſem Hauſe? in dem nächſten Zimmer? Wie kam ſie hierher? Was wollte ſie hier? wen ſuchte ſie hier? hier an dieſem Orte, an den ſich für ſie ſo fürchterliche Erinnerungen knüpften? War dies ein Zufall? war es Abſicht? war es möglich, daß ſie ſeinethalben hier war? hatte ſie das Ziel ſeiner Reiſe in Erfahrung gebracht? ſuchte ſie ihn? . . . hatte ſie den Brief, den er ihr von Grenwitz aus, nach Bruno's Tode und eine Stunde vor dem Duell mit Felix nach Berlow ſchrieb, den Brief, in welchem er ihr mit einer apathiſchen Grauſamkeit, die er für Heroismus hielt, ſagte, daß ſein Herz ihr nicht mehr ganz gehöre, daß

er sie und sich selbst nicht täuschen wolle und könne, daß er für immer von ihr — und vielleicht von dem Leben — Abschied nehme, nicht erhalten? oder hatte sie ihn erhalten und mit der Ungläubigkeit eines liebenden Herzens gelesen, das die Treulosigkeit nicht versteht, weil es selbst nur treue Liebe kennt? War sie hier, ihm zu sagen, daß sie ihm verziehen habe? daß sie noch immer seine Melitta sei? ... Würde sie, wenn er jetzt zu ihr eilte und ihr zu Füßen sänke, den Reuigen vom Boden aufheben, ihm sagen, daß Alles vergessen und vergeben sei? daß sie ihm nie gezürnt habe? ...

Er lauschte, ob sich nebenan etwas rege. Er hörte nichts, nichts als das Klopfen seines ungestüm pochenden Herzens.

Sie war allein ... sie harrte vielleicht seines Kommens ... sollten sie wirklich wiederkehren die seligen Tage von Berlow? ... sollte wirklich noch Alles, Alles gut werden? ...

Er lauschte ... er hörte nebenan die Thür gehen.

Es wird ein Kellner sein, der einen Auftrag ausgerichtet hat ...

Eine tiefe Männerstimme ... die weiche Stimme einer Frau? ...

Die weiche Stimme war Melitta's Stimme . . . aber die andere? . . . .

Er lauſchte . . . die Stimmen wurden lauter, deutlicher . . .

Ein convulſiviſches Zucken flog über das Geſicht des Lauſchers; ein heiſeres, unheimliches Lachen brach aus ſeiner Kehle . . . der Mann, der mit Melitta ſo eifrig ſprach, — war Baron Oldenburg.

Das Sopha, auf dem die Redenden ſaßen, ſtand dicht an der Thür, welche die beiden Zimmer verband. Oswald konnte nicht Alles verſtehen, was ſie ſprachen; aber wozu auch das? Die Zuſammenkunft der Beiden hier in dieſem abgelegenen Städtchen, das ſchon einmal der Ort ihrer verſtohlenen Rendezvous geweſen war, ſprach beredt genug. So hatte er denn doch recht gehabt! ſo hatten die Beiden ihn von Anfang an genasführt! Er hatte an Melitta nichts gefrevelt, was ſie nicht an ihm geſündigt hatte. Die Rechnung war quitt . . .

Es klopfte an die Thür.

Der Hausknecht erſchien, den Koffer des Herrn auf die Poſt zu bringen.

„Es iſt die höchſte Zeit, mein Herr. Der Poſtillon hat ſchon zweimal geblaſen.“

Oswald folgte mechaniſch dem Manne über die

Cerrirere weg, zum Hause hinaus, über die dunkle Straße an den Postwagen.

Eine Minute später rumpelte der Wagen über das Pflaster davon. Der Postillon blies ein lustiges Liedel in die stille Nacht hinaus und Oswald summte zur Melodie den Text: Sich selbst verachten, die Welt verachten, verachten, daß man verachtet wird.

Elftes Kapitel.

Es war in der ersten Frühstunde eines trüben Herbsttages. In den Bergen um Fichtenau braute der Nebel, so dicht, daß, wer auf der Landstraße, die sich gleich hinter dem Städtchen, steil aufsteigend, in die Wälder verliert, dahinfuhr, kaum die ersten Tannen an dem Rande unterscheiden mochte.

An dem Wegrande, an einer Stelle, wo sich zwei Straßen kreuzten, saßen Xenobi und die Czika. In dem Graben vor ihnen weidete ihr treuer Gefährte auf allen Irrzügen, der kleine Esel mit dem rothen Federbusch auf dem Kopf und der rothen Schabracke auf dem Rücken, das kurze, halbfaule Gras. Es schien ihm nicht sonderlich zu munden; er schüttelte oft unwillig den dicken Kopf, als wollte er sagen: ich bin genügsam; aber es hat Alles seine Grenzen.

Auch der Zigeunerin und dem Kinde schien das Wetter nicht eben zu behagen. Sie saßen da, jedes in ein grobes Tuch gehüllt, stumm und regungslos,

wie zwei egyptische Statuen. Diese Haltung, die an dem Weibe erklärlich sein mochte, hatte etwas Unheimliches bei einem so jungen Geschöpf, wie Czika.

Die Tanne im Nebelgrinsel, das von ihren starren Nadeln tropft, ist ein poetisches harmonisches Bild, aber eine Rose, die ihren Kelch erschließt, um von dem Herbststurme entblättert zu werden, erfüllt unser Herz mit Trauer.

Und auch Xenobi selbst war nicht mehr das stahlkräftige Weib, wie es Oswald an jenem Sommernachmittage im Walde von Berkow gesehen hatte. War es nur der Einfluß des Wetters, der bei Naturmenschen so mächtig ist, oder war es Krankheit und Kummer — aber in ihren Zügen war wenig mehr von der stolzen Energie, die sie früher so auszeichnete, zu erblicken. Ihre Stirn war von schmalen Falten durchfurcht; ihre Augen waren tiefer in den Kopf gesunken und leuchteten nicht mehr in dem alten Glanz, wie sie jetzt, als ihr scharfes Ohr das Geräusch eines Wagens vernahm, der von Fichtenau heraufkam, den Blick nach jener Gegend richtete.

„Sie sind es nicht;" murmelte sie; den Kopf wieder sinken lassend.

Nach einigen Minuten tauchte eine wohlverschlossene, von zwei Pferden gezogene Reisechaise aus dem

Nebel auf. Vorn auf dem Bock neben dem Kutscher saß ein alter Mann mit einem langen eisgrauen Schnurrbart. Er wandte sich oft halb um, einen Blick in das Innere des Wagens zu werfen und die Insassen — eine Dame und einen Knaben — ehrerbietig freundlich anzulächeln.

So hatte er auch die Zigeunerin nicht bemerkt, die, eine vornehme Dame im Wagen erblickend, eine Gabe zu heischen, herantrat. Wie erstaunt war er deshalb, als er sah, daß die Dame ihm plötzlich, mit allen Zeichen äußerster Bestürzung, zurief, halten zu lassen und ehe noch der Wagen hielt, auf der Landstraße stand.

„Isabel, sind Sie es! und die Czika! Gott, welches Glück!" rief Melitta, die Zigeunerin bei beiden Händen ergreifend; „Nun lasse ich Euch nicht wieder fort! Gott, welches Glück! welches Glück! und die junge Frau umarmte mit Thränen in den Augen das Zigeunerweib.

Die aber machte sich fast gewaltsam los und trat einen Schritt zurück, die Arme über der Brust kreuzend und Melitta mit einem argwöhnischen, beinahe feindlichen Blick ansehend.

„Kennst Du mich nicht mehr, Isabel?" sagte Melitta; „ich bin es ja! Denkst Du nicht mehr an die

Tage in Berkow vor fünf Jahren? das ist mein Julius! Und wie groß und schön die Czika geworden ist!"

Melitta eilte auf Czika zu, schloß das Kind in ihre Arme und herzte und küßte es.

Julius war aus dem Wagen gesprungen, der alte Baumann vom Bock herabgeklettert. Sie sprachen zu Xenebi, die ihrer nicht achtete, sondern mit angstvollen Augen auf Melitta blickte, die jetzt, Czika an der Hand, wieder auf sie zutrat.

„Xabel!" sagte Melitta, „Du mußt, Du mußt mir die Kleine geben. Ich darf, ich kann nicht ohne sie weiter reisen."

„Warum willst Du uns nicht lassen, wie wir sind;" sagte die Zigeunerin. „Du bist eine Edeldame, Du kannst für das Haus; die Zigeunerin gehört in den Wald. Du stirbst im Wald; die Zigeunerin stirbt im Haus. Ich kann nicht mit Dir gehen."

„So gieb mir die Czika!"

„Willst Du mir Deinen Knaben geben?"

Melitta wußte nicht, was sie darauf erwiedern sollte. Sie fühlte zu tief, daß die Zigeunerin nicht anders handeln könne, daß sie an der Stelle der Zigeunerin ebenso handeln würde. Und doch! die Beiden wieder ziehen lassen in die weite Welt? Oldenburg's Töchterchen, nach dem er sich so sehnte, das

er noch immer ſuchte, wieder verſchwinden zu ſehen, nachdem ein Zufall, wie er vielleicht nie im Leben wieder eintrat, es ihr in den Weg geführt — ſie konnte den Gedanken nicht ertragen und brach, wie ein Kind, das ſich hülflos und rathlos ſieht, in Thränen aus.

Die Zigeunerin ſchien gerührt. Sie nahm Melitta's Hand und küßte ſie.

„Du biſt ſehr gut!“ ſagte ſie; „ich weiß es. Ich würde Dir die Czika lieber geben, als jedem Andern.“

Sie ſtand nachdenklich da; plötzlich ergriff ſie Melitta wieder bei der Hand und führte ſie etwas auf die Seite.

„Weißt Du,“ ſprach ſie, wer der Czika Vater iſt.“

„Ja.“

„Und thuſt Du, was Du thuſt, des Vaters halber, oder des Kindes?“

Melitta's Wangen färbten ſich.

„Um Beider willen,“ antwortete ſie nach einigem Zögern.

„Wohin gehſt Du jetzt?“

„Zu Hauſe, nach Berkow.“

„Und bleibſt dort?“

„Ja, dieſen Winter wenigſtens.“

„So höre mich. Ich schwöre Dir bei dem großen Geist, ich will Dir die Czika bringen, sobald ich fühle, daß ich versammelt werden soll zu meinen Vätern. Das ist vielleicht sehr bald. Mehr kann ich nicht, mehr darf ich nicht versprechen."

Melitta fühlte, daß sie sich mit diesem Versprechen begnügen müsse. Sie kannte den Charakter der braunen Gräfin zu gut, um zu wissen, daß, wenn sie einmal einen Entschluß gefaßt habe, alle Bitten, alle Vorstellungen vergeblich seien. So stieg sie denn, nachdem sie Xeveri und das Kind noch einmal umarmt, traurig in den Wagen, der sich dann alsbald wieder in Bewegung setzte.

Das Rollen der Räder und der Hufschlag der Pferde waren verhallt. Wieder saßen die Zigeuner am Rande des Weges.

Da kam abermals ein Fuhrwerk von Fichtenau herauf. Man hörte schon von weitem das Hot! und Hü! des Fuhrmanns und das Klirren der Ketten, mit denen die Pferde angeschirrt waren.

Wenige Minuten später tauchte der Wagen aus dem Nebel auf. Es war ein riesiger Kasten — ein ganzes Haus auf vier Rädern, bis unter das Dach und noch hoch über dem Dach mit Kasten und Kisten, Pauken und Trompeten, Coulissen, Stangen und Lei-

tern, Küchen- und Kunstgeräthschaften aller Art vollgepfropft. Die vier Pferde, die diese Arche Noä zogen, hatten genug zu thun.

Vor dem Wagen her gingen der Egypter Cotterby, der Künstler mit dem Riesenfaß, Herr Stolzenberg und der Komiker, Herr Pierret. Sämmtliche Herren trugen bunte Shawls um den Hals gewunden, und kurze Pfeifen im Munde. Aus dem offenen Fenster der Arche ertönte Kindergeschrei und die keifende Stimme Mamsell Arele's. Hinter dem Wagen gingen in eifrigem Gespräch, wie es schien, Herr Director Schmenckel (ebenfalls mit einem bunten Shawl um den Hals und einer kurzen Pfeife im Munde) und ein Mann in blauer Blouse mit einem Knotenstock in der Hand und einen alten Filz auf dem Kopf, dessen Bekanntschaft Director Schmenckel vor einigen Abenden unter höchst eigenthümlichen Verhältnissen in der Trinkstube zur „Grünen Mütze" machte, der sich seitdem öfters in dem genannten Gasthause hatte sehen lassen, und sich heute Morgen, als die Seiltänzer kaum aus dem Städtchen heraus waren, ganz unerwartet zu ihnen gesellte.

Als der Wagen an den Kreuzweg gekommen war, hielt der Fuhrmann an, um seine dampfenden Pferde sich verschnaufen zu lassen.

Die Zigeunerin mit ihrem Kinde trat heran und wurde von den Seiltänzern freundlich begrüßt.

Herr Director Schmenckel schüttelte ihr die Hand und patschte Czika väterlich auf die braune Wange.

„Ist gut, Xenobi, daß Ihr Wort gehalten habt!“ sagte er; „es wollte, hol mich der Kuckuck, ohne Euch gar nicht mehr gehen. — Adies, Professor! Danke für freundliche Begleitung! Du mußt hier umkehren; sind'st sonst den Weg nicht zurück nach Fichtenau.“

„Ich gehe noch ein Streckchen mit;“ erwiderte der Mann in der Blouse.

„Mir soll's recht sein,“ sagte Herr Schmenckel, „je weiter, je lieber. So'n altes braves Haus, wie Du, trifft man nicht alle Tage. Ist alles in Ordnung? Na, dann wieder los!“

Das Fuhrwerk setzte sich wieder in Bewegung. Nach wenigen Augenblicken war Alles — Wagen, Pferde und Menschen in dem dichten, grauen Nebel verschwunden.

Ende des ersten Bandes.

Druck von J. Hoffschläger in Berlin.

Problematiſche Naturen.

Roman

von

F. Spielhagen.

Zweite Abtheilung:

Durch Nacht zum Licht.

Zweiter Band.

Berlin, 1862.

Verlag von Otto Janke.

Durch Nacht zum Licht.

Roman

von

F. Spielhagen.

Ex fumo dare lucem cogitat.
Horatius.

Zweiter Band.

Berlin, 1862.
Verlag von Otto Janke.

Erstes Kapitel.

Die Stadt Grünwald spielte in Zeiten, welche die Geschichte längst in ihr Hauptbuch eingetragen hat, eine bedeutendere Rolle, wie jetzt. Sie war ein angesehenes Glied der alten Hanse und rivalisirte mit Hamburg, Lübeck und Bremen an Macht und Reichthum. Ihre Schiffe fuhren auf allen nordischen Meeren und auch in den Häfen von Genua und Venedig wehte nicht selten die Grünwalder Flagge. Die Bürger waren ein breitschultriges, hartköpfiges, in Liebe und Haß starkes, und alle Wege tüchtiges Geschlecht, das nicht ohne Grund auf seine Freiheiten und Gerechtsame stolz war, und auf die zwischen sumpfigen Teichen und dem Meere geschützte Lage und auf die hohen Mauern und Wälle ihrer Stadt, noch mehr aber auf die breite Wehr an der Seite und das muthige Herz in der Brust felsenfest vertraute. Noch im dreißigjährigen Kriege bewährte Grünwald im heißen Kampfe gegen die Kaiserlichen

seinen alten Ruhm und die Erinnerung an die glorreichen Thaten der Väter ist bis auf den heutigen Tag lebendig in den Herzen des jetzigen Geschlechts.

Freilich, es muß jetzt von dem alten Ruhme zehren, denn die neue Zeit hat nichts zur Vermehrung desselben gethan. Seitdem die Schifffahrt nicht mehr mit den wenig tief gehenden Fahrzeugen, wie sie in den langen vielfach gewundenen Wasserstraßen des Sumpfes, an dem die Stadt liegt, einzig verwandt werden können, auskommt; seitdem der Handel sich andre Wege gesucht und andere Märkte geschaffen hat, ist Grünwald langsam aber stetig von seiner stolzen Höhe herabgestiegen und zuletzt auf das Niveau einer simplen Provinzialstadt herabgesunken, die in der großen Welt der Politik und des Handels nicht weiter zählt.

Interessen liegt noch immer, trotzdem der Hafen versandet ist, die Wälle geschleift und von der ellenbreiten Stadtmauer nur noch Trümmer vorhanden sind, auf der alten Hansestadt ein melancholischer Hauch ehemaliger Größe, der den sinnigen Wanderer anmuthet, wie den Gelehrten der Moderduft eines vergilbten Pergaments. Wie sehr sich auch die jetzigen Bewohner bemüht haben, ihrer Stadt ein möglichst triviales nüchternes Aussehen zu geben — sie

haben doch gar manche poetisch winklige Gasse nicht grade machen können, manches alte Haus mit schmalem, hohem, reich verziertem Giebel stehen lassen müssen. Und über dem Gewirr der Straßen, Gassen und Gäßchen mit ihrem halb modernen und halb alterthümlichen Charakter ragen die gewaltigen Thürme herrlicher Kathedralen, die für die jetzigen Verhältnisse Grünwalds viel zu prächtig sind, und besonders in der Nacht, wenn sie ihren ehrwürdigen Schatten weit hin über die Stadt werfen, die im Mondenschein zu ihren Füßen schläft, oder des Abends, wenn man sich vom Meere her dem Hafen nähert, und der graue Nebel, der aus dem Wasser steigt, über das Ganze einen ahnungsvollen Schleier breitet, die Illusion des Alterthümlichen vollkommen machen.

Die Gerechtigkeit erfordert übrigens, auszusprechen, daß was von der jetzigen Unbedeutenheit Grünwalds gesagt ist, nur relativ genommen werden kann — im Verhältniß mit der ehemaligen Herrlichkeit. Im Uebrigen ist Grünwald für die Provinz, in der es liegt, noch immer eine wichtige Stadt. Wenn seine Flagge auch nicht wie sonst auf allen Meeren weht, so wimmelt es doch zu allen Zeiten in seinem Hafen von kleineren Kauffarteischiffen und Booten und auf den Werften liegen stets mehre Fahrzeuge auf dem Sta-

vel. Wenn seine Mauer auch von den Kaiserlichen in Trümmer geschossen ist, und seine Wälle von den Franzosen geschleift sind, so ist es doch noch immer eine Festung, deren Commandant nicht ruhig schlafen würde, bevor nicht von allen Thorwachen der Rapport eingelaufen ist, daß „nichts Besonderes vorgefallen.“ Wenn die Stadt auch ihre alten Privilegien verloren und die stolze Freiheit und Selbstständigkeit eingebüßt hat, so ist sie doch wiederum als integrirender Theil eines großen Ganzen um manche Vortheile reicher geworden. Grünwald ist nicht nur die Garnisonsstadt für ein Bataillon Infanterie und ein halbes Regiment Artillerie, sondern auch der Sitz der Regierung des Bezirks, sowie eines höchsten Gerichtshofes und vor Allem ist Grünwald, wie jeder weiß, eine Universität, wenn auch das Licht, das von diesem Musensitz ausstrahlt, nicht gerade weit in die Lande dringt, und die Spötter behaupten, daß hier auf jeden Professor ein Student, und auf jeden Studenten ein Stipendium kommt, ja daß kein Jünger der Wissenschaft in die Stadt gelassen wird, bevor er sich nicht verpflichtet hat, ein solches Stipendium anzunehmen.

Ueberdies ist Grünwald die Residenz des in dieser Provinz und besonders in diesem Theile der Provinz so mächtigen, reich begüterten Adels. Wenn die unge-

heuren Kornernten' auf ihren weiten Feldern eingeheimst sind, wenn die Blätter von den Bäumen ihres Parks wehen und die Krähen aus den entlaubten Wäldern in die Städte ziehen, dann kommen alle die Grafen und Barone und kleinen Herren, alle die Itz'ens und Witz'ens drüben von der Insel und aus der Umgegend in ihren schwerfälligen, vierspännigen Staatscarossen zur Stadt gefahren und richten sich mit Kindern, Dienerschaft, Hauslehrern und Gouvernanten für den Winter ein in den stattlichen Häusern, die sie überall in der Stadt besitzen und die sich den Sommer über durch öde Schweigsamkeit, heruntergelassene Fenstervorhänge und das Gras, das zwischen den Steinen der Rampen in idyllischer Ruhe wuchs, vor den gewöhnlichen, von gewöhnlichen, Steuer zahlenden, unprivilegirten, Sommer und Winter arbeitenden Menschen bewohnten Häusern auszeichneten.

Zweites Kapitel.

Es ist Herbst. Die Felder sind kahl; von den Linden auf dem Schloßhofe von Grenwitz wirbeln die braunen Blätter. Dichte Nebel ziehen überall auf dem Meere, an dem hohen, buchenwaldgekrönten Strande der Insel und an der flachen Küste des Festlandes. Die Thürme von Grünwald ragen aus dem Nebel wie graue Riesen der Vorzeit und um die grauen Riesenthürme flattern und schreien die Krähen und Dohlen, die aus den unwirthlichen Wäldern in die warme Stadt gezogen sind.

Die Sonne ist bereits seit einer Stunde im Meere untergesunken. Der letzte bluthrothe Streifen ist von den schweren, tief ziehenden Wolken verblichen. In den Straßen der Stadt ist es still geworden, und der Laternenmann entzündet eine nach der andern die Oellampen, deren spärliches Licht nur dazu dient, den Nebel noch dichter und die Dunkelheit noch dunkler zu machen. Eben hat er vor dem Portale eines

großen, massiven Hauses in einer der nach dem Hafen führenden Straßen zwei besonders stattliche und helle Laternen angezündet, — zum ersten Male in diesem Jahre — ein Beweis, daß die hochadlige Familie, welcher dieses Haus erb- und eigenthümlich gehört und die den Sommer stets und manchmal auch den Winter auf ihren Gütern zu verleben pflegt, erst seit heute ihre Residenz in der Stadt bezogen hat.

Doch sind die nach der Straße blickenden Fenster des Hôtels dunkel. Sie erhellen sich überhaupt selten, nur bei feierlichen Gelegenheiten, wenn die Familie eine der steifen Abendgesellschaften giebt, zu der selbstredend nur der Adel und von den Bürgerlichen höchstens die obersten Spitzen der Behörden geladen werden. Für gewöhnlich aber bleiben diese Prunkgemächer verschlossen, wie die hohen Säle und Zimmer auf dem Stammschlosse, und die Familie begnügt sich mit den weniger pomphaften Räumen, die nach dem Hof hinaus liegen, und dem überaus bescheidenen, anspruchslosen Sinn der Herrin bei weitem mehr zusagen, besonders auch deshalb, weil diese Räume weniger schwer zu heizen und die Forsten des Grenwitzer Majorats nur für die lächerlich geringe Summe von zehntausend Thalern verpachtet sind.

In einem dieser (übrigens noch immer stattlichen)

Zimmer ſitzt die Baronin Grenwitz auf dem Sopha an einem runden, teppichbedeckten Tiſche, auf dem zwei Wachskerzen brennen. Sie ſcheint ſeit den letzten ſechs Wochen um eben ſo viel Jahre gealtert. Ihre Stirn iſt eckiger und ſchmaler geworden; das dunkle Haar iſt hier und da ergraut; ihre Augen ſind noch größer und noch um vieles ſtarrer und unheimlicher wie ſonſt. Ihr gegenüber in einem großen weichgepolſterten Lehnſtuhl lungert in einer halb liegenden Stellung ihr Neffe Felix. Der junge Mann trägt den rechten Arm in einer Binde und die krankhafte Bläſſe ſeines verwüſteten Geſichts contraſtirt ſeltſam mit den, wie immer, ſauber geſcheitelten und gelockten Haaren und der, wie immer, überaus ſorgfältigen Toilette. Zwiſchen den Beiden auf dem Tiſche ſind Briefe und Papiere ausgeſtreut, die alle von derſelben hübſchen leichten Hand geſchrieben ſind. Die Baronin und Felix ſcheinen ſo eben die Lectüre dieſer Schriftſtücke beendet und die Gedanken, welche durch dieſelbe in ihnen erregt ſind, noch nicht ſo weit geſammelt zu haben, um ſie ausſprechen zu können. Sie brüten ſchweigend über dem empfangenen Eindrucke, während der Pendel in der Rococouhr auf dem Kamine ſein monotones Tictac durch die Stille des Zimmers ertönen läßt.

Endlich unterbricht der junge Mann, der kein Freund von melancholiſchen Betrachtungen iſt, das Schweigen.

„Die Sache ſieht noch ernſthafter aus, als wir Beide gedacht haben," ſagte er, ſich in ſeinem Lehnſeſſel in die Höhe richtend und das zuletzt geleſene Papier wiederum zur Hand nehmend.

„Ich glaube noch immer von alle Dem kein Wort," erwidert die Baronin mit der ihrem Charakter eigenthümlichen Hartnäckigkeit.

„Das iſt ſtark, ma tante! trotzdem Sie die ganze miſerable Geſchichte ſchwarz auf weiß geleſen."

„In Timm's Hand! von Timm's Hand! was kann der Bube nicht Alles erfunden und zuſammengeſchrieben haben!"

„Sicher nichts, als was in den Originalen ſteht."

„Und weshalb ſchickte er uns nicht die Originale ſelbſt?"

„Aber, verzeihen Sie, ma tante, dieſe Frage iſt beinahe naiv. Uns die Originale ausliefern, das heißt: die Waffen, die er gegen uns in Händen hat, wäre ein Edelmuth oder ein Leichtſinn, den Sie einem ſo ſchlauen Fuchs, wie meinem guten Freunde Timm, doch unmöglich im Ernſt zumuthen können. Daß er nicht entlarvt, ſondern nur von uns überliſtet oder

überrumpelt zu werden fürchtet, beweist sein Anerbieten, die Originale jederzeit in Gegenwart eines unparteiischen Dritten unserer genauesten Prüfung zu unterwerfen. Nein, nein, liebe Tante, geben Sie sich keinen leeren Hoffnungen hin. Diese Briefe und Papiere existiren wirklich, darauf können Sie Gift nehmen."

„Was?"

„Ich meine, darauf können Sie sich verlassen. Ich meinerseits bin von der Verwandtschaft des Monsieur Stein mit der Familie der Grenwitz überzeugt, wie von meinem eigenen Dasein und hasse demzufolge den Menschen, wie man einen unbequemen Verwandten zu hassen pflegt, besonders wenn derselbe ein so naseweiser, eitler, aufgeblasener, impertinenter, verdammter Schuft ist, wie dieser Hallunke von einem nichtsnutzigen Federfuchser."

Diese Flut von keineswegs salonfähigen Wörtern würde unter andern Umständen unzweifelhaft dem Exlieutenant eine Zurechtweisung seiner hochmoralischen Tante zugezogen haben. In diesem Augenblick war die Dame indessen mit wichtigeren Dingen beschäftigt.

„Aber bewiesen ist ja doch noch gar nichts," sagte sie mit halsstarriger Heftigkeit; „so lange die Identität dieses Menschen mit dem Kinde dieser Marie

Monbert nicht durch unumstößliche Documente festgestellt ist. Die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit der Sache zugegeben, so werden wir doch nicht für Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten Hunderte von Thalern wegwerfen sollen."

„Hunderte?" erwiederte Felix mit einer Art von verächtlichem Lächeln. „Sagen Sie dreist Tausende! So billig läßt uns Timm nicht aus seinen saubern Krallen."

„Das kann Ihr Ernst nicht sein," sagte die Baronin, ihre Augenbrauen junonisch in die Höhe ziehend. „So weit kann und wird der Mensch seine Unverschämtheit nicht treiben."

„Nous verrons;" antwortete der Dandy lakonisch und ließ sich in seinen Lehnstuhl zurücksinken.

Eine Pause in dem Gespräch der Mitschuldigen trat ein, die von Felix dazu benutzt wurde, die Nägel seiner Finger einer eingehenden Musterung zu unterwerfen und von der Baronin, die auf dem Tisch zerstreuten Papiere nach den Nummern (denn sie waren alle sorgfältig numerirt) zusammenzulegen und zu ordnen.

„Der Herr bleibt lange," sagte die Baronin.

„Er spielt den Gleichgültigen," erwiderte Felix. „Ich kenne das von früher her. Wenn er vorgab,

müde zu werden und nach Hause zu gehen zu wollen, konnte man sicher sein, daß er entschlossen war, die Bank zu sprengen, oder seinen letzten rothen Heller daran zu setzen."

In diesem Augenblicke meldete ein Diener: „Herr Geometer Timm wünscht seine Aufwartung zu machen."

„Lassen Sie ihn eintreten," sagte die Baronin, sich mit gewohnter Würde emporrichtend; aber ihre Stimme war weniger fest wie sonst.

„Bewahren Sie um Himmelswillen Ihre Ruhe, Tante!" sagte Felix in fliegender Eile, während der Diener Timm zu rufen ging. „Sobald der Schuft merkt, daß unser Puls schneller geht, zieht er die Daumschrauben um eine Windung fester an."

„Ich bin vollkommen ruhig," erwiderte die Baronin, während die ungewöhnliche Röthe auf ihren Wangen und der schnelle Athem gerade das Gegentheil verkündeten.

Eine halbe Minute gespannter Erwartung von Seiten der im Zimmer Befindlichen, und die Thür ging auf, und Herr Albert Timm trat mit leichten Schritten in das Zimmer.

Seine Erscheinung war, abgesehen von seiner Toilette, die ein wenig städtischer und sorgfältiger schien, genau dieselbe, wie Anna-Marie sie noch vom Som

mer her in der Erinnerung hatte: dieſelbe weiße, klare Stirn, dieſelben hintenübergekämmten blonden Haare, dieſelben friſchen, rothen Backen, daſſelbe übermüthige Lächeln auf dem hübſchen, glatten Geſicht. Wenn die Baronin ihren Liebling, trotzdem er ſich ſo gar nicht verändert hatte, jetzt mit ſehr anderen Augen anſah, ſo lag die Schuld offenbar auf ihrer Seite, und Herr Timm konnte dem kalten Empfang ohne Zweifel keinen Einfluß auf die Wärme ſeiner Begrüßung verſtatten.

„Guten Abend, gnädige Frau! guten Abend, Baron!“ ſagte Herr Timm mit ſeiner klaren, friſchen Stimme, indem er Anna-Marie, die ihm nur mit Widerſtreben dargebotene Rechte küßte und Felix freundſchaftlich die Linke (die andere Hand lag in der Binde) ſchüttelte. „Freue mich ausnehmend, Sie ſo wohl und munter ausſehend zu finden, Frau Baronin: und was Sie angeht, Baron — na! ſo kann man wenigſtens ſagen: den Umſtänden angemeſſen. Sie erlauben, daß ich Ihrem Beiſpiele folge —“

Und Herr Timm rückte einen von den ſchweren Lehnſtühlen, die um den Tiſch ſtanden, heran, ſetzte ſich hinein und ſchaute die Beiden mit Augen an, die, ſoweit man es durch die Brillengläſer ſehen konnte, vor Uebermuth oder Schadenfreude glitzerten.

„Höchst comfortable," fuhr er fort, die Füße von sich streckend und mit den flachen Händen auf die Lehnen klopfend. „Und der Herr Baron ist noch auf Grenwitz geblieben? muß jetzt verteufelt unheimlich sein in dem großen, alten, feuchten Kasten."

„Der Baron hatte noch einige nothwendige Geschäfte abzuwickeln," sagte die Baronin, um doch etwas zu sagen.

„Geschäfte!" rief Herr Timm. „Wie kann sich nur Jemand, wie der Baron, dessen Geschäft doch offenbar darin besteht, keine Geschäfte zu haben, um Geschäfte bekümmern! Unbegreiflich!"

„Sie müssen das doch ganz gut begreifen können, Timm," sagte Felix mit sehr merklicher Ironie; „ich wüßte sonst nicht, weshalb sie sich in eine bewußte Angelegenheit gemischt hätten."

„Eine Angelegenheit ist kein Geschäft," replicirte Timm.

„Aber man macht manchmals eins daraus," sagte Felix.

„Zum Beispiel, wenn man den Juden Geld borgt und sie hernach, wenn's an das Bezahlen geht, auf Wucher verklagt," erwiderte Timm.

Diese Reminiscenz aus Felix' Cadettenleben war so wenig nach dem Geschmack des Exlieutenants, daß

er ſich ungeduldig in ſeinem Stuhl herumwarf und mit hörbar gereiztem Ton ſagte:

„Ich dächte, wir kämen endlich einmal zur Sache.“

„Mit Vergnügen,“ ſagte Herr Timm, ſeinen Stuhl um einige Zoll näher an den Tiſch rückend, mit einer Miene, die ſeine Worte durchaus nicht Lügen ſtrafte.

„Sie haben die Güte gehabt,“ begann Felix, während die Baronin mit gefurchter Stirn und geſenkten Augenlidern düſter in ihren Schooß ſtarrte, „uns auf unſeren Wunſch Copien von den bewußten Briefen und ſo weiter zu ſenden, die Sie unter den zurückgelaſſenen Acten Ihres verſtorbenen Herrn Vaters gefunden haben wollen . . .“

„Sie meinen: gefunden haben, Baron.“

„Meinetwegen: gefunden haben. Wir können das zugeben, ohne uns etwas zu vergeben; denn wie Sie nun vermittelſt dieſer Papiere dem fabelhaften Sohne meines Onkels Harald zu ſeinem Rechte verhelfen wollen — wie Sie in einem Ihrer Briefe ſich auszudrücken die Güte haben, — iſt auf keine Weiſe abzuſehen.“

„Das kommt darauf an, welchen point de vue man überhaupt für die Frage nimmt;“ erwiederte Herr Timm.

„Und darf ich bitten, mir den Ihrigen etwas genauer anzudeuten?“

„Warum nicht; ich mache mir sogar ein specielles Vergnügen daraus. Meiner Meinung nach liegt die Sache etwa so: Ich habe hier eine Reihe von Documenten und Papieren, die nicht nur über das Verhältniß des Baron Harald mit Mademoiselle Marie Montbert das klarste Licht verbreiten, sondern auch in der Hand eines klugen, praktischen Mannes (wie es jeder beliebige gute Advocat ist) einen Faden abgeben würden, um über das Verbleiben besagter Marie Montbert, respective ihres Kindes, das heißt also: über das Verbleiben der im Testamente des Baron Harald als Erben von Stantow und Bärwalde bezeichneten Personen eine sichere Kunde zu gewinnen.“

„Was nennen Sie sicher, Herr Timm?“ fragte die Baronin.

„Was sich beweisen läßt, gnädige Frau. Beweisen läßt sich aber, daß die von mir angedeutete Person, in welcher ich durch eine glückliche Verkettung höchst eigenthümlicher, fast wunderbarer Umstände den bewußten Erben gefunden zu haben glaube, erstens: denselben Namen führt, welchen Monsieur d'Estein (ich bitte Sie den Brief Nr. 25 einzusehen) nach der Entführung der Marie Montbert von Grenwitz an-

nehmen zu wollen erklärt; zweitens daß ein Mann Namens Stein, in Begleitung einer jungen Person, welche für seine Frau und eines Kindes, welches für seinen Sohn galt, kurze Zeit nach Baron Harald's Tod in Boljaft einwanderte."

„Woher wissen Sie das?" fragte Felix.

„Weil ich selbst in Boljaft gewesen bin und die alte Frau gesprochen habe, in dessen Hause Herr Stein vom ersten bis zum letzten Tage seines Aufenthalts in jener Stadt gelebt hat."

„Weiter."

„Drittens, daß dieser Herr Stein dieselbe Person ist, welche Marie Montbert von Grenwitz entführte, d. h. Monsieur d'Estein, welcher, sich der jungen Dame anzunehmen, einzig und allein das Recht und die Pflicht hatte."

„Weshalb dieselbe Person?"

„Weil der Mann, welcher die Entführung bewerkstelligte, genau so aussah, wie der Mann, welcher wenige Monate später in Boljaft einwanderte."

„Das dürfte denn doch schwierig zu beweisen sein!" rief Felix mit ungläubigem Lächeln.

„Nicht so schwierig, als Sie vielleicht glauben. Ich habe (ganz zufällig) den Mann aufgefunden, bei dem sich Monsieur d'Estein — schon damals unter

dem Namen Stein — vierzehn Tage lang aufgehalten hat, um die Gelegenheit in Grenwitz zu erspähen, und der auch hernach in der Nacht der Entführung das Paar in seinem Wagen von Grenwitz bis an die Fähre (über die Sie heute noch gekommen sind) gebracht hat. Dieser Mann heißt Claas Wenderf, wohnt in Kaschwitz und ist Jedermann (auch dem Pastor Jäger) als ein durchaus glaubwürdiges Individuum bekannt. Eine Confrontation dieses Mannes mit der Frau Pahnke in Boljast würde die Identität des Entführers der Marie Montbert (d. h. des Monsieur d'Estein) mit dem französischen Sprachlehrer Stein in Boljast bis zur Evidenz klar machen."

Die Baronin und Felix warfen sich während dieser Auseinandersetzung Blicke zu, welche die Bestürzung, in die sie durch die unwiderstehliche Logik von Herrn Timm's Argumenten versetzt waren, deutlich genug verriethen.

„Sie haben die vier Wochen gut angewandt;" sagte Felix.

„Es geht se," sagte Herr Timm gemüthlich. „Die Tage sind jetzt schon ein wenig kurz. Ueberdies mußte ich, um mein Versprechen zu halten, Niemanden in die Sache blicken zu lassen, bevor ich Ihnen vollständige Mittheilung gemacht hatte, bei den Erkundigungen,

die ich einzog, sehr vorsichtig zu Werke gehen. Wenn wir hernach ohne diese Vorsichtsmaßregeln operiren und alle Hülfsmittel, die uns das Gesetz an die Hand giebt, benutzen können, so läßt sich in vier Tagen mehr thun, als jetzt in eben so viel Wochen."

Und Herr Timm rieb sich vergnügt die Hände.

„So denken sie wirklich daran, diese abenteuerliche Geschichte ins Publikum zu bringen?" sagte Anna Marie mit einem Ton, der ironisch sein sollte.

„Ich verstehe Sie nicht, gnädige Frau," erwiderte Herr Timm mit einer Miene treuherziger Einfalt, die ihm in einer Posse den Applaus der Kenner des Parquets eingetragen haben würde.

„Ich meine: beabsichtigen Sie in der That, gegen unsern Wunsch und Willen eine Familienangelegenheit, die doch uns allein angeht, die nebenbei schon seit vielen Jahren begraben und vergessen ist, der Oeffentlichkeit, das heißt dem Gespött und dem Geklatsch plebejischer, gemeiner Menschen preiszugeben?"

Der Applaus der Kenner würde sich bei weiterer Beobachtung von Herrn Timm's ausdrucksvollem Gesicht erneuert haben.

„Gegen Ihren Wunsch und Willen ... eine Angelegenheit, die Sie allein angeht ... ich habe wirklich nicht das Vergnügen, zu wissen, wie ich die Worte

der Frau Baronin deuten soll. Ich kann unmöglich glauben, daß es gegen den Wunsch einer Dame von dem bekannten strengen Rechtlichkeitsgefühl der Baronin von Grenwitz ist, wenn der letzte Wille eines Sterbenden heilig gehalten wird; wenn der Zufall oder die Vorsehung es so fügt, daß dieser Wille gegen alles Menschenerwarten nach so viel Jahren doch noch zur Ausführung gelangt; ich kann nicht glauben, daß Sie — aber was rede ich denn? Sie werden mich auslachen, daß ich den Scherz, mit dem Sie meine vielleicht übergroße Dienstfertigkeit ironisirten, einen Augenblick für Ernst genommen habe. Weiß ich doch besser, als Andere, daß ich ganz in Ihrem Sinn gehandelt habe, wenn ich die aufgefundenen Documente, das heilige Vermächtniß Dahingeschiedener, als einen Schatz bewahrte; wenn ich, so viel in meinen Kräften lag, gethan habe, den Schatz zu heben. Weiß ich doch, daß Ihr Zögern, Ihre Ungläubigkeit, Ihr Mistrauen nur aus der edlen Furcht stammt, in dem Herzen eines Ihrer Mitmenschen glänzende Hoffnungen zu erwecken, die vielleicht — denn unmöglich, wenn auch sehr unwahrscheinlich, ist ja nicht, daß wir uns irren — der Erfolg nicht realisirt. Weiß ich doch, daß alle Betheiligten in dieser Sache nur einer Meinung sind, nur einer Meinung sein können,

daß vor allem Ihr edler Herr Gemahl, dem Sie ohne Zweifel von dem Allem ausführliche Mittheilung gemacht haben, sich freut, eine alte, glücklicherweise noch nicht verjährte Schuld abzutragen."

Die Situation einer eingefangenen Bärin, welche die immer heißer werdenden Platten ihres Käfigs zwingen, sich auf die Hinterfüße zu stellen und graziös zu tanzen, während sie am liebsten durch das Gitter brechen und ihre Peiniger zerreißen möchte, gleicht aufs Haar der, in welcher sich in diesem Augenblick die Baronin von Greuwitz befand. Die grausame Ironie, mit welcher Herr Timm an eine Rechtlichkeit und Billigkeit appellirte, die sie ihr Leben lang zur Schau getragen hatte, und von der sie eben nur den Schein besaß, versengte sie wie glühendes Eisen. In ihrem stolzen egoistischen Herzen kochte es. Wuth und Rache erfüllten ihre Seele. Sie hätte Timm, der mit lächelnder Miene vor ihr saß, vergiften, erdolchen, erwürgen mögen. Und sie konnte nichts: nichts, als ihren ohnmächtigen Grimm verschlucken und mit so viel Ruhe, als sie aufbringen konnte, sagen:

„Sie sehen die Sache nicht ganz so an, wie wir, Herr Geometer; und es ist auch kein Wunder, daß Sie, der Sie draußen stehen, nur die Außenseite der-

selben zu Gesicht bekommen. Ich fühle mich leider heute Abend zu angegriffen, um Ihnen meine Ansicht von der Sache darzulegen. Ich habe meinen Neffen Felix gebeten, dies an meiner Statt zu thun, und bitte Sie deshalb, was er Ihnen mittheilen wird, so anzusehen, als ob ich selbst es Ihnen gesagt hätte. Ich bin überzeugt, daß Ihnen die Wahl zwischen der Freundschaft der Familie Greuwitz und der eines namenlosen Abenteurers nicht schwer fallen wird. Leben Sie wohl, Herr Geometer."

„Bedaure unendlich, daß wir nicht länger das Vergnügen haben können, gnädige Frau;" sagte Herr Timm, die fortgehende Baronin bis zur Thür des nächsten Zimmers begleitend; „hoffe, daß es nur eine vorübergehende Indisposition ist, welche eine längere Ruhe beseitigen wird. Wünsche wohl zu schlafen, gnädige Frau!"

Und Herr Timm schloß die Thür hinter der Baronin, kam wieder zurück, setzte sich Felix gegenüber in den Lehnstuhl, stemmte die Hände auf die Kniee und sagte in einem kurzen trocknen Ton, der seltsam mit der glatten Freundlichkeit seiner bisherigen Redeweise contrastirte:

„Eh bien!"

Es erfolgte nicht sogleich eine Antwort. Die Bei-

den betrachteten ein paar Sekunden lang Einer den Andern mit ſcharfen argwöhniſchen Blicken, wie zwei Kämpfer, die ſich ihre Blößen gegenſeitig ablauern wollen, wie zwei falſche Spieler, von denen Jeder weiß, daß er dem Andern ſehr ſcharf auf die Finger ſehen muß und dabei doch noch immer vor einer Teufelei nicht ſicher iſt. Dazu kam, daß ſie von der Zeit her, wo der Portepeefähnrich Baron von Grenwitz den Portepeefähnrich Albert Timm in der Schlinge ſtecken ließ und ſich ſelbſt ſalvirte (es handelte ſich um eine fatale Wechſelſache) eine alte Rechnung mit einander abzumachen hatten und Felix wußte ſehr wohl, daß Albert zu denen gehörte, die ſich, wenn das Geſetz oder die Macht auf ihrer Seite iſt, von ihren Schuldnern auf Heller und Pfennig bezahlen laſſen.

Er mußte deshalb ſeine ganze Gewandtheit aufbieten, um trotz des unbehaglichen Gefühls, das ihn, einem ſo gerüſteten, ſchonungsloſen Gegner gegenüber, befiel, mit einer gewiſſen gutmüthigen Offenheit (die ihm ſehr ſeltſam ſtand) zu antworten:

„Ich denke, Timm, wir behandeln die ganze Affaire ohne alle Heuchelei und Winkelzüge wie zwei Männer, welche die Welt kennen und wiſſen, was ſie wollen.“

„Wenn Sie ſo genau wiſſen, was Sie wollen,

wie ich weiß, was ich will, ſo wird der ganze Handel ſehr einfach ſein;" antwortete Albert trocken.

„Nun, ſagen Sie aufrichtig, was wollen Sie denn?"

„Ich bin der Verkäufer, Sie der Käufer; es kommt Ihnen alſo zuerſt zu, deutlich auszuſprechen, was Sie von mir wollen."

„Wir wollen die Originale jener Copien dort auf dem Tiſch und Ihr Ehrenwort, daß Sie während eines Jahres — denn länger iſt das Legat nicht in suspenso — gegen Niemand, ſei es, wer es ſei, durch Schrift oder Rede oder auf irgend welche Weiſe von der Entdeckung, die Sie gemacht haben, etwas verlauten laſſen."

„Bon! die Forderung iſt klar."

„Und Ihre Gegenforderung?"

Albert beugte ſich etwas vorn über und ſagte mit leiſer, aber ſehr deutlicher Stimme — während ſeine Augen feſt auf dem Gegner ruhten:

„Zehntauſend Thaler preußiſch Courant, zahlbar binnen hier und acht Tagen."

„Sie ſind des Teufels;" rief Felix, trotz ſeiner Schwäche aus dem Lehnſtuhl auffahrend, und in dem Zimmer umherirrend; „Zehntauſend Thaler, das iſt ja ein ganzes Vermögen!"

Albert zuckte die Achseln:

„Die Zinsen eines Jahres von dem Capitale, das in Stantow und Bärwalde steckt. Sie müssen ja am besten wissen, was Ihnen das Legat werth ist.“

„Aber das ist ja horribel!“ rief Felix, noch immer im Zimmer umherlaufend, „horribel!“

„Schreien Sie nicht so, Grenwitz; oder Ihre Leute hören es in der Küche. Setzen Sie sich gefälligst und lassen Sie uns von der Sache reden, wie zwei Männer, welche die Welt kennen.“

Die unerschütterliche Kaltblütigkeit und der schneidende Hohn, mit welchen Albert diese Wort sprach, wirkten wie eine Douche auf Felix' leidenschaftliche Heftigkeit. Er setzte sich wieder und sagte in ruhigerem Ton:

„Meine Tante wird niemals eine solche Forderung bewilligen.“

„Das sollte mir der Frau Baronin und Ihretwegen leid thun, denn, wenn Sie auf meinen Vorschlag nicht eingehen, so — haben Sie sich für die Folgen nur selbst verantwortlich zu machen.“

„Sie sprechen, als ob es einzig und allein von Ihnen abhinge, wer die beiden Güter haben soll.“

„Und von wem sonst sollte es abhängen?“ erwiderte Albert — und seine Lippen schienen dünner,

seine Nase spitzer, sein Gesicht schärfer zu werden, während er sprach: „ich sage Ihnen, ich habe das Netz bis auf einige Maschen, die ich absichtlich offen ließ, bis ich Ihre Entscheidung vernommen, so dicht und stark gewoben, daß ich es Ihnen jeder Zeit über den Kopf zusammenziehen kann, und Sie sich eher zu Tode zappeln, als es zerreißen werden. Sie wissen, Grenwitz, daß ich mich eines guten Kopfes für dergleichen erfreue, und Sie wissen auch, daß ich Ihnen gegenüber durchaus keine Veranlassung habe, den Großmüthigen zu spielen."

„Mir gegenüber? Ich persönlich habe nicht das mindeste Interesse an der Sache."

„Ich glaube, Sie halten mich für ein Kind, Grenwitz. Wollen Sie Fräulein Helene nicht heiraten und sind die beiden Güter nicht die Aussteuer der jungen Dame?"

„Ich Helene heiraten? Wer sagt das? Es fällt mir nicht im Traume ein."

„Gut, so heiraten Sie sie nicht; so überlassen Sie die junge Schönheit einem Menschen, den Sie vor allen Andern zu hassen Ursache haben, der schon jetzt als Ihr begünstigter Nebenbuhler — so sagt wenigstens die böse Welt — aufgetreten ist und der in den Augen Fräulein Helenen's gerade dadurch nicht schlech-

ter werden wird, wenn er als Vetter und rechtmäßiger Erbe eines bedeutenden Vermögens zum zweiten Male kommt."

Felix war bei dieſen Worten ſeines unerbittlichen Peinigers abwechſelnd blaß und roth geworden. Seine durch die Erwähnung des fatalen Handels mit Oswald tief verletzte Eitelkeit krümmte ſich wie ein zertretener Wurm. Er konnte nicht umhin, ſich zu geſtehen, daß Albert in dieſem Augenblicke der bei Weitem Stärkere, und daß er, der ſich auf ſeine Klugheit und Gewandtheit ſo viel einbildete, machtlos in der Hand eines im Grunde ſo verachteten Gegners war.

„Ziehen Sie mildere Saiten auf, Timm," ſagte er faſt kleinlaut. „Ich will es zugeben, mir liegt ungeheuer viel daran, daß die Geſchichte todt geſchwiegen wird, und wenn es auf mich ankäme, ſo würde ich mich vielleicht zur Zahlung der Summe, die Sie fordern, verſtehen. Aber Sie kennen meine Tante und wiſſen, daß ſie es lieber auf das Aeußerſte ankommen laſſen, als ſich ſo tief in's Fleiſch ſchneiden wird. Ich ſage Ihnen, Timm: es geht nicht; es geht auf Ehre nicht! Und was wollen Sie auch mit ſo vielem Gelde auf einmal? Sie können es in einer Nacht beim Roulette verlieren und ſind dann ärmer,

als Sie vorher waren. Kommen Sie! ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Wir zahlen Ihnen ein Jahr lang monatlich zweihundert Thaler und nach Ablauf des Jahres dreitausend auf einem Brett."

„Macht zusammen fünftausend vierhundert," antwortete Albert; „reicht nicht; und überdies, welche Sicherheit habe ich, daß die Termine richtig gehalten werden?"

„Die Documente, die in Ihrer Hand verbleiben und die erst bei Auszahlung der Dreitausend von Ihnen ausgeliefert werden."

„Hm!" sagte Albert, „es ist nicht viel; aber unter guten Freunden darf man die Sache nicht so genau nehmen. Ich acceptire."

„Machen wir es schriftlich."

„Wozu? wenn wir unser Wort nicht halten wollen, brechen wir es doch, und überdies — ein Document der Art könnte, wenn es in falsche Hände käme, die Ehre der Familie Grenwitz leicht stärker compromittiren, als ihnen lieb sein dürfte, und würde — Alles in Allem — nur eine Waffe mehr in meinen Händen sein. Sie sehen, ich bin ganz aufrichtig."

„Bon!" sagte Felix. „Wollen Sie die ersten Zweihundert jetzt?"

„Ich dächte, es wäre das Beste.“

Felix stand auf, nahm eins der Lichter und ging an einen Schreibpult, der in der Tiefe des Zimmers stand, öffnete einen Schrank, nahm ein paar Packete Banknoten heraus, und legte sie vor Albert auf den Tisch.

„Zählen Sie!“

„Ist nicht nöthig,“ sagte Albert, die Packete in die Tasche schiebend. „Ihre Frau Tante verzählt sich nicht. So, Grenwitz, die Angelegenheit wäre glücklich geordnet. Und nun lassen Sie uns eine Flasche Wein darauf trinken; das viele Sprechen hat mich ganz durstig gemacht. Erlauben Sie, daß ich die Schelle ziehe.“

„Bitte.“

Felix befahl dem eintretenden Bedienten, eine Flasche Rheinwein und zwei Gläser zu bringen.

Es war Felix nicht unlieb, daß Albert in eine gemüthliche Stimmung gerieth; er hatte ihn noch um etwas zu fragen, worüber ihm Niemand bessere Auskunft geben konnte.

„Sie haben gesehen, Timm,“ sagte er, während er die Gläser füllte, „daß ich Ihnen so weit entgegengekommen bin, als ich konnte. Eine Liebe ist der andern werth. Wollen Sie mir einen Gefallen thun?“

„Lassen Sie hören.“

„So sagen Sie mir: wie stehen Sie mit der kleinen Marguerite?“

„Weshalb interessirt Sie das?“

„Weil ich mich für die Kleine interessire.“

„Und weshalb glauben Sie, daß es mir ebenso geht?“

„Weil ich euch Beide in Greenwitz beobachtet habe und sodann aus — nun, aus verschiedenen anderen Gründen.“

„Zum Beispiel?“

„Ich will aufrichtig sein. Ich habe aus lieber langer Weile schon früher in Greenwitz und noch mehr während meiner Krankheit angefangen, der Kleinen den Hof zu machen und damit aufgehört, sie wirklich ganz charmant und höchst begehrungswürdig zu finden. Die Kleine thut aber so spröde, daß sie nothwendig ein ernstliches Attachement haben muß. Ich wüßte Niemanden, der mir den Rang abgelaufen haben könnte, als Sie.“

„Sehr schmeichelhaft,“ sagte Albert. „Ich bin in der That mit der jungen Dame so gut wie verlobt.“

„Meer, Timm, wollen Sie denn mit offenen Augen in's Verderben rennen! Sie und eine Frau! und noch

dazu eine arme Frau! We haben Sie denn Ihre früheren Grundsätze gelassen. Aufrichtig, ich hätte Ihnen eine solche Thorheit nicht zugetraut."

„Ich mir auch nicht," erwiderte Albert, sein Glas leerend und wieder füllend.

„Lieben Sie das Mädchen?"

„Da fragen Sie mich wirklich mehr, als ich selber weiß."

„Hören Sie, Timm, ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Wir sind heute einmal in einer speculativen Stimmung. Lassen Sie mir das Mädchen und ich übernehme die dreihundert Thaler, um die Sie die Aermste angepumpt haben."

„Wer sagt das?" rief Albert auffahrend.

„Ihre augenblickliche Heftigkeit, zum Beispiel; außerdem aber auch die kleine Louise, Helenen's Mädchen und meines Kammerdieners Schatz, die zufällig sah, wie Marguerite Ihnen im Grenwitzer Park das Geld gegeben hat."

„Verdammt!" sagte Albert, der seinen Aerger über diese unbequeme Enthüllung nicht unterdrücken konnte.

„Aergern Sie sich nicht!" sagte Felix, „sondern seien Sie froh, daß sich Jemand findet, der gutmüthig genug ist, Ihnen die unbequeme Last abzunehmen. Wollen Sie?"

„Wir sprechen schon noch darüber," sagte Albert aufstehend und seinen Hut greifend. „Leben Sie wohl, Grenwitz!"

„Adieu, Timm! seien Sie vernünftig und sehen Sie sich bald einmal wieder nach Ihrem alten Kameraden um."

Das würdige Paar schüttelte sich die Hand, Albert entfernte sich rasch. Sein Gesicht war finsterer, als bei seiner Ankunft. Entweder hatte ihm der zweite Theil der Unterhaltung nicht gefallen, oder er hielt es auch nur in seinem Interesse, den Beleidigten zu spielen. Felix, der ihn von früher her ziemlich genau kennen mußte, neigte zu der letzteren Ansicht.

Drittes Kapitel.

Um dieselbe Zeit, als im Hôtel Grenwitz zwischen den würdigen Spießgesellen eine Verhandlung statt fand, bei welcher der Fürst der Finsterniß unsichtbar präsidirte, wanderte vor einem stattlichen Hause in einer der Vorstädte Grünwalds ein junger Mann mit jener Ungeduld auf und ab, welche das Herz eines rechtschaffenen Liebhabers zu erfüllen pflegt, wenn er an einem kühlen Herbstabend in dichtem Nebelgerieſel auf die Dame seines Herzens wartet, die er „Schlag sieben Uhr — aber komm ja pünktlich!" aus einem Kränzchen abholen sollte und um halb acht noch immer in lebhaftester Conversation an dem hellerleuchteten Fenster hinter der weißen Gardine sitzen sieht, oder sitzen zu sehen glaubt.

Der junge Mann ist Doctor Braun; das Haus, vor dem er à la Leporello patrouillirt, ist die Pensionsanstalt des Fräulein Bär, und die junge Dame, auf die er wartet, ist seine Braut Sophie, das einzige

Kind des Geheimen Raths und Professors Doctor Rehan, eines in Grünwald sehr gefeierten Arztes und hochgeachteten Universitätslehrers.

„Daß doch die gescheitesten Frauen eine so äußerst vage Vorstellung von der Zeit haben;" murmelt Franz, seine Uhr hervorziehend und bei dem spärlichen Lichte einer glimmenden Cigarre die Zeit ablesend; „es ist ein psychologisches Factum, das ich nächstens in einer eigenen Monographie behandeln werde."

Er wirft das Cigarrenende fort, das ihm den Schnurrbart zu versengen droht und schaut zu dem erhellten Fenster empor.

„Gott sei Dank! man bricht auf! dunkle Schatten schweben an den Gardinen hin und her! Jetzt nur noch den Mantel umgenommen, den Hut aufgesetzt, ein Abschiedskuß — dann noch eine kurze Conversation von zehn Minuten über den Ort des nächsten Kränzchens — sodann noch ein Abschiedskuß — das Fenster wird dunkler, in dem Hausflur wird es heller — jetzt noch eine Schlußdebatte auf der letzten Treppenstufe! — endlich! —

„Kommst Du endlich, Kleine?" sagte Doctor Braun, die schlanke Mädchengestalt, welche aus dem Hause getreten und leichten Schrittes durch den kleinen Garten, der das Haus von der Straße trennt,

geeilt ist, an der eisernen Gitterpforte in Empfang nehmend.

„Armer Franz, Du hast doch nicht etwa schon lange gewartet?“ antwortet das Mädchen, sich zärtlich in den Arm ihres Bräutigams schwingend.

„O, nicht doch, kaum der Rede werth, eine halbe Stunde etwa.“

„Ich wußte wirklich nicht, wie spät es war. Die Zeit ist mir so schnell vergangen, trotzdem das Kränzchen heute nur aus zwei Personen bestand. Rathe: aus welchen?“

„Aus Dir vielleicht?“

„Sehr weise! und weiter?“

„Helene Grenwitz?“

„Richtig! Sie läßt Dich schönstens grüßen. Denke Dir, sie wird nun doch wohl bei der Bärin bleiben, trotzdem ihre Eltern den Winter über in der Stadt wohnen werden und, ich glaube, heute schon angekommen sind. Das wird einmal wieder etwas zu klatschen geben. Die arme Helene thut mir von Herzen leid.“

„Weshalb?“

„Wie Du fragst! Ist es nicht schon schlimm genug, daß die ganze Stadt es merkwürdig findet, daß ein Mädchen von sechszehn — nein sechszehn und

einem halben Jahr — noch einmal in Penſion geſchickt wird, nachdem ſie kaum vier Wochen zu Hauſe geweſen iſt? Und ſo lange Grenwitzens nicht in der Stadt wohnten, ließ es ſich noch zur Noth erklären, aber jetzt — ich finde es ganz abſcheulich. Die Leute müſſen ja, wer weiß was, von ihr denken und man kann es ihnen ſo gar nicht übel nehmen, wenn ſie Helenen mit dem Duell zwiſchen ihrem Vetter und Deinem liebenswürdigen Freund Stein in Verbindung bringen."

„Und was ſagt Fräulein Helene?"

„Nichts; Du kennſt ſie ja. Sie ſpricht nie von Familienangelegenheiten; höchſtens, daß ſie einmal ihres alten Vaters erwähnt, den ſie ſehr zu lieben ſcheint. Sie iſt ſtill und ernſt, aber nicht eigentlich traurig."

„Ich glaube, ſie iſt viel zu ſtolz, als daß ſie wirklich traurig ſein könnte."

„Wie das?"

„Trauer iſt eine paſſive Stimmung, die Stimmung Jemandes, der einſieht, daß er gegen das Geſchick nicht ankämpfen kann und ſich wohl oder übel zum Dulden bequemt. Es giebt aber Charaktere, die ſich wehren, ſo lange es geht, und wenn es nicht mehr geht, nicht die Waffen in demüthiger Ergebung ſtrecken,

sondern sie zerbrechen und dem Sieger trotzig vor die Füße werfen."

Sophie schmiegte sich inniger an den Geliebten und sagte nach einer Pause:

„Ich gehöre nicht zu diesen Charakteren, Franz. Ich bin nicht zu stolz, um traurig zu sein; ich bin in dieser letzten Zeit oft recht traurig gewesen. Ich war es schon, als Du mit Herrn Stein abgereis't warst, trotzdem ich doch damals eigentlich gar keine Ursache dazu hatte. Und nun gar neulich, als Vater krank wurde und ich an seinem Bette saß und meine größte Angst nächst der, Vater könnte sterben, die war, daß Du meinen Brief nicht erhalten hättest, und Dich immer weiter und weiter von mir entfernteſt, während mein Herz vor Sehnsucht nach Dir fast zerbrach. Du bist doch, ehe Du mich abholtest, noch einmal da gewesen?"

„Natürlich. Es geht besser. Ich bat ihn, sich wieder niederzulegen; aber er bestand darauf, bis zu unserer Zurückkunft aufzubleiben."

„Und ich habe so viel Zeit vertrödelt! Laß uns schneller gehen!"

„Es kommt nun auf ein paar Minuten mehr oder weniger nicht an; und überdies möchte ich gern definitiv mit Dir über unsere Zukunft sprechen. Wir

müssen endlich einmal aus diesem Provisorium heraus, das weder Gott — ich meine der Natur — noch den Menschen angenehm ist und mit jedem Tage lästiger wird. Ein unverheiratheter Mann ist ein Fisch; aber ein Bräutigam ist weder Fisch noch Fleisch. Wenn zwei Menschen durch die Liebe Mann und Weib sind in ihrem eigenen Herzen und Gewissen, so sollen sie es auch vor den Menschen sein, wenn anders die äußeren Bedingungen der Ehe erfüllt werden können. Das ist aber bei uns der Fall. Wir haben genug zum Leben und mehr brauchen wir vorläufig nicht; das Andere findet sich. Summa Summarum: Wollen wir unsere Hochzeit auf heute über vier Wochen festsetzen?"

„Aber Franz, ich bin noch nicht zur Hälfte mit meiner Aussteuer fertig!"

„So heirathen wir mit der halben Aussteuer."

„Nur was wird Vater dazu sagen; Du weißt, wie unsäglich schwer es ihm wird, mich von sich zu lassen; und soll ich gerade jetzt dies Opfer von ihm fordern, wo er meiner mehr wie je bedarf? Ich habe nicht den Muth, ihm den Vorschlag zu machen."

„Aber ich habe ihn; Dein Vater weiß, daß ich nicht weniger aufrichtig, wie er selbst, Dein Bestes will, und er ist viel zu verständig, um nicht einzu-

ſehen, daß es ſo bei Weitem am Beſten iſt. Komm, mein Mädchen, laſſe den Kopf nicht hängen. Heute über vier Wochen ſind wir Mann und Frau."

„Ach, Franz, ich wollte, wir wären es erſt. Aber ich fürchte, ich fürchte: Der Himmel meint es nicht ſo gut mit uns!"

„Warum nicht? er meint es gut mit Allen, die den Muth haben, ihr Glück zu wollen. Denn, wie ſagt der Dichter: ‚In unſrer Bruſt ſind unſres Schickſals Sterne."

Die Eile, zu welcher Franz drängte, hatte in der Krankheit von Sophie's Vater einen ſehr triftigen Grund. Franz wußte als Arzt am beſten, daß das Leben des vortrefflichen Mannes nur noch an einem ſchwachen Faden hing. Er hatte ſich von dem Schlaganfall, der ihn vor nun ungefähr acht Tagen betroffen, allerdings ſehr ſchnell erholt; aber mehre böſe Symptome verkündeten, daß ein zweiter und dann, bei der nervöſen, überaus fein organiſirten Natur des Mannes, vielleicht tödtlicher zweiter Anfall möglich, ja ſogar wahrſcheinlich ſei. Starb aber der Vater, bevor die Verbindung zwiſchen ſeiner Tochter und Franz zu Stande gekommen war, ſo wäre das arme Mädchen, deſſen Mutter ſchon lange in der Erde ruhte, und das weder Geſchwiſter noch ſonſtige Verwandte

hatte, in eine sehr kritische Lage gekommen. Denn, daß unter diesen Umständen das Haus des Mannes, den sie liebte, ihre einzige Heimat sei, würde die stumpfsinnige Welt nicht haben begreifen können, im Gegentheil, es über alle Begriffe anstößig gefunden haben, wenn die Tochter geheirathet hätte, „bevor die Schuh' verbraucht, womit sie ihres Vaters Leiche folgte!" Die ganze Stadt wäre ob solchen Verstoßes wider alle Zucht und Sitte in einen Schrei der Entrüstung ausgebrochen.

Sophie liebte ihren Vater mit einer Liebe, die an Schwärmerei grenzte, so wenig auch Schwärmerei irgend welcher Art in ihrer klar verständigen, aller Uebertreibung instinctiv abholden, echt weiblichen Natur lag. Und wohl verdiente der Vater eine solche Liebe.

Der Geheimrath Rebrau war ein in vieler Beziehung ausgezeichneter, seltener Mann. Er stand als Gelehrter sehr hoch; man nannte ihn unter den ersten Pathologen Deutschlands. Aber eine wunderbare Vielseitigkeit des Geistes befähigte ihn neben den strengen Studien, die sein Beruf erheischte, noch auf den verschiedenartigsten Gebieten des Wissens ausgezeichnete Kenntnisse zu sammeln und in mehr als einer Kunst es bis zur Virtuosität zu bringen. Er konnte, wenn er am Morgen in dem Krankenhause

ſtundenlang die Schaar ſeiner Schüler von Bett zu Bett geleitet und ſie in die geheimſten Tiefen der Natur hatte blicken laſſen; wenn er dann wieder ſtundenlang von Haus zu Haus gewandert, hier Schmerzen gelindert, dort getröſtet und zur Geduld ermahnt hatte, ſich des Abends zu Hauſe im Kreiſe der Freunde, die ſein gaſtfreies Haus zu verſammeln pflegte, in einem lebhaften Geſpräch über Kunſt, Literatur oder Politik, über die verſchiedenartigſten Gegenſtände behaglich ergehen, vielleicht auch das geliebte Violoncell zwiſchen die Knie nehmen und in einem ſchnell improviſirten Quartett ſelbſt ſehr verwöhnte Ohren durch ſein eben ſo correctes, wie ſeelenvolles Spiel ergötzen.

Wo Licht iſt, da iſt auch Schatten, und wo Schatten iſt, fehlt es nie an Leuten, welche ſich ein Vergnügen daraus machen, ihn möglichſt dicht und ſchwarz zu ſchildern. So wurden denn auch die Schwächen des ausgezeichneten Mannes von der Wolke ſeiner Neider und Feinde einer ſchonungsloſen Kritik unterworfen. Die Einen behaupteten: er ſei ein Charlatan, der ſein Handwerk ſo ziemlich, das dazu gehörige Klappern aber aus dem Grunde verſtehe; die Andern: ſeine Bonmots ſeien beſſer, wie ſeine Recepte, und eine pikante Anekdote ihm lieber als die gründlichſte Krankengeſchichte. Wieder Andere: der

Kern seines Wesens sei eine prickelnde Eitelkeit, die ihn antreibe, in allen Künsten zu dilettiren und den Mäcen aller herzureisenden Virtuosen und verdorbenen Genies zu spielen; noch Andere — praktische Menschen, die sich in Sachen der Kunst und Wissenschaft kein Urtheil anmaßen wollten, dafür aber verlangten, daß sich ein Jeder nach seiner Decke strecke — schüttelten den Kopf, wenn auf die Gastfreiheit und Liberalität des Geheimraths zu sprechen kam und meinten: es solle ein Jeder zuerst vor seiner eigenen Thür fegen; beim Auskehren, da finde es sich; und wenn manche Leute an das alte Wort: „Spare in der Zeit, so hast Du in der Noth" dächten, so könnte ihnen das auch nicht schaden.

Von allen diesen Vorwürfen traf den geistreichen Gelehrten keiner — mit Ausnahme des letzten. Ihm war das Gelt, was es dem Saladin in Lessings Nathan ist: „der Kleinigkeiten kleinste;" es schien ihm, wie dem Saladin, „höchst überflüssig, wenn er's hatte;" so sehr auch, wenn er's nicht hatte, die Unentbehrlichkeit desselben, gerade ihm, dem Freigebigen, Großsinnigen, dem Feinde alles Schachers und Feilschens, klar werden mußte. Er hätte, wenn er ein Sparer gewesen wäre, bei seinen sehr bedeutenden Einkünften ein reicher Mann werden müssen, aber in seiner für

die Armen und Nothleidenden allzeit offenen Hand wollte der Mammon nicht haften. Seine armen Kranken kosteten ihn mehr, als seine reichen Kranken ihm einbrachten. Er konnte es nicht über's Herz bringen, aus den schwieligen Händen eines Arbeiters Geld zu nehmen, und wäre die Summe noch so geringfügig gewesen. „Es ist schlimm genug," pflegte er zu sagen, „daß die Natur nicht so viel Einsicht hat, nur solche Leute krank werden zu lassen, die Zeit und Geld genug dazu haben; aber für die Armen ist die Krankheit allein eine so harte Strafe, daß es unbillig ist, sie noch obendrein in die Proceßkosten zu verurtheilen." So begegnete es ihm denn wohl, daß er die goldenen Früchte, die sein Fleiß und seine Geschicklichkeit in dem Palast des reichen Sinbad getragen, fünf Minuten später in der Hütte des armen Hinbad gründlich wieder abschüttelte und mit leichterer Börse nach Hause kam, als er ausgegangen war.

Auch sein Haushalt kostete viel, trotzdem die ganze Familie nur aus ihm und seiner Tochter bestand. Eine so reich angelegte, ausgiebige Natur, wie die seine, konnte nicht von schmaler Kost und Dünnbier leben; er liebte nahrhafte, gewürzte Speisen und alte feurige Weine; vor allem aber liebte er es: die Tafelfreuden mit Andern zu theilen, die an den guten

Dingen dieſer Welt, beſonders an einem der beſten Dinge unter den guten: an einem fröhlichen Tiſchgeſpräch ein ſo inniges Wohlgefallen fanden, wie er.

Das Alles hätte nun, ohne ein Deficit in dem Budget des Geheimraths herbeizuführen, gehen mögen, wenn eine kluge, ſorgſame Hausfrau der innern Wirthſchaft vorgeſtanden und das Erworbene, wie Perikles ſagt, „zweckmäßig verthan" hätte. Aber ſeine Gattin, eine höchſt liebenswürdige, geiſtreiche Frau, ſtarb ſchon in dem zweiten Jahre ihrer Ehe, und ihr Gatte, der ſie über Alles geliebt hatte, konnte ſich nicht entſchließen, die Stelle in ſeinem Herzen, die der unerbittliche Tod leer gemacht hatte, wieder auszufüllen und ſeinem Töchterchen, auf das er bald alle Liebe concentrirte, eine Stiefmutter zu geben. Erinnerte er ſich doch ſehr wohl des alten Wortes: apud novercam queri! hatte er doch in zu vielen Familien das alte Märchen vom Aſchenbrödel ſich wiederholen ſehen! So ließ er denn ſein Kind in den Händen von Wärterinnen und Erzieherinnen, die er fürſtlich bezahlte und ſchickte ſie, als ſie herangewachſen war, auf einige Jahre in die Muſterpenſion von Fräulein Bär, im Falle ja noch etwas an ihrer innern oder äußeren Bildung vergeſſen ſein ſollte. Unterdeſſen führte er ein halbes Junggeſellenleben, das durch die Betrüge

reien seiner Dienstboten und durch die Unverständigkeit einer Haushälterin, auf die er sich vollkommen verließ, ein sehr kostbares wurde und vertröstete sich jedesmal, so oft er mit Madame Bartsch eine unerquickliche Abhandlung über Soll und Haben gehabt hatte, auf die Zeit, wo ihm seine Tochter diese Misere der Alltäglichkeit, die Beantwortung der Fragen: was werden wir essen u. s. w., um die sich ein guter Christ gar nicht einmal bekümmern soll, abnehmen würde.

Die Zeit kam nun wol, aber viel besser wurde es durch Fräulein Sophie's Rückkehr ins väterliche Haus auch nicht. Sophie war zu jung, zu unerfahren, als daß sie den Grund des Uebels hätte erkennen, und dem, seit so vielen Jahren eingerissenen Unwesen energisch entgegentreten können. Zwar wurde Madame Bartsch, die sich durchaus in das neue Verhältniß nicht finden konnte, entlassen; aber, wie der Medicinalrath lachend sagte: „Die Böse sind wir los, die Bösen sind geblieben." Die Dienstboten stahlen nach wie vor, und der Geheimrath erfuhr noch immer nicht, „wo zum Kukuk das verdammte Geld nur eigentlich bliebe."

Energische, auf die Arbeit und das Schaffen angewiesene Naturen, glauben in ihrer Thatkraft eine

unerschöpfliche Quelle des Erwerbes zu besitzen und kümmern sich wenig um das Erhalten; weniger schaffungsfreudige, mehr passive Charactere legen, im Gefühl ihrer Ohnmacht, einen größeren Werth auf das einmal Erworbene und scheuen ängstlich jeden Verlust, der für sie ein unersetzlicher ist. Deshalb ist im Allgemeinen die Jugend verschwenderisch und das Alter geizig; die Frau conservativer als der liberale Mann. Der Geheimrath sagte, wenn seine Rechnungsabschlüsse von Jahr zu Jahr weniger stimmen wollten, nicht: „ich muß in Zukunft sparsamer sein"; sondern: „ich muß noch mehr arbeiten." Stand er doch in der Fülle seiner Kraft; hatte er doch voraussichtlich noch Jahre energischer Thätigkeit vor sich, in denen wieder eingebracht werden konnte, was bis dahin versäumt war!

Aber es sollte anders kommen und der köstliche schutzspendende Baum, in dessen breitem gastlichen Schatten so viele, von der Sonnenglut des Lebens Verscheuchte Schutz und Erquickung suchten und fanden, von einem Blitzstrahl, der aus heiterm Himmel jäh herabzuckte, unrettbar zerstört werden. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich eines Morgens die Kunde durch die Stadt: der Geheimrath Rebrau sei über Nacht vom Schlage getroffen und liege hoffnungslos dar

nieder. Einer erzählte es dem Andern mit nachdenklichem Gesicht und meinte: es sei ein unersetzlicher Verlust für die Wissenschaft, zumal für die Universität, die, seit Berger wahnsinnig geworden, an Rebran den einzigen bedeutenden Vertreter gehabt habe. Aber, für wen der Verlust wirklich unersetzlich war, das waren die Armen, denen in dem Geheimrath ihr großmüthigster Freund und Beschützer geraubt war. Man kannte an diesem und an den folgenden Tagen alte Frauen, die sich an dem Krückstock mühsam weiter schleppten, Greise, die sich von einem Buben führen lassen mußten; junge, bleiche Weiber mit einem Kinde an der Brust auf den Treppenstufen des Hauses weinend sitzen sehen, die jeden Heraustretenden mit angstvollen Mienen fragten: ob es mit dem guten Herrn Rath noch immer nicht besser gehe; ob denn gar keine Hoffnung sei, daß der gute Herr Rath wieder gesund werde.

Unterdessen lag der Kranke in jenem entsetzlichem Zustande, der nicht Tag und nicht Nacht ist, sondern ein schauerliches Zwielicht zwischen der Sonne, die untergeht, und dem Dunkel, das von der andern Seite heraufdroht. Lange blieb es unentschieden, ob Leben oder Tod der Ausgang sein würde, und als sich endlich der grausame Kampf zu Gunsten des Lebens ent-

ſchied, da wich der Tod nicht, ohne ſein Opfer kennt lich genug gezeichnet zu haben. Ja, man konnte ſa gen: er hatte das Weſen ſchon mitgenommen, und was er gelaſſen hatte, war nur ein Schatten des Weſens.

Heute zum erſten Male war der Geheimrath auf ein paar Stunden wieder aufgeſtanden und hatte ſich in einem Lehnſtuhle aus ſeinem Schlafzimmer vor den Kamin des Wohnzimmers rollen laſſen. Er hatte darauf beſtanden, daß ſeine Tochter, die ſeit dem Be ginn ſeiner Krankheit ſein Lager kaum verlaſſen hatte, in ihr Kränzchen ging; er hatte ſeinen Schwiegerſohn, der interimiſtiſch ſeine Praxis übernommen hatte und der gegen Abend ihn zu beſuchen kam, nach wenigen Minuten wieder weggeſchickt: er wollte allein ſein; er wollte die erſte Stunde, wo er den fürchterlichen Druck auf ſeinem Gehirn geringer fühlte, zum Nach denken über ſeine Situation benutzen. Er würde eine ſo ſchädliche Aufregung freilich als Arzt einem Pa tienten ſtreng verboten haben; aber jetzt war er ja Arzt und Kranker zugleich und konnte an ſich ſelbſt erfahren, daß der Arzt gar Manches fordern kann, was der Kranke beim beſten Willen zu leiſten nicht im Stande iſt.

Armer, unglücklicher Mann — doppelt und drei

fach arm und unglücklich, weil du vorher in der Fülle deiner geistigen und physischen Kraft, in der Elasticität deines sanguinischen Temperaments, ja selbst in deinem leichten Sinne, der dich wie ein Vogel über berghohe Hindernisse wegtrug, doppelt und dreifach reich und glücklich gewesen bist! Wo ist jetzt deine rastlose Beweglichkeit, die es dir früher zur Unmöglichkeit machte, an einem und demselben Orte lange Zeit still zu sitzen, die dich selbst an der Mittags- und Abendtafel unter deinen Gästen oft den Platz wechseln ließ! Wo ist dein scharfer, durchdringender Verstand, der die schwierigsten Probleme spielend löste? wo deine glänzende Phantasie, die selbst das Alltäglichste und Gewöhnlichste mit ihrem zauberischen Licht verklärte? wo vor allem deine olympische Heiterkeit, die es dir unmöglich machte, zu zürnen und zu eifern, die dich höchstens mit humoristischem Lächeln und satyrischen Witzen gegen das Elend und den Jammer der Existenz, gegen die Dummheit und Gemeinheit der Menschen kämpfen ließ? Wo sind die tausend Argumente, mit denen du oft den Pessimismus deines Freundes Berger in die Enge triebst? ihm zu beweisen suchtest, daß die Erde mit nichten ein Jammerthal sei vom Aufgang bis zum Niedergang, sondern eine breite, weite Landschaft, wo Berg

und Thal, öde, wüste Strecken und elysäische Gefilde gar zweckmäßig mit einander abwechselten, und daß es in den bei weitem meisten Fällen sehr wohl möglich und auf jeden Fall durchaus erlaubt und vernünftig sei, jene zu vermeiden und sich in diesen behaglich zu ergehen? Bist du nun mit einem Male anderer Ansicht geworden? Bist du in dem Disput plötzlich durch einen plumpen Keulenstreich des Schicksals ad absurdum geführt? Hat dich der Druck, der auf deinem Gehirne lastet und die Schnellkraft deines Geistes paralysirt, auf einmal aus einem Optimisten zu einem Pessimisten gemacht, daß du die Welt so schwarz und deine Lage so verzweifelt siehst, während du jetzt, in deinem Lehnstuhle zusammengekauert, in dumpfem Hinbrüten auf die verglimmenden Kohlen in dem Kamine starrst und mechanisch die Schläge deines Pulses zählst? . . .

Und wohl mochte es dem Geheimrath schwer werden, die graue Schattengestalt der Sorge, die sich, je dunkler es im Zimmer wurde, immer dichter und dichter an ihn heranDrängte, zu verscheuchen. Wie schlimm es in physischer Hinsicht um ihn stand, konnte ihm, der, wer weiß wie viel, ähnliche Fälle beobachtet und wieder beobachtet hatte, am wenigsten verborgen sein. Er wußte nur zu wohl, daß er von nun an geistig und

körperlich ein Krüppel sein und bleiben werde, daß er nur noch das Gnadenbrot des Lebens esse, daß der Tod jeden Augenblick die verfallene Schuld einkassiren könne. Und doch war dies, so sehr er auch am Leben hing, sein geringster Kummer. Der Arzt sträubte sich nicht gegen das allgewaltige Geschick, dem er mit aller Kunst noch Keinen hatte entreißen können; der Schüler Epicurs wußte, daß Wonnen und Schmerzen, Freuden und Leiden in dem Gewebe unserer Existenz untrennbar vereinigt sind. Aber, was ihm das Herz unsäglich schwer machte, war der Gedanke, daß es ihm nun unmöglich sein würde, seine zerrütteten Vermögensverhältnisse zu ordnen, daß er als ein Banqueretteur aus dem Leben gehen, daß er seine Gläubiger durch seinen Tod um ihr Eigenthum betrügen werde. Hatte er doch immer auf die Zukunft vertröstet; und nun wollte die Zukunft die auf sie ausgestellten Wechsel nicht acceptiren; nun sollte dem leichtgläubigen Mann von dem Bankierhause, auf dessen Credit er so unbedingt vertraut hatte, der Credit entzogen werden!

Der Unglückliche seufzte, während er das tiefgebeugte Haupt in den Händen verbarg.

Und seine Tochter, seine geliebte Tochter! Wo war die Hoffnung geblieben, sie einst mit einem Vermö-

gen ausstatten zu können, das die gemeinen Sorgen des Lebens auf immer von der Verwöhnten, Verzärtelten, fern halten sollte? ihr die Mittel gewähren sollte, immerdar eine behagliche Existenz zu führen, wie sie sich für die feinbesaitete Natur des jungen Mädchens einzig zu ziemen schien? Jetzt kannte er ihr nicht nur kein Vermögen — nein! nicht einmal einen ehrlichen, fleckenlosen Namen hinterlassen!

Sie hatte keine Ahnung von der mißlichen pecuniären Lage ihres Vaters. Er hatte nie den Muth gehabt, ihr kindliches Gemüth mit Sorgen zu verdüstern, die er von sich selbst, so lange es ging, fern hielt. Sie nahm mit Sicherheit an, daß ihr Vater, wenn nicht ein reicher, so doch ein vermögender Mann sei, daß sie sich den bescheidenen Luxus, mit dem sie sich umgab, unbedenklich gestatten könne.

Und war sie die Einzige, die sich in diesem Wahne befand? die er aus Scheu vor peinlichen Auseinandersetzungen in diesem Wahne gelassen hatte? dachten seine Freunde nicht ebenso? vor allem der jüngste und liebste seiner Freunde, der Mann, welcher das Herz seiner Tochter gewonnen hatte und dem er selbst mit herzlicher, freundschaftlich väterlicher Liebe zugethan war? der durch sein biederes, edles Wesen, durch seinen Geist und seine Güte diese Liebe, diese Freund-

ſchaft im reichſten Maße verdiente? Was würde er ſagen, was würde er thun, wenn er erführe, was er über kurz oder lang doch einmal erfahren mußte; ja, was ihm der Vater ſeiner Braut, wenn er nicht allen Anſprüchen auf den Namen eines ehrlichen Mannes entſagen wollte, unter dieſen Umſtänden ohne allen Verzug mitzutheilen gezwungen war?

Der Geheimrath drückte ſein Geſicht feſter in die zitternden Hände und ſtöhnte laut, wie ein von grauſamen Qualen gefolterter.

Und plötzlich fühlte er ſich von weichen Armen ſanft umſchlungen und eine Mädchenſtimme rief ängſtlich: „Vater, liebes Väterchen, Du biſt gewiß wieder recht krank! und die freundliche, feſte Stimme eines Mannes, der eine ſeiner Hände ergriffen hatte, um nach dem Puls zu fühlen, ſagte: „Sie ſind zu lange aufgeblieben, Papa! Wir müſſen machen, daß wir wieder in's Bett kommen.“

Wie ein erquickender Regen auf eine ſonnenverſengte Pflanze, ſo fielen dieſe Stimmen, dieſe Worte lind und labend in das Herz des armen, an Leib und Seele kranken Mannes. Er legte ſeine Arme um den ſchlanken Leib des Kindes und zog es an ſein Herz in langer ſtummer Umarmung. Er hätte weinen können, wenn er ſich nicht geſchämt hätte. Sophie

fragte wieder und wieder, ob er sich kränker fühle; Franz, der nach Licht geklingelt hatte, bat immer dringender, er möge nicht durch längeres Aufbleiben das mühsam Gewonnene wieder auf's Spiel setzen. Der Geheimrath wollte nicht von Zubettgehen hören; er fühle sich in dem Lehnstuhl ganz behaglich und durchaus nicht angegriffen. Ueberdies habe er mit Franz zu sprechen, Sophie möge nur ruhig das Abendbrot besorgen.

Franz, dessen Scharfblick die Unruhe, die Aufregung des Patienten nicht entgangen war, hielt es für das Beste, seinem Wunsche Folge zu leisten und winkte seiner Braut, sie allein zu lassen. Sophie entfernte sich mit einem ängstlich fragenden Blick auf Franz, den dieser mit einem ermuthigenden Lächeln beantwortete.

Die Thür hatte sich kaum hinter der schlanken Gestalt des jungen Mädchens geschlossen, als der Geheimrath Franz' Hand ergriff und mit einer Stimme, die vergebens nach Festigkeit rang, sagte:

„Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen, Franz, das ich unter diesen Umständen, wo ich jeden Augenblick auf den Tod gefaßt sein muß, nicht länger verschweigen kann, ohne ehrlos zu handeln."

„Was ist es, Papa?" fragte Franz, einen Stuhl

dicht an den Platz des Geheimraths rückend und die Hände desselben freundschaftlich in seine Hände nehmend.

„Das ist es!“ sagte der Geheimrath — und nun erzählte er Franz, daß er im Lauf der Jahre, zum Theil in Folge eines Mangels an weiser Sparsamkeit, zum Theil durch vielfältige Darlehen, die er an Arme, Bedürftige aller Art gemacht und niemals wieder bekommen habe, tief in Schulden gerathen sei; daß er gehofft habe, sich durch verdoppelten Fleiß in den nächsten Jahren wieder heraufzuarbeiten, eine Hoffnung, die, wie er jetzt nur zu schmerzlich fühle, nicht in Erfüllung gehen werde.

Der Geheimrath machte hier eine Pause, sei es, weil er für den Moment zu erschöpft war; sei es, weil er von Franz eine Antwort erwartete. Als der junge Mann aber mit niedergeschlagenen Augen in seinem Schweigen verharrte, fuhr der Kranke nach dieser Pause mit leiserer und erregterer Stimme fort:

„Verzeihen Sie, lieber Franz, daß ich in einem vielleicht sträflichen, aber sehr erklärlichen Egoismus so lange mit dieser Enthüllung Ihnen gegenüber gezögert habe. Aber es ist eine schreckliche Aufgabe, Menschen betrüben zu müssen, die man lieb hat; Menschen ärmer machen zu müssen, die man mit allen Gütern dieser Erde überschütten möchte.“

Er schwieg und versuchte seine Hände aus den Händen des jungen Mannes zu ziehen, gleichsam als habe die Entdeckung, die er so eben gemacht, die vertraute Freundschaft gestört und aufgehoben. Aber Franz rückte nur näher an den Kranken und sagte, ihm mit seinen klaren, treuen, klugen Augen tief in die Augen sehend:

„Ich habe Sie ruhig aussprechen lassen, Papa; nun lassen Sie mich dasselbe thun. — Wenn Jemand einem Freunde, den er liebt, einen unermeßlich kostbaren Schatz schenkt, einen Schatz, an dem das Herz des Andern so hängt, daß er ohne denselben nicht mehr leben könnte und möchte, und er spräche nun zum Freunde: Lieber, während ich diesen Schatz hütete, habe ich, wie du dir denken kannst, auf die Leitung und Regelung meiner übrigen Angelegenheiten nicht die nöthige Sorgfalt verwenden können. Es sind da einige Gläubiger, die bezahlt sein wollen und bezahlt werden müssen. Willst du nicht diese Sachen übernehmen? Du bist jünger und rüstiger, und du hast keinen Widerwillen gegen Geschäfte — wenn, sage ich, der Geber also zu dem so reich Beschenkten spräche, und dieser wollte antworten: Den Schatz, der mich in alle Zukunft so unermeßlich reich macht, nehme ich freilich, aber was deine übrigen Angelegen-

heiten betrifft, ſo ſiehe zu, wie du fertig wirſt; ich will nichts damit zu ſchaffen haben; — würde man ihn, der ſo antwortete, nicht mit Recht für ein Ungeheuer von Herzloſigkeit, für ein Scheuſal von Undankbarkeit halten? Genau ſo liegt die Sache aber zwiſchen uns. Der großmüthige Geber ſind Sie, der ſo überreich Beſchenkte bin ich, der unermeßlich koſtbare Schatz iſt meine, unſere Sophie. Zwiſchen uns kann nicht mehr von Mein und Dein die Rede ſein; was ich beſitze, gehört Ihnen, der Sie mir in der dreifach ehrwürdigen Geſtalt des Freundes, des Lehrers, des Vaters erſcheinen. Was ich aber beſitze, ſind zehn- bis elftauſend Thaler, die ich von einer Tante, die ich nie geſehen habe, erbte, und die Ihnen jeder Zeit zur Verfügung ſtehen. Ich weiß nicht, ob dieſe Summe genügen wird, Sie von den eingegangenen Verbindlichkeiten zu befreien. Wie dem aber auch ſein mag, eine Erleichterung, eine Hülfe wird es Ihnen immer ſein, und ich bitte, ja ich beſchwöre Sie, von dieſer Hülfe den ausgedehnteſten Gebrauch zu machen. — Nein, Papa, ſchütteln Sie nicht den Kopf! Es hilft Ihnen nichts. Sie ſind Sophie, mir und ſich ſelbſt die Erfüllung meiner Bitte ſchuldig. Und dann: ich will Sie nicht um eine Gefälligkeit bitten, ohne auf eine äquivalente Gegenleiſtung

zu bringen. Wir haben den Termin unſerer Hochzeit immer noch nicht feſtgeſetzt. Wir ſcheuten uns, mit der Sprache herauszurücken, weil wir Ihren Widerſpruch, zum mindeſten Ihre mit Widerſtreben gegebene Einwilligung fürchteten. Jetzt bin ich kühn geworden und bitte nicht um Flandern, noch Gedankenfreiheit, König Philipp, ſondern um die Erlaubniß, Deine Infantin, Donna Sophia, heute über vier Wochen als mein ehelich Gemal heimführen zu dürfen. Sieh! da iſt ſie ſelbſt! — Knie nieder, Mädchen, und danke Deinem Herrn und Vater für ſeine Güte. Er willigt in unſere Vermählung heute über vier Wochen."

Sophie, die bei Franz' letzten Worten in das Zimmer getreten war, eilte auf den Vater zu:

„Guter, lieber Väterchen! herzallerliebſtes Väterchen!" rief ſie, den Geheimrath umarmend und ihn zärtlich auf Stirn und Lippen küſſend. Der Geheimrath war in einer unbeſchreiblichen Erregung. Seine zitternden Lippen verſuchten umſonſt ein Wort hervorzubringen; ſeine thränenüberſtrömten Augen wandten ſich bald auf die vor ihm knieende Tochter, bald auf den edlen Mann, der über ihn gebeugt daſtand und ſeinen Arm vertraulich liebevoll um ſeinen Nacken geſchlungen hatte. Sein von der Krankheit angegriffenes

Gehirn vermochte nicht das Chaos der auf ihn einstürmenden Gedanken zu bewältigen, aber in seinem Herzen sagte vernehmlich eine Stimme, daß er nun ruhig sterben könne.

Franz, der nicht ohne Grund fürchtete, daß die heftige Gemüthserschütterung eine Verschlimmerung in dem Zustande des Kranken herbeiführen könne, beeilte sich, dieser Scene ein Ende zu machen. Er klingelte und hieß den eintretenden Bedienten, ihm beim Zubettbringen des Herrn zu helfen. Der Geheimrath ließ Alles ohne Widerrede mit sich geschehen. Franz und der Diener rollten den Stuhl bis an die Thür des nächsten Gemachs, die schon von Sophie geöffnet war, hoben ihn über die Schwelle und schlossen die Thür hinter sich, während Sophie allein in dem Wohnzimmer zurückblieb.

Nach einigen Minuten kam Franz zurück. Er war bewegt, wie Sophie ihn kaum je gesehen hatte; aber sie sah auch zugleich, daß diese Bewegung keine schmerzliche war. Seine Augen blitzten, sein Schritt war elastisch wie eines Siegers Schritt, und seine sonst etwas scharfe Stimme klang weicher und voller, als er jetzt, die Geliebte fast stürmisch in seine Arme schließend, sagte:

„Freue Dich, Mädchen, es geht Alles gut, vor-

trefflich. „Ich habe dem Papa seine Einwilligung abgeschmeichelt und abgetrotzt. Sagte ich Dir nicht, in vier Wochen sind wir Mann und Frau? sagte ich Dir nicht: in unserer Brust sind unseres Schicksals Sterne? O, ich fühle einen ganzen Himmel in meiner Brust! liebe, liebe Sophie!"

„Lieber, lieber Franz."

Und die Liebenden hielten sich umschlungen in jener Seligkeit, für welche die reichste Erdensprache keine Worte hat.

Dann als die Fluth herrlichster Gefühle sich zu ruhigeren Wogen sänftigte, wanderten sie Arm in Arm in dem Gemache auf und ab, und ihre Stimmen waren leise, wie ihre Schritte auf dem Teppich, und was sie flüsterten war süß und traulich, wie das von einem rothen Schleier gedämpfte Licht der Lampe, die auf dem Tische vor dem Sopha brannte und doch so heiß und glühend, wie die feurigen Kohlen, die in dem Kamin durch die leichte Aschendecke glimmten.

Es war ein gar anmuthiges Paar, die beiden Liebenden, und der Zeus von Otricoli, dessen herrliche Maske mit der göttlich erhabenen Stirn unter den ambrosischen olympuserschütternden Locken majestätisch über dem Kamin von der Wand auf sie herabblickt,

wie sie jetzt wieder und wieder an ihm vorüberwandeln, mußte seine Freude an ihnen haben, obgleich weder die Erscheinung des jungen Mannes, noch die des Mädchens auf klassische Schönheit Anspruch machen konnte. Dazu waren ihre hohen Gestalten zu modern schlank, zu sehr ohne die üppige Fülle des griechischen Ideals; ermangelten ihre ausdrucksvollen Gesichter zu sehr jener architektonischen Regelmäßigkeit, jener unverwüstlichen antiken Harmonie, die keinen Kampf kennt, zum mindesten keinen Kampf, der die Seele in ihrer innersten Tiefe aufregt. Moderne Gesichter zeigen alle mehr oder weniger diesen Kampf, zum mindesten die Möglichkeit desselben.

Sophie Rebrau hat streng genommen Nichts, was auf Schönheit Anspruch machen könnte, als einen anmuthig feinen Wuchs, an welchem aber Kenner die zu große Magerkeit der Arme rügen, und ein Paar große, tiefblaue, weiche Augen, von denen Kenner und Nichtkenner mit gleichem Entzücken sprechen. Ihr Mund ist ein wenig zu groß und sie kann von Glück sagen, daß ihre Zähne, die man in Folge dessen oft sieht, wenn auch nicht „zwei Reihen Perlen", so doch weiß und regelmäßig sind. Die Wangen sind rund und voll, die Nase ist in keine bestimmte Kategorie zu bringen. Das Schönste an ihr möchte nächst den großen

blauen Augen das hellbraune, reiche Haar sein, das sehr kunstlos und doch geschmackvoll arrangirt in sanften Wellen die etwas niedrige, aber feste, höchst intelligente Stirn umgiebt. Sophie ist so groß, daß Franz, obgleich seine Statur über die mittlere Größe ist, sie kaum um Kopfeslänge überragt, — ein Beweis, wie Sophie meint, daß sie einigen Anspruch darauf habe, zu Jean Pauls „hohen Menschen" gerechnet zu werden, obgleich Franz entgegengesetzter Meinung ist und behauptet, daß ihr zu dieser Würde, wenn nicht Alles, so doch Einiges fehle, vor Allem die Ueberschwänglichkeit im Denken und Empfinden, ohne welche es bei den hohen Menschen nun einmal nicht gehe und von der bei Sophie kaum eine Spur zu entdecken sei, es wäre denn am Klavier, wenn der Genius Beethoven's, ihres Lieblingscomponisten, ihrer Psyche die sonst mangelnden Schwingen leihe. Im Uebrigen will Franz eher eine gewisse kühle Nüchternheit der Anschauung und des Urtheils an seiner Braut diagnosticirt haben, eine Art von Scheu, aus sich herauszutreten, ein Mißtrauen gegen Alle, die diese Scheu nicht besitzen und unaufgefordert ihre Siegespäans oder ihre Klagelieder anstimmen, ohne sich darum zu bekümmern, ob ihnen ein Gott gegeben hat, zu sagen, was sie leiden oder nicht. Sophie dagegen hat die

Neigung, in qualvollen oder freudenreichen Momenten sehr still zu sein, weshalb Franz sie lieber zu der Jean Paul'schen Klasse: „der Stummen des Himmels" rechnen möchte, als zu den eigentlich hohen und höchsten Menschen. Ueberdies habe Sophie noch folgende Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten, welche alle mehr oder weniger mit der höchsten Hoheit unvereinbar seien. Sie habe eine besondere Vorliebe für Kanarienvögel, Hunde, Laubfrösche, Kaninchen, Pferde, ja selbst für Esel, was entschieden auf einen niederländischen Geschmack für Stillleben und Viehstücke deute; sie verrathe eine für die Tochter eines berühmten Gelehrten und die Braut eines möglicherweise später einmal ebenfalls berühmten Gelehrten höchst unziemliche Gleichgültigkeit gegen die Literatur, da sie trotz ihres vorzüglichen Talentes für die Erlernung fremder Sprachen, sich durchaus nicht bewegen lasse, bei der Lectüre französischer und englischer Schriftsteller das Lexicon in allen nöthigen Fällen zu gebrauchen, und was die Erzeugnisse ihrer Muttersprache betreffe, in ihrem Indifferentismus sogar schon einige Mal so weit gegangen sei, fest einzuschlafen, während ihr Franz die schönsten Capitel aus Dichtung und Wahrheit oder der italienischen Reise vorlas. Sodann habe sie eine ganz entschiedene Neigung, ihren Hut

ſchief aufzuſetzen, und bei Spaziergängen in den Hecken an der Wegſeite mit ihren Kleidern hängen zu bleiben, was Beides auf ein, mit dem „hohen Menſchthum“ unvereinbares Traum- und Dämmerleben der Seele deute. „Ja, es grenze ſchon an Hellſeherei, wenn ſie (wie es in der That einmal geſchehen war) ihrem Mädchen, das ſie zum Ball anzog und noch einer Stecknadel bedurfte, als keine mehr vorhanden war, zurufen könne: Hinten im Saal unter dem vierten Stuhl vom Fenſter aus liegt ſeit acht Tagen eine.

Das Geſpräch der Liebenden war nach und nach auf dies von Franz mit unendlichen Variationen behandelte Thema der unzähligen Schwächen ſeiner Braut gekommen. Franz beſaß die Gabe, mit Anmuth zu ſcherzen und unter der lächelnden Maske eines gutmüthigen Spötters das ernſte Geſicht eines wohlmeinenden Lehrers zu verbergen. Sophie, die keine Freundin pedantiſcher Auseinanderſetzungen war, dankte ihrem Geliebten Dank für dieſe Art der Belehrung und Franz befolgte dieſe Methode um ſo lieber, als er dabei noch das Vergnügen hatte, die Gewandtheit und den Witz zu bewundern, mit welchem ſich Sophie gegen ſeine verſteckten oder offenen Angriffe vertheidigte, und ihre Fehler in Abrede ſtellte oder gar für höchſt liebenswürdige Tugenden ausgab.

Sie waren so in ihr bald ernstes, bald heiteres, und von einem gelegentlichen halb unterdrückten Lachen oder verstohlenen Kuß unterbrochenes Gespräch vertieft, daß Jemand, der um diese Stunde fast täglich in das Haus des Geheimraths kam, erst dreimal an die Thür pochen mußte, ehe sie mit einem unisonen Herein antworteten.

Viertes Kapitel.

„Guten Abend, hochverehrliches christliches Brautpaar," sagte der darauf ins Zimmer Tretende; „störe Sie vielleicht in Ihrer Andacht?"

„Guten Abend, Bemperchen;" erwiderte Sophie, sich aus Franz' Arm losmachend und dem kleinen Mann, der zierlichen Schritts auf sie zukam, herzlich die dargebotene Hand drückend; „Sie kommen gerade zur rechten Zeit, mich gegen diesen Erzspötter in Schutz zu nehmen."

„Non sois, Bemperlein; sagte Franz; „vous arrivez bien à propos, mir diese halsstarrige Sünderin überzeugen zu helfen."

„Ehe ich das Eine thun und das Andere lassen kann," erwiderte Herr Bemperlein, seine Handschuhe ausziehend und sie sorgfältig zusammenlegend, „erlaube ich mir, mich nach dem Befinden des Herrn Geheimraths pflichtschuldigst zu erkundigen."

„Es geht viel besser," erwiderte Franz.

„Ich ſchleß das ſchon aus Ihrer heiteren Stimmung," ſagte Bemperlein. „Nun, das freut mich, ſehr. So können wir doch heute Abend endlich einmal zu Abend eſſen, ohne daß uns wie in den letzten vierzehn Tagen jeder Biſſen vor Wehmuth und Trauer im Munde ſtecken bleibt. Apropos vom Abendeſſen: wie ſteht es damit, Fräulein Sophie? ich, der ich nicht, wie Sie, das Glück habe, mit dem Nektar der Liebe meinen Durſt und mit der Ambroſia traulichen Geſchwätzes meinen Hunger ſtillen zu können, empfinde eine nicht mißzudeutende Regung nach irdiſcher Speiſe und Trank."

„Ich glaube, das Abendeſſen ſteht ſchon ſeit einer halben Stunde auf dem Tiſch," ſagte Sophie; „ich hatte es wahrhaftig ganz vergeſſen."

„So laſſen Sie uns keine Minute länger zögern;" ſagte Bemperlein, Sophie den Arm bietend und ſie den wohlbekannten Weg in das anſtoßende Gemach führend, in welchem ſtets geſpeiſt wurde.

Fräulein Sophie und Herr Bemperlein waren große Freunde. Bemperlein war ſtolz auf dieſe Freundſchaft und er hatte Urſache dazu, inſofern wenigſtens, als Sophie die Annäherungen der jungen Herren, welche im Hauſe ihres Vaters verkehrten, nicht eben begünſtigte, und im Allgemeinen für ſchroff, zum mindeſten für ſehr zurückhaltend galt. „Sie iſt gar nicht

ſe wie andere Mädchen," ſagten die jungen Herren, und hatten darin vollkommen Recht. Sophie hatte eine ſeltſame Gleichgültigkeit gegen viele Dinge, die in dem Leben anderer junger Damen eine ſehr bedeutende Rolle ſpielen. Sie konnte ſich nicht acht Tage vorher auf einen Ball freuen und acht Tage hinterher von eben dieſem Balle ſprechen. Sie hatte kein Talent dazu, ſich in der Geſellſchaft von Stutzern „himmliſch zu amüſiren," und hatte die paradoxe Anſicht, daß die Offiziere der Grünwalder Garniſon entſetzlich fade und langweilig ſeien. Sie wußte von dem neueſten Stand der Mode niemals Rechenſchaft zu geben, und hatte die Kühnheit oder die Naivetät, ſich genau ſo zu tragen, wie es ihr nach ihrem Geſchmack — und ſie hatte Geſchmack und zwar viel Geſchmack — am paſſendſten ſchien. So war ſie denn bei der jüngeren Welt in den Verdacht gerathen, ein halber Blauſtrumpf zu ſein, — ein Verdacht, der durch ihre Paſſion für Beethoven, ihr ſehr entſchiedenes Talent zum Zeichnen, Malen, Modelliren, ihre vielfachen Kenntniſſe auf Gebieten, die ſonſt für die Frauen wenig Intereſſe zu haben pflegen, wie Chemie und dergleichen, einigermaßen beſtätigt wurde. Und doch konnte nichts der Wahrheit weniger entſprechen. Die Sache war, daß Sophie das Glück gehabt hatte,

mehr mit wahrhaft gebildeten Männern zu verkehren, als andere junge Damen, deren höchstes Ideal ein Studenten- oder Offiziersball ist; daß sie, Dank der gütigen Mutter Natur, Kopf und Herz auf dem rechten Fleck, und, Dank ihrem Vater und ihrem Verlebten, einige gute Bücher mehr gelesen hatte, als sonst auf den Etageren der Damen in elegantem Einband mit Goldschnitt zu paradiren pflegen. Im Uebrigen aber war sie eines der frauenhaft zarten und liebevollen Gemüther, wie sie, zur herzinnigen Erquickung und zum höchsten Glück tüchtiger Männer, trotz allem Wahnsinn moderner weiblicher Erziehung und eines entnervenden und entsittlichenden Gesellschaftslebens noch immer nicht selten in der Welt gefunden werden; und daß Sophie dieses weiche Gemüth nicht zur Schau trug, sondern es oft geflissentlich hinter dem Schleier der Gleichgültigkeit und manchmal sogar hinter dem Stachelpanzer der Ironie und Satyre verbarg, konnten ihr höchstens nur die Leute verdenken, welche, mit dem schwedischen Dichter, nicht wissen, daß „das arme Haus ist offen, das reiche zu." Andere aber, denen Sophie vertraute — und sie vertraute gern, wo sie vertrauen durfte, — denen sie das Schatzhaus ihres Herzens willig öffnete, wußten, wie reich an echten Perlen, an unschätzbaren Edelsteinen es war — vor

allem ihr Vater, der sein einziges geliebtes Kind vergötterte, und ihr Bräutigam, der, männlich, edel und gut, wie er selber es war, den keuschen Adel und die unendliche Güte dieser Frauenseele im tiefsten Herzen liebte, verehrte und anbetete.

Pemperlein gehörte zu den Menschen, welchen die einzige Verehrung dessen, was sie für gut und schön halten, ein unwiderstehliches Bedürfniß ist. Er konnte mit Thränen in den Augen auf dem Titelblatte eines Buches, das ihm vom heiligen Geist der Wahrheit dictirt schien, den Namen des Autors küssen, und wenn er nun gar diesen heiligen Geist in warmen, lebendigen Menschen verkörpert fand, so kannte sein Entzücken keine Grenzen. Er hatte zu jeder Zeit seines Lebens irgend Jemand gehabt, dem er seine Huldigung und seine Liebe weihen konnte. Als er nun nach Grünwald übergesiedelt war, fühlte er sich in den ersten Tagen grenzenlos verwaist und elend. Der Mittheilung bedürftig und kindlich vertrauensvoll, wie er war, hatte er gleich am ersten Abend, als er beim Geheimrath Rebrau von Berger eingeführt wurde, Fräulein Sophie, deren große blaue Augen ihn wunderbar anmutheten, all' sein Herzleid geklagt. Sophie hatte dem kleinen lebhaften Mann, der ihr, als ob es nicht anders sein könnte, mit homerischer Naivetät

ſein ganzes volles Herz ausſchüttete, nicht nur mit großer Aufmerkſamkeit zugehört, ſondern ihm auch zuletzt, als er mit den Worten ſchloß: „Das iſt nun auf immer vorbei! auf immer vorbei!“ mit herzgewinnender Freundlichkeit die Hand gereicht und geſagt: „Kommen Sie recht oft zu uns, Herr Bemperlein! Vater meint es gut mit Ihnen und ich auch. Wir wollen verſuchen, ob wir Ihnen Ihr Verlow nicht wenigſtens einigermaßen erſetzen können.“

Es war eine ſeltſame Freundſchaft zwiſchen den Beiden! Sophie, obgleich ſie um zwölf Jahre jünger war, wie Bemperlein, war der ermahnende, rathgebende, zurechtweiſende Mentor, er der gehorſame, aufmerkſame, gelehrige Telemach. Sie hatte ihm beim Arrangement der beſcheidenen Wohnung, die er ein paar Häuſer von dem des Geheimraths gemiethet hatte, ſie machte mit ihm, und manchmal auch ohne ihn, die nöthigen Einkäufe. Ja, ihre Sorgfalt erſtreckte ſich noch weiter. Sie ſtutzte ihn auch in ſeiner geſellſchaftlichen Haltung, die Manches zu wünſchen ließ, zurecht. Sie machte ihn darauf aufmerkſam, daß es nicht ſchicklich ſei, Herren, mit denen man ſpräche, fortwährend am Rockknopf feſt zu halten, und Damen bei Tiſch, ſie möchten ſo langweilig ſein, wie ſie wollten, conſequent den Rücken zuzu-

wenden. „Sie müssen dies durchaus thun, Bemperchen! Sie müssen dies nothwendig lassen, Bemperchen!“ so besänftigte die junge Dame bei jeder Gelegenheit, und der gutmüthige Mann gehorchte auf's Wort und fühlte sich glücklich und stolz, wenn es ein ander Mal hieß: „Bemperchen, das haben Sie gut gemacht. Sie waren heute Abend ganz der Cavalier, Bemperchen.“

Bemperlein schwärmte bald für Fräulein Rohran fast noch mehr, als er für Frau von Berkow geschwärmt hatte. Diese blieb doch immer trotz ihrer Güte und Freundlichkeit in seinen Augen die vornehme Dame, die Wohlthäterin, die Herrin; und der Eindruck, den sie auf ihn gemacht hatte, als er, ein armer, schüchterner, unbehülflicher Candidat der Theologie, an einem schönen Sommernachmittag auf Berkow anlangte und vom alten Baumann zur gnädigen Frau geführt wurde, hatte sich in den langen sieben Jahren, die er in ihrem Hause zugebracht hatte, nicht wieder verwischt. Sophie aber war gar nicht vornehm; sie neckte sich so lustig mit Einem; sie blickte Einem so treuherzig in die Augen; sie machte so gar keine Ansprüche; man konnte mit ihr sprechen, wie mit seinesgleichen; man konnte sie brüderlich lieb haben, ohne einen Schauer der Ehrfurcht dabei zu empfinden.

Und eine ſolche brüderliche Liebe empfand denn nun Bemperlein für das herzige Mädchen. Es würde ihm, ſelbſt wenn ſie nicht verlobt geweſen wäre, niemals in den Sinn gekommen ſein, ſich in ſie zu verlieben. Aber mit Allem, was ſie betraf, ſympathiſiren, ihren Bräutigam, den er bald darauf kennen lernte, für den liebenswürdigſten, trefflichſten Menſchen erklären; ihr jeden Gefallen, den er ihr an den Augen abſehen konnte, thun, und, als der Geheimrath den Schlaganfall bekam, bis zu Franz' Rückkehr mit ihr, und nachdem Franz zurückgekommen, mit Franz am Bett des Kranken Tag und Nacht mit frauenhafter Geduld und Umſicht wachen und ſorgen; und als er nun heute Abend hörte, daß es mit dem Patienten beſſer gehe, viel beſſer gehe — ſich wie ein Kind, dem der Vater wiedergegeben wird, freuen und ſeine Freude hinter allerhand unſchuldigen Schelmereien und Neckereien verſtecken — das konnte der Excandidatus Theologiä und jetzige Studioſus Philoſophiä Herr Anaſtaſius Bemperlein, genannt Bemperchen. . . . . .

. . . . . .

„Ich fürchte, die Kartoffeln ſind eiskalt," ſagte Sophie, den Deckel von einer Schaale abhebend.

„So haben ſie genau die Temperatur dieſes Fiſches," ſagte Franz, ihr die Schüſſel präſentirend.

„Oder dieſer Sauce," ſagte Bemperlein, ihr die Sauciere von der andern Seite darreichend.

Sophie zuckte die Achſeln:

„Nichts wird ſo warm gegeſſen, als es gekocht iſt, meine Herren. Das muß ich als zukünftige Hausfrau wiſſen."

„Wir heirathen nämlich heut über vier Wochen, Bemperlein," ſagte Franz.

„Das heißt, wenn Ihr Frack, den Sie ſich ſchon ſeitdem Sie in Grünwald ſind, machen laſſen wollen, bis dahin fertig wird, Bemperchen; ſonſt unter keiner Bedingung," ſagte Sophie.

„Der Frack wird fertig! Der Frack wird fertig;" rief Herr Bemperlein, „und ſollte ich ihn ſelber zuſchneiden, nähen und bügeln."

„Das würde ein ſchönes Kleidungsſtück werden, Bemperchen."

„Vielleicht nicht ſo ſchlecht, als Sie glauben. Es wäre wenigſtens nicht der erſte Frack, den ich mir höchſteigenhändig fertigte."

„Unmöglich, Bemperlein!" rief Franz voller Erſtaunen.

„Was ich Ihnen ſage. Es iſt nun freilich ſchon ein wenig lange her — funfzehn Jahre etwa — und ich war dazumal, in meiner Robinſon Cruſoe Periode,

erfinderiſcher und fleißiger wie jetzt; aber für unmöglich halte ich die Sache auch noch heute nicht.“

„Aber was zwang Sie denn, ſo wunderliche Experimente anzuſtellen?“

„Die Erfinderin aller Künſte, die Noth. Sie wiſſen, Fräulein Sophie, daß ich zu denjenigen Kindern Gottes gehöre, — oder vielmehr gehörte, denn jetzt bin ich in eine andere Rangklaſſe verſetzt — welchen das Himmelreich verſprochen iſt, weil ſie auf Erden nichts ihr eigen nennen. In Folge deſſen war ich, als ich damals aus den elyſäiſchen Gefilden meines Heimatsdorfes hierher kam, gezwungen, eine Art von Cicadendaſein zu führen und alle unnöthigen Depenſen zu vermeiden. So verfiel ich denn unter anderm auf den ſehr naheliegenden Gedanken, ob es nicht möglich ſein ſollte, ſich auch in unſerem tintenlecksenden Säculum die nöthigen Kleidungsſtücke ſelbſt zu fertigen, wie weiland Cumäus, der göttliche Sauhirt. Gedacht, gethan. Ich hatte eine vertraute Freundſchaft mit einem Knaben geſchloſſen — er hieß Chriſtian Süßmilch, der Sohn von dem alten Schneidermeiſter Süßmilch in der Langenſtraße, — der durchaus Schneider werden ſollte und durchaus ein Gelehrter werden wollte. Wir machten einen Convenant, daß ich, wenn Papa Süßmilch's Stentorſtimme Feierabend verkün-

del hatte, den Zumpt und den Roſt mit ihm tractirte, wegegen er mich lehren ſollte, wie man die Nadel und das Bügeleiſen führt. Unſere Studien wurden mit eben ſo viel Eifer wie Heimlichkeit betrieben, denn ich fürchtete nicht ohne alle Urſache den Spott meiner Mitſchüler und er bite die ſicher treffende Elle ſeines Vaters und Lehrherrn. O, es waren köſtliche Stunden, die wir ſo zuſammen verlebten, Stunden, die er und ich nie vergeſſen werden. Ich ſehe uns noch beim traulichen Schein einer Thranlampe auf meinem kleinen Dachſtübchen zuſammenſitzen — an einem Herbſtabend wie heute, wenn der Regen auf die Ziegel dicht über unſeren Köpfen tappte und die Rinne gurgelte und die Eulen und Dohlen auf dem Thurm der nahen Nicolaikirche krächzten und ſchrieen. Wir aber froren nicht, trotzdem kein Feuer in dem kleinen Kanonenofen brannte, denn die heilige Flamme der Freundſchaft durchſtrömte unſere Adern mit ſanfter Glut, und ich nähte, daß der Faden rauchte, und er lernte in ſeiner Grammatik, daß ihm der Kopf dampfte, und wenn ich dann die Naht nach allen Regeln der Kunſt genäht hatte und er ſein „tüpte, tüpteis, tüptei“ ohne Anſtoß aufſagen konnte, ſo ſanken wir uns gerührt in die Arme und beneideten keinen König auf dem Thron um ſeine Herrlichkeit.“

Herr Bemperlein schwieg und blickte gerührt in sein Glas.

„Die alte Zeit soll leben, Bemperlein!“ sagte Franz.

„Und die neue daneben,“ erwiderte Bemperlein, mit dem Brautpaare anstoßend.

„Aber wie war das mit dem Frack, Bemperchen?“ fragte Sophie; „es war doch nicht gar Ihr Confirmationsfrack?“

„Richtig gerathen, schöne Dame; es war mein Confirmationsfrack.“

Die Zeit der Einsegnung war vor der Thür. Ich hatte von einem Tuchhändler, dessen Kinder ich im Lesen und Schreiben unterrichtete, und bei dem ich auch wöchentlich einen Freitisch hatte, Tuch zu einem Frack geschenkt bekommen. Der brave Mann sagte mir sogar: ich solle ihn nur bei seinem Schneider auf seine Kosten machen lassen. Ich glaubte indessen, die Güte des Mannes zu misbrauchen, wenn ich auch dies Geschenk noch annehme und bat um die Erlaubniß, den Frack bei meinem eigenen Schneider machen lassen zu dürfen. Nun, wer „der eigene Schneider“ war, können Sie sich denken. Christian Süßmilch und ich wollten uns beinahe todt lachen über diesen genialen Witz; und wir beschlossen sofort an's Werk zu

gehen und ein Meisterstück zu liefern, das unserm „eigenen Schneider" Ehre machen sollte. Aber, o des Jammers! Papa Süßmilch war hinter unsre „verdammten Schliche" gekommen, wie er in seiner banausischen Redeweise die Weihestunde der Freundschaft und Arbeit zu nennen beliebte. Er hatte eine griechische Grammatik entdeckt, die Christian beim Eintritt des böotischen Vaters in die Hölle unter die Lumpen zu schleudern pflegte und die Folge dieser entsetzlichen Entdeckung war die, daß er zuerst einmal seine Elle auf dem Rücken des attischen Jünglings entzweischlug und zweitens ihm bei Androhung sofortiger Enterbung und Verbannung aus dem väterlichen Hause kategorisch befahl, in Zukunft allen Umgang mit mir gänzlich und durchaus abzubrechen. Weinend erzählte mir der treue Freund das Entsetzliche, als ich ihn Tags darauf an der Straßenecke begegnete, wie er eben ein fertiges Beinkleid zu einem der Kunden seines Vaters trug. „Aber ich beuge mich nicht länger unter diese Tyrannei," rief er mit einer Armschwenkung, die dem Demosthenes Ehre gemacht haben würde; „noch diesen einen Sklavendienst (und er schlug dabei mit der geballten Faust auf die sauber zusammengefalteten Inexpressibles) und dann gehe ich hinaus in die weite Welt. Willst Du mit?" Nur mit Mühe konnte ich

den armen Jungen beruhigen; ich wußte, daß ihm der Gedanke, mir nun nicht bei meinem Frack helfen zu können, weher that, als alles Andere. Ich erinnerte ihn an das Gebot, welches uns befiehlt, Vater und Mutter zu ehren, auf das es uns wohl gehe und wir lange leben auf Erden; ich sagte ihm, daß sein Vater doch endlich nachgeben werde; und was den Frack betreffe, so würde der Schüler seinem Meister Ehre machen. — Christian schüttelte wehmüthig den Kopf: „Du wirst nicht fertig, Anastasius," sagte er, „Du wirst nicht fertig, auch angenommen, daß Du mit dem Zuschneiden zu Stande kommst." „Was gilt die Wette, Christian?" rief ich: „Du siehst mich heute über acht Tage bei der Einsegnung in der Kirche in dem Frack, den ich ohne Deine Hülfe machen werde, und Du sollst eingestehen, daß er gut gemacht ist. Gewinn' ich, schenkst Du mir Deinen Dompfaffen, gewinnst Du, gebe ich Dir die Odyssee in der Heyneschen Ausgabe. Willst Du?" — „Topp!" sagte Christian trotz seines Jammers lächelnd. „Ich sollte eigentlich nicht wetten, weil Du doch verlierst; aber wenn Du willst, so sei's."

„Nun, und wer gewann die Wette," fragte Sophie eifrig.

„Am nächsten Sonntag, in der Nikolaikirche,"

sagte Herr Bemperlein, und seine Stimme zitterte und seine Brillengläser wurden feucht; am nächsten Sonntag in der Nikolaikirche kniete ich zwischen vielen anderen Jünglingen an dem Altar, und die Orgeltöne fluteten durch die hehren Hallen, und der Priester murmelte den Segen Gottes über uns, aber ich hörte von allem nichts; ich sah nur immer nach der Empore hinauf zu einem Knaben mit langen braunen Haaren und braunen Augen, der mir Kußhände zuwarf und dessen liebes Gesicht vor Stolz und Freude darüber, daß sein Freund, gegen all sein Erwarten, so stattlich aussah, erglänzte und der, als an mich die Reihe kam, daß der Herr mich segnen und behüten möchte und sein Antlitz leuchten lassen über mich, fromm die Hände faltete und mit gebeugtem Haupt für mich inbrünstig lich betete."

Bemperlein schwieg. Er hatte die Brille, die immer trüber geworden war, abgenommen und rieb die Gläser mit dem seidenen Taschentuche wieder blank.

„Und was ist aus Christian geworden?" fragte Franz.

„Er ist jetzt Professor der alten Sprachen an einem belgischen hochberühmten Lyceum; seine Grammatik über den dorischen Dialect ist epochemachend für die Sprachwissenschaft. Ich hatte vorgestern einen sechzehn Seiten langen Brief von ihm."

„Und was iſt aus dem Frack geworden?“ fragte Sophie.

„Er hängt noch heut zu Tage wohlerhalten als theures Andenken in meinem Schrank,“ erwiderte Herr Bemperlein, die Brille wieder aufſetzend und Sophie ſchalkhaft anlächelnd; „ja, und was noch mehr ſagen will: er paßt mir noch heute ſo gut, als er mir damals paßte, und ich kann mich in ihm jederzeit vorſtellen, falls mein gnädiges Fräulein an der Wahrheit dieſer wahrhaftigen Geſchichte zweifeln ſollte.“

„Wollen Sie mir eine Bitte erfüllen, Bemperchen?“ ſagte Sophie mit ungewöhnlichem Ernſt, ihm die Hand entgegenſtreckend.

„Jede!“ ſagte Bemperlein mit Enthuſiasmus, die Hand des Mädchens ergreifend.

„Laſſen Sie ſich zu meiner Hochzeit keinen neuen Frack machen, ſondern kommen Sie in dem alten, der für Sie durch ſo herrliche Erinnerungen geweiht iſt.“

„Iſt das Ihr Ernſt?“

„Zweifeln Sie daran?“

„Nun gut,“ ſagte Herr Bemperlein, Sophie die Hand küſſend, „ich will in dem Frack, den ich mir zu meiner Confirmation ſelbſt gemacht habe, Ihr Brautführer ſein.“

Die kleine Geſellſchaft beendigte ihr kaltes Abend-

brot und begab sich in das trauliche Wohnzimmer zurück, wo Sophie den Thee bereitete, während Franz ging, sich nach des Geheimraths Befinden umzusehen. Er kam mit der erfreulichen Kunde zurück, daß Papa, seit dem Beginn seiner Krankheit zum ersten Male, in einem ruhigen erquickenden Schlafe liege, in welchen er, wie der Diener, der diese Nacht bei ihm wachte, erzählte, „alsbald gefallen sei, nachdem er noch eine Zeit lang mit gefalteten Händen abgebrochene Worte gemurmelt hatte."

Franz sagte, daß die Reconvalescenz von diesem Augenblick rasch fortschreiten werde und daß er jetzt die beste Hoffnung für eine möglichst vollständige Wiederherstellung habe. Sophie umarmte und küßte ihn für diese frohe Botschaft und Herr Bemperlein schwur, daß er von heute Abend an außer den vier heiligen Evangelisten noch einen höchst unheiligen, Namens Franziskus, kenne und verehre.

Sie hatten sich um den Kamin herumgesetzt. Der Dampf der Theemaschine und der Rauch der Cigarren, welche sich die Herren angezündet hatten, stieg in Wolken zu dem olympischen Zeus hinauf, der nun zu einem behaglichen Jupiter Xenius wurde. Franz war in einer eigenthümlich aufgeregten Stimmung, die sich Sophie durch die Freude über die günstige

Wendung, welche die Krankheit des Vaters genommen hatte, erklärte, die aber einen noch ganz andern Grund hatte. Es war die nervöse Erregung, die auch den Muthigsten vor dem Beginn der Schlacht überkommt, und Franz fühlte und wußte, daß der Kampf des Lebens heute für ihn in Wahrheit entbrannt war. Hatte er doch die ernstesten Verpflichtungen, die von unabsehbaren Folgen für seine, für Sophiens Zukunft sein konnten, übernommen! Lag doch von heute an die ungeheuerste Verantwortung auf seinen Schultern! Sah er doch plötzlich das Meer, auf welchem das Fahrzeug seines und ihres Glückes schwamm, von den gefährlichsten Klippen angefüllt, die sicher zu durchsteuern es eines allzeit klaren Kopfes, eines allzeit muthigen Herzens, einer allzeit festen Hand bedurfte! Sophie ahnte nicht, was ihr Verlobter empfand, als sie jetzt, in Gemeinschaft mit Bemperlein, anfing, sich die Zukunft nach ihrem Geschmack auszumalen — ein kleines behagliches Paradies voll Ruhe, Frieden und Sonnenschein.

„Sie müssen auch heirathen, Bemperchen;“ rief sie.

„Mit dem größten Vergnügen;“ erwiderte Herr Bemperlein; „finden Sie nur erst die Hauptsache.“

„Das wäre?“

„Ein Mädchen, das mich lieben will und das ich lieben kann.“

„Ich werde ihnen eins aussuchen, Bemperchen. Ich kenne ihren Geschmack; und weiß ganz genau, wie die zukünftige Frau Professor Bemperlein beschaffen sein muß."

„Da wäre ich doch neugierig;" sagte Herr Bemperlein, sich behaglich in seinem Lehnsessel zurechtrückend.

„Zuerst," sagte Sophie, „was das Aeußere betrifft – denn Sie legen doch auch etwas Gewicht auf das Aeußere, Bemperchen, oder nicht?"

„Doch, doch!" sagte Bemperlein eifrig.

„Nun wohl! so darf ihre Zukünftige nicht eben groß sein."

„Weshalb nicht?"

„Weil Sie selbst kein Riese sind, Bemperchen, und Sie wissen: nur Gleich und Gleich gesellt sich gern. Ich schlage deshalb vor, daß sie zierlich und manierlich ist, ein hübsches kleines Figürchen mit dunkelm Haar und dito Augenpaar, gewandt, anstellig, munter und beweglich. Sind Sie's zufrieden?"

„Hm!" sagte Herr Bemperlein; „nicht übel; gar nicht übel! Weiter!"

„Sodann, was die Vermögensumstände angeht, so darf sie nicht reich sein. Sie wissen, weshalb?"

„Weil ich mit dem Gelde doch nichts anzufangen wüßte?"

„Justement. Habe ich Recht?“

„Vollkommen. Aber nun erklären Sie mir noch nachträglich, weshalb die in Frage stehende Dame gerades braunes Haar und braune Augen haben soll?“

„Ich habe, so viel ich weiß, nur von dunkelm Haar und dunkeln Augen gesprochen; aber wenn Sie die braune Farbe gerade vorziehen, Bemperchen —“

„Ich vorziehen!“ sagte Herr Bemperlein eifrig, „ich vorziehen! Warum nicht gar.“

„Bemperchen, Sie sind roth dabei geworden! die Sache ist verdächtig! Meinst Du nicht auch, Franz?“

„Höchst verdächtig,“ bestätigte Franz; „ich trage darauf an, daß der Inculpat auf das allerschärfste inquiriret und auf jede Weise zu einem offenen und umfassenden Geständniß persuadiret werde.“

„Ja er soll gestehen; er soll gestehen!“ rief das übermüthige Mädchen in die Hände klatschend; „er soll sich über diese verrätherische Röthe seiner Wangen verantworten. Angeklagter! ich frage Sie auf Ihr Gewissen: kennen Sie eine Dame mit braunem Haar und Augenpaar?“

„Aber, wie Sie auch fragen, Fräulein Sophie?“

erwiderte Herr Bemperlein, noch röther werdend wie vorhin.

„Eure Rede, Angeklagter sei ja, ja! oder nein, nein! Was drüber ist, ist vom Uebel.“

„Nun denn: ja!“ sagte Herr Bemperlein lachend.

„Haben Sie, als Sie von dem braunen Haar und Augenpaar sprachen, an diese Dame gedacht?“

„Ja,“ antwortete Herr Bemperlein nach einigem Zögern.

„Da haben wir's! Er hat an sie gedacht! Er hat an sie gedacht!“ rief Fräulein Sophie und schnippte vor Vergnügen mit den Fingern.

„Aber, wer ist sie?“ warf Franz ein.

„Wir werden es gleich erfahren. — Angeklagter, wohnt sie in dieser Stadt?“

„Ja.“

„Franz, nimm zu Protokoll: sie wohnt in dieser Stadt. Angeklagter, Sehen Sie sie oft?“

„Nein.“

„Hm! haben Sie sie heute gesehen?“

„Aber, Fräulein So—“

„Keine Ausflüchte! Haben Sie sie heute gesehen?“

„Nun, ich merke schon, ich komme besser weg, wenn ich nur gleich Alles offen gestehe,“ sagte Herr

Bemperlein der trotz seiner Bemühung, unbefangen auszusehen, immer befangener geworden war. „So hören Sie denn, gestrenger Herr Untersuchungsrichter und Sie, diabolisch lächelnder Herr Beisitzer, die sonderbare Geschichte, die mir heute passirt ist und die eigens darauf angelegt scheint, mich aus einer Verlegenheit in die andere zu bringen."

„Erzählen Sie, Bemperchen! erzählen Sie," rief Sophie; „die Sache wird romantisch."

„Nun denn, Sie wissen, Fräulein Sophie, daß Grenwitzens heute Morgen in die Stadt gekommen sind.

„Wir sind davon unterrichtet. Weiter Angeklagter!"

„Sie wissen aber noch nicht, daß die Baronin gleich nach ihrer Ankunft an mich geschrieben und mich gebeten hat, sie noch im Laufe des Tages zu besuchen. Sie habe über eine Sache von der äußersten Wichtigkeit mit mir zu sprechen."

„Die Sachen der Baronin sind immer von der äußersten Wichtigkeit," meinte Franz.

„Das wußte auch ich und beeilte mich deshalb nicht eben mit meiner Visite. Gegen Abend indessen, kurz vorher, ehe ich hierher kam, war ich dort."

„Nun, und um welche Bagatelle handelte es sich?"

„Ich habe es nicht erfahren, denn ich hatte nicht das Glück, vorgelassen zu werden. An der Hausthür

begegnete ich Herrn Timm, der in solcher Eile war, daß er mich fast über den Haufen lief und eben nur noch Zeit hatte, zu sagen: Wie zum Teufel kommen denn Sie hierher, Bemperlein? Im Vorzimmer, in welches mich der Bediente gewiesen hatte, traf ich Mademoiselle Marguerite."

„Hat sie braune Augen, Bemperchen?"

„Sie hat braune Augen, Fräulein Sophie, sehr schöne braune Augen, die in diesem Augenblicke um so glänzender erschienen, als sie voll heller Thränen standen."

„O!" sagte Fräulein Sophie, unwillkürlich aus ihrem lustigen Ton fallend, „weshalb denn?"

„Weiß ich es? Ich war, weil ich Niemand im Zimmer vermuthete, ohne anzuklopfen eingetreten. Bei meinem Erscheinen fuhr die junge Dame, welche mit dem Kopf auf dem Tisch schluchzend dasaß, empor, und suchte, so gut es gehen wollte, ihre Thränen zu verbergen. Sie erwiderte auf meine Frage, ob die Baronin zu sprechen sei: sie wolle gehen und nachsehen. Sie ging aber nicht, wenigstens nur bis an die nächste Thür, wo sie stehen blieb, um abermals in Thränen auszubrechen. Sie können sich meine Verlegenheit denken. Ich kann Niemand weinen sehen, geschweige denn ein so junges, armes, hülfloses Ge-

schöpf, wie Mademoiselle Marguerite. Ich trat also auf sie zu, faßte sie bei der Hand — ich konnte bei Gott nicht anders — und sagte — was sollte ich sonst sagen? — weshalb weinen Sie, Mademoiselle? Ihre Thränen flossen nur noch reichlicher. Ich wiederholte meine Frage wieder und wieder. Je suis si malheureuse! war Alles, was sie endlich herausschluchzte. Dabei blieb es. Das arme Kind that mir von Herzen leid. Ich fragte, ob ich ihr helfen könne? Sie schüttelte weinend den Kopf. Ich suchte sie zu trösten, und sagte Alles, was man in einer solchen Situation zu sagen pflegt. Nach und nach wurde sie ruhiger, trocknete sich die Augen, drückte mir die Hand und sagte: Oh, combien vous êtes bon. Damit schlüpfte sie aus der Thür. Ich war so klug, als ich vorher gewesen war Nach einigen Minuten kam nicht sie, sondern Baron Felix, um mir zu sagen, daß seine Tante unendlich bedaure, mich heute Abend nicht mehr sehen zu können. Sie sei von der Reise zu angegriffen. Ich möchte morgen wieder kommen. Da Baron Felix es ebenfalls sehr eilig zu haben schien, empfahl ich mich schleunigst. Als ich schon in der Thür war, rief er mir nach: Apropos, Herr Bemperlein, wissen Sie nicht, wann der Doctor Stein zurückkommen wird? „Ich glaube, in diesen Tagen,"

erwiderte ich und ging. Da haben Sie meine romantische Geschichte."

„Die Manches zu denken giebt," sagte Franz. „Ich möchte nebenbei auch wohl wissen, wann Oswald zurückkommen wird. Er sollte eigentlich schon hier sein."

In diesem Augenblick kam das Mädchen herein, um Franz eine Karte zu bringen.

„Ist der Herr noch draußen?" rief Franz aufspringend.

„Nein, Herr Doctor. Er fragte, ob Sie allein wären. Ich sagte, Herr Pemperlein sei noch im Zimmer. Da sagte er, er wolle ein ander Mal wieder kommen und ging fort."

„Wer ist es?" fragte Sophie.

„Oswald!" erwiderte Franz. „Fatal; ich hätte ihn gern gesprochen."

Fünftes Kapitel.

Oswald war vor einigen Stunden in Grünwald angekommen. Der frühe Herbstabend brach bereits herein, als er sich auf der Chaussee (denn einer Eisenbahn erfreute sich damals dieser Theil der preußischen Vendée noch nicht) der alten Stadt näherte. Die hohen Thürme dämmerten wie Ossianische Riesenleiber durch den wogenden grauen Nebel; Nebel zog auf den tiefen Wiesen zwischen der Chaussee und dem Meere, Nebel wallte auf der weiten Wasserfläche zwischen dem Festlande und der Insel.

Oswald hüllte sich fröstelnd dichter in seinen Mantel und drückte sich in die Ecke des Cabriolets. Was sollte er in Grünwald? Was wollte er in Grünwald? Er wußte es selber nicht. Auch die kleinen von den Nordoststürmen kahlgefegten Bäume an der Wegseite, die an seinem dumpfen Blick in öder Monotonie vorüberhuschten, wußten es nicht; auch die starknochigen Postgäule, die von der Nässe triefend, vorübergebeugten

Kopfes mechanisch dahintrotteten, wußten es nicht; auch der alte, schnauzbärtige Conducteur, der vor lieber langer Weile sein Passagierliste zum hundertstenmale aus der Seitentasche heraushelte und durchblätterte, wußte es nicht. Es wußte es eben Keiner, es hätte denn die Krähe sein müssen, die sich im Walde verspätet hatte und jetzt einsam und melancholisch über den Postwagen weg zur Stadt zog und im Nebel verschwand.

Einsam und melancholisch! und doch durfte sie sicher sein, in den Thürmen der altersgrauen Kirchen, auf den langen Dächern der hohen Giebelhäuser eine Schaar von Brüdern und Schwestern zu finden, die sie mit heiserem Geträchz willkommen heißen würden; und irgendwo ein Mauerloch, in welchem sie über Nacht, während der kalte Nachtwind durch die Schalllöcher und um die Schornsteine pfiff, von dem sommerlichen Leben im grünen Tannenwalde behaglich träumen konnte. Wer aber harrte seiner in der grauen öden Stadt? wo sollte er einen Ruheort finden? Die Krähen haben ihre Nester und die Füchse haben ihre Höhlen; aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege. Möglicherweise durch seine Schuld vielleicht — gewiß durch seine Schuld; aber, so oder so, die Sache bleibt dieselbe . . .

Und die Bäume tanzen immer gespenstischer an dem Wagen vorüber; und die Gäule schütteln immer ungeduldiger die schweren Kummete, und der Nebel ballt sich immer dichter und finsterer zusammen, und durch den dichten, finsteren Nebel schauen trübäugig einzelne Lichter, und jetzt schlägt der Huf der müden Pferde auf das Pflaster, und jetzt rollt der Wagen über die Zugbrücke, durch das enge Thor in die engen, winkligen, schlechtgepflasterten Straßen der Stadt und hält vor dem Postgebäude still. Die plötzliche Ruhe nach dem viele Stunden langen Klappern, Schütteln und Stoßen ist unendlich süß für den, welcher das Ziel seiner Reise erreichte, und unbeschreiblich unheimlich für den, dessen Reise kein Ziel hatte, oder dem das erreichte Ziel kein erwünschtes ist. Er möchte, das Klappern, Schütteln und Stoßen begönne von Neuem, und es klapperte, schüttelte und stieße ihn weiter und weiter, von allen Menschen weit in die ewige Nacht.

Aber er ist in einer civilisirten Stadt unter civilisirten Menschen, die keine Sympathien für Ueberschwänglichkeiten irgend welcher Art haben und der Meinung sind, daß es für einen Herrn, so mit der Schnellpost zur reglementsmäßigen Stunde, sieben ein halb Uhr Abends, in Grünwald angekommen, schick-

lud sei, dem Conducteur ein Trinkgeld zu geben, ihn beschwerdentlich zu bitten, den Koffer und die Hutschachtel, auf welchen in leserlichen Zügen „Doctor Stein, Passagiergut, von Passew nach Grünwald" geschrieben steht, aus den übrigen Koffern und Hutschachteln herauszusuchen, und sodann selbige Sachen durch den langen brummigen Kofferträger in die „Stadt Petersburg" tragen zu lassen, allwo besagter Doctor Stein noch von der Zeit her, als er unter Professor Berger's Auspicien seine Examina in Grünwald absolvirte und mit diesem Gelehrten in der Trinkstube des Hotels so manche Flasche Wein ausstach, noch in gutem Andenken zu stehen glaubt, und wo ihn jetzt Niemand kennt, da der alte Wirth vor einigen Monaten gestorben ist und der neue Wirth auch ein neues Dienstpersonal mitgebracht hat.

In Folge dessen betrachtet ihn der Zimmerkellner als einen Fremden in des Wortes eigentlichster Bedeutung und behandelt ihn demgemäß, während er ihm das rothe Fremdenbuch präsentirt. Herr Drostein? Danke! Doctor D. Stein?! Ah! bitte um Entschuldigung! glaubte, es sei ein Name! Werden der Herr Doctor eine längere Zeit die Ehre schenken? Nein? Jetzt grade viel Leben in Grünwald: Theater, Pferderennen, Studentenball . . . Doctor Braun? kenne ihn

ſehr gut, behandelt unſere Hôtelkranken, ſeitdem den Geheimrath der Schlag gerührt. War heute noch im Hôtel. Wohnung? ganz in der Nähe, in der Poſtſtraße, rechts das zweite Haus, gleich neben dem des Geheimraths. Befehlen der Herr Doctor zu ſeriren? Keinen Appetit? ſchade! ſehr ſchöne, friſche Auſtern. Natives. Sonſt nichts zu befehlen? Trinkwaſſer? Waſchwaſſer? ſoll ſogleich gebracht werden.

Ein ödes, unwohnliches Gemach; zwei eben angezündete Kerzen auf dem Tiſch vor dem Sopha; ein Koffer auf dem Geſtell, eine Hutſchachtel auf dem Stuhl daneben; ringsumher Stille, nachdem der Tritt des Kellners auf dem langen ſchmalen Corridor verhallte — dieſe Situation iſt wenig dazu angethan, einen Melancholiſchen heiter zu ſtimmen. Oswald beeilte ſich, aus dem Gemache und aus dem Hauſe zu kommen.

Es war urſprünglich ſeine Abſicht geweſen, Franz aufzuſuchen, den Einzigen in Grünwald, von dem er eines herzlichen Empfanges, eines freudigen Willkommens verſichert ſein dürfte. Aber Kinder ſchließen im Dunklen die Augen, damit es ganz finſter um ſie wird, und Hypochonder ſcheuen oft ihre Freunde, um durch nichts in dem Gefühl des Verlaſſenſeins, in welches ſie ſich mit einer Art von Wolluſt tiefer und tiefer

hineinwühlen, gestört zu werden. Es giebt keine gefährlicheren Kranken, als die, welche nicht gesunden wollen; keine tiefer Unglücklichen, als die, welche den Mangel des Glücks gar nicht mehr für ein so großes Unglück halten.

Ein solcher kranker Unglücklicher wanderte an diesem Abend ziellos und zwecklos durch die Straßen von Grünwald. Er hatte sich niemals eben sehr heimisch gefühlt in dieser Stadt; aber so wildfremd, wie heute, war sie ihm selbst in den allerersten Tagen seines ersten Aufenthaltes nicht erschienen. War es nur die Folge seiner düsteren Stimmung, war es der dunkle, neblige Abend — er erkannte die Straßen, die Plätze, durch die er doch schon so oft gewandert war, gar nicht wieder, und wenn er sich wirklich an Dies oder Jenes zu erinnern glaubte, so war es nur, wie man in einem Traum Unbekanntes und Weites, Nahes und Fernes chaotisch durcheinander mischt. Endlich geriet er in eine der Straßen, die nach dem Hafen führen. Hier war er mehr zu Hause, denn der Hafen mit seinem Gewimmel von Booten und Schiffen, seinem Meerdunst und Theergeruch, seinen monoton klingenden Matrosenliedern und rastlos klopfenden Hämmern und Beilen und knirschenden Sägen war ihm der liebste Punkt der Stadt

und das beinahe tägliche Ziel ſeiner Spaziergänge geweſen.

Aber auch an dieſer ſonſt einzig belebten Stelle der ſeit Jahrhunderten tief ſchlafenden und höchſtens in dieſem tiefen Schlaf von früherer Pracht und Herrlichkeit verworren murmelnden alten Hanſeſtadt war es heute Abend öde und todt. Hier und da ſchimmerte durch ein Cajütenfenſter ein Licht; dann und wann erſcholl von dem Verdeck eines Schiffes das Bellen eines Hundes oder der heiſere Ruf eines Matroſen — ſonſt Nacht und Schweigen allüberall.

Er wanderte auf der weit in's Meer hineingebauten Mole, an der nach der Seeſeite zu Fahrzeug neben Fahrzeug ankerte, bis zu der äußerſten Spitze. Hier ſtand er, in dumpfes Brüten und Sinnen verſunken, lange Zeit und ſchaute mit untergeſchlagenen Armen in die dichte Finſterniß hinaus, die auf dem Meere lagerte und horchte auf das leiſe, gleichförmige Plätſchern des Waſſers, das unter ihm unaufhörlich an den Quadern des Dammes leckte und züngelte. War, was da vor ihm lag, ſein vielgeliebtes Meer, auf dem ſich ſeine Träume, ſeine Hoffnungen ſo oft mit dem Fluge der Möven gewiegt hatten? war es der dunkle Abgrund, in den ſeine Hoffnungen und Träume wie

die Schätze eines gescheiterten Schiffes auf immer unwiederbringlich versunken waren?

Drüben, jenseits der schwarzen Wasserwüste, lag die Insel, so nah und doch so fern, wie die Zeit, die er dort verlebte, die kurze Spanne Zeit, die Alles umschloß, was er von Glück und Frieden je im Leben gekannt hatte. Ein Fährboot, das von der Insel herüberkam, fuhr dicht an der äußersten Spitze der Mole, auf der er stand, vorüber. Er hörte das taktmäßige Eintauchen der schweren Ruder ins Wasser und das eigentümliche dumpfe Kreischen, das die Reibung derselben gegen die Pflöcke verursacht; er hörte die verworrenen Stimmen der nächtigen Passagiere; er konnte sogar, als sie näher kamen, einzelne Worte unterscheiden; er glaubte den Namen Helene gehört zu haben. Vielleicht war es auch nur eine Täuschung oder das Echo einer Stimme in seinem Herzen; aber es durchzuckte ihn mit seltsamer Gewalt und es überkam ihn auf einmal das Verlangen, den Ort aufzusuchen, wo, wie er wußte, das schöne Mädchen in diesem Augenblick weilte.

Er ging in die Stadt zurück; er kam über den Marktplatz. Er blieb vor dem Hause stehen, in welchem Berger gewohnt hatte. Es war kein Licht in den Fenstern. Er konnte bei dem Schein einer La

terne sehen, daß die grünen Jalousien geschlossen waren, wie in einem Hause, welches der Besitzer verlassen hat. Von dem Thurm der Nicolaikirche erschollen die feierlichen Accorde eines Chorals, mit dem man, alter Sitte gemäß, in Grünwald allabendlich um neun Uhr dem dahingeschwundenen Tag Lebewohl sagt. Für gewöhnlich schickt der Stadtmusikdirecter nur vier seiner Leute hinauf; aber an Tagen, wo Jemand von Bedeutung in der Stadt gestorben ist, seine halbe und manchmal seine ganze Capelle, je nach dem Wunsch der Verwandten, die ihrem Schmerz auf diese eigenthümliche Weise einen Ausdruck verschaffen wollen. Heute waren alle Stimmen doppelt und dreifach besetzt — der Gestorbene mußte eine gar gewichtige Person gewesen sein.

Oswald hörte zu, bis der letzte Ton verklungen war. Er dachte an den Tod und an das große Geheimniß, welches das Grab nicht erschließt, sondern nur noch dunkler macht und wie glücklich doch die Menschen sein müßten, die in dem Glauben an den Heiland und Erlöser ihre Zuversicht finden . . .

Das langgezogene Heraus! des Postens vor der Hauptwache riß ihn aus seinen Träumereien. Die quäkende Stimme eines jugendlichen Helden kommandirte: Gewehr auf! Gewehr ab! Helme ab zum Ge-

bet! Frömmigkeit auf Commando — Herzensergießung nach dem Paragraphen des Wachdienstes — warum nicht? In einem wohlgeordneten Staate muß Alles geregelt sein.

„Warum bist du," sprach Oswald bei sich, während er weiter schritt, „nicht ein Pedant unter Pedanten, da dir das Schicksal nun einmal misgönnt, unter Römern ein Römer zu sein? Weshalb sträubst du dich gegen den Kamm, über den sich alle diese guten Schafe geduldig scheeren lassen? Du könntest es ja doch auch so bequem haben, wie Andere! Es mag sich, Alles in Allem, gar nicht so schlecht in dem Großvaterstuhl eines Amtes, wie Berger es ausdrückt, sitzen; die Schlafmütze einer Würde mag vor manchem Rheumatismus, der einen sonst aus der windigen Welt anweht, schützen und wer ein tugendsam Weib hat, der lebt noch einmal so lange, und wenn er dann nun doch endlich gestorben ist, so blasen sie hoch vom Thurm, daß die ganze Stadt es vernimmt und für das Heil seiner Seele betet."

Ueber ihm rauschten die hohen Bäume, mit denen die Verstadtestraße, in welcher die Pensionsanstalt des Fräulein Bär lag, besetzt war. Der Nachtwind hatte die dichte Nebeldecke zerrissen und die Sichel des zunehmenden Mondes schwankte durch die gespen-

fisch flatternden Wolken. Ein Reiter jagte nach der Stadt zu an ihm vorüber. Das Thier schnaufte und die Funken sprühten. Im nächsten Moment hallte der Hufschlag auf dem Pflaster schon dumpf und fern, wurde wieder lauter und wieder dumpfer und verhallte endlich ganz. „Gewiß Jemand, der nach dem Arzt reitet — ein Gatte vielleicht, dessen Frau in Kindesnöthen, ein Vater vielleicht, dessen einziger Sohn im Sterben liegt.“ — Oswald dachte an die Nacht, in welcher Brune starb, und an den grausigen Ritt über die Haide von Grenwitz nach Faschwitz. Wenn Brune am Leben geblieben wäre! Es war Oswald, als würde dann Alles anders gekommen sein; als wäre er erst durch den Tod des vielgeliebten Knaben so grenzenlos arm geworden; als hätte er mit ihm gegen eine Welt in Waffen ankämpfen können. Mit ihm und für ihn! Für Brune wäre ihm kein Opfer zu schwer gewesen, selbst nicht das Opfer seiner Liebe zu Helene. Brune, aber auch nur ihm, hätte er das schöne Mädchen gern und willig gegeben. Gegeben? Was hatte denn er zu vergeben? er, der Bettler?

Da stand er vor dem Hause, welches er suchte, und lehnte sich an das eiserne Gitter des Gartens. In dem Hause war kein Fenster mehr erleuchtet. Die

Verehrerinnen mußten schon zur Ruh gegangen sein. Er dachte an die Sommernächte, wenn er im Park von Grunwik stundenlang nach dem offnen Fenster mit den herabgelassenen Verhängen emporschaute, aus dem die Töne des Claviers durch die stille, weiche Luft zu ihm herüberwehten; und dann noch stunden lang, wenn das Licht hinter den rothen Verhängen erloschen und die Musik verstummt war, zwischen den Beeten und unter den Buchen des Walles auf und nieder wandelte, manchmal bis der erste Purpurstreif im Rosenbusch den östlichen Horizont säumte und die Vögel in dem dichten Gezweig über ihm schlaftrunken zu zwitschern begannen. . . .

Ein Windstoß sauste durch die beiden hohen Pappeln rechts und links von der Pforte und zischelte unheimlich in den dürren Blättern. In dem Hause klirrte ein Fensterladen — ein Hund in einem Nachbarhofe begann zu heulen. . . .

Conrad schauderte, wie im Fieber. Die momentane Aufregung nach einer langen Fahrt im Postwagen war vorüber; er fühlte sich matt und krank. Er schnürte seinen Ueberrock fester zu und wankte sich, in die Stadt zurückzukehren. Ein Wagen kam ihm im schnellsten Rollen entgegen. Ein Reiter mit einer Laterne in der Hand sprengte voraus — derselbe wohl,

der vorhin, wie toll, durch die schwarze Nacht in die Stadt gejagt war.

Sollte es wohl Doctor Braun sein, der da fährt? — der Gedanke, den Freund möglicherweise nicht zu Hause zu treffen, erweckte in Oswald den Wunsch, ihn zu sehen und zu sprechen. In wenigen Minuten — denn die Entfernungen in Grünwald sind nicht eben bedeutende — stand er vor dem Hause, welches ihm vom Kellner als Franz' Wohnung bezeichnet war. Das Mädchen, welches die Hausthür öffnete, sagte, der Herr Doctor sei nebenan beim Geheimrath; er sei des Abends stets beim Geheimrath. Dort erfuhr Oswald, daß Herr Bemperlein im Salon sei — Bemperlein, der Einzige, mit Ausnahme des alten Baumann, der von seinem Verhältnisse zu Melitta wußte, der Einzige, vor dessen Begegnung er zurückbebte, dessen vorwurfsvoller Blick — im Falle er den Bruch des Verhältnisses erfahren; dessen warmer Händedruck — im Fall er von den letzten Ereignissen noch nicht unterrichtet war — ihm gleicherweise peinlich sein mußte.

Auf der Straße besann er sich erst, daß sein Herkommen, nachdem er einmal dagewesen war, geradezu unerklärlich und lächerlich sei. Das verstimmte ihn womöglich noch mehr, als er es schon war. Er

hätte ich am liebsten in den Tiefen der Erde verbergen, im Schlaf die Misere des Lebens vergessen mögen. „Im Schlaf? weshalb nicht im Wein, wenn der Schlaf nicht zur Hand ist? „The best of life is but intoxication," sagt Lord Byron und dort, wo die einsame Laterne in der düstern Halle zwischen den Steinpilastern hervordämmert, ist der Eingang zum alten Rathskeller. Hinab die lange breite Treppe mit den niedrigen Stufen, hinab in den Bauch der Erde, wo man nichts fragt nach Gefühlen, die das Herz schwer, und nach Gedanken, die den Kopf wirbeln machen!

Sechstes Kapitel.

Der Rathskeller von Grünwald kann mit dem von Bremen nicht rivalisiren, ist aber doch noch immer ein stattlicher Keller. Die hohen weiten Hallen erstrecken sich unter dem ganzen Rathhaus fort bis tief unter den Markt, an dem es liegt. Es sind Räume genug da, die zu Trinkstuben und Trinksälen gedient haben, und noch heut jeden Tag dazu dienen könnten, aber es fehlt an dem Nothwendigsten, an den Trinkern. Die guten alten Zeiten von Grünwalds Macht und Glanz sind vorbei. Die diese Hallen bauten und mit Becherklang und Liedern und Gesprächen füllten — die ehrenwerthen ernsten Bürger mit den breiten Schultern, den breiten Kehlbärten und der breiten Wehr an der Seiten — sie schlafen alle einen festen, gesunden Schlaf auf den alten Friedhöfen, oder, wenn sie Raths- und andere hohe Herren waren, unter den großen Steinplatten, mit denen die Kirchen gepflastert sind und „erwarten allhier ein selige Auferstehung."

Ihre Enkel von heute drücken sich in engen dumpfigen Stuben herum und trinken schaales braunes Bier anstatt des feurigen goldigen Weines; so Mancher, dessen Ahnherr Tag für Tag, wenn der rosige Sommerabend über den hohen Giebeldächern lag oder der Winterstürm durch die engen dunkeln Gassen fegte, die breite Treppe hinabstieg, weiß gar nicht einmal, wie es unten in dem Keller aussieht.

Indessen so gar verlassen kann der Rathskeller von Grünwald nun doch wohl nicht sein. Das trübe Lämpchen über dem Eingang brennt Abend für Abend oft bis tief in die Nacht hinein, manchmal bis an den hellen Morgen, und der ehrsame Bürger, der sich bei einem Kindtaufsschmaus oder sonstiger Festivität über die Gebühr verspätet hat und nun mit Frau und Tochter in stiller Nacht durch die stillen Gassen nach Hause wandert und an dem Rathskeller vorüber kommt, sieht oft durch die trüben Fenstern ein ungewisses Licht dämmern, hört vielleicht auch verworrene, dumpfe Stimmen, die aus dem Bauch der Erde zu kommen scheinen, und zu dieser Stunde, an diesem Ort einen gar unheimlichen Eindruck machen.

Aber es sind keine Spukgeister, die, wie der ehrsame Bürger beinahe anzunehmen geneigt ist, dort unten die böses Wesen treiben, sondern lustige Kum-

vane, joviale, zum mindesten wenig pedantische Gesellen, welche den Werth und die Bedeutung eines guten Schoppens in guter Gesellschaft in einem guten Locale vollständig zu würdigen wissen; Männer zum Theil, denen das Leben durchaus nicht so vortrefflich mundet, daß sie nicht das Verlangen hätten, den staubigen, dumpfigen Geschmack desselben mit einem Glase Wein hinunterzuspülen; Andere, die zu Hause weder Kind noch Kegel haben und sich des Abends zwischen ihren Büchern zu langweilen beginnen; wieder Andere, die sich, dem Einerlei des Ehestandslebens zum Trotz, einmal eine lustige Nacht machen wollen; noch Andere, die ganz zufällig die breite Kellertreppe hinabgerathen und ein paar Stunden später, so breit die Treppe ist, nicht wieder hinaufklommen können: jüngere Gelehrte, Künstler, Schauspieler — wenn gerade welche am Orte sind — dann und wann ein Beamter oder Gutsbesitzer, das sind die hauptsächlichen Bestandtheile des Publikums, das sich in der großen Halle gleich links vom Eingang, manchmal auch — wenn man noch ungestörter sein will — in einem von der Straße abgelegenen, kleineren Raum allabendlich im Ratskeller von Grünwald zu versammeln pflegt.

Oswald kannte von seinem ersten Aufenthalte her

das Local wohl, obgleich er es nie zur Würde eines Stammgastes gebracht hatte. Er war gelegentlich mit Berger in dem Keller gewesen, ohne sich um die übrige Gesellschaft, die er etwa noch vorfand, zu kümmern. So hauchte ihn denn die feuchtkühle, mit dem Modergeruch der Jahrhundertjährigen Mauern und der frischen Blume heurigen Weines geschwängerte Atmosphäre, die ihn empfing, befremdet an und er fand, ohne viel zu suchen, den Weg zu der niedrigen Thür, die links in die Trinkstube führt.

Es war in diesem Augenblicke außer dem Aufwärter Niemand in dem langen, gewölbten, spärlich erhellten Raum, als ein einzelner Gast, der mit dem Rücken nach der Thür saß und sich durch Oswald's Eintreten keineswegs in der angenehmen Beschäftigung des Austernessens stören ließ. Oswald, der, etwas von ihm entfernt, an einem der kleinen runden Tische Platz genommen hatte, bemerkte nicht ohne einige Verwunderung den Berg von Schaalen, der sich vor dem unermüdlichen Esser bereits aufgethürmt hatte, und noch lange nicht seine höchste Höhe erreicht zu haben schien. Zum mindesten lehnte sich der Mann nur von Zeit zu Zeit in seinen Stuhl zurück, um mit augenscheinlichem Behagen ein Glas Rheinwein zu schlürfen und ging dann stets wieder mit einem Eifer

aus Werk, der für die Güte der Austern nicht minder, als für die Vortrefflichkeit des Magens ihres Consumenten sprach.

Die letzte Schaale klappte auf den Berg herunter und die letzten Tropfen flossen aus der Flasche ins Glas.

„Sic transit gloria mundi"; sagte der Mann. — „Indessen, diese Gloria ist leicht wieder aufzufrischen. Ludovicus, bringen Sie mir noch ein Dutzend dieser wackern Meeresbewohner und eine halbe Flasche dieses höchst schätzenswerthen Josephhöfers."

Oswald horchte auf. Die Stimme war ihm sehr bekannt, sie erinnerte ihn an vergangene glücklichere Tage. Diese klare, frische Stimme hatte ihn schon manchmal erquickt und ermuthigt, wie den Gefangenen der Wind, der durch das offene Fenster seines Kerkers streicht; sie verfehlte auch heute nicht die gewohnte Wirkung auf sein verdüstertes Gemüth. Unter Allen war dieser Mann gerade derjenige, dessen Gesellschaft ihm heute Abend willkommen war.

So stand er denn auf, trat auf ihn zu und begrüßte ihn mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit.

„Ah! dottore, dottore!" rief der Austernesser in die Höhe fahrend, und die dargebotene Hand ergreifend. „Sie hier? Nun das ist doch mal ein gescheidter Einfall des sonst so dummen Zufalls! Lu-

devions, eine ganze Flasche statt einer halben und einige Dutzend Austern statt eines!"

„Bin ich Ihnen in diesem Augenblicke wirklich eine persona grata, Timm?" sagte Oswald, neben Albert Platz nehmend.

„Persona grata? In diesem Augenblick!" rief Albert Timm; „Du Oswalde, Du Oswalde! Ich habe Sie, bei Gott, seitdem wir in Greenwitz von einander Abschied nahmen, schmerzlich vermißt, und freue mich, wie ein Schneekönig, daß Sie endlich wieder hier sind. Wo zum Kuckuck haben Sie denn nur so lange gesteckt? Ich habe mich bei aller Welt nach Ihnen erkundigt. Seit wann sind Sie zurück?"

„Seit drei Stunden etwa."

„Und sind natürlich noch so nüchtern, wie Sie aus dem Postwagen gestiegen sind, Sie sehen wenig stens gerade so aus; Ludovice, Ludovice! wo der Schlingel bleibt! Endlich! Hier, Dottore, ist Speise für einen gesunden Magen und ein Labetrunk für ein krankes Herz! Stoßen Sie an! Willkommen in Oswalde!"

Und Herrn Timm's hübsches Gesicht lächelte so freundlich zu diesen freundlichen Worten, daß ein Mißtrauen in die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung die schwärzeste Undankbarkeit schien.

Oswald wenigstens fühlte sich durch dies so herzliche Entgegenkommen eines Mannes, um dessen Freundschaft er sich so wenig bemüht, ja dessen liebenswürdige Offenheit er mehr wie einmal mit schroffer Kälte erwidert hatte, auf das angenehmste berührt, um so mehr, als er sich noch einen Augenblick vorher über alle Beschreibung einsam und von aller Welt verlassen gefühlt hatte.

„Eine Liebe ist der anderen werth, Timm!“ sagte er, während dieser die Gläser wieder füllte. „Ich kann Ihnen sagen, daß ich mich von ganzem Herzen freue, gerade Ihnen an dem ersten Abend, den ich wieder in dieser Stadt verlebe, zuerst begegnet zu sein. Lassen Sie uns noch einmal anstoßen: auf gute Kameradschaft!“

„Ein Wort, ein Mann!“ rief Herr Timm, kräftig in Oswald's dargebotene Hand einschlagend. „Wir wollen redlich zusammenhalten. Weiß es Gott, es ist in diesem Krähwinkel kein Ueberfluß an Leuten, mit denen man zusammenhalten könnte und möchte. Aber dieser Bund zweier edlen Seelen muß auch in einem edleren Stoff gefeiert werden. Ludovice! eine Flasche Sect — aber vom besten und frappé — sonst bei den Gebeinen meines Keller, schlägt der Blitz meines Zorns in Deinen hohlen Schädel! Und nun

kommen Sie, Dottore mio, und erzählen Sie mir von Ihren Irrfahrten. Oder erzählen Sie mir das auch ein ander Mal und sagen Sie mir zuvörderst, denn das interessirt mich vor allem, ob die Fama nicht gelogen hat, die von den letzten Scenen des Trauer-, Schau- und Lustspiels Ihres Grenwitzer Lebens so purzelmännische Dinge in die Welt posaunt hat?"

„Ehe ich diese Frage beantworten kann," sagte Oswald, den die Austern, der Wein, Timm's Gesellschaft und die ganze Atmosphäre nach und nach in eine behagliche Stimmung versetzten, „muß ich vor Allem wissen, was denn die Fama so eigentlich berichtet hat?"

„Wollen Sie es wirklich wissen?"

„Ohne Zweifel."

„Nun, es cursiren zwei verschiedene Lesarten. Sie müssen mir aber nicht bös werden, Stein, wenn ich, ohne es zu wollen und zu wissen, irgend einen wunden Fleck in Ihrem Herzen berühre."

„Aber, Timm, halten Sie mich denn für ein Kind?"

„In gewisser Hinsicht sind und bleiben alle Menschen Kinder, Dottore, und Sie werden keine Ausnahme von der Regel machen. Was unserer Selbstliebe schmeichelt, geht uns so glatt herunter, wie eine

fette Auster; was unsere Eitelkeit verletzt, schmeckt uns wie Wermuth und Chinarinde. Eh bien! Die Einen sagen, Sie hätten eine Liebschaft zwischen Bruno — jammerschade nebenbei, daß der arme Junge so früh hat in's Gras beißen müssen — und Fräulein Helene begünstigt, seien deswegen mit Felix, der Sie im Namen der Eltern darob zur Rede gestellt, in einen Wortwechsel gerathen, bei dem Ihr Beide handgreiflich geworden wäret, so handgreiflich, daß Felix in dem Bemühen, Sie an die Luft zu setzen, ausgeglitten sei und sich den rechten Arm — Andere sagen den linken — einmal — Andere sagen zweimal — gebrochen habe."

„Der verdammte Schurke!" murmelte Oswald durch die Zähne, heftig eine leere Austernschaale zu den andern werfend.

„Sagte ich Ihnen nicht, daß es Sie ärgern würde, Dottore? Hier, sein Sie einmal kein Kind und spülen Sie Ihren Aerger mit diesem famosen Mum hinunter. Die andre Lesart ist nicht ganz so bitter."

„Lassen Sie hören!"

„Nach dieser zweiten Lesart soll nicht der Schüler, sondern der Lehrer selbst der Liebhaber, und nebenbei der begünstigte Liebhaber, der jungen Dame gewesen sein, und der Armbruch des Barons die unvermeid-

liche Folge einer Kugel, die Sie ihm in Gegenwart unterschiedlicher Zeugen nach allen Regeln der Kunst in die betreffende Extremität expedirten."

„Nun, und welcher Lesart geben Sie selbst den Vorzug?"

„Der letzteren natürlich, mein wackrer Junker aus der Mancha. Hier, Oswald, — es hört's kein profanes Ohr in diesen der Freundschaft und Liebe geweihten Hallen — stoßen Sie an und trinken Sie aus! aus, bis auf den letzten perlenden Schaum: ihr Wohl! ihr — klein geschrieben! das Wohl der Einzigen, Holden, Süßen, des Mädchens mit dem bläulich schwarzen Rabenhaar und den dunklen, meerestiefen Augen!"

„Nein, Timm!"

„Aus! sage ich, bei den Gebeinen der zehntausend Jungfrauen von Köln, aus! Wie, edler Don, schämt Ihr Euch nicht, die Dame Eures liebeüberfließenden Herzens zu verleugnen? und wem gegenüber zu verleugnen? mir, dem weisen Merlin, der ich das Gras kann wachsen und die Augen kann seufzen hören! Habe ich das Seufzen Eurer schönen Augen nicht gehört in den sonnigen Tagen, die nicht mehr sind, als Ihr und sie, zwei Kinder seltener Art, unter den Reinlichkeiten der Unschuld spieltet, und glaubtet, es

beobachte Euch keiner, selbst nicht der Schöpfer Himmels und der Erden, der euch den warmen Odem einblies, mit dem ihr lesend von süßer Minne flüstertet? Und habe ich es nicht gehört, wie euch die Schlangenzungen umzischelten? habe ich es nicht gesehen, mit welchem ingrimmigen Haß euch die Basiliskenblicke anstierten?! O, ich habe dies Alles und noch mehr gesehen und gehört, und ich wußte im Voraus, daß es so kommen würde, aber ich schwieg, denn Reden ist wohl Silber, aber Schweigen ist Gold und wer sich in Herzens angelegenheiten mischt, dem wäre besser, er ginge hin und setzte sich in die Nesseln."

„Sagen Sie, Timm, haben Sie — haben Sie sie gesehen, seitdem sie in Grünwald ist?"

„Ich habe sie gesehen, hoher Herr! nicht einmal, sondern viele Male, an der Seite anderer junger Huldinnen, unter denen sie erschien, wie die glühende Rose von Scron zwischen bescheidenen Gänseblümchen, dahinschreitend über Grünwalds Pflaster, durch Grünwalds Gassen — und die Pflastersteine auf den Straßen und die Mauersteine in den Häusern, sie bekamen Sprache und redeten und sangen: Gepriesen seist du, Gebenedeite unter den Weibern; Hallelujah!"

„Sie ist bei Fraulein Bär, nicht?" fragte Oswald, der es für thöricht hielt, einem so scharfsinnigen

Beobachter, wie Albert, gegenüber, seine Liebe für Helene ganz und gar in Abrede zu stellen.

„Ja, sie ist bei der Bärin, dieser Perle aller weiblichen Anmuth. Dort weilt sie und sitzt am Fenster und sieht die Wolken ziehen über die Wipfel der Pappeln hin — und wenn Sie des Mittags zwischen zwölf und eins dort vorübergehen wollen, so können Sie selbst sie dort sitzen sehen, wie ich sie sah, so oft ich zu dieser Stunde dort vorüberkam. Und immer hob sie ihre dunklen Augen, und immer blickte sie mich fragend an: Kannst Du von ihm mir keine Kunde sagen; von ihm, dem einzig heißgeliebten Mann? Ha, Oswald, ich, ein prosaischer Klotz, spreche in Versen, wenn ich des holden Kindes denke, und Sie, der Sie ein Dichter sind, wollen leugnen, daß Sie sie lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe? Schämen Sie sich, Sie sind nicht werth, daß ich mich so viel um Sie kümmere, wie ich es thue; daß ich in diesen Wochen vielleicht jeden Tag öfter an Sie gedacht habe, als Sie während der ganzen Zeit an mich. Aber Undank ist der Welt Lohn und — he, Ludovice, noch eine Flasche! ich werde mir in Zukunft über Sie und Ihr Schicksal nicht weiter den Kopf zerbrechen."

Timm stützte den Kopf in die Hand, wie es Os-

wald ſchon während der letzten zehn Minuten getha
hatte. Eine Pauſe trat ein, während der kahlköpfig
Ludwig eine friſche Flaſche Champagner in den Kühle
ſteckte, ſie ein paar Mal in dem Eiſe umdrehte, un
ſich darauf geräuſchlos, wie er gekommen war, wiede
entfernte.

Dieſer ſo plötzliche Uebergang aus einer über
ſprudelnden Heiterkeit in eine larmoyante Stimmung
war, zumal bei einer ſo äußerſt elaſtiſchen Natur, wi
die des Herrn Geometer Timm, etwas zu plötzlich
um ganz natürlich ſein zu können. Doch entging
Oswald, der mit ſeinen eigenen Gedanken zu ſehr be
ſchäftigt war, dieſe Beobachtung. Er glaubte an
Timm's Aufrichtigkeit und es ſchmeichelte ihm, be
einem Manne, den er bis dahin für ſo außerordent
lich leichtſinnig gehalten, ein ſo tiefgehendes Intereſſe
erweckt zu haben. Er füllte ſein und Albert's Glas
aus der friſchen Flaſche und ſagte mit Herzlichkeit:

„Ich bin nicht undankbar, Timm, ich bin es wirk
lich nicht, bin's auch in dieſem Falle nicht. Und
wenn ich an Ihre Freundſchaft bis jetzt nicht ſo recht
glaubte, ſo kam es daher, weil ich mir bewußt war,
ſie ſo wenig verdient zu haben. Stoßen Sie mit
mir an! Sie wiſſen, mit einem Melancholikus, wie
ich einer bin, darf man es nicht ſo genau nehmen!“

„Ja, das soll Gott wissen!“ rief Timm mit dem alten lustigen Gelächter, das lange blonde Haar, das ihm über die Stirn gefallen war, nach hinten schlagend und sein Glas mit einem Zuge leerend. „Und ich habe oft schon darüber gerathselt, wie ein Kerl wie Sie, der alle Anwartschaft auf den intensivsten Genuß des Lebens hat, zu einer Weltanschauung kommt, die sich einzig für kranke Kanarienvögel und andere Invaliden zu ziemen scheint. Wenn Sie aus Versehen niemals angefangen hätten, zu genießen, oder ihre Kraft im Genuß verbraucht hätten, wollte ich nichts sagen; aber da offenbar das Eine so wenig der Fall ist, wie das Andere; da Sie weder ein schwärmerischer Heiliger noch ein blasirter Roué sind, weder an Ueberkraft, noch an Ueberschwäche leiden, so wüßte ich wirklich nur Eines, was Ihnen fehlen könnte.“

„Und das wäre?“

Herr Timm stützte die Ellenbogen auf den Tisch und das glatte Gesicht in die weißen Hände und lächelte Oswald schlau an.

„Und das wäre, Timm?“

„Zehntausend Thaler jährliche Rente.“

Oswald lachte.

„Ein höchst prosaisches Mittel gegen den Weltschmerz.“

„Aber ein radicales, und das gerade bei Ihnen unfehlbar anschlagen würde."

„Weshalb gerade bei mir?"

Timm schenkte die Gläser wieder voll, zündete sich eine frische Cigarre an und sagte:

„Heine theilt, wie Sie wissen, die Menschen in zwei Klassen: in fette Griechen und magere Nazarener. Ich habe diese Unterscheidung stets eben so praktisch wie tiefsinnig gefunden. Jene glauben an die heilige Frau von Melos, diese beten zur schmerzensreichen Mutter. Der heitere fröhliche Genuß der guten Dinge dieser Welt ist für die Einen; mürrische Entsagung und grübelnde Asceſe für die Anderen. Damit nun Beide zu ihrem Rechte kommen, die Griechen sich ausleben und die Nazarener sich ausbeten können, müssen die Ersteren nothwendig Geld und zwar viel Geld haben, und die Letzteren arm und zwar sehr arm sein."

„Ehe Sie in Ihrer Auseinandersetzung weiter gehen, Timm, sagen Sie mir zuvörderst: in welche Klasse gehören denn Sie?"

„Zu beiden, oder in keine von beiden, wie Sie wollen. Ich habe den guten Magen, die gesunden Zähne, die feinen Sinne, mit einem Worte, die Genußsucht und die Genußfähigkeit der Griechen; aber

auch die den Nazarenern zur Ausübung ihrer specifischen Tugenden nöthige Zähigkeit und Genügsamkeit. Ich habe das unschätzbare Talent des Kameels, lange dursten zu können, ohne dabei den Muth und die Kraft zu verlieren — im Gegentheil, bei mir dient die Entbehrung nur dazu, den Appetit zu schärfen und den nächsten Trunk köstlicher zu würzen. Wenn ich die wüste Strecke durchlaufen habe, und — wie jetzt zum Beispiel — die Zweige der Mimose und die Fächer der Palme über mir wehen und der eiskalte Quell — wie jetzt zum Beispiel — aus der Flasche — wollte sagen aus dem Felsen schäumt und perlt — dann beuge ich meinen langen Kameelshals herab und trinke, trinke, trinke und segne die dürre, braune Wüste, die mir zu diesem göttlichen Durst verhalf."

Und Herr Timm stürzte ein volles Glas Champagner hinunter mit der hastigen Gier eines Wanderers, dessen Zunge am Gaume klebt.

Oswald betrachtete, den Kopf in die Hand gestützt, den übermüthigen Gesellen, ihm gegenüber, mit einem eigenthümlichen neidischen Wohlgefallen, so wie wir es zu empfinden pflegen, wenn wir Jemand über einen Graben springen sehen, der uns selbst zu breit ist. Wie scharf und keck, und, bei aller Schärfe und Keckheit, fein und geistreich war dies fast knabenhafte

glatte hübsche Gesicht! Wie gut stand ihm der übermüthige Hohn, der um die beweglichen Nasenflügel zuckte und die scharfgeränderten rothen Lippen krümmte! Wie flogen von diesen Lippen die Worte, so schnell wie gefiederte Pfeile, von denen jeder in's Schwarze trifft. Welche souveräne Verachtung aller Phrase, aller Ziererei, aller Lappen, mit denen Heuchler und Thoren die nackte Blöße bemänteln, sprach aus des Mannes ganzer Haltung, aus der Art, wie er den Kopf in den Nacken warf, oder den Dampf der Cigarre von sich blies, oder die Flasche aus dem Kühler nahm, umschüttelte und sich das alle Augenblicke leere Glas wieder voll schenkte! ... Wie leicht trug dieser Mann die schwere Bürde des Lebens! leicht wie ein Löwe mit dem geraubten Füllen über Hecken und Gräben springt.

Oswald hatte in diesem Augenblicke keine Lust, einen Blick in den bodenlosen Abgrund der Selbstsucht zu werfen, der sich unter der Fläche dieses, in lustigen Wellen tanzenden Humors verbarg. Die Zeit und der Ort begünstigten dergleichen moralische Analysen nicht. Hier in diesem tiefen, stillen, von dem Dämmerlicht zweier Kerzen spärlich erleuchteten Keller fühlte er sich tausend Meilen weit von allem irdischen Treiben entrückt. Er war, sich Vergessenheit zu trin-

ten, hierher gekommen. Er hatte, was er gewollt. Seine Stirn glühte, während er, dem Beispiele seines Gefährten folgend, ein Glas nach dem andern hinuntergoß. Er hatte sich seit langer, langer Zeit nicht so frei und glücklich gefühlt, wie in diesem Augenblick.

„Was nun Sie anbetrifft, edler Ritter," fuhr Timm fort: „so sind Sie ein Grieche, ohne die Mittel zu haben, es stets sein zu können und ohne die Anwartschaft, die Zeit, wo Sie es nicht sein können, der nächsten vergnüglichen Zukunft einfach auf die Rechnung zu setzen. Statt dessen spielen Sie den Nazarener und befinden sich dabei genau so wohl, wie ein Adler, dem man die Flügel und die Fänge beschnitten und einen Ring um das Bein gelegt hat. So schlägt nun die nicht verausgabte überflüssige Kraft nach innen und hemmt den normalen Gang Ihrer durchaus auf heiteres Genießen angewiesenen Natur. Es ist nicht das erste Mal, daß ich Sie auf diesen Widerspruch Ihres Wesens aufmerksam mache. Erinnern Sie sich, was ich Ihnen schon in Grenwitz sagte? Sie hassen den Adel, sie hassen die Reichen, sie hassen die Mächtigen, weil es Ihnen in allen zehn Fingern juckt, adlich und reich und mächtig zu sein. Stehen Sie mir doch mit Ihrem moralischen Fisle-

ganz von dem Adel der Gesinnung, dem Reichthum des reinen Herzens, der Macht der Wahrheit! Es ist ja Alles Trödelwaare für den, welcher weiß, wie es auf dem Markt des Lebens zugeht. Pah! was hat ein Mann von Ihrer Jugend, Ihrer Liebenswürdigkeit, Ihrer hübschen Frau — denn, weiß es Gott, Oswald, Sie sind ein verdammt hübscher Kerl — ein Mann, dem die Weiber ungebeten um den Hals fallen, mit Keuschheit; was hat ein Mann, wie Sie, von durchweg aristokratischen Neigungen und Tendenzen, mit der Armuth zu schaffen? Es ist ja geradezu lächerlich! Sie müßten nicht ein armer Schullehrer, sondern ein steinreicher Baron sein, wie diese Grenwitzen's, mit denen Sie nebenbei eine mit jedem Tage frappanter werdende Aehnlichkeit haben, dann könnten Sie ihr Leben genießen und sich hernach mit einigem Grund eine Kugel durch den Kopf jagen; dann könnten Sie die schöne Helene heirathen, könnten mit einem Worte thun oder lassen, was sie wollten. Deshalb wiederhole ich: Ihnen fehlen zehntausend Thaler jährliche Rente. Ich wollte, ich könnte sie Ihnen verschaffen. Ich thäte, was ich sollte ich sie sonst woher nehmen."

„Ich glaube, Sie wären dazu im Stande, Timm."

„Weshalb nicht? und wäre es auch nur aus

neugierte, zu ſehen, wie Sie ſich in dieſem Falle gegen Ihre alten Freunde benehmen würden."

„Ich würde es, davon ſeien Sie verſichert, mit dem Kammen machen, wie ich es als Junge mit den Kirſchen machte, die ich geſchenkt bekam, ich würde ihn mit meinen Freunden theilen."

Albert ſah Oswald, während dieſer mit geröthe ter Wange und erhobener Stimme ſo ſprach, ſtarr in die Augen. Plötzlich ſagte er, wie aus einem Traum erwachend:

„Ich bin ein ſchnurriger Kerl, Oswald, ſo un gläubig wie ein Heide und doch an allerlei Vorbe deutungen hängend, wie ein altes Weib. Als ich hier vorhin ſo einſam ſaß und meine Auſtern aß, da dachte ich: du haſt zufällig ein paar Thaler in der Taſche und möchteſt ſie gern mit einem guten Freund verkneipen. Und dabei kam ich wie Wallenſtein in dem bekannten Monologe auf die Frage: wer es wohl von allen denen, mit welchen ich hier Abend für Abend verkehre, mit mir am beſten und ehrlichſten meint, und daß es der ſein ſollte, der zuerſt zur Thür herein käme. Aber ſeltſam: es iſt, ganz gegen die Gewohnheit, Keiner von Allen gekommen! Statt deſſen kamen Sie, an den ich nicht im Entfernteſten gedacht hatte. Oswald, ich weiß nicht, wie Sie über

ergleichen denken, und es ist möglich, daß ich Sie mit meiner Bitte beleidige, ich bin es gewohnt, meine Freunde Du zu nennen. Wollen wir uns Du nennen?"

„Von Herzen gern," rief Oswald. „Hier ist noch für Jeden ein Glas in der Flasche.

„Und aus dem Glase, aus dem ich mit Dir Smelis getrunken, soll kein Anderer wieder trinken," rief Albert und schleuderte sein Glas an die Erde.

Oswald that desgleichen; aber der Klang der zerspringenden Gläser gellte schrill und häßlich durch sein Ohr, wie das Lachen schadenfroher Dämone.

Der kahle Ludwig, welcher an dem andern Ende der Halle hinter seinem Büreau gesessen und genickt hatte, fuhr bei dem Lärm in die Höhe und kam schlaftrunken herangeschlüpft, in der Meinung, man habe ihn gerufen.

„Wie ists, Oswald?" sagte Timm; „ich denke, wir trinken noch eine. Wir kommen so jung nicht wieder zusammen."

„Nein!" sagte Oswald; „laß es genug sein. Mir brennt der Kopf. Und ich muß morgen bei Hinz und Kunz Visiten machen. Was haben wir zu bezahlen?"

„Halt!" rief Herr Timm, Oswald in den Arm fallend. „Mein ist der Helm und mir gehört er zu!

Yurevics, wenn Du von diesem Herrn einen roten Heller nimmst, so zerschmettre ich diese leere Flasche auf Deinem kahlen Schädel. Hier! mach Dich bezahlt von diesem Wisch für heute Abend und für die letzten Male, und von dem, was übrig bleibt, kaufe Dir meinetwegen eine Perrücke, Yurevics!"

Bei diesen Worten hatte Herr Timm aus einem ansehnlichen Packet Banknoten, das er aus der Rocktasche nahm, einen Fünfundzwanzig Thalerschein gezogen und ihn dem Kellner eingehändigt, der über den plötzlichen Reichthum in den Händen eines seiner am schlechtesten zahlenden Gäste einigermaßen verwundert schien. Zum mindesten grinste er höchst eigenthümlich, als er den Schein entgegennahm, während Herr Timm das Packet mit der Miene äußerster Seelenruhe wieder in die Tasche schob und den Hut schief auf den Kopf drückend sang:

„Ich bin der letzte Gast im Haus,
Komm, leuchte mir zur Thür hinaus!
Dann sagen wir uns gute Ruh,
Da giebst Du einen Kuß dazu." . . .

Sie standen draußen auf der Straße. Der Nebel hatte sich gänzlich verzogen und der Mond schien klar vom dunklen Himmel. Die Laternen waren ausgelöscht und tiefe Schatten wechselten mit hellen Streifen in den engen Gassen zwischen den hohen Giebel

häusern. Ein Nachtwächter, der mit langem Spieß und unverwüstlichem Horn an der Straßenecke stand, rief die zwölfte Stunde ab. Sonst war Alles todtenstill auf den leeren Straßen, durch die Oswald und Albert jetzt Arm in Arm, wie es guten Freunden und Duzbrüdern zukommt, dahinschritten. Oswald, ungewöhnlich erhitzt und aufgeregt, Albert so munter und frisch, als ob er im Rathskeller von Grünwald nur Wasser getrunken hätte. Sie sprachen über die Herren vom Rath und vom Gymnasium, bei denen Oswald morgen Visite machen wollte, über Oswald's Gymnasialcarriere überhaupt, die Albert für einen so abenteuerlichen Plan erklärte, wie er eben nur einem edlen Manchaner in den Sinn kommen könne, bis sie vor der Thür des Hôtels anlangten. Hier wünschten sie sich gute Nacht. Oswald trat ins Haus; Albert schlenderte, die Hände in der Tasche, weiter die Hauptstraße entlang. Plötzlich aber blieb er stehen und schien sich einen Augenblick zu besinnen. Dann bog er in eine Nebenstraße und verschwand in einem Labyrinth von Gassen und Gäßchen, welche von kleinen gichtbrüchigen Häusern gebildet wurden, deren Aeußeres nicht besser war, als der Ruf, in welchem das ganze Quartier bei dem soliden Theile der Bevölkerung Grünwalds stand.

Siebentes Kapitel.

Die Dienstwohnung des Gymnasialdirectors Doctor Moritz Clemens prangte heute Abend in ungewöhnlichem Glanz. Nicht nur waren in der „guten Stube" und in der Wohnstube die Ueberzüge von sämmtlichen Sophas, Sophakissen und Stühlen entfernt und über die enthüllte Pracht herrlichster Stickereien das verschwenderische Licht zweier Lampen und eines Dutzend Stearinkerzen ausgegossen; auch das Studirzimmer des Directors auf der einen und das Wohn- und Schlafgemach der beiden Töchter auf der anderen Seite waren durch Wegräumung des Arbeitstisches hier und der Betten dort in Salons umgeschaffen und ebenfalls mit je einer Lampe und sechs Kerzen erleuchtet worden. Durch sämmtliche Räume wallte der aromatische Duft, welcher jedesmal entsteht, so oft auf die heiße Platte eines Ofens etwas Räucherpulver gestreut wird und der schon an und für sich hinreicht, jedes wohlgeordnete Gemüth in eine festliche Stimmung zu versetzen.

Die Familie Clemens ist in großer Toilette und harrt der Gäste, die da kommen sollen. Die Familie Clemens besteht aus vier Personen, aus Vater, Mutter und zwei erwachsenen Töchtern. Der Director Clemens ist ein Mann von etwa funfzig Jahren, der in seiner Jugend schön gewesen sein muß und noch immer für einen sehr hübschen Mann gelten kann. Er trägt das lockige braune Haar ziemlich lang und den Hemdkragen gegen die Mode der Zeit à la Byron über das umgebundene Halstuch geschlagen, was ihm, in Verbindung mit der etwas verschwommenen Weichheit seiner Züge einen idealen, um nicht zu sagen weibischen Anstrich giebt. Er ist sich dieses sanften Charakters seiner Erscheinung bewußt und thut Alles, denselben auf jede Weise zu erhöhen. Seine Rede ist sanft, seine Stimme ist sanft, seine Bewegungen sind sanft. „Ich heiße Clemens und suche meinem Namen Ehre zu machen", pflegt er bescheidentlich zu antworten, wenn ihm Jemand über die „vollendete Humanität" seines Wesens und seiner Erscheinung ein Compliment macht. „Humanität" ist sein drittes Wort. Der gelehrten Welt ist er durch sein moralphilosophisches Werk: „Läuterung des Menschen zur wahren Humanität" und dem größeren Publikum durch sein dramatisches Gedicht „Johannes auf Patmos"

bekannt, welches bereits in der Universitäts-Buchhandlung von Grünwald in zweiter Auflage erschienen ist und das Motto trägt: Homo sum, nihil humani mihi alienum puto.

Frau Director Clemens ist, zum mindesten in ihrer äußeren Erscheinung, das genaue Gegentheil ihres Gatten. Ihre Gestalt ist weit über das gewöhnliche Maß groß und breit und stark. Die Züge ihres Gesichts sind dem entsprechend plump und massiv; ihre Stimme ist ein nicht allzu tiefer Baß und ihre Bewegungen und Manieren haben etwas von dem Rollen eines Schiffes bei hohem Seegang. In der That ist sie die Tochter eines Postdampfschiffscapitains und in ihrer zarten Jugend mit ihrem Vater zweimal in Ostindien gewesen. Man begreift nicht recht, wie der ästhetisirende, für Hogarth's line of beauty begeisterte Gatte gerade diese Wahl hat treffen können, und kann dieselbe nur durch jene geheimnißvolle Wahlverwandtschaft, welche das Strenge mit dem Zarten und das Starke mit dem Milden zu paaren liebt, erklären. Anfangs ist der Gegensatz der beiden Charaktere bei genauerer Betrachtung weniger groß, als es anfänglich schien. Dem Gatten ist es gelungen, die etwas schwerfällige Psyche seiner Gattin emporzuflügeln. Er hat ihr so viel von der wahren Humanität verge-

ſprochen, daß ſie feſt entſchloſſen iſt, trotz ihrer coloſſalen Geſtalt äſthetiſch und trotz ihrer mangelhaften Erziehung gebildet zu ſein. Sie lieſt viel, wenn ſie gleich vielleicht nicht Alles verſteht und iſt die Stifterin und Directrice eines „dramatiſchen Kränzchens," obgleich ihr die Lehre vom Gebrauch des Accuſativs und des Dativs nie ganz klar geworden iſt.

Die beiden Fräulein Clemens ſind neunzehn und achtzehn Jahr alt und haben die ſchönen Vornamen Thusnelde und Fredegunde. Fredegunde gleicht mehr der Mutter, Thusnelde mehr dem Vater; doch iſt die Charakterverſchiedenheit, die bei den Eltern durch das gemeinſame Streben nach Humanität beinahe ausgeglichen wurde, bei den Töchtern noch ſehr merklich. Sie zanken ſich ſehr häufig, ſind faſt ſtets entgegengeſetzter Anſicht und ſich nur darin ähnlich, daß ſie Beide eine außerordentlich hohe Meinung von ſich ſelbſt haben.

„Ich dächte, unſre lieben Gäſte ließen etwas lange auf ſich warten," ſagt Director Clemens, zum zwölften Male ſeit den letzten zwölf Minuten nach ſeiner Uhr ſehend, während er in nervöſer Erregung im Zimmer auf und ab wandelt.

„Ich begreife auch nicht, wo die Leutchen bleiben", ſagt Frau Director Clemens, ſich für einen

Augenblick auf den Sopha niederlassend und sich die erhitzte Stirn mit dem Taschentuche trocknend, „ich hatte Doctor Stein noch ausdrücklich gebeten, ja vor sieben hier zu sein, weil ich seine Rolle noch mit ihm durchgehen wollte."

„Wird er denn den Hauptmann lesen können?" sagt Fräulein Thusnelde Clemens, vor dem Spiegel ihren Kopfputz in Ordnung bringend.

„Du denkst, Dein Wimmer kann ganz allein gut lesen," sagt Fräulein Fredegunde Clemens aus dem Nebenzimmer her, wo sie ebenfalls vor dem Spiegel noch mit ihrer Toilette beschäftigt ist.

„Mindestens liest er so gut, wie Breitfuß," erwidert Fräulein Thusnelde in gereiztem Ton.

„Aber Kinder, Ihr werdet Euch doch nicht noch gar zanken," sagte die Mutter beschwichtigend.

„Fredegunde kann das Necken nicht lassen," sagte Thusnelde.

„Und Du willst immer oben hinaus!" sagte Fredegunde, in der Thür erscheinend.

„Um Gotteswillen, Kinder, ich bitte Euch, seid still," ruft Doctor Clemens mit ängstlicher Stimme, die Hände wie flehend erhebend: „ich höre Jemand auf dem Vorsaal."

In der That wird in diesem Augenblick von dem

Dienstmädchen die Thür geöffnet, und herein schreiten: Professor Snellius, Frau Professor Snellius und Fräulein Ida Snellius.

Der gestörte Familienfriede der Familie Clemens ist sofort wieder hergestellt. Man begrüßt die Eintretenden so herzlich, wie Leute, die sich zur wahren Humanität durchgearbeitet haben, ihre Freunde zu bewillkommen pflegen.

Professor Snellius, Ordinarius der Prima und Conrector, ein Mann in dem Anfang der Vierziger, strebt ebenfalls und wohl in noch energischerer Weise wie Director Clemens nach dem Idealen und wird in diesem Streben vielleicht noch mehr als jener durch seine äußere Erscheinung ausnehmend begünstigt. Wenn die Schönheit des Director Clemens ein etwas unbestimmtes Gepräge hat, so ist auf den reinen Zügen des Professor Snellius der Charakter deutlich ausgeprägt; auch der Uebelwollendste kann die Behauptung der Verehrer des Professors, daß er mit seinem Lieblingsdichter Schiller eine mehr wie flüchtige Aehnlichkeit habe, nicht ganz in Abrede stellen. Dieselbe kühn geschwungene Nase, um deren Flügel es so tief elegisch zuckt, derselbe Ernst, dieselbe Hoheit, dieselbe lange Gestalt, die nur, den Anforderungen der Zeit gemäß, in kein ideales Costüm, sondern in einen ein-

fachen schwarzen Anzug gekleidet ist, dessen peinliche Sauberkeit der schneeigen Weiße des etwas fest umgebundenen steifen Halstuchs entspricht. Professor Snellius ist Pädagog im eminenten Sinne. Seine Gelehrsamkeit ist geradezu schwindelerregend. Er lehrt sämmtliche neuere Sprachen, Latein, Griechisch, Hebräisch, Sanscrit und hat sich auch in seinen Mußestunden etwas im Chinesischen umgesehen. Er schwärmt für die Jugend und seinen Beruf der Jugenderziehung. Seine Ansichten über diese so höchst wichtige Aufgabe und seine Vorschläge zur zweckmäßigsten Lösung derselben hat er in seinem umfangreichen Werk: „Geschichte der Erziehung bei den westasiatischen Völkern bis zur Zeit Rameses des Großen," niedergelegt. Das Motto dieses Werks, und zugleich der Wahlspruch des Professor Snellius, ist: Durch Kampf zum Sieg. Professor Snellius nimmt es ernst mit dem Leben und stottert ein wenig, wenn er, was ihm häufig begegnet, über den Mangel an idealem Schwung bei seinen Schülern oder sonst über ein Lieblingsthema in Eifer geräth.

Frau Professor Snellius ist eine kleine Dame, die unbedeutend sein würde, wenn sie nicht einen so bedeutenden Gelehrten zum Gatten hätte. Fräulein Ada Snellius ist ein überaus langes und überaus

linkisches Mädchen von sechzehn Jahren, das ihrem Vater merkwürdig ähnlich sieht und in dem Rufe steht, die Erbschaft der Gelehrsamkeit ihres Vaters schon jetzt zum Theil angetreten zu haben. Sie spricht mit gebildeten Herren (mit anderen spricht sie überhaupt nicht) gern über Sprachenvergleichung und Wilhelm von Humboldt und soll sämmtliche zwölf Bände von dem berühmten Werke ihres Vaters durchgelesen haben. Indessen ist diese Behauptung so ungeheuerlich, daß man wohl mit Recht an der Wahrheit derselben zweifeln kann.

Der langathmige Selam zwischen den Familien Clemens und Snellius ist noch nicht halb zu Ende, als sich abermals die Thür öffnet, um den Doctor Kübel nebst Frau und Tochter einzulassen. Ihnen folgen die Herren Doctoren Wimmer und Breitfuß. Doctor Kübel ist Ordinarius der Tertia und ein so kugelrundes, joviales Männchen mit stets glatt rasirtem Gesicht und weißen, sorgsam gepflegten Händen, wie sie so rund und jovial unsere neuere Zeit gar nicht mehr schaffen kann, wie sie aber in den friedlichen stagnirenden Gewässern der Periode von dem Wiener Congreß bis zu Ende der vierziger Jahre gar fröhlich an Gymnasien und anderen stillen Plätzen in dem stillen Deutschland gediehen. Seine Stimme

ist laut und quäkend und erinnert (wie denn auch die Gestalt des Mannes) an die harmlosen Bewohner der Sümpfe. Seine Gelehrsamkeit ist nicht eben bedeutend. Spötter behaupten, daß sein einziges Verdienst als Philologe darin bestehe, eine sehr hübsche Tochter zu haben. Marie Kübel ist in der That ein sehr hübsches, braunäugiges, lachlustiges, freundliches Mädchen, das von den Fräulein Clemens und Suellius unfehlbar verachtet wird, von jenen, weil sie keine Ahnung von dramatischem Vortrag hat, von dieser, weil sie einmal Alexander von Humboldt mit Wilhelm von Humboldt verwechselte. Heute hat sie den Zorn Thusneldens und Fredegunden's dadurch noch besonders hervorgerufen, daß sie mit den Doctoren Wimmer und Breitfuß zu gleicher Zeit anlangte und dieselben, so zu sagen, in ihrem Gefolge hatte. Thusnelde und Fredegunde sind aber gewohnt, die Aufmerksamkeiten und Galanterien dieser Herren als ein ihnen gebührendes Regal zu betrachten, und das mit einigem Recht, denn Herr Wimmer trägt seit ungefähr einem halben Jahr heimlich eine Locke von Thusnelden auf dem Herzen (die er in sentimentalen Augenblicken, unter Androhung seiner höchsten Ungnade im Fall des Verraths, seinen vertrautesten Freunden zu zeigen pflegt), und Herr Breitfuß hat schon mindestens drei Dutzend

Vielliebchen (und wie allgemein behauptet wird, auch sein Herz) binnen der sechs Monate, die er am Gymnasium angestellt ist, an Fredegunde verloren. Doctor Wimmer ist ein schlanker Jüngling von mittlerer Größe, dessen Routine in dem Verkehr mit Damen bei seinen Collegen sprichwörtlich ist, und der (vielleicht in Folge der vielen zarten Verhältnisse, von welchen er häufig in mysteriösen Andeutungen spricht) sich stets in einer nervösen Aufregung befindet; Doctor Breitfuß ist ein Herr, den man (wenn man es sonst nicht besser wüßte) für einen Schlächter halten würde, und der wegen seiner plumpen Füße und Hände und Manieren häufig das Stichblatt der geistreichen Scherze seiner Freunde ist.

„Da wäre ja unser Kränzchen nun wohl beisammen," sagte Director Clemens, sich sanft die Hände reibend und die Stimme mäßig erhebend, „und nur unsere lieben Gäste fehlen noch."

„Unsere Gäste, liebster Collega?" sagt Professor Snellius, „ich denke, es handelt sich nur um den Singularis von hospes."

„Minime!" lächelt der Director, „ich habe Ihnen, meine Damen und Herren, heute Abend einen Dualis, ja sogar einen Pluralis von Ueberraschungen zugedacht. Es werden außer unserem neuen Collegen Stein noch zwei

Gäste kommen, von denen ich mir für unseren geselligen Kreis sehr viel verspreche. Rathen Sie, wer?"

„Aber, Moritz, es sollte ja eine Ueberraschung sein," sagt Frau Clemens im vorwurfsvollen Ton.

„Ich glaube, Liebe, es ist besser, wir bereiten das Kränzchen darauf vor. Ist es doch unser Wunsch, die Betreffenden nicht blos für einen Abend als Gäste zu haben, sondern sie dauernd für unser Kränzchen zu gewinnen, und müssen wir doch zu diesem Zweck nach den Statuten, die Du selbst entworfen hast, die Einwilligung sämmtlicher Betheiligten haben."

„Wer ist es, Herr Director?" fragt Doctor Wimmer, „Sie spannen uns auf die Folter."

„Ein Herr, dessen Name in der Gelehrtenrepublik einen guten Klang hat, und eine Dame, die für Sie, als lyrischen Dichter, von ganz besonderem Interesse sein wird, College Wimmer."

„Eine Dame?" ruft Herr Wimmer, indem er sich mit der Hand durch sein sorgsam gepflegtes reiches Haar (sein Stolz und seine Zier) fährt, für welche unsittliche Regung der Eitelkeit er durch einen strafenden Blick der Dame, deren Locke er auf dem Herzen trägt, gestraft wird.

„Ja, eine Dame, College, ein hochbegabtes, lyrisches Talent."

„Ohne Zweifel Primula; ich meine Frau Professor Jäger," ruft Herr Wimmer.

„Richtig gerathen, die Dichterin der Kornblumen und der Interpret der Fragmente des Chrysophiles, werden heute Abend eine Gastvorstellung geben, die hoffentlich zu einem dauernden Engagement führen wird," sagt Herr Director Clemens mit seinem sanftesten Lächeln.

Ein erstauntes, langgezogenes unisones Ah! bezeugt das Interesse, welches die Gesellschaft an dieser Nachricht nimmt.

„Ich hatte auch noch einen anderen Grund, Jägers gerade heute zu bitten," fährt der Director fort, „es war, wenn sie wollen, eine Rücksicht der Humanität gegen unsern neuen Collegen Stein. Er ist ganz fremd in unserm Kreis und scheint überdies scheu, befangen und wenig gewohnt, sich in größern Circeln zu bewegen. Nun aber sind, wie er mir selbst heute Morgen sagte, Jäger's specielle Bekannte von ihm aus früherer Zeit — aus der Zeit seines Hauslehrerlebens, glaube ich — und er wird sich ohne Zweifel freuen, an diesem Abend unter so viel halb oder ganz fremden Gesichtern auch einigen Bekannten zu begegnen."

„Diese zarte Rücksicht ehrt Sie, Collega," sagt

Professor Snellius, dem Director die Hand drückend, wobei der elegische Zug um seine Nasenflügel deutlich hervortritt.

„Aber ich denke, Frau Director, die Rollen sind alle vertheilt," sagt Doctor Wimmer, der den „Max" hat, und jeder Veränderung umsomehr entgegen ist, als seine geliebte Thusnelde, die „Thekla" liest, und er auf die Einstudirung seiner Rolle vier Wochen angestrengtesten Studiums verwandt hat.

„Ich habe Doctor Stein den Hauptmann gegeben, der noch nicht besetzt war," sagt Frau Director Clemens in dem Tone Jemandes, der keinen Widerstand gewohnt ist und keinen Widerspruch duldet. „Das ist eine hübsche kleine Rolle und er kann darin zeigen, ob er zu lesen versteht oder nicht. Ich hätte sie freilich gern einmal vorher mit ihm durchgelesen, aber er mag nun sehen, wie er fertig wird. Was Jägers betrifft, so habe ich ihnen den Devereux und Macdonald, die ebenfalls noch unbesetzt waren, gegeben."

„Aber, verehrte Frau Director," quäckt Doctor Rübel, „sollten diese Rollen für unsere Debütanten nicht ganz geeignet sein?"

„Weshalb nicht, lieber Doctor?" fragt die Frau Director mit einem ungeduldigen Stirnrunzeln.

„Ich meine nur, weil es ihnen gerade nicht be-

sonders lieb sein dürfte, sich bei uns gleich das erste Mal als Mörder zu introduciren?" meint Doctor Rübel.

Frau Directer, deren Stirn sich bei diesen Worten des scherzhaften Collegen in noch tiefere Falten gelegt hat, will etwas erwidern, vermag es aber nicht, da sich in diesem Augenblick die Thür öffnet, um Herr und Frau Professor (weiland Pastor) Jäger in's Zimmer zu lassen.

Mit dem edlen Paar ist, seitdem es das „niedere Dach" und die „ländlichen Gefilde" hinter sich gelassen, eine Veränderung vorgegangen, die, für den Unbefangenen vielleicht unmerklich, sich doch dem schärferen Auge durch manche charakteristischen Symptome verräth. Der Professor Jäger weiß zu gut, was dem Pastor Jäger die Maske der Demuth, der Bescheidenheit, der Anspruchlosigkeit nützte, als daß er dieselbe jetzt, wo er das Ziel seines Ehrgeizes nur erst zur Hälfte erreicht hat, ganz ablegen sollte — er hat sie nur ein wenig gelüftet, und sein wahres, mit dem doppelten Stempel des Gelehrtendünkels und des Pfaffenstolzes gezeichnetes Gesicht schaut für den, welcher Augen hat zu sehen, oftmals sehr deutlich darunter hervor. Dasselbe Schauspiel, nur in's Kindische und Alberne übersetzt, gewährt Frau Professor Jäger.

Die Dichterin der Kornblumen hat die Miene Jemandes, der im nächsten Augenblick ein überschwengliches Lob erwartet, aber fest entschlossen ist, dasselbe entschieden zurückzuweisen. Wenn der Anblick des Professors an den allbekannten Wolf in Schafskleidern erinnert und man sich in seiner Nähe eines unheimlichen Gefühls schwerlich erwehren kann, so mahnt die Erscheinung der Frau Professor an die bewußte Krähe, die sich für den Vogel des Jupiter hielt; und man hat Mühe, seinen Ernst zu bewahren. — Die Wandelung ihrer äußeren Erscheinung ist weniger arg, nur daß der Interpret des Chrysophiles seine einfache Hornbrille mit einer in goldener Fassung vertauscht hat, und Primula in ihrem blondem Haar ein paar künstliche Nachbildungen jener blauen Blumen trägt, von denen sie für ihre Gedichte den Titel nahm. Beide tragen in ihren Händen ein Exemplar des Wallenstein, froh der Hoffnung des Sieges, den sie heute Abend durch ihre declamatorische Virtuosität erringen werden; ohne die mindeste Ahnung der tödtlichen Beleidigung, die ihr Stolz in den nächsten zehn Minuten davontragen wird.

Und hoffnungsfroh und ahnungslos treten sie in den Salon, bewillkommnen die werthgeschätzten „Gastfreunde" und lassen sich von jüngeren Herren vom

Gymnasium, denen sie noch nicht bekannt sind, vorstellen. Es ist die erste größere Gesellschaft, die sie seit ihrer triumphirenden Rückkehr nach Grünwald mitmachen. Gymnasial-Director Clemens ist dafür bekannt, einen geistreicheren Cirkel um sich zu versammeln, als irgend ein Professor der Universität; es müßte denn der Geheimrath Nobran sein, in dessen Gesellschaften aber ein bedeutend geringeres Quantum poetischer Empfindungen consumirt wird. Herr und Frau Professor Jäger sind entschlossen, daß dieser Cirkel bald nur der Ring sein soll für den leuchtenden Kern ihrer eigenen überschwänglichen Vortrefflichkeit.

„Ah, mein würdiger Freund!“ ruft der Professor Jäger, nachdem er Clemens und Snellius begrüßt, dem Doctor Kübel, bei dem er selbst noch Unterricht gehabt hat, mit Wärme die fetten, weißen Hände drückend; „wie freue ich mich doch, mein hochverehrter Lehrer, Sie in so herrlichem Wohlsein anzutreffen! Wahrhaftig, man möchte von Ihnen, wie Wallenstein von sich selbst, sagen: daß über Ihrem braunen Scheitelhaar die schnellen Jahre machtlos hingezogen. Ja, ja: mens sana in corpore sano — das habe ich jener Zeit von Ihnen gelernt; aber Sie haben selbst geübt, was Sie lehrten. — Herr Doctor Wimmer, ich freue mich ausnehmend, Ihre persönliche Bekannt-

schaft zu machen; Sie sind mir und meiner Frau durch Ihre reizenden „Maiglöckchen" schon lange lieb und werth. Erlauben Sie, daß ich Sie meiner Gustava vorstelle; ich möchte die Kornblumen und die Maiglöckchen gern zu einem Strauß vereinigt sehen, ha, ha, ha! — Herr Doctor Breitfuß, ich bin glücklich, einem jungen Gelehrten von Ihren Verdiensten zu begegnen. Ihre herrliche Monographie über Heraklitos den Dunklen hat mir bei Abfassung meiner „Fragmente" die wesentlichsten Dienste geleistet. Ich freue mich, meinen Dank jetzt endlich persönlich abstatten zu können."

Während sie Professor Jäger im Kreise der Herren wie schlangengleich von einem zum andern windet, durchflattert Primula sylphenhaft den Cirkel der Damen. Sie hat, wie das Mädchen aus der Fremde, für Jede eine Gabe. Sie sagt den älteren Damen ein verbindliches Wort; sie beneidet Thusnelde und Hermanne Clemens um ihre „reizenden, tiefpoetischen" Namen; sie gratulirt Ida Suellius zu ihren Fortschritten im Portugiesischen und klopft Marie Kübel auf die erröthenden Wangen und nennt sie ein liebes, gutes Kind.

„Aber der College bleibt auch wirklich ein wenig gar zu lange," sagt Director Clemens, nach der Uhr

sehend; „ich dächte, Auguste, Du ließest den Thee serviren."

„Wen erwarten Sie noch, Werthgeschätzter?" fragt Pastor Jäger den Director.

„Wessen Fuß trat noch über diese Schwelle nicht?" fragt Primula, die heute Abend voll ist von Reminiscenzen aus dem Wallenstein, die Directorin.

In demselben Moment, wo Beide den Mund zu einer Antwort öffnen, öffnet sich auch die Thüre und Oswald's hohe Gestalt erscheint in dem Rahmen derselben.

Achtes Kapitel.

Das Eintreten eines Nachzüglers in eine bereits seit längerer Zeit versammelte Gesellschaft erregt immer eine gewisse Sensation, zumal, wenn man, wie in diesem Falle, der Ankunft des Gastes mit einiger Spannung entgegengesehen hat. Oswald war in diesem Kreise eigentlich vollkommen fremd. Er hatte bis jetzt nur mit dem Director, und auch mit diesem nur geschäftlich, verkehrt. Die anderen Herren und Damen vom Gymnasium hatte er zum Theil bei Gelegenheit seines früheren Aufenthalts in Grünwald hier und da in Gesellschaften gesehen, ohne ihrer besonders zu achten, oder von ihnen besonders beachtet zu werden. Heute Mittag, als er seine Visiten machte, hatte er, mit Ausnahme der Familie Kübel, Niemand zu Hause getroffen. Die Herren waren begierig, den neuen Collegen; die älteren Damen, einen jungen Mann, der möglicherweise noch einmal ihr Schwiegersohn werden konnte; die jungen Damen,

die neue Acquisition für ihre geselligen Zusammenkünfte zu sehen, zu mustern, zu critisiren. In Folge dessen entstand bei seinem Eintritt eine Pause in dem munter schwirrenden Gespräch und Aller Augen richteten sich unverwandt auf ihn. . .

Oswald schritt, uneingeschüchtert durch dieses Kreuzfeuer von Blicken, auf die Frau Director zu, küßte ihr die Hand, entschuldigte sich mit wenigen Worten über sein spätes Kommen und bat sie, ihn den übrigen Damen, die zu kennen er noch nicht das Glück habe, vorzustellen. Nachdem diese Ceremonie in aller Form ausgeführt, wandte er sich zum Director mit der Bitte, ihn mit den Herren bekannt zu machen; darauf wieder zu den Damen, um noch einmal der Frau Director einige verbindliche Worte zu sagen, und sodann mit Primula ein Gespräch anzuknüpfen, auf welches die Dichterin mit ganz besonderem, auffälligem Eifer einging. Primula hatte Oswald wegen seiner „schönen, ritterlichen, echt romantischen Erscheinung," wie sie extatisch zu sagen beliebte, vom ersten Augenblicke in ihr poetisches Herz geschlossen und all die Abmahnungen ihres vorsichtigen Gatten waren nicht im Stande gewesen, den Strom ihrer sympathetischen Empfindung dauernd zu hemmen. Sie hatte zwar auf dem Lande den Verhältnissen

Rechnung tragen und schließlich die gefallene Größe auch ihrerseits fallen lassen müssen; aber sie hatte sich vorgenommen, sobald ihre gebundene Psyche jemals freier die Schwingen regen könnte, dem Zuge ihres Herzens frei zu folgen. Dieser Augenblick war jetzt gekommen; sie begrüßte Oswald, der ihr durch die „überaus romantische Katastrophe auf Schloß Grenwitz" noch viel interessanter geworden war, mit der vervielten Wärme der Freundschaft und der Bewunderung. Indessen ließ sich Oswald der entschlossen war, die Damen sich womöglichst sämmtlich geneigt zu machen, nicht lange von der Dichterin aufhalten: er sprach ernst mit den älteren; er scherzte mit den jüngeren, und hatte nach Verlauf von zehn Minuten offenbar das gewünschte Ziel erreicht.

Während dessen war er von den Herren, die sich um Professor Jäger versammelt hatten, eifrig beobachtet worden. Der Interpret der Fragmente des Chrysostomos haßte Oswald mit einem ganz gesunden langathmigen Haß. Oswald war dem eitlen Mann niemals mit der Aufmerksamkeit, die er beanspruchte, entgegengekommen, hatte ihn im Gegentheil, besonders in der letzten Zeit in Grenwitz, mit ganz unverhohlener Geringschätzung behandelt. Der Professor Jäger hatte die dem Pastor Jäger angethane Beleidigung

nicht vergessen und wartete nur auf eine passende Gelegenheit, die so lang aufgesammelte Summe des Hasses abzutragen. Indessen war er viel zu klug und zu feige, offen mit der Sprache herauszugehen, als ihn jetzt die Herren vom Gymnasium über Oswald, den „er ganz genau zu kennen" behauptete, befragten. Er begnügte sich mit mysteriösen Andeutungen, wie: Ein junger Mann, über den sich viel sagen ließe; — Sie werden ihn ja selbst kennen lernen, meine Herren; — ich will wünschen, daß er sich mittlerweile die Hörner etwas abgelaufen hat; hm, hm! Er ist, wie Sie wissen, der Schüler Berger's. Nun, Berger war ein bedeutender Mann, ein glänzender Geist; aber er sitzt jetzt in der Heilanstalt zu Fichtenau und es zeigt sich einmal wieder, daß nicht alles Gold ist, was glänzt; hm, hm! — Diese und ähnliche Worte fielen wie ein giftiger Nebel in die zum Theil sehr harmlosen Seelen der Schulmänner.

„Wenn wir das gewußt hätten, Collega," sagte Director Clemens heimlich zu Professor Snellius.

Professor Snellius zuckte die Achseln und erwiderte: „Ich hoffe viel von dem Vortheil, den er aus unserm Umgang schöpfen wird. Der Verkehr mit wahrhaft gebildeten, gelehrten —"

„Wahrhaft humanen," schaltete der Director ein.

„Wahrhaft humanen Menschen," fuhr der Prorector fort, „ist das beste Mittel der Erziehung zur wahren Bildung und Gelehrsamkeit" —

„Und Humanität," ergänzte der Director.

„Was halten Sie von dem neuen Collegen, Wimmer?" fragte Doctor Breitfuß der mit großem Mißfallen bemerkt hatte, wie lustig Fredegunde Clemens, die sich sonst durch einen gewissen mürrischen Ernst auszeichnete, mit Oswald scherzte und lachte."

„Ich glaube, daß der Herr ein großer Geck ist," erwiderte Herr Wimmer, sich durch die Haare fahrend; „er hat eine Manier sich über sitzende Damen zu beugen, die geradezu unerhört ist. Ich fürchte, ich werde niemals sehr intim mit ihm werden."

„Donnerwetter, das wird zu arg;" rief Herr Breitfuß und schritt mit der Absicht, die Conversation Fredegunden's und Oswald's zu stören, auf das Paar zu; verlor aber unterwegs den Muth und nahm, den verfehlten Angriff zu maskiren, dem ihm begegnenden Dienstmädchen eine Tasse vom Präsentirbrette, mit welcher in der Hand er — ein Bild hülfloser Verlegenheit — mitten im Zimmer stehen blieb.

Aus dieser Situation befreite ihn die Frage der Directorin an die Gesellschaft, ob man jetzt mit der Lectüre des Wallenstein — dem eigentlichen Zweck

des Zusammenseins — beginnen und sich dieserhalb gefälligst in die Nebenstube begeben wolle?

Alles erhob sich, die Herren griffen nach den Büchern, die sie bei ihrem Eintritt in die Fensterbretter und auf die Schränke gelegt hatten. Die Damen holten ihre Exemplare aus ihren Nähbeuteln; Frau Professor Jäger brauchte nach dem von ihr mitgebrachten nicht lange zu suchen; sie trug es noch immer in der Hand. Eine sanfte Röthe fieberhaft gespannter Erwartung ergoß sich über ihre welken Züge: ihre wasserblauen Augen schmachteten Oswald mit sanfter Begeisterung an, als er jetzt auf sie zutrat und ihr den Arm bot, um sie ins nächste Zimmer zu führen.

„Mit welcher Rolle werden denn Sie uns erfreuen, Frau Professor? fragte Oswald; „doch was will ich denn? es giebt im Wallenstein nur eine Rolle für Sie, wie es in dieser Gesellschaft nur Eine — und das sind Sie — für diese Rolle giebt."

„Sie Spötter," sagte die Dichterin, ihn mit dem Buche, welches sie in der Hand trug, sanft auf den Arm schlagend; „was hätte denn ich vor Anderen voraus?"

„Aber, Frau Professor, es kann doch nur eine Meinung darüber sein, daß der poetischste Charakter

in dem Stück auch durch den poetischsten Charakter in der Gesellschaft repräsentirt werden muß; und wiederum doch auch nur darüber eine Ansicht, wer jener und wer dieser ist."

„Und wer — ha! ich will einmal die kindische Schüchternheit überwinden — wer wäre dieser und jener?" fragte Primula mit schmelzender Stimme, die in heiter Ahnung verklärten Augen zu Oswald erhebend.

„Erlauben Sie mir für einen Moment das Exemplar, das Sie da in der Hand tragen. Danke! Ich bemerke, es liegt ein Zeichen darin. Lassen Sie uns sehen, wo es liegt. „Dritter Aufzug. Erste Scene. Gräfin Terzky, Thekla, Fräulein von Neubrunn. Thekla unterstrichen. Ich danke Ihnen, Thekla!"

„Das ist ein Zufall!" rief die errötheude Dichterin, das Buch, welches ihr Oswald mit einer ironischen Verbeugung wieder überreicht hatte, an ihren keuschen Busen drückend. „Ich schwöre es Ihnen bei allen neun Musen, daß dies ein Zufall ist."

„Und ich schwöre Ihnen beim Vater Apollo selber und bei sämmtlichen übrigen Olympiern dazu, daß ich an keinen Zufall glaube, höchstens an den glücklichen, der mich heute Abend wider alles Erwarten mit einer Freundin — ich darf Sie ja wohl so nennen? — zusammengeführt hat."

„Ob Sie mich so nennen dürfen?“ rief die Dichterin, Oswald's Arm zärtlich an sich pressend; „ob Sie es dürfen? O, glauben Sie mir, Stein, ich bin seit dem Augenblicke, als Sie den Fuß über unsere niedrige Schwelle setzten, Ihre Freundin gewesen; ich habe Sie stets in Schutz genommen, wenn prosaische Gemüther, die keine Ehrfurcht vor dem Großen und Schönen haben —“

Primula mußte den überströmenden Quell der Zärtlichkeit, welchen Oswald durch seine plumpe Schmeichelei so glücklich erschlossen hatte, zurückstauen, denn sie langte in diesem Augenblicke in dem Nebenzimmer an, wo ein Theil der Gesellschaft um einen langen Tisch, der mit einem weißen Tuch bedeckt und mit zwei Lampen und zwei Lichtern erleuchtet war, bereits Platz genommen hatte. An dem oberen Ende stand Frau Director Clemens, die Gründerin und Leiterin des „dramatischen Kränzchens,“ überschaute ihre Gesellschaft wie ein Hirt die Heerde und wies den noch umherirrenden Gliedern ihre Plätze an, wobei sie heftig mit ihren starken Armen gestikulirte und ihre tiefe Stimme lauter erschallen ließ, als vielleicht unumgänglich nöthig war.

„Setzen Sie sich zu Fredegunde, Doktor Breitfuß! Wollen Sie neben meiner Tochter Thusnelde

Platz nehmen, Doktor Stein! Frau Professor Jäger, Sie placiren sich gefälligst bei Professor Snellius; Professor Jäger, Sie bei Frau Doctor Kübel. So, nun säßen wir ja wohl endlich!"

Frau Directer ergriff nun eine große Schelle, die vor ihr auf dem Tische stand, und begann damit eine halbe Minute lang mit der Energie eines Parlamentspräsidenten zu läuten, der die wüthenden Stimmen einiger hundert durcheinander schreiender Volksvertreter übertönen will. Da die absolute Stille, welche in der Gesellschaft herrschte, endlich durchaus keinen Vorwand für die Entfaltung einer so energischen Kraftanstrengung mehr bot, so setzte Frau Direktor die Schelle wieder auf den Tisch und ergriff statt derselben einen halben Bogen Papier, auf welchem, wie auf einem Theaterzettel, die Rollen des Stücks nebst den betreffenden Personen der Gesellschaft, denen sie zugetheilt waren, verzeichnet standen.

„Meine Damen und Herren," sprach sie darauf, die Mienen der zu ihr aufschauenden Gemeinde wohlgefällig musternd; „Sie wissen, daß wir in der vierten letzten Sitzung durch allgemeine Acclimatisirung, wollte sagen Acclimirung Wallensteins Tod von Schiller für die diesmalige Zusammenkunft ausgewählt haben. Da in dem Stück leider mehr Rollen sind, als wir be-

setzen können, so sah ich mich genöthigt, unterschiedliche, die mir weniger wichtig schienen, zu streichen. Indessen blieben doch auch so noch einige unbesetzt und würden unbesetzt geblieben sein, wenn uns nicht einige liebe Gäste heute Abend mit ihrer Gegenwart erfreut und mir es durch ihre gütig zugesagte Unterstützung möglich gemacht hätten, den Rollenzettel ganz nach meinem Wunsch anzufertigen. Obgleich nun die Meisten von Ihnen schon wissen, welches ihre Rolle ist, so will ich der Ordnung wegen und vor allem unserer lieben Gäste halber den Zettel von Anfang an noch einmal verlesen. Passen Sie auf meine Herrschaften!"

Frau Director räusperte sich und las unter dem ehrfurchtsvollen Schweigen der Gesellschaft:

Wallenstein	Director Clemens.
Octavio Piccolomini . . .	Professor Snellius.
Max Piccolomini	Doctor Wimmer.
Terzky	Fredegunde Clemens.
Illo	Doctor Kübel.
Buttler	Doctor Breitfuß.
Werdeu	Frau Doctor Kübel.
Seni	Fräulein Ida Snellius.
Herzogin	Frau Professor Snellius.
Gräfin Terzky	Meine Wenigkeit.
Thekla	Thusnelde Clemens.
Fräulein Neubrunn . . .	Marie Kübel.
Schwedischer Hauptmann . .	Doctor Stein.
Deverenx / Macdonald	Hauptleute in der Wallensteinischen Armee	Herr und Frau Professor Jäger.

Oswald, dem diese originelle Besetzung nicht wenig Vergnügen gemacht hatte, mußte sich auf die Lippen beißen, um nicht laut herauszulachen über die albernen Gesichter, welche die beiden Letztgenannten machten, als sie ihre Namen in so inniger Verbindung mit den Namen der Mörder des Helden nennen hörten. Der Professor Jäger zog die Mundwinkel so tief herunter, wie Oswald es noch nie beobachtet hatte, und Primula, die so weiß wie der Spitzenkragen auf ihrem gelbseidenen Kleid geworden war, schien die größte Lust zu haben, in Thränen auszubrechen.

Das also war der Triumph, den er, den sie sich für den heutigen Abend versprochen hatten! War dies das gastfreundliche Haus von Menschen, die sich so viel auf ihre vollendete Humanität zu gute thaten, war es die blutriefende Höhle verthierter Troglodyten? War er der Interpret der Fragmente des Chrysophiles, oder war er es nicht? War sie die gefeierte Dichterin der Kornblumen, oder war sie es nicht? Brach nicht ein Schrei der Entrüstung aus den Kehlen Aller, die mit eignen Ohren die Entweihung in Wissenschaft und Kunst so berühmter Namen vernommen hatten? . . .

Der Professor und die Professorin sahen sich über

den Tisch mit Augen an, in welchen ein aufmerksamer Beobachter diese und noch mehr Fragen der Art hätte lesen müssen; ließen sodann ihre Blicke über die Tafelrunde schweifen, den Eindruck zu erkunden, den eine solche Blasphemie auf die Anwesenden nothwendig hervorgebracht haben mußte. Aber Niemand schien etwas Besonderes in diesem schmählichen Hohn auf alle gelehrte und dichterische Berühmtheit zu finden, Niemand, mit Ausnahme vielleicht des alten dicken Doctor Rübel, der einen erstaunt fragenden Blick des Professors mit einem freundlichen Grinsen erwiederte, und Oswald, welcher Primula, die auf der linken Seite neben ihm saß, (auf der rechten hatte er Thusnelde Clemens) zum Zeichen seines Beileids unter dem Tisch verstohlen die Hand drückte. Im Uebrigen achtete Niemand auf die verhöhnten Dulder; Jeder war in Gedanken mit seiner Rolle und mit dem Eindruck, den er auf die Uebrigen hervorbringen würde, beschäftigt, und erwartete nur das Signal zum Anfang, das jetzt von der Directerin mit ungefähr derselben Grazie und so ziemlich demselben Lärm gegeben wurde, mit welchen in einer Menagerie der gelehrige Elephant zum Diner oder Souper der Bären und Affen läutet.

Der Director Clemens stellte nun in seiner sanftesten Redeweise an Fräulein Ida Snellius die Auf-

ferterung, „herabzukommen, da der Tag anbreche und Mars die Stunde regiere," worauf ihn die angeredete junge Dame mit einer Stimme, die entweder durch die zu große Entfernung des Astronomen, oder durch die Befangenheit der Vortragenden bis zur Unhörbarkeit undeutlich war, bat, „sie noch die Venus betrachten zu lassen, die eben aufgehe und wie eine Sonne im Osten glänze."

Diesem interessanten Anfang entsprach das Uebrige vollkommen, und man verübte an dem unglücklichen Stück alle die Greuel, welche kunstfreundliche, literaturbeflissene Damen und Herren, die sich zu dem Zweck, ein Drama mit vertheilten Rollen, wie sie sich ausdrücken, zu lesen, versammelt haben, an eben diesem Drama zu verüben pflegen. Director Clemens machte aus dem Wallenstein das sanfte Mitglied einer frierlichen Brüdergemeinde; Professor Snellius aus dem glatten Schleicher Octavio einen überaus hölzernen Pedanten; Doctor Wimmer winselte und heulte den edlen Sohn des unedlen Vaters so, daß unserm Vater Hammer jedes fühlende Herz befallen mußte; Doctor Kübel schien den wilden Illo für die Waschfrau Chamisso's und Doctor Breitfuß den verschlossenen Buttler für einen marktschreierischen Zahnbrecher zu halten. Gräfin Terzky wurde in Frau Director

Clemens Munde zu einem Pappenheimiſchen Küraſſier und Thekla in dem ihrer Tochter Thusnelde zu einem verliebten Nähmädchen.

Und dabei dieſer heilige Eifer, der offenbar Alle beſeelte, und ſie trieb, ſchon lange bevor ſie wieder an die Reihe kamen, in ihrem Buche nach ihrer Rolle zu blättern, wodurch ein fortwährendes geheimnißvolles Rauſchen und Raſcheln hervorgebracht wurde, und dabei dieſe ungeſchminkte Begeiſterung, mit welcher man beſonders hervorragende Leiſtungen (wie die des Collegen Wimmer) aufnahm; und dabei dieſe ſelbſtloſe Beſcheidenheit, mit welcher ſich weniger begabte Talente (Marie Rübel z. B.) eine Zurechtweiſung von Seiten des Directer Clemens gefallen ließen, welcher nach den Statuten des Kränzchens das Recht zuſtand, den Leſer zu unterbrechen und ihn auf dieſen oder jenen Fehler im Vertrage aufmerkſam zu machen!

Oswald ergötzte ſich an dieſer babyloniſchen Verwirrung, an dieſem Krabbeln der Mäuſe an der Keule des Herkules, bis ihn allmälig der Ekel überwältigte und ihm ſelbſt der Anblick von Herrn und Frau Profeſſor Jäger kein humoriſtiſches Lächeln mehr abgewinnen konnte. Und doch war dieſer Anblick lächerlich genug. Der Profeſſor ſaß in ſeinem Stuhle zuſammengekauert unbeweglich da, die Winkel des Mun-

des so energisch nach unten gezogen, daß die Linie desselben die Gestalt eines Hufeisens beschrieb, während er mit den kleinen grünen Augen über den Rand seiner großen runden Brillengläser seine Gattin, die Gefährtin seiner Leiden, die Theilhaberin seiner Schmach, anblinzelte. Das Benehmen der Dichterin war, wie sich das von einer so excentrischen Natur erwarten ließ, noch viel auffallender. Bald warf sie sich mit untereinandergeschlagenen Armen in den Stuhl zurück und ließ die Blicke an der Decke haften, bald lehnte sie sich vorüber und stützte das kornblumengeschmückte blonde Haupt in beide Hände. Bald lächelte sie das Lächeln unsäglichster Verachtung; bald gähnte sie, wie von der entsetzlichsten langen Weile gequält. Oswald war äußerst begierig, zu sehen, was sie thun würde, wenn an sie die Reihe käme; denn sie hatte ihm schon gleich zu Anfang in fieberhafter Aufregung zugeflüstert: „Ich lese nicht; verlassen Sie sich darauf: ich lese nicht."

Indessen sollte seine Neugier nicht so leicht befriedigt werden, denn nachdem sich Herr Wimmer am Schluß des dritten Actes mit Aufbieten all seiner Stimmmittel „zum Sterben bereit" erklärt hatte, begann die Director Clemens wiederum mit aller Macht zu läuten und gab damit das Signal zu der großen

Pause, welche (nach §. 25 der Statuten) bei fünfactigen Stücken jedesmal nach dem dritten und bei vieractigen nach dem zweiten Act eintrat, und in welcher (nach §. 26) Wein und Backwerk zur Erfrischung gereicht werden mußte.

Um den Bestimmungen dieses Paragraphen nachzukommen, verließ man den Tisch und begab sich nach dem Salon in der lebhaft angeregten Stimmung einer Gesellschaft, die eben von einem hohen Kunstgenuß kommt. Man saß und stand mit den Gläsern in der Hand im Zimmer umher und sprach von dem Stücke und von der Declamation. Man war darüber einig, daß College Wimmer diesmal, wie stets, den Preis davongetragen habe, und daß Fräulein Marie Kübel noch immer nicht laut genug spreche, obgleich ihre Fortschritte im Allgemeinen zu loben seien. Die Herren stellten sich unter einander, wie ihren Schulbuben, Censuren aus und gaben sich natürlich gegenseitig die Nummer Eins. Die Damen sprachen von der herrlichen Tragödie, von dem göttlichen Dichter, von dem keuschen Adel seiner Verse. Fräulein Ida Snellius behauptete, daß Schiller sie vielfach an Euripides erinnere, worauf in diesem gelehrten Kreise ein Gespräch entbrannte, in welchem die Worte: Sophokles, Goethe, Schiller, Aristophanes, Aeschylus, Euripides,

die Trachinerinnen, Don Carlos, Oedipus auf Kolonos, Wallenstein wie Schneeflocken durcheinander wirbelten.

Oswald spähte nach der Dichterin der Kornblumen, die er seit dem Anfang der Pause aus den Augen verloren hatte. Er fand sie in einer Fensternische des zweiten Salons (sonst jungfräuliches Schlafgemach der beiden Fräulein Clemens) mit ihrem Gemal eifrig flüstern. Er wollte sich, das tête à tête nicht zu stören, bescheidentlich zurückziehen; aber Primula sprang, sobald sie ihn erblickte, auf ihn zu, ergriff seine Hand und zog ihn mit in die Fensternische.

„Reden Sie leise," sprach Primula mit hohler Geisterstimme.

„Was giebt es," fragte Oswald in demselben Ton.

„Sie sollen mir sagen, ob ich lesen darf?" hauchte Primula. „Jäger hat kein Gefühl für diese Schmach."

„Doch, Gustchen, doch!" flüsterte der Professor; „aber ich möchte eine Scene vermeiden; ich bitte Dich, Gustchen, was werden die Leute sagen, wenn — o, ich darf gar nicht daran denken."

„Ich möchte mich der Meinung des Herrn Professor anschließen," sagte Oswald, „ich sehe nicht, wie Sie gerettet werden können, nachdem Sie einmal in diese Löwengrube gefallen sind."

„Ich, die Dichterin der Kornblumen ein Mörder, ein feiler Meuchelmörder," wimmerte Primula, „nimmermehr, nimmermehr!"

„Es ist schändlich," bestätigte Oswald, „aber der Interpret des Chrysopbiles ist in derselben Lage und Sie sehen: er erträgt mit Würde sein hartes Los."

Ein Händedruck des eitlen Professors belohnte Oswald für diese Schmeichelei.

„O, ihr Männer habt kein Gefühl für Beleidigungen," schluchzte Primula, „nun gut, ich will es versuchen, aber wenn" —

Das Sturmläuten der Präsidentinglocke aus dem Nebenzimmer ließ Primula ihren Satz nicht beendigen. Sie schritt den beiden Herren voran mit der Miene Jemandes, der, geschehe, was da will, seinen Entschluß gefaßt hat.

„Jetzt kommt bald an Sie die Reihe," sagte College Wimmer, während man (unter fortwährendem Sturmläuten) wieder Platz nahm, zu Oswald; „ängstigen Sie sich nur nicht, und lesen Sie frisch drauf los. Wenn's auch das erste Mal nicht so recht gehen will; das nächste Mal geht es schon besser und die Uebung macht den Meister."

„Den ich in Ihnen verehre und bewundre;“ erwiederte Oswald sich verbeugend.

„Nun, nun!“ sagte Herr Wimmer, sich lächelnd durch die Haare fahrend; „es könnte noch besser sein. Freilich als ich vor einiger Zeit Holtei hörte, gestehe ich, daß mir das alte Wort: „Auch io son' pittore“ unwillkürlich auf die Lippen kam.“

„Ich glaub' es gern;“ meinte Oswald.

Die Glocke schwieg und College Breitfuß erhob (als Oberst Buttler) seine Stimme und schrie, daß die Fenster klirrten:

„Er ist herein. Ihn führte das Verhängniß.“

Die Mordnacht in dem Schlosse zu Eger entwickelte sich nun rasch von Scene zu Scene. Oswald war so gespannt auf die Art und Weise, wie Primula sich benehmen würde, deren Aufregung, je mehr man sich dem verhängnißvollen Augenblicke näherte, sichtbar zunahm, daß er die Nachricht des Fräulein Neubrunn, „der schwedische Herr“ sei da, ohne alles Herzklopfen vernehmen und vier Zeilen später ganz kaltblütig die Prinzessin Thekla-Thusnelde wegen seines „unbesonnen raschen Wortes“ um Verzeihung bitten, ja sogar die auffallende Wärme des Tons, mit welchem Fräulein Clemens die Worte sprach:

„Ein unglücksvoller Zufall machte Sie
Aus einem Fremdling schnell mir zum Vertrauten“

gänzlich überhören konnte, obgleich dieser Ton Herrn Wimmer alles Blut zum Herzen trieb und Fredegunde ob desselben ihrem Doctor Breitfuß einen sehr bezeichnenden Blick zuwarf. Er achtete nicht des beifälligen Gemurmels, das ihm seine Erzählung von dem Tod des Reiteroberſten einbrachte; auch die folgenden Auftritte gingen spurlos an ihm vorüber, bis denn endlich das verhängnißvolle Netz sich ganz über dem Haupte des Friedländers zusammenzieht und der finstre Buttler in der Heimlichkeit seines Zimmers die Mörderrollen vertheilt. Schon ist Major Geraldin mit seinem blutigen Auftrage davongeeilt und — — jetzt ist der Augenblick gekommen, wo (auf der Bühne) der Vorhang sich auseinanderthut und die grimmen Hauptleute Devereux und Mackenald in Koller und Kanonen, das lange Schwert an der Seite vor ihrem Regimentschef erscheinen.

„Was wird sie thun?“ dachte Oswald, der sah, daß das Gesicht der Tuldrin bald blaß und bald roth wurde, „sie wird nicht lesen.“

Aber Primula überwand den edlen Unwillen, der ihr Herz schwellen machte, räusperte sich und sagte mit der sanften Stimme einer Heiligen, die sich in die Hände der Henkersknechte giebt:

„Da sind wir, General.“

Die Lectorin, welcher, da es doch zwei waren, der Accent auf wir liegen zu müssen schien, verbesserte, kraft des ihr nach §. 73 der Statuten zustehenden Rechtes

„Da sind wir, General."

Das war zu viel. Die zu straff gespannte Bogensehne riß; die beleidigte Dichterin erhob sich, klappte ihr Buch zu und sagte mit bleichen Lippen:

„Es thut mir leid, wenn ich die Gesellschaft durch meine Erklärung, nicht weiter lesen zu können, stören sollte. Aber, da ich eine Rolle, zu der ich mich — mit Gewalt — zwingen muß, nicht einmal lesen — kann ohne —"

Sie konnte nicht weiter sprechen und brach, in ihren Stuhl zurücksinkend, in ein convulsivisches Weinen aus.

Die Bestürzung, welche durch dieses Benehmen Primula's in der harmlosen Gesellschaft hervorgebracht wurde, konnte nicht größer sein. Man sprang von den Stühlen empor; man drängte sich um die schluchzende Dichterin; man fragte einander, was der Professorin fehle? und den Professor, ob seine Gemahlin oft dergleichen Anfälle habe? Niemand ahnte die eigentliche Ursache von diesem Zustande, dem die Herren durch Zureden, die Damen durch Eau de

Cologne beizukommen suchten. Aber Primula wollte von Beiden nichts wissen. Sie sprang nach wenigen Secunden vom Stuhle auf; erklärte mit Entschiedenheit nach Hause gehen zu wollen und verschwand an dem Arme ihres Gatten (der zu dieser ganzen Scene ein sehr albernes Gesicht gemacht hatte), ohne irgend Jemandem gute Nacht zu sagen.

In dem Augenblicke, als noch die, durch das Verschwinden der Gastfreunde äußerst bestürzte Gesellschaft im Salon durcheinanderstand und sprach, wurde Oswald ein Brief übergeben, den, wie das junge Mädchen sagte, „ein junger Mann, welcher auf Antwort warte, soeben überbracht habe."

Oswald erbrach das Billet, in welchem weiter nichts stand, als:

„Mach, daß Du fort kommst. Ich warte auf der Straße. Dein Timm."

Oswald ließ sich einen so vortrefflichen Vorwand aus einer Gesellschaft zu entkommen, die ihm mit jedem Augenblicke unerträglicher wurde, nicht entgehen. „Er habe eine Nachricht erhalten, die ihn nöthige, sofort nach Hause zu eilen." In der nächsten Minute stand er auf der Straße.

„Gott sei Dank! daß ich fort bin;" rief er, Timm,

der ihn lachend in Empfang nahm, beim Arm ergreifend und mit sich fortziehend.

„Kennt's mir denken," rief Herr Timm, „daß Du Höllenpein ausstandst; dachte, dem armen Schelm muß geholfen werden. Komm, wir wollen den gelehrten Staub, so Du verschluckt hast, mit edlem Wein hinunterspülen."

Neuntes Kapitel.

Die „Pensionsanstalt für Töchter höherer Stände" in der Vorstadt von Grünwald war nicht ganz das Zuchthaus für junge Mädchen, die nicht gut thun wollen — wie die Studenten von Grünwald und andere Spötter behaupteten; noch war die Vorsteherin des Instituts, Fräulein Amalie Bär — genannt die Bärin — durchaus der weibliche Drache, zu dem sie die Lästerzungen gern gemacht hätten. Freilich ließ sich nicht in Abrede stellen, daß am Tage die Rouleaux in den nach der Straße gehenden Fenstern fast immer herabgelassen waren und man nach neun Uhr Abends niemals mehr Licht in dem Hause erblickte; daß man die Pensionärinnen immer nur paarweise in einem mehr oder weniger langen, von einer Lehrerin geführten und von einer anderen Lehrerin geschlossenen Zuge auf den Promenaden sah; daß kein Brief über die Schwelle des Hauses kam oder ging, der nicht in dem Bureau des Fräuleins einer stren-

gen Censur unterworfen und gleichsam zuvor abgestempelt wurde; aber diese und ähnliche Anordnungen sind zum Theil allen „Pensionsanstalten für Töchter höherer Stände" gemeinsam, zum Theil hatten sie in diesem besonderen Falle vielleicht eine besondere Berechtigung. Unter den „höheren Ständen," auf deren weiblichen Nachwuchs das Institut speculirte, ist fast ausschließlich die hohe Adel der Gegend zu verstehen, da bürgerliche Mädchen sehr selten angemeldet wurden und noch seltener Aufnahme fanden. Junge Damen von Adel aber, die auf dem Lande geboren und erzogen, in der doppelten Freiheit des Landlebens und der exclusiven sozialen Stellung aufgewachsen sind, die mit zwölf Jahren ihre Ponys mit der Gewandtheit einer Kunstreiterin tummeln, und mit dreizehn Jahren den Hauptzug des gesellschaftlichen Treibens oft besser kennen, als ihn andre Mädchen zu ihrem Glück vielleicht jemals kennen lernen; deren beinahe einziger männlicher Umgang überdies aus geschäftigen Müssiggängern: Krautjunkern, Officieren und anderen Leuten von oft sehr laxen Sitten besteht: die oft eine lange Vorgeschichte von Zügellosigkeiten, ja selbst von Lastern in ihrem Blut und in ihren Nerven haben — solche junge Damen müssen ein wenig kürzer gehalten werden, wie sonstige Evatöchter, wenn die angeborene und

anerzogene souveräne Willkür nicht vor der Zeit in üppige Blüthe schießen soll.

So mochte denn Fräulein Amalie Bär, der verantwortlichen Hüterin dieser kostbaren, leicht zerbrechlichen Waare, die draconische Strenge ihrer Hausordnung nicht so sehr verdacht werden, so wenig wie der strenge Blick ihrer vielleicht einst sehr schön gewesenen Augen und die Menge von Falten auf ihrer Stirn, die sich jedes Jahr zu vertiefen und zu vermehren schienen. Sie war, wie so viele Menschen, was sie war, nicht, weil sie's gern war, sondern weil sie's sein mußte. So war ihr Beruf, streng auszusehen und Falten auf der Stirn zu haben, wie es der Beruf anderer Leute ist, stets zu lächeln und ein so glattes Gesicht, als nur eben menschenmöglich, zu machen. Aber, wie man auf die Autorität des größten Psychologen hin, lächeln und immer lächeln und doch ein Schurke sein kann, so ist es auch möglich, das Aussehen eines weiblichen Großinquisitors und dabei ein echt weibliches, mildes, gütiges Herz zu haben.

Fräulein Amalie Bär war der lebendige Beweis dieser Möglichkeit.

Fräulein Amalie Bär hatte es sich blutsauer werden lassen müssen in ihrem Leben. Sie war eines armen Dorfpfarrers noch ärmere Tochter und begann

mit vierzehn Jahren die dornenvolle Laufbahn einer Erzieherin in adeligen Familien auf dem Lande. Sie war ihrer Zeit sehr hübsch und in Folge dessen sehr vielen Versuchungen ausgesetzt; aber sie hatte sich aus allen Gefahren durch ihre Klugheit und Gewandtheit zu retten gewußt, bis sie so alt wurde, daß es Niemand mehr in den Sinn kam, sie zu versuchen und sie sich von ihrem Gehalt und den Geschenken, die sie hin und wieder bekam, so viel zurückgelegt hatte, daß sie sich durch Gründung eines Pensionats eine Art von Unabhängigkeit verschaffen konnte. Ihre von Jedermann anerkannte Ehrenhaftigkeit und Braveit und die mancherlei Erfahrungen, die sie auf dem Felde der Erziehung gemacht hatte, berechtigten sie zu einem solchen Unternehmen, und ihre vielfachen Verbindungen mit adligen Familien sicherten das Gedeihen desselben. Sie hielt sich an den Adel, weil der Adel sie hielt; und nahm ungern Mädchen bürgerlicher Abkunft, weil sie sicher sein konnte, daß sie für diese eine Pensionärin aus dem Bürgerstande sechs andere aus dem Adelstande verlieren oder nicht bekommen würde.

Indessen ging sie von diesem Princip doch ab, wenn der besondere Fall eine Ausnahme von der Regel dringend erheischte. So war es mit Sophie Reiman gewesen. Der Geheimrath war der Arzt der

Anstalt und Fräulein Bär ihm zu vielfachem Dank verpflichtet. Es war daher selbst Fräulein Amaliens adligen Kunden einleuchtend, daß sie dem verwittweten Geheimrath die Bitte, an seiner Sophie ein paar Jahre lang Mutterstelle zu vertreten, nicht wohl zurückweisen konnte.

Wie übertrieben die Fabeln von Fräulein Bär's Drachenhaftigkeit waren, bewies am besten ihr Verhältniß zu Sophie Robran. Sie war dem mutterlosen Wesen wirklich eine Mutter geworden; sie hatte sie behütet und beschirmt vor jeder geistigen und leiblichen Gefährde, nicht um ihr Pensionshonorar ehrlich zu verdienen, nicht des guten Rufs der Anstalt wegen, sondern weil sie das Kind von ganzem Herzen liebte, als ob's ihr eigenes gewesen wäre. Ja, Uebelwollende behaupteten, sie habe das Mädchen weniger erzogen als verzogen; und so viel stand fest, daß sich Sophie — oder Sophiechen, wie die Bärin sagte — erlauben durfte, was keine Andere, selbst nicht Emilie von Breesen, die zur selben Zeit in der Pension war, und für absolut unzähmbar galt, sich herauszunehmen wagte. Sophie durfte ihr mitten in der heftigsten Philippika gegen irgend eine Uebelthäterin, die etwas ganz Horribles begangen hatte (z. B. behufs der bessern Uebersicht des am Hause verüberpromenirenden

den Publikums runde Guckelöcher in die heruntergelassenen Rouleaux geschnitten), um den Hals fallen und sagen: Fräulein Malchen, Fräulein Malchen, wer wird nur gleich böse sein! Sophie durfte ihr Arbeitskabinet — jenes geheimnißvolle, von den jungen Damen nur unter Schauern der Ehrfurcht betretene Adyton, in welchem die Depeschen an die Eltern expedirt und die angekommenen und abgehenden Briefe untersucht und censirt wurden, zu jeder Zeit frank und frei betreten. Sophie durfte eben Alles.

Aus diesem Verhältniß der Lehrerin und ihrer Günstlingin war ein Freundschaftsverhältniß eigener Art geworden, nachdem Sophie die Pension verlassen hatte und dem Hauswesen ihres Vaters als unumschränkte Herrin vorstand. Fräulein Bär schätzte Sophie's gesundes Urtheil sehr hoch, verschmähte es nicht, die so viel jüngere Dame in kritischen Fällen um Rath zu fragen; und, was noch mehr sagen will, befolgte fast immer den Rath, den diese mit der ganzen Unbefangenheit und Anspruchslosigkeit ihres Wesens, mehr im Scherz als im Ernst, ertheilte. Ein solcher Fall war vor einigen Wochen eingetreten, als die Baronin Grenwitz ihre Tochter Helene „zur weiteren Ausbildung, besonders in wissenschaftlicher Hinsicht noch für einige Zeit in der Anstalt aufgenommen wünschte."

Nun war dieser Schritt in so fern schon auffallend genug, als Fräulein Helene soeben erst aus einer anerkannt musterhaften Pension kam, in welcher sie vier volle Jahre zugebracht hatte; er wurde aber noch viel auffallender dadurch, daß die Instructionen, welche Fräulein Bär von dem Baron einerseits und von der Baronin andererseits über das der jungen Dame zu gewährende Maß der Freiheit erhielt, schnurstracks entgegengesetzt waren. Wenn Fräulein Bär den schriftlich an sie ergangenen Wünschen der Baronin nachkam, so mußte sie Helenen wie eine Staatsgefangene unter Schloß und Riegel halten; that sie nach den mündlich an sie gerichteten Bitten des guten alten Barons, der die Tochter in Persen nach Grünwald escortirte, so mußte sie der jungen Dame eine beinahe absolute Freiheit gewähren. Da sich die eine Erziehungsmethode eben so wenig wie die andere mit den in der Pension herrschenden Grundsätzen vertrug, so gerieth Fräulein Bär in eine nicht geringe Verlegenheit und sie wandte sich in diesem Dilemma an ihre junge Freundin, von ihr Rath in dieser mysteriösen Angelegenheit zu heischen.

Glücklicherweise hatte Sophie von ihrem Bräutigam Manches über die Verhältnisse in Grenwitz erfahren und was ihr Franz unerklärt gelassen hatte, ergänzte

sie durch die ihr, wie allen feinfühlenden Frauen, eigenthümliche Divinationsgabe.

„Man hat Helene mit einem unwürdigen Menschen verheirathen wollen," sagte die junge Dame, als sie bald nach Ankunft Helenens mit ihrer mütterlichen Freundin in dem geheimnißvollen Adyton des Arbeitscabinets über die Grenwitzer Verhältnisse conferirte, „und Helene hat sich, wie es recht und billig ist, gegen eine solche Zumuthung aufgelehnt. Dafür hat man sie auf eine Zeit lang aus dem elterlichen Hause verbannt. Wollen Sie nun durch übertriebene Strenge das schon so harte Loos des Mädchens noch härter machen? Gewiß, Fräulein Malchen, das werden Sie nicht! Thun Sie, was der Vater wünscht. Behandeln Sie Helene nicht als eine Schülerin — denn dazu ist sie zu alt; behandeln Sie sie nicht als eine Missethäterin — denn das ist sie nicht. Behandeln Sie sie als ein junges Mädchen, das von einer tyrannischen Mutter und einem allzuschwachen Vater, von denen jene sie mißhandelte und dieser sie nicht zu schützen vermochte, zu Ihnen seine Zuflucht genommen hat. Denn das ist, so viel ich sehen kann, das Wahre von der Sache."

Als Sophie so sprach, ahnte sie freilich nicht Oswald's Liebe für Helene, und Helenen's Sympathie für Oswald, die, wenn sie ihr bekannt gewesen wäre,

sie vielleicht etwas anderes hätte sprechen machen, und als ihr später aus Franz' Berichten über die Katastrophe in Grenwitz und noch mehr aus einzelnen Aeußerungen Helenen's dieser so überaus wichtige Punkt klar zu werden begann, sprach sie auch noch nicht anders, weil ihr das Weiterplaudern eines Geheimnisses, über das sie mit sich selbst noch nicht einmal im Reinen war, ein Verrath an ihrer Freundin schien. Denn das war ihr mittlerweile Helene geworden; zum mindesten war sie mit inniger Neigung dem schönen Mädchen zugethan, wenn sie auch sehr daran zweifelte, daß die stolze, vornehm ruhige Helene ihre Liebe in demselben Maße erwiederte. Die Musik hatte das Verhältniß zwischen den beiden jungen Damen vermittelt. Sie liebten beide diese edle Kunst schwärmerisch und fanden mit Entzücken, daß sie sich nicht nur in dieser gemeinsamen Liebe begegneten, sondern auch in ihrem Wissen und Können ergänzten. Sophie war die Gelehrtere. Die Geheimnisse des Generalbasses — für Helene ein Buch mit sieben Siegeln — waren ihr erschlossen, dafür war Helenen's musikalische Empfindung wenn nicht tiefer, so doch vielseitiger. Im Vergleich mit Sophie war wiederum Helene eine Stümperin auf dem Clavier, dafür hatte sie aber eine herrliche, umfangreiche, wohl geschulte Altstimme, wäh-

rent Sophie, wie sie selbst sagte, nicht einen Ton in der Kehle hatte.

So konnten denn die jungen Damen stundenlang entweder auf Helenen's Zimmer in der Pension, noch öfter aber in Sophie's Salon, spielen und singen, ohne jemals müde zu werden. Helene behauptete, daß noch Niemand sie so gut begleitet habe, wie Sophie, und Sophie, daß ihr noch nichts einen größeren musikalischen Genuß gewährt habe, als Helenen's süßer, melodischer, tief empfundener Gesang.

Aber seltsam, trotzdem ihre Seelen sich in dem Reich der Töne wahlverwandtschaftlich fanden und schwesterlich küßten, verstummten die Zungen, sobald es sich darum handelte, durch die Menschenrede sich menschlich nahe zu treten. Das Gespräch gerieth oft in's Stocken und man wandte sich wieder zur Musik, um eine Pause, die peinlich zu werden drohte, auszufüllen. Manchmal war es Sophie, als ob Helene eine gewaltsame Anstrengung mache, diesen Zauber, der sie zum Schweigen zwang, zu zerbrechen; aber es kam bei solchen Gelegenheiten nie über das erste Stammeln der Vertraulichkeit hinaus und schon im nächsten Augenblick verwandelte sich das junge, nach Freundschaft schmachtende Mädchen, in die vornehme, in selbstzufriedener Abgeschlossenheit und Unnahbarkeit

ruhende Gesellschaftsdame. „Sie ist eine Marmorstatue," sagte Sophie zu ihrem Vater, „trotz ihrer schwarzen Haare und ihrer dunklen strahlenden Augen. Man kann ihr auf keine Weise beikommen. Ich glaube, sie ist eine heimliche Wasserfrau."

Der Geheimrath lachte.

„Du möchtest nicht so ganz unrecht haben," sagte er, „denn wenn in zwei durchaus verschiedenen physischen Medien, wie Luft und Wasser, auch physisch durchaus verschiedenartige Creaturen existiren, die keine wahre Gemeinschaft mit einander haben können, so ist nichts logischer, als daß verschiedene moralische Atmosphären, wie die, in welcher der Adel lebt, und die, in welcher wir leben, auch moralisch verschiedengeartete Wesen hervorbringen müssen, die niemals so recht von Grund der Seele aus Freunde werden können. Hast Du während der Zeit, daß Du bei Fräulein Bär warst, eine Freundschaft geschlossen, die über die Pension hinaus gedauert hätte?"

„Doch, Papa, mit Fräulein Bär selber," erwiderte schalkhaft Sophie.

„Da siehst Du selbst!" sagte der Geheimrath mit seinem satirischen Lächeln, „man kann selbst mit Bärinnen innige Freundschaft machen, aber nimmermehr mit — Wasserfrauen."

Sophie war noch zu jung, um das Mißtrauen des Vaters, welcher ein langes Leben und eine reiche Erfahrung für sich hatte, in diesem Falle theilen zu können. Sie erklärte sich Helenen's Zurückhaltung durch eine angeborene oder anerzogene Scheu, aus sich herauszutreten, und verzieh ihr diese Zurückhaltung um so lieber, als sie sich selbst keineswegs frei davon fühlte. Galt sie doch selbst im allgemeinen für schroff und kalt, sagte man ihr doch manchmal offen, daß sie „gar nicht sei wie andere junge Mädchen." „Sie kann nun einmal nichts dafür," dachte sie bei sich, „man soll nicht Feigen pflücken wollen von dem Dornstrauch. Helene würde gegen Dich nicht anders sein, und wenn die Rebraus schon zu Zeiten Karl's des Großen Barone gewesen wären."

Diese Ansicht machte Sophie's Herzen mehr Ehre, als ihrer Weltklugheit, und wenn sie an dem Nachmittage des dritten Tages nach Oswald's Ankunft in Grünwald, wo Helene in ihrem Zimmer saß und an ihre Freundin Miß Mary Burton schrieb, einen Blick über die Schulter der Schreiberin weg auf das Papier geworfen hätte, über welches die zierliche goldene Feder so rasch wegflog, so würde sie sich vielleicht zu ihres Vaters Ansicht, daß Wasserfrauen wenigstens mit Wasserfrauen (Miß Mary Burton stammte aus einer

altadligen englischen Familie) vertraulich angeben können, belehrt haben.

Helene schrieb:

„Es ist das erste Mal seit langer, langer Zeit theuerste Mary, daß ich den Muth in mir fühle, Dir auf Deine Briefe — denn es liegt jetzt bereits ein ganzes Packet da — zu antworten. Aber ich konnte es nicht über das Herz bringen, Dir, die Du jetzt in die große Welt, in die Du gehörst, eingetreten und neulich gar bei Hofe vorgestellt bist, — Dir, der Braut und in kurzer Zeit der Gemahlin eines englischen Peers, zu schreiben, daß ich, Helene von Grenwitz, der Du eine so glorreiche Zukunft prophezeitest, — vorläufig erst wieder einmal in Pension zurückgeschickt bin; in Pension geschickt wie ein ungezogenes Kind, in Pension geschickt, wie ein Gänschen vom Lande! — Du staunst, Du lächelst ungläubig; Du lispelst ein: 't is impossible! und wenn Du dann endlich meinen wiederholten Versicherungen Glauben schenken mußt, so fassest Du mich bei beiden Händen und rufst: aber, for God's sake, was heißt dies? warum dies? und zwingst mich, die traurige Geschichte von Anfang an zu erzählen. Nun; ich sehe keine Möglichkeit, dieser Pein zu entrinnen, aber daß ich sie abkürze, so viel ich vermag, wirst Du begreiflich finden.

„Also kurz, wenn auch nicht gut.

„Das Verhältniß zu meiner Mutter, über das ich Dir im Anfang so befriedigend schrieb, wurde in Folge meiner entschiedenen Weigerung, die Gattin meines Vetters Felix zu werden, von Tag zu Tag schlimmer und schlimmer, bis der offene Bruch, den ich schon lange vorausgesehen hatte, zuletzt unvermeidlich war. Ich habe mich bei der ganzen Affaire benommen, wie ich es mir und Dir schuldig zu sein glaubte. Es war ein heißer Kampf, das kann ich Dich versichern. Meiner Mutter entgegen zu treten erfordert Muth, nur mein Vater unterstützte mich, schwach wie er ist, nur schwach. Nun wohl! der Kampf ist vorüber, — die Todten sind begraben und die Wunden fangen an zu heilen. Ja, Mary, die Todten! Mein Bruno, mein Stolz, mein Ritter ohne Furcht und Tadel, mein Bruder, mein Freund, mein vielgeliebter Bruno ist nicht mehr! Er ist gestorben im Kampfe für mich und hat seine junge Heldenseele in einem Kusse auf meinen Lippen ausgehaucht. Der wilde Schmerz über seinen Verlust — denn als ich ihn nicht mehr hatte, wußte ich erst, was ich an ihm besessen — machte mich stumpf und gleichgültig gegen Alles und gegen Alle um mich her. Wie dieser Knabe mich geliebt hat, kann und wird Niemand auf Erden mich wieder

lieben. Ich war ihm Sonne und Luft und Licht, ich war ihm Essen und Trinken; ich war ihm Schlafen und Wachen, ich war ihm das Leben. Wie oft, wenn er es mich mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen und zitternden Lippen versicherte, habe ich ihn wegen seiner Ueberschwänglichkeiten ausgelacht und gesagt: geh, Bruno, Du bist ein Närrchen! jetzt gäbe ich viele Jahre meines Lebens darum, könnt' ich es aus seinem stolzen Munde nur noch einmal hören! Eine Ahnung, die ich nicht los werden kann, sagt mir, daß ich in Bruno, mit Bruno alles, was die Erde von Seligkeit mir gewähren kann, gefunden haben würde, und daß ich mit ihm jede Aussicht auf ein irdisches Glück unwiederbringlich verloren habe. Du lächelst, Du meinst: ein Knabe! aber ich sage Dir: Du hast Bruno nicht gekannt.

„Verlange nicht, daß ich Dir über dies Alles ausführlich berichte. Ich kann es nicht. Mein Herz ist zu voll. Die Erinnerung an meinen todten Liebling verläßt mich keinen Augenblick, und ich möchte am liebsten die Feder aus der Hand legen und mich satt weinen. Sag, Mary, soll es denn wirklich unser Schicksal sein, wie wir so oft in melancholischen Stunden behaupteten, unbefriedigt, ohne Freude, ohne Glück durch das Leben zu gehen, und ohne Hoffnung, daß

die Zukunft die Wünsche der Gegenwart erfüllen wird? Soll das Glück nur immer aufleuchten, wie eine Fata Morgana — zauberisch schön und ebenso vergänglich; oder uns stets in einer Gestalt erscheinen, die, mag ihr innerer Werth so groß sein, wie er will, doch unseren verwöhnten Sinn, unsere Vorurtheile, wenn Du willst, verletzt? Freilich, dein Loos scheint ein anderes werden zu wollen. In der Sphäre, in die Du durch Geburt und Erziehung gehörst, findest Du den Mann, der Deinem Herzen theuer gewesen sein würde, selbst dann, wenn Dein Verstand die Wahl Deines Herzens nicht gebilligt hätte. Ein Mann, ein Held, ein Herr! Glückliche, dreimal Glückliche, die Du Jemanden gefunden hast, zu dem Du, stolz, wie Du bist, hinaufschauen mußt! Lächle Dein stolzes aristokratisches Lächeln über — Deine Freundin in der Pension!

„Freilich, ich habe es sehr gut in dieser Pension. Man geht mit mir um nicht wie mit einer Schülerin, sondern wie mit einem Gast, und ich bin der Vorsteherin, einem Fräulein Bär, aufrichtig dankbar für die Güte, die zarte Rücksicht, mit der sie mich behandelt, als wüßte sie Alles. Vielleicht weiß sie auch Alles. Dergleichen Ereignisse in Familien wie die unsere, pflegen nicht verschwiegen zu bleiben. Habe ich selbst doch Vieles, was im genauesten Zusammen-

hang mit meiner Verlobungsangelegenheit steht, erst mehre Wochen später erfahren, nicht durch meinen Vater, mit dem ich während der ganzen Zeit correspondirte, der mich auch ein paar Mal von Grenwitz aus besuchte (mit meiner Mutter, die seit einigen Tagen, wie ich höre, in Grünwald ist, bin ich außer aller Verbindung), sondern durch eine junge Dame, ein Fräulein Sophie Rebran, eine frühere Pensionärin der Anstalt, deren Bekanntschaft ich hier machte, und mit der ich eine Art von Freundschaft geschlossen habe. Sie ist die Braut unseres Grenwitzer Arztes, der nach Grünwald übergesiedelt ist, und somit sind ihre Nachrichten aus guter Quelle. Sie hat mir erzählt, was erst nach meiner Abreise von Grenwitz stattgefunden und der Vater mir sorgsam verschwiegen hat, daß der junge Mann, von dem ich Dir schon im Sommer schrieb, unser Hauslehrer, der Doctor Stein, mein Ritter und mein Rächer geworden ist, insofern wenigstens, als er sich mit Felix geschlagen und meinem Herrn Vetter eine Lection ertheilt hat, die dieser, wie ich aus derselben Quelle erfahren habe, so leicht nicht wieder vergessen wird. Ich kann Dir nicht sagen, wie wunderlich mich diese Nachricht berührte. Zuerst — Dir darf ich es ja gestehen — verletzte es meinen Stolz, daß mein Name nun mit dem Namen eines

Mannes, wie Herr Stein, zusammen durch die Welt getragen werden sollte; daß ein Fremder, ein Miethling sich in meine Angelegenheiten keck gemischt hatte, als wäre er ein Verwandter und ein Ebenbürtiger. Aber dann dachte ich an das alte Wort, daß, wenn die Menschen schweigen, die Steine reden würden; dachte daran, daß kein Bruder sich brüderlicher, kein Ritter sich ritterlicher gegen mich hätte benehmen können, als es dieser Mann vom ersten Augenblick an gethan hat; dachte vor allem daran, daß dieser Mann meines Bruno's theuerster Freund war — und ich verlor meinen Stolz und fühlte nicht ohne einige Verwunderung, daß ich diesem Manne für seine viele Liebe und Güte dankbar sein konnte — ohne daß mich dieser Dank, wie es doch sonst stets bei mir ist, verdrießt hätte. Ja, noch mehr, ich fühlte ein Bedürfniß, ihn, der, wie ich hörte, auf Reisen war, wieder zu sehen, ihm persönlich meinen Dank abzustatten; und als ich ihn heute ganz unerwartet an dem Fenster, an welchem ich saß, vorübergehen sah, da — Du wirst mich auslachen Mary! da fühlte ich, daß, als ich seinen Gruß erwiderte, mir alles Blut in die Wangen schoß, und, als er vorüber war, habe ich ihm noch lange nachgesehen und dann habe ich mich von dem Fenster zurückgelehnt und dem Andenken

Brune's, daß durch Stein's Anblick so plötzlich und so mächtig bei mir wach gerufen wurde, heiße Thränen geweint. Ich möchte, ich könnte ihn einmal ungestört sprechen.

„Doch hier muß ich abbrechen. Ich höre Fräulein Rebran, die mit mir zu musiciren kommt, mit Fräulein Bär im Nebenzimmer."

Helene erhob sich, den beiden Damen, die auf ihr entrez! in's Zimmer traten, entgegenzugehen. Sophie Rebran eilte Fräulein Bär voraus und umarmte Helenen mit einer liebenswürdigen Lebhaftigkeit, die mit der salonmäßig vornehm ruhigen Haltung der jungen Aristokratin einigermaßen contrastirte.

„Ich habe eine ordentliche Sehnsucht nach Ihnen gehabt, Helene! Warum haben Sie mich seit neulich Abend nicht besucht, wie Sie versprachen? Fräulein Malchen hat Sie doch nicht gar etwa daran verhindert?"

„Point du tout!" erwiderte Fräulein Bär, die Brille auf die Stirn schiebend, um wohlgefällig ihrem Liebling in die großen, freundlichen, blauen Augen zu schauen; „Du weißt, Sophiechen, daß Helene ganz frei über ihre Zeit disponiren kann. — Aber weshalb ich eigentlich komme, liebe Helene! Hier ist ein Brief für Sie, den einer Ihrer Diener überbrachte; ich glaube von Ihrem Herrn Vater."

Helene nahm den Brief mit einer Verbeugung entgegen, warf einen Blick auf die Adresse und sagte: in der That von meinem Vater! und legte ihn auf ihre Briefmappe, die sie beim Eintritt der Damen zu geklappt hatte.

„Ich will nicht länger stören," sagte Fräulein Bär; „Sophiechen kommt, Sie zum Musiciren abzuholen. Soll ich Ihnen das Mädchen nachschicken? und wann?

„Sie kommen doch mit, Helene?" sagte Sophie, die sich auf einen Stuhl an das Instrument gesetzt hatte, und einen Klavierauszug durchblätterte. „Ich habe sehr schöne neue Lieder bekommen. Ein ganz herrliches von Schumann, das müssen wir zusammen durchgehen."

„Recht gern," erwiderte Helene; „indessen ich möchte nicht lange bleiben, da ich heute Abend noch wenigstens einen Brief nach England zu beendigen habe, der morgen früh fort muß. Ich danke deshalb für das Mädchen, Fräulein Bär. Ich werde noch vor Dunkelwerden wieder zu Hause sein."

„Ganz wie Sie wollen, liebe Helene," sagte Fräulein Malchen, erst Helene flüchtig und dann Sophie Nebrau herzlich auf die Stirn küssend. „Adieu mes enfants!"

Und Fräulein Bär ließ die Brille wieder auf die

Nase gleiten, legte ihre Stirn in die geschäftsmäßigen Falten und rauschte in ihr Adyton zurück, aus dem sie Sophie vor einigen Minuten aufgestört hatte.

„Wie geht es Ihrem Herrn Vater?" fragte Helene.

„Danke," erwiderte Sophie, noch immer in dem Clavierauszuge blätternd. „Es geht ihm viel besser; er ist heute schon wieder ein paar Stunden länger aufgeblieben. Aber, nun lesen Sie auch Ihren Brief, Helene; und dann machen Sie, daß Sie fertig werden."

„Sogleich," sagte Helene, den Brief erbrechend; während Sophie weiter in den Noten las. Nach einigen Minuten blickte sie auf und sah Helenen den Brief in der herabhängenden Hand haltend, den Kopf in die andere gestützt, offenbar in tiefes Nachdenken versunken dasitzen. Die langen Wimpern verhüllten die strahlenden Augen und die dunklen Brauen waren, wie in Unwillen, zusammengezogen.

„Was ist Ihnen?" rief Sophie, das Notenbuch zuklappend und auf's Clavier legend, „haben Sie schlimme Nachrichten erhalten?"

„Nicht doch!" erwiderte Helene, die bei dem ersten Ton von Sophien's Stimme sich wieder zusammenraffte und zu lächeln versuchte. „Nicht doch! Mein Vater wird morgen kommen, das ist Alles."

„Um hier zu bleiben?"

„Ja.“

„Und — Sie, Helene?“

„Ich dachte eben darüber nach. Mein Vater stellt es mir frei; indessen —“

Das junge Mädchen schwieg und derselbe halb nachdenkliche, halb trotzige Gesichtsausdruck von vorhin war wieder da. Sie schien die Anwesenheit Sophiens vergessen zu haben. Plötzlich fragte sie, die Blicke noch immer zu Boden senkend:

„Würden Sie, wenn Sie beleidigt wären, jemals zuerst die Hand zur Versöhnung bieten?“

Sophie wurde durch diese Frage, deren Sinn ihr nicht verborgen war, einigermaßen in Verlegenheit gesetzt. Helene hatte zu ihr niemals über ihre Angelegenheiten gesprochen, nicht einmal in Andeutungen. Sie wußte also — durfte also von alle dem nichts wissen, und doch vertrug es sich schlecht mit Sophiens geradem Sinn und ihrer Freundschaft zu Helene, eine Unwissenheit und Theilnahmlosigkeit zu affectiren, die ihr fremd waren.

„Es kommt darauf an,“ antwortete sie nach einer kleinen Pause: „wie die Beleidigung war, und vor allem, wer der Beleidiger war.“

„Wie so?“

„Es giebt Beleidigungen, mein' ich, die es nur

dadurch werden, daß wir ihnen diese Bedeutung unterlegen, und Beleidiger, die es niemals werden können — niemals werden sollten — ich meine, die uns so nahe stehen, mit denen wir durch die Natur so eng verbunden sind, daß es unnatürlich sein würde, wenn —"

„Sie uns haßten," unterbrach Helene schnell Sophie. „Wenn nun aber doch dieser Fall einmal einträte; wenn nun aber doch sich haßte, was sich lieben sollte; sich verfolgte, befeindete, bekämpfte, was sich unterstützen, gegenseitig helfen und tragen sollte — wie dann?"

Helene war aufgestanden; ihr Gesicht glühte; ihre Augen funkelten; ihre Hände ballten sich — das Bild eines Wesens, das des Kampfes froh ist und nur Sieg oder Tod, nimmer aber Ergebung kennt.

„Ich weiß es nicht," erwiderte Sophie, sich zu einer Ruhe zwingend, die sie nicht besaß; „das weiß ich aber, daß ich für meine Person niemals in die Lage kommen könnte. Ich würde Bruder oder Schwester, und nun gar Vater oder Mutter, die mir das Leben gaben, niemals hassen, möchte geschehen, was da wollte, sind sie doch — ich selbst. Wie kann man sich selber hassen?"

„Wissen Sie das wirklich so gewiß?" erwiderte

Helene. „Woher wissen Sie es? Sie haben niemals weder Bruder noch Schwester gehabt, ihre Mutter ist Ihnen so früh gestorben; Ihr Vater hat Sie, wie Sie mir selbst sagten, von jeher mit grenzenloser Liebe überschüttet — aber ich — ich habe andere —"

Helene mochte fühlen, daß, wenn sie noch ein Wort mehr spräche, sie ihre Zurückhaltung in Zukunft nicht länger bewahren könnte, und brach mit einer Gewaltsamkeit ab, die von der Herrschaft zeugte, welche dies junge Geschöpf bereits über sich selbst erlangt hatte.

„Doch wir verplaudern die Zeit," sagte sie, mit ganz veränderter Stimme, Miene und Haltung, „und noch dazu über recht unerquickliche Dinge. Eilen wir' wir wollen machen, daß wir an Ihren Flügel kommen."

Es war nicht das erste Mal, daß Helene einem Gespräch, das zu vertraulich zu werden drohte, plötzlich eine gleichgültige Wendung gegeben hatte. Sophie mußte sich darein fügen, obgleich ihr dieser Mangel an Vertrauen weh that, um so mehr, als sie fühlte, wie einsam Helene dastand, wie ganz nur auf sich angewiesen, und welche Wohlthat es deshalb für sie gewesen sein würde, hätte sie ihr übervolles Herz in das theilnehmende Herz einer wahren Freundin aus-

ſchütten können. Sie fühlte ſich deshalb auch diesmal nicht durch Helenens ſtolze Schweigſamkeit beleidigt; im Gegentheil! ſie war mehr wie je entſchoſſen, ſich in Helenen's Vertrauen lieber hineinzuſtehlen und hineinzuſchmeicheln, als Stolz mit Stolz, und Schweigſamkeit mit Schweigſamkeit zu erwiedern.

An Gelegenheiten dazu ſollte es heute nicht fehlen.

Sie hatten, nachdem ſie bei Sophie angelangt waren, faſt ohne Unterbrechung muſicirt, bis es in dem zu ebener Erde gelegenen tiefen Zimmer zu dunkeln begann. Sie hörten auf, weil ſie nicht mehr gut ſehen konnten und gingen nun Arm in Arm im Gemache auf und ab, während die Muſik noch in ihren Seelen nachzitterte und ſelbſt Helenen's ſtolzes Herz ſich milder und weicher fühlte. Es war vor allem ein von Robert Schumann wunderbar ſchön componirtes Lied geweſen, das ſie in ſchmerzlich ſüßer Weiſe an ihren todten Liebling erinnert hatte. Noch klangen ihr die traurig klagenden Worte mit der traurig klagenden Melodie im Ohr:

Dein Angeſicht ſo lieb und ſchön,
Ich hab' es jüngſt im Traum geſehn.
Es war ſo mild, ſo engelgleich,
Und doch ſo bleich, ſo ſchmerzensbleich.
Und nur die Lippen, die ſind roth,
Bald aber küßt ſie bleich der Tod ....

Sie dachte an die Nacht, als Baron Oldenburg sie mitten aus der Reihe der Tanzenden heraus an Bruno's Sterbebett holte: sie sah bei ihrem Eintritt das Auge des Knaben dunkel aufflammen in dem todtenblassen Gesicht . . .

„Und nur die Lippen, die sind roth,
Bald aber küßt sie bleich der Tod;"

murmelte sie, wie wenn sie mit sich selbst spräche.

„Es scheint dies Lied auf Sie einen eben so großen Eindruck zu machen, als auf den Doctor Stein," sagte Sophie.

„Auf wen?" rief Helene, jäh aus ihrer Träumerei erwachend.

„Auf den Doctor Stein, Ihren Doctor Stein;" erwiederte Sophie so gleichmüthig, als wenn sie sich nie über das Verhältniß, das möglicherweise zwischen Oswald und Helene stattfand, Gedanken gemacht hätte.

„Wann haben Sie ihn gesehen?" fragte Helene wieder in ihrer gewöhnlichen ruhig gleichgültigen Weise.

„Gestern Abend, hier, zum ersten Mal. Er war schon zwei Tage in der Stadt, ohne Franz gesprochen zu haben. Gestern traf Franz ihn zufällig auf der Straße und brachte ihn mit. Sonst hätten wir wohl noch länger auf seine Visite warten können."

„Wie so?“

„Nun, es sah gerade nicht so aus, als ob ihm der Besuch besonderes Vergnügen mache. Indessen kann ich darüber weniger urtheilen, da ich ihn gestern zum ersten Male in meinem Leben sah. Mir schien es, offen gestanden, als ob ihm überhaupt nichts auf Erden Vergnügen machen könnte. Franz sagte, das sei durchaus nicht der Fall, fand aber selbst, daß Herr Stein sich in der kurzen Zeit, wo sie sich nicht gesehen, merkwürdig verändert habe. Wie war er denn, so lange Sie ihn kannten?“

Sophie glaubte zu fühlen, daß Helenen's Herz, als sie diese Frage möglichst unbefangen that, höher schlug. Doch war von dieser Erregung nichts in dem Ton zu merken, mit dem sie antwortete:

„Ich habe Herrn Stein selten oder nie anders als in Gesellschaft gesehen, und Sie wissen, da hat man wenig Gelegenheit, die Menschen zu sehen, wie sie wirklich sind. Er schien meistens ernst, fast traurig, sehr reservirt und verschlossen, besonders in den letzten Wochen. Doch mochten dazu auch die in meiner Familie herrschenden Verhältnisse nicht wenig beitragen. Wie war er denn gestern?“

„Es ist das schwer zu beschreiben für Jemand, der, wie ich, kein großer Psychelog ist,“ antwortete Sophie,

entſchloſſen, auf jeden Fall, auch wenn ſie Helene verletzten ſollte, die Wahrheit zu ſagen. „Er ſchien mir luſtig, ja ausgelaſſen, aber nicht heiter; geſprächig, aber nicht mittheilſam; witzig, aber nicht unterhaltend; mit einem Wort eine lebendige Vereinigung von lauter Gegenſätzen, welche auf mich, die ich das leicht Verſtändliche, Klare, Einfache liebe, offen geſtanden, einen peinlichen Eindruck gemacht hat. Beſonders misfiel es mir, wie er über ſeinen Beruf und über ſeine hieſigen Verhältniſſe ſprach. Er ſchien Alles nur wie ein leeres Spiel zu betrachten. Er ſchilderte eine Geſellſchaft, die er bei Director Clemens mitgemacht, und ſchüttelte eine wahre Flut von Hohn und Sarkasmen über die armen Menſchen aus. Er beſchrieb ſeine feierliche Einführung in die Schule, die gerade an demſelben Morgen ſtattgefunden hatte und ſtellte das Ganze wie eine Scene auf einem Puppentheater dar. Franz hatte mir geſagt, daß er etwas Fauſtiſches in ſeinem Weſen habe; mir iſt er wie ein rechter Mephiſto vorgekommen. Auch fand ich ihn nicht ſo ſchön, wie Franz ihn mir geſchildert hatte. Er ſah bleich und verfallen aus, als wäre er krank oder hätte mehrere Nächte nicht geſchlafen. Die großen Augen hatten etwas Unheimliches, Geſpenſtiſches. Ich mußte wahrlich an das: Es ſteht ihm an der

Stirn geschrieben, daß er nicht mag eine Seele lieben, oder wie es heißt, denken."

„Da muß er sich allerdings sehr verändert haben," sagte Helene.

Der Ton, in welchem das junge Mädchen diese Worte sprach, war so traurig. Es that Sophie leid, daß sie sich von der geheimen Antipathie, die sie in der That gegen Stein empfand, noch mehr vielleicht aber von dem Wunsch, Helene durch lebhaften Widerspruch zu reizen, und sie so gleichsam für ihre Verschlossenheit zu bestrafen, hatte hinreißen lassen.

„Doch soll dies," sagte sie einlenkend, „nicht etwa mein endgültiges Urtheil über Oswald Stein sein; „es ist nur eben ein erster Eindruck. Wenn ich ihn öfter sehe, werde ich wohl anders über ihn urtheilen. Ich glaube sogar, daß bei mir ein wenig Eifersucht mit unterläuft. Franz machte so gar viel aus ihm und Sie wissen, wir Bräute sind in dieser Beziehung ein wenig engherzig. — Da fällt mir übrigens ein, daß er jeden Augenblick kommen kann," rief sie, sich selbst unterbrechend.

„Wer?" sagte Helene; „Oswald?"

„Ich hatte es wahrhaftig ganz vergessen. Ich, gedankenloses Mädchen!"

„Was ist es denn?"

„A. Stein und Franz hatten ſich verabredet, heute zuſammen eine Vorleſung bei Profeſſor Benzeler zu beſuchen. Und Franz iſt gleich nach Tiſch für meinen Vater aufs Land gefahren. Ich ſollte es Stein abſagen laſſen! Ob's wohl noch Zeit iſt?"

„Es iſt halb ſechs," ſagte Helene, an's Fenſter tretend, und nach der Uhr ſehend. „Es iſt beinahe dunkel geworden; ich muß machen, daß ich nach Haus komme."

In dieſem Augenblick wurde an die Thür gepocht.

„Er iſt es," riefen die beiden jungen Damen unisono, zuſammenſchreckend wie ein paar Rehe, wenn im Walde ein Schuß fällt.

Das Pochen wiederholte ſich.

„Was ſollen wir thun?" flüſterte Helene, die ihre ganze Selbſtbeherrſchung verloren zu haben ſchien.

„Offenbar Herein ſagen! was ſonſt;" erwiderte Sophie, unwillkührlich lachend. „Herein!"

In dem Halbdunkel, das in dem Gemach herrſchte, mochte es dem Eintretenden nicht möglich ſein, die darin Befindlichen zu erkennen. Er blieb wie zaudernd in der Thür ſtehen.

„Nur näher, Herr Doctor," ſagte Sophie, Helene's Hand feſthaltend. „Ich bitte um Entſchuldigung, daß ich Sie im Dunkeln empfange, aber es ſoll ſogleich Licht werden."

Oswald war bei diesen Worten herangetreten und hatte sich vor den Damen verbeugt. Offenbar hatte er Helene, die dem Fenster abgewandt stand, noch nicht erkannt.

„Ich habe um Entschuldigung zu bitten," sagte er; „denn ich habe die Damen ohne Zweifel gestört. Aber da ich Niemand auf dem Vorsaale fand" —

Er schwieg plötzlich; das Blut schoß ihm zum Herzen. Ein Schauder überrieselte ihn. War die stumme Gestalt neben Fräulein Rebrau nicht Helene? Er trat noch einen Schritt näher. Es war kein Zweifel. Dieser Kopf, dessen schöne Umrisse er so oft andächtig bewundert hatte, konnte nur Helenen's sein. . . . Er hörte kaum noch, daß Sophie sagte: „Sie erkennen wohl Fräulein von Grenwitz gar nicht? Ich will nur selbst gehen, uns Licht zu besorgen;" er hörte nur die Thür sich hinter Fräulein Rebrau schließen; er wußte nur, daß er mit ihr allein war. Er kniete vor ihr nieder und ergriff ihre Hand, um sie mit heißen Küssen zu bedecken.

Die Ueberraschung und die Dunkelheit begünstigten Oswald's Kühnheit. Helene zitterte so heftig, daß sie Alles geschehen lassen mußte und nur noch eben Kraft hatte zu sagen:

„Um Gottes willen, Oswald, — stehen Sie auf! Ich bitte Sie, stehen Sie auf!"

Es war die höchste Zeit; denn schon kam Sophie, gefolgt von dem Diener, der eine Lampe trug, zurück.

Oswald gelang es, seiner Bewegung sofort Herr zu werden; ein Beweis vielleicht, daß dieselbe, trotz aller äußeren Heftigkeit, so gar tief nicht gewesen war. Helene dagegen wandte sich unter dem Vorwande, daß sie der plötzliche Lichtschein blende, nach dem Fenster und blickte, während Sophie Franz' Abwesenheit erklärte, auf die Straße.

„Dann will ich die Damen keinen Augenblick länger durch meine Gegenwart um den Genuß einer traulichen Unterhaltung bringen," sagte Oswald, sich zum Abschied verbeugend.

„Ei, Herr Doctor," erwiderte Sophie munter, „sind Sie ein solcher Feind von traulichen Unterhaltungen, daß Sie durch Ihre Gegenwart dergleichen unmöglich machen? Setzen Sie sich lieber, und strafen Sie meinen Franz nicht Lügen, der Sie den unterhaltendsten Gesellschafter nennt. Kommen Sie, Helene, nehmen Sie hier am Kamine Platz. Fräulein Malchen wird sich die Augen nicht ausweinen, wenn Sie auch etwas länger ausbleiben."

Oswald war in Begriff gewesen, den ihm angebotenen Platz anzunehmen; als er indessen hörte, daß Helene möglicherweise nicht bleiben würde, begnügte

er ſich, Sophiens Aufforderung vorläufig mit einer ſtummen Verbeugung zu erwidern.

„Ich danke, liebe Sophie," ſagte Helene, ſich aus dem Fenſter umwendend, „aber ich muß in der That fort — ein ander Mal."

Sie hatte ſcheinbar ihre gewöhnliche Ruhe wiedergewonnen; nur ein ſehr ſcharfer Beobachter hätte vielleicht in dem etwas intenſiveren Roth der ſchönen Wangen die letzte Spur einer vorangegangenen Erregung und in den geſenkten Augenlidern die Abſicht bemerkt, dieſelbe vor den Blicken der Anderen zu verbergen.

Oswald, der nach einem Mittel ausſpähte, Helene noch ein paar Augenblicke zu halten, ſah den Flügel geöffnet und Notenblätter aufgeſchlagen. Er ergriff das erſte beſte; es war die Compoſition von Robert Schumann.

„O, bitte, bitte, mein gnädiges Fräulein," ſagte er, „wenn Sie noch eine Minute Zeit haben, ſingen Sie dies Lied! Es verdient, von Ihnen geſungen zu werden."

„Wir ſind es ſchon vorhin durchgegangen," ſagte Sophie, „es iſt in der That ſehr ſchön und Fräulein von Grenwitz ſingt es vortrefflich. Wollen Sie, liebe Helene?"

Wenn es galt Musik zu machen, war Niemand eifriger als Sophie. Schon hatte sie, Helenen's Einwilligung für selbstverständlich haltend, das Heft auf den Notenpult gelegt, sich — halb auf den Stuhl, wie sie es liebte, an den Flügel gesetzt und blickte jetzt, ein paar präludirende Accorde greifend, erwartend auf Helene.

Sie sah sich diese, obgleich sie sich in diesem Augenblick, wo die leidenschaftliche Scene von vorhin noch in ihrem jungen vollen Herzen nachzitterte, keineswegs zum Singen aufgelegt fühlte, genöthigt, ihren Hut, den sie schon in der Hand hatte, wieder hinzulegen und an den Flügel zu treten.

Oswald stand in der Entfernung von wenigen Schritten mit untereinandergeschlagenen Armen an das Gesims des Kamins gelehnt, die Blicke unverwandt auf die beiden schlanken Mädchengestalten gerichtet. Und wohl mochte dies Bild seine Blicke fesseln; es wäre schwer gewesen, ein reizenderes zu finden.

Man konnte in diesem Augenblicke zweifeln, welche von den beiden Erscheinungen — nicht die schönere, denn das war unbestritten Helene — aber die interessantere war. Die Harmonie an und für sich lieblichster Züge, der Sammetton des dunklen Teints, der bläuliche Glanz des schwarzen Haares — das

Alles ſprach für Helene und ſchien ſie in unerreichbare Höhen der Schönheit hinaufzurücken, aber der Ausdruck auf Sophiens Geſicht, wie ſie in Muſik verſunken daſaß, bald ſich über die Taſten beugend und die Accorde gleichſam leckend, bald den Blick halb nach oben gewandt, als blicke ſie den enteilenden Tonwellen nach, hätte wohl für den, welcher die höchſte Schönheit in der reinſten Geiſtigkeit findet, Alles erſetzt. Wie über eine reizloſe Landſchaft ein günſtiger Sonnenblick oft den wunderbarſten Zauber auszugießen vermag, ſo durchleuchtete und durchglänzte die edle, kunſtdurchglühte Seele dieſes Mädchens ihr faſt unſchön zu nennendes Geſicht. Es war ein Beethoven'ſcher Zug darin, — das meteoriſche Leuchten des freien Menſchengeiſtes durch die weite Nacht der Sinnlichkeit hinüber in unbegrenzte Lichtregionen. Und ſeltſam! in demſelben Maße, in welchem die Muſik den Ausdruck Sophiens erhöhte, ſchwächte ſie die Herbheit in der energiſchen Schönheit Helenens ab, indem ſie den ſtolzen Zügen eine Weichheit gab, die ſie im gewöhnlichen Leben niemals zeigten. Die Eintracht ſüßer Töne weckte dort den ſchlummernden Genius und ſchläferte hier den Dämon des Stolzes und der Ehrſucht ein, ſo daß die poetiſche Erregung Beiden, obgleich in ganz entgegengeſetzter Weiſe zu gute kam.

So dachte Oswald, während seine Blicke auf dem reizenden Bilde der musicirenden Mädchen ruhten. Helene kam ihm beinahe fremd vor; er mußte sich erstentlich erst in ihre Schönheit wieder hineinleben, und doch machte sie nicht mehr den überwältigenden Eindruck von ehemals. Er glaubte, es sei die ungewohnte Umgebung, die interessante Erscheinung Sophiens, die ihn in seiner Andacht störe — er wußte nicht, daß seit der Zeit, wo er Helene zuletzt gesehen hatte, der Spiegel seines Geistes trüber geworden und nicht mehr im Stande war, ein reines Bild auch rein zurückzuwerfen. — Vergebens suchte er einen Blick Helenens zu erhaschen. Wenn Sophie, in ihre vielgeliebte Musik vertieft, seine Anwesenheit wirklich vergessen hatte, so schien es zum mindesten mit Helene nicht anders zu sein. Sie hob die Augen nicht einmal von den Notenblättern auf. Oswald freute sich dessen. Er schloß daraus, daß seine stürmische Begrüßung von vorhin, wenn auch vergeben, so doch noch nicht vergessen war.

Man war, wie das zu geschehen pflegt, von einem Lied in's zweite und vom zweiten in's dritte und vierte gekommen. Plötzlich aber erklärte Helene, nun nach Hause gehen zu müssen. Oswald, der nicht anders glaubte, als daß eine Dienerin aus der Pension draußen

warte, ſann eben darüber nach, wie er ſeine Bitte, ſie begleiten zu dürfen, am ſchicklichſten einkleiden könne, als ihn Sophiens Frage: „aber werden Sie denn noch allein gehen können?“ dieſer Mühe überhob. Was war natürlicher, als daß er mit einer höflichen Verbeugung Fräulein von Grenwitz ſeine Begleitung anbot, und Fräulein von Grenwitz mit einer kaum merklichen Neigung des ſtolzen Hauptes dieſelbe annahm.

Sophie neſtelte eben der jungen Dame den Sammetmantel zu, und band ihr noch ein weißes Tüchelchen um den Hals, „auf daß Ihrer Stimme kein Schaden geſchicht, Helene!“ Oswald ſtand mit dem Hut in der Hand daneben, als die Thür, ohne daß man ein Klopfen gehört hätte, ſich öffnete und Herr Bemperlein raſch in's Zimmer trat.

Oswald, der mit dem Rücken nach der Thür zu ſtand, wurde Bemperlein erſt gewahr, als er ſich auf Sophiens Gruß: Guten Tag, Bemperchen! nach dem Kommenden umwandte. In demſelben Moment erkannte auch Herr Bemperlein Oswald.

Sie hatten ſich, ſeit jener Nacht, wo Bemperlein Melitta nach Fichtenau abzuholen kam und die Liebenden im Park überraſchte, nicht wieder geſehen. Sie waren damals in herzlicher Freundſchaft geſchieden;

nur heute, als sie sich nach so manchen Wochen wiedersahen, streckte Keiner dem Andern die Hand zum Druck entgegen, lächelte Keiner dem Andern freundlich zu, begrüßte Keiner den Andern mit einem herzlichen Wort. Ihr ganzes Willkommen bestand aus einer förmlichen Verbeugung und einigen nichtssagenden Phrasen, so daß Sophie, welche bis jetzt geglaubt hatte, daß Bemperlein und Oswald auf dem besten Fuße stünden, nicht wenig verwundert war und nicht recht wußte, wie sie sich in diesem ganz unverhergesehenen Fall benehmen sollte. Indessen sollte diese peinliche Situation nicht lange dauern; denn Sophie hatte kaum Herrn Bemperlein Fräulein von Grenwitz vorgestellt, die, wenn sie sich wirklich des in früheren Jahren häufiger gesehenen Hauslehrers auf Berkow erinnerte, jedenfalls nicht für gut fand, dieser Erinnerung Worte zu leihen, als Helene und Oswald das Zimmer verließen. Sophie begleitete sie noch zur Thür hinaus, während Bemperlein die Hände auf den Rücken, die Augen starr auf den Boden geheftet, an dem Kamin stehen blieb.

Es war beinahe Nacht, als Helene und Oswald auf die schlecht erleuchtete Straße traten.

„Welchen Weg nehmen wir?" fragte Oswald.

„Ich denke, es giebt nur einen Weg."

„Nicht doch; wir können auch über den Wall gehen. Der Weg ist näher und es geht sich angenehmer dort, als auf dem holprigen Steinpflaster."

„Wie Sie wollen."

„Darf ich ihnen meinen Arm anbieten?"

Es war das erste Mal, daß Oswald Gelegenheit hatte, Helenen zu führen. Er beeilte sich nicht, das Vergnügen, Arm in Arm mit dem geliebten Mädchen durch die Nacht zu wandern, abkürzen. Der Weg, den er vorgeschlagen, war nicht nur der bei weitem längere, sondern auch der bei weitem dunklere. Er führte zwischen der Stadtmauer und dem Festungswalle hin — eine angenehme Promenade im Sommer und bei Tage; aber jetzt an einem finstern Herbstabend wenig empfehlenswerth.

„Es ist doch dunkler, als ich gedacht," sagte Oswald, als sie aus dem trumpfigen Stadtmauerther, wo die letzte Laterne brannte, auf den Wall gekommen waren; „sollen wir lieber wieder umkehren?"

„Meinethalben nicht; ich gehe ganz gern so."

„Hüllen Sie sich wenigstens recht fest in Ihren Mantel; der Wind weht scharf vom Meer herüber und die Luft ist feucht und kalt."

Sie gingen einige Minuten schweigend. Das trockene Laub der Bäume, mit denen die Promenade

beſetzt war, raſchelte unter ihren Füßen; klagende Töne ſtrichen durch die Luft — dem Seufzen und Stöhnen eines frierenden Kranken vergleichbar.

„Wie mag es jetzt im Grenwitzer Park ausſehen?“ ſagte Oswald.

„Das dachte ich eben auch,“ erwiderte Helene.

„Ich möchte, ich könnte in dieſem Augenblicke dort ſein.“

„Was wollten Sie da?“

„Ich wollte in den wohlbekannten Gängen, zwiſchen den Farnebecken unten im Garten, unter den Buchen eben auf dem Wall umherſchweifen und mich mit der Wendeltreppe, die durch die Wolken ſchwankt und mit dem Nachtwind, der durch die Bäume und um das Schloß rauſcht, unterhalten von ſeligen Stunden, die nicht mehr ſind und nimmer wiederkehren können.“

„So denken Sie gern an Grenwitz zurück?“

„Sollte ich es nicht? Habe ich doch die glücklichſten Tage meines freudeloſen Daſeins dort verlebt! Was kümmern mich jetzt die Bitterniſſe, die in dieſen reich berauſchender Süßigkeit gemiſcht waren? Ich weiß von ihnen nichts mehr. Mir iſt, als hätte ich damals zum erſten und letzten Male in meinem Leben wahrhaft gelebt, und als ſei ich geſtorben mit den

Blumen auf den Beeten und mit dem Sonnenschein, der des Morgens durch die thaufrischen Zweige spielte und bunte Schatten auf den Weg streute. Wohl ihm, dessen Leben wirklich mit jenem köstlichsten Sommer zu Ende war!"

„Wohl ihm!" flüsterte Helene.

„Ja, wohl ihm! er hat eine Stunde lang in dem Anschauen dessen, was ihm das Schönste, das Herrlichste war, geschwelgt und ist dann dahingeschwunden, wie ein reifiger Morgenduft vor den Strahlen der vielgeliebten Sonne. Er hat sie nicht zu kosten gebraucht die schwüle Hitze und den erdrückenden Staub des Mittags. Er hat sich nicht vor dem scharfen Wind des Abends schaudernd zu verhüllen brauchen, er hat die schöne bunte Welt nicht in öde Nacht versinken sehen. — Verzeihen Sie mir, mein gnädiges Fräulein; es ist heute Abend schon das zweite Mal, daß ich mich von der Erinnerung an meinen todten Liebling fortreißen lasse. Aber ich kann Ihnen nicht sagen, wie wunderbar ihr Anblick und Ihre Nähe sein Andenken in mir wachruft. Die vernarbten Wunden fangen wieder an zu bluten; die trocknen Augen wieder an zu tropfen."

„Geht es mir denn anders?" sagte Helene und ihre Stimme zitterte.

„Sie haben Sie ihn auch geliebt? Aber nein, das wollte ich nicht fragen. Wie hätten Sie ihn nicht lieben sollen, der so schön, so tapfer, so gut war, so hinreißend liebenswürdig, und der Sie so liebte! so unsäglich liebte! O, Fräulein von Grenwitz, wissen Sie denn wohl, wie sehr er Sie geliebt hat? wissen Sie, daß er Sie bis in den Tod, daß er Sie mehr als sein Leben geliebt hat?"

„Ich weiß es!" sagte Helene leise.

„Mehr als sein Leben," fuhr Oswald leidenschaftlich fort, „über den Tod hinaus. Es war an dem letzten Tage, wenige Stunden vor seinem Tode, als er mir ein Medaillon mit einer Locke von Ihrem Haar, das er auf der Brust trug, zeigte und mich bat, es ihm mit ins Grab zu geben. Ich habe ihm seinen Wunsch nicht erfüllen können. Sie wissen, daß ich am nächsten Morgen schon das Schloß verließ, ohne zu wissen, ob — ich jemals wieder den Fuß über die Schwelle würde setzen, ob ich den theuren Todten bis zum letzten Augenblicke würde bewachen können. Der Gedanke war mir entsetzlich, daß jenes Kleinod in profane Hände kommen könnte, ich nahm es daher nur in der Absicht, es Ihnen, die Sie den einzig rechtmäßigen Anspruch darauf haben, zurückzustellen. Ich habe es stets — ich habe es noch in meinem

Gewahrsam. Wann, befehlen Sie, daß ich es Ihnen zusende?"

Sie hatten das Kennungsthor passirt und gingen in der Vorstadtstraße unter den hohen sausenden Pappeln. Bei dem ungewissen Licht des Mondes, der eben aus den treibenden Wolken hervorlugte, suchte Oswald in Helenen's Gesicht zu lesen. Es schien ihm bleich und heftig erregt. Ihr Arm lehnte sich fester auf seinen, als sie nach einer Pause antwortete:

„Ist Ihnen das Medaillen sehr lieb?"

„Das können Sie fragen? daran können Sie zweifeln?"

„Nein, nein!" verkennen Sie mich nicht — ich bin nicht undankbar, bin gegen Liebe und Freundschaft nicht unempfindlich. Behalten Sie das Medaillen! behalten Sie's zur Erinnerung an Ihren, an unsern Liebling."

„Nur zur Erinnerung an ihn? Es ist Ihr Haar, Fräulein Helene! — nur zur Erinnerung an ihn?"

„Und — an mich!"

Oswald nahm die kleine Hand, die auf seinem Arm ruhte und führte sie an die Lippen.

„Sie machen mich unsäglich stolz und glücklich," sagte er, „ich habe nichts gethan, wodurch ich so

große Huld und Gnade verdient hätte; aber freilich, wäre Gnade denn noch Gnade, wenn man sie verdienen könnte?"

„Sie wollen mich durch Ihre Bescheidenheit erdrücken. Sie wollen, daß ich Ihnen danken soll für alle Ihre Güte, wie ich Ihnen danken müßte und doch nicht danken kann. Sie sind immer sehr gut gegen mich gewesen; Sie haben zu mir gestanden, als ich selbst von meinen nächsten Verwandten angefeindet wurde, und noch zuletzt" —

„Habe ich nichts gethan, was ich nicht jeden Augenblick mit Gefahr meines Lebens wieder thun würde. — Doch hier sind wir an Fräulein Bär's Hause. Ist die Gitterthür verschlossen?"

„Nein."

Sie gingen durch den kleinen Garten bis zur Hausthür. Oswald schellte.

„Werde ich Sie wiedersehen?"

„Ich komme öfter zu Rembrand."

Die Thür wurde von innen aufgeriegelt.

„Gute Nacht."

„Gute Nacht."

Oswald ergriff Helenens kleine Hand und drückte sie stürmisch an seine Lippen.

Die Thür wurde aufgeschlossen.

„Auf Wiedersehen, Helene!“ flüsterte Oswald.

„Auf Wiedersehen!“ erwiderte Helene noch leiser.

Es war Oswald, als ob sie auch seinen Namen genannt hätte. Im nächsten Augenblick war sie im Hause verschwunden.

Oswald ging nach der Stadt zurück in einer Aufregung, die aber keineswegs eine blos freudige war. Eine reine keusche Freude konnte nicht mehr in sein Herz einziehen; so wenig, wie man auf einem verstimmten Instrumente eine Melodie rein zu spielen vermag. Von jener jauchzenden Seligkeit, mit der ihn noch vor zwei Monaten ein gütigerer Blick, ein freundlicheres Wort Helenens erfüllt hatte, war heute, wo sie ihm so unzweideutige Zeichen ihrer Gunst gescheukt, kaum ein blasser Schimmer. Dafür aber blähte sich der befriedigte Stolz, dafür aber lächelte wohlgefällig die geschmeichelte Eitelkeit. Er hätte heute Abend nicht wie an jenem Sommerabend, wo er Helene zum ersten Male im Garten sah, in glühenden Versen sein Entzücken ausströmen können; er pfiff behaglich eine Melodie aus dem Don Juan. — Er hätte heute Abend nicht die Einsamkeit gesucht; ihm verlangte nach der Gesellschaft des Herrn Timm, und er überlegte, ob es jetzt nicht noch zu früh sei für

den Ratskeller, wo er seit seiner Ankunft in Grünwald jeden Abend mit Timm gezecht hatte.

So war er in die Stadt zurückgekommen. Wo die Marktstraße auf den Markt mündet, in dem stattlichen Schause waren die Fenster hell erleuchtet; Wagen auf Wagen rollte vor die Thür; geputzte Damen und Herren stiegen aus und verschwanden in dem Portale. Als Oswald, dicht an den Häusern hinschreitend, in unmittelbarste Nähe der Thür gekommen war, fuhr eben wieder ein Wagen vor. Der Kutscher parirte die feurigen Thiere zu gewaltsam und der Bediente, der eben in Begriff stand, vom Bock zu springen, wurde unsanft auf die Erde geschleudert. Er raffte sich sogleich wieder auf, aber der Schmerz mußte gar groß sein; er blieb wie betäubt stehen. Oswald, der eine einzelne Dame in dem Coupé bemerkt hatte, die eben, des Oeffnens der Thür harrend, aufgestanden war, griff in übermüthiger Laune nach dem Drücker, öffnete eine Thür und streckte eine Hand der Dame entgegen, die, ihre kleine weißbehandschuhte Hand absichtslos auf seinen Arm legend, in einer Wolke von Musselin und Spitzen herabschwebte.

In diesem Augenblick, wo das Licht aus dem Portale hell auf die Dame und auf Oswald fiel, stießen Beide einen leisen Schrei aus und blieben, sich mit

großen Augen anstarrend, wie festgewurzelt stehen — Oswald hatte Emilie von Breesen, Emilie Oswald erkannt.

Eine glühende Röthe ergoß sich über ihr Gesicht. Ihre Augen flammten auf — es mochte unentschieden bleiben, ob in Liebe oder Haß. Ihre Lippen zuckten, — augenscheinlich hatte die plötzliche Ueberraschung sie gänzlich überwältigt. Mit Oswald ging es nicht viel anders.

Der arme Bediente, der mit dem Hut in der Hand herangehumpelt kam, löste den Zauber.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau" —

Ueber Oswalds Gesicht zuckte ein spöttisches Lächeln.

„Ich gratulire, gnädige Frau," sagte er leise, ihr die Hand bietend, sie die Stufen hinaufzuführen.

Oswald fühlte, daß die kleinen schlanken Finger sich sehr fest in die seinen legten.

„Sie haben es ja gewollt," flüsterte sie; und jetzt war es entschieden, daß die großen grauen Augen nicht Haß, sondern Liebe blickten. „Besten Dank! Lassen Sie sich doch einmal bei mir sehen. Ich garantire, daß Cleten Sie freundlich empfangen wird."

Sie waren auf der letzten Treppenstufe angelangt.

Oswald verbeugte sich:

„Also auf Wiedersehen?“

„Auf Wiedersehen.“

Die junge Dame rauschte in das Portal. Oswald stieg die Stufen hinab, an dem lahmen Bedienten vorüber, der, sich noch immer die Knien reibend, seinen invaliden Collegen verwundert anblickte.

„Das wäre heute Abend Nummer zwei,“ lachte Oswald in sich hinein, während er weiter schritt. „Wie reizend die süße Dirne aussah! Und Frau von Stein? Und Alles, weil ich es gewollt? Und wenn ich es nun nicht will, nicht länger will? Was dann? Der allwissende Timm soll's mir sagen.“

Zehntes Kapitel.

In den nächsten acht Tagen waren die letzten Krähen aus den Wäldern in die Stadt gekommen und hatten ihre Winterquartiere in den Kirchthürmen bezogen; auch behauptete man in gut unterrichteten Kreisen, daß von den adligen Familien, die den Winter in Grünwald zu residiren pflegten, keine von einiger Bedeutung mehr draußen sei.

Das regere Leben, das auf einmal in der sonst so stillen Stadt sich bemerklich machte, bewies das zur Genüge. In dem Theater waren jetzt die Prosceniumslogen, die ausschließlich für den Adel reservirt waren, stets gefüllt. Des Nachts wurden die guten Bürger von Grünwald durch das Rollen schnell fahrender Karossen oft aus ihrem ersten Schlaf aufgeschreckt, und zwölf Stunden später donnerten dieselben Karossen abermals durch die Straßen, da die nächtlichen Ruhestörer um diese Zeit ausgeschlafen hatten und das unabweisliche Bedürfniß fühlten, ein-

unter nach so langer Zeit wieder zu sehen und ihre Ansichten über die interessanten Ereignisse der letzten Ballnacht, — wie oft der junge Graf Grieben mit dem jüngsten Fräulein von Radelitz getanzt, und welch' seltenbaren Kopfputz die alte Baroneß Renzien aufgehabt habe — gegenseitig auszutauschen.

Gestern war bei Grieben's großer Ball gewesen; auf morgen hatten Grenwitzen's zu einer Soirée — der ersten, die sie in dieser Saison gaben — invitirt. Da die Etiquette erforderte, daß man sich nach einer Gesellschaft und ebenso vor einer Gesellschaft nach dem Befinden der betreffenden Gastgeber erkundigte, so mußten heute bei Grieben's und bei Grenwitzen's Visiten gemacht werden. Das Rollen der Karossen wollte deshalb heute Mittag kein Ende nehmen.

Wenn Visiten in größerer Zahl zu erwarten standen, waren im Hôtel Grenwitz die sonst verschlossenen Empfangszimmer nach vorn heraus geöffnet. So auch heute. Ein Dutzend Visiten waren schon abgefertigt, ein anderes Dutzend war noch in Aussicht. Eben war eine Pause eingetreten. Es befand sich augenblicklich Niemand im Salon, als die Baronin und der Baron.

Wer die Beiden noch einen Moment vorher beobachtet hatte, als sie die Frau v. Radelitz mit ihren

drei Töchtern unter Lächeln und Scherzen zum Salon hinauscomplimentirten, und sie jetzt sah, nachdem die Thür hinter jenen Damen sich kaum geschlossen, würde sich über ihr plötzlich verändertes Aussehen höchlichst gewundert haben. Der alte Herr ließ sich mit der Miene äußerster Verdrossenheit in einen Lehnstuhl fallen und Anna Marie setzte sich ihm gegenüber auf das Sopha mit einem Gesicht, von dem jede leiseste Spur von Lächeln hinter Wolken tiefsten Unmuths verschwunden war. Augenscheinlich hatte, ehe der Besuch kam, zwischen ihnen eine jener Scenen stattgefunden, die in regelrechten Familiendramen nicht ungewöhnlich sind, und es handelte sich jetzt blos darum, wer von Beiden zuerst den unterbrochenen Dialog wieder aufnehmen würde.

In früheren Tagen wäre das offenbar die Sache der kampflustigen, siegesgewissen Anna Marie gewesen. Merkwürdigerweise aber schienen die Gatten in jüngster Zeit ihre Rollen ausgetauscht zu haben. Seit Bruno's Tod und Helenen's Entfernung aus dem elterlichen Hause war der Baron wie umgewandelt. Der sonst so gutmüthige, friedfertige, nachgiebige Mann war empfindlich, mürrisch, rechthaberisch geworden. Diese Veränderung mochte zum Theil eine Folge seiner Kränklichkeit und Hinfälligkeit sein, die in den letzten

Wochen bedenklich zugenommen hatten; manchmal aber schien es fast, als ob die Ursache noch tiefer läge, als ob die jüngsten Ereignisse den alten Herrn aus seiner Lethargie aufgerüttelt und ihm verschiedene Dinge und Personen in einem andern Licht gezeigt hätten, als in welchem er sie so lange Jahre gesehen hatte. Er, der früher kaum ein Glas Wasser getrunken hatte, ohne seine Anna Marie dabei um Rath zu fragen, fing auf einmal an, für sich selbst zu handeln, ja für sich selbst zu denken und über Alles seine ganz bestimmten Ansichten zu haben, die er mit einer, bei beschränkten Köpfen häufig beobachteten Hartnäckigkeit und Zähigkeit vertheidigte. Er hatte auch früher in langen Zwischenräumen einzelne Anfälle dieses Eigensinns gehabt; aber jetzt schien aus diesen sporadischen Erscheinungen eine chronische Krankheit geworden zu sein. Die Leute pflegen zu sagen, wenn Jemand etwas, für ihn ganz Außergewöhnliches thut: „er lebt gewiß nicht mehr lange," und wenn dies Argument stichhaltig ist, so mußten in der That die Tage des Barons gezählt sein. Vielleicht war das wirklich der Fall und der Baron hatte eine geheime Ahnung davon, die ihn zu diesen unerhörten Anstrengungen seiner Denk- und Willenskraft veranlaßte, ähnlich wie alte, sehr gesetzte Kanarienvögel kurz vor

dem Schlafengehen noch ein paar Minuten lang mit nervöſer Heftigkeit im Bauer herumhüpfen und flattern.

Eine ſolche nervöſe Heftigkeit lag auch in der Weiſe, in welcher der alte Mann jetzt aus ſeiner goldenen Tabacksdoſe eine Priſe nahm, den Deckel zuklappte, und ſodann, als ob ihm Anna Marie eben jetzt und nicht bereits vor einer halben Stunde das Stichwort gebracht hätte, ſagte:

„Bleiben? es muß doch Alles einmal ein Ende nehmen — wir können doch Helene nicht für ewig bei Fräulein Bär laſſen.“

„Ich bin es nicht gewohnt,“ erwiderte Anna Marie, ihre Stickerei zur Hand nehmend — ſie liebte es mit einer Arbeit in der Hand geſehen zu werden, wenn Beſuch kam, — „ich bin es nicht gewohnt, heute ſo zu ſagen und morgen ſo. Andre Leute mögen anders darüber denken. Wir würden uns vor aller Welt lächerlich machen, wenn wir Helene nach vier Wochen wieder in's Haus nähmen.“

„Es ſind beinahe ſechs Wochen,“ brummte der Baron.

„Vier oder ſechs, das bleibt ſich gleich.“

„Für mich nicht; ich bin ein alter Mann, ich kann morgen ſterben.“

„Das ſagſt Du ſchon ſeit zehn Jahren.“

„Wenn ich es seit zehn Jahren sage," erwiderte der Baron, den die Lieblosigkeit, welche aus den Worten seiner Gattin sprach, tief verletzt hatte, „so ist es, weil ich mich seit zehn Jahren noch keinen Tag gesund gefühlt habe. Und einmal wird doch der Morgen kommen, wo ich nicht mehr bin, und deshalb möchte ich meine Tochter so bald als möglich wieder um mich haben."

„Nach Deinem Sohn fragst Du nichts; ob Malte krank oder gesund ist, das kümmert Dich nicht. Und doch ist es Malte, auf dem alle unsere Hoffnungen ruhen. Du solltest Gott danken, daß Du einen Sohn hast, auf den das Majorat forterben kann; statt dessen ist es Helene und immer wieder Helene, um die sich bei Dir Alles dreht."

„Ich danke Gott, daß ich einen Sohn habe und danke Dir, daß Du mir einen Sohn geboren hast, nicht aber deshalb, weil er mein Erbe, sondern weil er mein Fleisch und Blut ist, das ich lieben kann, wie meine Tochter auch. Was das Majorat anbetrifft, so kennst Du meine Ansicht darüber seit langer Zeit. Ich verabscheue ein Institut, das nur dazu dient, Zwietracht in der Familie zu säen."

Der Baron nahm eine Prise, augenscheinlich in der Absicht, sich zu beruhigen. Doch schien das Mit-

tel diesmal die entgegengesetzte Wirkung zu haben, denn er fuhr nach dieser Unterbrechung mit noch größerer Heftigkeit fort:

„Weshalb hast Du Deine Tochter durchaus an Felix verheirathen wollen? weil Felix möglicherweise einmal Majoratsherr wird! Weshalb protegirst Du Felix? weil er möglicherweise einmal Majoratsherr wird! Weshalb muß ich Felix um mich sehen, den ich nicht leiden kann und meine Tochter entbehren, die ich liebe? weil Felix möglicherweise Majoratsherr wird.

„Wiederhole Dich nicht so oft, lieber Grenwitz," sagte Anna Marie mit einer Ruhe, die mit den rothen Flecken auf ihren Wangen und dem stechenden Blick ihrer großen, grauen Augen nicht recht harmonirte; „und ereifere Dich überhaupt nicht ganz unnöthigerweise so sehr; Du wirst Deinen Husten wieder bekommen. Wie Du über das Majorat denkst, bleibt sich ziemlich gleich. Du kannst, Gott sei Dank, nichts daran ändern. Was aber mich anbetrifft, so erlaube daß ich anders darüber denke und daß ich nach dieser Seite hin thue, was ich für meine Pflicht halte. Wenn Du gegen Deine Kinder keine Pflichten hast, ich habe welche. Wenn Du Deine Tochter wo möglich dem ersten besten Abenteurer gäbst, der sie haben will, oder den sie haben will — Du brauchst nicht

ungeduldig mit Deinem kranken Fuß zu ſtampfen und Du wirſt Deinen Taback auf den Teppich ſchütten, wenn Du ſo heftig mit der Doſe auf die Lehne klopfſt — ich ſage, wenn Dir es gleichgültig iſt, wen Helene heirathet, mir iſt es nicht gleich. Ich habe die Heirath mit Felix befürwortet, nicht aus Eigenſinn, den ich Anderen überlaſſe, ſondern weil ich die Heirath für eine gute Partie hielt, für die beſte, die ein Mädchen ohne Vermögen machen kann. Wie wenig eigenſinnig ich bin, kannſt Du ſchon daraus ſehen, daß ich ſeit Felix' Unfall und ſeit der Doctor ihn für ſchwindſüchtig hält, durchaus nicht mehr ſo ſehr für die Heirath bin. Im Gegentheil, ſobald es ſich als ſicher herausgeſtellt haben ſollte, daß Felix nur noch kurze Zeit zu leben hat, ſo werde ich die Erſte ſein, die ihn fallen läßt, um ſo mehr, als von ihm nur Schulden zu erben ſind."

Der alte Herr ſchien durch dieſen kaltblütigen Egoismus nichts weniger als angenehm berührt. Er hatte, wie ſchon oft in der letzten Zeit, ein dunkles Gefühl davon, daß ſeine hoch moraliſche Gattin eigentlich ein ſehr ſchlechtes Herz habe, und er ſeufzte tief. Es iſt bitter, am Spätabend ſeines Lebens einer Illuſion entſagen zu müſſen, mit der man ſich ein Vierteljahrhundert lang getragen hat.

Er verfiel in ein stilles Brüten. Was ihn beschäftigte, zeigten die Worte an, in die er nach einigen Minuten, während deren Anna Marie mit nervöser Hast schweigend gestickt hatte, ausbrach:

„Sei wenigstens gut gegen sie, wenn sie heute Morgen uns zu besuchen kommt."

„Ich habe noch stets gewußt, was ich zu thun hatte," antwortete die Baronin, von ihrer Arbeit aufblickend und die Augenbrauen in die Höhe ziehend; „ich werde es auch in diesem Falle wissen."

Der Baron mochte durch diese Versicherung innerlichst noch nicht ganz beruhigt sein. Aber bevor er für seine Bedenken die rechten Worte gefunden hatte, öffnete der Bediente die Thür und meldete:

„Herr und Frau von Barnewitz."

Alsbald traten auch die Genannten in das Zimmer. Herr von Barnewitz und Gemahlin waren erst seit gestern in der Stadt. Herr von Barnewitz war ein großer Jäger vor dem Herrn und trennte sich nur ungern von seinen Hunden und Pferden. Er war seit dem Beginn der Jagdzeit nicht viel in's Zimmer gekommen und auf seiner ganzen Erscheinung lag noch der Duft der letzten Fuchshetze. Seine Schultern und sein rother Bart erschienen noch breiter und seine Stimme klang noch lauter und heiserer wie gewöhn-

lich. Hortense von Barnewitz dagegen war noch um eine Schattirung blasser und blonder, wie im Sommer, und sah um ein Bedeutendes fatiguirter und gelangweilter aus. Ihre Lippen waren dünner, und ihre blauen Augen stechender geworden. Offenbar fing sie an, das Leben, Alles in Allem, abominable zu finden, besonders seit gestern Abend, wo man sie auf dem Ball bei Grieben's über jugendlicheren und schönen Erscheinungen arg vernachlässigt hatte.

„Haben wir endlich das Vergnügen?" sagte Anna Marie, mit dem stereotypen huldvollen Lächeln, das sie für solche Gelegenheiten stets bereit hatte, den Eintretenden ein paar Schritte entgegengehend.

„Ganz auf unserer Seite, gnäd'ge Frau!" rief der Rechtsanwalt, der Baronin die magere Hand küssend; „ganz auf unserer Seite. Nannten bei Gott nicht früher. Gestern Mittag gekommen; gestern Abend bei Grieben's. Schade, daß Sie nicht da waren; famos, sage ich Ihnen, beinahe so gut amüsirt, wie auf der letzten Treibjagd. Meine Frau hat sich ennüyirt; hatte keinen rechten Anlauf. Leute ennüyiren sich immer, wenn sie keinen Anlauf haben, ha, ha, ha!"

„Sie müssen Karl's Ausdrucksweise entschuldigen," sagte Hortense, bei der Baronin auf dem Sopha Platz nehmend; „er hat in den letzten sechs Wochen

faſt ausſchließlich mit ſeinen Reitknechten und Förſtern verkehrt."

„Und mit Dir, mein Schatz, ha, ha, ha!" lachte der galante Gatte. „Na, Hortenſe, brauchſt nicht ſo bös zu werden. Ein Scherz muß unter Eheleuten erlaubt ſein."

„Wie ſieht es denn bei uns aus?" fragte Anna Marie, der Unterhaltung eine weniger pikante Wendung zu geben.

„O, es geht:" ſagte Herr von Barnewitz. „Das Winterkorn ſteht im allgemeinen gut; ſtellenweiſe haben die Mäuſe Schaden gethan. Der Sommer war gar zu heiß. Ich denke, daß die Näſſe ſie jetzt ein bischen mürbe machen wird. A propos Näſſe, Grenwitz! Wir müſſen die Grabenangelegenheit endlich einmal reguliren. Wir erſaufen ſonſt, bei Gott, gelegentlich noch alle miteinander. Ich habe vor einigen Tagen auch mit Oldenburg geſprochen. Er gehört durch ſein Vorwerk Cena mit zu unſrer Feldmark. Er war auch der Meinung, daß die Sache wo möglich noch in dieſem Herbſt in Angriff genommen werden müßte."

„Ei, ſeit wann bekümmert ſich denn der Baron um die Landwirthſchaft? Das iſt ja ganz was Neues," ſagte Anna Marie.

„Ganz was Neues, gnäd'ge Frau," bestätigte Herr von Barnewitz, „das Allerneueste, ha, ha, ha! seitdem er von seiner letzten Reise zurück ist; also ungefähr seit vierzehn Tagen. Ich glaube, er schnappt nächstens über."

„Oder heirathet Ihre Cousine Melitta," sagte die Barenin lächelnd.

„Sollte das nicht auf dasselbe herauskommen?" warf Hortense dazwischen.

„Aber, liebe Hortense, wer wird so satyrisch sein!" sagte die Barenin, der satyrischen Blondine schalkhaft mit dem Zeigefinger drohend.

„Bist eifersüchtig, Schatz; bist eifersüchtig!" rief Herr von Barnewitz; „hast ihr stets ihre Poussieurs beneidet, weil sie immer an jedem Finger einen hatte!"

„Es ist eine rechte Kunst von den Herren gefeiert zu werden, wenn man keine Mittel der Coquetterie unbenutzt läßt," sagte Hortense, ihre Mantille so weit fallen lassend, daß ihre weißen Schultern zum Vorschein kamen.

„Na, so schlimm ist sie nun auch nicht," meinte der Gatte.

Hortense zuckte die weißen Schultern.

„Schlimm ist ein relativer Begriff. Melitta hat in ihrem Leben so viel Anlaß zum Scandal gegeben,

daß man es bei ihr allerdings nicht so genau nimmt."

„Dasselbe dürfte doch aber auch bei Baron Oldenburg der Fall sein," meinte Anna Marie.

„Möglich," meinte Hortense; „ich kenne Oldenburg nicht näher" —

Hier mußte der Fuchsjäger nothwendig sein Taschentuch ziehen und sich mit großem Geräusch schnäuzen.

„Nicht näher," wiederholte Hortense, die irgend eine mysteriöse Verbindung zwischen ihren Worten und dem Schnäuzen ihres Gemahls entdecken mußte, mit Nachdruck; „aber, wenn er sich über Melitta's letzte Affaire wegsetzen kann, so muß er allerdings — viel vertragen können."

„Letzte Affaire?" sagte die moralische Anna Marie, ihre Augenbrauen in die Höhe ziehend; „ei, ei! das ist ja das Erste, was ich höre."

„Geschwätz, gnäd'ge Frau, Geschwätz; sagte Barnewitz, der sich erinnerte, daß Melitta seine leibliche Cousine sei, und daß er als Junge von siebzehn Jahren das schöne zwölfjährige Mädchen angebetet hatte; „nichts als Geschwätz von einigen alten Rathenweibern."

„Alte Rathenweiber haben oft noch recht unbequem scharfe Augen," bemerkte Hortense mit einem auf-

merkſamen Blick nach den Stuck-Ornamenten der Zimmerecke.

„Sie machen mich in der That neugierig," ſagte Anna Maria, ſich in ihrer Sophaecke zurechtrückend.

„Es iſt dummes Zeug, gnäd'ge Frau, ich verſichere Sie," ſagte Barnewitz ärgerlich. „Ein paar alte Weiber aus unſerm Dorfe, die Nachts im Berkower Forſt Holz ſtahlen — ich wüßte ſonſt nicht, was ſie um die Zeit da zu thun hätten — erzählen, daß Melitta in ihrem Waldhäuschen heimliche Zuſammenkünfte mit Gott weiß wem? gehabt hat.

„Das iſt ja eine ſehr pikante Geſchichte," ſagte Anna Marie.

„Ja, und ſie wird noch dadurch pikanter," ſagte Hortenſe (immer noch die Augen nach der Decke gerichtet, daß der glückliche Gott weiß wer? ſtets auf dem Wege von Grenwitz gekommen iſt und ſich auf demſelben Wege wieder entfernt hat."

Anna Marie's Augen wurden bei dieſer Nachricht ſo groß, wie ſie überhaupt werden konnten.

„Wann ſoll dies geſchehen ſein?" fragte ſie ſtreng. „Ich will nicht hoffen —"

„O, beunruhigen Sie ſich nicht!" unterbrach ſie Hortenſe: „Felix iſt erſt ſehr viel ſpäter gekommen. Es war um die Zeit, als wir den Ball gaben und

Oldenburg, der mit Karl die Tischzettel vertheilte, meine Cousine von Ihrem Doctor Stein zu Tisch führen ließ und ihn hernach in seinem Wagen nach Hause brachte; eine rührende Aufmerksamkeit, die in diesem Fall etwas unwiderstehlich Komisches hat: ebenso wie die Wärme, mit der sich Oldenburg hernach Herrn Stein's annahm, als ihr Neffe Felix die fatale Geschichte mit ihm hatte! O es ist wirklich zu lustig! Aber das muß man meiner Cousine lassen, sie versteht's, unter ihren — Freunden Freundschaft zu stiften."

Der alte Baron hatte während dieser interessanten Unterhaltung schweigend und wie es schien vollkommen theilnahmlos dagesessen. Um so mehr überraschte die Heftigkeit, mit der er jetzt, den grauen Kopf unwillig schüttelnd, sagte:

„Frau von Berkow ist eine liebe Dame, die ich schätze; Baron Oldenburg ist ein Ehrenmann; ich habe ihn stets und noch kürzlich, als ich in wichtigen Geschäften mit ihm zu thun hatte, als solchen kennen gelernt. Es thut mir weh, meine Herrschaften, daß ich Sie über Beide in dieser harten und lieblosen Weise sprechen höre — sehr weh! sehr weh!"

Und der alte Mann zitterte vor innerer Erregung so, daß er die Prise, die er zwischen den Fingern hatte, kaum zur Nase führen konnte.

Von Barnewitz nickte mit dem Kopfe, als ob er ſagen wollte: der Alte hat ſo Unrecht nicht; aber Hortenſe war nicht in der Laune, die verdiente Zurechtweiſung geduldig hinzunehmen.

„Laſſen Sie ſich das nicht ſo unlieb ſein, Herr Baron," erwiderte ſie höhniſch; „Sie wiſſen, daß der Name dieſes Herrn Stein auch noch ſonſt eine gewiſſe Berühmtheit in der Chronik dieſes Sommers erlangt hat. Je öfter man denſelben alſo mit meiner Couſine zuſammennennt, deſto ſeltener kann man ihn mit den Namen anderer Damen in Verbindung bringen."

Es war ein Glück für den alten Herrn, daß er dieſe auf Helene gemünzte Anſpielung nicht verſtand, da es ihm nie auch nur im entfernteſten in den Sinn gekommen war, ſeine Tochter habe zu dem Streit zwiſchen Oswald und Felix die Veranlaſſung gegeben.

Indeſſen mochte Hortenſe doch fühlen, daß ſie zu weit gegangen ſei. Sie beeilte ſich deshalb zu bemerken, es ſei ſchon ſehr ſpät, und wollte ſich eben zum Fortgehen erheben, als ein neuer Beſuch gemeldet wurde, der zum Bleiben zwang. Es ſollte Niemand von Hortenſe von Barnewitz ſagen, daß ſie einer Nebenbuhlerin das Feld geräumt habe. Und das war in mehr als einer Hinſicht Emilie von Cloten, die ſoeben ihrem Gatten voran in den Salon rauſchte.

Emilie war seit vierzehn Tagen verheiratet. Sie hatte es vorgezogen, keine längere Hochzeitsreise zu machen, als von dem Gute ihrer Eltern, wo die Vermälung stattgefunden hatte, nach Grünwald. Sie wollte den Anfang der Saison nicht versäumen. Sie durstete, auf dem Schauplatz ihrer nächsten Triumphe zu erscheinen und von vornherein jede Concurrenz unmöglich zu machen. Emilie von Breesen wollte nicht umsonst Frau von Cloten geworden sein, nicht umsonst die Frau eines Mannes, mit dem sie sich in einer eifersüchtigen Laune verlobt, den sie aus purer Caprice geheiratet hatte.

Der Erfolg, den sie auf den ersten Bällen dieser Saison gehabt, entsprach ihren kühnsten Hoffnungen. Sie sah die Männerwelt zu ihren Füßen und das Bewußtsein der Macht ihrer Reize war ein vortreffliches Relief ihrer koketten Schönheit. Siegesgewißheit strahlte aus ihren großen mandelförmigen grauen Augen, Siegesgewißheit spielte um ihren etwas großen, aber keineswegs unschönen Mund mit den herrlich weißen Zähnen; Siegesgewißheit lächelte schalkhaft aus den Grübchen ihrer rosigen Wangen; Siegesgewißheit verkündete selbst das Rauschen ihres langen seidenen Kleides und das Winken und Nicken der weißen Straußenfeder auf dem reizenden Hütchen

von schwarzem Sammet, aus dem das hellbraune glänzende Haar in üppigen Flechten hervorquoll.

Herr von Cleten seinerseits schien schon angefangen zu haben, das hohe Glück, der Gemal einer so glänzenden Dame zu sein, einigermaßen problematisch zu finden. Er hatte um die Augen herum ein ganz klein wenig von dem Ausdruck einer Truthenne, die sich Bedeutung über der Hoffnung des Glücks, der vielleicht junge, anständige Truthühner auf dem Hofe kazieren führen zu können, bald blödsinnig gesessen und geträumt hat, und nun plötzlich ihre Brut als wilde übermüthige Entlein auf den Teich hinausschwimmen sieht. Wer ihn früher gekannt hatte, mußte die Bemerkung machen, daß er seinen blonden Schnurrbart weniger häufig drehte und seine Stimme nicht mehr ganz so selbstgefällig schnarrte. Vielleicht trug zu dieser sichtlichen Verstimmung auch die unerwartete und jedenfalls unerwünschte Begegnung mit seiner treulos (und etwas feig) verlassenen Geliebten bei, wie umgekehrt dieser selbe Umstand die gute Laune der jungen Frau noch wesentlich zu erhöhen schien. Hatte sie doch das angenehme Bewußtsein, Hortense gestern Abend vollständig verdunkelt zu haben für sich, weshalb sollte sie jetzt an dem Anblick ihrer Nebenbuhlerin nicht ihre innige Freude haben? sie mit allen

Zeichen herzlichster Freundschaft bewillkommen? und theilnehmend fragen, ob sie ihre Kopfschmerzen von gestern Abend verschlafen habe?

„Wie schade, liebe Barnewitz, daß Ihre Migräne Sie zwang, vor dem Cotillon, wegzugehen. Ich versichere Sie, es war der reizenste Cotillon, den ich je mitgemacht habe. Fürst Waldernberg — Sie wissen, daß ich mit dem Fürsten den Cotillon aufführte — Max Grieben hatte uns dringend darum gebeten — kannte eine Menge der reizendsten neuen Touren, wie sie auf den Hofbällen in Berlin getanzt werden. Ich sage Ihnen, ein solcher Cotillon ist in Grünwald noch nicht getanzt werden. Nicht wahr, Arthur, es war zu allerliebst!"

„O gewiß, gewiß!" schnarrte der gehorsame Gatte, der mit der verwachsenen Comtesse Stilow hatte tanzen müssen; „ich versichere Sie, meine Herrschaften, es war jettvoll, auf Ehre, jettvoll!"

„Mir schien die Gesellschaft, offen gestanden, ein wenig gemischt," sagte Hortense, die seit Emilien's Eintreten noch um einige Grade blasirter aussah; „ich habe nicht weniger als vier, sage vier, bürgerliche Artillerie-Offiziere gezählt."

„Gott, das ist wohl möglich," sagte Emilie; „obgleich ich allerdings keine Zeit gehabt habe, sie zu

zählen. „Ich habe sogar mit einem getanzt — Schulz oder Müller, oder wie er hieß, der nebenbei so ausgezeichnet walzte, wie man es sich nur wünschen kann.“

„Aber liebe Emilie, konnten Sie denn das nicht vermeiden?“ fragte Hortense, ihre Mantille in die Höhe ziehend.

„Ganz dieselbe Frage, die Fürst Waldernberg an mich stellte. Durchlaucht, antwortete ich, ich schwärme zwar auch nicht für die Artillerie; aber ich tanze doch noch lieber mit einem Bürgerlichen, als daß ich ihnen bleibe.“

Die Erwähnung eines Unglücks, welches Hortense, gestern Abend zweimal begegnet war, versetzte die genannte Dame in eine Aufregung, welche die zarte Rosaschminke auf ihren Wangen vollständig überflüssig machte. Sie wollte eben die Thorheit begehen, durch eine heftige Antwort zu verrathen, wie sicher sie der von Emilien geschleuderte vergiftete Pfeil getroffen hatte, als der Bediente „Herr und Frau Professor Jäger“ meldete.

Der Mann war so wohl geschult, daß er diesmal nicht, wie sonst, die Gemeldeten sogleich ins Zimmer ließ, sondern die Thür hinter sich schloß und der weiteren Befehle seiner Herrschaft gewärtig, kerzengrade an derselben stehen blieb.

„Sie erlauben meine Herrſchaften," ſagte Anna Marie in entſchuldigendem Tone, zu der übrigen Geſellſchaft gewandt, „daß ich Herrn und Frau Profeſſor Jäger empfange. Die Leute haben ſich ſtets treugeſinnt und ſich ihrer Stellung bewußt gezeigt. Ich halte es für unſere Pflicht, dergleichen Menſchen zu protegiren."

Auf einen Wink der Gebieterin entfernte ſich der Bediente, und alſobald erſchienen der Fragmentiſt und die Dichterin, unter tiefen Verbeugungen, die von der adligen Geſellſchaft mit kaum merklichem Kopfnicken erwiedert wurden. Nur der alte Baron erhob ſich, ging ihnen entgegen, ſchüttelte Beiden die Hand und hieß ſie in ſeiner ungeſchminkten, herzlichen Weiſe willkommen.

Wenn Primula, die etwas verſchüchtert aus den blauen Kornblumen, mit denen ihr Hut garnirt war, hervorblickte, einer ſolchen Aufmunterung in der That bedürftig zu ſein ſchien, ſo war das bei dem Herausgeber des Chryſophiles keineswegs der Fall. Freilich ſprach Demuth aus dem Blick ſeiner kleinen Augen, die über die goldenen Ränder der runden Brillengläſer verdächtig wegſchielten, als er jetzt mit gekrümmtem Rücken heran trat; freilich lächelte Beſcheidenheit aus den widerlichen Falten, die ſich um ſeinen großen

Mund mit den herabgezogenen Winkeln lagerten, aber es war die Demuth und die Bescheidenheit einer Katze, die ihren Buckel an dem Fuß der Leiter reibt, welche nach dem Boden führt, wo die fetten Täubchen girren. Er ging auf die Baronin zu, küßte ihr wiederholt die huldvoll dargebotene Hand, verbeugte sich dann tief vor den beiden anderen Damen, nicht ganz so tief vor den Herren, setzte sich nach einigem Zögern auf den Rand eines Stuhls, der etwas außerhalb des Kreises stand, und harrte, den Kopf auf die rechte Seite geneigt, ob Jemand sich gemüßigt fühlen würde, ihn mit einer Frage zu beehren.

Das Gespräch der Herrschaften drehte sich eben um ein höchst interessantes Thema, um die Person Sr. Durchlaucht, des Premierlieutenants Fürsten Waldernberg, der vor einigen Wochen von seinem Garderegiment in der Residenz nach dem in Grünwald garnisonirenden Linienbataillon abcommandirt, und, wie sich von selbst versteht, von dem ersten Augenblick seines Auftretens der Löwe des in der Stadt versammelten Contacts geworden war.

„Ich möchte nur wissen, weshalb er eigentlich abcommandirt ist," sagte von Cleten. „Felix, mit dem ich gestern über ihn sprach — à propos, gnädige Frau, es ist sehr gut, daß Felix das Zimmer hütet,

er ſieht wirklich recht ſchlecht aus; — Felix meint, der Fürſt werde wohl wieder einen Ehrenhandel gehabt haben; er ſoll der leidenſchaftlichſte Menſch ſein, der ſich denken läßt."

„Gott, Arthur," ſagte Emilie, „Du ſprichſt, als ob Leidenſchaft ein Verbrechen wäre; ich wollte, es hätte Mancher mehr davon."

„Sind die Waldernbergs nicht ſlaviſcher Abkunft?" fragte Hortenſe; „mir däucht, der Fürſt ſieht wie ein Mongole aus."

„O, Sie haben ihn nicht wie ich in der Nähe betrachtet, liebe Varnewitz," ſagte Emilie; „er iſt einer der ſchönſten Männer, die ich je geſehen habe und er tanzt wie ein Gott."

„Ich glaube allerdings auch, daß die Waldernbergs eine urſprünglich polniſche Familie ſind," meinte Anna Marie.

„Bewahre, gnä'ge Frau!" rief von Cloten, „rein germaniſch, auf Ehre, rein germaniſch."

„Ich bin überzeugt, daß uns Profeſſor Jäger darüber etwas Genaueres mittheilen kann," ſagte die Barenin, ſich mit huldvollem Lächeln zu dem Gelehrten wendend.

„Allerdings, meine Gnädigſte;" rief dieſer, froh, eine Gelegenheit zum Auskramen ſeines Wiſſens gefunden zu

haben; „allerdings, es hat mir ſtets bei meinen hiſtoriſchen Studien ein ganz beſonderes Vergnügen gewährt, den Genealogien der adligen Geſchlechter nachzuforſchen und ſo habe ich denn auch der Geſchichte der Familie Waldernberg, die in vieler Hinſicht eine ſehr intereſſante iſt, eine beſondere Aufmerkſamkeit zugewandt. Die Waldernbergs ſind, wenn meine Gnädigſte mir dieſe Berichtigung verſtatten wollen, in der That rein germaniſcher Abkunft. Sie ſtammen urſprünglich aus Franken und ſind erſt mit dem deutſchen Orden nach Preußen gekommen. In ſpäterer Zeit haben ſie ſich allerdings mit polniſchen adligen Familien vielfach verſchwägert, wie ſie denn außer in der Lauſitz, wo die Stammherrſchaft Waldernberg liegt, in ruſſiſch Polen reich begütert ſind. Auch der jetzige Fürſt hat Beides, ſarmatiſches und germaniſches Blut in ſeinen Adern. Seine Mutter, die Frau Fürſtin Stephanie Potbus aus dem Hauſe Waldernberg vermählte ſich im Jahre achtzehnhundertzweiundzwanzig in Petersburg, wo ſie ſeit ihrer früheſten Jugend reſidirt hatte — ich erwähnte ſchon vorhin, daß ein Theil der Beſitzungen in Rußland liegt — mit dem Grafen Conſtantin Malitzewsky, dem letzten Sproſſen einer ehemals ſehr reichen und mächtigen, ſpäter aber verarmten polniſchen Familie. Der Kaiſer Alexander, der,

wie man sagt, nach beiden Seiten hin Verpflichtungen hatte, (hier lächelte der Professor ein schüchternes Lächeln) sowohl gegen die junge Fürstin, die Hofdame bei der Kaiserin war, und sehr schön gewesen sein soll, als auch gegen den Grafen, dessen Familie hauptsächlich durch russische Güterconfiscationen ruinirt war, soll die Heirat zu Stande gebracht haben, obgleich der Ruf des Grafen — die gnädigen Herrschaften verzeihen die Wahrhaftigkeit des historischen Forschers — einigermaßen, wie soll ich gleich sagen? anrüchich war. Cavaliere müssen sich austoben — das versteht sich von selbst, aber Graf Malitzewsky hatte es vermuthlich ein wenig zu arg getrieben. Wie dem auch sei — aus der Ehe des Grafen Constantin Malitzewsky mit der Fürstin Stephanie Lebus stammt der Fürst, der bis vor wenigen Jahren in russischen Diensten stand, dann, als mit dem letzten Fürsten Waldernberg der Mannsstamm der Familie ausstarb und die Herrschaft Waldernberg als erledigtes Lehen an die Krone fiel, durch die Gnade seiner Majestät successionsfähig erklärt wurde, und als gefürsteter Graf von Malitzewsky-Waldernberg — sein ganzer Name ist, wie den gnädigen Herrschaften vielleicht noch nicht bekannt ist: Raimund, Gregorius, Stephan gefürsteter Graf

von Malitzewsky-Waldernberg, Erbherr von Letbus — in preußische Dienste trat."

Die Gesellschaft war mit der tiefsten Aufmerksamkeit dem genealogischen Vortrag des gelehrten Professors gefolgt, mit derselben Aufmerksamkeit ungefähr, mit welcher eine Gesellschaft gewöhnlicher Krähen dem Bericht einer Eule über die Abstammung eines Kolkraben, der von einem Flügelende bis zum andern vier Schuh mißt, zuhören würde. In das andächtige Schweigen ertönte urplötzlich die Stimme des Bedienten, der mit nervöser Hast die Thür aufriß und in das Zimmer schrie:

„Se. Durchlaucht, der Fürst von Waldernberg."

Der nervöse Bediente schien die im Salon versammelte Gesellschaft electrisirt zu haben. Im nächsten Augenblick standen Alle ohne Ausnahme kerzengrade vor ihren Stühlen, die erwartungsvollen Blicke starr nach der Thür gerichtet, durch deren weit aufgesperrte Flügel der Fürst so rasch hereintrat, daß Anna-Marie ihm nicht ganz die drei Schritte, welche die Etiquette erheischte, sondern nur einen und einen halben vom Sopha aus entgegen gehen konnte.

„Sie haben die Güte gehabt, Madame," sagte der Fürst im reinsten Französisch, indem er der Baronin leicht die Hand küßte, „mir mit einer Ein-

ladung zuvorzukommen, bevor ich Gelegenheit hatte, mich dieſer Aufmerkſamkeit würdig zu machen. Verſtatten Sie mir, daß ich verſuche, das Verſäumte nachzuholen."

„Ein Verſuch, mein Fürſt," antwortete Anna Marie mit ihrem huldvollſten Lächeln, ebenfalls auf franzöſiſch, „der bei einem Cavalier, wie Sie, des Erfolges ſicher iſt. Ich bedaure ſehr, daß ein unglücklicher Zufall uns, die wir ſo ſelten das Haus verlaſſen, gerade neulich, als Sie uns mit ihrem Beſuche beehren wollten, vom Hauſe entfernt hatte. Erlauben Sie, daß ich Ihnen die Geſellſchaft vorſtelle. — Der Baron, mein Gemahl — Herr und Frau von Barnewitz — Herr und Frau von Cloten —"

„Ich habe bereits die Ehre" — ſagte der Fürſt lächelnd.

„Profeſſor Jäger — ein vortrefflicher Gelehrter und treuer Freund unſeres Hauſes; Frau Profeſſor Jäger, eine Dame, deren poetiſches Talent Aufmunterung verdient."

Der Fürſt verbeugte ſich gegen jede der ihm vorgeſtellten Perſonen — auch vor den zuletzt Genannten, was allgemein auffiel — mit derſelben Würde und Höflichkeit und gab, indem er neben Anna Marie

auf einem Lehnsessel Platz nahm, das Signal zum Niedersetzen.

Während dieses langen Selams hatte, wer den Fürsten noch nicht kannte, Gelegenheit gehabt, seine äußere Erscheinung zu studiren. Es war eine herkulische Gestalt, die einem Preisboxer höchlichst imponirt und in einem Circus in der Tracht eines Athleten Furore gemacht haben würde, für gewöhnliche Verhältnisse aber vielleicht etwas zu colossal war. Auf dem großen, starken Leibe, mit dessen Höhe die Breite der mächtigen Schultern und die hohe Wölbung der Brust vollkommen harmonirten, saß auf einem zu kurzen Halse ein großer, mit kurzen krausen schwarzen Haaren bedeckter, mehr eckiger als runder Kopf. Die Züge des Gesichts stimmten mit dem Uebrigen. Die Stirn war gerade und niedrig, die Augen von funkelnder Schwärze, aber klein, und erschienen durch die schweren, mit dunklen Wimpern eingefaßten Lider noch kleiner. Die Nase, ebenso wie die dicken Lippen, war etwas aufgeworfen. Wangen und Oberlippen bedeckte ein Bart, der noch krauser und schwärzer war wie das Haupthaar. Das nach militairischer Sitte glatt rasirte massive Kinn war die energische Basis dieses energischen Gesichts. Alles in Allem stimmte die Behauptung Hortense's, daß der Fürst wie ein

Mongole aussehe, ebenso wenig, wie die Emilien' er sei ein bildschöner Mann, mit der Wahrheit; auf alle Fälle aber war er eine Erscheinung, die viel zu eigenthümlich und viel zu charakteristisch war, um häßlich genannt werden zu können, wenn sie auch den strengen Gesetzes der idealen Schönheit keineswegs entsprach. Ideale Eigenschaften irgend welcher Art würde auch ein Physiognom vergebens in dem Gesicht des Fürsten gesucht, dafür aber eine höchst energische Willenskraft, und vielleicht, wenn er noch tiefer geschaut hätte, einen unbändigen Stolz entdeckt haben, der hinter der Maske eisiger Ruhe, wie ein Löwe hinter den Gittern seines Käfigs, mit offenen Augen schlief und durch ein Nichts erweckt werden konnte.

Der Fürst trug die simple Uniform des in Grünwald garnisonirenden Regiments, aber die zwei Orden auf seiner Brust — ein kleines in Diamanten gefaßtes, wahrscheinlich russisches Kreuz und der blaue Falkenorden zweiter Klasse mit den Schwertern — bewiesen zur Genüge, daß man es hier mit einem Mann zu thun hatte, dessen Bedeutung auch ohne Epauletten und Portepée gesichert war.

Und dieser höheren mystischen, dem profanen Auge sich nur durch das ahnungsvolle Gefunkel der Diamanten offenbarenden Bedeutung entsprach die Aus-

zeichnung, mit welcher Anna Marie ihren durchlauchtigen Gast behandelte; entsprach das bescheidene Schweigen, in welches von Barnewitz und von Cloten seit seiner Ankunft versunken waren; entsprachen die Koketterien, mit welchen Hortense und Emilie sich bemühten, seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken; entsprach die Verlegenheit des Fragmentisten und der Dichterin, die eine vage Empfindung davon hatten, daß sie in diesem edlen Kreise mehr als überflüssig waren, und es doch nicht wagten, von ihren Stühlen aufzustehen und sich zu verabschieden. Der Fürst und die Baronin nahmen die Kosten der Unterhaltung im Anfang fast ausschließlich auf sich, bis es Hortense gelang, sich durch eine dazwischen geworfene Bemerkung des Wortes zu bemächtigen und es eine Zeit lang zu behaupten, zum größten Aerger Emilien's, die ihrer Gegnerin diesen Triumph unbestritten lassen mußte, da sie sehr mangelhaft französisch sprach und der rapiden Rede der Nebenbuhlerin kaum zu folgen vermochte. Hortense, welche Emilien's Schwäche kannte, trieb die Bosheit sogar so weit, sich alle Augenblicke mit einem qu'en dites vous, chère amie? n'est-ce pas, Emilie? an sie zu wenden und sie so zu Antworten zu zwingen, die, wie witzig auch der Inhalt sein mochte, in der Form sehr viel zu wünschen ließen.

Wer die Wenne beobachtet hätte, mit der Hortense diesen Triumph über ihre Feindin genoß, würde die Bemerkung gemacht haben, daß die Schadenfreude gar kein so schlechtes Vergnügen ist. Dies Vergnügen steigerte sich aber zum Entzücken, als der Fürst Emilie zuletzt kaum noch beachtete und sich ganz dem Reiz von Hortense's pikanter Unterhaltung hingab.

Indessen war Emilie zu keck und leichtsinnig, um sich durch eine momentane Niederlage um ihren guten Humor bringen zu lassen. Der Fürst war, obgleich sie ihn vorhin, ihre Nebenbuhlerin zu ärgern, in den Himmel erhoben hatte, offen gestanden, gar nicht eben nach ihrem Geschmack, und wenn er nicht, wie er es gestern den ganzen Abend gethan, deutsch mit ihr sprechen wollte, so mochte er es bleiben lassen. Emilie spielte mit ihren Anbetern, wie ein leichtsinniges Kind mit ihren Puppen; es war ihr im Allgemeinen sehr gleichgültig, ob sich eine den Kopf zerbrach, oder in's Wasser fiel; sie war nur dann empfindlich, wenn eine ganz besonders geliebte Puppe, — und sie hatte zur Abwechselung von Zeit zu Zeit auch solche, die sie dann mit Zärtlichkeit und Küssen überhäufte — nicht gegen sie wieder zärtlich sein und sie auch ihrerseits küssen wollte. Eine solche geliebte, kalte, zum Verzweifeln kalte Puppe war Oswald für sie gewesen;

sie würde ihn vielleicht, wenn er und sie in denselben Verhältnissen gelebt hätten, geheiratet und sein treues Weib geworden sein — zum mindesten wiegte sie sich in nachdenklicheren Stunden in dieser Phantasie — so aber war sie vorläufig einmal Frau von Cloten geworden, und sodann? — was wußte sie's? was galt es ihr? war sie doch jung und schön und zehnmal klüger als ihr alberner Gemal mit seinem ewigen: wa'haftig — jettvoll auf Ehre! — weshalb heiraten alberne Männer kluge schöne junge Frauen, noch dazu, wenn diese junge Frauen eine Neigung haben, sich in Phantasien zu wiegen, die farbenreicher sind, als die graue Gegenwart? Ist es da Schuld der Frauen, wenn sie ihre eigenen Wege gehen, die manchmal so schmal und dunkel sind, daß Tugend und Ehre, die steten Begleiter einer sittsamen Frau, auf denselben abhanden kommen? . .

Emilie von Cloten hatte schon während der ganzen Visite eine Gelegenheit erspäht, mit Frau Professor Jäger ins Gespräch zu kommen, von der sie vermuthete, daß sie ihr Nachricht von Oswald, den sie seit dem letzten Zusammentreffen neulich Abend nicht wieder gesehen hatte, geben könne. So benutzte sie denn jetzt den günstigen Augenblick, wo der Fürst sich mit Hortense und der Barenin, der Baron mit dem

Paſtor, und von Barnewitz mit ihrem Gemahl unterhielt, um ſich bei Primula nach „dem jungen Manne, der im Sommer bei Grenwitzens Hauslehrer war, Fels glaube ich, oder Berg, oder wie er ſonſt hieß,“ zu erkundigen, da „eine ihr bekannte Familie einen Erzieher ſuche.“ Emilie hatte ſich nicht geirrt; Primula konnte über Herrn Stein — „nicht Fels, obgleich er ein Felſenherz hat, nicht Berg, obgleich er berghoch über anderen Männern ſteht,“ ſagte die enthuſiaſtiſche Dichterin, ganz genaue Auskunft geben. Er komme faſt alle Tage zu ihr (Oswald war einmal dagewesen); er ſei wie Kind im Hauſe und ihr in treuer Freundſchaft ebenſo verbunden, wie im gleichen Streben nach dem Höchſten. Sie glaube freilich nicht, daß Oswald jetzt eine ſolche Stelle annehmen werde, da er in den „dumpfen Banden der Schule ſchmachte,“ indeſſen ſie wolle ihm das Anerbieten mittheilen.

„Thun Sie das lieber nicht, beſte Frau Profeſſor,“ ſagte Emilie nach kurzem Bedenken; „Sie wiſſen, daß Herr Stein — wie konnt' ich doch den Namen vergeſſen! — nicht ganz friedlich aus unſerem Kreiſe geſchieden iſt. Er möchte das Anerbieten, wenn es ihm ſo gebracht wird, ohne weiteres zurückweiſen. Können Sie nicht — wie machen wir das nur? — ja! ſo geht's! Können Sie es nicht ſo einrichten, liebe Frau

Professor, daß ich, wie zufällig, einmal mit Herrn Stein bei Ihnen zusammentreffe? Ich habe so schon lange das Verlangen gehabt, einmal den Arbeitstisch der Dichterin der „Kornblumen" zu sehen!"

„Sie entzücken mich durch Ihre Güte," rief Primula, „ich kann nur mit dem Zeus der getheilten Erde sprechen: wenn Sie wirklich in meine einfache Hütte treten wollen, „so oft Du kommst, sie soll Dir offen sein." Sollen wir sagen: übermorgen Abend um sieben?"

„Das paßt mir vortrefflich," sagte Emilie.

Emilie war so in dies interessante Gespräch vertieft, daß sie ihr Gemahl daran erinnern mußte, die Gesellschaft sei im Begriff aufzubrechen. Der Fürst hatte sich erhoben; die Andern waren seinem Beispiel gefolgt.

„Madame," sagte der Prinz, „j'ai l'honneur" — das Wort erstarb ihm auf den Lippen, denn ihm gegenüber in einem hohen Wandspiegel erschien plötzlich die Gestalt eines wunderschönen Mädchens, die eben, ohne vom Bedienten angemeldet zu werden, in den Salon getreten war. Er wandte sich fast erschrocken um und trat mit einer tiefen Verbeugung bei Seite, der jungen Dame Platz zu geben, damit sie zur Baronin gelangen könnte.

Die junge Dame war Helene von Grenwitz.

Die Allen, mit Ausnahme des Barons und Baronin, unerwartete Erscheinung Helenen's E raschte und intereſſirte Jeden in ſeiner Weiſe. der Fürſt, der ſie heut zum erſten Male ſah, w nichts von dem Zwiſt in der Familie; für die deren war die Grenwitzer Kataſtrophe ſchon ſeit Wo ein mit Eifer, Gründlichkeit und Scharfſinn nach a Seiten hin ventilirtes Thema der Unterhaltung weſen; und in Folge deſſen dieſe erſte Begegnung Tochter und der Eltern das feſſelndſte Schauſp Indeſſen, wenn man etwas Außerordentliches erwar hatte, ſo ſah man ſich getäuſcht. Der Baron, Helene entgegen gegangen war und ſie auf die St geküßt hatte, verrieth allerdings einige Erregung; a Mutter und Tochter begrüßten ſich mit einer höflich Kälte, die der Neugier und Scandalſucht der v ſammelten Gebehrdenſpäher und Geſchichtenträger ſe wenig Stoff bot.

„Ah, guten Tag, liebes Kind," ſagte die Baro auf franzöſiſch, Helenen ebenfalls, aber ſehr flüch auf die Stirn küſſend; „Du kommſt ja zu recht ge gener Zeit. Erlauben Sie, mein Fürſt, daß ich Ihn meine Tochter Helene präſentire. — Seine Dur laucht, der Fürſt von Waldernberg, liebe Tochter,

neueſte und eben ſo glänzende wie neue Acquiſitien unſeres Cirkels."

„Madame," ſagte der Fürſt raſch und mit großer Wärme; „der beſcheidene Glanz der Sterne erbleicht, wenn die Sonne in ihrer Herrlichkeit am Himmel aufgeht."

Helene erwiederte die tiefe Verbeugung des Fürſten, ohne ſcheinbar von ſeinem hohen Rang oder ſeiner impoſanten Erſcheinung geblendet zu ſein und wandte ſich dann zu Emilie von Cloten, von der ſie mit großer Herzlichkeit bewillkommnet wurde. Emiliens ſchnellem Blick war der Eindruck nicht entgangen, welchen die hinreißende Schönheit Helenen's auf den Fürſten gemacht hatte. Mochte doch der Fürſt bewundern, wen er wollte, wenn nur Hortenſe um ihren Triumph kam.

„O, wie reizend," rief ſie, Helene umarmend, „daß Du Dich einmal ſehen läßt. Ich wollte ſchon alle dieſe Tage zu Dir kommen; wir haben uns ja eine Welt zu erzählen!" Und ſie faßte die Freundin bei beiden Händen und zog ſie ein paar Schritte fort, um mit leiſerer Stimme zu ſagen: „Du, der Fürſt iſt weg, totalement weg! er verwendet keins ſeiner ſchwarzen Augen von Dir. Wenn Du ihn haben willſt, ich will ihn Dir laſſen. Er tanzt ſehr ſchön, aber er iſt

nicht mein Genre. Muntre ihn ein wenig auf; die Barnewitz ärgert ſich ſo darüber! Denke Dir, die alte Kokette will noch immer die erſte Rolle ſpielen, trotzdem ſie ſich jetzt ſelbſt die Adern blau ſchminkt, und geſtern bei Grieben's zweimal ſitzen geblieben iſt. Wie geht es Dir bei der Bärin? und à propos: haſt Du nichts von Oswald Stein gehört? Gott, ich werde den Abend bei Euch nicht vergeſſen! Wir kamen mit unſerer Warnung zu ſpät, aber er hat ſich gut herausgeriſſen. Selbſt Arthur ſagt, er habe ſich ganz wie ein Kavalier gehalten. Dreh' Dich nicht um, der Fürſt kommt hierher. Er wird Dich auf morgen zum erſten Walzer engagiren wollen."

Die ſchlaue Emilie hatte ganz recht gehabt. Der Fürſt hatte in der That, während er ſich noch immer mit der Baronin unterhielt, fortwährend zu Helenen hinübergeblickt und ſo zerſtreut geantwortet, wie Jemand, deſſen Gedanken ganz wo anders ſind, zu antworten pflegt. Plötzlich unterbrach er eine glänzende Phraſe Anna Marie's mit der Frage, ob morgen getanzt würde? und ob er in dieſem Falle die Erlaubniß habe, Fräulein von Grenwitz um einen Tanz zu bitten? Als beide Fragen mit einem huldvollen oui, monseigneur! beantwortet wurden, trat er mit einer Verbeugung zu den jungen Damen heran.

„Ich bitte um Verzeihung," sagte er auf Deutsch, „wenn ich die Damen in Ihrer Unterhaltung störe. Aber ich kann nicht fortgehen, ohne wenigstens den Versuch gemacht zu haben, mich für morgen eines Tanzes zu versichern. Darf ich hoffen, gnädige Frau? werde ich die Ehre haben, mein gnädiges Fräulein?

Die gnädige Frau und das gnädige Fräulein hatten die Gnade, die Bitte Seiner Durchlaucht zu gewähren und Seine Durchlaucht verabschiedete sich darauf mit einer Eile, die deutlich bewies, daß ihm nur die Erledigung dieses wichtigen Punktes noch gehalten hatte.

Der Aufbruch Seiner Durchlaucht war für die übrige Gesellschaft, welche nur darauf gewartet hatte, das Signal, sich ebenfalls zu verabschieden, zu großer Zufriedenheit der Kutscher und Bedienten unten auf der Straße, die, nicht minder wie die Pferde, anfingen, nachgerade ungeduldig zu werden.

Die Equipagen waren davongerollt. Das Empfangszimmer im Hôtel war wieder leer bis auf den Baron und die Baronin (Helenen hatten Cloten's in ihrem Wagen mitgenommen); der unterbrochene Dialag konnte wieder aufgenommen werden. Aber es geschah nicht. Der alte Mann fühlte sich zu angegriffen und bei Anna Marie war die Frage: ob Helene in der Pen-

sion bleiben solle, oder nicht? in ein ganz neues Stadium getreten, seitdem (und das war seit zehn Minuten ungefähr) ihrem ehrgeizigen Kopfe der Gedanke gekommen war, ob es nicht doch, Alles in Allem, besser sei, sich wieder mit ihrer Tochter zu versöhnen, die mindestens ebensoviel und vielleicht mehr Aussicht habe, als eine andere junge Dame, Fürstin von Waldernberg-Malitzewsky, Gräfin von Letbus zu werden.

Ende des zweiten Bandes.

BIBLIOTECA REGIA MONACENSIS

Druck von J. Hoffschläger in Berlin.

BIBLIOTHEK
BERLIN

Problematische Naturen.

Roman

von

F. Spielhagen.

Zweite Abtheilung:

Durch Nacht zum Licht.

Dritter Band.

Berlin, 1862.

Verlag von Otto Janke.

Durch Nacht zum Licht.

Roman

von

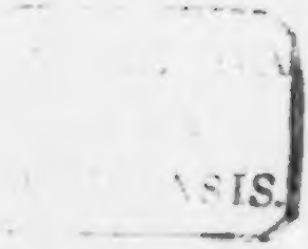
F. Spielhagen.

Ex fumo dare lucem cogitat.
Horatius.

Dritter Band.

Berlin, 1862.

Verlag von Otto Janke.


IS.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erſtes Kapitel.

Man erzählt, daß die Araber, um die Tüchtigkeit eines Pferdes zu erproben, das junge Thier ſtundenlang durch die Wüſte, über Steck und Block und zuletzt, wenn es von Schweiß trieft und die ſchlanken Glieder vor Erſchöpfung zittern, in einen tiefen Teich jagen, den es durchſchwimmen muß. Kommt es nun endlich auf der andern Seite heraus und ſtürzt kraftlos zuſammen, ſo überläßt man es voller Verachtung ſeinem Schickſale, wiehert es aber luſtig und frißt mit Begierde den ihm vorgehaltenen Hafer, ſo führt man es im Triumph zu den Zelten zurück und trägt es in den tauſendjährigen Stammbaum ein, denn es iſt nun erwieſen, daß es von der echten, rechten Race; daß es jeder Strapaze und jeder Anſtrengung gewachſen und mithin für ſeinen Herrn von unſchätzbarem Werthe iſt.

Nicht viel anders macht es oft das Schickſal mit

dem Menschen. Es bringt ihn in eine Lage, die seine ganze Energie, seinen ganzen Scharfsinn, jede Kraft, jede Fähigkeit seines Kopfes und Herzens herausfordert und auf die schwerste Probe stellt. Ist er dieser Lage gewachsen, geht er siegreich und ungeschwächt aus dieser Feuer- und Wasserprobe des Geistes und Charakters hervor, so erfüllt das Alle, die ihn in dieser Zeit beobachteten, mit Bewunderung, und, was noch mehr wert ist, giebt ihm selbst zu seiner Kraft jenes Vertrauen, aus dem die Freudigkeit erwächst, welche die Mutter aller Tugenden ist.

Eine solche Probe war für Franz diese letzte Zeit. Die Situation, in der er sich befand, war ganz darauf berechnet, Jemandem, der den Kopf nicht genau auf dem rechten Fleck hatte, den Kopf zu verwirren und ein nicht durchaus edles, muthiges Herz verzagt zu machen.

Ein Mann, der sich in wenigen Wochen verheirathen will, pflegt, auch in den gewöhnlichen Verhältnissen, einen ziemlich schweren Stand zu haben, wenn er über seinen Berufspflichten nicht seine Bräutigamspflichten oder umgekehrt diese über jenen vernachlässigen soll. Aber bei Fr[illegible] war dies Dilemma, das schon allein für manche unlösbar ist, noch der leichteste Theil seiner Aufgabe, trotzdem er als einer der

Vertreter des Geheimraths in seiner ärztlichen Praxis (einen andern Theil hatte ein College übernommen) wahrlich vollauf zu thun hatte. Der bei weitem schwerere Theil war die Ordnung der Geschäftsverhältnisse seines Schwiegervaters, die äußerst verwickelter Natur waren. Es stellte sich nach und nach heraus, daß die Schulden des Geheimraths keineswegs so bedeutend sein würden, wenn es möglich wäre, das Geld, welches er überall ausstehen hatte, wieder zu bekommen. Aber darauf war in den wenigsten Fällen zu rechnen. Die Schuldner des Geheimraths wohnten meistens in Dachkammern und Kellerwohnungen; es waren Krüppel und Lahme, mit Gebrechen aller Art Behaftete, sehr häufig Waisen und Wittwen; nicht minder häufig aber auch schlechte Subjecte, welche die wohlbekannte Liberalität des Geheimraths auf schnöde Weise gemißbraucht hatten. Welche unerhörte und ach! so vergebliche Anstrengungen hatte dieser Mann gemacht, das Danaidenfaß des Proletariats zu füllen! mit welchem Eifer sich zum armen Manne gemacht, um die Armuth rings um sich her zu vertilgen, dem fabelhaften Pelikane gleich, der seine Jungen mit dem eigenen Blute ätzt! In welche Verlegenheiten hatte er sich gestürzt, um Andere aus der Verlegenheit zu reißen! wie oft sich um den Schlaf gebracht, damit

sein Nachbar ruhig schlafen könne! um anderer Leute Schulden zu bezahlen, sich selbst zu Wucherzinsen Geld geborgt; um anderen Leuten in ihrem Geschäft weiter zu helfen, sich in die gewagtesten Speculationen eingelassen, von denen er nichts verstand, die aber, wenn man den Unternehmern glaubte, einschlagen und hundertfache Procente bringen mußten und die natürlich nie einschlugen und dem armen, leichtgläubigen, gutmüthigen Geheimrath neue und immer neue Verbindlichkeiten auflluden.

In diesem Duft von mehr oder weniger unklaren Verhältnissen sich zurecht zu finden, und in jedem Falle zu entscheiden, was für den Augenblick und in Zukunft dabei zu thun war, hätte einem gewiegten Advokaten schwer fallen müssen, geschweige denn Franz, der in solchen Geschäften natürlich wenig bewandert war. Aber die Liebe, die Alles kann, verlieh ihm hundertfache Kraft. Es giebt für einen zartfühlenden Menschen kaum etwas Peinlicheres, als einen Andern zu Dank zu verpflichten, wenn dieser Andere durch seine Jahre, seine Verdienste, seine Stellung im Leben unsere Hochachtung heischt. Die Ordnung der Natur scheint dann umgekehrt; wir schauen hinab, wo wir hinaufschauen müßten; wir empfinden da Mitleid, wo wir nur Ehrfurcht empfinden sollten. So war es

jetzt mit dem Geheimrath und Franz. Der Aeltere mußte hinter den Jüngeren zurücktreten, der Meister von dem Schüler lernen, der Vater dem Sohne seinen Leichtsinn und seine Verschwendung beichten. Wehe ihnen, wenn Franz nicht die schwere Kunst verstanden hätte, mit Anmuth zu geben, und der Geheimrath die noch viel schwerere, mit Würde zu nehmen! Glücklicherweise aber gehörten sie Beide zu den großherzigen Menschen, die, wie sie unausgesetzt nach Wahrheit streben, so auch nur vor dem Wesen selbst wahre Achtung, gegen den Schein aber, durch den sich so viele blenden lassen, eine souveräne Verachtung empfinden. Das Wesen, die Wahrheit des Verhältnisses war aber dies, daß von zwei Menschen, die sich gegenseitig schätzten und liebten, der Eine der Hülfe bedurfte und der Andre helfen konnte. „Würde ich mich doch keinen Augenblick besinnen, Ihnen ins Wasser nachzuspringen, wenn ich Sie in der Gefahr des Ertrinkens sähe und würden Sie, und würde doch Jeder, das, Alles in Allem, natürlich finden. Jetzt, wo Sie in einer Gefahr sind, die für Manche etwas viel Gräßlicheres hat, als die Todesgefahr — denn ihr zu entrinnen, stürzen sich viele unbedenklich in den Tod — risikire ich für Sie, nicht etwa mein Leben, das Sie mir nicht wieder schaffen — nein, nur ein

paar tausend Thaler, die Sie mir, wenn Sie gesund werden, wenn ja jetzt die schönste Hoffnung ist, jeder Zeit zurückerstatten können, und an denen, wenn Sie wirklich verloren gingen, auch weiter nichts gelegen ist."

So suchte Franz dem Schwiegervater über manche trübe Stunde wegzuhelfen, in welcher das Gefühl der Krankheit und das Bewußtsein seiner Lage gar zu schwer auf seiner Seele lastete. Franz hoffte, daß die vertrefliche Natur des Mannes das Uebrige thun würde. Er hatte sich nicht getäuscht. Der Geheimrath hatte kaum die Ueberzeugung gewonnen, daß — Dank der umsichtigen, energischen Hülfe seines Schwiegersohnes — auch wenn er sogleich sterben sollte, auf seinem Namen keine Unehre haften bleiben würde, als er sich aller Sterbegedanken entschlug und an nichts dachte, als daran, sobald als möglich wieder gesund zu werden: „nicht ganz gesund," sagte er, „denn das werde ich nicht wieder, aber halb gesund oder zwei Drittel, gerade gesund genug, um das Heu, das jetzt naß auf dem Schwaden liegt, trocken auf den Boden bringen zu können. Ich fühl' es jetzt, ich habe noch ein paar Abendstunden vor mir; ich will sie gut benutzen. Sie sollen mir, lieber Franz, außer Ihrem baaren Gelde nicht auch noch Ihre Zukunft zum Opfer bringen.

leider war dies Opfer schon gebracht.

Gerade in dieser Zeit geschah es nämlich, daß ein berühmter Universitätslehrer in der Residenz durch eine Monographie über den Typhus, die Franz in diesem Sommer herausgegeben hatte, an einen seiner begabtesten Schüler — Franz hatte die ersten drei Jahre in der Residenz studirt — erinnert wurde. Er schrieb an Franz, um ihm zu diesem Werke, „das von seinem durchdringenden Scharfsinn ebenso rühmliches Zeugniß ablege, als von seiner, bei einem so jungen Manne staunenswürdigen Gelehrsamkeit," zu gratuliren. — „Aber," fuhr der Brief fort, „indem ich Ihnen im Namen der Wissenschaft für ihr Buch danke, erlaube ich mir zugleich, Ihnen einen Vorschlag zu machen, den ich in eben so schleunige, wie ernste Erwägung zu ziehen bitte. Zu Ostern wird die Stelle eines Assistenzarztes an meiner Klinik frei. Ich wüßte unter unseren jüngeren Gelehrten Keinen, dem ich dieselbe so gern anvertrauen würde, wie Ihnen." Der Gelehrte verbreitete sich sodann weiter über die Vortheile, die für Franz aus dieser Stellung resultiren würden, und schloß mit den Worten: „Sie sehen, es bietet sich Ihnen hier eine Aussicht, die günstiger nicht gedacht werden kann. Ich bin, wie Sie wissen, ein sehr nüchterner Beurtheiler der Menschen und Dinge; aber

wie die Verhältnisse an unserer Universität sind, so kann es nicht ausbleiben, daß Sie in wenig Jahren zum ordentlichen Professor avanciren. Ich bin überzeugt, daß mein Freund Rebrau, den ich bestens zu grüßen bitte, die Sache ebenso ansehen wird. Sprechen Sie doch mit ihm darüber und antworten Sie mir möglichst bald.

Franz hatte geantwortet — aber ohne mit seinem Schwiegervater gesprochen zu haben. Er hatte das Anerbieten, dessen Vortheile ihm natürlich nicht entgangen waren, abgelehnt, „weil er sich einer solchen Stellung nicht gewachsen fühle!" Der eigentliche Grund war natürlich ein ganz anderer. Die Carriere, in welche man ihn hinein haben wollte, war, obgleich sie dem Manne der Wissenschaft die besten Chancen bot und ihn schließlich den weltlichen Ehrgeiz glänzend zu befriedigen versprach, doch für die ersten Jahre voraussichtlich nicht nur sehr wenig lucrativ, sondern erheischte ein unabhängiges, wenn auch kleines Vermögen, das Franz — seit einigen Tagen nicht mehr besaß. Er hatte sich durch seine Großmuth in die unangenehme Lage gebracht — in der sich freilich viele wackere Männer befinden — ein Haus beziehen zu müssen, ehe es noch ganz fertig und trocken ist, oder deutlicher zu sprechen: in einer Zeit, die er nothwen

dig noch zu seiner wissenschaftlichen Fortbildung bedurfte, auf den Gelderwerb bedacht sein zu müssen. Und zu diesem Zweck war Grünwald und die Situation, in welcher er sich hier als Schwiegersohn des gesuchtesten Arztes befand, ausnehmend geeignet. Deshalb — fahre wohl du glänzende Spiegelung von einem in der Fülle geistiger Arbeit und geistigen Genusses mächtig dahinrauschenden Lebens!

„Weg du Traum, so gold Du bist,
Hier auch Lieb und Leben ist."

So tröstete sich Franz, während er den geliebten Menschen seinen Ehrgeiz, seine Hoffnungen zum Opfer brachte, und seine größte Sorge war nur die, daß diese geliebten Menschen, vor allem seine Braut, nicht etwas von diesem Opfer erführen.

Diese Sorge schien indessen unnöthig. Sophie erklärte sich die Wolken, die sich auf Franz' Stirn in Augenblicken, wo er sich unbeobachtet glaubte, lagerten, einfach aus der Ueberlast seiner ärztlichen Geschäfte und seine häufigen langen Zusammenkünfte mit dem Vater aus demselben Grunde. Seitdem der Zustand des Vaters keine directe Besorgniß mehr einflößte, war der glückliche leichte Sinn Sophiens wieder in seine Rechte getreten. Sie besorgte emsig ihre Aussteuer und klagte gegen Franz in komischer Weise

über den Wirrwarr, der durch die gleichzeitige Besorgung so vieler und so verschiedenartiger Dinge in ihrem Kopf hervorgebracht würde. Wie sehr würde die frohe Laune, deren sie sich in dieser Zeit erfreute, wo sie sich, wie ein singendes, zwitscherndes, flatterndes Vögelchen, ihr Nest zusammentrug, gestört werden sein, wenn sie die Verhandlungen zwischen dem Vater und Franz mitangehört, wenn sie erfahren hätte, daß das Geld, mit dem sie so heiteren Muthes die langen Rechnungen bezahlte, aus Franz' Kasse floß!

Ueber den Kummer, bis zu dem Termin ihrer Hochzeit, auf dessen Innehaltung Franz mit einer bei ihm ganz ungewöhnlichen Hartnäckigkeit bestand, nicht fertig zu werden, hatte sie sich mittlerweile getröstet; ja, essen gestanden, hatte sie das Unglück, mit einigen Dutzend noch nicht gesäumter oder gezeichneter Handtücher, Tischtücher, Servietten u. s. w. mehr oder weniger ihre Wirthschaft anzufangen, niemals für ein so gar großes gehalten. Sie gehörte nicht zu den Frauen, die vor einem wohlgefüllten Wäscheschrank ein Gefühl der Andacht überkommt, wie den gläubigen Katholiken vor einem Heiligenschein. Es war in ihrem Wesen etwas von der antiken Einfachheit, von der homerischen Naivetät. Die Gestalt der Nausikaa

war ihr eins der liebsten poetischen Gebilde, und es gab wenig Dichterstellen, die sie mehr angemuthet hätten, als jenes biblische Wort von den Lilien auf dem Felde, die nicht säen und spinnen und doch mit mehr als salomonischer Herrlichkeit bekleidet sind. Sie war eine Maria Natur, die sich an dem holden Gespräch des Gastfreundes so ergötzte, daß sie vielleicht darüber zu fragen vergaß, ob er hungrig oder durstig sei; die aber, wenn sie erst einmal dieser Seite unserer Existenz ihre Aufmerksamkeit zugewandt hatte, auch mit Martha-Emsigkeit und Martha-Gewandtheit dafür zu sorgen verstand; denn die Marien können sich sehr leicht die Schürze Martha's verbinden und sind dann Martha, aber die Marthen sind und bleiben Marthen, mit und ohne Schürze.

So war denn für Sophie in dieser Sturm- und Drangperiode nichts empfindlicher, als daß der traute liche Cirkel, der sich allabendlich um den Kamin des Wohnzimmers zu versammeln pflegte, so gut wie gestört war. Der Vater mußte, obgleich er jetzt jeden Tag länger aufblieb, doch sehr früh sein Lager aufsuchen; Franz war oft bis tief in die Nacht hinein in der Stadt, oder mußte in seiner Wohnung arbeiten; auch der Dritte im Bunde, der alte Student,

wie er ſich ſelber nannte, Bemperlein, alias Bemperchen, ließ ſich ſeit einiger Zeit nicht mehr ſehen, ſo daß Sophie ſich endlich ſelbſt auf den Weg gemacht hatte, um ihn in ſeiner Wohnung aufzuſuchen, da ſie nicht anders glaubte, als er ſei krank und Franz habe es ihr aus übertriebener Zärtlichkeit verſchwiegen. Aber ſie fand den alten Studenten in ſeinem Laboratorium, mitten unter Phiolen, Retorten, Büchſen und Inſtrumenten — anzuſchauen, wenn nicht wie Fauſt, ſo doch wenigſtens wie Fauſt's Famulus — jedenfalls ſehr thätig und beſchäftigt, aber offenbar nicht lebensgefährlich krank. Bemperchen entſchuldigte ſich mit ſeinen Arbeiten — eine ſehr complicirte chemiſche Analyſe, bei der er ſich nicht unterbrechen dürfe — wie Sophie wohl glauben könne, daß er etwas übel genommen habe! er, etwas übel nehmen! und Sophien übel nehmen! — es ſei wirklich nur die Analyſe Schuld und zum Beweiſe werde er noch heute Abend zur gewöhnlichen Zeit kommen und die gewöhnliche Zeit dableiben.

Sophiens blaue Augen konnten, obgleich ſie ein wenig kurzſichtig waren, in der Nähe doch recht ſcharf ſehen und ſo war ihnen ein gewiſſer Schleier von Verlegenheit, der über Bemperlein's ehrlichem Geſicht hing, während er auf die langweilige Analyſe ſchimpfte

nicht entgangen. Als nun die junge Dame langsam nach Haus ging und darüber nachdachte, was wohl von Bemperchens Fortbleiben der eigentliche Grund sein möchte, stieß sie, als sie um eine Straßenecke bog, beinahe an einen Herrn, der ihr sehr raschen Schrittes entgegenkam.

„Pardon!" sagte der Herr, an seinen Hut greifend und weiter eilend.

Es war Oswald Stein. Er hatte Sophie offenbar nicht erkannt.

Diese unerwartete Begegnung gab Sophiens Gedanken plötzlich eine andere Richtung. Es fiel ihr ein, daß Bemperlein nicht wieder in ihrem Hause gewesen sei, seitdem er Oswald, der eben mit Helenen fortgehen wollte, dort getroffen; daß die Begegnung der beiden Herren sehr kalt, befremdend kalt gewesen war, und daß Bemperlein, über sein Verhältniß mit Oswald gefragt, ausweichend geantwortet hatte. Hatte Oswald, der seitdem einige Abende auf kürzere Zeit (einmal zusammen mit Helene Grenwitz) dagewesen war, Bemperlein verscheucht? War Bemperlein eifersüchtig?

Da Sophie von Bemperlein's früherem Verhältniß zu Oswald nichts wußte, so war es erklärlich, daß sie trotz ihres Scharfsinns in ihren Vermuthun-

den jetzt so weit am Ziel vorbeischoß. Die Wahrheit lag in der That ganz wo anders.

Wenn Anastasius Bempertein Jemandem, den er einmal bewundert und innig geliebt hatte, nicht mehr die Hand zum Gruß reichen mochte, so konnte man versichert sein, daß in die Milch seiner Denkungsart ein sehr starkes Gift geträufelt war. Für ein ehrliches Gemüth aber giebt es kein stärkeres als den Zweifel an der Redlichkeit, an der Treue eines Menschen, dem man ganz vertraute. Anastasius Bempertein hatte Oswald Stein ganz vertraut. Er hatte ohne Furcht sein Glück und das Leben geliebter Menschen in seine Hand gegeben. Er hatte all' seine schweren Bedenken gegen eine Verbindung, die so rasch geschlossen, die auf der so unsicheren Basis gänzlich verschiedener sozialer Stellungen ruhte, bekämpft. Er hatte sich gesagt: das Alles ist ja eitel Tand im Vergleich mit dem unschätzbaren Werth wahrer Liebe. Ist doch die Liebe stärker als Glaube und Hoffnung; wie sollte sie nicht mächtiger sein, als bornirte Vorurtheile? — Er war schließlich dahin gelangt, in der Vereinigung Oswald's und Melitta's einen Sieg der reinen Menschlichkeit über die Barbarei der Civilisation, einen Triumph der Wahrheit über die Lüge zu erblicken.

Aber auch nur auf dieſer ſittlichen Höhe war das Verhältniß gerechtfertigt und möglich. Sank Einer der Beiden unter das Niveau, ſo waren Beide verloren. Bemperlein kannte Frau von Berkow ſeit ſieben Jahren; er wußte, daß ihr Herz gut und treu war; Bemperlein kannte Oswald ſeit eben ſo viel Wochen und er glaubte, daß Oswald ihrer werth ſei. Er glaubte es, weil — er mußte, weil ihm ein Zweifel an dem Geliebten ſeiner vielgeliebten Herrin ein Frevel ſchien.

Und doch hatte ſich dieſer Zweifel an ihn herangeſchlichen, langſam, leiſe, wie ſich im Traum ein gräuliches Ungeheuer, dem wir vergebens zu entrinnen ſuchen, an uns heranwälzt. Er hatte dieſen Zweifel bekämpft, bis es nicht länger möglich war.

Melitta war von ihrer zweiten Reiſe nach Fichtenau, zu welcher Bemperlein vergeblich ſeine Begleitung angeboten hatte, zurückgekehrt; aber, nachdem ſie ſich eine Stunde in Grünwald aufgehalten, ſogleich mit Julius nach Berkow weiter gereiſt, ohne nach Bemperlein geſchickt zu haben. Bemperlein erfuhr, daß ſie dageweſen, erſt durch den alten Baumann, der, Julius' Sachen zu ordnen und andere Commiſſionen auszurichten, in der Stadt zurückgeblieben war. Bemperlein hatte mit dem alten Mann niemals über

Oswald gesprochen. Diesmal fing jener selbst davon an. Er erzählte, daß Herr Stein zu gleicher Zeit mit ihnen in Fichtenau gewesen, aber, trotzdem er vom Kellner der gnädigen Frau Anwesenheit erfahren, ohne sich ihr vorzustellen abgereist sei. Hier schwieg er, augenscheinlich um zu hören, wie Bemperlein diese Nachricht aufnehmen würde. Als Bemperlein aber nichts weiter als: so, so! — in der That! drauf erwiederte, vermochte der Alte nicht länger an sich zu halten und schüttete sein ganzes volles Herz und dann die volle Schale seines Zornes über Oswald aus.

Er habe dem Menschen vom ersten Augenblick an nicht über den Weg getraut, und nun sei es ja sonnenklar, daß der schlechte Mensch die arme gnädige Frau schändlich betrogen habe. Ueberdies habe er (Baumann) mit der gnädigen Frau gesprochen, in aller Ehrerbietung, denn er sei nur ein Dienstmann und kenne seine Stellung, aber auch mit allem Ernst, denn er habe sie als Kind auf den Armen getragen und sie immer väterlich geliebt, und sie habe ihm gebeichtet, wie sie's noch stets bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten gethan, nicht ganz und nicht halb, aber für ihn, der sie so genau kenne, wie die Fläche seiner Hand, gerade genug. Und da habe er, Jakob Baumann,

großes Verlangen gehabt, den Musjö, der seiner gnädigen Frau so mitgespielt, niederzuschießen, wie einen tollen Hund, und es habe wenig daran gefehlt, so hätte er es auch gethan, „einmal in der Nacht auf der Haide zwischen Grenwitz und Faschwitz.“ Aber jetzt danke er doch Gott, der seinen Arm zurückgehalten und ihm dies Verbrechen erspart habe, um so mehr, „als er es nicht hat geschehen lassen, daß die Geschichte der armen gnädigen Frau das Herz brach, sondern ihr die Augen aufgethan und ihr den Weg gezeigt hat, auf dem allein für sie auf Erden Heil zu finden ist.“ Welches dieser Weg sei, darüber hatte sich der alte Mann nicht weiter ausgelassen, sondern war aufgestanden und, als wolle er alle weiteren Fragen unmöglich machen, schnell zum Zimmer hinausmarschirt.

Man kann sich denken, wie dies Gespräch, das seine schlimmsten Befürchtungen bestätigte, Bemperlein ergriffen hatte und welchen Eindruck es auf ihn machen mußte, als er noch voll von diesen Empfindungen zu Rohrau's kam und der Erste, der ihm dort entgegentrat, — Oswald war.

Diese Begegnung hatte ihn so peinlich berührt, und eine mögliche Wiederholung derselben dünkte ihm so abscheulich, daß er ganze acht Tage brauchte, sich

von diesem Schrecken zu erholen, und wer weiß wie lange noch gebraucht haben würde, wenn Sophie nicht gekommen wäre, und seiner Unentschlossenheit ein Ende gemacht hätte. Der arme Bemperlein! er hatte in diesen acht Tagen so nach seiner Freundin verlangt! er hatte ihr so viel Wichtiges, für Anastasius Bemperlein erstaunlich Wichtiges mitzutheilen!

Glücklicherweise traf er Sophie dieses Mal allein, als er nach einer Stunde im Wohnzimmer erschien. Kraz war eben dagewesen und hatte versprochen, später wieder zu kommen. Es fiel Sophie auf, daß Bemperlein mehrmals fragte: „aber wir werden doch sonst keinen Besuch haben?" und sie brachte diese Frage natürlich mit den Vermuthungen, die sie über Bemperlein's Wegbleiben angestellt hatte, in Verbindung. Da es nicht ihre Art war, etwas lange auf dem Herzen zu behalten, so sagte sie, nachdem sie Bemperlein, der mit dem Schüreisen unablässig in den Kohlen wühlte, eine Zeitlang schweigend beobachtet hatte:

„Nicht wahr, Bemperchen, der eigentliche Grund, weshalb sie acht Tage lang nicht gekommen sind, ist, weil sie Oswald Stein hier zu begegnen fürchteten?"

„Wer sagte Ihnen das?" fragte Bemperlein, erschrocken in seiner Beschäftigung inne haltend.

„Eine Frage ist keine Antwort," erwiderte Sophie.

„Nur heraus mit der Sprache, Bemperchen! Geheimnißkrämerei iſt im Verkehr mit ſo klugen Leuten, wie ich, ein ſchlecht rentirendes Geſchäft. Ich weiß Alles.“

„Was wiſſen Sie?“ rief Bemperlein in großer Aufregung von ſeinem Stuhl in die Höhe fahrend.

„Aber, Bemperchen!“ ſagte Sophie, „wie können Sie nur ſo wenig Rückſicht auf meine Nerven nehmen! Es wird Einem ja ganz unheimlich, wenn man Sie mit dem glühenden Eiſen in der Hand da ſtehen ſieht, wie den Mann im Shakeſpeare. Beruhigen Sie ſich nur wieder! Ich weiß gar nichts. Aber Sie würden mir in der That einen Gefallen thun, wenn — aber erſt ſetzen Sie ſich einmal wieder und ſtellen den Schürer aus der Hand! ſo! — wenn Sie mir in aller Ruhe und Freundſchaft ſagten, was Sie eigentlich haben, denn je länger ich Sie betrachte, deſto veränderter kommen Sie mir vor.“

„Fräulein Sophie,“ erwiderte Bemperchen, „Sie wiſſen, man kann ſelbſt gegen ſeine vertrauteſten Freunde — und ich habe zu Niemand in der weiten Welt größeres Vertrauen, als zu Ihnen — nicht immer ganz offen ſein, weil unſere Geheimniſſe in vielen Fällen nicht blos unſere Geheimniſſe, ſondern auch die Anderer ſind, und inſofern von uns heilig gehalten werden müſſen.“

„Aber Bemperchen," sagte Sophie, „Sie können doch unmöglich glauben, daß ich mich in Ihre Geheimnisse stehlen will! Ich bin weder so unbescheiden, noch so neugierig. Lassen wir die Sache ruhen und sprechen wir von was Anderm!"

„Nein, nein," rief Herr Bemperlein eifrig, „lassen Sie uns davon sprechen! Sie glauben nicht, wie ich mich darnach gesehnt habe, mit Ihnen über — über gewisse Dinge — gewisse Personen — die —"

Herr Bemperlein hatte schon wieder das noch nicht erkaltete Schüreisen ergriffen und störte emsiger, wie je, in den glühenden Kohlen. Sophie sah diesem seltsamen Treiben kopfschüttelnd zu. Es kam ihr der Gedanke, Bemperlein könnte sich bei seiner chemischen Analyse übermäßig angestrengt und sein Kopf in Folge dessen etwas gelitten haben.

„Was mein Nichtkommen betrifft," fuhr Bemperlein plötzlich fort, „so haben Sie darin ganz recht gehabt. Ich bin weggeblieben, weil ich mit Oswald Stein nicht wieder zusammentreffen wollte."

„Aber," sagte Sophie, „Franz hat mir doch gesagt, daß Sie und Stein sehr gute Freunde gewesen wären. Wodurch seid ihr denn auseinandergekommen?"

„Wodurch?" antwortete Bemperlein. „Ja, [illegible]lein Sophie, das ist es ja eben, was ich Ihnen so

gern sagen möchte und doch nicht sagen darf. Würden Sie mit Jemand umgehen, oder vielmehr, würden Sie nicht Jemand auf alle Weise auszuweichen suchen, der einen Dritten, den Sie eben so sehr lieben wie verehren, tödtlich beleidigt hat?"

„Gewiß," sagte Sophie, „denn dann hätte er ja mich selbst beleidigt. Aber sind Sie auch gewiß, daß die Sache sich wirklich so verhält? Haben Sie auch beide Theile gehört? Was mich betrifft, so bin ich eben nicht sehr entzückt von Herrn Stein, oder offen gesagt, er mißfällt mir desto mehr, je öfter ich ihn sehe; aber Franz, der sonst so klug ist und die Menschen so durchschaut, schwärmt doch förmlich für ihn. Wie wäre das möglich, wenn Stein ein schlechter Mensch wäre?"

„Ich habe nicht gesagt, daß er schlecht ist," erwiderte Bemperlein (eine große Kohle bearbeitend), „schlecht ist überhaupt ein relativer Begriff; und was ich schlecht gehandelt nenne, nennt Herr Stein vielleicht nur leichtsinnig, oder cavaliérement gehandelt oder dergleichen. Ich nenne aber schlecht gehandelt, wenn Einer —"

Hier unterbrach sich Bemperlein wiederum und hieb heftiger wie zuvor auf die große Kohle los.

„Wie würden Sie es zum Beispiel nennen — ich

spreche hier nicht von Herrn Stein — wenn Einer einem armen abhängigen verwaisten, hülflosen Mädchen, das Niemand, Niemand auf der weiten Welt hat, der es schützen könnte und würde, so lange von Liebe vorschwatzt, bis das Mädchen an diese Liebe glaubt, sie zu heirathen verspricht mit allen heiligen Eiden; und sie dann hernach an einen Wüstling verkauft und verräth — o, es ist schändlich, schändlich!"

„Aber, um Gotteswillen, Bemperchen, hat Ottwalz je etwas gethan?"

„Ich sagte Ihnen schon, ich spräche nicht von Herrn Stein. Es giebt mehr Cavaliere auf der Welt, von denen Einer dem Andern so ähnlich sieht, wie eine Natter der andern Natter."

„Liebes Bemperchen, bitte, bitte, stellen Sie den Schürer hin — ich kann es wahrhaftig nicht mehr aushalten. Nehmen Sie diese Schlummerwalze, wenn Sie durchaus etwas in den Händen haben müssen."

„Danke!" sagte Bemperlein, den Schürer fortstellend und die Walze nehmend, und darauf (die Walze wie ein Kind im Arm haltend) in Schweigen versinkend.

Sophie fing jetzt alles Ernstes an, sich über Bemperlein's aufgeregten Zustand zu beunruhigen. Wie erschrocken war sie aber, als Bemperlein alsbald wie-

der aufsprang, das Kissen aus dem Arm auf die Erde fallen ließ, mit beiden Knien auf das Kissen hinkniete, eine ihrer Hände mit seinen beiden Händen ergriff und das Gesicht tief herabbeugend, in jämmerlichsten Tönen stöhnte: „O, Fräulein Sophie! Fräulein Sophie!“

„Um Himmelswillen, Bemperchen,“ rief die junge Dame, „stehen Sie auf! Wenn Jemand Sie so sähe — was so sähe!“

„Lassen Sie mich!“ murmelte Herr Bemperlein; „ich muß es Ihnen sagen und kann es Ihnen nicht sagen, wenn Sie mich mit Ihren großen Augen dabei ansehen, oder vielleicht gar anfingen zu lachen — ich liebe.“

Sophie wußte im ersten Augenblicke nicht, ob sie über diese unerwartete Liebeserklärung lachen oder weinen sollte. Um Bemperlein's Willen hatte sie fast Lust zu dem letzteren, während sie für ihre Person mehr zu dem ersteren geneigt war.

„Bemperchen!“ rief sie, „Bemperchen, besinnen Sie sich doch, was Sie sagen! Bedenken Sie doch, was Sie thun?“

„Ich weiß es,“ murmelte Bemperlein, „ich hab' es mir selbst hundert- und tausendmal gesagt: in meinem Alter —“

„Davon ganz abgesehen," sagte Sophie, bei der die Neigung zum Lachen allmälig die Oberhand gewann, „wie können Sie, Franz' bester Freund, und — wofür ich Sie wenigstens bis zu diesem Augenblicke gehalten habe — mein bester Freund —"

„Ich werde Ihr Freund, ich werde Franz' Freund bleiben," rief Bemperlein mit großer Lebhaftigkeit; „Liebe und Freundschaft werden zusammen in meinem Herzen Raum finden; die Eine wird die Andere nur noch inniger, noch tiefer, noch reiner, noch heiliger machen."

„Aber, Bemperchen, mit solcher hehen platonischen Liebe verträgt es sich nicht, daß sie à la Don Carlos auf den Knien liegen. Wenn Franz in diesem Augenblick zur Thür herein käme —"

„Und wenn er käme," rief Bemperlein aufspringend: „il n'y a que le premier pas qui coûte; ich fühle jetzt, nachdem ich das erste Wort gesprochen, nachdem ich mit Ihnen gesprochen, Muth, es aller Welt zu sagen. Franz wird meine Wahl billigen, wenn er sie kennt, wie ich sie kenne."

„Wie Sie mich kennen?"

„Und auch Sie werden es thun," rief Bemperlein, ohne auf Sophien's Unterbrechung zu achten, die Schlummerwalze wie eine Fahne schwenkend; „Sie

werden dem armen Mädchen Freundin und Schweſter ſein; Sie werden es ſein um meinetwillen, der ich Sie ſo unendlich ſchätze und liebe; Sie werden es auch ihretwillen ſein, denn, glauben Sie mir, Fräulein Sophie, ſie verdient es.“

„Aber von wem reden Sie denn eigentlich, Bemperchen?“

„Ich dachte, Sie wüßten es ſchon längſt,“ ſagte Bemperlein, erſchrocken ſtehen bleibend; und dann ſetzte er mit leiſerer Stimme hinzu: „Marguerite Martin, Grenwitzens Gouvernante.“

Glücklicherweiſe für Sophie war die Aufregung, in der ſich Bemperlein in dieſem Augenblicke befand, zu groß, als daß er hätte im Stande ſein ſollen, die Verwirrung zu bemerken, in welche ſie die unerwartete Löſung des Knotens verſetzt hatte. Sie war ſo nahe daran geweſen, eine große Albernheit zu begehen, indem ſie ihrem Freunde eine ſo große Albernheit zutraute! und doch — ſo ſeltſam iſt der Menſch geartet! — ärgerte ſie ſich ein ganz klein wenig, daß ſie nicht ſelbſt der einzige Gegenſtand von Bemperlein's Anbetung war. Das Gefühl, geliebt zu werden, iſt ſo ſüß, das Verlangen, Liebe einzuflößen, ſo groß, daß wir — ſelbſt wenn wir zufällig leidlich verſtändig ſind — es nicht allzu ungern ſehen, „wenn auch der

Becher überschäumt." Natürlich konnte eine solche Regung Sophiens Seele nur momentan berühren, wie ein leichter Wind die spiegelklare Fläche eines tiefen Sees nur im Vorübergehen kräuselt, und noch ehe Pemperlein sich von der Betäubung erholen konnte, in die ihn das Aussprechen des großen Worts versetzt hatte, war sie wieder ganz die theilnehmende, kluge Freundin, nach der Pemperlein in seiner Herzensnoth verlangte.

Ueber das Factum selbst, daß Pemperlein, der ruhige, jungfräuliche Pemperlein, von einer Leidenschaft ergriffen werden könne, wunderte sie sich im Grunde gar nicht. Eine feinfühlende Frau sympathisirt mit der Liebesleidenschaft, wo und in welcher Gestalt sie auch auftreten mag, und weiß, daß Alle, wenn auch nicht auserwählt, so doch berufen sind. Ihre Hauptsorge war, daß der bescheidene, arglose, trotz seiner dreißig Jahre unerfahrene Freund in die Schlinge einer Kokette gefallen sein könnte, und diese Sorge war um so begründeter, als sie die braunen Augen Marguerite's schon einige Mal in einem Zusammenhang hatte erwähnen hören, der diesen Verdacht zu bestätigen schien. Ihre erste Frage war deshalb:

„Kennen Sie denn Mademoiselle Marguerite auch, Pemperchen? Das heißt, wissen Sie, daß sie ein gutes

Mädchen ist, daß sie ein gutes Herz hat — mit einem Worte, daß sie meines braven Bemperchens würdig ist?"

„Sie meiner würdig?" rief Bemperlein mit großem Enthusiasmus. „Sie wollen sagen: ob ich ihrer würdig bin?"

„Ich habe genau das sagen wollen, was ich gesagt habe. Ich, als Ihre beste Freundin — denn diese Würde lasse ich mir vorläufig noch nicht nehmen — habe das Recht und die Pflicht, streng zu sein und zu prüfen, ehe ich Ja und Amen sage."

„O, Fräulein Sophie, ich versichere Sie, meine Marguerite ist ein Engel."

„Ihre Marguerite? ei! sieh doch Einer das löwenkühne Bemperchen! seid ihr schon so weit? Aber, Scherz bei Seite, Bemperchen! Was wissen Sie von der Engelhaftigkeit Ihrer Marguerite? ich meine von der Engelhaftigkeit, die auch für andere Sterbliche erkennbar ist? Kommen Sie her! setzen Sie sich ruhig zu mir an das Feuer und erzählen Sie mir Alles ordentlich von Anfang an. Hier haben Sie die Schlummerwalze wieder — das Schüreisen lassen Sie auf jeden Fall stehen."

Trotz der [illegible]haften Worte klang die Stimme Sophiens so treu und gut, und ihre großen blauen Augen blickten so [illegible]einend und freundlich, daß

Bemerken nicht die mindeste Scheu mehr spürte, das liebe Mädchen in das Allerheiligste seines Herzens zu führen und ihr Alles zu sagen, was er selbst kaum zu denken wagte.

„Sie erinnern sich, Fräulein Sophie," begann er, „daß ich Ihnen und Franz neulich erzählte, wie wie ich zu Grenwitzen's ging, um zu erfahren, was die Baronin, die nach mir geschickt hatte, von mir wollte. Ich habe Ihnen auch erzählt, daß ich in dem Vorzimmer Mademoiselle Marguerite traf und welch' eigenthümliche Scene ich mit ihr erlebte. Ich habe Ihnen aber nicht erzählt, und habe es mir auch so wenig wie möglich merken lassen, welchen Eindruck diese Scene auf mich gemacht hatte. Wenn Jemand, wie ich, in großer Armuth aufgewachsen ist, und oft mit Sorge und Noth zu kämpfen hatte, so lernt er es aus dem Grunde, was es heißt, hülflos und verlassen sein. Deshalb ist es auch ganz selbstverständlich, daß unser Einer, wenn er Jemand leiden sieht, ganz anders fühlt und denkt, als der, welcher nie in ähnlichen Lagen war; und so werden Sie es auch natürlich finden, daß ich das Bild des armen, verlassenen, weinenden Mädchens nicht wieder los werden konnte. Immer sah ich sie vor mir stehen, wie sie an der Thür gestanden hatte, um zu den Zimmern

der Baronin führt, schluchzend und die kleinen Händchen auf die Augen drückend, während die hellen Thränen durch die schlanken Fingern rieselten. Immer tönten mir die Worte im Ohr: oh, je suis si malheureuse! und ich quälte mich damit ab, herauszukriegen, weshalb das arme Mädchen denn so sehr unglücklich sei? Denn daß es noch etwas mehr war, als das Gefühl ihrer Abhängigkeit überhaupt, daß sie nicht deshalb, weil sie wieder einmal, wer weiß zum wie vielten Male? ungerechter Weise Schelte bekommen, so weinte, — das hätte ich beschwören mögen.

Ich quälte mich so darüber, daß ich die ganze folgende Nacht nicht schlafen und am andern Tage kaum die Zeit erwarten konnte, wo die Baronin mich empfangen wollte. Endlich schlug es zwei Uhr. Ich begab mich in das Hôtel und wurde sogleich vorgelassen. Die Baronin war allein in ihrem Zimmer. Sie war ausnehmend gnädig, erkundigte sich nach Frau von Berkow; fragte, wie es mir in Grünwald gehe? ob ich sehr viel zu thun habe? und rückte endlich mit der Sprache heraus. Sie könne sich nicht entschließen, ihren Malte auf das Gymnasium zu schicken aus Gründen, die sie mir auseinandersetzte, die aber zu dumm waren, als daß ich sie wiederholen möchte; ebensowenig aber wage sie es nach den traurigen Er-

fahrungen, die sie gemacht — so lauteten ihre Worte — es noch einmal mit einem Hauslehrer zu versuchen. Sie habe den Entschluß gefaßt, ihn jetzt im Hause durch Privatlehrer unterrichten zu lassen, die natürlich erprobte und gesinnungstüchtige Männer sein müßten, und — dies war des Pudels Kern — ob ich, den sie außerordentlich schätze, sie in diesem Werke unterstützen und ihrem Sohne täglich ein bis zwei Stunden Unterricht in den alten Sprachen ertheilen wolle? — Nun können Sie sich denken, Fräulein Sophie, daß ich unter anderen Verhältnissen diese Zumuthung rundweg zurückgewiesen haben würde, denn, abgesehen von Allem, was sonst dagegen sprach, kann ich offenbar meine Zeit besser anwenden, als daß ich sie dem albernen Jungen opfere, den ich noch dazu niemals habe leiden können; aber ich bedachte, daß ich auf diese Weise Gelegenheit gewinnen würde, öfter mit der armen Marguerite zusammenzukommen, und da ich nichts eifriger wünschte, als das, so schien mir der Vorschlag der Baronin ein Wink des Himmels und ich acceptirte ihn ohne weiteres."

„Brave, Bemperchen!" sagte Sophie; „ich sehe, daß Sie für eine harmlose kleine Intrigue doch mehr Talent haben, als ich Ihnen zutraute."

„O, es kommt noch besser," erwiederte Bemper-

lein lächelnd; „Sie werden über mein Genie ſtaunen. Im weiteren Verlauf des Geſprächs kam die Baronin auch auf den franzöſiſchen Unterricht zu ſprechen und äußerte, es ſei ſehr unbequem, daß ſie, trotzdem ſie eine Franzöſin im Hauſe haben, auch einen franzöſiſchen Lehrer werde nehmen müſſen, da ſie zu Mademoiſelle's grammatikaliſchen Kenntniſſen ſehr wenig Vertrauen habe. Ich ſagte ſogleich — ich weiß noch jetzt nicht, wo ich den Muth dazu hernahm — ich ſei überzeugt, Mademoiſelle würde die Grammatik ſehr ſchnell lernen und hernach in alle Zukunft lehren können, wenn ſie nur ein einzigesmal einen grammatikaliſchen Curſus durchgemacht habe. Meine Zeit ſei freilich ſehr beſchränkt, wenn aber eine halbe Stunde täglich — die Baronin ließ mich gar nicht ausreden und nahm ohne weiteres mein Anerbieten an. Schon am nächſten Tage ſollte der Unterricht beginnen."

„Wann hatten Sie die Zuſammenkunft mit der Baronin, Bemperchen?"

„Geſtern vor acht Tagen, an demſelben Tage, als ich, noch voll von dieſer Unterredung und von einer andern, die ich, gleich als ich nach Hauſe gekommen war, mit — mit — ich kann nicht ſagen, Fräulein Sophie, mit wem? gehabt hatte, zu Ihnen eilte und hier Herrn Stein traf."

Bemperlein ſchwieg; ſein gutmüthiges Geſicht verdüſterte ſich, und er griff wieder nach dem Schüreiſen.

Sophie nahm ihm daſſelbe ruhig aus der Hand, ſtellte es noch weiter weg und ſagte:

„Sie waren an dem Abend aufgeregt und gingen bald wieder fort. Steht denn die andere Unterredung mit dem geheimnißvollen Unbekannten in irgend einer Verbindung mit Ihrer Geſchichte?“

„Nicht in directer,“ erwiderte Bemperlein, ſich wieder an die Schlummerwalze haltend, „nur inſofern, als ſie mein Intereſſe an der armen Marguerite noch ſteigerte, der — und die Folge hat meine Vermuthung auf die merkwürdigſte Weiſe beſtätigt — vielleicht etwas Aehnliches paſſirt ſein konnte — doch laſſen wir das! — Am nächſten Tage alſo begann der Unterricht. Die Lectien mit dem Bengel, dem Malte, war vorbei; ich war allein in dem Zimmer zurückgeblieben, und erwartete meine Schülerin; Ihnen kann ich es ſagen, Fräulein Sophie: nicht ohne Herzklopfen. Warum? weiß ich freilich ſelbſt nicht. Ich weiß blos noch, daß ich mir auf einmal wie ein recht ſchlechter Menſch vorkam. Ich hatte in meinem Leben noch keine Komödie geſpielt; und dieſer grammatikaliſche Unterricht war doch nichts weiter als eine Komödie. Ich hatte große Luſt wegzulaufen; aber da das doch

nun einmal nicht ging, konnte ich nichts weiter thun, als meine Vatermörder zurecht zupfen, vor dem Spiegel eine zierliche Verbeugung machen und mit meinem besten Accent fragen: Ah, bonjour, mademoiselle, comment vous portez-vous? Als ich diese Frage zum drittenmale — und diesmal zu meiner vollen Befriedigung — wiederholt hatte, trat die Erwartete mit einem Buch in der Hand in's Zimmer und ich gerieth durch die Furcht, sie möchte meine Anstandsübungen vor dem Spiegel gesehen haben, in eine solche Verwirrung, daß ich über und über roth wurde, und etwas stammelte, was möglicherweise französisch war, jedenfalls aber sehr dumm gewesen sein muß, denn Mademoiselle Marguerite lächelte und sagte etwas von bonté und enseigner, und dann weiß ich nur, daß wir einander gegenüber an dem Tische saßen und ohne eine Wort zu sprechen, in den Büchern blätterten. — Was soll ich ihnen noch weiter erzählen, Fräulein Sophie? das Beste und Nothwendigste wüßte ich doch nicht zu sagen. Ich bin seit einer Woche jeden Tag eine Stunde lang mit Marguerite ungestört zusammengewesen. Grammatik haben wir nicht getrieben, zum wenigsten sind wir über die erste Seite nicht hinausgekommen — aber dafür hat sie mir das Buch ihres Lebens aufgeschlagen und ich habe es lesen dürfen,

Wort für Wort, von der ersten bis zur letzten Seite. Ich sage Ihnen, Fräulein Sophie, es ist kein schlechtes Wort darin, und keine Seite, deren sie sich zu schämen hätte. Sie hat sich, wie ich, durch die Welt schlagen müssen, das arme Ding — o, viel schlimmer wie ich! Ihre Eltern sind so früh gestorben, daß sie sie nie gekannt hat; Geschwister, Verwandte hat sie nie gehabt, außer einer bösen Tante, die ihr ein Höllenleben bereitet hat, bis sie mit vierzehn Jahren unter fremde Leute gekommen ist, die sie doch wenigstens nicht geschlagen haben, wie die höllische Tante. Ach, Fräulein Sophie, wenn ich Ihnen erzählte, was das arme junge Ding schon gelitten hat, Sie würden sagen: so etwas ist nicht möglich: und Ihr Herz würde überfließen vor Mitleid, wie meines übergeflossen ist."

Herr Bemperlein schwieg, weil er vor Bewegung nicht weiter sprechen konnte. Sophie nahm seine Hand und sagte: „Gutes Bemperchen!" Bemperlein erwiderte warm den Druck und fuhr, nachdem er sich einige Male, um seine Rührung zu bemeistern, laut geräuspert hatte, also fort:

„Sie hat mir nichts verschwiegen; auch nicht, daß sie in der letzten Zeit mit einem schlechten Menschen (ich wiederhole, Fräulein Sophie, daß es nicht Herr Stein ist) ein Verhältniß gehabt hat; mit einem

Menſchen, der ſie auf die unwürdigſte Weiſe genasführt und betrogen und an einen notoriſchen Roué hat verkuppeln wollen. Doch dieſe Geſchichte iſt ſo niedrig, ſo gemein, daß ich ſie Ihnen nicht einmal mittheilen möchte, ſelbſt wenn ich Marguerite nicht verſprochen hätte, Keinem, er ſei, wer es ſei, je die betreffenden Perſonen zu nennen. — Und nun," — ſchloß Bemperlein, indem er Sophien's beide Hände in die ſeinen nahm, „was ſagen Sie zu dem Allen?"

Sophie wurde durch die plötzliche Frage einigermaßen in Verlegenheit geſetzt. Sie hatte ſich aus einzelnen hingeworfenen Aeußerungen Helenen's, Oswald's und ihres Verlobten von Marguerite ein Bild entworfen, das keineswegs ſehr ſchmeichelhaft für die junge Dame war; und auch Bemperlein's Erzählung war nicht im Stande geweſen, ihr einmal gefaßtes Vorurtheil ganz zu beſeitigen. Es that ihr weh, daß ſie den armen Mann, deſſen gutes Geſicht jetzt mit einem aufgeregten, ängſtlichen Ausdruck, als ob von ihrem Ausſpruch Leben und Tod abhinge, auf ſie gerichtet war, durch einen Zweifel an der Vollkommenheit ſeiner Auserlorenen kränken ſollte und doch! lügen konnte und mochte ſie nicht, und antworten mußte ſie nun einmal. So ſagte ſie denn mit einer

allerliebsten Präceptormiene, das Köpfchen nachdenklich von einer Seite auf die andere bewegend:

„Es ist mit der Liebe ein eigenes Ding, Bemperchen. Ich habe während der Zeit, daß ich Franz kenne und liebe, oft darüber nachgedacht. Es ist nicht Alles Gold was glänzt, und nicht Alles Liebe, was wie Liebe aussieht. Es giebt Empfindungen, die als solche sehr lobenswerth, aber trotz alledem nicht Liebe sind, und die wir uns ja hüten müssen, für Liebe zu nehmen. Und je edler ein Herz ist, desto leichter geräth es in die Gefahr, einen solchen Irrthum zu begehen, gerade wie der Vertrauensvollste, sich am leichtesten falsches Geld für richtiges in die Hände stecken läßt; ich zum Beispiel, die, wenn ein falsches Viergroschenstück auf dem Markt war, es sicherlich, wenn ich nach Hause komme, in meinem Portemonnaie habe. Es giebt aber keine Empfindung, die der Liebe so ähnlich sieht, und durch die sich deshalb ein edles Herz so leicht täuschen läßt, als das Mitleid. Wäre es nicht doch möglich, Bemperchen" — und hier legte die junge Dame ihre Hand auf Bemperchen's Hand — „daß, wie Ihr Interesse für Fräulein Marguerite zuerst aus dem Mitleid entsprang, es auch noch bis auf diesen Augenblick nicht eigentliche Liebe, sondern eben nur Mitleid ist?"

Bemperlein's Geſicht war bei dieſer gelehrten Auseinanderſetzung immer länger geworden. Er hatte ſich von Sophie eine wärmere Aufnahme ſeiner Nachricht verſprochen. Faſt kleinlaut fragte er daher:

„Aber, Fräulein Sophie, wie unterſcheidet ſich denn Liebe von Mitleid? Iſt nicht die Nächſtenliebe die doch die reinſte Form der Liebe iſt, mit dem Mitleid identiſch?“

„Die Nächſtenliebe wohl,“ erwiderte Sophie; „aber nicht die Liebe, von der wir ſprechen, die Liebe, die man empfinden muß, wenn man Jemand heirathen will; die Liebe zum Beiſpiel, die ich für Franz empfinde und die Franz für mich empfindet. Das iſt noch etwas ganz anderes, ganz anderes“ — und die junge Philoſophin wiegte gedankenvoll das weiſe Haupt.

„Aber was iſt es denn?“ rief Bemperlein voller Verzweiflung, „wie ſoll man erfahren, ob man wirklich liebt?“

„Das iſt ſehr ſchwer,“ erwiderte Sophie, „und auch wieder ſehr leicht. Haben Sie zum Beiſpiel nur immer das Verlangen gehabt, Fräulein Marguerite aus ihrer abhängigen Stellung in eine beſſere verſetzt zu ſehen, ſie zu beſchützen, zu beſchirmen vor

aller Noth und Gefahr; oder haben Sie auch manchmal gewünscht" —

Hier stockte die Philosophin und wurde roth.

„Nun?" fragte Bemperlein eifrig.

„Ihr einen Kuß zu geben;" sagte Sophie, entschlossen, der Sache auf den Grund zu kommen, selbst auf die Gefahr hin, indiscret zu werden.

„Wenn's weiter nichts ist," sagte Bemperlein triumphirend: die Frage kann ich mit Ja beantworten.

„Brave, Bemperchen! Und haben Sie ihr auch schon einen Kuß gegeben?"

„Nein!"

„Haben Sie ihr denn schon Ihre Liebe gestanden?"

„Nein!"

„Wissen Sie denn, daß Sie sie wieder liebt?"

„Nein."

Die immer geringer werdende Herzhaftigkeit dieser Verneinungen war so komisch, daß sich Sophie des Lachens kaum enthalten konnte.

„Aber, Bemperchen," rief sie, „wie wollen sie denn das erfahren."

„Ich werde sie fragen," sagte Bemperlein entschlossen.

„Sehr gut! und wenn sie nun Nein antwortet?“

„Das kann sie nicht, das wird sie nicht,“ rief Bemperlein, blaß vor großer Aufregung. „Ich habe daran noch gar nicht gedacht, aber das wäre schrecklich! Ich — ich habe es mir so schön ausgemalt, wenn sie mein Weib würde, für das ich arbeiten könnte, und das ich lieben könnte und das mich wieder liebte. Denn ich muß Jemand von ganzem Herzen lieben und ich muß fühlen, daß ich von ganzem Herzen geliebt werde, oder ich bin der unglücklichste Mensch von der Welt. O, Fräulein Sophie, nicht wahr, Marguerite wird nicht Nein sagen?“

Seine Stimme zitterte und seine Augen standen voll Thränen. Das gutmüthige Mädchen war kaum weniger gerührt. Die Leidenschaftlichkeit Bemperlein's hatte eine sympathetische Saite in ihrem Herzen angeschlagen. Sie fühlte sich plötzlich verpflichtet, die junge Liebe ihres dreißigjährigen Schülers aus allen Kräften zu beschützen.

„Wissen Sie was, Bemperchen,“ sagte sie mit großer Entschiedenheit, „wir wollen das bald erfahren. Bringen Sie Marguerite nur einmal zu mir.“

Bemperlein athmete hoch auf.

„Darf ich das wirklich?“

„Nun natürlich. Ich kann nicht gut zu ihr gehen,

weil das auffallen würde; aber hierher kann sie ohne Aufsehen kommen. Sagen Sie ihr nur, ich wünschte sie kennen zu lernen. Wenn sie Sie liebt, wird sie sich nicht lange bitten lassen. Haben wir sie erst einmal hier, so findet sich das Andre von selbst. — Ja, ja," fuhr die junge Dame fort, und schnippte vergnügt mit den Händen, „so geht's, so geht's. Und wenn wir gute Freundinnen werden, so habe ich noch einen andern Plan — o, Bemperchen, einen andern Plan, wenn Sie den wüßten — ich sage Ihnen, einen Plan — nein, nein! — Sie kriegen es nicht zu wissen — und Franz auch nicht — St! da kommt er! Kein Wort, Bemperchen, von unserm Geheimniß!

Zweites Kapitel.

Das Grenwitzer Familiendrama theilte mit andern Familiendramen die Eigenthümlichkeit, daß seine interessantesten Scenen, den Zuschauern verborgen, hinter den Coulissen spielten. Was vor den Zuschauern auf der Bühne des Salons geschah, war Alles herzlich langweilig — immer dieselbe feierliche Grandezza, dieselbe steifstellige Ordnung, an der selbst die Meubel Theil zu nehmen schienen, dieselben hochmoralischen Mienen und Redensarten, in denen besonders die tugendsame Baronin die anerkannte Meisterin, das Muster und Spiegelbild für die übrigen tugendsamen Damen des exclusiven Cirkels war. Aber wenn die Schauspieler von der Bühne abgetreten waren und sich in die Coulisse ihrer Privatzimmer zurückgezogen hatten, wischten sie sich die moralische rosenrothe Schminke von den Backen und der freche Tagesschein, der durch die Luken des Sperrbodens hereinschielte, warf grelle Streiflichter auf lasterhaft gelbe Armesündermienen.

Für Niemand konnte eine solche Beleuchtung aber ungünstiger sein, als für den routinirten ersten Liebhaber und genialen Bonvivant, den Exlieutenant Baron Felix von Grenwitz. Es war mit diesem vielversprechenden jungen Mann in der That eine traurige Veränderung vorgegangen und es hatte fast den Anschein, als ob seine Gastvorstellung in Grenwitz, bei welcher er so jämmerlich Fiasco gemacht, für diesmal seine letzte Rolle auf dem glatten Parquet des Salons, das er so oft und mit so viel Glanz betreten, gewesen sei. Sein seidener Mantel war gräulich zerfetzt, die goldenen Sporen waren ihm von den Hacken getreten und wenn er noch immer, wie sich annehmen ließ, ein Ritter war, so war er sicherlich ein Ritter von der traurigsten Gestalt. Wie an einem Hause, dessen Holz der Schwamm zerfressen hat, nur eine Strebe weggenommen zu werden braucht, um es der Gefahr des Einsturzes nahe zu bringen, so hatte die an sich nicht gefährliche Verwundung, welche Felix in dem Duell mit Oswald davon getragen, seinen ganzen, durch ein überaus wüstes Leben zerrütteten Organismus vollends erschüttert. Die Kugel hatte keine edleren Theile verletzt; an der sorgfältigsten ärztlichen Behandlung hatte es nicht gefehlt, dennoch wollten die Wunden nicht heilen. Und als es damit anfing besser

zu gehen, hatten sich plötzlich höchst bedenkliche Symptome einer schon weit vorgeschrittenen Lungenkrankheit gezeigt. Die herzugerufenen Aerzte schüttelten den Kopf und sprachen von der Nothwendigkeit einer Luftveränderung, eines längeren Aufenthalts in südlicheren Klimaten — Italien, besser noch Aegypten.

Es zeugt von der elastischen Natur, vielleicht aber auch nur von dem unverwüstlichen Leichtsinn eines ersten Liebhabers und Bonvivants, daß Felix sich so lange, wie er es wirklich that, gegen alle diese Pfeile und Schleudern eines wüthenden — und ohne Zweifel höchst ungerechten — Geschicks zur Wehr setzte. Er wollte von Allem, was Andere doch so deutlich sahen; nichts sehen. „Die lumpigen Schrammen? pah! ich bin schon anders gezeichnet gewesen! Das bischen Fieber? lächerlich! mir ist nach einer tollen Nacht schon schlimmer zu Muthe gewesen! Meine Lunge? dummes Zeug, was versteht die alte Perrücke, der Balthasar, von meiner Lunge; ich pfeife was auf alle gelehrten Perrücken. Felix von Grenwitz ist so leicht nicht todt zu machen. . . ."

Vielleicht war es, um sich in dieser Ueberzeugung zu bestärken, daß der Bonvivant, nachdem er einige Wochen lang von Medicin und Haferschleim ziemlich schlecht gelebt hatte, sofort, als er kaum sein Zimmer

wieder verlassen durfte, zum mindesten im Liebhaberfach wieder zu reüssiren versuchte. Er hatte gleich bei seiner Ankunft auf Grenwitz in der hübschen, zierlichen, braunäugigen Marguerite eine Rose gesehen, die zu pflücken es sich schon der Mühe verlohnte, und er hätte sich diese Mühe schon damals gemacht, wenn ihm Albert nicht (aus erklärlichen Gründen) so dringend davon abgerathen und er überdies in der Bewerbung um die schöne Helene und in der Verführung ihres allerliebsten Kammermädchens Louise hinreichende Beschäftigung für seine Talente gefunden hätte. Jetzt nachdem diese Rollen ausgespielt waren, fand er endlich, in der beschaulichen Muße seiner Reconvalescenz, Zeit und Gelegenheit, der kleinen Marguerite die bedenkliche Ehre seiner Aufmerksamkeiten zuzuwenden. Felix von Grenwitz kannte nur zwei Arten von Weibern, hübsche und häßliche; eine andere Eintheilung, tugendhafte und nicht tugendhafte zum Beispiel, statuirte er nicht. Er glaubte nicht an weibliche Tugend, hatte nie welche gefunden, höchstens Caprice, kokette Schlauheit und die Kunst, die Waare kostbar zu machen, damit der Käufer den höchstmöglichen Preis bezahle. Felix von Grenwitz glaubte auch nicht an die Tugend der kleinen Marguerite, um so weniger, als Johann, der vielgewandte Kammerdiener, sehr

bald herausbrachte, daß „Mamsell," während die Herrschaften im Bade waren, eine Liebschaft mit Herrn Geometer Timm gehabt habe. Timm aber, das wußte Felix sehr wohl, dachte über die Frauen genau so, wie er selbst — das Spiel war also gewonnen, noch ehe es angefangen war. Sollte Felix von Grenwitz da zurückgewiesen werden, wo ein Albert Timm triumphirt hatte? Indessen, die Rechnung hatte ein Loch und es war deshalb nicht halb so wunderlich, als es dem Don Juan schien, daß er trotz alledem und alledem zurückgewiesen wurde. Herr Albert Timm hatte wohl über das Herz, aber nicht über die Tugend des armen Mädchens triumphirt. Die kleine Marguerite hatte ein weiches, liebebedürftiges Herz und sie hatte in ihrem Leben wenig, ach, so wenig Liebe erfahren. Aber die kleine Marguerite war stolz, stolz wie es arme, von Jugend auf geknechtete, mißhandelte, aber nicht unedle Naturen sind, die gegen eine Welt voll Verachtung sich nur dadurch schützen können, daß sie einen absoluten Werth auf ihre Selbstachtung legen. Sie hatte dem Geliebten ohne Bedenken ihr kleines mühsam erspartes Vermögen geopfert; sie hätte ihm auch, wenn es nöthig gewesen wäre, ohne Bedenken ihr Leben geopfert, aber nimmermehr ihre Unschuld. Wenn über diese zu triumphiren selbst Albert,

den sie liebte, nicht gelungen war, so mußte es Felix, den sie verabscheute, gewiß mißlingen, obgleich er wahrlich in der Wahl seiner Mittel sehr wenig bedenklich war. Er schilderte ihr Albert's Charakter mit den schwärzesten Farben; er verhöhnte die Aermste, daß sie sich von einem Menschen nasführen lasse, der es auf weiter nichts abgesehen habe, als auf ihre paar hundert Thaler; einem Menschen, der sich für Geld zu Allem gebrauchen lasse, und der alles Geld, und hätte er sich noch so viel zusammengeschwindelt, unbedenklich in einer Nacht verspielen würde. Er bewirkte durch diese Schilderung, die leider keine Verleumdung war, nichts, als daß die Kleine mit hochgerötheten Wangen und flammenden Augen in ihrem gebrochenen Deutsch sagte: „Und wenn Monsieur Albert wirklich ist eine schlechte Mensch, so werden Sie par cela nicht um ein 'aar besser, Monsieur le baron!" Das arme Kind! sie sollte sich nur zu bald überzeugen, daß Monsieur Albert und Monsieur le baron Einer des Andern vollkommen werth waren! Sie hatte, als Herr Timm neulich Abends mit der Baronin und Felix conferirte, der Versuchung nicht widerstehen können, nachdem die Baronin das Zimmer verlassen, ein klein wenig an dem Schlüsselloch zu horchen, und geglaubt, vor Scham und Zorn in die Erde sinken zu

müſſen, als ſie nun hören mußte, wie die beiden ehrenwerthen Herren über den Preis ihrer Tugend ſo ungenirt verhandelten, wie über den Preis eines Pferdes. Um jeden Zweifel an dem, was ſie nur halb gehört, zu verſcheuchen, hatte ſie es ſo einzurichten gewußt, daß ihr Herr Timm, als er fortging, im Vorzimmer begegnete. Hier hatte ſie den genannten Herrn, heißblütig wie ſie war, zur Rede geſtellt und eine Antwort von ihm erhalten, die es nur zu erklärlich machte, daß Herr Bemperlein, der fünf Minuten ſpäter kam, ſie in Thränen gebadet fand.

Indeſſen benutzte Felix, nachdem er ſo ſeinen vorzüglichſten Gegner aus dem Felde geſchlagen hatte, ſeinen Vortheil nicht weiter. Einmal war ihm die ganze Affaire für ſeinen Geſchmack viel zu ernſthaft geworden und ſodann nahmen gerade jetzt andere Angelegenheiten ſeine Aufmerkſamkeit ausſchließlich in Anſpruch. Mit ſeiner Geſundheit ſtand es ſeit einigen Tagen ſo ſchlecht, daß ſelbſt ſein Leichtſinn ſich gegen die Möglichkeit einer ernſteren Gefahr nicht länger verſchließen konnte. Die kaum geheilten Wunden brachen wieder auf; ein ſchleichendes Fieber nagte Tag und Nacht an ſeinen Nerven, und wenn er kaum eingeſchlafen war, weckte ihn ein quälender Huſten aus ſo ſchrecklichen Träumen, daß Schlafloſigkeit im Ver-

gleich mit ihnen noch eine Wohlthat ſchien. Zu der Sorge, die ihm ſeine Krankheit machte, kamen andere, die er ſonſt ſehr leicht genommen hatte, die aber jetzt ſein ohnedies angegriffenes Gehirn noch mehr verwirrten und ſeine hypochondriſche Stimmung verdüſterten. In ſeine Krankenſtube drängten ſich einzelne Leute, die ſich durchaus durch die Bedienten nicht hatten abweiſen laſſen — Leute mit höchſt bedenklichen Phyſiognomien und auffallend ſchmutziger Wäſche, die, wenn ſie denn endlich vorgelaſſen waren, eine große Briefta[illegible] öffneten und dem Herrn Baron „ein kleines Wechſelchen“ präſentirten, zweihundert, dreihundert Thaler — „eine wahre Kleinigkeit für den Herrn Baron.“

Vielleicht wäre dem Herrn Baron, dieſe ominöſen Papiere einzulöſen, in der That eine wahre Kleinigkeit geweſen, wenn er jetzt war, was er zu ſein hoffte, als er ſie mit ſeiner Namensunterſchrift verziert aus der Hand gab, nämlich: der erklärte Bräutigam Helenen's, der Schwiegerſohn eines der reichſten Grundbeſitzer der Provinz. Aber leider war er das doch nun nicht, hatte auch gar keine Ausſicht es zu werden und konnte ſich in Folge deſſen auch nicht weiter wundern, wenn die Barenin in den Privataudienzen, die er jedesmal, ſo oft eine jener verdächtigen Geſtalten

die Schwelle seines Zimmers überschritten hatte, nachsuchte, sich bedeutend weniger geschmeidig zeigte, als vor einigen Wochen, wo die Sonne seiner unüberwindlichen Liebenswürdigkeit noch im Zenith stand. Felix wußte recht gut, daß seine Tante sich zu einer Freigebigkeit, die ihrer Natur so gründlich widersprach nur darum verstand, weil sie in ihm den Mitwisser des großen Familiengeheimnisses erblickte. Aber auch dieses einzige, unersetzliche Band hielt nur noch an dem letzten Faden.

Es unterlag nämlich keinem Zweifel, daß nur die Furcht vor der „bornirten Ehrlichkeit des Barons" — eigene Worte seiner liebenden Gemalin — die Baronin abhielten, es in dem mit Albert Timm entbrannten Kampfe auf's Aeußerste ankommen zu lassen, und Felix war keineswegs ganz sicher, ob selbst diese Furcht sie bewegen könnte, den zwischen ihm und Albert geschlossenen Contract zu sanctioniren. Er hatte deshalb bis zu diesem Augenblick noch nicht gewagt, ihr die Höhe der Summe anzugeben, für welche er Albert's Verschwiegenheit erkauft hatte.

Felix Zaghaftigkeit in dieser ganzen Angelegenheit hatte einen sehr triftigen Grund in seiner eigenen mißlichen Lage. Er mußte die Tante in möglichst guter Stimmung erhalten, um ihr die Summen abzu-

lecken, die er für ſeine perſönlichen Bedürfniſſe brauchte. Es war ja ſpäter noch immer Zeit, ihr in Betreff Timm's reinen Wein einzuſchenken. Wie grimmig auch Felix Oswald haßte und wie entſetzlich es ihm auch geweſen wäre, wenn es dem Verhaßten mit Albert's Hülfe gelang, ſich in den Beſitz des Vermögens zu ſetzen und am Ende doch Helene zu gewinnen — ſo mußte das Alles dem Augenblick und ſeinen gebieteriſchen Forderungen untergeordnet werden.

So ſtanden die Sachen, als am Morgen nach der Soirée, an der Felix natürlich nicht Theil nehmen konnte, die Baronin, nachdem ſie ſich vorher hatte anmelden laſſen, dem Patienten einen Beſuch abſtattete. Felix ſaß in einen weiten Schlafrock gehüllt, fröſtelnd dicht an dem heißen Ofen. Die großen, einſt ſo übermüthigen, jetzt ſo gläſernen ſtarren Augen, und die krankhafte, ſcharf abgeſchnittene Röthe auf ſeinen magern Wangen zeugten von den reißenden Fortſchritten, welche die Krankheit in den letzten Tagen gemacht hatte. Er erhob ſich, über dieſen Beſuch außer der gewöhnlichen Zeit einigermaßen verwundert, halb aus ſeinem Stuhl und ſtreckte der Tante ſeine abgemagerte, fieberheiße Hand entgegen:

„Bon jour, ma tante! ſoll ich ſagen, ſo früh oder ſo ſpät noch auf? denn ihr habt ja beinahe bis an

den hellen Morgen getanzt. Ich habe den Baß bis hier in mein ſtilles Zimmer hinein hören können: brum! brum! brum! bis ich faſt verrückt über dem Gebrumm wurde; und wenn Sie mir das Fluchen nicht abgewöhnt hätten, ma tante, ich hätte, hol' mich der Teufel, den verdammten Kerl bis in den tiefſten Pfuhl der Hölle verwünſchen können."

„Ich hoffe, daß es mit Ihrer Geſundheit heute nicht ſchlechter geht, als mit Ihrem Fluchen," ſagte Anna Marie lächelnd, indem ſie vor dem Kranken in einem Lehnſeſſel Platz nahm und eine Handarbeit in Ordnung brachte, ein Beweis, daß ſie es auf einen längeren Beſuch abgeſehen hatte; „aber im Ernſt, lieber Felix, ich habe Sie aufrichtig bedauert, und komme, Sie wegen der nächtlichen Störung um Entſchuldigung zu bitten."

„Sie ſind ja heute außerordentlich gnädig, liebe Tante."

„Ich dächte, das wäre ich immer," erwiderte Anna Marie, „nur daß es Leute giebt, die ſich durchaus nicht davon überzeugen können."

„Ich gehöre nicht zu dieſen, liebe Tante."

„Ich weiß es, Felix, und Sie werden mir das Zeugniß geben, daß ich ſtets für Sie gethan habe, was in meinen Kräften ſtand."

„Ja wohl, ja wohl," murmelte Felix und überlegte, ob der Augenblick wohl geeignet sei, gegen seine Tante ein kleines Geschäft zu erwähnen, in das er sich mit einem gewissen Herrn Wolffen (Firma: Wolffen, Reinike u. Co.) vor nun beinahe drei Monaten eingelassen hatte und das in wenigen Tagen regulirt werden mußte.

„Die Gesellschaft — die übrigens pünktlich zwei Uhr funfzehn Minuten aufgebrochen ist, lieber Felix — war gestern Abend recht animirt," fuhr die Baronin fort, „und es hat mir von Herzen leid gethan, daß Sie nicht daran Theil nehmen konnten. Es wäre wirklich Zeit, daß Sie sich endlich einmal wieder gesund meldeten."

„Das weiß Gott," seufzte der Patient, sich ungeduldig in seinem Lehnstuhl herumwerfend; „man wird hier in dieser verdammten Spelunke noch ganz zum Hypochonder. Aber erzählen Sie ein wenig von gestern. Wer war denn Alles da?"

„O, nicht eben viele. Ich liebe, wie Sie wissen, die großen Feten nicht: Grieben's, Nadelitzen's, Barnewitzen's, Cleten's —"

„Die Zusammensetzung ist nicht schlecht," meinte Felix, „haben sich denn Hortense und Emilie nicht die Augen ausgekratzt?"

„Nicht doch! sie sind die besten Freundinnen von der Welt, und überdies hatten sie gestern um so weniger Ursache, sich gegenseitig den Vorrang streitig zu machen, als darüber, nach dem allgemeinen Urtheil der Gesellschaft wenigstens, schon anderweitig entschieden war."

„O, in der That! und wer war denn der Vogel Phönix?"

„Ihre Cousine, lieber Felix," sagte die Baronin, die Stiche auf Ihrer Arbeit zählend; „sie sah in der That ausnehmend schön aus, so daß selbst ich davon überrascht war, eben so wie von der Bewunderung, die ihr von allen Seiten gezollt wurde."

Felix horchte hoch auf. Das Lob Helenen's aus der Mutter Munde, war eine so neue Melodie, daß er seinen Ohren nicht traute.

„Es scheint, als ob die letzten — fünf, sechs, sieben — Wochen doch einen recht guten Einfluß auf sie ausgeübt haben. Sie hat — acht, neun, zehn — ein gut Theil von ihrer hochmüthigen Arroganz verloren; die Gräfin Grieben machte mir gestern ein Compliment über ihre sittsame, echt weibliche Haltung."

„Sie verzeihen, liebe Tante," sagte Felix mit großer Bitterkeit, „daß ich mich über diese günstige Metamorphose nicht ebenso freue. Ich wollte, sie

wäre einige Wochen früher eingetreten. Vielleicht läge ich dann nicht hier, hülflos wie ein Pferd, dem die Flechsen durchgeschnitten sind;" und er schlug heftig mit der gesunden Hand auf die Lehne des Stuhls.

„Ich gestehe, daß Sie einigen Grund haben, sich über Helene zu beklagen," sagte die Baronin, „indessen, Haß und Rache sind sehr unchristliche Empfindungen, zumal unter Verwandten, die von Natur darauf angewiesen sind, sich gegenseitig zu lieben —"

„O, gewiß," unterbrach sie Felix; „Sie haben ganz recht, liebe Tante! auf diese Voraussetzung war ja auch unser ganzer Plan gebaut; nur Schade, daß Fräulein Helene nicht viel von der natürlich-angewiesenen christlichen Verwandtenliebe wissen wollte."

„Sie sind bitter, Felix, und wie gesagt, ich räume ein, Sie haben sich zu beklagen. Aber lassen Sie uns jetzt von der Sache sprechen, die mich eigentlich veranlaßt hat, Sie heute Morgen so früh zu besuchen. — Ihr Gesundheitszustand, lieber Felix, macht mir so große Sorge, daß ich heute Nacht noch einmal ernstlich darüber nachgedacht habe, und jetzt zu einem Entschlusse gekommen bin. Sie müssen — und zwar sobald als möglich — die besprochene Reise nach Italien antreten."

Felix sollte heute Morgen aus einer Verwunde-

rung in die andere fallen. Die von den Aerzten schon seit zwei Wochen dringend angerathene Reise war von Anna Marie einfach aus dem Grunde beanstandet worden, weil weder Felix „wie sie glaube," noch sie selbst die dazu nöthigen Mittel für den Augenblick disponibel habe. Auf einmal waren diese Mittel vorhanden! Wer die Consequenz der Baronin kannte, mußte sich sagen, daß nur etwas ganz Absonderliches sie zu dieser plötzlichen Willensänderung bewogen haben konnte.

Was dieses Etwas aber war, erfuhr Felix in dem weiteren Verlauf dieser wichtigen Unterredung nicht. Es war ihm im Grunde auch gleichgültig. Die letzten quakvollen Tage und Nächte hatten seine Kraft gebrochen; der leichtsinnige Uebermuth, den er bis dahin prahlerisch zur Schau getragen, war einer finstern Verstimmung gewichen, in welcher nur der eine Gedanke lebendig war, um jeden Preis wieder gesund zu werden. Zu diesem höchsten Zweck war ihm jedes Mittel recht. Wollte seine Tante ihm zu der Reise, die auch er jetzt für eine Nothwendigkeit erkannt hatte, das nöthige Geld geben — gut! und um so besser, je mehr sie gab! warum sie gab? jetzt gab, nachdem sie noch vor wenigen Tagen die Aufbringung der Reisekosten für eine positive Unmöglichkeit erklärt hatte, — was fragte er

darnach? kaum mehr als Jemand, der in Gefahr ist, zu ertrinken darnach fragt, woher der rettende Balken geschwommen kommt, an den er sich im letzten Moment noch glücklich anzuklammern vermag.

Als die Baronin sich nach einer Stunde erhob und ihre Arbeit zusammenpackte, war die italienische Reise eine beschlossene Sache. Schon in den nächsten Tagen, wenn Felix' Zustand sich nicht verschlimmerte, sollte sie angetreten werden. „Sie wissen, lieber Felix," sagte Anna Marie, „ich bin dafür, daß etwas, was einmal geschehen soll und muß, bald geschieht. Und hier ist noch dazu offenbar Gefahr im Verzuge. Ich würde mir ewig einen Vorwurf daraus machen, hätte ich nicht, was in meinen schwachen Kräften steht, gethan, diese drohende Gefahr von Ihnen abzuwenden."

Felix führte die ihm gnädig dargereichte knöcherne Hand der Tante an seine Lippen und Anna Marie verließ das Zimmer.

„Der alte Drache!" murmelte Felix, indem er erschöpft in seinen Lehnstuhl zurücksank; „was mag ihr nur in die Krone gefahren sein, daß sie mit einem Male so spendabel wird? Ein wahres Glück, daß ich ihr noch nicht gesagt habe, wie viel der Schuft, der Timm, fordert. Einmal freilich wird sie's wohl er-

fahren müſſen; aber nicht, bevor ich in Italien bin. Uff! mein Arm! Ich muß eine gründliche Kur gebrauchen, und am Ende iſt ſich doch Jeder ſelbſt der Nächſte."

„Der leichtſinnige Patron!" dachte Anne Marie, während ſie die langen Corridore entlang nach ihrem Zimmer zurückſchritt; „es iſt hart, daß ich, nachdem ich ſchon ſo viel für ihn bezahlt habe, auch noch dieſe herrible Ausgabe für ihn machen ſoll. Aber es geht nicht anders. Aus dem Hauſe muß er, und dies iſt die anſtändigſte und am wenigſten auffallende Weiſe, auf die ich ihn los werde."

Wenn egoiſtiſche Menſchen plötzlich großmüthig werden, ſo kann man Alles gegen nichts wetten, daß ſie ſich von ihrer Großmuth einen Vortheil verſprechen, der mindeſtens noch einmal ſo groß iſt, als das Opfer, zu dem ſie ſich bereit erklären. Anna Marie's jetzige Handlungsweiſe war ein vollgültiges Exempel zu dieſer Regel. Die Erklärung zu dem Räthſel ihrer Großmuth war (wie Alles auf der Welt, wenn man's zufällig weiß) ſehr einfach. Der ehrgeizige Gedanke, daß ihre Tochter Helene mindeſtens eben ſo viel Ausſicht habe als irgend eine andere junge Dame, die Gemahlin des Fürſten zu werden — hatte auf der Geſellſchaft geſtern Abend eine ſolche

Nahrung bekommen, daß er bereits zu einem ganz stattlichen Plane emporgeschossen war. Der Fürst hatte Helenen auf die schmeichelhafteste Weise ausgezeichnet. Er hatte nicht nur (gegen die Regel) zwei Tänze mit ihr getanzt; sie überdies, so oft sich die Gelegenheit bot, zu einer Extratour aufgefordert und in der großen Pause zur Tafel geführt, sondern auch während des ganzen Abends, so zu sagen, kein Auge von ihr gewandt und sich gegen die Gräfin Grieben (die es fünf Minuten später der Baronin berichtete) mit dem größten Enthusiasmus über die unvergleichliche Schönheit der jungen [illegible] ausgesprochen. Dies Alles mußte umsomehr auffallen, als die kühle Reserve, welche der Fürst [illegible] im allgemeinen gegen die Huldigungen beobachtete, die ihm von Seiten des Provinzadels zu Theil wurden, bereits sprichwörtlich geworden war. Was war im Vergleich mit diesem stolzen Adler Neffe Felix, die arme Krähe, welche das Mißgeschick (und die Gläubiger!) so gründlich gerupft hatte? Und nun gar jetzt, wo die Aerzte immer vernehmlicher die Köpfe zu schütteln begannen und von der Baronin aufs Gewissen gefragt, achselzuckend das Geständniß gemacht hatten: sie gäben dem jungen Baron — es müßte denn ein Wunder eintreten — höchstens noch ein halbes Jahr zum Leben!

Was war Felix, wenn er aufhörte, der präsumtive Erbe des Grenwitzer Majorats zu sein? — Nichts! weniger wie Nichts, — ein sehr kostspieliger Pensionair der Familie, dessen einziges Verdienst noch darin bestand, daß er voraussichtlich nicht lange mehr auf diese Pension Ansprüche erheben würde. Nein, nein! diese Sonne war in Dunst und Nebel kläglich untergegangen; fortan mußte eine andere glänzendere, kraftvollere leuchten. Schwiegermutter Sr. Durchlaucht des Fürsten von Waldernberg zu sein, das verlohnte sich der Mühe, es zu werden. Dann mochte der alte eigensinnige — unerträglich eigensinnige — Gemahl heute oder morgen sterben und die Ueberschüsse aus den Einkünften der Güter, die ihr jetzt zu gute kamen, von den Curatoren des Majorats zum Capital geschlagen werden! Blieb doch, was bis jetzt schon zurückgelegt war (und das war, Dank ihrer weisen Sparsamkeit, schon ein ganz anständiges Sümmchen), außerdem das so bedeutende Legat Harald's (das der freche Mensch, der Timm, nun wohl fürderhin unangefochten lassen würde), und gesetzt auch, daß der Baron (wie es fast den Anschein hatte, seiner Helene den größeren Theil dieses Vermögens hinterließ, so war doch die Dankbarkeit eines fürstlichen Schwiegersohns, dem sie zu einer so schönen Gemahlin, und einer Tochter, der sie zu einer

ſo glänzenden Partie verhelfen hatte, auch ein Vermögen, das reichliche Zinſen abwerfen mußte.

Seltſam! ſeit dem Augenblicke, wo ſich für Helene dieſe ſchimmernde Perſpective öffnete, empfand ſie gar keinen Groll mehr gegen das rebelliſche Kind. Selbſt der Stolz, über den ſie oft ſo bittere Klage geführt hatte, gereichte dem ſchönen Mädchen jetzt in ihren Augen zum Verdienſt. War doch eben dieſer Stolz augenſcheinlich (neben der Schönheit, der er aber auch wieder als Folie diente) gerade die Eigenſchaft, welche den Fürſten offenbar beſtimmte, ihre Tochter anderen jungen Damen, den ſehr ſchönen, aber blonden und etwas ſentimentalen Fräulein von Radelitz zum Beiſpiel, ſelbſt der hübſchen, koketten Emilie von Eleten, der anmuthigen, intriguanten Hortenſe von Barnewitz, den Vorzug zu geben. — Die Baronin empfand ſeit vorgeſtern Mittag eine förmliche Liebe zu ihrer Tochter, zu der ſchönen, glänzenden Tochter, welche (durch ihre kluge Vermittelung) die ſchöne, glänzende Ausſicht hatte, Fürſtin von Waldenberg-Malitzewsky, Gräfin von Lethus, zu werden!

Der erſte Schritt zu dieſem hohen Ziel war natürlich eine vollſtändige Ausſöhnung zwiſchen ihr und Helene. Sie hatte ſeit der Kataſtrophe auf Grenwitz

Respect vor einer Gegnerin bekommen, die trotz ihrer Jugend mit solcher Festigkeit aufzutreten vermochte. Fortan wollte sie sehen, ob sie mit Güte und Liebe nicht doch weiter käme; und wie konnte sie diese Liebe und Güte schöner bethätigen, als indem sie das ungehorsame und doch geliebte Kind aus der Verbannung zurückrief, zurück (wenn nur der Felix erst auf anständige Weise entfernt wäre!) in das theure Vaterhaus zu den lieben Eltern, zu dem Vater, der sehnsüchtig der Tochter harrte! Sie hatte das große Werk der Versöhnung sofort in Angriff genommen; heute noch hoffte sie die Präliminarien zu beendigen. . . .

Es war spät am Abend desselben Tages. In der Pensionsanstalt des Fräulein Bär waren die Fenster schon seit zwei Stunden dunkel, bis auf eins, das nach dem Garten hinter dem Hause sah. Wer von dem Garten aus oder von dem öffentlichen Park, der an den Garten stieß, dies Fenster beobachtet hätte — und es lehnte in der That an den Stamm einer Buche die Gestalt eines jungen Mannes, dessen Augen durch die dichte Finsterniß unverwandt auf das matterleuchtete Fenster gerichtet waren — konnte bemerken, daß das Licht aus einer Lampe kam, welche ganz in der Nähe auf einem Bureau stand, und daß die Bewohnerin des Zimmers an diesem Bureau saß,

— ſchreibend oder leſend — man konnte es nicht unterſcheiden.

Die Bewohnerin des Zimmers war Helene von Grenwitz. Sie ſchrieb — eifrig, mit hochgeröthеten Wangen, wie junge Damen, die keinen Vertrauten haben, als eine Freundin, die hunderte von Meilen entfernt wohnt, zu ſchreiben pflegen. . . . . .

. . . . . .

Du Auge, Stille mit Deinen klugen, ſtillen blauen Augen! Ach, wer wie Du, ſo ſtets ſich ſelber gleich, durch das Leben gehen könnte! Wer doch, wie Du, in ſich ſelbſt den Frieden hätte, in dem ſich, wie in einem tiefen ſtillen See, Alles in klaren Farben und ſcharfen Umriſſen ſpiegelt! Was Dir heute gut erſcheint, erſcheint Dir auch morgen ſo; was Du heute für recht hältſt, erklärſt Du morgen nicht für unrecht. Das Maß, mit dem Du die Menſchen mißt, iſt das unwandelbar gleiche, ſtrenge; wer es nicht erreicht, exiſtirt für Dich nicht; wer es erreicht, den erkennſt Du für Deines Gleichen und behandelſt ihn darnach heute wie morgen und alle Tage mit der milden Freundlichkeit, um die ich Dich ſo oft beneidet habe. — Wie iſt das Alles bei mir ſo anders, ſo ganz anders! Mein Herz iſt ein wildbewegtes Meer und die Bilder des Lebens verzittern darin, ſchwankend und wechſelnd

und mich ängstigend wie ebensoviele Gespenster. Zwar auf der Oberfläche! — nun ja! da ist's scheinbar ruhig genug — wenigstens sagen es die Leute und ich fühle es selbst; aber in der Tiefe? da kocht es und wühlt es — da keimen Wünsche, die ich mir selbst kaum zu gestehen wage; da sprießen Gedanken, vor denen ich selbst erschrecke; da blüht die Sehnsucht nach einem unsäglich hohen, unsäglich köstlichen Glück, die Sehnsucht, die ich Dir oft — und ach! niemals so, wie ich sie wirklich fühle — geklagt habe und die Du lächelnd in das Reich der Träume verwiesest. Solltest Du Recht haben? Sollte die Leidenschaft, die mich durchglüht, nie gefühlt werden? Sollte die Stimme, die oft in stiller Nacht — wie jetzt — aus meiner Seele ruft, klagend, sehnsuchtsvoll, verzweifelnd ruft — nie ein Echo finden? . . . Mir glüht die Stirn — meine Augen brennen — mein Herz pocht in ungeduldigen Schlägen. Was willst Du, ungestümes, wildes Herz? Liebe? ja! Macht und Ehre und Glanz und Herrlichkeit? ja! . . . Wie aber, wenn Du Beides nicht auf einmal haben kannst; wenn Du das Eine oder das Andere opfern müßtest? wie dann? was willst du opfern? die Liebe — nein! die Herrlichkeit? nein, o nein! . . . Nun denn! so poche rastlos unbefriedigt weiter und quäle mich ohn' Erbarmen, bis

dieſe Hand und dieſes Haupt es müde werden, deine fiebernden Schläge zu zählen.

Ich ſehe Deine weichen blauen Augen erwartungsvoll ängſtlich auf mich gerichtet; ich ſehe auf Deinen Lippen die Frage zittern: was haſt du, dearest? O, Liebſte, Theuerſte, Du ſollſt es mir ſagen. Seit einiger Zeit verſtehe ich mich ſelbſt nicht mehr.

Ich ſchrieb Dir, daß ich Herrn St. zufällig vom Fenſter aus wiedergeſehen habe, und daß ich ſehr wünſchte, ihn einmal allein zu ſprechen. Dieſer Wunſch ſollte noch an demſelben Tage in Erfüllung gehen. Ich traf ihn bei Fräulein N. und er begleitete mich, da die Dienerin nicht kam, nach Hauſe. Wir hatten unterwegs ein Geſpräch, das mich ſehr alterirte, da es von Bruno handelte, und ich hatte endlich Gelegenheit Herrn St. den Dank abzuſtatten, den ich ihm von meiner Verlobungsaffaire her ſchuldete. Ich war tief bewegt, als er vor der Thür von mir Abſchied nahm. Der Zauber, den dieſer Mann ſtets auf mich ausgeübt hat und den ich nur von mir abzuſchütteln vermag, wenn ich von ihm nichts ſehe und höre, war in ſeiner Nähe wieder mächtig geworden. Ich fühlte das und gerade deshalb — Du kennſt mich — vermied ich es nicht, ihn wiederzuſehen, obgleich ich es leicht gekonnt hätte.

Zwei Abende darauf traf ich ihn abermals, ebenfalls bei Fräulein R. Diesmal war, als wir nach Hause gingen, die Dienerin zugegen, aber da wir französisch sprachen, — das Herr St. entzückend schön spricht; er sagte mir, er sei durch Abstammung ein halber Franzose — war unsere Unterhaltung doch ungenirt. Was die zwei Tage gut gemacht hatten, verdarben diese zwei Stunden Zusammensein wieder und ich erkannte zu meiner größten Beschämung — und mit Röthe der Scham auf den Wangen schreibe ich es nieder, — daß das Gefühl, welches mich in seiner Nähe überkommt, stärker ist, als mein Stolz. Nicht, als ob er mir durch Geistesheheit, durch Manneskraft eben imponirte! durchaus nicht. Er gleicht streng genommen gar nicht dem Ideal, das ich von dem Helden, den ich lieben könnte, im Herzen trage; aber es ist in dem Ton seiner Stimme, in dem Blick seiner großen blauen Augen, in seinem ganzen Wesen ein Etwas, was mich unsäglich rührt. Und dann — ich wollte Dir ja Alles sagen — ich weiß, daß er mich liebt, und wie es wohl unter diesen Verhältnissen nichts anders sein kann, hoffnungslos liebt, und das macht mir ihn werth, wie den Dolch mit der blanken Damascenerklinge und dem goldenen Griffe, den ich als Mädchen von zwölf Jahren einmal in der Rüstkammer

in Grenwitz fand, wie einen herrlichen Schatz mit mir auf mein Zimmer nahm und von dem ich mich seitdem nicht wieder getrennt habe. Ich weiß es — Oswald und der Dolch — sie Beide gehören mir, nur mir. Es ist so unendlich süß, etwas sein eigen zu nennen, von dem Niemand was weiß, was ahnt und das doch zu uns stehen wird, uns helfen wird in der letzten Gefahr, wenn alle Andern uns verlassen haben. Wenn ich Oswald's Blicke auf mich gerichtet sehe, so ist mir zu Sinnen, wie wenn ich den Dolch halb aus seiner sammetnen Scheide zücke und in der Sonne funkeln lasse.

Aber es liegt Gefahr in diesem Funkeln. Wie oft hab' ich die Waffe dann ganz herausgezogen, die haarscharfe Spitze mir aufs Herz gesetzt und zu mir gesagt: ein Druck — und du athmest nicht mehr. Und es liegt Gefahr in der Nähe dieses Mannes — ein Wort von ihm — und er hat aufgehört, für mich zu leben, und wenn ich schwach genug wäre, es zu erwidern — — ich darf nicht daran denken; nicht daran denken, wie nah ich schon an dem Abgrund gestanden habe!

Ich hatte mir vorgenommen, nicht wieder zu Fräulein K. zu gehen und diesen Entschluß auch durchgeführt. Vorgestern gegen Abend, als ich allein im

Garten war — die Andern waren, Fräulein Bär an der Spitze, auf ihrem gewöhnlichen Spaziergange — hörte ich das Brauſen des nahen Meeres ſo deutlich, daß mich eine unwiderſtehliche Sehnſucht befiel, mein Lieblingselement einmal wieder von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Unſer Garten ſtößt an eine Parkanlage, die ſich bis unmittelbar ans Ufer erſtreckt. Sie gehört der Stadt und iſt, wie ich höre, im Sommer eine geſuchte Promenade. Im Herbſt aber, noch dazu in dieſer kühlen, feuchten Abendſtunde, hatte ich in den breiten Alleen unter den hohen Bäumen nie Jemand bemerkt. So öffnete ich denn die nicht einmal verſchloſſene Pforte und trat hinaus. Es war dunkler im Park, als es im Garten geweſen war; lauter rauſchte der Abendwind durch die kahlen Aeſte der mächtigen Buchen; deutlicher hörte ich das Brauſen der See. Unter meinen Füßen raſchelte das Laub; über mir krächzten ein paar Krähen, die auf den ſchwankenden Zweigen keine Ruhe finden mochten. Ich hüllte mich feſter in meinen Shawl und ſchritt weiter. Das mit jedem Augenblick tiefer hereinſinkende Dunkel und der kühle feuchte Athem des Waldes und des Meeres übten den alten Zauber auf mich aus, den ich ſo oft als kleines Mädchen empfunden hatte. Ich empfand keine Spur von Furcht; die Seligkeit, einmal mit mir und meinen Gedanken

allein zu ſein, allein in einer Umgebung, die ſo ganz zu meinen Gedanken ſtimmte, ließ ein ſolches Gefühl gar nicht aufkommen. Ich eilte weiter und immer weiter, wie in einem Traum, bis ich an das Ende der großen Allee kam. Dort öffnet ſich ein kleiner von hohen Bäumen faſt überwölbter Platz, deſſen eine Seite vom Meere ſelbſt begrenzt wird, das bis unmittelbar an das mäßig hohe, aber ſteile Ufer brandet. Ein eiſernes Geländer faßt den Rand ein. Bänke ſtehen hier und da für die Spaziergänger, welche ſich, von der Wanderung ermüdet, an der Kühle des Platzes und der Ausſicht auf das Meer erquicken wollen. Ich lehnte mich auf das Geländer und blickte hinein in das dunkelnde und im Dunkel leuchtende Meer und ſah Welle auf Welle raſtlos heranrollen und auf den glatten Kieſeln des ſchmalen Strandes ſich brechen. Ihr Donnern, das jedes andere Geräuſch übertäubte, war Wiegengeſang für mein wildes Herz und lullte mich in wunderliche Träume von einem Glück, das tief und grenzenlos war, wie das tiefe, grenzenloſe Meer, an deſſen in Dunkel verzitterndem Horizont mein Blick hing; und — hätte das Glück ſonſt einen Reiz für mich! — ebenſo voll ſchauerlicher Geheimniſſe und unberechenbarer Gefahren ...

Da ſchlug in unmittelbarſter Nähe eine Menſchen-

ſtimme an mein Ohr. Ich fuhr aus meiner gebückten Stellung in die Höhe und vor mir ſtand Herr St.

„Ich bitte um Verzeihung," ſagte er, „wenn ich Sie in Ihren Phantaſien ſtöre; aber der Zufall, Sie zu dieſer Stunde, an dieſem Platze zu treffen, iſt zu ſeltſam, als daß ich darin nicht etwas mehr als einen bloßen Zufall erblicken ſollte."

Ich war über dieſe plötzliche Begegnung ſo erſchrocken, und das Unpaſſende meines Schritts wurde mir mit einem Male ſo klar, daß ich kalt und ſcharf erwiderte:

„Wie meinen Sie das, mein Herr? Ich will hoffen, daß es in der That ein Zufall iſt, was mir in dieſem Augenblick das Vergnügen ihrer Gegenwart verſchafft?"

Er trat einen Schritt zurück.

„Verzeihen Sie, mein gnädiges Fräulein," ſagte er; „ich wußte nicht, daß meine Gegenwart Ihnen ſo läſtig war."

Er verbeugte ſich, und ging.

Der Ton, in dem er geſprochen hatte, ſchnitt mir in's Herz. Als er ein paar Schritte fort war, konnte ich's nicht länger ertragen. Ich nannte ſeinen Namen. Im nächſten Augenblick war er wieder an meiner Seite.

„Herr St.", ſagte ich, „verzeihen Sie mir. Ich war erſchrocken; ich wußte nicht was ich ſagte."

„Nein, nein", sagte er, „Sie hatten ganz recht. Es ist kein Zufall, der uns hier zusammenführt; von meiner Seite wenigstens nicht. Ich sah Sie in den Park treten; ich bin Ihnen gefolgt; ich habe Sie keinen Augenblick aus den Augen verloren."

„Und kommen Sie häufiger hierher?" fragte ich, indem wir anfingen, die lange Allee wieder hinaufzugehen.

„Ja", erwiderte er; „für einen Unglücklichen sind das Dunkel und die Einsamkeit die passendsten Gefährten."

Ich hatte nicht den Muth zu fragen, weshalb er unglücklich sei; wir gingen schweigend nebeneinander weiter. Ich beschleunigte den Schritt, denn der alte Zauber kam wieder über mich und ich wollte ihm entfliehen. Nach wenigen Minuten näherten wir uns der eisernen Gitterthür, die aus dem Park in den Garten führt. Zwischen den dichten Büschen, unter den hohen Bäumen war es sehr dunkel. Mein Herz schlug zum Zerspringen. Ich war fest entschlossen, kostete es mich auch das Leben, seine Liebe, sollte er jetzt von Liebe sprechen, zurückzuweisen und dennoch — dennoch wünschte, daß er spräche, zürnte ich ihm, daß er nicht sprach. Es waren vielleicht nur wenige Sekunden, aber sie dünkten mich eine Ewigkeit —

eine Ewigkeit von Furcht und Hoffnung. Da ſtanden wir an der Thür. Oswald öffnete ſie. Ich dankte ihm und wünſchte ihm gute Nacht. Er antwortete nur mit einer ſchweigenden Verbeugung. Als die Thür hinter mir in das Schloß fiel, zuckte ich zuſammen, wie ein Gefangener, der das Kerkerthor, das ihn für immer vom Leben trennt, hinter ſich zuſchlagen hört. Ich wollte im erſten Augenblick die Hand durch das Gitter ſtrecken und ihm ſagen — ich weiß nicht was — aber ich bezwang mich und ging, ohne mich umzuſehen, raſchen Schritts nach dem Hauſe. Und als ich auf meinem Zimmer angekommen war, habe ich mich auf das Sopha geworfen und bitterlich, bitterlich geweint, wie ich nie in meinem Leben geweint hatte, nie geglaubt hatte, daß Helene von Grenwitz weinen könne.

Dann aber raffte ich mich empor und ſchwor mir zu, dieſe Schwäche, die mich ſo tief demüthigte, koſte es was es wolle, zu überwinden. Iſt doch mein Stolz mein einzig Gut, die blanke Waffe, mit der in der Hand ich mich jedem Gegner gewachſen fühle; ſelbſt meiner Mutter! . . . Ich dachte mit Schaudern an den Moment, wo ich mich in dem Bewußtſein, mich vor mir ſelbſt erniedrigt zu haben, auch vor ihr erniedrigen müßte; wo ich ihr nicht mehr muthig in

die großen kalten strengen Augen schauen könnte! Ich wußte, wußte es mit unumstößlicher Gewißheit, daß dieser Moment mein letzter sein würde.

Und so begab ich mich hernach zu Bett; aber es wollte kein Schlaf in meine Augen kommen. Ich lag da, die Hände über der Brust gekreuzt und wiederholte mir unablässig, was ich mir zugeschworen und wenn das Herz vor einem unsäglich jammerreichen Gefühl, das mir die Thränen in die Augen trieb, so schwer, ach so schwer wurde — so setzte ich die Spitze des Dolches auf das ungehorsame, rebellische Herz und dann wurde es wieder ruhiger, demüthiger; es mochte fühlen, daß es in dem Kampfe zwischen Stolz und Liebe doch keine Aussicht auf den Sieg habe. Zuletzt schlief ich ein und träumte, ich sei mit meiner Mutter versöhnt. Sie bedeckte mich mit Küssen und Juwelen; aber die Küsse waren eisig und die Juwelen erkälteten mich bis in's innerste Mark. Doch ließ ich es geschehen und sie nahm mich bei der Hand und führte mich durch dunkle Gänge in das hellerleuchtete Schiff einer Kirche, die voller Menschen war. Die Augen aller dieser Menschen waren starr auf mich gerichtet. Dann war es plötzlich nicht mehr meine Mutter, die mich an der Hand hielt, sondern ein großer fremder Mann in einer Uniform, die von Gold

und Diamanten blitzte. Das Gesicht konnte ich nicht sehen, er hielt es beständig nach der andern Seite gewandt. So traten wir an den Altar, auf dessen Stufen der Priester stand. Die Orgel brauste und Gesang flutete durch die hohen Hallen. Ueber dem Priester hing ein großes hölzernes Crucifix, so wie in der Kapelle von Grenwitz eins hängt, das ich oft als Kind voll Grausen betrachtet habe. Auch jetzt kam dieses Grausen wieder über mich, denn das Bild schüttelte, während der Priester sprach, immer mit dem Kopfe und als ich genauer hinsah, trug es die Züge von Oswald, aber verzerrt und todtenbleich und in der Seite des Bildes stack mein Dolch bis an den goldenen Griff und schwarze Blutstropfen fielen lang und langsam herunter. Da öffnete es den Mund und schrie laut auf, laut und gellend und vor dem Schrei zerstob die Menge, die Gewölbe krachten zusammen und der Mann an meiner Seite wurde zum Gerippe. Vergebens, daß ich mich seinem Griff zu entziehen suchte. Es umschlang mich mit seinen Knochenarmen und fuhr mit mir hinab in finstere Tiefen — schneller, immer schneller, bis ich vor allem Entsetzen erwachte. Der trübe Herbstmorgen blickte in mein Zimmer, aber noch immer glaubte ich, die Posaunen zu hören und es dauerte geraume Zeit, bis ich mich

überzeugen konnte, daß es die Hörnertöne eines Trauermarsches waren von einem militairischen Leichenzug, der an dem Hause vorüber nach dem nahen Friedhof ging.

Ich versuchte zu lächeln über den wunderlichen Traum und es gelang mir, – weil ich es wollte, weil ich den leeren Schreckbildern einer aufgeregten Phantasie keinen Einfluß auf meine Entschlüsse zugestehen wollte. Ueberdies konnte ich mir bei ruhigerer Ueberlegung wohl erklären, wie ich zu diesem Traum gekommen war. Am Abend vorher hatte ich Oswald im Schmerz von mir Abschied nehmen sehen; an diesem Tage sollte ich meiner Mutter nach langer langer Zeit zum ersten Male gegenübertreten. Mein Vater hatte diese Zusammenkunft vermittelt; er wünschte, mich auf einer Gesellschaft zu haben, die man zu geben beabsichtigte — ich mochte dem guten Vater diese Bitte nicht abschlagen.

Ich ging am Morgen zur Visitenzeit hin. Das Wiedersehen war weniger peinlich, als ich erwartet hatte. Es war glücklicherweise viel Besuch da — Oleten's, Barnewitzen's ꝛc., auch ein Offizier — ein Fürst Walderuberg — ein außerordentlich stattlicher, stolzer, wenn auch nicht schöner Mann. Er ließ sich mir natürlich vorstellen und bat mich für den Abend um den ersten Walzer. Bald darauf brach der Be-

ſuch auf, ich mit. Emilie von Cleten — ich habe Dir ſchon von ihr geſchrieben — gratulirte mir, während ſie mich in ihrer Equipage nach der Penſion zurückfuhr, zu meiner „Eroberung.“ Ich erwiderte ihr, daß ich für Eroberungen, die ſo leicht zu machen wären, danke. „Chacun à son goût,“ antwortete Emilie lachend. „Ich für mein Theil finde, daß, was man nicht im Fluge erobert, nicht des Eroberns werth iſt. Bei mir heißt es immer: l'amour ou la vie. Freilich ich bin eine Schwalbe und lebe von Mücken. Königsadler, wie Du, müſſen eine ſtolzere Beute haben; eine Beute, die ſich auch nöthigenfalls zur Wehr ſetzen kann. Mir iſt dieſe fürſtliche Beute offen geſtanden zu ſtolz. Aber für Dich — c'est autre chose. Gleich und gleich geſellt ſich gern.“

Die leichtfertigen Worte der Schwätzerin hatten meine Neugier rege gemacht; ich nahm mir vor, während der Geſellſchaft den Fürſten etwas genauer zu beobachten. In der Stimmung, in der ich war, kam es mir gelegen, meinen Stolz an dem Stolz eines Anderen zu meſſen. Hatte ich mir doch zugeſchworen, nie wieder einem weicheren Gefühl Eingang in mein Herz zu verſtatten; und da war es mir eine Art von Beruhigung, daß es noch andere Menſchen gäbe, die ebenſo dächten, wie ich.

Meine Mutter empfing mich am Abend des folgenden Tages mit einer Güte — die ich zum mindesten nicht um sie verdient hatte. Es war offenbar ihre Absicht, mir zu zeigen, daß sie es auf eine wirkliche Versöhnung abgesehen habe. Sie küßte mich auf die Stirn, nahm mich bei der Hand und führte mich zu den Damen die mich ebenfalls mit Zuvorkommenheiten überhäuften. Es schien, als ob das ganze Fest nur meinethalben gefeiert würde; als ob sich Alles nur um mich drehte. Wo ich saß und stand, hatte ich einen Kreis von Herren und Damen um mich, wie eine Königin.

Es war das erste Mal, seit ich von Greenwitz fort bin, daß ich mich wiederum unter Meinesgleichen in stattlich schönen Zimmern bewegen konnte. Ich fühlte, deutlicher als ich es je gefühlt, daß dies die Umgebung sei, in der ich einzig frei auftreten, daß dies die Luft, in der ich einzig frei athmen könne, daß ich, mit einem Worte, zum Herrschen und nicht zum Dienen geboren sei. Es erschien mir auf einmal als eine keineswegs schwere Aufgabe, den Schwur zu halten, den ich in der Nacht mit glühenden Thränen in meine Seele gebrannt hatte; ich lächelte über — die Phantasien des Mädchens in der Pension! und lächelnd nahm ich die Huldigungen entgegen, die man mir verschwenderisch zu Füßen legte.

Unter dieſen Huldigenden befand ſich auch Fürſt Waldernberg. Ich brauchte mich nicht näher nach ſeinen Verhältniſſen zu erkundigen. Alle Welt beeilte ſich, mir darüber Auskunft zu geben. Er iſt ein geborner Ruſſe und unermeßlich reich. Die Güter ſeiner Mutter, einer Gräfin Letbus, liegen in allen Theilen Rußlands; Fürſt von Waldernberg iſt er ebenfalls durch ſeine Mutter, die aus dieſem Hauſe ſtammt. Seit er zur Succeſſion kam, iſt er aus ruſſiſchen in unſere Dienſte getreten. Sein Vater iſt ein Graf Malitzewsky. Die Eltern leben noch beide, er iſt das einzige Kind. Du ſiehſt, liebe Mary, hier tritt zum erſten Male in meinen Briefen ein wirklicher Grande auf, der euren ſtolzen Herzögen und Marquis ebenbürtig iſt; und ich dachte an Dich, während die ſchwarzen Augen des Fürſten, mochte er noch ſo fern von mir ſtehen, beſtändig zu mir herüberblitzten, ob ich in Deinen Augen, wäreſt Du zugegen, wohl ein aufmunterndes Lächeln ſehen und darin leſen würde: Er iſt Deiner werth! Ich hoffte es, denn das Ausſehen und die Haltung des Fürſten iſt ſo vornehm, wie ſein Rang. Ich bemerkte mit einiger Beſchämung, wie traurig ſich unſere jungen Herren neben ihm ausnahmen und wie ſich alle vergeblich bemühten, ſeiner Art zu gehen und ſich zu tragen, nachzuäffen. Er

unterhielt ſich mehremals angelegentlich mit mir. Eine ſeiner Aeußerungen iſt mir im Gedächtniß geblieben, weil ſie mir aus der Seele geſprochen war. Ich frug ihn, weshalb er, der Tauſende und aber Tauſende von Leibeigenen habe, in der Armee diene, wie unſre jungen Adligen, die nichts auf der Welt beſäßen, als ihren Degen? „Weil," antwortete er, „ich zu ſtolz bin, da herrſchen zu wollen, wo ich es nicht im ſtrengſten Sinne des Wortes kann." — Wie das, Durchlaucht? — „Ich bin nicht Souverain. Meine Ahnen waren es; ich muß jetzt büßen für die Schwäche meiner Ahnen." — „Würden Sie nicht die Oberhoheit aufgegeben haben?" „Nimmermehr!" erwiderte er — und es war dies das einzige Mal, wo ich eine Art von Bewegung in ſeinem kalten ſteifen Geſicht ſah — „nimmermehr! tauſendmal lieber mein Leben! Aber," fügte er nach einer kleinen Pauſe hinzu, „ich kenne Jemand, der auch lieber ſterben, als ſich demüthigen würde." — „Und wer wäre das?" — „Sie ſelbſt mein, gnädiges Fräulein." . . . . . .

Die Geſellſchaft endete tief in der Nacht. Papa ließ mich in unſerer Equipage nach Hauſe fahren. Mutter verſprach, am nächſten Tage — das war heute — meinen Beſuch zu erwiedern. Wirklich war

ſie am Vormittag bei mir. Sie war wiederum ſehr gütig, ſagte mir viel Schmeichelhaftes über mein Benehmen geſtern Abend und daß ſie (ebenſo wie der Vater) dringend wünſche, mich wieder bei ſich zu Hauſe zu haben. Indeſſen ſolle es ganz bei mir ſtehen, ob ich überhaupt, und wann ich zurückkommen wollte. „Du haſt nicht ganz Deinen freien Willen gehabt, als Du gingſt," ſagte ſie; „ſo will ich wenigſtens die Beruhigung haben, daß Dein Kommen ganz freiwillig iſt."

„Und Vetter Felix?" „Er reiſt in einigen Tagen nach Italien. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich Dir nicht zumuthe, mit ihm zuſammen in unſerem Hauſe zu ſein."

In der That, wenn meine Mutter es nicht redlich mit mir meint, ſo hat ſie zum mindeſten den rechten Weg zu meinem Herzen getroffen. Ich bin halb und halb entſchloſſen, zu thun, wie ſie und der Vater wünſchen. . . . . .

Das junge Mädchen hatte, wie es zu geſchehen pflegt, während ſie ſchrieb alle die Wandlungen ihres Herzens in den letzten Tagen, die ſie zu ſchildern verſuchte, noch einmal durchgemacht. Das quälende Gefühl des Widerſpruchs zwiſchen Liebe und Ehrgeiz, das Bedürfniß, über ſich ſelbſt klar zu werden, hatte

ihr die Feder in die Hand gedrückt und sie hatte sich schließlich in eine Ruhe hineingeschrieben, von der sie zu Anfang des Briefes möglichst entfernt gewesen war. Der Stolz hatte wieder einmal gesiegt über die Liebe, aber vielleicht war dieser Sieg, wie schon so oft, nur das Sinken einer Wagschaale, die im nächsten Momente schon wieder in die Höhe steigt.

Wie fraglich dieser Triumph sei, sollte sie sogleich erfahren.

Sie hatte sich, die Arme über dem Busen gekreuzt, in den Stuhl zurückgelehnt und starrte, in Träumen verloren, vor sich hin. Mechanisch horchte sie auf die Modulationen des Nachtwindes in den Pappeln vor dem Fenster, in die sich von Zeit zu Zeit der dumpfe Donner des an dem Ufer aufrauschenden Meeres mischte. Diese Musik rief mit den Erinnerungen frühester Kindheit ganz andre Empfindungen wach, als die, in welche sie sich zuletzt hineingeschrieben. Da plötzlich fuhr sie zusammen und lauschte athmenlos nach dem Fenster. Durch die klagenden Laute des Windes ertönte der Gesang einer weichen, tiefen Stimme. Zuerst glaubte sie, die Phantasie habe ihr einen Streich gespielt; aber als sie deutlicher zuhörte, vernahm sie auch die Worte. Die Stimme sang:

Dein Angeſicht, ſo lieb und ſchön,
Ich hab es jüngſt im Traum geſehn.
Es war ſo mild, ſo engelgleich,
Und doch ſo bleich, ſo ſchmerzensbleich.
Und nur die Lippen, die ſind roth,
Bald aber küßt ſie blejch der Tod. . . .

Dann rauſchte der Wind wieder lauter auf, und die Stimme verwehte; dann klang es wieder deutlich herauf:

Und nur die Lippen, die ſind roth,
Bald aber küßt ſie bleich der Tod. . .

Helene bebte an allen Gliedern. Sie wußte, daß der Sänger nicht bis in das hochgelegene Zimmer ſehen konnte; aber ihr war, als ob ſeine Augen — die blauen träumeriſchen Augen — auf ihr ruhten. Sie wagte nicht, ſich zu rühren, ſie wagte kaum zu athmen. Noch einmal, aber ſchon ferner, kaum noch vernehmlich, ſang es:

Und nur die Lippen, die ſind roth,
Bald aber küßt ſie bleich der Tod. . .

Helene dachte des Bildes im Traum, des blaſſen Gekreuzigten, der ſo wehmuthvoll ſein Haupt ſchüttelte, als der Prieſter über ihr den Segen ſprach; und ſie dachte an den Dolch, der bis zum goldenen Griff ihm in die Seite geſtoßen war, und an die Blutstropfen, die lang und langſam herunterfielen, und ſie drückte ſchaudernd ihr Antlitz in beide Hände.

Drittes Kapitel.

Albert Timm hatte die Natur eines rothen Indianers. Das Leben in der Ansiedlung mit seinen regelmäßigen Gewohnheiten, mit seiner genauen Eintheilung der Arbeit und des Vergnügens, war ihm ein Gräuel. Er begriff nicht, wie Menschen sich zu dieser langweiligen Sklaverei verurtheilen, wie sie eine Existenz, wo Jeder von Jedem abhängig ist, vorziehen könnten der Freiheit in den Wäldern, wo man das leichte Wigwam heute hier aufschlägt und morgen dort und zu jeder Stunde sein eigner Herr ist. Es erforderte für ihn einen nicht geringen Aufwand von Phantasie und Witz, inmitten der civilisirten Verhältnisse, in welchen zu leben ein blindes Fatum ihn verdammt hatte, seiner rothen Indianernatur einigermaßen zu ihrem Recht zu verhelfen, und wenn er es auch so einzurichten suchte, daß er wo möglich jede Nacht wo anders schlief, wenn er auch in Theorie und Praxis das Scyba eines Bekannten seinem eignen Bett bei

weitem vorzog — es war doch Alles nur Stückwerk, nur ein blasser Schimmer der sonnigen Freiheit, die ihm nun einmal als das Ideal creatürlichen Daseins erschien. Und auch darin glich Albert Timm einer richtigen Rothhaut, daß, wenn es galt, eine Beute zu erjagen, die sich der Mühe verlohnte, er stundenlang, tagelang mit einer unermüdlichen Ausdauer der Spur über Stock und Stein, durch Sumpf und Dornest folgen konnte, daß er aber, sobald das Wild niedergehetzt war, sich gern einem möglichst ungestörten dolce far niente hingab.

So war es auch in dieser letzten Zeit gewesen. Von dem Augenblicke an, wo ihm in dem Grenwitzer Archiv der Zufall das bewußte, mit einem rothseidenen Bändchen zusammengebundene Packet vergilbter Briefe in die Hände spielte, hatte er nicht geruht, bis er, soweit es eben möglich war, alle Fäden des Geheimnisses, an das er so unversehens gerührt, aufgefunden und zu einem tüchtigen Gewebe geschürzt hatte. Die Arbeit war keine leichte gewesen. Albert Timm hatte dabei seine ganze Schlauheit, seine ganze Spürkraft aufbieten müssen und schließlich, als in der Zusammenkunft mit der Baronin und Felix der entscheidende Moment kam, seine ganze Kaltblütigkeit und Kühnheit. Aber das Wagstück war geglückt. Das

gefangene Hochwild zappelte in dem Netze und der treffliche Jäger hatte — welcher Waidmann könnte es ihm verdenken! — seine helle Freude daran. Nun ade Mühe und Noth! willkommen herzliebe Bärenhaut, auf der es sich nach gethaner Arbeit so süß ruht! Zweihundert Thaler monatlich ein volles rundes Jahr hindurch und dann „nach so vielen Leiden" ein paar tausend Thaler extra — Albert Timm wäre keine genügsame Rothhaut gewesen, wenn er es unter solchen Umständen nicht mit unbedingtem Vertrauen dem großen Geiste überlassen haben sollte, fürderhin für sein rothes Kind gnädiglich zu sorgen!

Indessen Albert Timm war trotz aller seiner Genügsamkeit ein zu guter Waidmann, um die alte Regel, daß man alle Zeit „zwei Stränge für den Bogen" haben muß, nicht zu kennen. Albert Timm hatte einen zweiten Strang für seinen Bogen und die Geschichte, wie er sich diesen Strang nach allen Regeln der Kunst aus harmlosen Schafsaiten zusammengedreht hatte, war so possierlich, daß sich der Künstler, so oft er daran dachte, eines humoristischen Lächelns nicht erwehren konnte. Oder war es vielleicht nicht possirlich, daß eben der Mann, dem die Beute eigentlich zukam, nicht nur keine Ahnung davon hatte, sondern noch überdies in seiner gutmüthi-

gen Dummheit der Buſenfreund des gewandten Wilddiebs geworden war? nicht poſſierlich, daß Albert Timm, als er eben (mit den erſten ſauer erworbenen zweihundert Thalern in der Taſche) in den Rathskeller von Grünwald auf ſein eigenes Wohl und den glücklichen Ausgang der Jagd trank, dem lupus in fabula, Herrn Oswald Stein begegnen mußte und ihn mit eben demſelben Gelde, um welches er ihn verrieth, in Auſtern und Champagner tractiren konnte? Wer das nicht außerordentlich luſtig (oder witzig, wie Albert Timm ſagte) fand, hatte ohne Zweifel keinen Sinn für die komiſchen Conſtellationen, welche der Zufall im Kaleidoſkop des Lebens von Zeit zu Zeit zuſammen ſchüttelt.

Einmal dieſer Komik zu Liebe und dann auch wegen des „zweiten Stranges" war Albert Timm ſeinem alten Bekannten von Greenwitz her mit offenen Armen entgegengekommen und hatte ſogar die Schelmerei ſo weit getrieben, Brüderſchaft mit dem armen Gefoppten zu trinken. Er calculirte nämlich ſo: „Auf alle Fälle iſt es gar keine ſchlechte Speculation, der Intimus dieſes enterbten Ritters zu ſein. Halten Greenwitzen's ihr Wort und zahlen pünktlich — nun gut: ſo iſt es ein ſchöner Zug von Gutmüthigkeit deinerſeits, wenn Du dem Ritter etwas von dem Ueber-

fluß, den er selbst unwissentlich dir verschafft hat, abgiebst; will Anna Marie (Felix glaubte er sicher zu sein) den Contract brechen oder tritt ein anderer unvorhergesehener Zufall ein, der dich deines Versprechens entbindet — noch besser: so hast du durch deine uneigennützige Freundschaft mit dem Ritter (für dessen Recht du dann kühn in die Schranken trittst) die vollgültigsten Ansprüche auf seine klingendste Dankbarkeit.

So oder ungefähr so hatte die erste flüchtige Skizze des Plans ausgesehen, den Albert an jenem Abend im Rathskeller entwarf. Seitdem hatte er seine müßigen Augenblicke (und er hatte deren jetzt reichlich) dazu angewandt, die Skizze sorgfältig auszuarbeiten, und der neue Entwurf hatte ihm so gefallen, daß er schon überlegte, ob es nicht, Alles in Allem, gerathener sei, die legitime, jetzt regierende Familie zu stürzen und Oswald als Prätendenten auszurufen. Indessen mit der Thür ins Haus fallen ist nicht Indianerart und das trübe Wasser fortgießen, bevor man reines hat, Sache eines Thoren. Albert fand bei reiflicher Ueberlegung, daß Oswald für die Rolle, die er ihm zugedacht hatte, noch gar nicht reif sei. Oswald war ein Schwärmer; Schwärmer haben alle möglichen tollen Ideen im Kopf, zum Exempel:

„Eigenthum ſei Diebſtahl," oder: „Die wahren Bettler ſeien die wahren Könige;" und ſo weiter. Konnte ihm eine dieſer tollen Ideen nicht juſt in dem Augenblicke kommen, wo es galt, mit kecker Hand zuzugreifen? Freilich, Oswald hatte ſich, ſeitdem er ihn zuletzt geſehen, ſehr weſentlich verändert. Er ſchien die träumeriſche Sentimentalität abgethan zu haben und von einer wühlenden Unruhe, die ſich bald in ausgelaſſener, ja wilder Luſtigkeit, bald in höhniſch bittrer Satyre Luft machte, erfüllt zu ſein. Indeſſen — wer kann in problematiſchen Naturen je klar ſehen? — war doch vielleicht ein Bodenſatz von der alten Ideologie geblieben und der mußte erſt gründlich ausgetrieben werden. Dem aus ſeiner Zelle entſprungenen Fauſt mußte man die Umkehr unmöglich machen; man mußte ihm den Geſchmack am leichten Leben ein für alle Mal beibringen, und wie hätte er in dieſer edlen Kunſt einen beſſern Lehrmeiſter finden können, als den Großmeiſter aller luſtigen Geſellen, den unverwüſtlichen Albert Timm, deſſen Anblick ſchon eine lachende Perſiflage auf alle Kopfhängerei war? Und dann war noch ein Irrlicht, mit welchem man den im Irrgarten ſeiner Leidenſchaften taumelnden Ritter tiefer, unrettbar tief in den Sumpf locken konnte. Dieſes Irrlicht war die Liebe, die Liebe zu einer ge-

wiſſen vernehmen, reichen Dame, um derethalben allein es ſich ſchon verlohnte, vom rechten Wege abzubiegen, eine Liebe, die der Ritter dem Buſenfreunde mittlerweile offen geſtanden hatte und die der Buſenfreund auf eine Weiſe ſchürte, die dem gewandteſten Marivelli zur Ehre gereicht haben würde. Hatte man den Ritter endlich ſo weit geleckt, daß eine Umkehr nicht mehr möglich war, ihn ſo lange im Kreiſe herumgedreht, daß er nicht mehr wußte, wo ihm der Kopf ſtand, dann war der Augenblick gekommen, wo man an ihn herantreten und ſagen konnte: Werthgeſchätzter, was gebt Ihr Eurem Pylades, wenn er Euch alle die Herrlichkeiten, die bis jetzt für Euch nichts weiter waren, als die Bilder eines wollüſtigen Traumes, in allergreifbarſter Wirklichkeit verſchafft? . . .

Leider bedurfte es bei Oswald kaum noch ſo vieler Mühe. Wer in ſich ſelbſt nicht zur Ruhe und über ſein Verhältniß zur Welt zur Klarheit kommen kann, braucht ſich, um zu Grunde zu gehen, nicht erſt officiell dem Teufel zu übergeben; und hat, um Höllenqualen zu erdulden, nicht nöthig, auf ein Jenſeits zu warten. Denn hier auf dieſer ſonnebeſchienenen, ſternegeküßten, ſturmumrauſchten, regengenäßten Erde, innerhalb der Marmermauern des ſtolzen Palaſtes oder der Lehmwände der armſeligen Hütte, in dem freudegeſchwellten,

jammergedrückten Herzen, das unter dem Purpurmantel des Königs und unter der zerrissenen Blouse des Bettlers klopft — hier und nirgend anders ist unser Himmel und unsre Hölle. Oswald war in dieser Zeit haltloser und unglücklicher, als er es je gewesen. Berger's Lehre von der dreimaligen Verachtung war ein böser Same, der bei ihm auf einen nur zu fruchtbaren Boden gefallen war. Ist es doch so bequem, die Welt zu verachten, wenn man, sich selbst nicht besonders hoch zu achten, nur zu vielen Grund hat! Und seit Oswald sich von Melitta verrathen glaubte, um mit größerer Leichtigkeit an ihr zum Verräther werden zu können, hatte er den besten Theil seiner Selbstachtung unwiderbringlich eingebüßt. Die Wahrheit ist eine Flammenschrift, die durch alle Lüge, mit der wir sie übertünchten, immer wieder und wieder hervorleuchtet. Es hilft dem Menschen nichts, daß er ein Verhältniß künstlich so zurecht lege, wie es gerade in seinen Kram paßt; ganz unmerklich, unter seinen Fingern selbst, nimmt es wieder seine natürlichen Dimensionen, seine eigentliche Form und Gestalt an. So half es auch Oswald nicht, daß er bei dem Bruch seines Verhältnisses zu Melitta alle Schuld auf sie wälzte, daß er sie eine herzlose Kokette nannte, die ihn auf die schmählichste Weise genasführt und betrogen

habe, und jetzt in den Armen ihres Buhlen über das arme (wer weiß, wie vielte?) Opfer lache. Immer wieder raunte ihm eine Stimme, die nicht zum Schweigen zu bringen war, zu: du lügst, du lügst! ein Weib, das so tiefe, liebevolle Augen hat, ist nicht herzlos; ein Weib, das solcher Liebe fähig ist, ist keine Kokette; ein Weib, das so edel fühlt und denkt, verräth den Mann nicht, von dem sie weiß, daß sie sein Glück und seine Seligkeit ausmacht.

Wer sich einmal auf einer offenbaren Feigheit ertappt, hat für alle Zeiten den rechten Muth verloren, und wer einmal in der Liebe zum Verräther geworden ist, für den blüht keine keusche, wahre Liebe mehr. Was er hernach noch für Liebe ausgiebt, ist bloße Leidenschaft, in der er sich betäubt, um das qualvolle Gefühl, daß er ein Lebensglück gemordet hat, loszuwerden. So war es auch mit Oswald. In seiner Liebe zu Helene war nur noch ein schwacher Abglanz jener himmlisch reinen Flamme, die während seiner Liebe zu Melitta sein Herz, wie der Mond die Nacht, erhellt hatte, reste mehr aber von dem düster lodernden Feuer einer gierigen, verzehrenden Leidenschaft, einer Leidenschaft, die keine heilige Scheu vor ihrem Gegenstande kennt, und die sich, trotz ihrer Gewaltsamkeit, sehr gut mit jener Ruhe verträgt, welche kaltblütig die Mittel

zum Ziel herauszusuchen und zu benutzen weiß. Bei Menschen, die ohne den innern Halt fester Grundsätze sind, gehen innere Wandlungen sehr schnell vor sich. Von einem sentimentalen Schwärmer bis zu einem frivolen Don Juan ist der Schritt nicht groß. Oswald war bis dahin über seine Erfolge gewissermaßen immer selbst verwundert gewesen. Jetzt hatte er diese Naivetät verloren. Er war sich der Vorzüge seiner äußeren Erscheinung in einer bedenklichen Weise bewußt geworden. Er suchte jetzt was Goethe im Tasso nächst dem Ruhm für das höchste Ziel männlichen Strebens erklärt, und was er bis dahin, ohne zu suchen, gefunden hatte: die Gunst der Frauen — und suchte diese Gunst leider auch in Sphären, wo sie aufhört, einen unbegrenzten Werth zu haben, weil sie anfängt, mehr oder weniger käuflich zu sein. Es schien, als ob er das Stadium der Selbstverachtung nicht schnell genug zurücklegen könnte, um sobald als möglich bei dem dritten anzukommen, wo wir uns nicht weiter wundern können, wenn andere Leute uns nicht höher achten, als wir uns selbst.

Zu dem Allem kam, — und es war dies wohl mit ein Hauptgrund der tollen Lebensweise, deren er sich jetzt in Gesellschaft seines Pylades befleißigte, — daß er sich in seiner Stellung grenzenlos unbehaglich fühlte.

Seine Thätigkeit am Gymnasium widerte ihn an, nachdem er kaum damit begonnen hatte. Die Tugenden, die der so unendlich schwierige Beruf eines Lehrers erforderte: Fleiß, Ausdauer, Geduld, Entsagung, hatte er in seinem Leben wenig geübt. Schon die dumpfe Luft einer Schulstube und der Lärm einer ungezogenen Knabenschaar waren eine Qual für seine überreizten Nerven. Und nun die Herren Collegen: dieser von verwaschener Humanität überfließende Director Clemens; dieser steckensteife, hölzerne Professor Snellius; dieser bei so wenig Witz so äußerst behagliche Rector Kübel; diese gelehrten Löwen Wimmer und Breitfuß. Gulliver, als er auf seinen berühmten Reisen den menschenähnlichen, und eben wegen ihrer Menschenähnlichkeit so gräulichen Yahoo's begegnete, konnte gegen sie keinen größeren Widerwillen empfinden, als Oswald gegen diese Schaar, mit der in tagtägliche genaue Berührung zu kommen, seine Stellung ihn zwang. Und diese Yahoo's waren noch dazu äußerst zuvorkommend und zuthunlich; schienen gar keine Ahnung ihrer Häßlichkeit zu haben; überhäuften den Ankömmling mit allen möglichen Liebenswürdigkeiten; luden ihn unablässig zu Regelabenden, Whistpartien, ästhetischen Thee's und dramatischen Lesekränzchen ein; schienen sich an seine reservirte Hal-

tung, an ſeine zurückweiſende Kälte gar nicht zu kehren — im Gegentheil, das Alles nur für die Unbehülflichkeit eines jungen Mannes zu halten, der ſich noch nicht eben viel in guter Geſellſchaft bewegt hat, und nothwendig aufgemuntert werden muß. Auch die Damen mußten von dieſer Idee ganz erfüllt ſein, beſonders Frau Director Clemens, die offen erklärte, ſie wolle den ſcheuen jungen Menſchen, der ſo allein in der Welt ſtehe, ein wenig unter ihre mütterlichen Flügel nehmen, und bereits angefangen hatte, dieſe Drohung in Ausführung zu bringen. „Ich mag Sie gern, lieber Stein", ſagte die energiſche Dame; „Sie haben ſich durch ihren „Hauptmann" einen Platz in unſerm Leſekränzchen und in meinem Herzen erobert. Ich halte es für meine Pflicht, unſere jüngeren Collegen heranzubilden. Die wahre Humanität lernt ſich nur im Umgange mit gebildeten Frauen. Denn wie ſagt der Dichter: „willſt du wiſſen, was ſich ſchickt, ſo frage nur bei edlen Frauen an." Sehen Sie unſern Collegen Wimmer! Gott, was war das für ein ſchüchterner, unbehelfener Menſch, als er vor zwei Jahren von Halle hierher kam und was für einen charmanten jungen Mann hab' ich ſeitdem aus ihm gemacht! Na! mit Gottes Hülfe wird's mir mit Sie nicht ſchlechter gelingen."

Oswald übersah natürlich die wirkliche Gutherzigkeit, die diesen und ähnlichen Ergüssen zu Grunde lag und hielt sich nur an die lächerliche Form, die er mit seinem Pylades, den er regelmäßig nach den überstandenen Leiden aufsuchte, schonungslos verspottete.

Aber es gab in Grünwald, außer der Directrice der dramatischen Kränzchens, noch eine andere Dame, welche ältere und bessere Rechte auf die Humanisirung des jungen Wildfangs zu haben glaubte und ihrer Rivalin die Rolle, welche dieselbe sich angemaßt hatte, um so weniger gönnte, als sie von ihr noch anderweitig in ihren heiligsten Gefühlen auf das tödtlichste beleidigt war.

Diese Dame war die Dichterin der Kornblumen.

Primula zitterte noch immer, so oft sie an den schrecklichen Abend dachte, wo man sie hatte zwingen wollen, der Mörder eines großen Feldherrn und Helden zu werden, und ihr einziger Trost war, daß sie die ihr zugemuthete schmähliche Rolle kaum angefangen, geschweige denn zu Ende gelesen. Aber, wie dem auch war, ihr Haß und ihre Verachtung gegen die Menschen, welche sie so unwürdig behandelt hatten, blieben sich gleich. Sie erklärte, daß der plötzliche unvermuthete Anblick der Director Clemens für sie (Primula) von den allergefährlichsten Folgen sein könne. Ja, sie trieb in den ersten Tagen nach dem

Ereigniß die Vorsicht so weit, so oft sie ausging, ihren Gatten oder ihr Mädchen zwanzig bis dreißig Schritt vor sich hergehen zu lassen, um rechtzeitig von der etwaigen Annäherung des „Gorgonenhauptes“ avertirt zu werden; und obgleich sich allerdings nach kurzer Zeit diese krankhafte Reizbarkeit einigermaßen legte, so versetzte doch noch immer das bloße Aussprechen hören von dem Namen der Uebelthäterin sie in eine nervöse Stimmung.

Indessen ein so gleichsam passiver Widerstand gegen eine Nebenbuhlerin genügte dem unternehmenden Geiste Primula's nicht. Die Feindin, und nicht blos sie, sondern ihre ganze Sippe und ihr ganzer Anhang, durften nicht blos stillschweigend verachtet, sondern mußten positiv gedemüthigt werden. In's Herz mußte man sie treffen, oder, wie die Dichterin in männlicher Leidenschaft sich ausdrückte: „Der flammende Brand mußte ihnen auf den eigenen Heerd geschleudert werden.“ Das konnte aber nur auf eine Weise geschehen, nur dadurch, daß man das dramatische Kränzchen in die Luft sprengte, indem man ein anderes Kränzchen neben jenem errichtete, welches (unter Primula's Vorsitz) die ganze Intelligenz von Grünwald in sich vereinigte und das der Schulleute so verdunkelte, wie der Mond einen Fixstern letzter Größe.

Einem solchen Kränzchen in Grünwald vorzustehen, war Primula's seligster Traum gewesen, als sie noch im sanften Schein der Abendröthe an der Seite des Fragmentisten durch die Felder von Faschwitz wandelte und sich, in holder Ahnung der Triumphe, die sie dereinst feiern würde, von blauen Cyanen einen Kranz für ihr blondes Haupt wand. Diesen Traum glaubte sie der Erfüllung nahe, als sie, den Wallenstein in der Hand und die Rolle der Thekla Wort für Wort im Kopf, über die Schwelle des Empfangszimmers bei Director Clemens schritt. Mußte doch dieser Abend zu einem Triumphe für sie werden! stand es doch zu erwarten — oder richtiger gesagt — war es nicht selbstverständlich, daß, sobald sie (Primula) die ersten Verse gelesen, ein wüthender Beifallssturm ausbrechen, Alle sich erheben, die Männer ihre Schilder (oder Bücher) zusammenschlagen und Männer und Frauen wie aus einem Munde rufen würden:

Heil, dreimal Heil dem stolzen Licht,
Das jetzt in unser Dunkel bricht!
O, Sängerin mit hehrem Sinn,
Sei Du nun unsre Königin!
O, sag zu unsren Bitten: ja,
Du liederreiche Primula!

So lautete nämlich der Päan, den die Dichterin mit, im holden Wahnsinn rollenden Augen, zum voraus auf das große Ereigniß gedichtet hatte.

Nun freilich war es sonnenklar, daß sie den falschen Weg zum Ziele eingeschlagen. Es fiel ihr wie Schuppen von den Augen. Was sollte sie, die sinnige Kornblumenkränzewinderin bei dem Kampfe tragischer Leidenschaften, die Dichterin der berühmten Oden an den Maulwurf, den sie am Wege fand, an den Maikäfer, der auf dem Rücken lag, in einem dramatischen Kränzchen? Ein lyrisches Kränzchen mußte es sein, und ein solches lyrisches Kränzchen im offenen ausdrücklichen Gegensatz zu dem dramatischen Kränzchen der Director Clemens zu gründen, war der große Gedanke, welcher (nach dem Ausdruck der Dichterin selbst) „wie ein mächtiger Frühlingssturm, lind und doch unwiderstehlich, tausend Keime weckend und doch alles Andre vor sich niederwerfend durch ihrer Seele tiefste Schluchten brauste." — Wer mochte solchem Anhauch der Begeisterung widerstehen? gewiß nicht der Fragmentist, der von einem gleichen Ehrgeize erfüllt und durch das Benehmen der Schulmänner in seiner Eitelkeit auf das empfindlichste beleidigt war. Er wurde der erste Schüler der Prophetin.

Aber eine Prophetin und ihr Schüler machen noch keine Gemeinde aus, und Mann und Frau, sie mögen so geistreich sein, wie sie wollen, sind, wenn sie des Abends an ihrem Theetisch sitzen, noch kein Kränzchen.

BIBLIOTHECA

Die erste Bedingung für das Zustandekommen eines solchen war daher, daß sich die Prophetin und ihr Schüler auf die Menschenfischerei begaben, das heißt: Theilnehmer für ihr Kränzchen zu gewinnen suchten. Die Sache war nicht so leicht. Der Professor Jäger war in der Grünwalder Societät, die er als armer Student nur aus der Ferne gesehen hatte, verhältnißmäßig wenig orientirt. Seine Gemahlin dagegen kannte als Grünwalder Kind (siebente Tochter des Superintendenten Doctor Dunkelmann) freilich die Gesellschaft, aber die Gesellschaft, für die sie (ehe der Candidat Jäger um sie warb und sie dann als sein ehelich Gemahl unter das niedere Dach der Pfarre von Faschwitz führte) lange, lange Jahre durch ihre Ueberspanntheiten ein Gegenstand des Schreckens und des Spottes zugleich gewesen war, kannte sie auch; und obgleich die Prophetin schon seit mehren Tagen vom Morgen bis zum Abend am Ufer saß und das Netz auswarf, hatten sich doch erst sehr wenige Fische fangen lassen. Das würde nun für die ehrgeizige Dichterin höchst schmerzlich gewesen sein, wenn unter den wenigen Gefangenen nicht auch ihr erklärter Liebling Oswald gewesen wäre.

Sein Benehmen neulich Abends hatte ihm das Herz Primula's, von dem er schon ein großes Stück

besaß, ganz genennen und auch bis zu einem gewissen Punkte das Herz des Fragmentisten. Beide hatten ihn dringend gebeten, die „Gastfreunde von Argos in den Ebenen des Skamander" nicht zu vergessen und Oswald war in einer Anwandlung von boshafter Neugier der Einladung gefolgt, hatte sich während des Besuches mit dem Professor und der Professorin in Sarkasmen gegen die Schulmänner und ihre Damen überboten und war zuletzt, als Primula ihren Kränzchenplan auf's Tapet brachte, mit dem größten Enthusiasmus darauf eingegangen. Er hatte versprochen, Herrn Geometer Albert Timm, der als geistreicher Kopf Jedermann in Grünwald bekannt war, für die Sache zu interessiren und die Dichterin hatte ihn für diesen glücklichen Gedanken vor den Augen ihres Gemahls umarmt.

Seit diesem Besuch war kein Tag verflossen, an welchem nicht ein poetisches Epistelchen von Primula an Oswald eingelaufen wäre, in welchem sie sich nach dem Fortgang seiner Bemühungen erkundigte — Epistelchen, die Oswald sorgfältig aufhob, um sie, natürlich ohne den Namen der Schreiberin zu nennen, am Abend im Rathskeller von Grünwald dem „Rattennest" — dies war der Name einer geschlossenen Gesellschaft, welche in dem genannten Local allabendlich ihre Sitzun-

gen hielt, und zu der Oswald als ordentliches Mitglied zu gehören die Ehre hatte — vorzulesen, wo diese Lectüre jedesmal ein homerisches Gelächter sämmtlicher vereinigten Ratten hervorrief.

Es war am Tage nach der Gesellschaft bei Grenwitzen's, als ihm abermals eine dieser auf rosa Papier geschriebenen Anfragen durch des Professors Diener Lebrecht überbracht wurde. Es mußte diesmal etwas Besonderes sein, denn Lebrecht (ein junger, blasser, verhungert aussehender Mensch von funfzehn Jahren, der bis noch vor wenigen Monaten Waisenknabe gewesen war) blieb an der Thür stehen und sagte mit seiner hohlen Waisenhausstimme: Um Antwort wird gebeten," und auf dem Couverte selbst standen in der Ecke die Lettern: U. A. w. g. von einem Veraißmeinnichtkranz umschlungen. Der Brief war abermals ein poetischer und lautete:

An einen jungen Aar, der durch die Wolken flog.

Der junge stolze Aar,
Warum doch weilt er fern
In grauer Krähenschaar,
Er, meines Lebens Stern?

Hab' ich es doch so gern
Das braune Adlerhaar
Des hochgebornen Herrn
Mit blauem Augenpaar!

Weiß nicht, wie mir geschah'
O köstlicher Gewinn!

Als ich in's Aug ihm sah,
War meine Ruhe hin.

Doch sternhoch ist sein Sinn,
Er schätzt nicht, was ihm nah,
Daß ich ihm ganz nichts bin,
Ich weiß es. — Primula.

Oswald las die Verse zwei, dreimal durch, ohne zu begreifen, wie man auf solchen Unsinn eine Antwort verlangen oder geben könne, bis er ganz unten in der Ecke rechts ein mikroskopisches tournez s'il vous plait entdeckte. Er wandte das Blatt um: auf der andern Seite stand: „Lieber O., ich muß mich ausnahmsweise einmal zur Prosa zwingen. Ich war gestern in einer hochadligen Gesellschaft, aus der ich Ihnen allerlei erzählen kann, wenn Sie es hören wollen. Heute Abend besucht mich eine junge Dame (aus eben der Gesellschaft), die sehr deutlich den Wunsch hat blicken lassen, mit Ihnen bei mir zusammenzutreffen, und die Ihnen etwas mitzutheilen hat, was vielleicht für Ihre Zukunft entscheidend wird. Allerdings sollte es mich innig schmerzen, wenn ich Sie verlöre; aber meine Freundschaft für den jungen Adler (s. p. 1) ist so rein, wie das Element, das er mit seinen mächtigen Flügeln peitscht. Wollen Sie um sieben Uhr sein bei Ihrer Dienerin Primula."

Ein freudiger Schrecken überfiel Oswald. Wer

anders konnte die junge Dame sein als Helene? Freilich der Schritt war kühn; aber was wagt die Liebe nicht? — Er warf mit fliegender Feder ein paar Zeilen auf's Papier und gab sie Lebrecht mit der ernsten Mahnung, das Briefchen ja nicht zu verlieren — eine Mahnung, die durch das äußerst stupide Aussehen des gewesenen Waisenknaben einigermaßen gerechtfertigt schien.

Die Stunden, die er noch bis zum Abend hinzubringen hatte, schienen ihm zu schleichen. Dazu wollte das Unglück, daß er gerade an diesem Nachmittage zwei Lectionen geben mußte in einer höheren Klasse, deren Schüler er durch sein ungleichmäßiges Benehmen — Knaben vertragen Alles, nur keine Launen — gegen sich aufgebracht hatte. Sie ließen es heute, wo ihr junger Lehrer launischer schien als je, nicht an Neckereien und Widerspänstigkeiten aller Art fehlen und Oswald ließ sich dadurch zu einer leidenschaftlichen Heftigkeit hinreißen, die zwar die Ruhe in der Klasse sofort wieder herstellte, über die er sich aber mehr ärgerte, als über alles Andre.

Mismuth und Zorn im Herzen verließ er das Gymnasium. Nicht weit davon begegnete ihm Franz. Keine Begegnung konnte ihm in diesem Augenblicke ungelegener sein. Er hatte die Freundschaft dieses

trefflichen Menschen sehr wenig cultivirt, kaum daß er ein oder das andre Mal (und meistens nicht in der Absicht Franz zu treffen) bei Rebrau's gewesen war. Er wußte, daß er sich durch dies Benehmen gegen einen Mann, dem er so viel verdankte, einer häßlichen Undankbarkeit schuldig machte; aber lieber das, als das peinliche Gefühl der Demüthigung, welches er jedesmal empfand, so oft der prüfende Blick des Freundes auf ihm ruhte.

„Wie geht's, Oswald?" sagte Franz, von der andern Seite der Straße herüberkommend und ihm herzlich die Hand schüttelnd. „Sie müssen verteufelt viel zu thun haben, daß Sie sich gar so selten sehen lassen."

„Nicht eben viel;" erwiderte Oswald; „aber das Wenige, was ich zu thun habe, ist deste unangenehmer."

„Wie so?"

„Diese verdammte Schule! eine einzige Stunde in der schnöden Tretmühle verdirbt mir die Laune für die übrigen dreiundzwanzig des Tages. Lieber Straßenkehrer, als Schulmeister."

„Ich wußte es zum voraus, daß Ihnen das Ding anfänglich nicht behagen würde, sagte Franz mit seinem freundlichen warmen Lächeln; aber, Oswald, Sie wissen

ja: es nimmt ein Kind der Mutter Bruſt — und ſo weiter; und dann, bedenken Sie doch: Entſagung, Opferfreudigkeit erfordert jeder Beruf und wäre es der — eines Straßenkehrers. Adieu, Oswald; ich muß in dies Haus hinein. Kommen Sie recht bald einmal zu uns; ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen."

Damit ging Franz in das von ihm bezeichnete Haus; Oswald ſetzte ſeinen Weg fort.

„Entſagung, Opferfreudigkeit," murmelte er; „das klingt ſehr ſchön von den Lippen Jemandes, der ſich in ſeinem Beruf behaglich fühlt. Es iſt doch nichts widerwärtiger, als ewig mit ſolchen allgemeinen Phraſen geſchulmeiſtert zu werden, die auf die Situation, in der wir uns befinden, paſſen, wie die Fauſt auf's Auge. Timm hat wirklich recht: Franz iſt ein langweiliger Pedant."

Unwillkürlich lenkte er ſeine Schritte nach der Wohnung ſeines Pylades, Albert wohnte im Schatten der Brigittenkirche, in dem Hauſe des Küſters Tobias Guberz, eines Mannes, der in dem Geruch ganz beſonderer Heiligkeit ſtand, ſo daß Niemand recht begreifen konnte, weshalb der höchſt unheilige Miether gerade dieſen Miethsherrn gewählt hatte, und noch weniger, wie ſich Beide ſchon ſeit langen Jahren ſo gut vertragen konnten.

Albert war zu Hauſe. Er lag auf ſeinem Sopha und las. Der Duft einer feinen Havannah erfüllte das Gemach, welches in ſeiner genialen grenzenloſen Unordnung ein ausnehmend paſſender Rahmen für den genialen jungen Wüſtling war.

„Ah, ſieh da, Pompei. meorum prime sodalium,“ ſagte er, bei Oswald's Eintreten das Buch auf die Erde ſchleudernd und ſich aufrichtend; „ich dachte ſo eben an Dich, ob Dir wohl der Horaz, wenn Du ihn Deinen Buben vom Katheder herab interpretirſt, ein ſo vergnügtes Geſicht ſchneidet, wie mir, wenn ich ihn hier bei einer echten Havannah auf dem Sopha leſe. Iſt das ein fameſer Bengel! ich denke mir ihn immer als ſo einen kleinen Kerl mit etwas kahlem Kopf, einer Andeutung von einem Bäuchelchen, lebhaften ſchwarzen Augen und üppigen kußgewohnten Lippen, der, die Hände auf dem Rücken, durch die Straßen Roms ſchlendert, links nach einer hübſchen Dirne ſchielt, rechts eine malitiöſe Bemerkung über einen Spießbürger macht und deſſen ganze Moral ſich in die Worte zuſammenfaßt: Vivat Falerner und ſchöne Mädchen, ohne ſie leben lohnt nicht der Müh. Habe ich recht?“

„Ich glaube wohl.“

„O Jerum, dieſe Grabesſtimme! Was iſt denn

nun wieder los? Hast Du einen Wechsel zu bezahlen?"

„Diese verdammte Schule!"

„Ist's weiter nichts? Schick sie zum Teufel, der sie erfunden hat."

„Mais il faut vivre, wie der Schneider zu Herrn von Talleyrand sagte."

„Je n'en vois pas la necessité, wie Herr von Talleyrand antwortete, zum wenigsten nicht die necessité, sie zu leben."

„Wie denn anders? ich habe noch etwa dreihundert Thaler; wenn ich damit au bout bin, und das dürfte bald sein, muß ich arbeiten, oder mir eine Kugel durch den Kopf jagen."

„Daß Du ein Narr wärst! Ein Kerl wie Du, der tausend Mittel und Wege hat, fortune zu machen!"

„Zum Exempel?"

„Zum Exempel, wenn er die kleine Grenwitz heirathet, die, meiner Meinung nach, nichts eifriger wünscht."

„Das ist leichter gesagt, wie gethan."

„Vielleicht doch nicht, wenn man den rechten Weg einschlägt."

„Und der wäre?"

„Mache, daß man Dir das Mädchen geben muß, man mag wollen oder nicht.“

„Was ist mit diesem Räthselwort gemeint?“

„Du bist heute merkwürdig schwer von Begriffen.“

Albert legte sich in die Sophaecke zurück und blies (eine Lieblingsbeschäftigung von ihm) blaue Ringe in die Luft; Oswald brütete düster vor sich hin. Er überlegte, ob er seinem Pylades wohl das Geheimniß des Rendezvous, zu dem er heute Abend eingeladen war, mittheilen könnte. Endlich siegte die Neugier, zu hören, was Albert wohl dazu sagen würde, über die Scheu, die er denn doch trotz alledem empfand.

„Ich habe heute einen curiosen Brief von Primula empfangen,“ sagte er mit möglichster Gleichgültigkeit; „ich möchte wohl wissen, ob Du besser daraus klug werden kannst, wie ich.“

„Laß hören,“ erwiderte Albert, in die Bewunderung eines prachtvollen Ringes, den er so eben zu Stande gebracht hatte, verloren.

Oswald las die Ode an den jungen Aar und das mysteriöse Postscript. Albert sprang vom Sopha in die Höhe.

„Kerl, Du bist der wahre Hans im Glücke!“ rief er; „die Sache ist ja sonnenklar. Die junge Dame kann Niemand anders sein, als die kleine Grenwitz.

Das Mädchen iſt wahrhaftig zehnmal geſcheidter und muthiger, als ihr jüngferlicher Galan, der die edle Kunſt, die Gelegenheit beim Schopf zu ergreifen, ſo wenig verſteht. Im Ernſt, Oswald, die Karten liegen jetzt ſo gut, wie Du ſie Dir nicht beſſer wünſchen kannſt. Freilich mit der Eroberung der Feſtung wird's nicht ſo ſchnell gehen. Die Jägerin hat offenbar mehr geſchwatzt, als ſie ſollte; aber gleichviel: in den Laufgräben biſt Du, und wenn Du nicht weiter kommſt, ſo iſt es Deine Schuld. Wann ſollſt Du bei Primula ſein?"

„Um ſieben."

„Jetzt iſt es fünf; wir haben noch zwei Stunden Zeit. Komm! wir müſſen den Operationsplan reiflich bei einem Glaſe guten Steffs überlegen. Karl der Kahle hat einen herrlichen Markobrunner, und aus dieſem Brunnen ſollſt Du zuvor trinken, daß Deine Unternehmung Mark und Nachdruck hat und keine Frucht von des Gedankens kränklicher Bläſſe. Komm!"

Viertes Kapitel.

Primula saß in ihrem Studirzimmer an einem mit neuen Büchern, Journalen und Papieren bedeckten Tische. Nach dem Empfangszimmer, das gleichfalls erleuchtet war, stand die Thür offen. Sie hatte soeben ein längeres Gedicht beendigt, das noch heute Abend an die Redaction eines belletristischen Journals geschickt werden mußte, in dessen Briefkasten schon dreimal, unter der Chiffre „P. P. in Gr." die Notiz gestanden hatte: „Hochverehrte Frau! wir harren sehnlichst auf das versprochene Manuscript." — Da lag es nun, das versprochene Manuscript! geschrieben mit dem Herzblut der Dichterin! Eben war das letzte Pünktchen über das letzte J gemacht und schon sollte es hinaus in die weite, liebeleere Welt, bevor noch er, der sie zu all diesen glühenden Strophen begeisterte, eine Zeile davon gehört hatte. — Wenn er nur so früh käme, daß sie ihm wenigstens doch ein paar Verse verlesen könnte, ehe die junge

Frau von Cleten anlangte, in deren Beisein es natürlich nicht möglich war! — Wer selbst je Verse gemacht hat, die er, ohne sie zuvor Jemanden zeigen zu können, auf die Post geben mußte, wird es begreiflich finden, daß in diesem Moment in Primula die Freundin hinter der Dichterin zurücktrat.

Da, horch! war das nicht die Klingel an der Hausthür? Die Hausthür wird geöffnet . . . eine tiefe männliche Stimme . . . er ist's! er ist's! Dank ihr gütigen Götter!

Primula erröthete, warf einen Blick in den Spiegel, der über ihrem Arbeitstische hing und strich sich die blonden Locken aus dem erröthenden Gesicht; ergriff eine Feder und fing an (ohne Tinte darin zu haben) mit nervöser Heftigkeit auf einem weißen Blatt Papier zu kritzeln.

„Störe ich, verehrte Frau?" fragte bald darauf die tiefe Stimme neben ihr

„Ah, mein Gott!" rief die Dichterin, die Feder aus der Hand werfend; „Sie sind's, Oswald! Hatte ich Sie doch gar nicht kommen hören!"

„Sie waren so freundlich, verehrte Frau, mich in dem reizendsten Briefchen, das ich je gelesen" —

„Sie Schmeichler! Wenn Sie die einfachen Verse von heute Morgen so loben, was werden Sie

dann zu dieſen ſagen, die ich heute Abend, das Herz voll von Ihnen, mit glühender Stirn und pochendem Herzen geſchrieben habe. Ich muß Ihnen wenigſtens den Anfang verleſen. Sie kommt vielleicht ſobald noch nicht, vielleicht gar nicht.“

„Aber wer iſt es denn?“

„Bitte, bitte, nehmen Sie Platz. In einer halben Stunde muß es auf die Poſt. Hören Sie! Was ſagen Sie zu dieſen originellen Alexandrinern, die mich eines Freiligrath nicht unwürdig dünken. Die Ueberſchrift lautet: Der Löwe am Kap.

Wenn die glühe Sonnenſcheibe ſank dem Hottentottenkrale,
Wenn die Nacht herniederthauet, die geſpenſtiſch blaſſe, fahle,
Wenn am Horizontesſaume ſich erhebt des Mondes Schale,
Dann an der Lagune Rande brüllt es laut mit einem Male.

Der einmal entfeſſelte kataliſche Quell war nicht mehr zu hemmen. Oswald mußte ſich in ſein hartes Schickſal ergeben und eine wahre Sündfluth kläglicher Verſe über ſich hinſtrömen laſſen. Plötzlich ertönte die Hausglocke. Der Ton ſchien für die Dichterin nur ein Signal zu ſein, mit doppelter und dreifacher Geſchwindigkeit zu leſen, wobei ſie ihrem Hörer, gleichſam um ihn am Entfliehen zu hindern, die Hand auf den Arm legte. Noch fehlten vielleicht nur noch dreißig Strophen, da rauſchte in dem Nebenzimmer ein ſeidenes Gewand und in der offenen Thür, die nach

dem Empfangszimmer führte, stand plötzlich die graziöse Gestalt Emilien's von Cloten.

„Ich störe doch nicht, liebe Frau Professor?" fragte die junge Dame, mit einem halb scheuen, halb kecken Blick auf Oswald; „sonst gehe ich sogleich wieder."

„O, nein, nein," erwiderte Primula in einem wehmüthigen Ton, das Manuscript auf den Tisch legend und sich erhebend; „durchaus nicht! Ich las nur eben meinem jungen Freunde Stein ein Paar Verse aus einem Gedicht — o Gott, es ist bereits halb acht, das Packet muß vor acht auf der Post sein. Liebe Frau von Cloten, bester Stein, entschuldigen Sie mich für den hundertsten Theil eines Augenblicks. Verweilen Sie so lange in dem Salon; sobald ich das Packet expedirt habe, bin ich bei Ihnen."

Damit schob die aufgeregte Dichterin ihre Gäste ohne viele Umstände in das Nebenzimmer, indem sie dabei Oswald zuflüsterte: „Jammer, nur von einer Dichterseele zu fassen! Die letzten Verse sind gerade die schönsten!"

Sie ließ die Portiere fallen, sei es, um ungestört zu sein, sei es, um nicht zu stören; und Oswald und Emilie standen einander gegenüber, Oswald sprachlos

vor Erstaunen über die so seltsame und unerwartete Auflösung des Räthsels, und Emilie ebenfalls trotz ihrer Gewandtheit und Keckheit für einen Moment stumm und rathlos. Aber auch nur für einen Moment. Schon im nächsten hob sie die gesenkten Wimpern, lachte Oswald schelmisch aus ihren großen grauen Augen an und sagte rasch und im Flüsterton:

„Sie glauben doch nicht, daß es ein Zufall ist, der uns hier zusammenführt?"

„Ich weiß nicht, was ich glauben soll, antwortete Oswald, unwillkürlich denselben raschen und heimlichen Ton anschlagend.

„So hat Ihnen die Professorin noch nichts mitgetheilt?"

„Was?"

„Ich habe ihr weiß gemacht: ich hätte den Auftrag, Sie zu fragen, ob Sie in einer mir befreundeten Familie eine Stelle annehmen wollten. Natürlich ist kein Wort davon wahr. Mich führt nichts hierher, als" —

Ein Blick der glänzenden Augen und ein Zucken des reizenden Mundes füllten die Pause, welche die junge Dame in ihrer Rede machte, sehr beredt aus. Oswald vermochte noch immer nicht, sich in die

eigenthümliche Situation zu finden. Er hatte Helene erwartet: er fand Emilie, — Emilie, deren lieblich kokette Erscheinung ihn so wunderbar an einige der reizendsten und zugleich peinlichsten Scenen in dem wirren Drama seines Lebens mahnte, Emilie, der gegenüber er sich von vornherein zu einer entsagungsvollen Rolle verurtheilt hatte, aus welcher der Uebergang in die eines Liebhabers nicht eben leicht war. Er hatte das sehr bestimmte Gefühl, daß er der jungen Dame irgend etwas, es sei was es sei antworten müsse; aber, von den verschiedensten Empfindungen auf einmal bestürmt, suchte er vergeblich nach Worten.

„Weshalb sind Sie nicht zu uns gekommen, wie Sie neulich versprachen?" fuhr Emilie, durch diese Schweigsamkeit ihres Ritters einigermaßen entmuthigt, in dem Tone eines verzogenen Kindes fort, dem ein hübsches Spielzeug vorenthalten wird und das deshalb große Lust hat, in Thränen auszubrechen; „ist es recht, die Bitte — die unschuldige Bitte einer Dame nicht zu erfüllen, und sie dadurch zu einem Schritt zu zwingen, den sie kaum vor sich selbst, geschweige denn vor dem Urtheil der Welt verantworten kann?"

Es ist eine uralte Erfahrung, daß die Gunst einer

Frau, die zu erkämpfen ein Mann vielleicht sein Leben wagen würde, demselben Manne durchaus werthlos erscheint, wenn er sie ohne allen Kampf umsonst haben kann. Oswald's moralisches Gefühl hatte bereits viel von seiner natürlichen Zartheit verloren, und überdies wallte ihm das, von dem reichlich genossenen Weine erhitzte Blut stürmisch in den Adern; aber so tief war er doch noch nicht gesunken, daß ihm Emilien's unweiblich Benehmen nicht hätte stutzig machen sollen. Er trat unwillkürlich einen Schritt zurück und sagte in halb ernstem, halb spöttischem Ton: Es scheint, gnädige Frau, daß es mein Schicksal ist, Ihnen stets durch meinen plebejischen Mangel an ritterlicher Galanterie beschwerlich zu fallen."

Aber er hatte es kaum gesagt, als er es gern zurückgenommen hätte. Emilien's liebreizendes Gesicht, das bis dahin im rosigsten Lächeln gestrahlt hatte, wurde leichenblaß. Ihre großen Augen wurden noch größer und starr, wie die Augen Jemandes, der einen heftigen physischen oder psychischen Schmerz zu erdulden hat; um ihre bleichen Lippen zuckte es krampfhaft, als ob sie etwas sagen wolle, und doch nicht die Kraft dazu finden könne. Ihre Glieder zitterten, sie griff nach der Lehne eines Stuhls, der in ihrer Nähe stand.

So tief hatte der Pfeil nicht verwunden sollen. Oswald schämte sich seiner Grausamkeit, um so mehr, als es ihm mit der catenischen Strenge, die er herausgekehrt hatte, so gar ernst nicht war. Er trat lebhaft auf Emilien zu; er ergriff ihre Hand, die er fest hielt, obgleich sie schwache Anstrengungen machte, ihm dieselbe wieder zu entziehen; er beschwor sie in leidenschaftlichen Worten, ihm zu verzeihen: er bereue, was er gesagt habe; — sein Herz sei krank, sein Kopf verwirrt, sein Mund spreche oft, wovon sein Kopf und sein Herz nichts wüßten. — Sie solle ihm Gelegenheit geben, zu sich selbst zu kommen, sich vor sich selbst und vor ihr zu rechtfertigen."

Emilien's Schmerz schien durch diese Worte und vielleicht mehr noch durch den innigen Ton, in welchem sie gesprochen wurden, einigermaßen gelindert zu werden. Sie hatte sich auf den Stuhl gesetzt, auf dessen Lehne ihre kleine Hand vorher gezittert hatte; ihre Thränen begannen reichlich zu fließen, sie duldete es, daß Oswald, der sich über sie beugte, diese Hand mit Küssen bedeckte, während er nur noch in leisen Worten, die mit jedem Augenblick zärtlicher und leidenschaftlicher wurden, ihre Verzeihung für seinen Wahnsinn — wie er es nannte — erflehte. Ihr Weinen wurde sanfter, wie eines kleinen Mädchens Weinen,

dem die Puppe, die ihr verweigert wurde, nun endlich doch unter Küssen und Liebkosungen in die Arme gelegt wird. Beide, Oswald sowohl wie Emilie, schienen ganz vergessen zu haben, daß sie sich in einem fremden Hause befanden, wo jeder nächste Augenblick ihnen eine beschämende Verlegenheit bereiten konnte, und sie konnten von Glück sagen, daß ein eben so unerwarteter, wie lächerlicher Zufall ihnen die Besinnung wieder gab, die sie in der berauschenden Süßigkeit des ersten Reigens von Herzen zu Herzen verloren hatten.

Plötzlich ertönte nämlich aus dem inneren Gemach ein so gellender Schrei, daß Oswald und Emilie entsetzt in die Höhe fuhren und von dem einen Gedanken, die Dichterin stehe von oben bis unten in hellen Flammen, getrieben, in ihr Zimmer stürzten. Der erste Blick, als sie die Portiere auseinanderschlugen, belehrte sie nun freilich, daß die Dichterin nicht in Lebensgefahr sei, und als sie näher eilten, sahen sie denn auch, was geschehen war. Primula hatte, verloren in der Bewunderung einer ganz besonders gelungenen Strophe, der sie noch im letzten Augenblick durch eine glückliche Verbesserung einen unbeschreiblich pathetischen Charakter gegeben hatte, ein Versehen begangen, wie es großen Geistern — und

denen gerade am leichteſten — begegnen kann: ſie hatte ſtatt der Sandbüchſe das Tintefaß ergriffen und den reichlichen Inhalt deſſelben bis auf den letzten Tropfen über ihr Manuſcript und von dort in einem ſchwarzen Sturzbach auf den Schooß ihres gelbſeidenen Kleides geſchüttet. Und da ſtand ſie nun, die vom grauſamſten Zufall verhöhnte Dulderin, — ſtumm, nachdem der erſte wilde Schrecken ihr den gellenden Schrei ausgepreßt hatte, die (mit Tinte arg beſudelten) Hände und die waſſerblauen thränenden Augen zur Zimmerdecke erhoben, als wollte ſie den Vater Apollo ſelbſt zum Zeugen anrufen des grauenhaften Schickſals, welches eines ſeiner begabteſten Kinder betroffen. Oswald und Emilie hatten Mühe, ihr Lachen über dieſen Anblick zurückzuhalten; aber alle Anſtrengung, ernſt zu bleiben, war vergeblich, als jetzt die Dichterin in tragiſchem Schmerz ihr Antlitz in beide Hände drückte und einen Augenblick nachher, wie der wildeſten Zone wildſter Krieger mit ſchauerlichen Flecken bemalt, vor ihnen ſtand.

„Lacht nicht, meine Freunde," ſagte die beleidigte Dame mit ſanfter Stimme, es ziemt den Freunden des verfolgten Genius nicht, zu jener argen Welt zu gehören, die es liebt, das Strahlende zu ſchwärzen" —

Die zum Weinen wie zur ausgelassensten Lustigkeit alle Zeit gleich bereite Emilie konnte hier nicht länger widerstehen. Sie warf sich in einen Lehnstuhl und lachte, daß ihr die Thränen in die Augen kamen.

„Frau von Cleten," sagte Primula mit Würde, „ich muß Ihnen sagen, daß Ihr Benehmen für ein zartbesaitetes Gemüth wie das meinige, etwas tief Verletzendes hat;" dann sich zu Oswald wendend, mit dem Tone des sterbenden Cäsar: „Oswald, das habe ich nicht um Sie verdient!" und sie wandte sich, zu gehen.

„Liebste, beste Frau Professor!" rief Emilie aufspringend und ihr in den Weg tretend, „ich bitte tausend, tausendmal um Verzeihung, aber sehen Sie selbst, ob es menschenmöglich ist, dabei ernst zu bleiben."

Und sie drängte Primula mit sanfter Gewalt vor den Trümeau, vor welchem sich sonst die Dichterin an ihrem eignen musenhaften Anblick zu begeistern pflegte. Jetzt aber war Hineinschauen, einen Schrei ausstoßen, wie wenn sie das Haupt der Gorge erblickt hätte, und dann ohne weitere Vorbereitung Oswald, der glücklicherweise dicht hinter ihr stand, ohnmächtig in die Arme fallen, das Werk eines Augenblicks.

„Bitte, klingeln Sie nach dem Mädchen," ſagte Oswald, indem er die Ohnmächtige nach dem Sopha trug.

Auf Emilien's Sturmläuten erſchien denn auch alsbald Primula's Zofe; aber ſchon hatte die Dichterin ſich ſoweit erholt, daß ſie die Augen halb aufſchlagen und mit matter Stimme zu Oswald und Emilie ſagen konnte: „Ich danke Euch, meine Freunde! Ihr hattet ein Recht, zu lachen: du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas. Aber jetzt verlaßt mich! verlaßt eine Unglückliche, die das Leid, was ſie betroffen, ſtill in ſich verwinden muß! Kein Wort, o, kein Wort! verlaßt mich!"

Was war da zu thun? Einem ſo beſtimmt ausgeſprochenen Wunſch mußte Folge geleiſtet werden. Fünf Minuten ſpäter ſtanden Emilie und Oswald, denen der ſchläfrige Lebrecht die Treppe hinuntergeleuchtet hatte, auf der Straße.

„Mais, mon Dieu!" ſagte Emilie, „ich habe gar nicht daran gedacht, daß ich meinen Wagen erſt eine Stunde ſpäter beſtellt habe."

„So wird Ihnen wohl nichts übrig bleiben, als meine Begleitung anzunehmen und zu Fuß zurückzukehren."

Emilie legte ihren Arm in den Oswald's, und ſo gingen ſie ein paar Augenblicke ſchweigend nebeneinander.

Es war ein sehr dunkler, stiller Abend. Die Herbststürme hatten die Bäume kahl gefegt und ruhten jetzt von ihrer wochenlangen Arbeit. Der Winter stand vor der Thür, aber zögerte noch ein Weilchen, ehe er mit seiner starren Faust daran klopfte. Auf den Straßen war es, weil die Laternen aus irgend einer astronomischen Rücksicht nicht brannten, äußerst finster. Es war daher nicht weiter auffallend, daß Emilie sich eng an ihren Begleiter, der des Weges durchaus kundig schien, anschmiegte.

„Wissen Sie unsere Wohnung?" fragte sie.

„In der Süder-Vorstadt, meine ich?" — Es war dies dieselbe, in welcher auch die Pensionsanstalt des Fräulein Bär lag.

„Ja. Es ist ein weiter Weg."

„Desto besser."

Ein sanfter Druck des runden Armes belohnte Oswald für diese Galanterie.

Sie waren ohne weiter zu sprechen, in ziemlich raschem Gange bis ans Thor gekommen. Sobald sie außerhalb der Stadt waren, fingen sie, wie auf Verabredung, an, langsamer zu gehen. Oswald fühlte, daß das junge Weib, das an seinem Arme hing, in seiner Gewalt sei, daß es in seiner Macht stehe, sie — nach ihrem Sinne wenigstens — glücklich zu machen.

Die tugendhafte Wallung von vorhin, bei welcher der Stolz, der sich nicht wegwerfen will, bedeutend mitgespielt hatte, war längst verflogen. Die koketten Reize Emilien's, deren Macht er in der Fensternische von Barnewitz schon hinreichend empfunden, hatten ihre unausbleibliche Wirkung auf das schwankende, aber für alles Schöne und Anmuthige unendlich empfängliche Gemüth des jungen Mannes nicht verfehlt; und wenn er in diesem Augenblicke auch an die glänzendere Schönheit Helenen's und an das dachte, was er seine wahre Liebe nannte, für die er so viel, so viel geopfert hatte, so war es leider nur, um ihm die Süßigkeit einer verstohlenen und gewissermaßen verbotenen Leidenschaft desto berauschender zu machen.

„Zürnen Sie — zürnst Du mir noch, Emilie?" sagte er mit dem einschmeichelndsten Ton seiner weichen tiefen Stimme, indem er das „Du" in jener undefinirbaren Weise accentuirte, die eine Abbitte und zugleich eine Huldigung in sich schließt.

„Ich Dir zürnen!" erwiderte Emilie, und sie schmiegte sich noch enger und inniger an ihren Begleiter; „kann man da zürnen, wo man nichts möchte, als nur immer lieben, unsäglich lieben und —"

„Und was, Du Holde —"

„Vielleicht auch ein wenig wieder geliebt werden.“

Das klang ſo kindlich, treu und gut, daß Oswald nicht begreifen konnte, wie er jemals die Liebe dieſes liebenswürdigen Geſchöpfes hatte von ſich weiſen können.

„Und doch,“ ſagte er, „haſt Du mir einſt gezürnt und hatteſt, weiß es der Himmel, der mit ſeinen goldnen Sternen auf uns herniederblickte, auch Urſache dazu. Wie ſoll ich Dir vergelten, Du Großmüthige, was ich — o, ich darf gar nicht an jenen Abend auf dem Balle in Grenwitz denken!“

„Wirklich?“ erwiderte Emilie heiter, „o dann iſt Alles wieder gut, dann will ich nichts beklagen von Allem, was ſeitdem geſchehen iſt.“

„Von Allem, was geſchehen iſt? Was iſt geſchehen?“

„Wie Du fragſt! Bin ich nicht Frau von Cloten? Und weshalb bin ich es? Doch nur, weil Du meine Liebe verſchmähteſt. O, Oswald, ich kann Dir nicht ſagen, wie es in mir tobte, als ich Dich an jenem Abend verlaſſen hatte. Mein Herz wollte brechen; ich hätte laut aufſchreien können, ich hätte mich an die Erde werfen und mich todt weinen können. Und doch ſchickte ich Cloten zu meiner Tante,

um bei ihr um mich anzuhalten. Wie ich das konnte? Du kennst uns Frauen nicht, wenn Du darnach fragst. Cleten, oder ein Anderer, es war mir Alles gleich in diesem Augenblick. Ich hatte nur den einzigen Gedanken, mich an Dir zu rächen, indem ich mich so tief unglücklich machte, als nur möglich; damit Du mein Unglück auf dem Gewissen hättest, damit ich einst zu Dir sagen könnte: Du hast es ja nicht anders gewollt."

„Dies Einst ist früher gekommen, als Du wohl selbst gedacht hast; ich wollte freudig Jahre meines Lebens geben, ja auf der Stelle wollte ich sterben, könnte ich Dich dadurch wieder so frei machen, wie Du warst, als wir uns zum ersten Male in Barnewitz sahen."

„Was hätte ich von meiner Freiheit, wenn ich Dich verlieren müßte?" erwiederte Emilie zärtlich und neckisch. „Nein, nein, Oswald, zehntausendmal lieber so, wie es jetzt ist. Wenn Du mich ein wenig lieb haben willst —"

„Kannst Du daran zweifeln?"

„Vielleicht; aber gleichviel, ein wenig nur und ich bin zufrieden; mag ich dann immerhin Frau von Cleten heißen; magst Du dann immerhin eine Andere lieben —"

„Eine Andere?“

„Ja, mein Herr, eine Andre, die allerdings sehr schön, aber auch ebenso stolz wie schön ist, und die, das können Sie versichert sein, ihrem Stolz unbedenklich ihre Liebe opfern würde, wenn sie, woran ich übrigens zweifle, wirklich lieben kann. O, Oswald, ich wollte, Du hättest sie gestern Abend gesehen! Ich weiß, die Leute schelten mich kokett und ich mags auch wohl sein, wenns darauf ankommt, einen Narren am Seil zu führen; aber dann thu' ichs lustig und nicht mit keuschem Augenniederschlagen, wie Helene. Ich kann Dir sagen, daß ich mich gestern für Dich gegärgert habe. Ich dachte, der arme Mensch verschmachtet vor Liebe, während die Dame seines Herzens sich hier nach Herzenslust die Cour machen läßt, und von wem? von dem Ausbund aller dünkelhaften Aufgeblasenheit, die je in einem bunten Rocke steckte; von dem König aller Ballhelden in Lackstiefeln und tadellosen Glacés; von dem Musterbild unsrer jungen Laffen, die ihm vergebens seine Kopfhaltung nachzuäffen und sein Non Ma'am, oui Ma'moiselle nachzuschnarren suchen.“

„Und wer ist dieser Held?“ fragte Oswald mit einem Lachen, das vielleicht nicht ganz natürlich klang.

„Ein Fürst Waldernberg — Waldernberg-Malizewsky-Letbus —"

„Ist es nicht ein schwarzer Mann, so lang, wie sein Name, mit einem Gesicht, wie ein melancholischer Bulldog?"

„Ganz derselbe. Schön ist er nicht; witzig ebensowenig, wahrscheinlich auch nicht einmal gut — aber, was thuts? Bei der Aussicht, Fürstin von Waldernberg-Malitzewsky-Letbus zu werden, und über einige hunderttausend Seelen — der Fürst ist Russe — zu commandiren, kann man über die Seelenlosigkeit seines Gemals schon gnädiglichst den Schleier der dunklen seidenweichen Wimper fallen lassen."

Während Emilie so nach dem Grundsatz, daß im Krieg und in der Liebe alle Mittel gelten, den Dämon der Eifersucht zu ihrer Hülfe rief, waren sie an die unmittelbare Nähe von Fräulein Bär's Haus, an dem ihr Weg vorüberführte, gekommen. Emilie schwieg und zuckte zusammen, denn aus dem Schatten der Pappeln vor der Gartenpforte löste sich plötzlich eine riesige, in einen langen Mantel gehüllte Gestalt, die dort gestanden haben mußte, ab und kam langsam an ihnen vorüber.

„Quand on parle du loup" — flüsterte Emilie, als sie einige Schritte weiter gegangen waren; „wenn

es weniger dunkel wäre, so würde das ein interessantes Rencontre gewesen sein."

Die Begegnung des Fürsten zu dieser Stunde, an diesem Orte war eine Bestätigung von Emilien's Worten, die nicht stärker sein konnte. Wenn die Liebe Alles glaubt, so wird sie von ihrer Zwillingsschwester Eifersucht in dieser Gläubigkeit noch fast übertroffen; und wenn ähnliche Ursachen überall ähnliche Wirkungen haben, so mußte Oswald jetzt so ziemlich in derselben Stimmung sein, in welcher Emilie an jenem Abend in Grenwitz gewesen war, als sie, von Oswald zurückgewiesen, Zorn gegen ihn und Eifersucht gegen Helene im Herzen, hinging und Cloten's Braut wurde. Nur war der Unterschied, daß Emilie den Mann, in dessen Arme sie sich stürzte, nie geliebt, und auf Oswald's Herz die reizende Frau, die jetzt so verführerisch fest an seinem Arme hing, vom ersten Augenblick an einen tiefen Eindruck gemacht hatte.

„Wir sind an Ort und Stelle," sagte Emilie, als sie bald darauf an einer auf derselben Seite der Straße gelegenen Villa anlangten. Zwischen der Villa und dem Nachbarhause führte ein Weg, den Oswald kannte, direct in den Park.

„Hast Du Muth, noch ein wenig mit mir im Park zu gehen?" flüsterte Oswald, stehen bleibend, ihr ins Ohr.

„Warum nicht?“ erwiederte Emilie noch leiſer.

Aber ihr Muth konnte doch ſo groß nicht ſein, denn während ſie die Strecke zwiſchen den beiden Häuſern und dann einen abſchüſſigen Weg, der zuletzt über eine kurze gewölbte Holzbrücke in den Park führte, hinabgingen, ſchlug ihr das Herz zum Zerſpringen und als ſie nun unter die hohen Bäume traten, durch deren entblätterte Zweige der Nachtwind in dumpfen Tönen rauſchte, blieb ſie ſtehen und ſagte:

„Es iſt recht dunkel hier.“

„Sie fürchteſt Du Dich doch, Du Liebe?“ erwiderte Oswald, ſein Geſicht ſo tief herabbeugend, daß ſein Athem ihre Wange berührte.

„An Deiner Seite nicht, und ginge es in den Tod.“

Emilie hing an Oswald's Hals; die Lippen, die ſich heute nicht zum erſten Male berührten, vermählten ſich in einem langen, glühenden Kuß. . . . .

Oswald und Emilie wandelten in der Allee auf und ab. Was galt es ihnen, daß ſie kaum die Stämme der Bäume wenige Fuß von ihnen erkennen konnten, daß der kalte Athem des Meeres ſie anwehte, — je dunkler es war, deſto weiter war von ihnen die Welt gerückt, die von ihrer Liebe nichts

wissen durfte; je kälter es war, deste öfter konnte er ihr den seidenen Shawl dichter um den schlanken Leib hüllen, deste inniger konnte sie sich an seine Brust, in seine Arme schmiegen. Die ganze Gluth der Leidenschaft, die in Emilien's heißem Herzen brannte, loderte empor in wilden Feuergarben. Sie küßte des geliebten Hände, sie küßte seinen Mund, sie lachte, sie weinte, sie war außer sich: „O, nimm mich mit Dir, Oswald! wohin Du willst, ans Ende der Welt, wo uns Niemand kennt, uns Niemand unsere Liebe neidet. Ich frage nicht nach Rang und Reichthum. Ich habe nicht zu arbeiten gelernt; aber für Dich wird mir nichts zu schwer sein. — Du lachst, Du glaubst mir nicht. O, stelle mich auf die Probe! nimm mich zu Deinem Weib, mach' mich zu Deiner Sklavin, mir gilt es gleich, wenn ich nur bei Dir sein kann! — Und, Oswald, wenn Du mich nicht mehr liebst, dann sag' es mir gerade heraus; oder nein, sag' es mir lieber nicht! nimm, ohne ein Wort zu sprechen, einen Dolch und stoße ihn mir ins Herz, und dann, wenn's ja doch vorbei ist, laß mir aus Barmherzigkeit die Wollust, meine Seele in einem Kuß auf Deinen Lippen auszuhauchen."

So sprach unter Küssen und Kosen das leidenschaftliche Weib, bald klagend, bald jubelnd, bald in

abgebrochenen, stammelnden Lauten, bald in stürmischen fliegenden Worten -- einem jungen Vögelchen gleich, das Alles, was seine klopfende Brust erfüllt, auf einmal herausschmettern und flöten möchte und es doch nur bis zum Zwitschern und hie und da zu einem hellen Ton bringt. Es war der Ausdruck einer von Natur nicht unedlen, aber in der Narrethei fashionabler Erziehung und dem Puppenspiel vornehmen Lebens verwahrlosten Seele, durch deren Dämmerung der Blitz der Liebe flammt, um Alles für einen Augenblick mit einem grellen Schein zu erleuchten, ein geisterhafter Tag, dem alsobald tiefste Nacht folgen wird.

Sie lernte es nicht begreifen, daß Oswald sich weigerte, ihr morgen vor aller Welt einen Besuch zu machen und fortan die Gesellschaften, die sich in ihrem Hause versammelten, zu frequentiren. Sie malte sich ein selbes Verhältniß mit den reizendsten Farben aus. „Sieben ist erst halbe Tage lang außer dem Hause. Wenn Du erst einmal bei uns eingeführt bist, so können wir die herrlichsten Stunden ungestört mit einander verleben.

„Nimmermehr."

„Wie, nimmermehr? möchtest Du das nicht?"

„Wohl möchte ich es: aber die Frage ist, ob ich

es kann? Wie kann ich aber in Deine Gesellschaft zurückkehren, aus der ich so, wie ich es gethan, geschieden bin. Es ist von je mein Grundsatz gewesen, nie wieder den Fuß über die Schwelle eines Hauses zu setzen, in welchem man mich einmal, gleichviel ob wissentlich oder unwissentlich beleidigte. Denn was einmal geschah, kann und wird öfter geschehen und wenn es nicht geschieht — das Vertrauen und die Harmlosigkeit des Verkehrs ist doch fort und die kommt, wie die Unschuld, nimmer wieder."

„Aber was gehen Dich denn die andern Menschen an? Wen ich nicht sehen und beachten will, den sehe und beachte ich eben nicht."

„Das kannst Du: aber siehst Du denn nicht, daß das in meinem Falle ganz unmöglich ist? Oder glaubst Du, daß Herr von Barnewitz, der junge Grieben, und wer noch zu der Sippe gehört, mich unbeachtet lassen würden?"

„Sie sollen nicht zu uns kommen, kein Einziger soll zu uns kommen. Ich will Niemand empfangen und wen ich empfange, so empfangen, daß ihm die Lust wiederzukommen vergeht."

„Aber, Emilie, Kind, das Alles sind ja bunte Seifenblasen, die vor dem ersten Hauch der Wirklichkeit zerplatzen. Und wenn Du dich wirklich mir

zu Liebe und Deiner Gesellschaft in einen Kampf einlassen wollten, in welchem Du nebenbei immer den Kürzeren ziehen müßtest, wird Dein Mann mir, den er gewiß nicht liebt, zu lieben auch gar keine Ursache hat, dasselbe Opfer bringen?"

„Arthur thut, was ich will; ich kann von Arthur Alles verlangen."

„Und wäre er solch ein Thor," sagte Oswald heftig; „ich will in diesem Blindekuhspiel nicht mitspielen. Wenn Dein Mann Dich wirklich liebt, um so schlimmer für Dich und mich und ihn. Ich weiß, daß ihr Frauen in solchen Fällen die beneidenswerthe Kunst kennt, eure rechte Hand nicht wissen zu lassen, was eure linke thut; aber wir Männer sind anders organisirt; ich zum wenigsten. Ich rede hier nicht von metaphysischen Bedenken, über die man sich zur Noth noch wegsetzen kann, wenn man den, dessen Vertrauen man täuscht, aus dem Grunde verachtet; aber ich würde Höllenqualen, die alle Wonne unsrer Liebe nicht beschwichtigen könnte, erdulden, wenn ich mit meinen leiblichen Augen den Mann, den ich verachte, seinen Arm in zärtlicher Vertraulichkeit um Deinen Leib schlingen sähe; wenn ich des Abends von euch ginge, und wüßte, daß Du — o, ich mag es nicht aussprechen, auch nicht einmal auszudenken wage."

Emilie warf sich schluchzend in Oswald's Arme: „O, laß mich immer bei Dir bleiben! laß mich nicht wieder in mein Haus zurückkehren! Ich will ihn nicht wieder sehen! er soll nie wieder meine Hand berühren! ich habe ihn ja nie geliebt! O, Oswald, hab' Erbarmen mit mir! laß mich nicht so schwer büßen für Etwas, das ich ja doch nur aus rasender Liebe zu Dir gethan habe."

„Armes, unglückliches Kind," murmelte Oswald, sie zärtlich an sich drückend, „armes unglückliches Kind; und unglücklich durch mich! das ist das bitterste Leid! Emilie, Holde, Süße, weine nicht so! Dein Schluchzen zerreißt mein Herz! Laß ab von dem Manne, der Dich schon so unglücklich gemacht hat, und nichts weiter kann, als Dich nur noch unglücklicher machen! Vergiß, daß Du mich je gesehen hast! Kehre zurück zu Deinem Gatten. Du wirst mit ihm nicht glücklich werden, aber wer ist denn glücklich auf dieser Welt! Du wirst Dich an ihn gewöhnen, wie sich der Mensch zuletzt ja an Alles gewöhnt. Und so wird Dir der Strom des Lebens verfließen, im Anfang vielleicht noch unwillige Wellen schlagen, dann allmälig ruhiger und träger, bis er zuletzt in dem todten Meere dumpfer Resignation gleichgültig mündet. O, mein Gott, mein Gott! . . . Komm, Emilie! es hilft

uns nichts, daß wir einander unser Leid klagen. Die Nacht ist kalt, Deine Haare, Deine Kleider sind naß von dem Nebelgerieſel, wie Deine Augen von Thränen. Du mußt nach Haus."

Er ſchlang ſeinen Arm um ihren Leib und führte ſie den Weg, den ſie gekommen waren, zurück. Emilie ließ es geſchehen. Ihr leiſes Schluchzen hörte allmälig auf; ſie ſchien die Hülfloſigkeit ihrer Lage zu begreifen. Plötzlich aber, als ſie auf der Brücke waren, die aus dem Park herausleitet, blieb ſie ſtehen, faßte Oswald's beide Hände und ſagte mit leiſer feſter Stimme:

„Ich hab' es mir überlegt und anders iſt es nicht. Ich will ohne Dich nicht mehr leben, ſeitdem ich weiß, wie köſtlich das Leben mit Dir iſt. Wenn Du mich nicht lieben kannſt, ſo beſchwöre ich Dich bei Allem, was Dir heilig iſt, ſage es mir. Ich will kein Wort erwidern, kein Wort. Ich will nicht weinen, nicht klagen. Du ſollſt von mir nicht beläſtigt werden. Was ich dann thue, das weiß ich."

„Emilie —"

„Nein, laß mich ausreden. Ich ſage Dir, ich will nicht ohne Dich leben. Wenn Du mich nicht liebſt, kann es Dir ja gleichgültig ſein, was aus mir wird. Wenn Du mich aber liebſt, ſo wirſt, ſo mußt

Du fühlen, daß wir uns auch, so oder so, angehören müssen. Wie das geschehen kann, — ich weiß es jetzt noch nicht; aber ich werde darüber nachdenken und Du wirst darüber nachdenken und wir werden einen Ausweg finden. Jetzt, sage mir: liebst Du mich, oder nicht?"

„Ich liebe Dich!" sagte Oswald, und er glaubte in diesem Augenblick, was er sagte.

Emilie warf sich in seine Arme: „Und ich liebe Dich, Oswald, wie Dich nie ein Weib geliebt hat, wie Dich nie ein Weib auf Erden wieder lieben wird . . . Und nun," fuhr sie in ruhigem Tone fort, während sie langsam weiter schritten, „laß uns unsre Lage überdenken. Vorläufig, das sehe ich wohl, muß es so bleiben, wie es ist; aber auch so muß ich Dich von Zeit zu Zeit sehen, wenn ich nicht wahnsinnig werden soll. Hier in der Stadt, wo tausend Augen uns bewachen, ist es schwer; aber ich habe einen andern Plan. Drüben in Fährdorf (es war dies ein Uferdorf der Insel, Grünwald gerade gegenüber, wo die Fährboote anlegten) wohnt meine alte Amme, die mir unbedingt ergeben ist. Sie ist Wittwe und hat einen einzigen Sohn in meinem Alter, der für mich durch Wasser und Feuer geht. Sie ist kränklich; ich schicke ihr alle Tage etwas, habe sie auch schon be-

sucht und es wird nicht auffallen, wenn ich sie wieder besuche. Ihr Sohn ist Steuermann auf einem Fährboote, das ihr gehört, und er wird uns sicher und verstohlen hinüber und herüber bringen. Wenn in einigen Wochen, vielleicht schon Tagen, das Eis hält, ist die Sache noch viel einfacher, wenn wir nicht bis dahin . . . willst Du, Oswald?"

„Der Plan ist gut," sagte Oswald; „besonders deshalb gut, weil ich keinen besseren wüßte. Wann wollen wir ihn in Ausführung bringen?"

„Morgen, wenn Du willst."

„Wann?"

„Um fünf Uhr Nachmittags. Das heißt, wir dürfen nicht zusammen hinübergehen. Ich will schon früher fahren. Du kommst nach, wenn es dunkel ist. Die Rückfahrt findet sich. Die Wohnung der Wittwe Lemberg vergiß den Namen nicht ist das letzte Haus rechts am Strand. O, Oswald, Oswald! denke die Seligkeit, mit Dir stundenlang ungestört beisammen zu sein! Doch jetzt, mein Oswald geh! man darf dich nicht sehen; ich muß allein nach Hause gekommen sein. Leb' wohl, — leb' wohl — auf Wiedersehen." . . .

Die schlanke Gestalt Emilien's war heimlich durch das Dunkel bis an die Thür der Villa geschlüpft.

Oswald hörte die Glocke ziehen. Die Thür wurde geöffnet und schloß sich wieder. Oswald war allein.

Er war allein; allein mit einem Herzen, in dem es finster war, wie die finstre Nacht, die wie ein schwarzes Leichentuch über der kalten, starren Erde lag. Kein Hoffnungsschimmer am Himmel und in seiner Seele; dunkel, Alles dunkel vom Aufgang bis zum Niedergang.

Er konnte es zu keinem bestimmten Gedanken bringen, nur zu dem einen, daß er sterben möchte, daß es ein Glück für ihn sein würde, wenn er seinem Leben ein Ende machte. Für ihn und für Andre! Heftete sich nicht das Unglück an seine Fersen? war es nicht sein Schicksal, Verwirrung und Leid zu bringen, wohin er kam? Und nun dieser neueste Bund, den er geschlossen, unwiderruflich, wenn er nicht treulos sein wollte, wie — wie was? wie er noch stets gewesen war! Melitta — Helene — Emilie! Was hatte Emilie vor den Andern voraus, als daß sie zufällig die letzte war? . . .

So irrte er, von den Furien des eignen Gewissens gejagt, in dem Park umher bis an den Strand und wieder zurück und wieder an den Strand und wieder zurück. Die feuchtkalte Luft durchnäßte seine Kleider, er achtete es nicht; er stieß sich an den triefenden

Stämmen, er ritzte seine Hände in dem Hagedorn — er fühlte es nicht. Verwünschungen gegen die Verschwung, gegen die Menschen, gegen sich selbst murmelnd, trank er in vollen Zügen aus dem Kelch der Leiden, die sich, wenn wir dem alten Weisen glauben dürfen, „der Mensch in seines Sinnes Thorheit selbst gegen der Götter Willen und des Schicksals Schluß bereitet."

Zuletzt fand er sich, — er wußte nicht, wie er dahin gekommen war — vor der Pforte des Gartens von Fräulein Bär's Pensionsanstalt. Aus einem der Fenster Helenen's Zimmer — schimmerte Licht. Es war das erste Licht, das er jetzt seit Stunden gesehen und es war ihm, als ob in die Nacht seiner Seele ein Stern hernieder leuchte. Zwar Trost und Hoffnung konnte ihm der Stern nicht bringen, aber er löste seine Verzweiflung in Wehmuth auf. Er verfiel in jene Stimmung, wo der Mensch sich aus dem Chaos seiner eignen Leidenschaften befreit, voll schmerzlichen Mitleids die gramzerrissenen Züge seines Genius betrachtet und das Leid der Welt in seinem eigenen Leide fühlt. Er meinte nicht sich, er meinte nicht Helene, er meinte des Menschen Sohn, als er jetzt, sich aufraffend und den Weg nach der Stadt einschlagend, die Stimme erhob und sang:

Dein Angeſicht, ſo lieb und ſchön,
Ich hab' es jüngſt im Traum geſehn.
Es war ſo mild, ſo engelgleich,
Und doch ſo bleich, ſo ſchmerzensbleich.
Und nur die Lippen, die ſind roth,
Bald aber küßt ſie bleich der Tod.

Fünftes Kapitel.

Einige Tage später war beim Geheimrath Rebrau in dem Wohnzimmer eine kleine Gesellschaft versammelt, bestehend aus dem Geheimrath selbst, seiner Tochter, Franz und einer jungen Dame, die, von Bemerlein bei Rebrau's eingeführt war: Mademoiselle Marguerite Martin. Man hatte zu Abend gegessen, nachdem man vergeblich eine Stunde lang auf Herrn Bemerlein gewartet. Jetzt saß man um den Kamin; auf einem Tische in der Nähe Sophien's stand statt der Theefaden heute eine kleine Bowle, aus der die junge Dame aber nur selten ein oder das andere Glas füllte. Die Conversation war nicht eben belebt; es schien ein Schleier von Wehmuth über den Gesichtern Aller zu hängen. Kein Fremder hätte glauben sollen, daß diese stille melancholische Gesellschaft nichts mehr und nichts weniger feierte, als was man im gewöhnlichen Leben einen „Polterabend" zu nennen pflegt.

Und doch war dies der Fall. Morgen in den

ersten Vormittagsstunden sollte in der Universitätskirche das junge Paar vom Professor Doctor Schwarz eingesegnet werden, um dann eine Stunde später nach der Residenz abzureisen, wohin Franz dringende Geschäfte riefen.

In den Plänen, die Franz für die Zukunft entworfen hatte, war nämlich noch in der elften Stunde vor seiner Verheirathung eine große Veränderung eingetreten. Das Opfer, welches er in aller Stille und Heimlichkeit — wie es Opfernden geziemt — der Ruhe und dem Glück der Seinigen bringen wollte, war nicht angenommen worden. Als er an Professor Kurzenbach schrieb, daß er die ihm zugedachte Ehre der Stelle eines ersten Assistenzarztes an dessen berühmter Klinik, weil er sich seiner Aufgabe nicht gewachsen fühle, ablehnen müsse, glaubte er die Sache ein für alle Mal abgethan. Aber Kurzenbach war nicht der Mann, einen ihm lieb gewordenen Gedanken so leicht aufzugeben. Er schrieb abermals an Franz, und — das hatte Franz nicht erwartet — zugleich an dessen Schwiegervater. So erfuhr der Geheimrath, was ihm, nach Franz' Absicht, für immer unbekannt bleiben sollte. Er war wie aus den Wolken gefallen; aber der Entschluß des energischen Mannes war auch im nächsten Augenblick gefaßt. Als Franz eine halbe Stunde später

ihn zu besuchen kam, empfing er ihn mit dem Brief Kurzenbach's in der Hand. In dieser Stunde der Entscheidung fand Rebran seine ganze alte Geistes-kraft und Beredsamkeit wieder.

„Sehen Sie denn nicht, theuerster Franz," sagte er, „daß dies ungeheure Opfer, welches Sie mir so leichten Muthes und — Sie müßten sonst kein vom Weibe Geborner sein, — schweren Herzens bringen, mich durch seine Größe niederdrückt und so zu sagen moralisch vernichtet? Sie haben Ihr Vermögen für mich dahingegeben. Ich unterschätze das wahrhaftig nicht: indessen das hat schon mancher Vater freudig für seinen Sohn gethan, weshalb sollte es nicht auch umgekehrt einmal ein Sohn für seinen Vater thun? Aber, indem Sie diese Stelle ausschlagen, opfern Sie mir etwas, das sich nicht mehr zählen und berechnen läßt. Sie opfern mir Ihre ganze Zukunft. Sie opfern mir den Ehrgeiz, der jedes edle männliche Herz erfüllt, es in dem Berufe, dem man angehört, zur höchstmöglichen Vollkommenheit zu bringen; ja, was am schwersten in die Wagschale fällt: Sie opfern mir auch, worüber Sie gar nicht frei verfügen können: die Pflicht, die Sie gegen Ihre Mitmenschen haben. Wem, wie Ihnen viel gegeben ist, von dem kann und muß auch viel gefordert werden. Sie finden in der

Residenz einen Wirkungskreis, um den Sie selbst ein Cäsar beneiden würde, wenn ein Cäsar überhaupt jemals begreifen könnte, worin das wahre Herrscherthum des Menschen besteht. Sie werden in Wirklichkeit sein, wie die römischen Schmeichler ihre Neronen und Heliogabale nannten: deens und deliciolae generis humani: eine Zierde und Wonne des Menschengeschlechts, denn Sie werden, wie einst der göttliche Nazarener, Blinde sehend und Lahme gehend und die unter der dumpfen Grabesdecke ihrer Leiden Gebetteten vom Tode auferstehen machen. Und von Ihren Worten und Werken begeisterte Schüler werden ausziehen in alle Lande und so wird der Kreis Ihrer Wirksamkeit, wie der jedes wahrhaft großen und guten Menschen, eine unendliche Peripherie gewinnen. Was Sie in Grünwald leisten können, das können Andre auch. Was Sie dort leisten können, das können Wenige, und es ist recht und billig, daß jeder Soldat in der großen Fortschrittsarmee da marschirt, wo seine Stelle ist in der Reihe und im Gliede.

Und nun abgesehen von diesen innern moralischen Gründen, die Sie gebieterisch zwingen, auf den Ruf des großen Geistes, der durch Kurzenbach's Mund Ihnen geworden ist, mit Hier! zu antworten, so sprechen auch selbst die äußeren Verhältnisse mehr für

als gegen die Sache. „Ich weiß sehr wohl, welche Motive Sie zu Ihrer Weigerung bestimmten; aber — verzeihen Sie, Franz, wenn ich ganz aufrichtig spreche — fehlten Sie dabei, wenn auch nicht Ihre Kraft überschätzt, so doch die meinige zu gering angeschlagen haben? Ich bin, was ich einen Todescandidaten nenne; der Tod hat mich nur vorläufig gezeichnet, um mich bei nächster Gelegenheit deste sichrer zu treffen; indessen sobald tritt diese Gelegenheit denn doch vielleicht nicht ein; ich schätze, wenn Sie nicht etwas ganz Besonderes dagegen haben, mein Leben immer noch auf ein vier, fünf Jahre, vielleicht noch länger. So lange werde ich meine Collegien lesen und meine Kranken besuchen, nach wie vor, und wenn ich nicht allein fertig werden kann, so werde ich mir Jemand wählen, der mir nicht eine so gefährliche Concurrenz machen kann, wie mein vortrefflicher Schwiegersohn, den man mir jetzt schon hier und da vorzuziehen anfängt. Im Ernst, Franz, wir stehen uns vorläufig hier nur im Wege. Und wenn's doch einmal darauf ankommt, Geld zu machen, so ist es besser: Sie gehen nach Osten, und scheren Ihre Schafe und ich schere hier im Westen die meinigen."

Franz war durch diese Argumente nicht ganz überzeugt; aber er fühlte, daß der Geheimrath als Mann

von Ehre nicht anders handeln könne. So ging er denn zu seiner Braut und sagte ihr: daß er einen Ruf nach der Residenz erhalten habe. Was sie dazu sage?

„Ob Du dem Ruf folgen mußt," erwiderte Sophie nach kurzer Ueberlegung, „das zu unterscheiden, muß ich natürlich Dir und dem Vater überlassen, denn ich verstehe nichts davon. Wenn's aber sein muß, so werde ich gewiß nicht Nein sagen. Wann sollen wir fort?"

„Ich muß gegen Weihnachten spätestens da sein; aber auch jetzt schon muß ich gleich nach unserer Hochzeit auf ein paar Tage hinüber, um das Terrain zu recognosciren."

„So reise ich mit Dir. Du sollst sehen, daß ich gar nicht so unpraktisch bin, wie Du glaubst."

Wer Sophie so ruhig, beinahe kühl über einen Plan sprechen hörte, der für ihre und Franzen's Zukunft entscheidend war, dessen Ausführung sie von Vaterstadt und Vaterhaus, von ihren Freundinnen und Bekanntinnen, von tausend und aber tausend lieben Gewohnheiten vielleicht für immer trennte — der hätte sie wohl für kalt und gefühllos halten mögen. Und doch konnte nichts unrichtiger sein. Sophie war nur eine von den Frauen, die weil sie ihre eigentliche Heimat auf dem Gebiet des Geistes und in dem Her-

zen geliebter Menschen finden, sich durch jene beide
dem Alltagsmenschen so furchtbaren Mächte: dur
Raum und Zeit sehr wenig imponiren lassen. S
hatte in dem beständigen Verkehr mit hochbegabten u
hochgebildeten Menschen gelernt, daß es sich im Leb
noch um etwas anderes handelt, als um die Befri
digung unserer individuellen Neigungen und Wünsch
daß jeder Einzelne in dieser oder jener Weise resigni
muß, damit auch Andere zu ihrem Antheil am Erde
glück gelangen. Sie hatte gelernt, daß der Man
noch etwas Anderes zu thun hat, als für seine u
der Seinigen Nahrung und Nothdurft zu sorgen, d
er vor allem ein Priester des Geistes ist, und daß d
Frau keine heiligere Pflicht hat, als die, ihm die
Priesterthum möglich zu machen, dadurch, daß sie b
ständig zu ihm emporblickt, beständig mit ihm empo
strebt, und nicht im Gegentheil den ganzen Kleinkra
des Lebens als ein unerträgliches Bleigewicht an sei
Flügel hängt.

Wohl war ihr der Gedanke, sich von dem Vate
den sie so liebte, von dem sie so sehr geliebt wurd
trennen zu sollen, unsäglich schmerzlich; aber sie wußt
daß er in der Stunde der Entscheidung an den Grun
sätzen, die er der Tochter eingeprägt, festhalten u
von ihr dieselbe Festigkeit erwarten würde. Es wa

ein harter Kampf, den diese beiden edlen Herzen durchzukämpfen hatten in der Nacht, die dem Abend folgte, an welchem Franz' Fortgehen von Grünwald definitiv entschieden war — ein Kampf, wie ihn jedes Menschen Sohn ein oder das andre Mal — und ach! wie mancher mehr als einmal — in seinem Leben durchkämpfen muß; ein Kampf, wo der Angstschweiß in schweren Tropfen von der schmerzlich gefurchten Stirn rinnt und das gequälte Herz stöhnt: Vater, wenn es sein kann, so gehe dieser Kelch an mir vorüber! Aber wer aus diesem Kampf als Sieger hervorgeht, zu dem treten die Engel und dienen ihm, und als am nächsten Morgen Vater und Tochter sich, ohne ein Wort zu sprechen, in die Arme sanken und lange, lange umfangen hielten, da mochten wohl ihre Augen tropfen, aber ihre Stirnen waren heiter und in ihren Herzen tönten Himmelsmelodien.

Von diesem Momente an war Sophien's ganzes Sinnen und Trachten darauf gerichtet, Alles im Hause so zu ordnen, daß der Vater nach ihrer Entfernung wenigstens den Comfort des Lebens, an den er sich nun einmal gewöhnt hatte, nicht vermißte. Vor Allem handelte es sich darum, ein weibliches Wesen zu finden, das ihre Stelle an der Tafel und beim Theetisch ausfüllen und überhaupt die Leitung der häuslichen

Angelegenheiten übernehmen könnte. Ihre Wahl war bald getroffen. Bemperlein hatte, auf Sophiens ausdrücklichen Wunsch, ihr Mademoiselle Marguerite schon am nächsten Tage nach der denkwürdigen Unterredung vor dem Kaminfeuer zugeführt. Sophie hatte an der hübschen schwarzäugigen Französin großes Gefallen gehabt und Bemperlein aufrichtig zu seiner Wahl gratulirt. Schon damals war Sophie der Gedanke gekommen, ob Marguerite nicht später, wenn sie selbst verheirathet war, dem Vater die Wirthschaft führen könnte. Jetzt beeilte sie sich, diesen Gedanken zur Ausführung zu bringen. Der Vater, auf den „die kleine Lacerte", wie er das zierliche Figürchen nannte, einen sehr günstigen Eindruck gemacht hatte, fand den Plan seiner Sophie „so übel nicht"; Franz „billigte" ihn, und was Bemperchen anbetrifft, so versteht es sich von selbst, daß er mit Enthusiasmus darauf einging. Er, als die geeignetste Person, erhielt demzufolge den Auftrag, Marguerite's Sinn in dieser Hinsicht zu erforschen und bei einem so feinen Diplomaten wie Anastasius Bemperlein, konnte es nicht überraschen, daß seine delicate Mission mit dem entschiedensten Erfolge gekrönt wurde. Marguerite erklärte, daß sie die ihr zugedachte Ehre de tout son coeur annehmen werde, sobald sie sich von ihren jetzigen

Verhältnissen losgemacht habe. Jetzt fehlte also weiter nichts, als die gnädige Entlassung der Demoiselle Marguerite Martin aus dem Baron Grenwitz'schen Unterthanenverbande zu bewirken. Dies ging zu Aller Erstaunen leichter, als man erwartet hatte. Der Baronin waren die klugen Augen ihrer Gouvernante schon lange unbequem gewesen, besonders, seitdem in ihrem Hause so Mancherlei passirt war und noch passirte, was eine scharfe Kritik nicht wohl vertragen konnte. Ueberdies hatte sie stets den Grundsatz gehabt, mit ihrem Dienstpersonal in bestimmten Intervallen zu wechseln, da sie die Erfahrung gemacht haben wollte, daß „nur neue Besen gut fegten"; und Marguerite war schon weit über die gewöhnliche Zeit in ihrem Hause gewesen. So gab sie derselben denn ohne weiteres den geforderten congé und erlaubte sogar, in Rücksicht auf die Verhältnisse, daß sie schon an einem der nächsten Tage in das Haus des Geheimraths übersiedelte. Daß Marguerite dabei, „in Anbetracht der bedeutenden Unbequemlichkeiten, ja offenbaren pecuniären Einbußen, welche der Baronin aus ihrem plötzlichen Fortgehen erwüchsen," auf das Gehalt des laufenden Quartals verzichten mußte, verstand sich um so mehr von selbst, als „die junge Person", wenn sie der Baronin fünf Jahre lang mit unermüdlichem

Eifer gedient, doch am Ende nichts weiter gethan hatte, als „ihre Pflicht und Schuldigkeit.“

So war Marguerite ein Mitglied der Familie des Geheimraths geworden und es ist daher natürlich, daß sie heute Abend bei diesem, im engsten Kreise der Familie gefeierten Feste nicht fehlen durfte.

Auch war sie die Einzige, welche heute Abend die Kosten der Unterhaltung ohne Mühe bestreiten konnte. Zwar gab sie sich ersichtlich Mühe, dem Ernst des Augenblicks gerecht zu werden und die Gefühle der Andern nicht durch unzeitige Lustigkeit zu beleidigen, aber bei ihrer angebornen Lebhaftigkeit wurde es ihr nicht leicht, lange schweigsam zu sein, und alle Augenblicke war sie mit ihrem muntern: dites-moi donc, Mademoiselle Sophie! savez-vous me dire, Monsieur le Docteur . . da, wie ein vergnügter Kanarienvogel, dem man das Bauer zugedeckt hat, sobald der erste Schreck vorüber ist, wieder lustig anfängt zu schmettern.

„Aber ich möchte doch um Alles in der Welt wissen, wo Bemperlein bleibt,“ sagte Sophie nach der Uhr sehend; „er hatte versprochen, um acht Uhr hier zu sein; jetzt ist es bereits halb zehn.“

„Vielleicht kann uns Fräulein Marguerite Auskunft geben,“ sagte der Geheimrath.

„Moi? pas du tout!“ erwiderte Marguerite, froh eine Gelegenheit zum Sprechen zu finden. „Ich nicht habe ihn gesehen seit gestern Abend. Ich beinahe glaube, daß er ist krank, denn er sah diese Tage aus sehr aufgeregt und nerveux.“

„Ich war heute bei ihm,“ sagte Franz.

„Nun!“ sagte Sophie.

„Ja, denkt Euch: ich habe den seltsamen Menschen gar nicht zu Gesicht bekommen. Er rief durch die verschlossene Thür: er könne mich nicht sehen; er habe eine wichtige chemische Untersuchung, von der er keinen Augenblick fort dürfe.“

„Es wird doch nichts passirt sein?“ sagte Sophie, „willst Du nicht lieber noch einmal zu ihm gehen, Franz?“

„Recht gern,“ sagte Franz, sein Glas leerend und aufstehend.

Zu demselben Augenblicke erschallte aber vom Hausflur her das unterdrückte Gelächter der Mädchen und des Bedienten. Alsbald ging auch die Thür auf und herein trat eine wunderlich herausgeputzte Gestalt, die sich durch zwei mächtige, an den Schultern angeheftete Gänseflügel, durch einen Bogen in der Hand, nebst obligatem Köcher mit Pfeilen auf dem Rücken, durch einen Kranz auf dem Kopf unzweifelhaft

als Amor präsentirte, wenn auch die Brille nicht ganz zu der diesem Gott charakteristischen Blindheit und der schwarze Anzug zu der klassischen Nacktheit, in welcher sich der Sohn der Liebesgöttin fast ausschließlich gefällt, stimmen mochten.

Diese seltsame Gestalt näherte sich zierlichen Schrittes der Gesellschaft am Kamin, blieb in angemessener Entfernung stehen, verbeugte sich und sprach:

„Hochverehrliches christliches Brautpaar, sehr würdiger christlicher Brautvater und liebwerthe Demoiselle!

Ich bin, wie Jeder leicht erkennt,
Der große Gott Amour.
Wenns irgendwo im Herzen brennt,
Dann brennt durch mich es nur.
Wer meinen Köcher rasseln hört,
Der schlägt die Augen nieder;
Der Pfeil, der von dem Bogen fährt,
Durchbohret Brust und Mieder.
Und wen so traf ins Herz der Schuß,
Um den ist es geschehn;
Von meiner Kunst, o Publicus,
Sollst du ein Pröbchen sehn.

Hier nahm Amor mit großer Ostentation einen Pfeil aus dem Köcher und sagte: „Haben Sie keine Angst, meine Herrschaften, die Sehne ist sehr schlaff und die Pfeile haben, wie Sie gefälligst bemerken werden, faustgroße Gummibälle statt der Spitzen." Darauf legte er den harmlosen Pfeil auf den harm-

losen Bogen und schnellte ihn auf Sophie ab, die ihn geschickt mit der Hand auffing und mit komischem Pathos ans Herz drückte. Dieselbe Procedur wiederholte sich bei Franz mit der Ausnahme, daß dieser den Gummiball an den Kopf prallen. Nachdem Amor also bewiesen, daß er nicht vergeblich drohe, fuhr er fort:

„Nun ist's den Beiden angethan,
Und hin ist ihre Ruh;
Man sieht es ihnen deutlich an:
Es drückt sie wo der Schuh.
Sie ruhen und sie rasten nicht,
Mag's brechen oder biegen,
Bis daß der Pfaffe Amen spricht,
Und sie sich endlich kriegen.
Dann heißt's: Ade, du Elternhaus,
Ich muß nun in die Welt hinaus!
Ade, ade lieb Väterlein,
Ade, es muß geschieden sein!
Ade, du traute Freundesschaar,
Für die ich Licht und Leben war!
Ade ihr lieben Leute!
Ihr habt mich nur noch heute;
Wenn morgen blinkt der Abendstern,
Dann bin ich viele Meilen fern.

Diese letzten Verse sprach Amor mit sehr bewegter Stimme. Die Gesichter der Gesellschaft um den Kamin, die im Anfang von Heiterkeit geglänzt hatten, waren nach und nach ernster geworden; von der halboffenen Thür, in welcher sich die Dienstleute drängten, vernahm man unterdrücktes Schluchzen.

„Trinken Sie ein Glas Bowle, Bemperchen," sagte Sophie, Amor ein Glas präsentirend.

„Auf Ihr Wohl, Fräulein Sophiechen," erwiderte Amor, das Glas auf einen Zug leerend. „Nun setzen Sie sich aber wieder, ich bin noch nicht fertig."

Amor trat jetzt einen Schritt zurück, klapperte mit seinem Köcher, wie, um sich zu überzeugen, daß er sich noch nicht verschossen habe, und sprach darauf also:

„So schrecklich, wie dies Beispiel zeigt,
Ist Amor's grause Macht;
Doch wird's nicht immer ihm so leicht,
Manch' Herz ist streng bewacht;
Es schwärmt der gute Jüngeling. —

Bei diesen Worten blickte Amor anbetungsvoll auf Mademoiselle Marguerite —

Sie aber ist ein schnippisch Ding.
Wenn er von seiner Liebe spricht,
So sagt sie: ich versteh Sie nicht.

Bei dieser, für die Eingeweihten sehr verständlichen Anspielung konnte sich Niemand eines Lächelns erwehren, aus dem aber ein lautes Gelächter wurde, als Mademoiselle Marguerite, die von Allem, was Amor sagte, kaum ein Wort verstand, aus dem Lachen der Anderen aber merkte, daß irgend etwas ganz besonders Witziges gesagt sein müsse, sich zu Sophie wandte und ganz laut fragte: „Qu'est-ce qu'il dit?"

Amor hatte Humor genug, in das Gelächter der Anderen mit einzustimmen; aber alsobald fuhr er mit noch größerem Ernst wie vorhin fort:

Da kommt in allergrößter Eil'
Der Jüngling denn zu mir
Und fleht: „Mit deinem schärfsten Pfeil
Triff's böse Mädchen hier —

Bei diesen Worten legte Amor die Hand aufs Herz.

Damit sie wisse, wie es thut,
Wenn Einer liebet treu und gut."
Und ich sodann: „Mein feiner Knab',
Dein Flehen rühret mich,
Den schärfsten Pfeil, den ich nur hab',
Ich schieß ihn ab für dich.
Wen dieser trai ins junge Herz,
Der fühlt gar bald den Liebesschmerz."

Amor präsentirte einen Pfeil, den er bei den letzten Worten aus dem Köcher genommen hatte. An der Gummikugel vorn auf der Spitze war ein Zettel befestigt, auf dem etwas geschrieben stand, was man aus der Entfernung nicht lesen konnte. Er zielte auf Mademoiselle Marguerite und rief mit erhobener Stimme:

Wenn das nicht gut vor Liebe ist,
Sagt mir's, wenn Ihr was Bess'res wißt.

Der Pfeil flog vom Bogen, Mademoiselle Marguerite in den Schooß. Amor aber wartete den Erfolg seiner Heldenthat nicht ab, sondern wandte den

mit Gänseflügeln geſchmückten Rücken und eilte, von dem Gelächter der Geſellſchaft gefolgt, zur Thür hinaus.

„Was ſteht auf dem Zettel, Marguerite?“

„Den Zettel müſſen Sie zeigen, Mademoiſelle!“

„Das verſteht ſich!“

So riefen Sophie, Franz und der Geheimrath, dem Bemperlein's dramatiſcher Scherz ausnehmend gefallen hatte, durcheinander. Aber Marguerite hatte kaum einen Blick auf den Zettel geworfen, als ihr ausdrucksvolles Geſicht von dunkler Röthe übergoſſen wurde. Sie riß in aller Eile das Papier ab und warf es in den Kamin; Sophie aber, die dies erwartet hatte, war ſofort mit dem Schüreiſen bei der Hand, ſchnellte den Zettel, ehe ihn die Flamme ergreifen konnte, geſchickt heraus, ergriff ihn und rief aufſpringend: „Ich hab's! ich hab's!“ Marguerite wollte ihr das Document entreißen, Sophie aber lief damit fort, Marguerite hinterher, während Franz und der Geheimrath ſich über die Anſtrengungen der kleinen Lacerte, an der ſchlanken Sophie, der ſie kaum bis an die Schulter reichte, hinaufzuſpringen, höchlichſt ergötzten. Bei ihrer Jagd kamen die jungen Damen in die Nähe der Thür, und da Bemperlein, der ſich unterdeſſen ſeiner himmliſchen Attribute entledigt hatte, gerade hereintrat, ſo ſtürzte ihm Mar-

guerite, die ihren Lauf nicht ſo ſchnell hemmen konnte, direct in die Arme.

„Seht Amor's heilige Macht!“ rief Sophie bei dieſem Anblick jubelnd. „Hier Marguerite, haben Sie Ihren Zettel wieder. Nachdem ich dieſen Erfolg geſehen, will ich gar nicht mehr wiſſen, was auf dem Recept geſtanden hat.“

Bei dieſen Worten überreichte ſie mit einem tiefen Knix Marguerite den Zettel, die ihn eiligſt im Buſen verbarg.

„Sie haben Ihre Sache brav gemacht, Bemperchen,“ ſagte die übermüthige junge Dame ſodann; „ich muß Sie nothwendig auch umarmen.“

Damit nahm ſie den hocherröthenden Bemperlein ohne weiteres bei den Schultern und gab ihm einen herzlichen Kuß.

„Ich rufe Sie zum Zeugen, Herr Geheimrath,“ rief Bemperlein, „daß die Damen ſich um mich reißen, ohne daß ich ihnen die geringſten Avancen mache, und daß, wenn Franz mich fordert, ich ihm keine Satisfaction zu geben brauche.“

Durch Bemperlein war ein anderer Geiſt in die Geſellſchaft gekommen und Scherz und Lachen die Ordnung des Abends geworden. Die gute Laune des kleinen Kreiſes ſtieg in demſelben Maße, als das

Niveau in der Bowle ſank. Nur Marguerite war ſtiller als vorher, indeſſen man hatte den Scherz weit genug getrieben und ließ die kleine Lacerte in Ruh; achtete auch nicht weiter darauf, wenn ſie den Platz am Kamin verließ und in dem großen Zimmer auf und ab gehend, ihren Gedanken nachhing; ja Franz, Seydlitz und der Geheimrath, die gerade in ein wichtiges Familiengeſpräch gerathen waren, bemerkten nicht daß Bemperlein geräuſchlos aufgeſtanden war, ſich Marguerite zugeſellte und mit ihr ein leiſes Geſpräch angeknüpft hatte, welches bald ſo intereſſant wurde, daß ſie nothwendig das tiefe Erkerfenſter aufſuchen mußten, wo ſie vor den Blicken der Geſellſchaft am Kamin durch die breiten Falten des ſchweren Vorhangs gänzlich verborgen waren. Leider aber war das Gewebe dieſes Vorhangs nicht dicht genug, auch die Schallwellen vollſtändig zu brechen und ſo geſchah es denn, daß nach Ablauf von ungefähr fünf Minuten die am Kamine durch ein Geräuſch erſchreckt wurden, das aus dem Erker kam und unmöglich durch etwas Anderes hervorgebracht ſein konnte, als dadurch, daß die Lippen zweier Menſchen längere Zeit auf einander geruht und ſich plötzlich wieder getrennt hatten.

Mit der Entſtehung dieſes höchſt eigenthümlichen Geräuſches hing es aber ſo zuſammen:

Als das promenirende Paar — ganz zufällig — in den dunklen Erker gerathen war, hatte Mademoiselle Marguerite sogleich wieder umkehren wollen, der löwenkühne Bemperlein aber hatte ihre Hand ergriffen und im eindringlichen Tone gesagt:

„Haben Sie gelesen, was auf dem Zettel stand?"

Nun hatte Marguerite es allerdings gelesen, aber sie wäre keine kleine Lacerte gewesen, wenn sie auf eine so directe Frage nicht mit: „Non, Monsieur!" hätte antworten sollen.

„Erlauben Sie denn, daß ich es Ihnen sage?"

Die kleine Lacerte fing hierauf ein ganz klein wenig an zu zittern, ohne weder Ja noch Nein zu sagen; Herr Anastasius Bemperlein aber, der mit großem Scharfsinn das Zittern und das Schweigen zu seinen Gunsten auslegte, schlang seinen Arm um die feine Taille der kleinen Lacerte und flüsterte ihr in's Ohr: „Mademoiselle Marguerite Martin! je vous aime de tout mon coeur."

Da das Zittern in Folge dieser loyalen Erklärung nur noch zunahm, ohne daß von Seiten der Dame irgend ein Versuch gemacht wurde, sich den Armen des Ritters zu entziehen, so sagte dieser noch leiser und dringender:

„Marguerite, répondez-moi! m'aimez-vous? oui ou non?"

Da Marguerite auf dieſe kurze Frage — man frägt in einer fremden Sprache immer kürzer, als in der eignen — mit einem kaum hörbaren: „Oui!" geantwortet hatte, ſo blieb einem in Liebesaffairen ſo ausnehmend bewanderten Manne, wie Herr Anaſtaſius Bempertein, offenbar nichts Anderes übrig, als die Dame noch feſter in ſeine Arme zu ſchließen und ihr einen ſchallenden Kuß auf die nicht widerſtrebenden Lippen zu drücken.

Und dieſer Kuß war eben jenes Geräuſch, das plötzlich an das Ohr derer am Kamin ſchlug. Sie ſahen ſich ſchweigend einander an. Der Geheimrath lächelte; Franz und Sophie aber, die ſich nicht ſo gut beherrſchen konnten, brachen in ein ſchallendes Gelächter aus.

„Oh, mon Dieu!" rief die kleine Lacerte erſchrocken aus des Ritters Armen ſchlüpfend.

„Sei nur ruhig", erwiderte der Ritter; „Sie müſſen es ja doch erfahren."

Sprach's, faßte die kleine Dame bei der kleinen Hand, ſchlug den Vorhang zurück, trat wie der Edelknappe im Taucher „ſanft und keck" auf die Freunde zu und ſagte:

„Meine Freunde, ich habe das unaussprechliche Vergnügen, Ihnen Fräulein Marguerite Martin als meine liebe Braut vorzustellen.“

Da Bemperlein unter dem Siegel der Verschwiegenheit Sophie in sein Geheimniß eingeweiht, und diese es unter demselben Siegel an Franz und den Vater weitergegeben hatte, so konnte, besonders nach der Amorscene und nun gar nach dem Kuß im Erker, durch diese Nachricht eigentlich Niemand so recht gründlich überrascht werden. Indessen waren die Glückwünsche von Seiten der Freunde nicht weniger warm. Die Männer schüttelten sich herzlich die Hände. Sophie küßte Marguerite mit einer bei ihr sehr ungewöhnlichen Rührung, und es dauerte eine geraume Zeit, bis die hochgehenden Gefühlswogen sich wieder zu einem klaren Spiegel ebneten.

„Wir müssen ein solches Ereigniß auch äußerlich durch eine entsprechende Feierlichkeit documentiren,“ sagte der Geheimrath, griff nach der Klingel und hieß den eintretenden Diener, die letzte von den zwölf Flaschen Johannisberger Cabinet bringen, die er einst von einem Fürsten, dessen durchlauchtigste Person er durch seine Kunst vom Tode errettet hatte, zum Geschenk erhielt. Und als der edle Wein in den Gläsern funkelte, sprach der Geheimrath:

„Meine Lieben! Zu froher Stunde spricht sich's gut von vergangenem Leid, und so laßt denn auch mich das heiter schöne Bild des Augenblickes in einen dunklen Rahmen fassen, aus dem seine glänzenden Farben noch um so viel heller strahlen werden. — Ich habe in diesen letzten Leidenstagen, wo ich, dessen Pflicht und Amt es ist, zu helfen, wo ich kann, selbst so ganz hülfles auf dem Krankenbette lag, oft an ein Wort denken müssen, ein klagendes, thränenreiches Wort, das die von Kriegsdiensten überbürdeten römischen Plebejer einst ihren stolzen irdischen Göttern, den Patriciern, zuriefen: „Sine missione nascimur!" zu deutsch, ihr Mädchen: „Ohne Urlaub werden wir geboren." Ob unsre Kräfte in der endlosen Reihe der Kriege, die ihr im Namen des Vaterlandes zu eurem Nutz und Frommen führt, aufgerieben werden, ob unsre Aecker brach liegen und unsre Weiber und Kinder sterben und verderben — euch kümmert's nicht. Zu den Waffen, zu den Waffen! tönt euer Ruf Jahr aus, Jahr ein; und wir, wir müssen frohnen Jahr aus, Jahr ein: Sine missione nascimur."

Der Geheimrath that einen tiefen Zug aus seinem Glase und fuhr mit bewegter Stimme fort:

„Auch wir, so dachte ich weiter, auch wir Kinder des neunzehnten Jahrhunderts werden ohne Urlaub

geboren. Die ungeheuren Aufgaben, die uns gestellt sind in der Wissenschaft, in der Politik, auf jedem Gebiete menschlicher Thätigkeit, nehmen von frühster Jugend auf unsre Kräfte in eine erdrückende Frohnde. Zu den Waffen, zu den Waffen! — so ergeht auch an uns der ewige Ruf, ob unsre Waffen nun Feder oder Pinsel, Pflug oder Hammer, Cirkel oder Lanzette sind. Und die Arbeit, die unerbittliche, gebieterische Arbeit, was fragt sie nach dem Arbeiter? ob seine Schläfen im Fieber pochen, ob sein Hirn bis zum Wahnsinn überreizt ist, ob seine Glieder vor Ermattung zittern — sie kümmert es nicht. Sie lohnt ihm mit Armuth, Krankheit und Noth und verlangt von ihm, dem Gemißhandelten, dem Geächteten, die Thaten eines Herkules. Ja, meine Freunde, auch wir sind Proletarier im Frohndienst der Arbeit, wie jene römischen Proletarier im Frohndienst des Krieges und können mit ihnen klagen und sagen: Sine missione nascimur!

„Und dennoch, fragte ich mich: wie ist es möglich, daß wir, Schwächlinge und Epigonen, wie wir sind, Thaten vollbringen, neben denen sich die des Herkules und andrer Heroen wie die Spielereien von Pygmäen ausnehmen? daß unsre wegen ihrer Schlaffheit und Thatlosigkeit vielgescholtene Zeit trotz alle-

dem und allerdem ein kreißender Berg iſt, der nicht lächerliche Mäuſe, ſondern ſchnaubende Dampfroſſe, Rieſenwerke der Induſtrie, Triumphe der Erfindſamkeit aller Art, ohn Unterlaß gebiert? Nur dadurch, meine Freunde, daß ſich das Verhältniß eines Zeitalters, wo der Kampf und die Arbeit der Menſchheit von einzelnen Heroen gethan wurde, während die große Maſſe als ein ſtumpfſinniges, thatenloſes Geſindel ſchreiend hinterzog, gerade umgekehrt hat. Heut zu Tage gilt der Einzelne, und wäre er noch ſo bedeutend, wenig; die ganze Kraft liegt in der Maſſe, die in dicht geſchloſſener Colonne, langſam aber unaufhaltſam auf der Bahn des Fortſchritts weiter drängt. Das iſt noch nicht Vielen klar geworden; ja Herrſcher, Fürſten und Fürſtenknechte, die eine dunkle Ahnung von der Sache haben, möchten in ihrem brutalen Egoismus und in ihrer frivolen Eitelkeit die alte Zeit wieder heraufführen, wo der Einzelne Alles und die Menge nichts war; aber es hilft ihnen wenig. Mit dem todesmuthigen Inſtinct der Wanderratte ausgerüſtet, marſchirt die Fortſchrittsarmee der Menſchheit in langer, unabſehbarer Linie heran, Schulter an Schulter, der Hintermann in den Fußtapfen des Vordermanns, und wenn hier oder da eine Lücke entſteht, ſo ſchließt ſie ſich auch in demſelben Momente wieder.

„Und dieser Gedanke, meine Freunde, den ich mir so recht klar zu machen suchte, hatte etwas wunderbar Tröstendes für mich. Ich dachte: was ist daran gelegen, ob du heute oder morgen zusammenbrichst; hinter dir marschirt ein jüngerer, stärkerer Krieger, der sofort über dich weg an deine Stelle treten und mit denselben Waffen, die deiner ermattenden Hand entfielen, Größeres vollbringen wird, denn du.“

Bei diesen Worten drückte der Geheimrath innig die Hand seines Schwiegersohns; Sophie aber, die schon lange mit den Thränen gekämpft hatte, warf sich schluchzend in ihres Vaters Arme.

„Nein, nein, mein Kind,“ sagte dieser „ihr das weiche Haar liebevoll streichelnd: „Du mußt nicht weinen; ich wollte Dir und euch Allen ja eben beweisen, wir wir nicht weinen und klagen, sondern uns freuen müssen, daß wir in den Andern und mit den Andern unüberwindlich und unsterblich sind. Ja, es ist ein schönes und wahres Wort, das ich noch heute in Freiligrath's Glaubensbekenntniß las: „Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte.“ Ich sehe hier um mich herum Alles knospen und blühen, einen ganzen Menschenfrühling im Kleinen. Wie lang' wird es dauern, und diese Knospen und Blüten werden zu herrlichen Blumen und Früchten reifen.

Ob ich's erlebe? ich wünsche es, ich hoffe es; aber selbst wenn es nicht sein sollte, wenn es mir nicht vergönnt wäre, eure Kinderchen um meine Kniee spielen zu sehen — nun denn, ihr Lieben: Leid will Freud' und Freud' will Leid haben. Wo Blüte sich an Blüte drängen soll, da muß das dürre Holz herausgehauen und in den Ofen geworfen werden, und wenn's geschieden sein muß, sei's, wenn auch nicht fröhlich, doch muthig geschieden."

Während der Geheimrath sprach, hatte man vor den Fenstern auf der Straße ein dumpfes Geräusch von Tritten und das verworrene Gemurmel gedämpfter Stimmen gehört; dann war es wieder lautlos still geworden, und als der Geheimrath das letzte Wort sprach, da erschallte in den prachtvollen Tönen eines gewaltigen Männerchors leise wie Frühlingsweben und doch mächtig wie Donnersturm:

Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden;
Kommt doch nichts auf dieser Welt
Dem Herzen ach! so sauer fällt,
Als Scheiden.

Die im Zimmer ergriff es, wie wenn eine überirdische Stimme zu ihnen spräche. Sophie lehnte schluchzend ihr Haupt an ihres Vaters Brust; in den

Augen der Männer standen die hellen Thränen; Marguerite, obgleich sie kein Wort verstand, war so ergriffen, daß sie ihr Taschentuch vor das Gesicht drückte und laut weinte.

Dann erhoben sich Alle und traten in den dunkeln Erker. Unter dem Fenster auf der sehr breiten Straße in einem weiten, von hellen Laternen bezeichneten Halbkreis standen die Sänger — Männer des Handwerkervereins, den der Geheimrath vor Jahren gestiftet hatte und dessen Präsident Franz in den letzten Wochen gewesen war; weiterhin eine dunkle Menschenmenge, Kopf an Kopf, Männer und Frauen, Bürger, Studenten, Proletarier — Alles bunt durcheinander, lautlos, regungslos, wie in einer Kirche.

Und mächtiger fluteten die Tonwellen:

„Nur mußt Du mich auch recht verstehn:
Wenn Menschen auseinandergehn,
So sagen sie: auf Wiedersehn!
Auf Wiedersehn!

Die Töne waren verhallt; die Laternen wurden ausgelöscht; still, wie sie gekommen waren, entfernte sich die Menge. Wieder war es dunkel auf der Straße, aber in den Herzen der Menschen, die da oben im Erker standen und sich innig umfangen hielten, war es hell wie an einem wonnigen Maienmorgen.

Sechstes Kapitel.

Die weiten Wälder von Berlow stehen entlaubt. Wo sonst durch grüne Dämmerung Vögel singend schlürften und Mückchen und Würmchen summend schwärmten, pfeift jetzt der kalte Herbstwind durch kahle Aeste und Zweige, und wo an den knorrigen Eichen das dürre Laub noch haftet, da flüstert es nicht mehr lieblich, wie in der schönen Sommerzeit, sondern rascheln unheimlich und unwirsch. Nur die Tannen thun, als ob die Jahreszeit nichts mit ihnen zu schaffen hätte; aber auch ihr Nadelhaar hat sich dunkel gefärbt und sie sehen, da Alles um sie her kahl ist, schwärzer und schauriger aus, als je.

Auch in dem Garten hinter dem Schlosse ist der rauhe Herbst durch die dichte Taxushecke, mit dem derselbe von allen Seiten umgeben ist, hereingeschnaubt, hat die Blumen von den Beeten gefegt und die langen Gänge voll dürrer, nasser Blätter gewebt. Auf der Terrasse unter dem breitästigen Tannenbaum, dem

Lieblingsplätzchen der Herrin, ſteht nur noch das runde Tiſchchen mit der Marmorplatte, weil ſein Fuß feſt in der Erde wurzelt; aber die grünen Bänke und Stühle ſind in's Gartenhaus getragen.

Auf dem Platz vor dem Hauſe, der durch ein Stacket von dem Wirthſchaftshof getrennt iſt, ſieht es melancholiſch aus. Die Läden nach dieſer Seite ſind faſt immer geſchloſſen, und werden nur von Zeit zu Zeit von innen durch eine alte runzlige Hand geöffnet; worauf dann wohl, wie eben jetzt zum Beiſpiel, das zu der Hand gehörende alte runzlige Geſicht mit dem eisgrauen langen Schnurrbart auf ein paar Minuten herausſchaut, um nach einem hoch mit Holz beladenen Wagen zu ſehen, den vier kräftige Gäule mit Mühe durch den tiefen Schlamm ſchleppen, der den Seiteneingang des Hofes zwiſchen den beiden Scheunen ſelbſt im Sommer zu einer bedenklichen Paſſage macht. Der alte Mann zieht unwillig die buſchigen Augenbrauen zuſammen, wie der Knecht mit Hot! und Hü! und obligaten Peitſchenhieben die Kraft der Thiere auf's äußerſte antreibt. Er murmelt etwas von: infamer Schlingel! in den grauen Bart; erhebt aber ſeine tiefe Stimme nicht zu einigen kräftigen Flüchen, wie's ſonſt wohl ſeine Gewohnheit iſt; denn ſchließlich iſt doch nicht der Knecht ſchuld, ſondern der

Pächter, der ſeit fünf Jahren nicht dahin zu bringen geweſen iſt, die böſe Stelle ausbeſſern zu laſſen. — Dieſer Pächter iſt überhaupt ein Gefäß des Zorns für den alten Mann. Einmal behandelt er ſein Vieh ſchlecht, ſodann iſt er ein Tyrann ſeiner Leute, drittens verſteht er (nach des alten Mannes Meinung) nichts von der Landwirthſchaft und lügt, wenn auch nicht laut, hat er eine rothe Schnapsnaſe und iſt beſtändig heiſer, zwei Eigenſchaften, die in den Augen (und Ohren) des alten Mannes äußerſt „diskreditirlich" ſind. Und zu dem Allen die entſetzliche Ausſicht, dieſen diskreditirlichen Menſchen Zeit ſeines Lebens (denn er hat das Gut noch zwanzig Jahre in Pacht und ſo lange lebt der alte Mann nicht mehr) nicht aus den Augen zu bekommen; ihn, ſo zu ſagen, mit ſich herumſchleppen müſſen bis an's ſelige Ende, wie die vermaledeite Kugel, die dem Alten auf dem Schlachtfeld bei Waterloo in's Bein geſchoſſen wurde und drin ſitzen geblieben iſt bis auf dieſe Stunde; nein, ſchlimmer als die Kugel, denn die ſchmerzt doch nur im Frühjahr und im Herbſt und wenn's ſonſt mit dem Wetter nicht richtig iſt; aber dieſer Hallunke von einem Pächter — der alte Mann verſenkt ſich in dies unerſchöpfliche und doch ſo unerquickliche Thema, die alten ſcharfen Augen dabei auf die bleichenden

Gebeine eines Habichts heftend, den er vor vielen Jahren schoß, und zur Warnung aller Missethäter in den Lüften und auf der Erde an die Scheunenthür nagelte, bis die Stimme eines Knaben, der eben aus dem Garten getreten ist und sich auf dem Hof umgesehen hat, zu ihm heraufschallt:

„Hella! Baumann!"

Beim Ton dieser Stimme hellt sich das Gesicht des alten Mannes auf, wie wenn ein Sonnenschein über eine rauhe Gebirgslandschaft gleitet. Es ist dieselbe Stimme, zum mindesten derselbe Ton in der Stimme, der dem alten Mann nun schon seit einem Vierteljahrhundert und darüber das Herz erwärmt hat. Er legt sich mit den beiden Ellbogen in das Fenster und schaut herab in das schöne, zu ihm empor gewandte Gesicht des Knaben mit den hellbraunen freundlichen Augen.

„Was giebt's, Junker?"

„Will Er nicht ein bischen mit mir ausreiten, Baumann?"

Der alte Mann wirft einen prüfenden Blick hinauf nach dem Himmel, an welchem trübe schwere Wolken ziehen, schaut dann wieder hinab und sagt:

„Es sieht bedenklich aus, Junker. Ich vermeine, wir haben in einer halben Stunde einen tüchtigen Re-

gen, oder auch Schnee, was noch praiſemblabler iſt.“ (Der Alte haßt die Franzoſen, wie die Sünde, liebt es aber, von Zeit zu Zeit ein fränkiſches Wort in ſein ehrliches Teutſch zu flechten.)

„Ach, Baumann, Er hat auch immer was einzuwenden,“ ſagt der hübſche Junge ſchmollend; „der Penn ſteht ſich die Beine ſteif, und ich habe ſo große Luſt zu reiten.“

„Na, na!“ ſagte der alte Mann, wir ſind ja geſtern erſt bis nach Cena geweſen.“

„Das iſt was Rechtes! die halbe Meile! Und der Doctor ſagt: ich ſolle alle Tage ausreiten.“

„Ja, wenn es der Doctor ſagt, ſo hilft es wohl nicht,“ erwidert Baumann, der nur nach einem triftigen Grund verlangt hat, um mit Ehren nachgeben zu können. „Ich will nur noch hier die Fenſter in dem Saal öffnen, dann komme ich hinab. Gehen Sie nur derweilen zur Frau Mama und ſagen Sie ihr Adieu!“

„Ja, aber mach' Er nur ſchnell.“

„Na, na!“ ſagt der alte Mann, und ſein grauer Kopf verſchwindet vom Fenſter.

Der Knabe eilt in das Haus zurück, aber ſeine Mutter iſt in dem „Gartenſaal,“ wo ſie ſich gewöhnlich aufhält, nicht zu finden, auch nicht in der „ro-

then Stube" nebenan, in die sie sich zurückzieht, wenn sie ganz ungestört sein will. Der Knabe eilt aus dem Gartensaal (dessen Thür er natürlich weit auflässt) in den Garten, den langen Gang zwischen den Taxuspyramiden hinab nach der Terrasse. Da er die Mutter hier nicht findet und er's doch gar so sehr eilig hat, so überlegt er, ob er sich nicht mit diesem Versuch begnügen könne. Er steht einen Augenblick nachdenklich da, und schon will er den Rücken wenden, da fällt ihm ein, daß Baumann ihn ganz gewiß unterwegs fragen würde: „Junker, haben Sie der Frau Mama Adieu gesagt?" und daß er sich dann schämen würde, wenn er, wie er doch nicht anders könnte, mit Nein antworten müßte; und er springt mit einem Satz die Stufen, die zur Terrasse führen, hinab und läuft tiefer in den Garten, dabei von Zeit zu Zeit Mama! rufend.

„Hier!" antwortet plötzlich eine Frauenstimme ganz in der Nähe und rasch um ein dichtes Gebüsch biegend, das, im Schutz alter dickstämmiger Linden, noch einen guten Theil seiner Blätter behalten hat, stürzt er beinahe seiner Mama in die Arme.

„Was giebt's, mein Wildfang?" sagte Melitta, ihre Hände auf des Knaben Schulter legend.

„Wir wollen ausreiten," sagte der Knabe, der vor lauter Eile kaum Zeit zum Sprechen hat.

„Aber der Himmel sieht sehr trübe aus.“

„O, Baumann sagt — nein, das sagt Baumann auch. Aber ich habe so große Lust zum reiten. Bitte, bitte, liebe Mama!“

„Wenn es nicht schon so spät wäre,“ sagte Melitta, nach ihrer Uhr sehend, „möchte ich wohl mit.“

„Ach, bitte, liebe Mama, thu's ein ander Mal. Du mußt Dich erst umziehen, und dann fängt es vielleicht vorher noch an zu schneien; und es wird gar nichts draus.“

„Da könntest Du Recht haben,“ antwortet Melitta, unwillkürlich über den naiven Egoismus des Knaben lächelnd. „Dann mach', daß Du fortkommst. Sieh Du aber den Ueberrock an.“

Sie küßt den Knaben auf den rothen Mund und der Knabe springt lustig davon, um nach fünf Minuten mit dem alten Baumann, der unterdessen Julius' Pony selbst gesattelt hat — er überläßt das Satteln des Ponys ebenso wie das von Melitta's Pferden nie dem Stallknecht — aus dem Hauptthore in die kahlen Felder hineinzugaloppiren.

Melitta wandelte, nachdem der Knabe davon geeilt war, wieder in den Gängen zwischen den langen künstlich verschnittenen Buchenhecken und den Taxuspyramiden auf und ab. Es waren dies dieselben Gänge,

in denen ſie vor nun beinahe einem halben Jahre an einem ſchönen Sommernachmittage, als die Sonne rothe Strahlen durch das grüne Laubdach auf die in üppigſter Blumenfülle prangenden Beete ſchoß, Arm in Arm mit Oswald gewandelt war. Wie hatte ſich ſeitdem die Scene verändert! Wo iſt der rothe Sonnenſchein hingeſchwunden? wohin das grüne Laub? und die bunten Blumen? Iſt dies dieſelbe Erde, deren weicher, balſamiſcher Odem war, wie ein Kuß der Geliebten? dieſelbe Erde, deren Gewand ſo hochzeitlich prangte? die beim funkelnden Licht unzähliger Sterne ſo bräutlich den hohen Himmel umarmte? ... Und ſie ſelbſt die junge Frau hat ſich kaum weniger verändert; aber bei ihr iſt nicht aus dem Sommer Winter geworden. Sie iſt verändert; aber wahrlich nicht zu ihrem Nachtheil.

Wie ſie jetzt, an dem Ende des langen Ganges angekommen, umkehrt, und nun, während ſie den Gang wieder heraufkommt, dem bleichen Licht des Herbſtabends zugewendet iſt, kann man ſie deutlicher ſehen, wie vorhin. Wie anmuthig leicht kommt ſie dahergeſchritten! wie reizend ſchlank erſcheint der Wuchs, als ſie jetzt den ſeidenen Shawl feſter um die runden Schultern zieht und die Arme tiefer einwickelt! Wie ſchön rahmt das ſchwarze Tüchelchen, das ſie um den

Kopf gebunden und unter dem Kinn zusammengeknüpft hat, das liebliche Oval des hübschen Gesichtes ein! Und wie viel deutlicher ist der Ausdruck unverwüstlicher Herzensgüte, der dieses hübsche Gesicht stets so anziehend machte, jetzt hervorgetreten! Und dennoch, wieviel ernster blicken die braunen, weichen Augen! wie viel fester ist der allerliebste Mund, dessen rothe Lippen früher nur küssen und lachen zu können schienen! Es ist, als ob die schöne und edle Psyche dieser Frau sich losgerungen habe von Allem, was sie früher gefesselt hielt, und nun, frei von dem Nebel der Sinnlichkeit, mit ihrem Adel und ihrer Schönheit das süße, freundliche Angesicht durchleuchte, wie das keusche Licht des Mondes eine warme, milde Sommernacht.

Woran denkt sie, wie sie jetzt langsam, die Augen auf den Boden geheftet, den Gang herabkommt? Zuerst wohl an ihren Sohn, daß er jetzt wieder so volle rothe Backen bekommt, und so munter und so kräftig wird, gerade wie Doctor Birkenhain vorhergesagt hatte. Sie hat heute an Doctor Birkenhain geschrieben, um ihm und sich selbst zu dem Eintreffen seiner Prophezeihung Glück zu wünschen. — Dann, wie sie jetzt an einer Nische in der Buchenhecke vorüberkommt, wo eine kleine Bank, die den Augen des alten

Baumann entgangen sein muß, noch an dem Tischchen davor lehnt, bleibt sie einen Augenblick stehen. Auf dieser Bank hat sie an Oswald's Seite an jenem Sommernachmittag gesessen, der für sie und ihn so verhängnißvoll werden sollte; und sie hatten zwei weißen Schmetterlingen zugeschaut, die sich auf den weichen Flügeln über den Blumenwäldern der Beete wiegten und sich haschten und verfolgten und dann emporstiegen in die blaue Luft, einen Augenblick sich umarmend, dann sich trennten, um hierhin und dorthin in die grüne Wildniß hineinzuflattern. „Ob diese Schmetterlinge sich wohl je wieder sehen im Leben?" hatte sie gefragt, und Oswald hatte geantwortet: „Wohl möglich; aber ob, wenn sie sich wiedersehen, es mit derselben Lust geschieht, das ist eine andere Frage." Sie hatte Oswald seit der Nacht, wo sie das erste Mal nach Fichtenau reiste, nicht wieder gesehen. Wenn sie ihn jetzt wiedersähe? sie bebte bei dem Gedanken zusammen; denn sie fühlte in diesem Augenblick, daß sie es wünschte. Hatte sie ihn doch so unendlich geliebt, war sie doch mit ihm so unsäglich glücklich gewesen! Aber nein! Beide: Vernunft und Stolz gebieten ihr, den Treulosen zu vergessen, der nur erobern, aber nicht das Eroberte erhalten konnte.

Sie kreuzt die Arme noch fester unter dem Busen und ihr Gesicht blickt beinahe finster, als sie weiterschreitet; aber bald erhellt es sich wieder; und jetzt lacht sie sogar leise in sich hinein. Was ist es? Sie muß wieder an den Ausdruck von Oldenburgs Gesicht denken, als sie neulich Abends, wie das Wetter so furchtbar war und er dennoch zur gewöhnlichen Zeit aufstand, um nach Haus zu reiten, zu ihm sagte: Willst Du nicht lieber zur Nacht hier bleiben, Adalbert? — Sie hatte sich nichts Arges dabei gedacht, wahrhaftig nicht! und es fiel ihr erst ein, daß die Aufforderung wohl auch anders gedeutet werden könnte, als Oldenburg sie einen Moment scharf ansah und dann mit einer gewissen Hast und Verlegenheit die Einladung kurz zurückwies und sich empfahl. Oldenburg, dessen Moralität man stets so arg verketzerte, der in dem Ruf stand, in seinem Leben unzählige liaisons dangereuses gehabt zu haben, so jungfräulich schüchtern, so zärtlich besorgt für den guten Ruf einer Frau! — Warum behandelte er sie so anders, als die Schaar der andern Weiber, an deren Lippen er sich so bald satt geküßt? . . . Wird er heut' wohl kommen? Die Stunde, in welcher der Huf seines Almanser auf dem Pflaster des Hofes aufzuschlagen pflegt, ist schon vorüber. Die junge Frau blickt bedenklich

zu den grauen Wolken hinauf, die immer tiefer und tiefer ziehen und aus denen jetzt einzelne Schneeflocken, die ersten in diesem Jahr, lautlos herabschweben, um auf der schwarzen Erde nach wenigen Augenblicken wieder zu zerfließen. Wenn Julius nur nicht zu weit reitet! aber er ist ja in des alten Baumann's Hut, das könnte wohl das ängstlichste Gemüth von der Welt beruhigen. Vielleicht sind sie nach Cena geritten und kommen mit Oldenburg, der sich zwischen seinen Büchern verspätet hat, zurück. — Sie werden tüchtig durchgefroren sein, wenn sie kommen: und da ist es wohl gut, wenn der Thee schon fertig auf dem Tisch steht.

Melitta ging schnell in das Haus zurück und bestellte das Abendbrod und die Lampe, denn es ist beinahe dunkel geworden und sie möchte gern noch etwas in Oldenburg's Tagebuch blättern. Er hatte ihr vor einiger Zeit daraus Reiseskizzen aus Aegypten vorgelesen und als er an dem Abend mit der Lectüre nicht fertig wurde, das Buch dagelassen und sie gebeten, für sich selbst weiter zu lesen, und als sie ihn lächelnd an die Gefahr erinnerte, sein Tagebuch in den Händen einer Dame zu lassen, erwidert: es stehe in dem Buche, so wenig wie in seinem Herzen etwas, das sie nicht lesen dürfe. Im Gegentheil! er

wünſche, daß ſie Alles leſe, er wolle nicht beſſer und auch nicht anders ſcheinen, als er ſei. — Das war lühn geſprochen, und — Melitta überzeugte ſich bald davon — auch kühn gehandelt. Denn es ſtehen gar eigenthümliche Dinge in dieſen, mit kecker Hand hingeworfenen Skizzen. Da weilt der Blick des Reiſenden auf den üppigen Reizen tanzender Ghawazen. Da ſtehen halbnackte Nubierinnen am Ufer, die in der glühenden Sonnenhitze das kreiſchende Rad der Saklia drehen; da kauern auf dem Markt von Aſyut ſchwarze Sklavinnen, die geſtern auf großen Nilbooten aus Darfur gekommen waren. Aber bei allen dieſen Schilderungen nie ein Zug frivoler Sinnlichkeit! Er beſchreibt den Tanz dieſer Sonnenkinder mit der gehaltenen Ruhe eines Kritikers von Fach; beim Anblick der armen Frauen an den Waſſerrädern flucht er einer tyranniſchen Regierung, die durch grauſame Steuern ſelbſt das ſchwache Weib zu frohnden zwingt; und auf dem Sklavenmarkte von Aſyut iſt ſein Herz tief betrübt, daß der Menſch, das Ebenbild Gottes, zum Thier, nein! unter das Thier herabſinken kann. „Jammer, Jammer," ruft er, „von keiner Menſchenſeele zu faſſen!" und das Jämmerlichſte dabei iſt, daß man bei dieſem Anblick menſchlicher Entwürdigung an ſich ſelbſt zu verzweifeln beginnt, denn man muß

ſich doch, wenn man ehrlich ſein will, eingeſtehen, daß in der dunkelen Tiefe unſeres Herzens unter den feinen civiliſirten Gefühlen, die auf der Oberfläche glänzen, dieſelben ſcheußlichen Leidenſchaften ſchlummern, die ſich hier, wo ſie es unter einer glühenden Sonne dürfen, in grauenhafter Nacktheit ſchamlos proſtituiren. — Und ſo iſt überall der tiefe Ernſt erſichtlich, mit dem der Reiſende das Treiben der Menſchen beobachtet; die hohe Liebe, mit der er die Sache der Menſchheit zu der ſeinen macht, ſo daß man ſchlechterdings nicht weiß, wie dieſer Mann je in den Ruf eines phantaſtiſchen Sonderlings und frivolen Roués kommen konnte. Ja es fehlt nicht an ſehr trockenen ſtatiſtiſchen Tabellen, volkswirthſchaftlichen Betrachtungen und anderen Zeichen eines nicht blos kühnen und tiefſinnigen, ſondern auch gelehrten und fleißigen Geiſtes. Und dazwiſchen ſtehen Verſe, beſonders häufig auf den erſten Seiten des Buches, die offenbar von einem viel früheren Datum, als die ägyptiſchen Skizzen ſind; zum wenigſten ſieht das Jemand, der, wie die Leſerin, mit dem Leben des Verfaſſers hinreichend vertraut iſt, um ſich der einzelnen Gelegenheiten zu erinnern, welche zu dieſem oder jenem Gedicht die Veranlaſſung waren.

So erinnert ſie ſich noch ſehr wohl, daß der Ba-

ren, als ein Jüngling von etwa neunzehn Jahren, einſt mit einer jungen Dame — die damals ungefähr fünfzehn war — im Walde ſpazierte, nachdem ſie vorher an der Tafel ein Vielliebchen gegeſſen hatten, das der verlieren ſollte, welcher ohne dabei j'y pense zu ſagen, etwas aus der Hand des Andern nähme. Sie aber hatte liſtig den reizendſten Strauß gebunden und als der junge Mann den Strauß bewunderte, mit verſchämtem Lächeln geſagt: willſt Du ihn haben, Adalbert? und als er, vor Freude über die unerwartete Gunſt erröthend, ohne ein Wort zu ſagen, den Strauß mit zitternder Hand nahm, hatte ſie in die Hände geklatſcht und gerufen; j'y pense, j'y pense! wußte ich's doch, daß Du verlieren würdeſt! — Das war lange her und die Tinte, mit der das Gedicht geſchrieben war, bereits ein wenig gelb geworden. Das Gedicht aber lautete:

J'y pense.

Ich kenn' ein Mägdelein —
J'y pense!
Mit brauner Augen Schein —
J'y pense!
In dunklen Locken webt ihr Haar,
Ihr Lachen klingt ſo ſilberklar —
J'y pense!

Es war ein Sommertag —
J'y pense!

Im duft'gen Waldesbag —
J'y pense!
Ich nahm aus ihrer Hand den Strauß,
Da lachte ſie den Träumer aus:
„J'y pense! j'y pense!“

Ach, ich vergaß das Wort:
J'y pense!
Nun tönt mir immerfort:
J'y pense!
Das Wort, es raubt mir Glück und Ruh',
Sprich, liebes Mädchen, ſagſt auch Du:
J'y pense!

Nicht alle dieſe Gedichte ſind ſo ſonnig und hoffnungsfriſch wie dies; aber alle ſind ſie an eine und dieſelbe junge Dame gerichtet. Eines — es trug das Datum einer Zeit, als die junge Dame bereits die Frau eines Andern geworden war — zeichnete ſich durch ſeine düſtere Färbung aus:

„Ich habe Dich gekannt,“ ein wildes Ding,
‚Ein trotzig Mägdelein von ſechzehn Jahren,
Eh' noch des Lebens Jammer Du erfahren,
Eh' noch geſchloſſen Deines Schickſals Ring;

Als braun das Haar Dir um die Stirne hing,
Die kindlich reine; holde Engelsſchaaren
Die keuſchen Bilder Deiner Träume waren,
Wenn Dich der leichte, roſ'ge Schlaf umfing.

Ich habe Dich gekannt zu jener Zeit!
Und hab' Dich nicht erfaßt mit ſtarken Armen,
Dich mir geraubt für alle Ewigkeit.

Mit meiner Bruſt, der treuen, liebewarmen,
Hab' ich Dich nicht beſchützt vor all' dem Leid! . . .
So mag ſich meiner denn ein Gott erbarmen!

In dieſem Ton waren noch manche Gedichte jener Periode. In der letzten Zeit waren die Gedichte ſeltner, ſie hatten philoſophiſchen und politiſchen Reflexionen Platz gemacht. Nur auf einer der allerletzten Seiten ſtand mit kühnen Zügen, als habe die Seele des Schreibers, während er die Verſe ſchrieb, feurig gelübt in Liebe und Hoffnung:

Ja, Du biſt mein! Ich hab' erweckt zum Leben
Das ſchöne, kalte, blaſſe Götterbildniß,
Du lebſt durch mich und ſo gehörſt Du mir!

Und ich bin Dein! Mein Sehnen und mein Streben
War' ohne Dich ein Irren in der Wildniß,
Ich leb' durch Dich und ſo gehör' ich Dir!

Die junge Frau lehnt ſich in ihren Stuhl zurück, läßt die Hände in den Schooß ſinken und ſtarrt lange Zeit, in tiefes Sinnen verloren, vor ſich hin. — Stimmen dieſe letzten Verſe mit der Wahrheit? „Du lebſt durch mich und ſo gehörſt Du mir" . . . Ich verdanke ihm ja ſo unſäglich viel; er hat in meinen jungen Geiſt den goldnen Samen vielfacher Belehrung geſtreut, und wenn ich höhere Geſichtspunkte faſſen kann, wie andere Frauen; wenn ich mich für Kunſt und Wiſſenſchaft intereſſire; wenn ich ein Herz habe für die Armen und die Kranken — ſo iſt das ja Alles

nur ſein Werk. — Und wer hat in allen Kämpfen meines Lebens treulich zu mir geſtanden, wo Niemand ſonſt ſich um mich kümmerte? er und immer wieder er! Und doch! wenn ich auch ſo durch ihn lebe, gehöre ich ihm denn nun wirklich dafür? .... Melitta ſtützt die Stirn in die Hand, wie um beſſer über ein Räthſel nachdenken zu können, deſſen Löſung doch nur das Herz und nimmermehr der Kopf weiß. So kommt ſie denn auch diesmal nicht damit zu Stande, und nur ſoviel iſt ihr klar, daß ihr Oldenburg nie ſo nahe geſtanden hat und nie ſo lieb geweſen iſt, wie jetzt. — Nun aber die andre Seite der Medaille! „Ich leb' durch Dich und ſo gehör' ich Dir.“ Freilich: er ſagt es, hat es mir hundertmal geſagt, wenn nicht durch Worte, ſo doch durch Thaten; aber — aber — iſt dieſe Liebe, die ſchon aus ſeinen früheſten Knabenjahren datirt, die er durch allen Wechſel ſeines wechſelvollen Lebens mit ſich herumgetragen haben will, nicht eine Illuſion, wie ſie fantaſtiſchen Menſchen eigenthümlich iſt? eine der fixen Ideen, in welchen ſich ſehr eigenwillige Köpfe gefallen? Iſt dieſe Liebe nicht eine Don Quixoterie, in die ſich das, durch die fürchterliche Proſa des Alltagslebens beleidigte Gefühl eines von Natur großherzigen Menſchen flüchtet? und iſt nicht Alles gegen Eins zu wetten, daß

dieſe Spiegelung nur aus der Entfernung ſo zauberiſch ſchimmert und winkt und in der Nähe in weſenloſen Dunſt zerfließt?...

Was kann ich ihm ſein? hat er nicht größere Zwecke zu verfolgen, als ein Weib glücklich zu machen? Kann ein ſo raſtloſer Sinn ſich je in die engen Schranken des Familienlebens einſchließen? wird ihm, was er jetzt als ſein höchſtes Glück erſtrebt, nicht bald zur drückendſten Feſſel werden? ...

Melitta ſeufzt, wie ſie an dieſen Knotenpunkt in dem Gewebe gekommen. Ein Beweis vielleicht, daß ſie es gern glücklich gelöſt ſähe. Sie hat mechaniſch das Buch wieder geöffnet und wie ſie darin blättert, ſtößt ſie auf eine Stelle, die ihr bis dahin entgangen war:

„Man ſagt, die Frauen können beſſer, d. h. tiefer, inniger, andauernder lieben, als wir. Ich zweifle ſehr daran. Im Gegentheil, wie der Mann an Körperkraft und Geiſtesgröße der Frau bei weitem überlegen iſt, ſo iſt auch, glaube ich, ſein Herz zugleich zarter und ſtärker, als das des Weibes. Vielleicht bringt es die Anatomie noch einmal dahin, den phyſiologiſchen Grund dafür in der Faſerung des Herzmuskels u. ſ. w. nachzuweiſen, wie ſie ja die Superiorität des männlichen Intellects über den weiblichen durch das

bedeutendere Gewicht und die reichere Textur des männlichen Gehirnes bereits längst demonstrirt hat. Aber für mich ist die Sache auch ohne dies klar. Man sagt, die Liebe sei für die Männer blos ein Luxus, für die Frauen aber ein Bedürfniß; ein passer le temps für Jene, eine Lebensaufgabe für diese. Aber gerade das Umgekehrte ist der Fall. Für die thatenlose, müßige Frau (ich spreche hier von den wohlhabenden Klassen) ist die Liebe ein Luxusartikel neben vielen anderen, für den thatkräftigen fleißigen Mann, aber ist sie das reine, erquickende Element, aus dem er sich immerfort neuen Muth und neue Kraft saugen muß; für den Arbeiter (und das ist am Ende jeder Mann, er mag Ministerpräsident oder des Ministerpräsidenten Schuster sein) ist, wie Virgil es so schön ausdrückt: die Nacht der Preis des Tages. Und dazu kommt noch dies. Der Mann ist für Zärtlichkeit viel dankbarer, als die Frau. Eine Frau, besonders wenn sie schön ist, wird von Jugend auf mit Aufmerksamkeiten überhäuft; wohin sie kommt, sind hundert Hände bereit, ihr zu dienen; stets hat sie einen Hof von Schmeichlern und Bewunderern um sich her. Ist es nicht natürlich, daß ihr, wie die übrigen Großen der Erde, der Kopf verdreht wird? daß ihr die Huldigung des Einzelnen nicht mehr so viel sein kann? daß

die Liebe in Folge des zu reichlichen Angebots bei ihr sinkt? — Und nun der Mann! Wenn er nicht ausnahmsweise ein Prinz ist, wird im Leben stets so kurzer Proceß mit ihm gemacht! Auf der Schule, auf der Universität hat er wohl, wenn das Glück ihm günstig ist, sogenannte Freunde, die ihm das Dasein einigermaßen behaglich machen; aber kaum ist er in das praktische Leben eingetreten, ist die Freundesschaar plötzlich und zwar für immer zerstoben und er steht allein, muß allein allen Schmerz, alle Noth und — was beinahe ebenso schlimm ist, alle Freude tragen. Die Gesellschaft erschließt sich ihm; aber wann? nachdem er Erfolge gehabt hat; und bis dahin? bis dahin ist ein langer, staubiger, schattenloser, entsetzlicher Weg, der ihm den besten Theil seiner Lebenskraft und Lebensfreude unwiederbringlich raubt. Hat er aber Erfolge gehabt, so wird er, wenn er vorher mit Geißeln gezüchtigt war, jetzt mit Skorpionen gezüchtigt. Selbst seine Freunde werden jetzt seine Nebenbuhler: und er sieht sich, einzig auf sich, auf seine Kraft, auf seinen Muth angewiesen, gegenüber einer Welt in Waffen, einer mitleidslosen, neidischen, schadenfrohen, im besten Falle gleichgültigen Welt. Und o! der Seligkeit, wenn nun hier in diesem wüsten Gedränge eine warme, weiche Hand seine Hand treu-

lich faßt und eine liebe Stimme zu ihm ſpricht: Sei ſtark! harre aus! wenn Alles Dich verläßt, ich will Dich nicht verlaſſen; wenn Andere Dir Deine Triumphe neiden, mich werden ſie ſelig machen, und wenn Dir Dein Werk mißlingt und ſie Dich verſpotten und verhöhnen, oder es Dir wohl gelungen iſt, ſie aber gleichgültig und kalt daran vorübergehen — dann ſollſt Du Dein müdes Haupt an dieſe Bruſt lehnen, dann will ich Dir die fiebernden Schläfen mit meinen Küſſen kühlen, dann will ich Dir den köſtlichen Balſam guter, theilnehmender tröſtender Worte träufeln in Dein armes zerriſſenes Herz! — O, dreimal glückſeliger Mann! jetzt laß die Welt ihr Aergſtes thun, Du zitterſt nicht, Du zagſt nicht! In Deines Weibes Liebe haſt Du den Punkt des Archimedes, auf den Dich ſtützend, Du die Welt aus den Angeln hebſt....

„Und ſo habe ich denn auch in meinem Leben mehr als einen Mann kennen gelernt, der mit einer Liebe, die ſchlechterdings grenzenlos war, die mit dem ſtetigen Glanz des Nordſterns unauslöſchlich, unwandelbar durch die Nacht ſeines Lebens brannte, an dem Weibe ſeiner Wahl hing: und ganz gewiß, wo wir in der Geſchichte einen Arnold Winkelried finden, der todesmuthig der Freiheit eine Gaſſe brach, der that es um der Freiheit willen? ja! um des Vaterlandes

willen? ja! aber vor allem that er es für Weib und Kind, die ihm der Auszug und die Quintessenz von Welt und Leben waren." . . .

Melitta läßt das Buch in den Schooß sinken, und schaut sinnend vor sich nieder; dann legt sie es leise auf den Tisch, steht auf und holt aus einem Schrank ein Album mit dem sie sich wieder an den Tisch setzt. In dem Album sind mit Bleistift, Kohle und Sepia hingeworfene Skizzen von Landschaften, Köpfen u. s. w. Sie hat das Album seit dem Sommer nicht wieder in der Hand gehabt, und auch jetzt hat sie es nicht hervorgesucht, um zu zeichnen oder zu malen. Sie sucht darin, bis sie an ein loses Blatt kommt, auf dem das Profil eines Mannes mit kecken Strichen hingeworfen ist. In der Ecke stehen die Lettern A. v. C. und das Datum: Juli 1844. Das Blatt hat sich nicht von selbst abgelöst; es ist augenscheinlich herausgerissen. Wie man sich doch nur in seiner Launenhaftigkeit so viel unnöthige Mühe machen kann! Nun muß das lose Blatt an allen vier Seiten mit der Scheere beschnitten und sorgsam auf ein anderes Blatt geklebt werden. So! jetzt nimmt es sich wieder recht gut aus; aber o weh! da ist das Datum und der Name mit fortgeschnitten! Was ist zu thun? Datum und Name muß jede der Skizzen haben. So nimmt

denn die junge Frau eine Bleifeder und ſchreibt: Adalbert von Oldenburg; den 22. November 1847; dann klappt ſie das Album zu, trägt es wieder in den Schrank und tritt an das Fenſter.

Es iſt beinahe dunkel geworden und ſtatt der einzelnen Flocken von vorhin, fällt der Schnee jetzt ziemlich dicht herab, zerſchmilzt auch nicht mehr an der Erde, ſondern hat bereits eine dünne weiße Decke über den Raſenplatz gebreitet. — Melitta fängt an, ſich über das lange Ausbleiben ihres Julius ernſtlich zu bekümmern. Vielleicht iſt ihm doch ein Unglück zugeſtoßen, oder dem alten Mann. Sie macht ſich Vorwürfe, daß ſie den Jungen noch ſo ſpät hat fortreiten laſſen; ſie iſt dem Baumann bös, daß er nicht wenigſtens verſtändig geweſen iſt. Und auch Oldenburg kommt nicht. Wenn er hier wäre, würde ſie ihn bitten, den Beiden entgegenzureiten. Wie gern würde er's thun.

Sie geht voller Sorge in das Speiſezimmer, rechts neben dem Gartenſaal, von deſſen Fenſtern man eine kurze Strecke weit auf den Weg, der in den Wald über Grenwitz nach Cona führt, ſehen kann. Der Schnee fällt jetzt ſo dicht, daß man kaum noch den Waldrand hoher düſterer Tannen erblickt, obgleich er nur einige Hundert Schritte entfernt iſt. Sie öffnet

das Fenster und lehnt sich, der Flocken nicht achtend, die auf ihr dunkles Haar wehen und auf ihrer Stirn zerfließen, weit hinaus. — War das nicht Hufschlag?... da kommen sie aus dem Walde, ein, zwei, drei dunkle Gestalten: Oldenburg, der Alte und zwischen ihnen Julius; Almanfor und Brownlock im Trabe, der Pony in der Mitte, um nur mitkommen zu können, im vollen Lauf. Melitta weht mit dem Taschentuche und ruft, und Julius antwortet mit seinem lustigen Halle! und schlägt den Pony mit der Gerte über den Hals, worauf der Pony unwillig den krausen Kopf schüttelt und in eine so wüthende Carriere fällt, daß er seine langbeinigen Nebenbuhler schließlich doch noch um eine Länge seiner eigenen stumpfen Nase schlägt.

Die Reiter springen aus den Sätteln. Julius läuft auf das Fenster zu und ruft: „ich war doch der Erste, Mama!"

„Ja," sagt Mama, „mach nur, daß Du herein kommst, und sag Onkel Oldenburg, er solle sich nicht so lange bei Almansors Sattel aufhalten."

Siebentes Kapitel.

Es war nach dem Thee. Julius, der ſich doch bei dem ſchnellen Ritt durch die ſcharfe Luft etwas erkältet hatte, war bereits zu Bett gegangen. Der alte Baumann hatte die Sachen abgeräumt und ſich dann mit einem wohlwollenden Blick auf ſeine Herrin und ihren Beſuch entfernt. Melitta und Oldenburg waren allein in der „rothen Stube."

„Nun, ſag' mir einmal aufrichtig, Adalbert, weshalb Du heute ſo verſtimmt biſt," ſagte Melitta, die auf dem Sopha ſaß, während der Baron ſeiner Gewohnheit gemäß langſam im Zimmer auf- und abſchritt.

„Ich bin nicht verſtimmt."

„Nun denn, nachdenklich?"

„Das eher. Ich habe heute Nachmittag einen Brief von Birkenhain gehabt."

„Das trifft ſich ſeltſam; ich habe gerade heute Nachmittag an ihn geſchrieben."

„Hatteſt Du in den letzten Tagen einen Brief von ihm?“ ſagte Oldenburg ſtehen bleibend und Melitta fixirend.

„Nein; weshalb?“

„Hm!“

„Iſt das eine Antwort?“

„Gewiß und zwar eine ſehr vieldeutige. „Hm,“ bedeutet ſehr viel.“

„In dieſem Falle zum Beiſpiel?“

„Weißt Du, daß wir aller Wahrſcheinlichkeit nach, ohne eine Ahnung davon gehabt zu haben, mit Ezika und Xenebi und mit Oswald zu gleicher Zeit in Fichtenau geweſen ſind.“

Melitta wurde ſehr roth und wußte nicht ſogleich, was ſie erwidern ſollte. Oldenburg ließ ihr aber auch keine Zeit zu einer Erwiderung, ſondern nahm Birkenhain's Brief aus der Taſche, ſetzte ſich an den Tiſch, Melitta gegenüber und ſagte:

„Birkenhain ſchreibt nämlich, nachdem er mir auf meine Anfrage wegen Julius Auskunft ertheilt — Julius ſoll mindeſtens bis Neujahr mit allem Unterricht verſchont werden — Folgendes:

„Sie haben ſich, Herr Baron, in Ihren Briefen ſo oft und ſo theilnehmend nach dem Profeſſor Berger erkundigt, deſſen Bekanntſchaft Sie bei mir im

Sommer gemacht hatten, daß es Sie interessiren wird, von diesem in der That außerordentlichen Manne einmal wieder zu hören. Sie erinnern sich aus den Gesprächen, die Sie mit ihm geführt haben, daß sein Wahnsinn zu der Kategorie der philosophischen gehörte, und daß er seinen Fundamentalsatz, oder vielmehr seine fixe Idee von der absoluten Nichtigkeit alles Seins — dem großen Urnichts, wie er es nannte — mit der ganzen Gelehrsamkeit und dem ganzen Scharfsinn, die ihm in so reichem Maaße zu Gebote standen, vertheidigte. Meine Hoffnung, den ausgezeichneten Mann in kurzer Zeit herstellen zu können, bewies sich leider vergeblich, und ich gestehe, daß die Methode, welche ich bei ihm einschlug, vielleicht nicht die richtige war. Ich wollte durch Claustration, Entziehung von Büchern u. s. w. in ihm die Empfindung des Verlassenseins, der Langenweile wecken und damit zugleich die Complementsempfindungen der Sehnsucht nach Gesellschaft, nach Unterhaltung, mit andern Worten: die Lust am Leben. Aber ich hatte den Fonds von innerm Leben, welche dem Kranken zu Gebote stand, bei weitem zu gering angeschlagen. Er hätte Jahre lang von den Schätzen seines Geistes zehren können, und die einzige Folge meiner Bemühungen war, daß er sich ungestört tiefer und tiefer in sein

bodenloses Urnichts versenkte. Indessen hoffte ich doch noch immer auf eine günstige Reaction, die meiner Meinung nach bei einem so urkräftigen Geiste, wie Berger trotz alledem war, nicht ausbleiben konnte. In dieser Zeit — es war genau an demselben Tage, als Sie mit Frau von Berkow hier waren und ich vergaß damals nur bei der Eile, welche Sie hatten, Ihnen von diesen Dingen, die mich höchlichst interessirten, zu sprechen, kam mir ein Besuch, welcher sich bei mir für Berger angekündigt hatte, gerade recht. Es war dies ein junger Mann, Namens Doctor Stein," — Oldenburg blickte nicht auf, als er an diese Stelle gekommen war — „von dem mir ein Grünwalder College, in dessen Gesellschaft er reiste, geschrieben hatte, daß er der Liebling und vertrauteste Freund Berger's gewesen sei. Ich versprach mir von diesem Besuch die günstigsten Resultate, eine Hoffnung, die allerdings einigermaßen abgeschwächt wurde, als ich die persönliche Bekanntschaft des Herrn Stein machte, eines auffallend schönen, vornehm aussehenden Mannes, der aber, bei offenbar bedeutenden Gaben und tüchtiger Bildung, mit sich und der Welt so zerfallen schien, wie wir das leider in unsrer that- und haltlosen Zeit, die weder weiß, was sie will, noch was sie soll, nur zu häufig in höherem oder gerin-

gerem Grade gerade bei den begabteſten Individuen finden. Freilich hätte ich bei reiflicherer Ueberlegung mir voraus ſagen können, daß Jemand, an den ſich Berger in der allerletzten Zeit vor dem Ausbruche ſeines Wahnſinnes ſo innig attachirte, wohl ebenfalls ein Hypochonder ſein mußte. Aber, er war nun einmal da und die Sache nicht mehr rückgängig zu machen; überdies hatte ich Herrn Stein, ehe ich ihn zu Berger ließ, ſehr beſtimmte Inſtructionen ſeines Verhaltens gegeben und erwartete nun mit großer Spannung das Reſultat dieſer Zuſammenkunft, bei der ich gefliſſentlich nicht zugegen war. Dieſes Reſultat war eigenthümlich genug.

Als ich von der Unterredung mit Ihnen und Frau von Berkow nach Hauſe kam, begab ich mich ſogleich zu dem Kranken, der unterdeſſen mit ſeinem Beſuch auf meinen Wunſch einen Spaziergang in den Wald gemacht hatte.

Mein erſter Blick überzeugte mich, daß etwas Beſonderes mit ihm vorgegangen ſein mußte. Er ging in heftiger Erregung auf und ab. So wie er mich ſah, blieb er vor mir ſtehen und ſagte: „Was halten Sie von einer Theorie, Doctor, die ſich praktiſch noch nicht erprobt hat?“ — „Nicht viel!“ erwiderte ich, „wie kommen Sie aber darauf?“ — „O, es iſt mir

heute Abend ein Gedanke gekommen, der so nahe liegt, so nahe, daß ich nicht begreife, wie ich nicht schon früher darauf gekommen bin." — Ich bat ihn, sich näher zu erklären. „Ich kann es jetzt nicht," antwortete er, „aber sobald ich dazu im Stande bin, soll es gewiß geschehen." — Ich mußte mich mit diesem Versprechen begnügen, denn es war vergebens, daß ich weiter in ihn drang. Ich hoffte von Herrn Stein mehr zu erfahren. Aber wer nicht wiederkam, war Herr Stein. Er war noch in derselben Nacht abgereist, „dringender Geschäfte halber," wie er mir in einem Briefchen, das von einer der nächsten Stationen datirt war, am folgenden Tage schrieb. Was zwischen ihm und Berger verhandelt war, blieb für mich Geheimniß; ich hörte nur von Andern, daß sie am Abend in einer Fuhrmannskneipe gesehen waren, wo sie mit Seiltänzern, die sich zufällig im Orte aufhielten und durch eine schöne Zigeunerin mit einem noch schöneren Kinde," — Oldenburg's Stimme zitterte etwas, als er diese Worte las — „die zur Gesellschaft gehörten, eben so viel Furore machten, als durch ihre Kunststücke, an einem Tische gesessen und getrunken hatten. Berger war an den folgenden Tagen sehr still und in sich gekehrt; ich ließ ihn ruhig gewähren, denn ich wollte in die Krise, die in seinem Zustand

offenbar eingetreten war, nicht ſtörend eingreifen. Er hatte von Anfang an Freiheit gehabt, zu gehen und zu kommen, wann er wollte. Es fiel deshalb auch weder den Wärtern, noch dem Pförtner auf, daß er am Morgen des ſiebenten Tages — es war der Tag, an welchem Frau von B. abreiste — gegen acht Uhr Morgens die Anſtalt verließ. Aber diesmal ſtellte er ſich im Laufe des Tages nicht wieder ein, wie ſonſt ſtets, auch nicht zur Nacht, auch nicht am folgenden Tage. Er war und blieb verſchwunden.

Meine Stimmung in Folge dieſes Ereigniſſes können Sie ſich leicht denken. Indeſſen war ich, trotzdem die Recherchen, die ſofort mit aller Energie und Umſicht angeſtellt wurden, kein Reſultat hatten, feſt überzeugt, daß Berger nicht gewaltſame Hand an ſich gelegt haben könne. Er hatte ſich zu oft und mit zu großem Nachdruck gegen dieſes Mittel, „den gordiſchen Knoten nur noch feſter zu ſchlingen", wie er es nannte, ausgeſprochen. Ein Brief von ſeiner Hand, den ich kurze Zeit darauf mit dem Poſtſtempel einer kleinen norddeutſchen Stadt erhielt, bewies mir zu meiner nicht geringen Freude, daß ich mich nicht geirrt hatte. In dieſem Briefe bat mich der ſeltſame Mann um Verzeihung, wenn er mir durch ſeine heimliche Entfernung von Fichtenau unruhige Tage berei-

tet haben ſolle; aber er habe nicht gewußt, wie er den Gedanken, von dem er mir Rechenſchaft zu geben verſprochen, anders hätte ausführen können. Die Expedition, auf der er ſich in dieſem Augenblick in Geſellſchaft ſehr guter Leute und ſchlechter Muſikanten befinde, ſei eben die Ausführung dieſes Gedankens, der Gedanke ſelbſt aber ſei der, daß er die Aceſe, die praktiſche Seite ſeiner Theorie von der Nichtigkeit des Seins, nicht zwiſchen den vier Wänden ſeines Zimmers, überhaupt nicht in der Einſamkeit, ſondern nur in der Menſchenwelt und zwar vorzugsweiſe in den tiefſten Schichten dieſer Welt, in die er jetzt hinabgeſtiegen ſei, zur Geltung bringen könne. Ich ſolle ihn, wenn ich irgend ein Intereſſe an ihm nähme, dabei nicht ſtören, und gewärtig ſein, daß er mir ſeiner Zeit die Reſultate ſeiner Expedition, die ſehr günſtig zu werden verſprächen, mittheilen würde." — — —

Oldenburg faltete Birkenbain's Brief, nachdem er ihn ſo weit geleſen, wieder zuſammen und blickte zu Melitta hinüber.

„Wie iſt es, Melitta," ſagte er, „Du biſt noch mehre Tage in Fichtenau geweſen; haſt Du von dieſer ſchönen Zigeunerin und ihrem Kinde, von denen mir eine Ahnung ſagt, daß es Xenobi und Czika geweſen ſind, auch etwas gehört?"

„Noch mehr," erwiderte Melitta; „es waren Xenobi und Czika und ich habe sie gesehen und gesprochen."

Oldenburg stützte den Kopf in die Hand. „Also doch!" murmelte er, „und Du — warum hast Du mir nichts gesagt?"

„Weil ich Deinen Kummer um die Verlorne zu erneuern fürchtete, weil ich — höre mich an, Adalbert, ich will Dir Alles sagen; ich hätte es Dir längst schon gesagt, wenn ich dazu den Muth gehabt hätte." — Und sie erzählte Oldenburg ihr Zusammentreffen mit der braunen Gräfin im Walde von Fichtenau, wie sie sich bemüht, die Zigeunerin zu bereden, mit ihr zu kommen welchen Schmerz es ihr bereitet, als all ihr Bitten, all ihr Zureden nichts fruchtete; und schließlich, wie sie Xenobi das Versprechen abgenommen habe, ihr das Kind zu bringen, wenn sie einmal anderen Sinnes werden sollte, und daß sie (Melitta) der festen Ueberzeugung lebe, es werde dies früher oder später geschehen.

Während die junge Frau so sprach, liefen ihr die Thränen über die Wange und ihre Stimme zitterte vor innerlichster Erregung.

Oldenburg stand auf und küßte ihr schweigend die Hand; dann ging er mit starken Schritten in dem

Gemach auf und ab, während Melitta weiter erzählte, wie sie, kurz vorher, ehe sie die Zigeunerin getroffen, den Wagen der Seiltänzer überholt habe, und daß sie sich auch erinnere, einen Mann in blauer Blouse, den sie damals für einen Landmann gehalten, in dem sie jetzt aber den Professor Berger wieder erkenne, unter den Seiltänzern gesehen zu haben. „Es ist kein Zweifel," fuhr sie fort, „daß die guten Leute und schlechten Musikanten, von denen Berger in seinem Briefe an Birkenhain spricht, Niemand anders sind, als eben diese Seiltänzer, denen er sich angeschlossen und mit denen er, wie aus dem Briefe hervorgeht, nach Norddeutschland, vielleicht sogar in unsre Nähe gewandert ist. Wenn Birkenhain den Ort genannt hätte, möchte ich Dir rathen, sofort dahin zu reisen und Alles zu versuchen, Xenobi mit Dir zurückzubringen; so aber würdest Du Dich nur wieder auf eine Irrfahrt begeben, von der Du um eine schöne Hoffnung ärmer, verstimmt und krank heimkehren würdest. Ich rathe Dir deshalb: schreibe an Birkenhain und warte, ehe Du etwas unternimmst, seine Antwort ab. Freilich kann und will ich Dir nicht verhehlen, daß ich es, Alles in Allem für besser halte, Du überläßt die Entwicklung dieses wunderbaren Verhältnisses vertrauensvoll der Zukunft. Xenobi hat tausend Mittel und

Wege Dir zu entschlüpfen, wenn sie will; ihr Entschluß zu uns zurückzukehren, oder uns Ezika zu überlassen, muß das Werk ihres freien Willens sein."

„Wenn Du meinst, daß Abwarten in diesem Falle das Beste ist, weshalb räthst Du mir denn, das Gegentheil zu thun?"

„Weil ich fürchte, daß Dir es unmöglich sein wird, ruhig still zu sitzen, nachdem Du die Spur der Verlornen wieder aufgefunden hast; weil ich weiß, daß Du Dich schmerzlich nach Deinem Kinde sehnst, weil ich fühle, daß die Resignation, zu der Du Dich jetzt verurtheilt hast, unnatürlich ist, und endlich —"

„Endlich?"

„Weil, wenn ich Dir zurede, nichts zu thun, um Ezika wieder zu gewinnen, es den Anschein haben möchte, als wünschte ich Dir ein solches Glück nicht, und ich möchte um Alles nicht, daß auch nur der leiseste Verdacht einer solchen Lieblosigkeit auf mir haftete."

„Das Menschenherz ist ein wunderlich Ding," sagte Oldenburg, nachdem er seine Zimmerpromenade eine Zeitlang schweigend fortgesetzt hatte; „kannst Du es glauben, Melitta, daß ich jetzt beinahe möchte, Du

zeigteſt Dich weniger bereit, mir mein Kind und das Weib, das es geboren, wiederzugeben?“

„Unmöglich, Adalbert!“

„Und es iſt doch ſo. Ich habe mir vorgenommen, ſtets gegen Dich ſo rückhaltslos wahr zu ſein, wie ich es gegen mich ſelbſt bin, mich wenigſtens zu ſein bemühe, und da kann ich Dir auch dies nicht verſchweigen. Früher, als Du mir unerreichbar fern ſchienſt, wie die himmliſchen Sterne, ſehnte ich mich wohl nach anderen warmen Menſchenherzen, an ihnen zu erwarmen, an ihrem Schlage zu fühlen, daß es um mich her nicht tot ſei, wie in mir; oder ich ſtürzte mich in tolle Exceſſe und halsbrechende Abenteuer, um doch wenigſtens ſo zu irgend einem Gefühl des Daſeins zu kommen. Jetzt iſt das mit einem Schlage anders geworden. Seitdem mir der leiſeſte Hoffnungsſchimmer, Du könnteſt doch noch dereinſt mein Weib werden, aufgegangen iſt, ſteht die Welt in ewiger Jugendſchöne wieder vor mir da; aber nun möchte ich auch die Quelle, aus der ich mir dieſe Verjüngung getrunken habe, von aller Beimiſchung rein und ungetrübt erhalten. Wie Du mir Alles biſt, ſo möchte ich, daß ich Dir Alles wäre; daß Du kein anderes Verlangen hätteſt, als geliebt und immer mehr geliebt zu werden, wie ich kein anderes Ver-

langen habe, als Dich zu lieben und immer mehr zu lieben. Was kümmert uns die andere Welt? sie iſt für mich verſunken und vergeſſen!“

Melitta hatte geſenkten Hauptes dieſen Sturm von Leidenſchaft über ſich hinkauſchen laſſen. Als Oldenburg ſchwieg, griff ſie nach dem Tagebuche, das aufgeſchlagen vor ihr auf dem Tiſche lag, wandte ein paar Blätter um und las:

„Der Mann ſtrebt ſeiner Natur nach in's Allgemeine und Grenzenloſe; bei der Frau, wie ſie denn überhaupt der Natur näher ſteht, iſt der charakteriſtiſche Zug aller Creatur, die Eigenliebe, viel ſchärfer ausgeprägt. Der Mann repräſentirt die Centrifugal-, die Frau die Centripetalkraft der moraliſchen Welt. Ginge es blos nach jenen, ſo würde die Welt bald ein einziges großes Wolkenkukkuksheim ſein, ginge es nur nach dieſen, ſo erhöben wir uns niemals über die Spitzen der Halme, welche über dem Lerchenneſt in der Ackerfurche nicken. Das Mittel, die beiden entgegengeſetzten Pole zu binden, iſt die Liebe. In der Liebe zu einem reizenden Weibe lernt der Mann, daß er nicht blos Bürger im Reiche der Geiſter iſt; in der Liebe zu einem edlen Manne lernt die Frau, daß es noch höhere Intereſſen giebt, als die des häuslichen Heerdes. Sie müſſen ſich alſo gegenſeitig ergänzen;

ſie muß ihn daran erinnern, daß die Menſchheit aus Menſchen beſteht; er ſie die großen Worte der Neuzeit: Freiheit, Brüderlichkeit, an denen unſere begabteſten Frauen erſt buchſtabiren, fließend leſen lehren."

Melitta klappte das Buch zu und blickte zu Oldenburg hinauf, der, die Arme über die Bruſt gekreuzt, in einiger Entfernung von ihr ſtand.

„Du hatteſt Recht," ſagte er, „mich nicht zum Apoſtaten meiner eigenen Ueberzeugungen werden zu laſſen: nur das Eine möchte ich wiſſen, ob Dein Bekehrungseifer ganz lauter iſt, ob die Prieſterin nicht blos deßhalb den Sünder ſo eifrig an die Gottheit weiſ't, weil ihr die verlangenden Blicke, die er auf ſie ſelbſt richtet, läſtig werden."

„Oldenburg!"

„Ja, Melitta, es muß heraus, es drückt mir ſonſt das Herz ab. Du weißt, wie unſäglich, wie grenzenlos ich Dich liebe. Der Wunſch, Dich zu beſitzen, iſt allmächtig in mir; ich habe ihn ſo lange genährt, daß mein ganzes Weſen ihm zugeſtrömt iſt, ſich in ihm concentrirt hat. Ohne Dich bin ich nichts: mit Dir wage ich es gegen eine Welt in Waffen. Ich weiß es wohl, daß man das Gute um des Guten willen thun muß, und daß, wer einen Lohn begehrt,

seinen Lohn dahin hat; aber ich bin kein Heiliger, ich bin ein Mensch mit menschlichen Schwächen und Leidenschaften, die ihm, wie ein wildes Meer, über dem Kopf zusammenschlagen, wenn nicht die liebe, geliebte Hand rettend seine ausgestreckte Hand ergreift. Melitta, sag', daß Du die Meine sein willst, und meine Thaten sollen nicht geringer sein, als meine Worte."

Oldenburg war auf demselben Platze, in derselben Stellung stehen geblieben. Wie in seiner Haltung, so lag in dem Ton seiner Stimme mehr Trotz als Bitte. Dieser Mann würde vor einem Dutzend auf ihn angeschlagener Flintenläufe nicht niederknieen, oder sich die Augen verbinden lassen.

Melitta fühlte das wohl; aber sein Stolz beleidigte sie diesmal nicht, wie es doch schon so oft der Fall gewesen war. Sie antwortete in einem beinahe demüthigen Tone:

„Laß uns nicht übereilt handeln, Adalbert! Wie lieb Du mir bist, das weißt Du und das muß Dir vorläufig genug sein. Sieh, Adalbert, dieser Brief kommt gerade recht, uns an unsere Pflichten zu erinnern. Du mußt Dein Kind wieder haben; ich würde keine Stunde meines Lebens wieder froh werden, müßte ich wirklich fürchten: die Liebe zu mir hätte in Deinem edlen Herzen das heiligste Gefühl erstickt.

Nur Adalbert, bedenke auch dies! Ich glaube es gern: Du liebst das arme Weib nicht mehr, die einst die Leidenschaft des Jünglings entflammt hat; aber sie ist die Mutter Deines Kindes! Was willst Du zu Deiner Ezika sagen, wenn sie Dich dereinst fragt, warum denn eine Andere, als das arme Weib, welches sie Mutter nennt, die Gattin ihres Vaters ist?"

„Wo hast Du Oswald Stein, seitdem Du ihn in Fichtenau gesprochen, zum letzten Mal getroffen?"

Oldenburg sprach diese wenigen Worte langsam und mit schneidender Schärfe.

Melitta wurde dunkelroth. Ein Funke von der bösen Leidenschaft des verletzten Stolzes, die in Oldenburgs Herzen wüthete, sprang auch herüber in ihr Herz und entflammte den Geist des Widerspruchs, der diesen Beiden schon so oft verderblich gewesen war.

„Wer sagt Dir, daß ich ihn überhaupt in Fichtenau gesehen habe?"

„Nun, ich dachte es mir nur. Vielleicht, daß Du mir diese Begegnung verschwiegen hast, wie jene andere."

„Nur wenn ich ihn nun in Fichtenau gesehen hätte?"

„So wäre das gerade, was ich erwartet habe."

„Und wenn ich ihn nun seitdem noch oft gesehen hätte?"

„So bewiese mir das, daß mein Hierherkommen für mich ebenso unschicklich, wie für Dich unbequem ist."

Oldenburg ging quer durch das Zimmer und nahm von dem Tischchen vor dem Spiegel Reitpeitsche und Handschuh. Als er wieder vor Melitta vorüberkam, blieb er stehen und sagte: „gute Nacht Melitta." „Gute Nacht" erwiderte die junge Frau, ohne die Augen aufzuschlagen. Er wartete einen Augenblick und noch einen, ob sie ihn ansehen, ob sie noch nicht ein Wort sagen werde, aber er wartete vergeblich. Kein Wort, kein Seufzer entrang sich seiner gepreßten Brust; er ging nach der Thür, öffnete sie leise und schloß sie eben so geräuschlos wieder.

Melitta fuhr in die Höhe. Sie eilte nach der Thür; aber anstatt dieselbe zu öffnen, lehnte sie sich nur mit hocherhobenen Armen daran und brach in leidenschaftliches Weinen aus. „Ich wußte es ja, daß es so kommen würde," murmelte sie. „Armer, armer Adalbert!"

Plötzlich ertönte Hufschlag dicht vor dem Fenster. Sie eilte von der Thür nach dem Fenster und riß

es auf, lehnte sich weit hinaus und rief: „Adalbert, Adalbert!“ aber der Sturm, der ihr die eisigen Schneeflocken ins Gesicht schlug, verwehte ihre Stimme und der schwarze Schatten von Roß und Reiter, der noch eben über die weiße Fläche durch die graue Nacht lautlos dahinglitt, war im nächsten Augenblick schon im Hofthor verschwunden.

Achtes Kapitel.

Der Winter iſt während der Nacht über die Inſel gebrauſ't, und noch immer wirbelt der Schneeſtaub, den er bei ſeiner eiligen Fahrt vom Nordland her aufſtöberte, dicht herab auf Dächer und Bäume, auf Wieſen und Felder, und wenn man eine Zeitlang in die graue Luft ſieht, aus der die weißen Flocken herabwehen, iſt einem, als ſtiege man mit mäßiger Geſchwindigkeit aufwärts — immer aufwärts in eine graue Unendlichkeit.

Oldenburg ſcheint ſich heute an dieſem melancholiſchen Schauſpiel nicht ſatt ſehen zu können. Er ſteht am Fenſter ſeiner Arbeitsſtube auf der Solitüde und ſchaut unverwandt auf das Meer hinaus, oder vielmehr in die ſchneeerfüllte Luft hinein, denn von dem Meer iſt heute wenig oder nichts zu ſehen. Er hat den Tag über viele Stunden ſo geſtanden und kaum einmal ſeinen alten Hermann beachtet, der mit ſorgenvoller Miene ab- und zugeht, und mehrere große Koſ-

ſer, die in dem Zimmer offen ſtehen, voll Kleider, Wäſche und Bücher packt. Auch des treuen Dieners treue Gattin Thusnelde, die behäbige dicke Haushälterin, hat ſich wiederholt in dem Zimmer zu ſchaffen gemacht und einmal ſogar gewagt, dem Herrn zu ſagen, daß das Eſſen fertig ſei, darauf aber keine andre Antwort erhalten, als: es iſt gut, Alte!

Seitdem ſind ſchon wieder mehrere Stunden verfloſſen. Der Baron hat gleich nach Tiſche wegfahren wollen; aber er hat noch immer nicht Befehl zum Anſpannen gegeben. Daß ſich das Wetter aufklären ſoll, heißt er wohl ſchwerlich, denn die Vorrathshäuſer des Schnees ſcheinen unerſchöpflich und überdies wäre es das erſte Mal, daß er ſich von der Ausführung eines Entſchluſſes durch ſchlechtes Wetter hätte abhalten laſſen; auch war, wenn er noch vor Abend die Fähre erreichen wollte, Mittag die ſpäteſte Zeit der Abreiſe geweſen. Es wird ihm damit wohl ſo eilig nicht ſein; vielleicht kommt ihm der Schneeſturm gerade recht, um wenigſtens einen äußeren Grund zum Bleiben zu haben; vielleicht erwartet er auch noch eine wichtige Nachricht, denn er hat im Laufe des Tages wiederholt gefragt: Iſt Niemand dageweſen? und dann jedesmal, wenn der alte Hermann, wie er wohl nicht anders kannte: „Nein, Herr Baron!“ geantwortet

hatte, sich wieder zum Fenster gewandt und mit den Fingern weiter auf den Scheiben getrommelt.

Jetzt ist es auch nicht eben mehr wahrscheinlich, daß noch Jemand kommen wird. Der schmutzig rothe Streifen tief am westlichen Horizont verkündet, daß die Sonne, die den ganzen Tag unsichtbar gewesen ist, im Meere versinkt. Ein Sturmwind, der gegen die Fenster rasselt und klagend und heulend um das Haus und durch die hohen Wipfel der Tannen fährt, zerreißt die Schneeluft und die unendliche graue Wasserwüste mit ihren schaumgekrönten Wellen breitet sich vor den Blicken des einsamen Mannes am Fenster aus in schauerlicher Erhabenheit. Er öffnet die Thür und tritt auf den Balken; er lehnt sich auf das Geländer, durch dessen eiserne Stäbe der Wind in schrillen Tönen pfeift. Er wirft keinen Blick auf die hohen Kreideufer, die sich rechts und links weit und weiter strecken in einem ungeheuren Halbkreise, und die jetzt mit den starren Wäldern, die sie auf ihren schroffen Stirnen tragen, von der untergehenden Sonne für einen Augenblick blutroth angestrahlt sind. Er schaut nur immer hinab, wo hundert Fuß unter ihm das wilde Meer zwischen den Felsblöcken des Ufers donnernd brandet. Der weiße Gischt wirbelt, in den scharfen Ecken der steilen Wände von dem wilden

Winde emporgetrieben, manchmal bis hinauf zu ihm und netzt ihm mit eiskalten Tropfen Stirn und Haar und Bart. Aber er achtet es nicht. In seiner Seele sieht es wilder und stürmischer aus als da draußen in der Natur. Es ist ihm, als wäre er ganz allein in der verödeten Welt, als bräche eben für diese verödete Welt die ewige Nacht herein und als wäre er verdammt, weiter zu leben in dieser ewigen Nacht.

„Es ist ganz recht, ganz recht," murmelte er, „warum warst du der Hans Narr, der sich wieder ruhig an dem Seile führen ließ, von dem er doch nun mittlerweile wissen mußte, wohin es ihn führte! Und doch! sie war so lieb, so gut in dieser Zeit, wie sie es nie gewesen! Konnte ich mein Ohr dem Sirenengesange verstopfen, der mir nie so nah und so süß getönt hatte! Sirenengesang — das ist es eben! Was weiß ein Weib von der treuen Liebe, deren ein Männerherz fähig ist! Caprice Alles, Alles eitel Tand und Spielerei' ein Paar blaue Augen, eine glatte Zunge und höfische Manieren dazu — so muß das Püppchen ausstaffirt sein, wenn es den guten Kindern gefallen soll. Ob das Püppchen ein Herz in der Brust, Hirn im Schädel hat, das kümmert sie nicht. Im Gegentheil: das ist so unbequem, so langweilig, das paßt so gar nicht in die Puppenstube.

Und so sei es denn abgethan, das Narrenkleid für nun und immer! wie das Abendroth dort an den Felsen verbleicht, so will ich von meiner Seele wegwischen diese rosige Lüge, und rauh werden, wie das winterliche Meer, und wie mich Niemand liebt, so will ich Niemand lieben. Ich will durch das Leben ziehen, einsam, wie jener Schneevogel sich dort durch die pfadlose Luft schwingt, unbekümmert, wie er, ob irgendwo am Ufer unter überhangenden Felsen das schützende Nest bereitet ist."

„Das werden Sie nicht; denn Sie sind ein Mensch, und der Mensch ist viel mehr, denn die Vögel unter dem Himmel."

Oldenburg wandte sich verwundert um nach dem, der in einem tiefen, festen Ton diese Worte gesprochen, dicht hinter ihm stand ein untersetzter, in einen groben Flausrock gekleideter Mann, dessen große, dunkle Augen unter den grauen buschigen Brauen seltsam hervorblitzten. Von Lippen, Kinn und Wangen wallte ein silbergrauer Bart bis auf die Brust herab. Es war Oldenburg, als müßte er dieses merkwürdige Gesicht schon einmal gesehen haben.

„Ich heiße Berger," fuhr der Mann, Oldenburg's fragenden Blick beantwortend, fort, „und komme im Auftrage der Frau von Berlow." —

Dieſer Name gab Oldenburg die Sprache wieder, die ihm die ſo unerwartete und gleichſam wunderbare Erſcheinung des Mannes, mit dem ſich ſeine Gedanken geſtern ſo viel beſchäftigt hatten, geraubt zu haben ſchien.

„Ich freue mich, eine mir ſehr werthe Bekanntſchaft zu erneuern," ſagte er, ſich mit der Höflichkeit verbeugend, die den Männern von Welt zur zweiten Natur wird, und ihnen deshalb auch in ſolchen Augenblicken zu Gebote ſteht, wo ſie im Uebrigen völlig rathlos ſind; „wollen wir indeſſen nicht von dieſem unbeſchützten Ort in die Stube treten?"

„Ich werde Sie noch weiter bemühen müſſen," erwiderte Berger, indem ſie in das Gemach gingen; „ich komme Sie abzuholen; der Schlitten, in welchem ich kam, ſteht vor der Thür. Ich bitte Sie, mir unverzüglich zu folgen; die Minuten ſind koſtbar."

„Was iſt's?" ſagte Oldenburg, dem alles Blut aus den Wangen zum Herzen getreten war; „ſprechen Sie es aus, Herr Profeſſor! Ich bin ein Mann, und kann das Schlimmſte hören. Frau von Berkow iſt ſehr krank — nicht wahr?"

„Nicht Frau von Berkow!" erwiderte Berger, „eine andere Frau, die ich ſammt ihrem Kinde hierher geleitet habe, und die Sie, Herr Baron, vor

ihrem Ende, das vielleicht nahe ist, noch einmal zu sehen wünscht."

„Eine Frau — mit einem Kinde — die Sie hierher geleitet" — wie ein Schleier fiel es dem Baron von den Augen. Erst jetzt erinnerte er sich, was Melitta gestern scharfsinnig herausgefunden, daß Berger sich den Seiltänzern, in deren Gesellschaft sich Xenobi und Czika befanden, angeschlossen haben werde. In einem Nu war es ihm klar, um was es sich handelte.

„Kommen Sie!" sagte er.

Vor der Thür der Solitüde stand Melitta's mit zwei kräftigen Braunen bespannter Schlitten. Die Männer stiegen ein, Oldenburg ließ sich von dem Kutscher hinten auf der Pritsche Zügel und Peitsche geben und fort ging es im Galopp durch die düstern Tannen; aus den Tannen hinaus in das ebene, sich nach Faschwitz zu allmälig senkende Land, das jetzt eine weite, von dem grauen Horizont begrenzte Schneefläche war, von der die spärlichen, mit Schnee bedeckten Bäume und Hütten sich kaum abhoben. Auch der Weg war verschüttet und selbst die Gleise, die der Schlitten vorhin gemacht hatte, schon wieder zugeweht. Man mußte mit der Gegend so vertraut und überdies ein so kundiger Rosselenker sein, wie es

Oldenburg war, um in dieser Wildniß hügelauf, hügelab, zwischen bodenlos tiefen Meeren hindurch in vollem Rasendlauf dahinjagen zu können.

So waren sie vielleicht zehn Minuten gefahren, als Berger das Schweigen brach, das bis dahin geherrscht hatte. Als ob sich alles Uebrige von selbst verstände, oder als ob er eine abgebrochene Erzählung wieder aufnähme, sagte er:

„Wir waren zuletzt in St. (Berger nannte eine kleine hinterpommersche Stadt.) Seit einiger Zeit, eigentlich schon seit dem ersten Tage, wo ich sie kennen lernte, hatte ich bemerkt, daß es mit ihrer Gesundheit sehr schlecht stehe. Unser rauhes Klima war tödtlich für dieses Kind einer heißeren Sonne, zumal eine Lungenkrankheit, die sie, wie es bei ihrem Wanderleben auch wohl kaum möglich war, nicht beachtete, schon große Fortschritte gemacht hatte. Ich wußte, daß es für sie nur ein Mittel zur Genesung gebe, das war: unverzügliche Rückkehr in das Land, aus dem der Sage nach ihre Väter stammen. Ich selbst

ich hatte die Beiden sehr lieb gewonnen und mir war es im Grunde gleich, wohin ich meine Schritte lenkte, denn Thränen zu trocknen giebt es überall — erbot mich, sie dahin zu begleiten; aber Xenobi weigerte sich, und als ich in sie drang, sagte sie mir:

„ich habe nichts vom Leben, als Kummer und Gram, und je eher ich sterbe, deste besser ist es für mein Kind. So lange ich lebe, kann ich mich von ihm nicht trennen und doch muß ich mich von ihm trennen, damit es lebt, wie ich wünsche, daß es lebe.“ Mir, der ich mit ihrer Lebensgeschichte nicht vertraut war, waren das natürlich Räthsel. Bis dahin hatte ich mit ihr nie über den Vater ihres Kindes gesprochen; daß es nicht der Director der Seiltänzer, oder einer seiner Leute sei, schloß ich freilich aus dem eigengearteten Charakter der kleinen Ezika, der eine vornehmere Abkunft bekundete. Jetzt brachte ich wiederholt die Rede auf dies Thema, nicht aus Neugier, sondern aus wirklicher Theilnahme an dem Schicksal einer Frau, die, wenn sie unter andern Verhältnissen aufgewachsen wäre, zu den vorzüglichsten ihres Geschlechts gezählt haben würde und eines Kindes, das den Stempel des einzigen Adels, den ich gelten lasse, des natürlichen, so ausgeprägt auf seiner reinen schönen Stirn trug.“

„Allez!“ rief Oldenburg und hieb in die Pferde, die, den leichten Schlitten wie eine Feder hinter sich herschleudernd, im gestreckten Galopp über die jetzt ganz glatte Schneefläche stürmten.

„Endlich,“ fuhr Berger fort in dem leidenschaft-

leſen Tone, in welchem er von Anfang an geſprochen und der ein Spiegel der inneren Ruhe ſchien, zu welcher ſich dieſer wunderliche Geiſt jetzt durchgearbeitet hatte; „endlich, mit ſichtbarer Ueberwindung nannte mir die arme Frau einen Namen, der das Intereſſe, welches ich an ihr nahm, wo möglich noch vermehrte: zugleich ſagte ſie mir, daß ſie einer Dame, über die ich ſchon längſt des Guten gar viel gehört, verſprochen habe, ihr das Kind anzuvertrauen, ſobald ſie fühle, daß ſie ſelbſt es nicht länger ſchützen könne. Ich ſuchte ſie zu überreden, dieſen Entſchluß ſofort in Ausführung zu bringen, denn ich ſah, daß ihr dazu nicht mehr viel Zeit bleiben würde. Was meine Bitten und Vorſtellungen nicht vermocht hatten, vermochte die Conſtellation gewiſſer Geſtirne, in denen die Egypterin ihr bevorſtehendes Ende geleſen haben wollte. Am nächſten Morgen machten wir uns auf den Weg. Leider ſchien Xenobi ſich nicht getäuſcht zu haben. Sie wurde mit jedem Augenblicke kränker und kränker, und ich athmete auf, als wir endlich — das war vor einer Stunde etwa — das Ziel unſerer Reiſe erreicht hatten.“

Berger ſchwieg und Oldenburg antwortete nichts als: „Ich danke Ihnen!“

Wenige Minuten darauf hielt der Schlitten mit

den dampfenden Pferden vor dem Herrenhause von Berkow.

Sie gingen in das Haus.

Auf dem Flur kam ihnen der alte Baumann entgegen.

„Lebt sie noch?“ fragte Oldenburg.

„Zu Befehl!“ erwiderte der Alte, indem er Oldenburg den Ueberrock ausziehen half; „der Jochen ist nach dem Doctor geritten; ich vermeine, daß er jeden Augenblick kommt.“

„Wo ist sie?“

„Wollen die Herren nur gefälligst in den Gartensaal treten.“

Er ging ihnen voran in den Gartensaal, wo auf dem Tisch eine Lampe und in den Kamin ein helles Feuer brannte. Dann verschwand er durch die Thür, welche in die rothe Stube führte.

Oldenburg hatte sich an den Kamin gestellt, seine kalten Hände zu wärmen. Tausend Gedanken auf einmal wirbelten durch sein Hirn. Als er sich nach einiger Zeit umwandte, Berger etwas zu fragen, fand er sich allein. Berger war entweder nicht mit eingetreten, oder hatte geräuschlos den Saal verlassen. Oldenburg schritt einmal durch das Gemach, dann stellte er sich wieder an den Kamin.

„Melitta hatte recht," murmelte er. „Ehe dieſes Unrecht nicht geſühnt iſt, kann von Glück für mich nicht die Rede ſein. Und wie ſoll es geſühnt werden? Iſt es doch der Fluch der böſen That, daß ſie fortzeugend Böſes muß gebären. Es war der Schatten von heute, der geſtern ſchon auf unſere Seelen fiel. Wie ſtumpfſinnig war ich, wie verblendet von Leidenſchaft, daß ich die Mahnung nicht verſtand! Ja, ſie hat ältere, geheiligte Rechte, und wehe mir, wenn ich dies Recht mit Füßen trete! es würde immer wieder aufſtehen und gegen mich zeugen. Aber es iſt entſetzlich, daß die Erinnyen uns bis in den Tempel verfolgen, wo wir uns reinigen wollten von aller Schuld, bis in das Heiligthum, das unſer ganzes Glück umſchließt."

Das Rauſchen eines Gewandes hinter ihm ſchreckte ihn empor. Er wandte ſich um, und vor ihm ſtand Melitta, blaß und ernſt, die ſchönen, lieben Augen glänzend von der Spur friſch geweinter Thränen.

„Melitta," ſagte Oldenburg, die Hände nach ihr ausſtreckend, „kannſt Du mir verzeihen?"

„Ich habe Dir nichts zu verzeihen, Adalbert," erwiderte ſie, ihre Hände in die ſeinen legend, „laß uns geduldig tragen, was wir doch tragen müſſen."

Sie ſahen ſich ein paar Momente ſchweigend in die Augen.

„Es liegt noch Manches zwiſchen uns,“ ſagte Oldenburg traurig, „ich kann Dir nicht bis auf den Grund der Seele ſchauen.“

„Wir müſſen eben geduldig ſein,“ ſagte Melitta.

Oldenburg ließ ihre Hände los.

„Wie geht es ihr?“

„Sie iſt ſehr ſchwach; in einem Zuſtand zwiſchen Schlafen und Wachen; aber ſie erkennt mich wohl und hat ſchon mehrmals nach Dir gefragt.“

„Iſt Eziſa bei ihr?“

„Ja; ſie und der Profeſſor, der eben hereintrat und mir ſagte, daß Du im Saale auf mich warteteſt.“

„Darf ich ſie ſehen?“

„Laß mich erſt einmal allein hineingehen. Ich komme alsbald zurück.“

Nach einigen Minuten, während deren Oldenburg mit untergeſchlagenen Armen, die Augen nicht vom Boden hebend, in dem Saale auf- und abgegangen war, erſchien Melitta wieder in der Thür:

„Komm!“

Oldenburg folgte ihr durch die rothe Stube, in ein halbdunkles Gemach, Melitta's Schlafgemach. Es war das erſte Mal in ſeinem Leben, daß er es be-

trat, und während sie ihn an der Hand hindurchführte, fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, welch' verhängnißvoller Augenblick ihm den Zutritt in dieses Heiligthum verschaffte. An der Thür auf der entgegengesetzten Seite blieb Melitta stehen und flüsterte: „hier ist sie."

Sie traten ein. Es war ein großes, äußerst stattliches, in der Rococcomanier überladen meublirtes Gemach, das zu den Fremdenzimmern in der Fronte des Hauses gehörte. Schwere gelbseidene Vorhänge verhüllten die Fenster; die Stühle und Sophas waren mit demselben Stoff überzogen, der getäfelte Fußboden blinkte in dem Schein des Feuers, das in dem Kamin brannte. Auf dem, von Amoretten getragenen Sims des Kamins stand eine vergoldete Stutzuhr, die den von Genien und Schmetterlingen umflatterten Eingang einer Grotte darstellte, aus deren Oeffnung, so oft die Stunde schlug, ein Sensenmann hervortrat. Gemälde im Geschmack jener Zeit mit gezierten Schäfern, Schäferinnen und Schafen in breiten Goldrahmen schmückten die Wände. Von der Stuckdecke hing ein mächtiger Kronleuchter von Glaskrystallen, die bei dem wechselnden Licht, das in dem Gemache herrschte, in allen Farben des Regenbogens spielten. Und in Mitten dieser Pracht, in einem gro-

ßen Himmelbette, deſſen ſeidene Vorhänge halb zurückgeſchlagen waren, ruhte auf ſchneeigem Kiſſen ein armes, todtkrankes Weib, das im fernen Ungarlande hinter einer Hecke das Licht der Sterne erblickt und Zeit ihres Lebens nur in Scheunen- und Ställen und öfter noch auf öder Haide unter freiem Himmel, oder im wilden Walde unter hohen Buchenhallen die Nächte zugebracht hatte. Ihre großen, im Fieber erglänzenden Augen wanderten unruhig über all' die Herrlichkeiten, die ſie umgaben, hin und blieben dann immer wieder auf ihrem Kinde haften, als ſei dies der einzige Punkt, wo ihr geängſtigter Geiſt ſich wieder auf ſich ſelbſt beſinnen könnte. Czika ſtand vor dem Bett, gekleidet in die phantaſtiſch bunte Tracht, die ſie im Intereſſe der Kunſt auch außer „der Bühne" zu tragen pflegte. Ihr ſchönes Geſichtchen war noch ernſter und ſorgenvoller, wie ſonſt. Sie verwandte keinen Blick von der Mutter. Man ſah ihr an, daß ſie ein volles Verſtändniß der Lage hatte; daß ſie ſehr wohl wußte, daß es der Tod ſei, der ihrer Mutter braune Wangen ſo gelb und die rothen Lippen ſo bleich machte, und mit ſo großen kalten Schweißtropfen die ſchmerzlich gefurchte Stirn bethaute.

An einem Tiſchchen in der Nähe des Betts ſtand Berger. Er war eifrig beſchäftigt einen kühlenden

Trank zu bereiten und er blickte von seiner Beschäftigung kaum auf, als jetzt Melitta und Oldenburg geräuschlos in das Zimmer traten.

Aber das scharfe Ohr der Kranken hatte sie wohl gehört. Ein schwaches Lächeln der Befriedigung flog über ihr verwüstetes Gesicht. Sie winkte die Beiden mit den Augen zu sich heran.

Ezika war, wie sie an das Bett traten, zwischen ihnen zu sitzen gekommen. Xenobi schien das mit Befriedigung zu sehen. Das Lächeln wurde heller, dann verschwand es wieder und mit ihrem gebrochenen Deutsch sagte sie:

„Legt Eure Hände auf der Ezika Kopf!"

Oldenburg und Melitta thaten es. Oldenburg's Hand zitterte, als er die weichen Locken des schönen jungen Hauptes berührte.

„Und gebt mir die beiden andern Hände!"

Xenobi nahm die Hände und als sie die Kette so geschlossen sah, murmelte sie etwas, das Jene nicht verstanden und das ein Fluch oder Segen, oder Beides sein mochte, denn der Ausdruck ihres Gesichts wechselte bei jedem Wort.

Dann sagte sie:

„Schwört, daß Ihr die Ezika nicht verlassen wollt."

„Wir ſchwören es;“ antwortete Oldenburg, während Melitta, unfähig ein Wort hervorzubringen, nur die Lippen bewegte.

Xenobi ließ ihre Hände los, um ihre eigenen Hände über der Bruſt zu kreuzen.“

„Nun laßt Xenobi allein,“ ſagte ſie mit ſehr leiſer Stimme, „nur Czika ſoll hier bleiben und der weiſe Mann.“

Oldenburg und Melitta blickten ſich und dann Berger an, der jetzt mit dem Trank in der Hand an das Bett trat.

„Thut, was ſie verlangt!“ ſagte er. „Der Wille eines Sterbenden iſt heilig.“

Oldenburg wagte nicht zu widerſprechen. Er nahm Melitta's Arm und führte ſie aus dem Zimmer. Die Uhr auf dem Kamin hackte zum Schlagen aus. Der Senſenmann drinnen machte ſich bereit, aus ſeiner Höhle hervorzutreten.

Sie gingen in den Gartenſaal zurück. Keines ſprach ein Wort. Oldenburg warf ſich am Kamin in einen Lehnſeſſel und ſtarrte düſter in die verglimmenden Kohlen. Plötzlich fühlte er Melitta's Hand auf ſeiner Schulter:

„Adalbert!“

Er ſchaute fragend zu ihr empor.

„Nicht wahr, Du reiſt nicht fort?“

„Wenn Du es nicht wünſcheſt — nein.“

„Und Du willſt geduldig warten, bis — bis Du mir auf den Grund der Seele ſchauen kannſt?“

„Ja.“

„Gieb mir die Hand darauf.“

Oldenburg drückte ihre Hand gegen ſein Geſicht; ſie fühlte ſeine Thränen fließen. Sie beugte ſich herab und küßte ihn auf die Stirn. Dann ſetzte ſie ſich ihm gegenüber und verſank, wie er, in ſtilles Brüten . . . . . .

Das Klingeln eines Schlittens unterbrach das Schweigen. Es war Doctor Balthaſar. Oldenburg und Melitta gingen ihm entgegen. Oldenburg ſagte dem alten Herrn, während er ſich die Hände am Kaminfeuer wärmte, um was es ſich handle.

„Hm! hm!“ ſagte Doctor Balthaſar; „weiß ſchon; Lungentuberkel — Reiſe bei dem Hundewetter — kommt nicht wieder auf — hm, hm — wo iſt ſie denn? — wollen mal nachſehen.“

Als die Drei ſich zu gehen wandten, that ſich die Thür des Saales auf und Berger trat, Czika an der Hand, herein.

„Sie kommen zu ſpät!“ ſagte er zu Doctor Bal-

thaſar und dann zu Oldenburg und Melitta, ihnen die Kleine zuführend:

„Hier, nehmt Euer Kind!“

Melitta zog Ezika unter lautem Weinen an ihr Herz.

„Hm, hm!“ ſagte Doctor Balthaſar; „die alte Geſchichte — immer gerufen, wenn nichts mehr zu curiren iſt — hm, hm — wollen mal nachſehen.“

Neuntes Kapitel.

Die braune Gräfin iſt begraben — nicht in „geweihter Erde," denn der Nachfolger des Paſtor Jäger in Raſchwitz, ein ſtreng orthodoxer Diener des Herrn, den die Lorbeern, die ſein Vorgänger ſich an derſelben Stelle errungen, nicht ſchlafen laſſen, hat ſich mit beſcheidener Feſtigkeit gegen die Zumuthung opponirt: „eine Frau, die heidniſch geſtorben ſei, wie ſie heidniſch gelebt, auf ſeinem „Gottesacker" aufzunehmen."

Sie haben denn zwei Männer aus dem Dorfe unter Aufſicht des alten Baumann in dem Park von Berkow auf einer Stelle an dem Rande des Buchenwaldes, von der man im Sommer eine gar liebliche Ausſicht auf eine Raſenfläche hat, die ſich nach dem Garten und dem Schloſſe zu allmählig ſenkt, den tiefen Schnee weggeſchaufelt und in der ſchwarzen Erde ein tiefes Grab gehackt und gewühlt, und in dem tiefen Grabe ſchläft nun die Zigeunerin, todes-

müde von ihrer ruheloſen Wanderung durch dies bunte ruheloſe Leben, das ihr ſo wenig Glück gebracht hat, den tiefen, ewigen Schlaf.

Als nach einigen Tagen das Wetter ſich aufgeklärt hat, die Vorrathshäuſer des Schnees vorläufig erſchöpft ſind und es möglich geworden iſt, die Gänge im Garten und durch den Park bis zu der Stelle am Waldesrande frei zu machen, kann man oft Melitta mit ihrem Julius und der kleinen Czika den Weg nach dem Grabe der Zigeunerin einſchlagen ſehen, das jetzt mit einem Granitblocke bedeckt iſt, auf deſſen einer glattpolirten Seite der Name Xenobi ſteht. Melitta führt das braune Kind faſt immer an der Hand und ſpricht mit ihm viel öfter, als mit ihrem Sohne, der aber auch ſeinerſeits mit einer Art von ritterlicher Zärtlichkeit, wie ſie großherzige Knaben ſtets gegen hübſche kleine Mädchen an den Tag legen, um das Kind bemüht iſt. „Wenn die Bahn erſt ein bischen beſſer iſt, dann will ich Dich im Schlitten fahren, Czika. O, ich habe einen wunderſchönen Schlitten; ich will ihn Dir zeigen, wenn wir wieder nach Hauſe kommen. Und wir wollen Beide ganz allein fahren; der Pony kennt mich beſſer, als irgend Einen; ich brauche bloß mit der Zunge zu ſchnalzen, ſo geht er davon, wie der Wind, und wenn ich ſage: Brrr, Pony! ſo ſteht

er ſtill wie ein Lamm. Nicht wahr, Mama, ich darf mit Czika ganz allein ſpazieren fahren?"

„Wenn Czika mit Dir fahren will, warum nicht."

Czika's dunkles Geſichtchen hat ſich bei Julius kühnen Worten ein wenig aufgehellt; aber alsbald zieht wieder eine Wolke über ihre Stirn.

„Czika wollte, ſie hätte Hamet wieder," ſagt ſie, mit den braunen Gazellenaugen in die Ferne ſtarrend.

„Wer iſt Hamet, Czika?" fragte Julius.

„Hamet? Hamet iſt Czika's Eſel."

„Bah, ein Eſel!" ruft der Knabe, die Oberlippe verächtlich krümmend; aber ein Blick der Mutter genügt, ihm eine fliegende Schamesröthe über das ganze Geſicht zu jagen.

„Wo iſt Dein Eſel, Czika?" fragt er mit freundlicher Theilnahme.

„Hamet iſt todt. Mutter und ich haben ihn im Walde eingeſcharrt."

„Ach, das iſt ja Schade. Na, laß es gut ſein, Czika; ich will Dir einen andern kaufen. Weißt Du, Mama, der Förſter Griebenow in Faſchwitz hat einen großen Eſel, mit ſo langen Ohren, Czika! der Pony ſcheut immer, wenn wir ihm begegnen. Aber das ſchadet nichts. Er muß ſich d'ran gewöhnen, ſonſt giebt's was" — bei dieſen Worten ſchwingt Julius

ſehr energiſch ſeine Gerte — „ich will's ihm ſchon austreiben. Nicht wahr, Mama, ich darf mit Baumann hinüberreiten und Czika den Eſel kaufen. Griebenow hat ihn mir ſchon ein paar Mal angeboten. Nicht wahr, Mama?“

„Gewiß,“ ſagt Melitta; „er ſoll auch Hamet heißen.“

„O, das wird ſchön,“ ruft Julius; „und dann reiten wir alle Drei ſpazieren. Du auf der Bella, ich auf dem Pony und Czika auf dem Hamet, und dann — aber, ich fürchte, Hamet wird nicht mitkommen können,“ unterbricht er ſich ſelbſt und macht dabei ein ſehr bedenkliches Geſicht.

„So reiten wir langſam.“

„Ja, das iſt auch wahr. Wir wollen ganz langſam reiten, Czika; ich möchte um Alles nicht, daß Du herunterfielſt.“

So plaudert der Knabe und Melitta ſieht mit innigſter Freude, daß ſein Geplauder und munteres Weſen auf Czika nicht ohne Wirkung bleiben. Sie denkt der Zeit, wo die braune Gräfin zum erſten Mal nach Berkow kam und wie ſie ſchon damals, ehe ſie noch eine Ahnung davon hatte, daß dies Kind Oldenburg's Kind ſei, den Wunſch gehabt, es bei ſich zu behalten und mit ihrem Julius zuſammen zu erziehen, und wie wunderbar ihr Wunſch nun doch endlich in

Erfüllung gegangen ist. Und dann schweifen ihre Gedanken in die Zukunft hinaus, ob wol eine Zeit kommen wird, wo sie von diesen Kindern als von „unsern Kindern" sprechen darf; und als sie jetzt an dem Brautbett angelangt sind, und sie einen Kranz von Immortellen darauf gelegt hat, da schließt sie die Beiden in ihre Arme, herzt und küßt sie und sagt: „meine Kinder, meine lieben, lieben Kinder." . . . .

Melitta beschäftigt sich den ganzen Tag mit Ezika und wenn Julius die „leewe, fête Diern" — Julius spricht, wie alle Knaben jener Gegend, die auf dem Lande erzogen sind, gern Platt, wenn er etwas besonders Zärtliches sagen will — nicht selbst so lieb hätte, so könnte er darob leicht eifersüchtig werden. Ezika schläft auch bei der Mama und die Mama bringt sie alle Abend selbst zu Bett — oder vielmehr auf ihr Lager, denn Ezika's Bett besteht vorläufig noch aus wollenen, auf der Erde ausgebreiteten Decken, da sie mit ihrem gewöhnlichen, melancholischen Ernst erklärt hat: „Ezika stirbt, wenn ihr sie in ein Bett legt." Die Kleine sucht ihr Lager sehr früh auf, meistens sobald es draußen dunkel geworden ist, so daß Oldenburg, der erst immer um diese Zeit von Cena herüberkommt, sie nicht mehr im Zimmer findet. Einige Mal ist er dann mit Melitta an das Lager

getreten, aber er thut es jetzt nicht mehr, da das Kind einen so leisen Schlaf hat, daß das leichteste Geräusch sie erweckt. Er begnügt sich deshalb damit, von Melitta zu hören, daß es „ihrer Tochter" wohl geht, daß sie mit „ihren Kindern" spazieren gewesen, oder ausgefahren ist, daß „ihre" Czika sie heute zum ersten Male „Mutter" genannt hat.

„Ich fürchte, sie wird mich niemals Vater nennen mögen," sagt Oldenburg traurig.

„Wir müssen Geduld haben, Adalbert," erwidert Melitta.

Der alte Hermann hat die Koffer seines Herrn mit größerem Vergnügen wieder ausgepackt, als er sie an jenem melancholischen Tage vollgepackt hatte. Oldenburg denkt nicht mehr daran zu reisen, seitdem Melitta ihn zu bleiben gebeten hat und das Haus von Berkow jetzt Alles umschließt, woran sein Herz hängt. Ueberdies hat er auch Besuch. Der Professor Berger ist seit dem Tage seiner Ankunft sein Gast auf der Solitüde. Oldenburg hat den eigenen Mann, für den er sich schon lange interessirt hat und der ihm durch die letzten Ereignisse so viel näher gerückt ist, dringend gebeten, noch einige Tage bei ihm zu verweilen, wenn er nichts Anderes vorhabe, und Berger hat die Einladung angenommen.

„Ich bleibe gern," hatte er geantwortet. „Die Einsamkeit Ihres Hauses sagt mir in meiner augenblicklichen Stimmung zu; ich muß die Summe einer complicirten Gedankenrechnung ziehen, die ich in dieser letzten Zeit gemacht habe, und wenn mir bei dieser Arbeit ein Mensch helfen kann, so sind Sie es."

„Weshalb gerade ich?"

„Weil Sie, wie ich, es mit dem Leben ernst genommen, wie ich am Leben verzweifelt sind, und wie ich sich aus der Verzweiflung herausgerettet haben."

„Das letztere noch nicht so ganz."

„Desto besser; ich meine, desto leichter werden wir uns verständigen. Der Narben lacht, wer Wunden nie gefühlt; nur der Kranke versteht den Kranken.

Dies war die Einleitung zu einem Gedankenaustausch gewesen, der von Tag zu Tag für Beide fruchtbarer wurde. Es ist für einen Denker — zumal im späteren Leben — ein seltenes, unschätzbares Glück, Jemand zu treffen, der, sei es in Folge einer geheimnißvollen geistigen Wahlverwandtschaft, sei es in Folge ähnlicher Schicksale und Erfahrungen, zu einer Weltanschauung gelangt ist, die, wenn sie auch nicht in allen Consequenzen mit der seinigen übereinstimmt, doch auf derselben Basis gemeinsamer Principien ruht. Dieses Glück, dem sich an reinem, nektarischen Ge-

nuß auf Erden kaum ein zweites an die Seite stellen kann, wurde diesen beiden Männern zu Theil, die von frühester Jugend auf, wie der Jüngling von Sais, „Wahrheit, Wahrheit" schauen wollten; die von so verschiedenen Seiten in den Tempel der Isis drangen, die Beide mit kecker Hand den geheimnißvollen Schleier heben, Beide vor dem, was sie unvorbereitet gesehen, schaudernd das Antlitz verhüllten, Beide lange Zeit, Verzweiflung im Herzen durch das Leben wanderten, und endlich nach langer, langer Irrfahrt, die bei dem Einen selbst durch die Hölle des Wahnsinns ging und bei dem Andern zum mindesten sehr nahe daran vorüber führte, wieder auf den rechten Weg gelangten.

Berger sprach über sein ganzes vergangenes Leben mit dem größten Freimuth und auch über seine Krankheit und die Zeit in Lichtenau mit vollkommener Ruhe.

„Der Ueberdruß an einem Leben," sagte er, das aller wahrhaft lebenswürdigen Zwecke baar, wie ein faulender Sumpf in moorigem Grunde unter geilem unfruchtbaren Kraut, nutzlos dahinfloß, mußte wohl endlich zum Wahnsinn führen, und was ich am meisten bewundere, ist, daß die Katastrophe nicht schon früher hereinbrach. Im Grunde war ich schon wahnsinnig, als ich die Kasematten von Magdeburg verließ. Die

Verlorenheit war mir bis in's Herz gedrungen und hatte die Freude am Leben, das Vertrauen zum Leben auf lange, lange Jahre hinaus zerstört. Wo aber diese Quellen versiegen sind, da verdirbt bald Alles rings umher und es entwickelt jener Widerwille an allen menschlichen Dingen, der physisch dasselbe ist, was physisch das überreizte Nervensystem gewisser Kranken, die nichts aufessen mögen, weil sie sich zu bekommen fürchten. Es ist jene Stimmung, die den unglücklichen Swift beherrscht haben muß, als er seine bitterböse satirische Geschichte von Gulliver's Besuch bei den Yahoo's schrieb, — diesen Geschöpfen, die der Reisende als das ekelhafteste Geschlecht der Erde schildert und die dennoch nur — er selbst sind.

„Nachdem ich Eleonore an dem Strande von Nervi begraben hatte, kehrte ich nach Deutschland zurück. Eine verständige Regierung versagte dem ehemaligen Schwärmer für Freiheit noch immer jede öffentliche Lehrthätigkeit. Die Zustände in meinem Vaterlande widerten mich an. Ich sah um mich her ein Geschlecht heranwachsen, das schon anfing zu vergessen, wofür seine Väter auf hundert Schlachtfeldern gekämpft hatten. Und diese Väter selbst? Sie erzählten sich hinter dem Bierglase ihre Heldenthaten mit Falstaff'scher Großsprecherei, wie sie bei Leipzig ausgegen

und bei Waterlee ihre Klinge führten; sie stritten sich unermüdlich, ob die Preußen, oder die Baiern, oder die Oesterreicher sich besser geschlagen hätten, und merkten nicht, oder wollten nicht merken, daß aus den ehemaligen Helden allmälig die traurigsten Philister geworden waren. Ich suchte in meiner Wissenschaft Vergessen und leider fand ich, was ich suchte. Ich sage leider, denn jetzt sehe ich wohl, daß eine Wissenschaft, die sich vom Leben abwendet, eine elende Wissenschaft ist, die ihren Jünger zuletzt zu einer Larve aushöhlt. Alles was uns vom Leben entfernt, uns das Leben weniger lebenswerth und die Menschen weniger liebenswürdig macht, ist verwerflich. Lebensüberdruß und Menschenverachtung sind aber die nothwendigen Folgen einer Philosophie, die ihre Resultate niemals mit der Wirklichkeit vergleicht, und deren tiefsinnigste Speculationen deshalb im besten Falle nur Denkspielereien des Geistes und in jedem Falle, trotz ihrer anmaßlichen Wichtigkeit, für die Menschheit so nutzlos sind, als die Grübeleien der Scholastiker über die Zahl von Engeln, welche auf einer Nadelspitze Platz haben. C'est un malheur des hommes, de se dégoûter enfin de la raison même et de s'ennuyer de la lumière, sagt Leibnitz. Diese intellectuelle Blasirtheit ist eine Krankheit der Geistesaristokraten, wie

die physische Blasirtheit eine Krankheit der Geld- und Adelsaristokraten ist. Der wahre Arbeiter weiß nichts davon, denn er hat auf Erden zu viel zu thun, um zum Tägent und zum Ennyi Zeit zu haben und wenn er ja einmal in diesen Sumpf hinein geräth, so sorgt die Arbeit dafür, daß er nicht lange darin stecken bleibt.

Ich brachte meine transcendentalen Schattenspiele und speculativen Nebelbilder in Form philosophischer Abhandlungen und Werke vor's Publikum, aber das Angebot war groß, der Markt überfüllt und mein Absatz nicht eben groß. Indessen sammelte ich doch eine kleine Kundschaft um mich, die in aller Stille für meine pessimistische Lehre eifrig Propaganda machte; ja, ich hatte die Genugthuung, daß einer dieser Kunden, der eine der höchsten Stellen im Staate einnahm, unsern König auf das „verkannte Genie", wie er mich zu nennen beliebte, aufmerksam machte und der König, der selbst etwas von verkanntem Genie in sich spürt, auf den Antrag seines Ministers einging. So wurde ich, den man in's Gefängniß gesteckt hatte, als er jung und gesund war und den Willen und die Kraft hatte, für seine Menschenbrüder zu wirken, Universitätsprofessor, vom Staate approbirter öffentlicher Lehrer in einem Augenblick, wo ich im Grunde schon für das

Irrenhaus reif war. Ich meinerseits sah in diesem Widerspruch nur ein neues Beispiel der Sinnlosigkeit des blinden Spiels, als welches mir das Leben schon längst erschien. Noch jetzt denke ich mit Schaudern dieser Zeit, der äußerlich glänzendsten und innerlich elendesten meines Lebens, als ich, der Wahnsinnige, von aller Welt wegen seines Scharfsinns, seiner Gelehrsamkeit, seines Geistes gefeiert, zahlreiche Schüler zu meinen Füßen sah, die voll Ehrfurcht den Lehren des großen Meisters lauschten. Ja, Herr von Oldenburg, es war eine entsetzliche Zeit! Je leerer und öder es in meinem Herzen wurde, desto öder und leerer wurde es in meinem Kopfe. Indem ich Alles und Jedes auf die Retorte meines Skepticismus brachte, verflüchtigte sich jedes Gefühl, jeder Gedanke, und ich erinnere mich, daß ich vor dem Ausbruche meiner Krankheit mich oft angefaßt, ja mir selbst Schmerzen zugefügt habe, weil ich an meiner eigenen Existenz zu zweifeln begann.

Endlich kam, wohl durch physische Zustände mit veranlaßt, die Katastrophe. Man erkannte, daß man einen Wahnsinnigen zum Lehrer der Jugend gemacht hatte und schickte ihn vom Katheder direct ins Irrenhaus. Diese Maßregel hatte für mich nichts Demüthigendes, da ich die ganze Welt für ein einziges

großes Irrenhaus hielt. Ueberdies sehnte ich mich nach Ruhe, wie man sich aus der Schlaflosigkeit in den Schlaf hinübersehnt; und von dem ewigen Schlaf, in dessen Arm ich bald zu sinken hoffte, war die Ruhe des Irrenhauses doch schon immer ein Vorgeschmack.

Denn dieser süße, ewige Schlaf, das Nirwana der Indier, dessen ich nach meiner Philosophie durch vollständige Verneinung des creatürlichen Lebens, oder der Sansara theilhaftig werden mußte, war das summum bonum, nach dem ich schmachtete, wie Heinrich von Ofterdingen nach seiner mystischen blauen Blume. Ich glaubte gekannt zu haben, daß Alles, was da ist, nur durch seinen eignen Willen da ist und sich erhält; der Mensch also sich selber schuf, mithin für diesen Act auch verantwortlich gemacht werden muß. Ich verglich meine Philosophie mit der christlichen Lehre und fand die merkwürdigste Uebereinstimmung. Das creatürliche Dasein ist der alte Adam, den sie uns auszuziehen befiehlt. Der neue Adam ist der Mensch, welcher das Unglück, in das sich die Creatur durch ihren blinden Lebensdrang stürzte, begriffen und den ernstlichen Willen hat, nicht mehr zu wollen, d. h. — denn Wille und Leben ist identisch — nicht mehr zu leben. Und diese Entsagung von Wille und Leben,

dieſer geiſtige Tod, der endlich durch den phyſiſchen zu einem vollkommenen wird, iſt eben die Rückkehr zum guten Vater, deſſen Haus wir ſo leichtſinnig verließen, um Sklaven zu werden und uns von der bittern Koſt der Sklaven zu nähren. Sie erinnern ſich vielleicht, Herr von Oldenburg, daß wir, als Sie im Sommer in Fichtenau waren, mehrmals über dies Thema geſprochen haben."

„Gewiß!" ſagte Oldenburg; „ich konnte mich damals nicht überzeugen, daß die Conſequenz der nazareniſchen Doctrin die vollſtändige Entſagung ſei. Inzwiſchen habe ich reiflicher über die Sache nachgedacht und muß mich jetzt zu Ihrer Anſicht bekennen. Wenn die nazareniſche Lehre nicht zum mindeſten den Keim der indiſchen Weltentſagungstheorie in ſich gehabt hätte, wie hätte es geſchehen können, daß die Erſten, denen wir in der Religionsgeſchichte begegnen, Communiſten, Märtyrer, ägyptiſche Säulenheilige, ſyriſche Anachoreten und andere von der Aſceſe mehr oder weniger angekränkelte Geſtalten ſind? Die Aſceſe baute im Mittelalter die erſten Klöſter; die Aſceſe iſt noch heut zu Tage der Grundzug in dem Charakter aller Secten, die im Beſitz der reineren Lehre zu ſein behaupten. Ich ſelbſt habe an mir die Beobachtung gemacht, daß eine fortgeſetzte Lectüre der Schrift auf

den Willen zum Leben einschläfernd wirkt, daß die Worte von den Lilien auf dem Felde, die nicht arbeiten und doch so herrlich wachsen, von den Einfältigen und Friedfertigen, die Gottes Kinder heißen werden, — daß, sage ich, diese und noch unzählige andere Stellen den Geist umnebeln, das Gemüth passiv stimmen, uns jenen Mannesmuth, jene Virtus, rauben, die den Alten identisch mit der Tugend war. Wenn man sich zu der Lehre des Menschensohnes bekennt, der nicht hatte und nicht haben wollte, wohin er sein Haupt lege, und dennoch von der Asceſe nichts wissen will, trotzdem man vielleicht gar ein Lehrer dieser Lehre ist, so scheint mir das eine Inconsequenz, die ganz bequem sein mag, die aber für das moralische Gefühl so widerwärtig ist, wie für das ästhetische die Vermischung ganz verschiedener Stylarten. Ich mache daraus dem Einzelnen keinen Vorwurf, denn die Schuld liegt nicht sowohl an ihm, als an seiner Zeit, die sich aus den alten Formen, die ihr nach allen Seiten zu eng geworden sind, befreien will, und dennoch die neuen frank und frei zu proclamiren nicht den Muth hat. Deshalb überall Verwirrung, überall Inconsequenz, überall Heuchelei, oder Gleichgültigkeit aus Princip. Und das wird nicht besser werden, als bis die Menschen sich entschließen, von ihrem ange

bornen Rechte der Freiheit vorläufig einmal auf geistigem Gebiete den vollsten Gebrauch zu machen und das Sittengesetz so reformiren, wie es dem gegenwärtigen Zustande der Menschheit angepaßt ist. Unser Ideal ist nicht mehr und kann nicht mehr derjenige sein, welcher, als ein Diener des puren Geistes, aller, zum wenigsten der stärksten menschlichen Bande los und ledig, Liebe, Entsagung und Unterwerfung unter weltliche Tyrannei predigend, durch das Leben geht und schließlich seine Leidenslehre durch seinen Leidenstod besiegelt — unser Ideal ist der Mann, welcher die Identität des Geistes und der Materie begriffen hat, erkannt hat, daß das Wort nicht ohne das Fleisch, das Fleisch nicht ohne das Wort sein kann, sich deshalb das Wort nicht des Fleisches, das Fleisch nicht des Wortes zu schämen hat; der Mann, welcher sich Knall und Fall entschließt, ein Mensch zu sein unter den andern Menschen und mit ihnen Freud' und Leid zu theilen, wie's eben das Schicksal gebeut; der Mann, welcher voll ingrimmigen Hasses gegen alle Tyrannei, sie habe einen Namen, welchen sie wolle, wo er kann und wie er kann, der Freiheit muthig eine Gasse bricht, und so, wenn's sein muß, der großen Sache, für die er gelebt und gearbeitet hat, das höchste, was er ihr weihen kann, sein Leben selbst zum Opfer

bringt. Der moderne Heiland ist nicht der Mann des Leidens, sondern des Handelns — denn unser Wahlspruch ist nicht mehr: bete und arbeite, sondern denke und arbeite! nicht mehr liebe und leide, sondern liebe und schaffe."

„Gewiß," erwiderte Berger; „aber dieser Gedanke, der bei Ihnen, der Sie, abgesehen von Ihren glänzenden Geistesgaben, durch eine freie Lebensstellung vor Andern begünstigt sind, ich möchte sagen etwas Naturwüchsiges hat, und gleichsam die erste reife Frucht Ihres Denkens war, konnte bei mir, dem vom Unglück Verfolgten, lange Jahre hindurch der Freiheit Beraubten, zeit seines halben Lebens polizeilich Ueberwachten nur das Resultat eines langen, oft unterbrochenen geistigen Prozesses sein; ja, ich gestehe, daß ich im Grunde erst jetzt zu der wahren Erkenntniß gekommen bin."

„Ich bin begierig zu hören, wie Sie sich aus den stagnirenden Wassern der indisch-nazarenischen Abtödtungsphilosophie endlich gerettet haben," sagte Ekenburg.

„Einfach dadurch", erwiderte Berger, „daß ich die Probe zu dem Exempel anstellte, das heißt: die Theorie auf das praktische Leben anwandte. Ich sagte mir, daß, wenn es mir wirklich ernst wäre mit der

vollkommenen Reſignation, ich den Willen zum Leben bis in ſeine geheimſten Schlupfwinkel verfolgen müßte. So entſagte ich denn zuerſt allem Luxus, an dem ich theils aus Gewohnheit der Erziehung, theils aus angeborner Neigung, trotz meines Peſſimismus, noch immer mit Leidenſchaft hing, und den ich ſelbſt — ein ſeltſamer Widerſpruch! — noch auf meinem einſamen Zimmer in Birkenhain's Anſtalt um mich zu verbreiten gewußt hatte. Ich ſah ein, daß es nur eine nothwendige Conſequenz der nazareniſchen Lehre iſt, wenn ſie den Reichthum verdammt und es geradezu ausſpricht, daß ein Reicher nicht in den Himmel kommen kann. Wenn heut zu Tage die Reichen ſich mit Oſtentation zu der Religion der Armuth und der Armen bekennen, ſo iſt das ein koloſſaler Widerſpruch, der ſchon allein hinreicht, zu beweiſen, wie tief die Heuchelei um ſich gegriffen hat, oder aber auch, wie ſo ganz und gar das Bewußtſein deſſen, um was es ſich handelt, den Leuten abhanden gekommen iſt. Die Katholiken zeigen, wie in vielen andern Punkten, ſo auch darin, ihr tieferes Verſtändniß der Lehre, daß ſie die Nothwendigkeit der Armuth zum mindeſten im Princip anerkennen, wie weit ſie ſich auch in Wirklichkeit davon entfernen mögen. In dem modernen Nazarenerthum, das nach allen Seiten hin der Natur

und Bildung Conceſſionen macht, iſt der Zuſammenhang der alten apoſtoliſchen Lehre mit der brahminiſchen Weisheit, aus der ſie urſprünglich ſtammt, ſo gut wie aufgehoben, aber der Barfüßermönch in ſeinem härenen Gewande hat noch immer eine unverkennbare Familienähnlichkeit mit dem indiſchen Büßer, dem „der hohe Werth der holden Güter dieſes Lebens“ ſo verdächtig iſt, daß er es vermeidet, zweimal unter demſelben Baum zu ſchlafen, aus Furcht, dieſer Baum könnte in ihm die ſüße Gewohnheit des Daſeins wecken oder erhalten.

Ich machte alſo aus mir, ſo gut es gehen wollte, einen indiſchen Büßer. Aber ich ſollte bald erfahren, daß ich trotz meiner groben Bleuſe und aller äußeren Zeichen der Asceſe genau der Ariſtokrat geblieben war, der ich Zeit meines Lebens geweſen. Der Zufall brachte mich eines Abends in die Geſellſchaft ſehr roher Geſellen, deren Reden und Treiben auf mich den widerlichſten Eindruck machte, welcher ſich bis zum Unerträglichen ſteigerte, als ich fand, daß gerade der brutalſte dieſer Menſchen auf eine wunderbare Weiſe in mein Leben verflochten war. Er war, ohne es zu wiſſen, das Werkzeug einer Rache geworden, nach der ich in jüngeren Jahren gelechzt hatte, wie der Hirſch nach Waſſer. Sie erinnern ſich, Herr von

Oldenburg, der tragiſchen Verführungsgeſchichte, in der meine Braut die Rolle der unglücklichen Clariſſe und jener polniſche Graf die Rolle des Lovelace ſpielte. Nun wohl! jener plumpe Seiltänzerdirector war ſeinerſeits der Held eines galanten Romans geworden und die Gemalin von Eleonorens Verführer die Heldin. Ich kann nicht ſagen, was ich bei dieſer Nachricht empfand. Sie wirkte ſo erſchütternd auf mich, daß ich wiederum, wenn auch nur auf kurze Zeit, in den Zuſtand zurückfiel, aus den mich Birkenhain's Kunſt kurz vorher errettet hatte. Als ich aus meinem Wahnſinn wieder zum Bewußtſein kam, war mein Entſchluß gefaßt, mich gerade dieſen Menſchen, die ich ſo ſehr verachtete, vor denen ich ein ſo tiefes innerliches Grauen empfand, anzuſchließen. Sie wiſſen aus Birkenhain's Brief, daß ich wenige Tage darauf meinen Gedanken ausführte. Es war wohl der glücklichſte, den ich in meinem Leben gehabt habe. Abgeſehen davon, daß ich ſo dazu beitragen konnte, Ihnen Ihr Töchterchen wieder zu ſchaffen — und Sie können nicht glauben, wie glücklich es mich macht, einem Mann, den ich ſo hoch ſchätze, einen ſolchen Dienſt geleiſtet zu haben — iſt der Gewinn, den ich für mich ſelbſt aus dieſer Excurſion gezogen habe, geradezu unendlich. Ich habe in dem Umgang mit dieſen armen Menſchen

und mit tausend andern armen Menschen, die ich nebenbei kennen lernte, erfahren, daß die Armuth nicht ein Segen, sondern ein Fluch für den Menschen ist, daß sie ihm die Adern, durch welche ihm einzig und allein die nothwendigen Bildungselemente zufließen können, unterbindet, und ihn so, an Geist und Körper verkrüppelt, der Sünde, dem Laster in die Arme wirft. Aber auf der andern Seite habe ich erkannt, welche unermeßliche Fülle von Lebenskraft trotz alledem in diesen tiefsten Schichten der Gesellschaft steckt und wie in diesen Schichten ohne alle Cultur und Pflege die edelsten Blumen der Menschenseele: Güte und Liebe, ja selbst Geist, Verstand und Witz sich fort und fort durch alle Hindernisse hindurch unwiderstehlich zum Lichte drängen. Dieses erhabene Schauspiel, das mir ganz neu war, denn ich hatte mich in meinem verbildeten philosophischen Dünkel im Grunde nie um das Volk gekümmert, hat mich mit staunender, von Tag zu Tag sich steigender Bewunderung erfüllt. Ich habe vom Genius der Menschheit abgebeten, was ich in meinem Wahnsinn an ihm gefrevelt. Ich habe mir geschworen, daß ich die Jahre, welche mir noch etwa zu leben vergönnt sind, dazu benutzen will, meine Thorheiten möglichst wieder gut zu machen, indem ich mich ganz der Sache des Volkes widme. Ich habe

nicht Weib, noch Kind, noch sonstige Verpflichtungen. Ich bedaure das, denn ich begreife jetzt, daß zu einem vollen Menschenleben unter Anderem auch Weib und Kind gehört; aber da dem nun einmal so ist, so will ich auch aus der Noth eine Tugend machen und alle Armen, Kranken und Unterdrückten sollen von nun an meine Kinder sein. Wie ich es anfange, diesen Entschluß praktisch möglichst fruchtbar zu machen, weiß ich noch nicht. Das Eine aber weiß ich, daß ich mein Amt, trotzdem man, wie ich von Birkenhain höre, mit Ungeduld auf meine Rückkehr wartet, niemals wieder übernehmen kann, und ich glaube, Herr von Oldenburg, daß Sie diesen Entschluß billigen werden."

„Ich weiß nicht," sagte Oldenburg nach einigem Bedenken; „ob ich Ihnen in diesem Punkte Recht geben soll. Wenn Sie erlauben, will ich Ihnen, wie ich darüber denke, ohne allen Rückhalt sagen."

„Ich bitte darum," antwortete Berger.

Oldenburg zündete sich eine frische Cigarre an, streckte seine langen Beine über den nächsten Stuhl, hüllte sich wie der Jupiter Tonans in dichte Wolken und sprach:

„Ich werde, um Ihnen meine Ansicht klar zu machen, von dem Rechte jedes Deutschen, ein wenig

weitschweifig zu sein, bescheidenen Gebrauch machen müssen. Ich habe den Tic, Dinge und Menschen niemals einzeln, sondern stets im Zusammenhange mit den anderen Dingen und Menschen zu sehen — eine Neigung, die eine angeborne ist und nebenbei durch die Gewohnheit des Reisenden, stets nach Stand- und Gesichtspunkten zu suchen, um die einzelnen Eindrücke summiren zu können, noch absonderlich genährt sein mag. So hat mich auch der Abriß, den Sie mir von Ihrem Leben zu entwerfen die Güte hatten, nicht blos an und für sich als die Geschichte eines bedeutenden Menschen interessirt, sondern auch deshalb, weil ich in den auf- und ab- und wieder aufsteigengen Linien Ihres Bildungsganges denselben Weg zu erkennen glaube, den ich in unserer Zeit zu viele Menschen gehen sehe, als daß ich nicht auf die Vermuthung kommen sollte: es liege in unserer Zeit selbst ein Etwas, das diese und ähnliche mehr oder weniger krankhafte Erscheinungen begünstigt. Mit einem Worte: ich sehe in Ihnen weniger eine Abnormität, als vielmehr einen Typus für eine ganze Reihe moderner Existenzen, deren Natur ich um so eifriger studirt habe, als ich mit einem nicht geringen Theil meines Wesens selbst dazu gehöre und für die Altmeister Goethe den klassischen Namen: Problema-

tiſche Naturen erfunden hat. Laſſen Sie mich dieſe Species des Genus homo etwas näher charakteriſiren.

„Problematiſche Naturen ſind Menſchen, die meiſtens von der Natur mit den glücklichſten Anlagen ausgeſtattet ſind, deren Sinn und Streben im Allgemeinen auf das Gute gerichtet iſt, und die dennoch faſt ohne Ausnahme zu Grunde gehen, weil ſie ſich nicht zu beſchränken wiſſen, weil ſie nie, oder zu ſpät zur Einſicht kommen, daß das begeiſtertſte Ringen nach idealen Zielen nicht nur ohne Erfolg bleibt, ſondern für den Ringenden ſelbſt verderblich werden muß, wenn er die Bedingungen unſrer irdiſchen Exiſtenz nicht anerkennen will, oder, genauer geſprochen, in Folge einer Eigenthümlichkeit ſeines Weſens, das ihn fortwährend in's Maßloſe treibt, nicht anerkennen kann. Solchen Menſchen genügt ſchlechterdings nichts; ſie ſich ſelbſt am allerwenigſten. Mit einer unendlichen Empfänglichkeit ausgeſtattet, ergreifen ſie Alles mit einem wahren Heißhunger, werfen es aber mit Ekel wieder fort, ſobald es ſich ihnen in ſeiner Endlichkeit offenbart hat. Ihre überſtrömende Phantaſie taucht Alles in poetiſchen Duft. Sie ſehen Dinge und Perſonen nur in dieſem Glanz, lieben ſie ſo, begeiſtern ſich ſo für ſie; und ſobald ſie das Trügeriſche dieſes Glanzes erkannt haben — eine Erkenntniß, die ja doch früher

oder später eintreten muß -- rächen sie sich durch Verachtung, Spott und Haß an den unschuldigen Gegenständen ihrer launenhaften Neigung, weil diese das nicht sind, was — sie selbst erst aus ihnen gemacht hatten. Ihr Blick hat eine krankhafte Schärfe für die Schwächen und Gebrechen der Mitmenschen, und so kommen sie in den seltensten Fällen zu dem reinen Genuß der Liebe, die ohne Duldung nicht gedacht werden kann. — Aber eben so wenig wie die Menschen genügen ihnen die Situationen. Sie möchten gern in's Große und Ganze schaffen; möchten gern all' ihre reichen Kräfte verwerthen, und da dies in keiner Lage möglich ist, da jede nur diese oder jene Seite unseres Wesens vorzugsweise, zum Theil ausschließlich in Anspruch nimmt, so fühlen sie sich überall eingeschränkt, beängstigt und gedrückt, und sie sagen sich von allen concreten Verhältnissen los, ohne zu bedenken, daß sie doch nur immer Fessel mit Fessel und Gefängniß mit Gefängniß vertauschen können. Ich weiß nicht, Herr Professor, ob meine Skizze so gut geräth, daß Sie im Stande sind, die Originale darin zu erkennen?"

„Vollkommen, vollkommen!" sagte Berger, der das Kinn in die Hand gestützt, die großen, tiefsinnigen Augen mit gespannter Theilnahme auf den wolkenverschleierten Sprecher richtend, dasaß.

„Aber fahren Sie fort, Sie sind noch nicht zu Ende.“

Oldenburg klopfte die Asche von seiner Cigarre und sagte: „Wie diesen Naturen keine Lage genügt, so genügen sie ebenfalls keiner. Jeder Beruf verlangt, wenn er wahrhaft erfüllt werden soll, eine unausgesetzte, hingebende Thätigkeit. Um etwas Bedeutendes schaffen zu können, muß der Mensch im Stande sein, sich zu beschränken. Das herbe Entweder — Oder, das uns von allen Seiten unabläſſig zugerufen wird, ist aber den problematischen Naturen über Alles verhaßt. Wie sollten sie am Studirtische aushalten können, während sie die Sehnsucht in die blaue Ferne treibt! wie sollte das Wanderleben sie nicht ermüden, da es jene Sammlung des Geistes nicht zuläßt, die solchen contemplativen Gemüthern unabweisbares Bedürfniß ist! So rächt sich die Welt grausam für die Verachtung, mit der Jene sich über sie erhoben. Ihnen genügt die Welt nicht; und sie genügen dafür der Welt nicht. Die Welt läßt ihre Verächter fallen, verzweifeln, verhungern, je nachdem, und sie hat darin Recht, denn sie kann ihrer Natur nach nur den belohnen, der ihr mit Aufopferung seiner individuellen Neigungen und subjectiven Gelüste mit Ernst und Fleiß zu dienen sucht.

„Und das bringt mich nun auf die eigentliche Beantwortung der Frage, um die es ſich in dieſem Augenblick handelt: ob Sie Recht thun, dem Berufe eines Univerſitätslehrers, der doch nun einmal Ihr Beruf iſt und für den Sie nebenbei, sans vous vanter, Monsieur le Professeur, in ganz eminentem Sinne geeignet ſind, zu entſagen, um einem ohne Zweifel edlen, würdigen, aber doch immer unbeſtimmten Drange nachzugeben, in welchem ich — verzeihen Sie mir, mein Freund — wieder Etwas von dem Subjectivismus, von der ſouveränen Willkür wittere, die Ihnen und mir und uns Problematikern insgeſammt ſchon ſo oft verderblich geweſen ſind.“

„Sie mögen Recht haben,“ erwiderte Berger; „aber die Frage iſt weniger: was ich ſoll? als vielmehr, ob ich kann, was ich ſoll? Glauben Sie aber, daß es mir jetzt, wo ich ein ganz Anderer geworden bin, möglich ſein wird, wieder die alte Leyer der vom Staate approbirten, zahmen Profeſſorenphiloſophie zu ſchlagen? das alte unwürdige Spiel mit Gedanken und Begriffen, zu dem ich mich früher, wo ich mit ſouveräner Ironie auf die Menſchen und ihr Treiben herabſah, in ſchadenfroh mephiſtopheliſcher Laune wohl verſtehen konnte, von neuem zu beginnen? Nimmermehr! Ich habe ein Grauen vor dieſer Sünde gegen

den heiligen Geist der Wahrheit, jetzt, nachdem ich die Menschheit in den niedrigsten Menschen habe achten lernen! Und dennoch! müßte ich mich nicht zu dieser officiellen Lüge verstehen in unserer feisten, engbrüstigen Zeit, wo außer in einigen wenigen hellen Köpfen, überall sonst tiefes Dunkel über den Geistern liegt? wo die Romantik in Politik und Literatur und Leben, wie ein betäubendes Gift, alle gesunden Kräfte eingeschläfert und Heuchelei und Lüge und jede schlimme Neigung der Menschen wach gerufen hat? Wenn ich vom Katheder herab an unseren Zuständen die Kritik übte, die ich jetzt üben müßte, wollte ich nicht den letzten Rest der Selbstachtung verlieren, so würde Disciplinaruntersuchung und Amtsentsetzung die sofortige Folge sein; ich glaube sogar, man schickte mich wieder in's Irrenhaus. Nun brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen, daß ich die Folgen meines Freimuthes nicht scheuen würde; aber es fragt sich, ob ich der guten Sache durch diesen Freimuth von dieser Stelle aus nicht mehr schade, als nütze."

„Ich möchte mich für das Letztere entscheiden," sagte Oldenburg. „Einmal glaube ich, daß Sie unsere Zeit zu schlimm beurtheilen. Die Menge der Köpfe, in denen es schon Tag ist, oder doch wenigstens stark zu tagen beginnt, ist viel größer als Sie annehmen,

ja, wenn mich nicht Alles trügt, ſo glaube ich aus den letzten Vorgängen in Frankreich, und auch in unſerem Lande ſchließen zu dürfen, daß dieſe erſte Hälfte des Jahrhunderts nicht zu Ende gehen wird, ohne uns große überraſchende Ereigniſſe zu bringen, die eine ganz neue Aera heraufführen müſſen. Wie dem aber auch ſei: die neue Zeit ſoll, wenn ſie kommt, Jeden von uns auf ſeinem Platze finden. Das iſt es ja eben, was unſere Zeit ſo problematiſch macht, was ſo viele problematiſche Naturen hervorbringt, daß Niemand den Poſten, auf welchen er geſtellt iſt, ausfüllen mag, ſondern rechts und links nach dem ſeiner Nebenleute ſchielt. Unſer König will zugleich Baumeiſter und Dichter, Theologe und Philologe und Gott weiß, was noch ſonſt alles ſein und iſt in dieſer anmaßlichen Vielgeſchäftigkeit und eitlen Selbſtbeſpiegelungsſucht nur ein Prototyp für unzählige andere gute Menſchen und ſchlechte Muſikanten. Es iſt keine Frage, daß die Freiheit, die wir meinen, nur dadurch herbeigeführt werden kann, daß Jeder den Befehl Nelſon's bei Trafalgar befolgt: d. h. ſeine Pflicht thut. Wie aber iſt das möglich, wie kann das Verdeck zum Gefecht klar gemacht werden, wenn Alle vielgeſchäftig durcheinanderrennen, ohne zu wiſſen was ſie ſollen oder wollen? Nein, wenn die Zeit, die große Zeit,

die heraufdämmert, nicht kleine Menſchen finden, wenn in der Stunde der Entſcheidung nicht heilloſeſte Verwirrung herrſchen und dadurch das hohe Ziel wieder auf Jahrzehnte hinausgeſchoben werden ſoll, ſo iſt vor Allem nothwendig, daß wir nicht das thun oder zu thun verſuchen, was wir unter anderen Umſtänden thun würden, möchten oder dürften, ſondern nicht mehr und nicht weniger, als was wir bei den gegebenen Verhältniſſen thun können und alſo müſſen. Ich zum Beiſpiel beklage es ſehr, daß ich, als der König im Februar den Landtag einberief, ſtatt in der Reſidenz oder hier auf Cona, hinter Abu Simbel, tief in Nubien war, und mich für die Quellen des Nil ſehr viel mehr intereſſirte, als für die Quellen des Volkswohls. Aber, wie ich jetzt die Verwaltung meiner Güter, die ich bis dahin gewiſſenloſen Inſpectoren überließ, ſelbſt übernommen habe, ſo iſt es mein wohlerwogener Entſchluß, von nun an keine Gelegenheit, in das politiſche Leben praktiſch einzugreifen, vorbeigehen zu laſſen, und deshalb iſt mein Rath: geben auch Sie Ihre Profeſſur nicht auf, ſondern ſuchen Sie durch die Macht Ihrer Lehre und Ihres Beiſpiels möglichſt viele junge Gemüther auf die Zukunft vorzubereiten, die, wie Leopold Schefer ſagt, nur deshalb ſo heißt, weil ſie ja doch einmal kommen wird.

Berger war durch Oldenburg's Argumentation, deren Richtigkeit er im Allgemeinen zugab, für seinen speciellen Fall noch nicht ganz überzeugt; und die Freunde hatten noch manche Unterredung, in welcher sie die Frage, wie weit man, ohne dem Geist der Wahrheit zu nahe zu treten, dem Zeitgeist Concessionen machen dürfe, nach allen Seiten hin erörterten. Dabei zeigte es sich, daß Berger, wie alle einsamen Denker, die „in ihr Museum gebannt" die Welt „nur von weitem" sahen, in allen seinen Ansichten viel radikaler war, als Oldenburg, der, durch seine unabhängige Lage begünstigt, auf seinen odysseischen Irrfahrten vieler Menschen Städte und Länder erschaut und der unmittelbaren Beobachtung mindestens eben so viel verdankte, als dem Bücherstudium. Der Baron konnte sich mit dem Professor nicht messen, sobald sich das Gespräch in die Mysterien der speculativen Philosophie vertiefte, aber er war ihm in Behandlung der praktischen Fragen weit überlegen. So wollte Berger zum Beispiel durchaus keine andere Staatsform gelten lassen, als die republikanische.

„Die Republik," sagte er, „ist die einzig vernünftige Form des Staates. Sie ist die einfache Consequenz des Satzes, der doch jetzt so ziemlich ein allge-

mein anerkanntes Dogma ist, daß alle Menschen mit gleichen Rechten auf Glück geboren werden. Ich lasse nur die Unterschiede gelten, welche die Natur selbst macht, indem sie den Einen mit großen, den Andern mit geringen Gaben des Geistes und Körpers ausstattet; aber ich halte es für heilige Pflicht der Menschen, diese natürlichen Unterschiede nicht durch künstlich gezogene Schranken noch zu erweitern, sondern im Gegentheil, dieselben auf alle Weise zu verengern und aufzuheben. Der Mensch ist nun einmal nicht, wie Baum und Stein, ein bloßes Naturproduct; das Streben, sich aus der engen Sphäre der Verhältnisse, in die hinein er geboren ist, zu befreien, ist Jedem eingeboren. Diesem Streben darf schlechterdings Nichts entgegenstehen. In dem modernen Mandarinenstaate aber, der auf dem Unterschied der Stände basirt ist, steht diesem Streben, auf das der Mensch so wenig verzichten kann, als auf das Recht zu athmen oder aufrecht zu gehen, Alles entgegen und deshalb wiederhole ich: die Republik ist die einzig vernünftige Form des Staates."

„Ich gebe Ihnen zu," erwiderte Oldenburg, „daß Sie im Princip vollkommen Recht haben; ja, ich gehe so weit, zu behaupten, daß die republikanische Staatsform, eben weil sie vernünftig ist, auch nothwendig

ist, d. h. nicht blos ideell, sondern faktisch, d. h. daß die Menschheit, speciell die europäische, sich in einem Entwickelungsproceß befindet, der über kurz oder lang überall Republiken hervorbringen muß. Aber eine andere Frage ist, ob wir weise thun, schon jetzt das Wort Republik auf unsere Fahne zu schreiben. Ich meinerseits, so heilig mir die Sache der Freiheit ist, oder vielleicht gerade weil sie mir so heilig ist, möchte mich dagegen erklären. Sie wissen, ich verabscheue die Doctrin von den „ewig Blinden" und ich gäbe viel darum, wenn dieses Wort, hinter dem Tyrannen und Tyrannenknechte so gern ihren brutalen Egoismus verstecken, nicht von den keuschen Lippen des Sängers der Freiheit gefallen wäre; auch weiß ich sehr wohl, daß dem Menschen die Freiheit vorenthalten, weil er noch nicht reif zur Freiheit sei, nicht viel weiser ist, als Jemandem, der schwimmen lernen soll, jede Gelegenheit, in's Wasser zu gelangen, abzuschneiden; aber ein Anderes ist es, ob ich, wenn ich zufälligerweise Arzt bin, nicht doch die Pflicht habe, einem Kranken oder Schwachen zu rathen, mit den Schwimmübungen lieber so lange zu warten, bis er erst ein wenig gesunder und kräftiger geworden ist, und ihm vorläufig viel Bewegung in der freien Luft, oder vielleicht auch Turnen u. s. w. zu verordnen.

So scheint mir aber die Sache für uns zu liegen. Die europäische Menschheit ist durch die Jahrhunderte lange weltliche und geistliche Tyrannei, die auf ihr gelastet hat, zu entnervt, zu geschwächt, als daß ihr das kalte Bad der Republik nicht leicht verderblich werden könnte. Nächst dem Irrthum, sich allein für weise und tugendhaft zu halten, ist der: bei allen Andern Weisheit und Tugend vorauszusetzen, der allerverderblichste. Lassen wir die Menschheit sich erst ein wenig mehr erholen und vorläufig noch ein paar Jahre Hirn und Muskeln an Eisenbahnbauen, Maschinenerfinden und anderen Errungenschaften der Neuzeit stärken. Wir müssen eben die allgewaltige Zeit mit zur Hülfe nehmen. Und, lieber Freund, die Zeit ist für uns. Jede neue Schienenstrecke, die eröffnet, jede Maschine, die zum ersten Male angeheizt wird, arbeitet für uns, bringt uns unserem Ziele näher. Ich muß lachen, wenn ich höre, daß hier oder da in den Staaten die Philosophie bevormundet und die Naturwissenschaft frei ist. Der Katholicismus wußte was er that, als er den Galilei zum Widerruf zwang. Ich zum wenigsten, wenn ich Alleinherrscher wäre, würde freilich den Hegel und Schelling auf die Finger sehen; aber die James Watt und Humphrey Davis, die Stephenson und Brünel ließ ich ohne

weiteres ins Gefängniß ſtecken und Wolle ſpinnen. — Sie ſtellten vorhin den gewiß richtigen Satz auf, daß es die Hauptaufgabe der Cultur ſei, die natürlichen Schranken niederzureißen, ſo weit es eben menſchenmöglich iſt, aber ſagen Sie ſelbſt, iſt dies nicht das ausgeſprochene oder ſtillſchweigend befolgte Princip der geſammten modernen Wiſſenſchaft? Was anders, als die von der Natur aufgethürmten Schranken wegräumen, iſt das Geſchäft des Tunnel-, Brücken- und Schiffbauers, des Telegraphenlegers, ja, und gewiß auch jedes Arztes, der Blinde ſehend und Lahme gehend macht und jedes Dorfſchulmeiſterleins, der ſeinen blondhaarigen Buben das ABC beibringt? Sie alle und Millionen Andere, ja, wenn Sie wollen, alle eigentlichen Arbeiter, ſie mögen einen Namen haben, welchen ſie wollen, ſind gegen die Urwälder des Aberglaubens, der Dummheit vorgeſchobene Pioniere der Menſchheit. Laſſen Sie dieſe Pioniere erſt die größten Bäume, die den dichteſten Schatten ſtreuen, umhauen, damit die Sonne die giftigen Sümpfe austrocknen könne; laſſen Sie mit einem Worte dieſe wackeren Männer erſt ein wenig den Boden urbar machen, auf daß der große Troß der Menſchheit, der nur auf ſchon gebahnten Wegen fortkommt, die Stätte ſchon bereitet finde."

„Und bis dahin," sagte Berger, düster vor sich hinstarrend; „bis dahin?"

„Bis dahin," sagte Oldenburg im muntern Ton, Berger die Hand vertraulich auf die Schulter legend, „bis dahin, mein Freund, sind wir eben Pioniere im Urwald, schwingen unverdrossen unsere wackere Axt und sehen in jedem Klotz, den wir zurechthauen, das hübsche Farmhaus, in welchem dermaleinst Weib und Kinder sicher und fröhlich wohnen sollen."

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Rede auch wiederholt auf Standesunterschiede im Allgemeinen und auf den Adel im Besondern kam. Berger, der ein doch mögliches Residuum von Vorurtheilen bei seinem Wirth schonen wollte, hatte dies Thema immer vermieden, bis Oldenburg selbst davon anfing, und sich, wie es wol bei einem so freisinnigen Manne nicht anders sein konnte, gegen das Institut aussprach, ohne indessen der Sache eine große Wichtigkeit beizulegen. Hier aber stieß er bei seinem Freunde auf den entschiedensten Widerspruch.

„Da wir einmal auf dies Capitel kommen," sagte Berger, „so wollen Sie mir erlauben, mich mit dem Freimuth darüber zu äußern, den wir uns in unsern tusculanischen Gesprächen zur Pflicht gemacht haben. Und da kann ich Ihnen denn nicht leugnen, daß ich --

verſteht ſich nicht den Adligen, der ja, wie Beiſpiele zeigen, ein ſehr ehrenwerther, geiſtreicher und liebenswürdiger Mann ſein kann — aber den Adel als Stand, oder vielmehr Kaſte haſſe, wie nur je ein römiſcher Volkstribun aus der Reihe der Plebejer die Patricier gehaßt haben kann. Individuelle Erfahrungen mögen das übrige gethan haben, dieſen Haß in mir noch beſonders zu nähren, aber das iſt doch nur Nebenſache. Mein Abſcheu vor dieſem Inſtitut entſpringt aus der Ueberzeugung, daß es durch und durch unvernünftig und wie alles Unvernünftige auch ebenſo verderblich iſt: unvernünftig, weil es meinem Fundamentalſatz von der gleichen Berechtigung der Menſchen ſchnurſtracks widerſpricht; verderblich, weil es die unerſchöpfliche Quelle der ſchlimmſten Leidenſchaften iſt, die ſich nach beiden Seiten gleich zerſtörend ergießt. Wie kann der Adlige, großgezogen in einer Atmoſphäre, die von Vorurtheilen und feudalen Velleitäten aller Art geſchwängert iſt, jemals in dem Nichtadligen, der nur durch die höchſten Verdienſte um das Gemeinwohl erreichen kann, was ihm ſchon durch die Geburt gegeben iſt, jemals wahrhaft ſeines Gleichen, ſeinen Bruder ſehen? wie kann der Nichtadlige, wenn er ein tüchtiger Mann iſt und alſo etwas Tüchtiges leiſtet, einen Stand nicht haſſen, deſſen Mitglieder nur dann

ſeines Gleichen werden, wenn ſie ſich durch eine ehrenrührige Handlung ihrer Vorrechte verluſtig gemacht haben? Und wenn es wirklich Männer giebt, die, wie Sie und ich, ſich betreffenden Falls über dieſe Vorurtheile wegſetzen und in dem Andern nur den Gleichgeſinnten, nur den Bruder ſehen, ſo beſtätigt die Seltenheit dieſer Ausnahmen die Regel, und die geiſtige Anſtrengung, die es Beiden koſtete, ſich auf dieſen Standpunkt hinaufzuarbeiten, beweiſt, wie Wenigen es möglich ſein wird, ihnen bis dahin zu folgen. Und dazu kommt noch dies, was die Sache meiner Anſicht nach ſo ungemein gefährlich und verhängnißvoll macht. So lange die Völker von abſoluten Herrſchern regiert werden, wird es der Vortheil dieſer Herrſcher ſein, die Intereſſen einer Anzahl von Menſchen mit ihren Intereſſen dadurch ſolidariſch zu machen, daß ſie dieſe Menſchen durch Verleihung von Ehren, Würden, Reichthümern und andere für die Adamsſöhne unwiderſtehliche Köder an ſich ziehen und feſſeln; und ſo eine kleine, aber mächtige Partei bilden, auf die ſie ſich unter allen Umſtänden verlaſſen können — im Guten und natürlich auch im Schlimmen. Wo aber ſollten ſie das Material zu dieſem Piedeſtal ihrer Größe ſuchen? wo könnten ſie es bequemer finden, als in dem Stande, aus dem ſie vor grauen Jahr-

hunderten ſelbſt hervorgegangen ſind? dem Stande, mit dem ſie ſich zum Theil factiſch blutsverwandt, jedenfalls aber wahlverwandt wiſſen? und den jetzt unter ſich, anſtatt neben ſich zu haben, ſie nur der Energie, der Klugheit, manchmal auch nur dem blinden Glück ihrer Verfahren verdanken. Das Piedeſtal aber will wieder ſein Fundament haben, d. h. jeder Einzelne der kleinen, aber mächtigen Partei ſucht wiederum ſeinerſeits einen Anhang, eine Clientenſchaar um ſich zu ſammeln, die in einem ähnlichen Verhältniß der Abhängigkeit zu ihm ſteht, wie er zu dem abſoluten Herrſcher, und die er ſich durch ähnliche Mittel gewinnt. So bildet ſich ein Staat im Staate, ein in den unterſten Volksklaſſen baſirter, ſich allmälig bis zum abſoluten Herrſcher gipfelnder Bau, an dem wir Andern, die wir nicht mit hineingemauert ſind, uns auch nicht mit hineinmauern laſſen wollen, wohl noch lange die Köpfe einrennen werden. Geben Sie mir nicht recht, Herr Baron?"

„Ich muß wohl," antwortete Oldenburg, unwillkürlich lächelnd, daß Berger ihn gerade hier nicht wie gewöhnlich bei ſeinem Namen, ſondern bei ſeinem Titel nannte; „obgleich ich nicht leugnen will, daß Sie mir die Gefahren, welche dem Gemeinwohl aus der eximirten Stellung des Adels erwachſen, ein

wenig zu übertreiben ſcheinen. Es giebt, das kann ich Sie aus beſter Quelle verſichern, ſchon jetzt eine Menge Adlige, die über die Sache ebenſo, oder nicht viel anders denken, als wir; und ſich mit ihrem Adel ſehr antediluvianiſch vorkommen. Und geſetzt auch, ich hätte mich in meinen Beobachtungen getäuſcht, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß die Strömung der Zeit über dieſen Reſt des Mittelalters ſo gut fortgehen wird, wie über manches andere feudale Ueberbleibſel."

Berger ſchüttelte den Kopf.

„Ich will wünſchen," ſagte er, „daß Sie Recht haben und der Zerſetzungsproceß ſo allmälig und friedlich vor ſich geht; aber ich fürchte ſehr das Gegentheil. Sie kennen die Menſchen beſſer, als ich; aber in dieſem Falle ſind Sie, gewiß ohne zu wiſſen und zu wollen, doch Partei und überdies haben Sie, den Adel und das unterſte Volk zu beobachten gewiß ſehr viel, aber den eigentlichen Mittelſtand kennen zu lernen, ſicher ſehr wenig Gelegenheit gehabt. Und gerade in dem Mittelſtande gährt es; gerade der Mittelſtand, der ſich an Bildung und Reichthum dem Adel ebenbürtig und oft überlegen weiß, trägt nur mit Widerſtreben und Ungeduld das Joch der Adelsherrſchaft und wartet nur auf eine Gelegenheit, es

abzuſchütteln. Dieſe Gelegenheit muß über kurz oder lang eintreten; aber, wenn dann der Adel den berechtigten Forderungen Jener nicht mit einem Achten Anguſt entgegenkommt, ſo wird ein Zuſammenſtoß erfolgen und dieſer Zuſammenſtoß wird möglicherweiſe ſehr blutig werden."

„Das ſollte mir umſomehr leid thun," ſagte Oldenburg, „als ich überzeugt bin, daß — nicht der endgültige, aber der momentane Sieg auf Seiten der feudalen Partei ſein wird. Der Adel — das muß ihm ſelbſt ſein Feind laſſen — birgt in ſeinen Reihen viel mehr energiſche Charaktere; Leute, die ganz genau wiſſen, was ſie wollen und auch die Mittel zum Zweck mit feſter Hand zu ergreifen wiſſen, und ich muß geſtehen, wenn ich überhaupt noch irgend welche Sympathien für den Adel habe, ſo iſt es gerade wegen dieſer Eigenſchaften."

„Aber weshalb hat der Adel neben vielen andern auch dieſen Vorzug," erwiderte Berger nicht ohne einige Heftigkeit, „als deshalb, weil er in dem modernen Polizeiſtaate der einzige Stand iſt, der ſich mit einiger Freiheit bewegen kann? Weil er ſich frei weiß, zum wenigſten frei dünkt, weil er, wie der Piccolominiſche Reiter, auf das Gehudel unter ihm von ſeinem Thier ſtolz herabſehen kann, — deshalb und aus keinem an-

dern Grunde iſt er formengewandt, tapfer, und wie ſie ſonſt noch heißen mögen, die ſogenannten ritterlichen Eigenſchaften. Goethe fand in Venedig die Kinder der Edlen ſo eigen, anmuthig und fein und erklärte ſich das ſehr richtig dahaus, daß Jeder von Ihnen das Bewußtſein in ſich trage, dermaleinſt Doge werden zu können. Machen Sie dagegen den ſchönſten Knaben zum Heloten und er wird nothwendig zu einem häßlichen, ſcheublickenden, widerwärtigen Mann erwachſen. Der Chriſt bekreuzigt ſich vor dem Geiz, der Habgier, dem Schachergeiſt der Juden. Wohl! wenn ihm dieſe Eigenſchaften unbequem ſind, gebrauche er das einzige Mittel, das er dagegen hat: er mache die Schranken, die ihn von dem Juden trennen, dem Erdboden gleich und in überraſchend kurzer Zeit wird ſich der Jude von dem Chriſten nur noch hier und da durch ſeine dunkleren Augen und vielleicht durch größere Gewandtheit in den Geſchäften hervorthun. Der Adlige rümpft die Naſe über die Formloſigkeit und ſervile Gefügigkeit des Plebejers. Gut! er ſage heute: es giebt keine Adligen und Unadligen mehr, ſondern nur freie Bürger mit gleichen Rechten und Pflichten und ich ſetze Alles gegen Nichts: ſchon morgen wird das ſchärfſte Auge den Abkömmling aus einem Geſchlechte, das ſeinen Stammbaum auf einen

Schnapphahn zu Zeiten Friedrich Barbaroſſa's zurückführt, nicht von einem Bürgerſohne unterſcheiden können, der kaum noch weiß, wer ſein Großvater war."

„Aber, glauben Sie," ſagte Oldenburg, „daß ſich der Adel jemals freiwillig zur Aufopferung ſo charmanter Vortheile verſtehen wird?"

„Das iſt es ja eben," erwiderte Berger, „weshalb ich einen blutigen Zuſammenſtoß für unvermeidlich halte. „Aber," fuhr er fort, indem er ſeine dunklen Augen mit einem eigenthümlichen Ausdruck auf Oldenburg richtete; ich würde denjenigen Adligen in der Liſte der Freiheitshelden neben Arnold Winkelried ſtellen, der hochherzig und weiſe genug wäre, zu ſprechen: ich will nichts voraus haben vor meinen Brüdern; und für die Wonne, ein Gleicher unter Gleichen zu ſein, verzichte ich hiermit feierlich auf Vorrechte, die ich nicht genießen und auf einen Titel, deſſen ich mich nicht bedienen kann, ohne meine Brüder zu beleidigen."

Oldenburg ſtreckte die Hand über ſeinen Schreibtiſch, an welchem ſie ſaßen, aus und ergriff ein kleines Etui, aus dem er eine Karte nahm und ſie Berger präſentirte. „Ich habe mich ſeit zehn Jahren keiner andern Karte bedient," ſagte er.

Berger nahm die Karte. Auf derselben stand in zierlichen lateinischen Lettern: Adalbert Oldenburg.

Berger legte die Karte wieder hin und reichte Oldenburg die Hand.

„Wir verstehen uns," sagte er.

„Haben Sie je daran gezweifelt?" erwiderte Oldenburg.

Der Ort, an welchem diese Unterredungen Statt fanden, war nicht immer Oldenburg's Studirzimmer auf der Solitüde, sondern fast eben so oft Melitta's Salon. Jeden Tag gegen Dunkelwerden klingelte des Barons Schlitten auf den Hof und ein paar Minuten später begrüßte die junge Frau an der Schwelle ihres Zimmers ihre täglichen Gäste. Seit dem Abend, der ihm sein Kind wiedergeschenkt hatte, war Oldenburg ruhiger und heiterer, als er es je gewesen war. Er schien sich Melitta's Wort, daß sie am besten geduldig trügen, was sie doch einmal tragen müßten, zu Herzen genommen zu haben. Er wußte recht gut, was die Geliebte damit hatte sagen wollen; recht gut, weshalb sie ihm noch immer nicht mit ihren lieben, schönen Augen klar in die Augen sehen konnte. Er beklagte es, daß es so war, aber er, der den Adel von Melitta's Seele besser kannte als irgend Jemand, hätte sich am meisten gewundert, wenn es anders ge-

wesen wäre. Melitta liebte den Mann nicht mehr, der ihr Herz in einer unbewachten Stunde im Sturm der Leidenschaft erobert, aber die Wunde, die dieser Liebe Lust und Leid ihrem Herzen geschlagen, blutete noch nur auch hier mußte die Zeit bewirken, was dem Raisonnement nicht möglich war. Ohne Frage war die Situation, in der Oldenburg sich Melitta gegenüber befand, nicht ohne Einfluß auf seine ganze augenblickliche Denk- und Empfindungsweise gewesen. Die Geduld, die Klugheit, die Vorsicht, deren er bedurfte, um das Fahrzeug seines Glücks endlich in den Hafen zu steuern, machte ihn auch in seinen Plänen, wie man das Staatsschiff retten könnte, geduldig, klug und vorsichtig. Sehen wir Menschen doch immer den Makrokosmos des öffentlichen Lebens durch das Medium des Mikrokosmos unserer individuellen Verhältnisse.

Es waren Wochen hingegangen, Weihnachten stand vor der Thür und noch immer war Berger Oldenburg's Gast auf der Solitüde. Berger's Antipathie gegen Grünwald war so groß, daß er sich nicht hatte überwinden können, hinüberzureisen und sich seinen dortigen Collegen und sonstigen Bekannten zu zeigen. Die Sachen, deren er bedurfte, hatte ihn Bemperlein schicken müssen. Bemperlein schrieb, daß

zum Empfang des ausgezeichneten Mannes von der Studentenschaft schon ein Fackelzug beschlossen sei und daß man mit Bestimmtheit erwarte: er werde spätestens Ostern seine Vorlesungen wieder aufnehmen. Dieselbe Erwartung sprach ein Brief des Rector Magnificus aus, welcher dem hochverehrten Collegen zu seiner Genesung, die jetzt auch durch Doctor Birkenhain's Briefe verkündet werde, gratulirte und ihn bat, nicht länger, als es unbedingt zu seiner Reconvalescenz erforderlich sei, procul negotiis zu bleiben. Mit Birkenhain standen die Freunde seit Berger's Ankunft in lebhafter Correspondenz; ja derselbe nahm, so weit es die Entfernung zuließ, Theil an dem Gedankenaustausch der Freunde, da Berger es übernommen hatte, ihm regelmäßig über die Resultate ihrer Gespräche Bericht zu erstatten. Der Irrenarzt sah natürlich die Sachen manchmal anders an, als der Baron und der Professor, aber fast überall wußte er aus seiner Erfahrung interessante Streiflichter über dunkle Fragen zu werfen. Vor allem interessirte ihn Oldenburg's Charakteristik der Problematischen Naturen. „Sie haben", schrieb er, „hier die Sonde in eine der tiefsten Wunden unsers Jahrhunderts gebracht. Es ist unglaublich, wie diese Krankheit der geistigen Uebersättigung und moralischen Leere in un-

fern Tagen um ſich gegriffen hat und wie Viele gerade der begabteſten Menſchen ihr zum Opfer fallen. Mein halbes Contingent rekrutirt ſich aus dieſer Kategorie. Die Unzufriedenheit mit dem Einen und dem Allen muß zuletzt zum Wahnſinn führen. Und weshalb das gerade in unſerer Zeit? weil in der Stickluft des Polizeiſtaates die Geiſter apoplektiſch werden; weil eine Ueberfülle von geſunden Säften da iſt, die, weil ſie nicht ihre naturgemäße Verwerthung finden, ſich zerſtörend auf die edelſten Organe werfen. Ich habe einen Kranken, der eine Zierde der Nation geworden wäre, wenn er ſeine ganz eminenten politiſchen und exateriſchen Fähigkeiten auf der Rednerbühne eines Parlaments hätte entfalten können. Man ſchickte ihn als Kreisrichter in ein Städtchen von zweitauſend Einwohnern. Dort blieb er fünf Jahre, diſputirte mit dem Pfarrer, dem Rector, dem Doctor, dem Apotheker, bis er vor lauter Ekel an der Borniertheit dieſer Menſchen und aus lieber langer Weile wahnſinnig wurde. Ein Anderer iſt vielleicht einer der größten Architekten, welche die Neuzeit hervorgebracht hat. Ich habe einzelne ſeiner Pläne und Entwürfe Geheimen Baurätheen aus der Reſidenz vorgelegt, die auf Schinkel und andre anerkannte Größen riethen. Nun wohl! dieſer junge Mann iſt ſeines

Zeichens Graveur. Seine hülflose Armuth machte es ihm absolut unmöglich, sich durch die verschiedenen Stadien hindurch zu arbeiten, die man alle erst hinter sich haben muß, ehe man in unserm Mandarinenstaat als Baumeister auftreten darf. Wiederholte Versuche, seine Pläne, die von einsichtigen Privaten acceptirt waren, zur Ausführung zu bringen, scheiterten. „Erst die Examina, lieber Freund," hieß es stets. „Ohne Examina geht das nicht." — Aber meine Pläne sind meine Rechtfertigung. — „Alles schön und gut, aber erst die Examina." Jeder Künstler ist stolz und ehrgeizig. Der arme Mann kennte den Wahnsinn, zur Unthätigkeit verurtheilt zu sein, weil er zufälligerweise kein Staatsmandarin war, nicht begreifen und wurde darüber wahnsinnig. In England hätte man ihn mit Ruhm und Reichthum überschüttet. — Wie in diesen beiden Fällen, so ist es in unzählig vielen anderen und wenn der Jammer über unsere kindischen, zum Theil lächerlichen, zum Theil bejammerungswürdigen Zustände auch nicht immer zum Wahnsinn führt, so lähmt er doch so manche stolze Kraft, die sich in günstigeren Verhältnissen frei und fröhlich entfalten würde."

„Das ist leider sehr wahr," sagte Berger, als er Oldenburg Birkenhain's Brief vorgelesen hatte; „ich

selbst könnte aus meiner Erfahrung die Liste solcher problematischen Naturen, die, wenn sie in gesunderen Verhältnissen lebten, ganz gesunde Naturen sein würden, noch bedeutend vermehren; und da muß ich denn auch eines jungen Mannes gedenken, den ich in der letzten Zeit vor meiner Krankheit sehr lieb gewonnen hatte, weil ich in ihm einen Leidensgefährten gefunden zu haben glaubte — nein, wirklich gefunden hatte; denn Oswald Stein — so hieß der junge Mann — war seines unglücklichen Meisters unglücklichster Schüler."

Es war das erste Mal, daß Oswald's Namen unter den Freunden genannt wurde. Glücklicherweise fand dies Gespräch auf der Solitüde statt und so konnte denn Ottenburg der aufrichtigen Theilnahme, die er noch immer für Oswald empfand, ohne Rückhalt Worte verleihen. Er sagte Berger, daß er Oswald während dessen Aufenthalt in Grenwitz genau kennen gelernt und wegen seiner vielen vortrefflichen Eigenschaften lieb gewonnen habe, daß er aber später in Folge von Verhältnissen, auf die er aus manchen Gründen nicht näher eingehen könne, mit ihm auseinander gekommen sei. Oswald befinde sich augenblicklich in Grünwald, um am dortigen Gymnasium sein Probejahr zu absolviren. Er (Ottenburg) halte das für ein sicheres Zeichen, daß Oswald dann doch noch

zur rechten Zeit die Bodenlosigkeit seines Nihilismus eingesehen und sich auf den festen Boden des realen Lebens gerettet habe.

Berger schüttelte den Kopf.

„Ich zweifle daran", sagte er; „der Unglückliche war schon zu sehr von der Krankheit der Zeit mitgenommen, als daß er aus sich heraus gesunden könnte. Der Fall geht mir besonders nah, weil ich selbst nicht wenig dazu beigetragen habe, die pessimistische Verzweiflung in ihm zu nähren. Freilich war ich damals selber krank und das gereicht mir einigermaßen zur Entschuldigung; aber um so mehr fühle ich doch jetzt, da ich genesen bin, die Pflicht, den Schaden, den ich ihm zugefügt, wieder gut zu machen."

„Wie wäre es, wenn Sie ihm schrieben?"

„Ich fürchte, das ist nicht genug. Ich werde mich entschließen müssen, selbst nach Grünwald zu gehen, um meinen persönlichen Einfluß bei ihm geltend zu machen. Ich komme so schneller und sicherer zum Ziel."

Oldenburg hatte Berger beredet, die Zeit bis Ostern zu einer gemeinschaftlichen Reise, zuerst nach der Residenz und später nach Paris zu benutzen, um den Heerden der politischen Bewegung, die in den letzten Wochen immer bedeutendere Dimensionen an-

genommen hatte, nahe zu ſein. So kam ihm denn des Freundes Abſicht, vorerſt doch einmal nach Grünwald zu gehen, in dieſem Augenblick ziemlich ungelegen. Indeſſen hatte er eine viel zu hohe Meinung von den Pflichten der Freundſchaft, als daß er auch nur mit einem Worte hätte verſuchen ſollen, Berger von ſeinem Entſchluſſe abzubringen.

Zehntes Kapitel.

Die Baronin Grenwitz hatte mit der ihr eigenen Zähigkeit den Plan, ihre Tochter zur Fürstin von Waldernberg zu machen, festgehalten; sie hatte keine Mühe, ja — was bei ihr mehr sagen wollte, keine Kosten gescheut, hatte es sich viel erheuchelte Freundlichkeit und Liebe, viel glatte Worte und noch glattere Mienen kosten lassen, um die Pflichten einer liebevollen Mutter gegen ihre Tochter zu erfüllen.

Sie hatte das Terrain Schritt für Schritt erobert. Zuerst hatte der einst so hoch in Gunst stehende und zuletzt so tief gefallene Felix das Feld räumen und die von den Aerzten verordnete Reise nach Nizza antreten müssen. Felix war gern in die Verbannung gegangen. Er hatte in Grünwald nichts mehr zu gewinnen und höchstens den letzten Hoffnungsschimmer auf Genesung zu verlieren. Seine Existenz in Italien war ihm von seiner großmüthigen Tante, die recht gut wußte, daß er kaum noch ein paar Monate zu

leben habe, auf mehre Jahre hinaus zugesichert worden. Er hatte alle seine Angelegenheiten geordnet, über alles aufrichtig mit seiner Tante gesprochen und nur über die eine fatale Geschichte mit dem Menschen, dem Timm nicht. Er ließ Anna-Marie in dem guten Glauben, daß der freche junge Mann von ihm vollständig eingeschüchtert und mit ein paar hundert Thalern abgefunden sei, da er selbst durchaus keine Lust hatte, seiner Tante durch Anrühren dieses wunden Punktes die so nothwendige gute Laune zu verderben. Vielleicht, dachte Felix, arrangirt sich so etwas am besten und wenn sie sieht, daß das Ding nicht zu ändern ist, wird sie sich schon darein finden. So reis'te er denn ab, begleitet von den aufrichtigen Glückwünschen seines Oheims und benetzt von den Thränen seiner exemplarischen Tante.

„Gott sei Dank, daß er weg ist," dachte die exemplarische Tante, während sie, das Taschentuch vor die Augen drückend, durch die Schaar der Dienstboten nach ihrem Zimmer zurückschritt; „jetzt unverzüglich Helene wieder her — das Andre findet sich."

Noch an demselben Tage machte die Baronin einen Besuch in der Pension und hatte zuvörderst eine lange Unterredung mit Fräulein Bär. Die Baronin war heute sehr weich. Sie hatte so eben einem lieben

Verwandten, deſſen Schickſal ihr unendlich am Herzen lag, vorausſichtlich auf lange Zeit, vielleicht — hier mußte das Taſchentuch requirirt werden — für immer Lebewohl geſagt. Ihr Herz war in Folge deſſen tief betrübt. „Ach, glauben Sie mir, mein liebes Fräulein," ſagte ſie, „es iſt hart, ſich von einem Jüngling, den man wie ſeinen eigenen Sohn geliebt hat, in dieſer Weiſe trennen zu müſſen; ſehen zu müſſen, wie eine fröhliche, junge Kraft ſo grauſam gebrochen iſt und mit ihr alle die Hoffnungen geknickt ſind, die man für die Zukunft auf ſie geſetzt hatte. Und auch die arme Helene wird den Schlag ſchmerzlich empfinden. War doch, wenn mich nicht Alles trügt, eine reine keuſche Neigung zwiſchen den beiden jungen Verwandten, die vom Himmel ſelbſt ſo ſichtbar für einander beſtimmt waren, emporgeblüht, eine Neigung, die ſich, wie das ja ſo häufig iſt, anfänglich hinter einer ſcheinbaren Averſion keuſch verbarg, daß ich ſelbſt eine Zeitlang getäuſcht wurde, und — ganz entre nous, liebes Fräulein — dem armen Kinde deshalb recht böſe war. Jetzt" — hier ſpielte das Taſchentuch wieder ſeine Rolle — „weiß ich es beſſer. Aber um ſo größer iſt mein Verlangen, das liebe Kind wieder bei mir zu haben. Würden Sie mir es ſehr übel nehmen, liebes Fräulein, wenn ich das Ihren

gütigen, klugen Händen anvertraute theure Kleinod sobald wieder entführe?"

Die Bärin hatte einen zu klaren Verstand, als daß ihr die Widersprüche zwischen dem früheren und dem jetzigen Benehmen der Baronin entgangen wären und überdies hatte sie zu lange Jahre in der verlegenen Welt, in welcher die Baronin heimisch war, gelebt, um sich durch gleisnerische Reden so leicht fangen zu lassen. Sie nahm also das Vertrauen der gnädigen Frau mit Zurückhaltung entgegen und fragte blos, ob Helene gleich jetzt, oder erst später in das elterliche Haus zurückkehren solle?

„Ich denke, wir überlassen das dem lieben Kinde selbst," erwiderte Anna Marie, die noch immer eine mögliche Weigerung Helenens fürchtete, „ich weiß, sie ist sehr gern bei Ihnen und überdies möchte ich sie nicht gern in Ihren Studien, Liebhabereien oder Plänen derangiren. Helene ist bereits von meinen Wünschen unterrichtet. Im Augenblick wollte ich weiter nichts, als Sie liebes Fräulein, bitten, Ihren Einfluß auf das Kind zu meinen Gunsten, zu Gunsten einer armen, durch einen schweren Verlust betrübten Frau geltend zu machen."

Anna Marie hatte kaum die Pension verlassen, als Fräulein Bär sich zu Helene begab, ihr die eben

ſtattgehabte Unterredung mitzutheilen. Sie hatte zu dieſem Zweck ihre goldene Brille abgenommen, die officiellen Falten von der Stirn gewiſcht und ſoviel Freundlichkeit mitgebracht, als eine ernſte pedantiſche Bärin nur immer gegen ein junges, ſchönes, ihrer Meinung nach von ihrer Mutter ſchlecht behandeltes Mädchen zu empfinden vermag.

„Laſſen Sie uns offen gegen einander ſein, liebe Helene," ſagte die Bärin, die ſchlanke weiße Hand der jungen Dame vertraulich in ihre knöchernen Finger nehmend; „meine liebe Sophie, die mir übrigens heute geſchrieben hat und Sie beſtens grüßen läßt, hat mir gleich im Anfang unſerer Bekanntſchaft Andeutungen gemacht, welche das ſonſt unbegreifliche Benehmen Ihrer Frau Mutter einigermaßen erklären. Sie brauchen nicht roth zu werden, liebes Kind. Es iſt dabei kein Wort geſprochen worden, das Ihnen irgendwie zur Unehre gereichte; im Gegentheil, wir beide, Sophie und ich, haben Sie, die Sie in ſo frühen Jahren ſo Vieles zu erdulden hatten, nur innig bedauert. Wir ſahen in Ihrer Entfernung aus dem elterlichen Hauſe nur eine Art von Verbannung, zu gleicher Zeit aber meinten wir, daß mein Haus unter dieſen Umſtänden Ihnen ein wünſchenswerthes Aſyl gewähren könnte. Sollte dies wirklich der Fall

gewesen sein, sollten Sie vielleicht selbst jetzt noch dieses Asyls bedürfen, so sagen Sie es mir. Es ist nicht meine Art, Zwietracht zu säen, noch dazu zwischen Mutter und Tochter, aber wie die Sachen einmal liegen, halte ich es für kein Unrecht, Partei zu ergreifen."

Die Bärin schwieg. Helene schien bewegter, als es wohl sonst ihre Art war, aber ihre Selbstbeherrschung verließ sie doch auch jetzt nicht. Mit einem beinahe heitern Tone sagte sie:

„Sie sind sehr gütig gegen mich, Fräulein Bär, gütiger als ich es verdiene; aber Ihre fürsorgliche Güte hat Ihnen, glaube ich, mein Verhältniß zur Mutter in einem allzu ungünstigen Lichte gezeigt; wir haben uns eine Zeit lang etwas schroff gegenüber gestanden, doch das ist Alles von meiner Mutter hoffentlich so vergessen, wie es von mir vergessen ist. Sie wissen, wie gern ich in Ihrem Hause bin, wie wohl ich mich hier fühle; sollte aber meine Mutter, wie es den Anschein hat, wünschen, daß ich zu ihr zurückkomme, so halte ich es für meine Pflicht, diesem Wunsche zu gehorchen, ohne darnach zu fragen, ob es mit meinen persönlichen Neigungen übereinstimmt oder nicht."

Die Bärin war durch diese Antwort keineswegs

angenehm überraſcht. Sie war dem jungen Mädchen mit offenem Herzen entgegengekommen; ſie hatte ſich gewiſſermaßen, um Helene Vertrauen einzuflößen, bloßgeſtellt, und nun anſtatt des Vertrauens, anſtatt der Offenheit Zurückhaltung und diplomatiſche Kälte! Die gute alte Dame fühlte ſich tief verletzt und verließ in dieſer Stimmung das Zimmer, nachdem ſie mit vielem Geſchick das Geſpräch auf gleichgültigere Dinge hinübergeſpielt hatte.

Daß die Baronin das Herz ihrer Tochter, zum wenigſten nach einer Seite hin, kannte, hatte ſie heute durch ihr Benehmen bewieſen. Es ſchmeichelte Helenen's Stolz, daß die Mutter ſich mit ihrem Wunſche nicht einmal direct an ſie zu wenden wagte, ſondern ſich dabei hinter Fräulein Bär ſteckte. Ihr Entſchluß, in das Haus ihrer Eltern zurückzukehren, war bereits an dem Abend gefaßt, als ſie den letzten Brief an Mary Burton ſchrieb. Indem ſie der Freundin die Triumphe ſchilderte, welche ſie in dem Salon ihrer Mutter gefeiert hatte, die Huldigungen aufzählte, die ihr von allen Seiten zu Theil geworden waren, hatte ſie ein Vergnügen empfunden, das, um es gerade heraus zu ſagen, nichts Anderes war, als das ſüße Gefühl der Befriedigung einer tief verletzten Eitelkeit. Helenen's Freundſchaft für Miß Mary Burton

ſchloß, wie das in Mädchenfreundſchaften oft der Fall iſt, den Neid keineswegs aus; und Fräulein Burton hatte freilich, ohne es zu wollen, Alles gethan, dieſe böſe Leidenſchaft in der Freundin wachzurufen. Die junge Engländerin hatte, aus ihrer Hamburger Penſion kaum in ihr Vaterland zurückgekehrt, eine der glänzendſten Partien gemacht, die zu jener Zeit in England gemacht werden konnten. Helene erinnerte ſich noch recht gut, wie der Roman, der ſo unerwartet ſchnell und glücklich zu Ende geſpielt worden war, angefangen hatte. Sie und Mary hatten als Mädchen von vierzehn Jahren in Geſellſchaft der Penſionsvorſteherin und eines halben Dutzend anderer junger Mädchen von Hamburg aus einen Ausflug nach Helgoland gemacht und bei dieſer Gelegenheit ein engliſches Kriegsſchiff, das dort vor Anker lag, beſichtigt. Die Offiziere hatten, wie ſich denken läßt, die reizende Geſellſchaft mit größter Zuvorkommenheit empfangen und bewirthet; ja zuletzt noch auf dem Quarterdeck einen kleinen Ball arrangirt, der, wie alle improviſirten Feſte, überaus heiter geweſen war. Beſonders hatte der Capitän der Fregatte, ein noch junger, ſchöner, von der ſüdlichen Sonne gebräunter Mann, den jungen Damen gefallen und würde ihnen noch mehr gefallen haben, wenn er ſeine Landsmännin

Mary Burton nicht ſo ſehr vor den übrigen Schönheiten ausgezeichnet hätte. Miß Mary Burton mußte ſich in Folge deſſen hinterher gar viel mit ihrem Fregattencapitän necken laſſen, bis man die Fahrt nach Helgoland und Alles, was damit zuſammenhing, über neueren und wichtigeren Ereigniſſen allmälig vergaß. Aber Zwei hatten die Sache nicht vergeſſen und das waren eben der Fregattencapitän und Miß Mary Burton. Als die junge Dame drei Jahre ſpäter nach England zurückkehrte, war eine der erſten Perſonen, denen ſie in dem Salon einer vornehmen Verwandtin begegnete, Capitän Crawley, oder vielmehr, da ſein Vater und ein älterer Bruder inzwiſchen geſtorben und er ſo ganz unerwartet die Titel und die unermeßlichen Reichthümer der Familie geerbt hatte: Lord Crawley de Crawley. Acht Tage ſpäter wurde die vornehme Welt durch die Vermählung Seiner Herrlichkeit mit Miß Mary Burton (einer jungen Dame, die ſchlechterdings Niemand kannte) auf das höchſte überraſcht. Niemand aber konnte durch dieſe Nachricht eigenthümlicher berührt werden, als Helene von Grenwitz. Sie war die intimſte Freundin Mary's geweſen; man hatte ſie ſtets mit Mary zuſammen geſehen, zuſammen genannt, aber — und das war wichtig — man hatte ſie auch immer für die bei

weitem Schönere und Bedeutendere gehalten, und Niemand hatte diesem Urtheil freudiger beigestimmt, als die bescheidene Mary selbst. Mary betete ihre glänzende Freundin an; Helene Grenwitz war in ihren Augen ein unerreichbares Ideal; sie ordnete sich ihr bei jeder Gelegenheit unter und wenn die jungen Mädchen für die Zukunft sich ihre Pläne und Hoffnungen mittheilten, so baute Mary für Helene die prachtvollsten Schlösser, während sie sich mit einer strohbedeckten Hütte am Rande eines murmelnden Baches begnügte. Helene hatte diese Huldigungen entgegengenommen, wie eine Prinzessin die Aufmerksamkeiten ihrer Hofdame. Mary hatte ihr so oft gesagt, daß sie viel schöner, reizender sei, als sie selbst, — Helene hätte von Natur weniger stolz und eigenwillig sein müssen, wenn diese unaufhörlichen Schmeicheleien zärtlicher, anbetender Liebe ohne Wirkung bleiben sollten.

Und nun mußte diese demüthige Freundin die glänzendste Heirath machen, durch die sie mit einem Male in die höchsten Sphären der Gesellschaft gehoben, ja mit einigen regierenden Häusern verschwägert wurde, während sie — Helene durfte gar nicht daran denken . . . Aber jetzt, wo ihr eine Gelegenheit geboten wurde, mit Ehren aus dieser sie demüthigenden

Lage zu kommen; jetzt wo ihre stolze Mutter sich zu Bitten, die sie nicht einmal selbst vorzubringen wagte, verstand; jetzt konnte über den Weg, den sie einzuschlagen hatte, kein Zweifel sein; und wenn Fräulein Bär in ihrer lästigen Gutmüthigkeit ihr die Pension als ein Asyl anbot, so wußte sie eben nicht, um was es sich in diesem Augenblicke handelte.

Helene ging, nachdem Fräulein Bär sie verlassen, mit verschränkten Armen in ihrem Zimmer auf und ab. Endlich trat sie in das Fenster und starrte in den herbstlichen Abend hinein. An dem Himmel zogen langsam schwere dunkle Wolken, unter ihnen schwebten leichte graue Wölkchen pfeilschnell dahin. Die beinahe kahlen Zweige der schlanken Pappeln wiegten sich in dem scharfen Winde sausend und zischelnd hinüber und herüber; eine Krähe, die des Weges kam, setzte sich auf ein paar Augenblicke auf den obersten Wipfel eines der Bäume, ließ sich mit herüber- und hinüberwiegen, krächzte, als ob sie sich über diese ungastliche Behandlung ärgere, und flog dann wieder davon. — Helene öffnete das Fenster. Der kühle, feuchte, mit dem herben Dufte der modernden Blätter vermischte Hauch des Abends wehte sie an. Lauter rauschten die Pappeln in dem Garten und die hohen Buchen des Parkes und zwischendurch tönte in mono-

tonen Cadenzen der dumpfe Donner der Meereswogen am Gestade.

Sie lehnte sich hinaus; sie achtete nicht der Feuchtigkeit der Luft, die im Nu ihre schwarzen Haare mit einem thauigen Schleier überzog. Sie starrte nur immer hinein in den mit jedem Augenblick dunkler werdenden Abend. Selsame Visionen zogen durch ihr Hirn. Stolze Paläste erhoben sich am Rande blauer Seen, in denen sich dunkle Wälder spiegelten; und aus dem Palast ritt ein lustiger Jagdzug mit Hallo und Trara, und an der Spitze des Zuges eine junge Dame auf einem Zelter neben einem Manne, der seinen schäumenden Rappen lässig regierte und sein dunkles Gesicht fortwährend auf die junge Dame neben ihm wandte; und Alles, soweit das Auge reichte, — Schloß und See und Wald und Felder, die sich weit und weiter am Ufer hinbreiteten unabsehbar ins Land hinein — gehörte der jungen Dame auf dem Zelter und ihrem Gemahl, dem Ritter auf dem feurigen Rappen. Und dann versanken Schloß und Wälder und Felder in dem See, und der See erweiterte sich zu einem Meer, das an den hohen, mit Buchenwäldern gekrönten Kreidefelsenufern aufrauschte; und eben auf den hohen Ufern in der Abendsonnengluth stand dieselbe junge Dame, die vor-

hin auf dem Zelter ritt, neben einem Mann — der nicht der Ritter auf dem Rappen war — und sie schauten zusammen hinaus auf das wunderherrliche Schauspiel der in dem wogenden Wellengebiete versinkenden Sonne, und wie sie so standen und schauten, fügten sie, wie betende Kinder ihre Hände in einander und sahen sich an mit liebevollen, thränenüberströmten Augen. . . .

Da rauschte der Wind lauter in den schwanken Pappeln und das junge Mädchen fuhr empor aus ihren Träumereien. — Sie warf einen Blick in die graue Dämmerung des Parkes. Zwei Gestalten, ein Mann und eine Frau — wandelten Arm in Arm an der Oeffnung zwischen den Bosquets vorüber — nur einen Augenblick lang, aber das scharfe Auge des jungen Mädchens hatte Beide erkannt, glaubte mindestens Beide erkannt zu haben. Ein Gefühl, wie sie es noch nie gehabt hatte, überkam sie. Sie mußte sich überzeugen, ob sie recht gesehen hatte, ob wirklich Oswald Stein mit Emilie Cleten zu dieser Stunde an diesem Orte sich treffen konnten. Im nächsten Augenblicke hatte sie den Shawl umgethan, den Hut mit dem dichten Schleier aufgesetzt und war die Treppe, die nach dem Garten führte, hinab, durch den Garten geeilt und stand jetzt an der Pforte, die aus dem

Garten in den Park führte. — Mit einem Male war ihr Muth verschwunden — sie schämte sich einer Regung, die sie zu einem so unweiblichen, so häßlichen Schritte verleiten konnte. Eben wollte sie wieder in das Haus zurückkehren, als die beiden Gestalten den Gang, der an der Gartenpforte vorüberführte, wieder heranflamen. Sie drückte sich hinter den Pfeiler des Thors, um nicht gesehen zu werden; aber ein Blick auf die Beiden hatte sie überzeugt, daß sie sich vorhin nicht getäuscht hatte. — Es waren Oswald und Emilie, die hier, in heimlichem, eifrigem Gespräch verloren, vorübergingen. Helene schlug das Herz zum Zerspringen; jetzt verstand sie Emilien's neuliche Frage, ob sie nichts von Oswald Stein gehört habe; jetzt verstand sie Emilien's Angst auf dem Balle in Grenwitz, als Cleten und die übrigen jungen Adligen Drohungen gegen Oswald laut werden ließen... Also genarrt! und genarrt von wem? von einem Menschen, den eine Emilie Cleten gewinnen konnte... Helene schlich auf ihr Zimmer zurück, warf Shawl und Hut wieder ab, und jetzt war es entschieden, daß sie sobald als möglich zu ihren Eltern zurückkehren würde.

Elftes Kapitel.

Der Fürſt von Waldernberg hatte, bis er Helene von Grenwitz kennen lernte, dem Leben in Grünwald kein beſonderes Intereſſe abzugewinnen vermocht. Daß er ſich gelangweilt, daß ihm Stadt und Leute beſonders mißfallen hätten, konnte man nicht füglich ſagen, denn dieſe Gemüthszuſtände kamen eigentlich bei ihm nicht vor, zum wenigſten bemerkte man an ihm nie Symptome davon. Sein ſtrenges, ernſtes Geſicht verrieth niemals weder Vergnügen noch Langeweile, weder Wohlgefallen noch Mißfallen; es ſchien, als ob dieſe Züge in dem nordiſchen Klima, aus dem der Fürſt ſtammte, ein für alle Mal gefroren wären und weder im Feuer der Liebe, noch des Haſſes aufthauen könnten. Und ſo war es bis zu einem gewiſſen Grad wirklich. Zu der Höhe des Selbſtbewußtſeins, auf welcher er ſtand, reichten die gewöhnlichen Regungen gewöhnlicher Sterblicher nicht hinan. Er konnte nicht über eine witzige Anecdote in Lachen ausbrechen, oder

über eine Dummheit die Nase rümpfen. Niemals hörten seine Bedienten ein böses Wort von ihm; niemals gerieth er vor seinen Soldaten in jenen kindischen Zorn, in welchem sich so viele junge Epauletteträger so wohl fühlen. Dennoch zitterten seine Leute vor ihm, und der General selbst flößte den Musketieren keinen solchen Respect ein, als der Premierlieutenant Fürst Waldernberg; denn jene wußten, daß der gnädige Herr zwar nicht schalt, aber sie bei dem geringsten Versehen sofort entließ und diese erzählten sich in Kasernen- und Wachtstuben: Der Fürst habe die üble Gewohnheit, einen Soldaten, der sich auch nur den kleinsten Subordinationsfehler gegen ihn zu Schulden kommen ließe, sofort über den Haufen zu stoßen — ein Verfahren, daß er nur ganz kürzlich erst in der Residenz beobachtet habe und welches nebenbei der Grund sei, weshalb er von seinem Garderegiment zu dem in Grünwald garnisonirenden Linienregiment abcommandirt wurde. Diese Geschichte war nun allerdings, wie viele ähnliche, eine Mythe; der Fürst war nach Grünwald geschickt, um Fortificatien, Hafen- und Küstenvertheidigung und andere nützliche Dinge zu studiren, und sich so zu der hohen Stellung, zu welcher ihn, wenn nicht sein militairisches Genie, so doch jedenfalls sein hoher Rang be-

rechtigte, vorzubereiten — aber die Mythe bewies doch, wie der gemeine Mann, der für die Tugenden und Fehler seiner Vorgesetzten ein ungemein scharfes Auge hat, über den Premierlieutenant Fürst Waldernberg dachte. Uebrigens schienen auch die Offiziere ihn mit einigem Mißtrauen, zu wenigsten mit großer Vorsicht zu behandeln. Es fiel Niemandem an dem gemeinsamen Mittagstisch, oder des Abends im Casine, oder wo sonst die Leutchen zusammenkamen, ein, gegen ihn den cordialen Ton anzunehmen, der sonst unter den Kameraden üblich ist. Im Gegentheil, man ging ihm eher aus dem Wege, oder beschränkte sich, wo das nicht möglich war, auf das Nothwendige; so vor Allen des Fürsten Compagniechef, ein kleiner, kugelrunder Herr, der seinem Premierlieutenant mit der Spitze seines Helmes kaum bis an die Schulter reichte, und sich um so kleiner vorkommen mochte, als er das Unglück hatte, nicht von Adel zu sein. Es war komisch anzuhören, und erregte selbst das Lächeln des alten schnauzbärtigen Feldwebels, wenn Hauptmann Müller beim Exerciren mit fast kläglicher Stimme bat: „Premierlieutenant Fürst Waldernberg, wollen Sie die Güte haben einen Gedanken weiter herauszutreten.“

So sah sich denn der Fürst wesentlich auf sich

ſelbſt angewieſen — auch in den Abendgeſellſchaften, die er von Zeit zu Zeit beſuchte. Er traf hier wiederum die Kameraden, die ihm ſchon auf dem Paradeplatz ausgewichen waren und eine Schaar alter und junger Landedelleute, deren Geſpräche über Ackerbau und Viehzucht ihn, der mehr Güter beſaß, als jene Morgen Landes und ſoviel Schäfer als jene Schafe, nicht eben intereſſiren mochten. Was aber die Frauen betrifft, ſo waren ſie, trotzdem ſich ſehr liebenswürdige darunter befanden, wie die ſchönen Fräulein Friederike, Natalie und Gabriele von Radelitz, die etwas verblühte, aber deſto gewandtere und intereſſantere Hortenſe von Barnewitz, die ebenſo kokette, wie pikante Emilie von Cleten — entweder nicht nach dem Geſchmack ſeiner Durchlaucht, oder der Fürſt war gegen die Reize des ſchönen Geſchlechtes im Allgemeinen ſehr unempfindlich, zum mindeſten war es eine Zeit lang unmöglich, zu behaupten, daß er dieſer oder jener Dame auffallend den Hof mache.

Da ſah der Fürſt die ſchöne Helene von Grenwitz in dem Salon ihrer Mutter und ſchon in den nächſten Tagen circulirte das Gerücht — man wußte nicht, wer es zuerſt aufgebracht hatte, — Se. Durchlaucht ſei mit der ſchönen Helene von Grenwitz ſo gut wie verlobt, jedenfalls werde die Verlobung nicht

mehr lange auf sich warten lassen. Das Gerücht erhielt sich und wurde durch eine Menge Einzelheiten, deren Auffindung dem Spürsinn der betreffenden Geschichtenträger und Gebehrdenspäher alle Ehre machte, bekräftigt. Die Gräfin Grieben wußte auf das Bestimmteste, daß der Fürst beinahe alle Abend zu Grenwitzen's kam; Frau von Radelitz, daß er jeden Mittag nach der Parade auf seinem prachtvollen tscherkessischen Hengst an der Pension des Fräulein Bär vorüberreite; Frau von Sylow, daß er, in seinen Mantel gehüllt, mehrere Nächte stundenlang vor dem Haus auf- und abpatrouillirt sei; Hortense Barnewitz flüsterte der Comtesse Stilow in's Ohr: Jetzt weiß ich, weshalb der arme Felix Hals über Kopf nach Italien geschickt wurde, und Comtesse Stilow meinte darauf: Sie sollen sehen, liebe Hortense, es dauert nicht acht Tage, so ist Helene, die für immer verbannt schien, wieder bei ihren Eltern.

Ein Lächeln des Triumphes erhellte aber Aller Gesichter, als die Prophezeiung der zahnlosen Comtesse Stilow nun wirklich eintrat und Helene Grenwitz aus ihrem bescheidenen Stübchen in der Pension des Fräulein Bär in die stattlichen Räume des Hôtel Grenwitz übersiedelte.

Merkwürdigerweise schien der alte Baron, der

dieſen Schritt früher ſo dringend gewünſcht hatte, jetzt am wenigſten darüber erfreut. Der alte Herr war in dieſer letzten Zeit ausnehmend launiſch, widerſpruchsvoll und heftig geweſen, daß man den ſonſt ſo gutmüthigen, freundlichen Mann kaum wieder erkannte, und Jedermann die arme Anna Marie, die dieſes Kreuz mit ſo chriſtlicher Geduld und Sanftmuth trug, bedauerte und bewunderte.

„Ach, glaube mir, liebe Helene," ſagte die treffliche Dame zu ihrer Tochter, als ſie Beide am erſten Abend auf dem Sopha im Salon ſaßen, nachdem der Baron das Gemach verlaſſen hatte, um zu Bett zu gehen: „es iſt jetzt recht ſchwer mit Deinem Vater auszukommen, und ich bedarf Deiner freundlichen Stütze mehr wie je. Malte iſt noch zu jung und ich fürchte zu herzlos, als daß ich zu ihm Vertrauen haben könnte. Ich bin ſo lange gewohnt, Alles allein zu tragen, daß ich mich in das Glück, eine Freundin und Vertraute zu haben, kaum zu finden weiß; und die unglückliche Frau vergeß Thränen der Rührung, während ſie ihre Nähſachen zuſammenpackte, um dem geliebten Gemahl in das eheliche Schlafgemach zu folgen.

In der That ſchien das Verhältniß zwiſchen Mutter und Tochter ſich für die Zukunft viel günſtiger

wie früher gestalten zu wollen. Besonders zärtlich zu sein, lag ebenso wenig in der Natur der Einen wie der Andern; sie behandelten sich wie zwei Gegner, die ihre Stärke gegenseitig erprobt und gefunden haben, daß sie doch besser thun, Hand in Hand zu gehen.

Nachdem Anna Marie so den zweiten Schritt zur Erreichung ihres Zieles zurückgelegt hatte, verfolgte sie ihren Weg mit größerer Sicherheit. Wie es schien, durfte sie mit ihren Resultaten in der That zufrieden sein, Fürst Waldernberg war fast allabendlicher Gast in ihrem Hause, und da er kein Boston spielte, so war nicht anzunehmen war, daß ihn die Unterhaltung mit dem Grafen und der Gräfin Grieben, die seine Nachbarn waren, und ebenfalls sehr häufig kamen, um mit dem Baron und der Baronin eine Partie zu machen, besonders anzog, so konnte der Magnet wohl nur Helene sein, mit der er sich denn in der That auch fast ausschließlich beschäftigte.

Anna Marie suchte dafür zu sorgen, daß der Fürst und Helene stets möglichst ungestört blieben; und da in diesen geistreichen Kreisen die älteren Herrschaften ihre Zeit schlechterdings nur mit Kartenspielen hinzubringen vermochten, und jüngere Leute selten eingeladen wurden, so gelang ihr das auch meistens ganz vortrefflich. Der Fürst und Helene waren in dem

kleinen einfenstrigen Salen, neben dem großen dreifenstrigen, wo die Kartentische standen, oft stundenlang allein, bis man zur Tafel ging, wo sie dann, während die Andern die Glücksfälle des Spiels eifrig durchsprachen, wiederum so ziemlich auf sich selbst angewiesen waren.

Es sprach für die conversationellen Talente des Fürsten, daß die junge anspruchsvolle Dame seiner Unterhaltung nicht müde wurde. Und doch konnte man das, was er vorbrachte, für gewöhnlich nicht eigentlich interessant nennen, jedenfalls nicht die Art, wie er es vorbrachte. Der Fürst war einer jener trockenen, positiven Geister, die Allem, was sie berühren, Duft und Farbe rauben; und für die Witz, Phantasie, Empfindung nicht zu existiren scheinen. Niemals hörte man ihn in jenem lebhaften Ton und schnellen Tempo sprechen, in das junge Leute (und der Fürst war noch sehr jung, vielleicht einundzwanzig Jahr) so leicht verfallen, wenn sie auf Lieblingsthemata kommen, oder durch Widerspruch gereizt werden; es war immer derselbe monotone Silbenfall, wie wenn die einzelnen Worte Soldaten und die Sätze Sectionen wären, die in gleichmäßigem Schritt und Tritt vorbeimarschirten. Es war deshalb auch bezeichnend, daß der Fürst sich am liebsten der frau-

zösischen Sprache, welche diese logische Zweckmäßigkeit schon in sich selbst hat, bediente, obgleich er auch das Deutsche correct und fließend sprach. Vielleicht trug der Umstand, daß die Unterhaltung fast ausschließlich in dem fremden Idiom geführt wurde, wesentlich dazu bei, Helenen die Fremdartigkeit dieses Geistes weniger fühlbar zu machen; denn wir büßen in andern Sprachen, auch wenn sie uns geläufig sind, mehr oder weniger von der Feinheit des Gefühls und Verstandes ein. Dazu kam, daß der Fürst, wie in seinem Aeußern, so in seiner Denk- und Empfindungsweise, Russe und nicht Deutscher war. Die Erinnerungen seiner Kindheit, seiner Knaben- und Jünglingsjahre, bis auf die kurze Zeit, die er in Paris und jetzt nun in Deutschland verlebt hatte, waren russisch. Er war Page an dem Hofe des Kaisers Nicolaus gewesen und der tägliche Anblick dieses prächtigen Monarchen, mit dem er sogar, besonders in Gestalt und Haltung, eine große Aehnlichkeit hatte, mochte nicht ohne Einfluß auf den Charakter des jungen Fürsten geblieben sein. Seine militärische Erziehung hatte er in der Cadettenanstalt des Michailowschen Palastes erhalten, desselben Palastes, durch dessen gewaltige Räume in jener schauerlichen Nacht der Kaisermord dröhnend schritt, als die Gemahlin Paul's I.,

erſchreckt durch das dumpfe Getöſe verworrener Männerſtimmen und des Waffengeklirres, die jüngſten Großfürſten Nicolaus und Michael aus den Betten riß, um mit ihnen durch die langen Zimmerreihen zu der Wohnung des Kaiſers zu eilen; ihr der eiſige Graf Pahlen entgegentrat, ſie halb mit Gewalt nach ihren Zimmern zurücknöthigte, und bedächtig die Thür ſchloß: „Restez tranquille, Madame: il n'y a pas de dangers pour vous.“ — „Et mon mari?“ Die Kaiſerin erhielt keine Antwort auf ihre bange Frage, denn ſchon war der Graf mit einer höflichen Verbeugung verſchwunden. Unterdeſſen war das Entſetzliche geſchehen und Alexander war am anderen Tage Kaiſer von Rußland. — Seit jener Nacht hatte kein Menſchenfuß die Räume, welche der ermordete Kaiſer inne gehabt hatte, wieder betreten. Scheu gingen die Cadetten an dieſem Flügel, wo die Fenſterſcheiben vor den heruntergelaſſenen Rouleaux allmählig erblindeten, vorüber. Da kam eines Tages Nikolaus, die Schule zu inſpiciren. Als er damit fertig war, winkte er dem jungen Maliſewsky, ſeinem früheren Pagen zu ſich; fragte ihn nach dieſem und jenem und ſchlenderte, vertraulich mit ihm plaudernd, weiter und weiter die Hallen und Corridore entlang, bis ſie an die ſtets verſchloſſene Thür kamen, welche in die Gemächer

Paul's I. führte. Plötzlich blieb der Kaiser stehen, blickte sich scheu um, und als er sich überzeugt hatte, daß sie allein waren, nahm er einen Schlüssel aus der Tasche und sagte im Flüsterton: „Kannst Du schweigen, Knabe?“ — „Wie das Grab, Sire!“ — „Komm!“ — Der Kaiser drückte das Schloß auf. Sie traten in die Zimmer. Ein Modergeruch, wie aus einem Grabgewölbe, empfing sie. Schweigend gingen sie durch die hohen Gemächer; lautlos fiel ihr Fußtritt auf die dicken Teppiche; lautlos tanzten die Staubatome in den schrägen Lichtsäulen, die sich hier und da durch die geschlossenen Vorhänge der Fenster stahlen. Seltsam und schauerlich die tiefe Stille in dieser öden Pracht; seltsam und schauerlich in diesen Hallen des Todes die lebensvollen Gebehrden der Figuren auf den Bildern, welche die Wände schmückten, seltsam und schauerlich in diesem bangen Schweigen das momentane Klingen der Stutzuhr auf dem Kamin, an dem sie eben vorüberschritten! Der Kaiser sprach kein Wort. Langsam ging er durch die Räume, indem er forschend die Blicke über Decke, Wände und Fußboden gleiten ließ; hier und da vielleicht auch stehen blieb, um einen Gegenstand, der seine Aufmerksamkeit vorzüglich erregt hatte, genauer zu betrachten.

So waren sie durch vier oder fünf Zimmer gegangen, ohne etwas zu entdecken, das auf das Verbrechen, welches hier begangen war, schließen ließ, als sie an eine Thür gelangten, die nur zu deutlich verkündigte, daß man sich dem Orte des Schreckens nahe. Auf der mit Goldleisten eingerahmten weißen Fläche nämlich war eine Hand abgedrückt — die in Blut getauchte Hand eines starken Mannes, der, während er die schwere Last des Erschlagenen durchschleppte, für seinen Arm einen Stützpunkt gesucht hatte. Der Knabe blickte zu seinem kaiserlichen Herrn hinauf. Nicolaus war bleich geworden und murmelte etwas durch die Zähne, das der Knabe nicht verstand. Nach einigem Zögern öffnete er mit einem plötzlichen Entschluß. Sie gingen hinein. Es war das Schlafgemach — und tausend Zeichen bewiesen, daß hier die That geschehen war. Die seidenen Decken des breiten Himmelbettes waren durcheinandergeworfen und mit Blutflecken bedeckt. Blutflecken lagen an den Teppichen des Fußbodens, die hier und da zerrissen waren, als wenn gespornte Stiefel hineingehakt hätten. Eine Gardine des Bettes war halb verbrannt. Sie mochte von dem Pulverblitz eines Pistols angezündet sein, das aus dem Bett abgefeuert war und dessen Kugel, ohne einen der Mörder zu treffen, auf

der entgegengeſetzten Seite in den Trümeau geſchlagen war und das koſtbare venetianiſche Glas zerſchmettert hatte. Das abgefeuerte Piſtol lag noch auf dem Boden; ein anderes hing zu Haupten des Bettes an einem Nagel an der Wand. Der Kaiſer nahm es herab. „Es iſt noch Pulver auf der Pfanne," murmelte er; „die Mörder waren ſchnell; man muß noch ſchneller ſein, wie ſie." Er ſteckte die beiden Piſtolen in die Taſche ſeines Ueberrocks, durchſuchte dann ſorgfältig das ganze Zimmer, beſonders einen Schreibtiſch in der Nähe des Fenſters, aus dem er einige Papiere, die man überſehen haben mochte, nahm und ebenfalls zu ſich ſteckte. Dann gingen ſie den Weg, den ſie gekommen waren, zurück. Der Kaiſer ſchloß wieder ſorgfältig die Eingangsthür ab, befahl dem Knaben noch einmal das tiefſte Schweigen über Alles, was er geſehen und gehört und begab ſich zu ſeinem Gefolge zurück, von dem Niemand ahnte, wo Se. Majeſtät inzwiſchen geweſen waren.

Aehnliche Geſchichten wußte der Fürſt gar manche zu erzählen und ſie verfehlten ihre Wirkung nicht auf das Gemüth des phantaſtiſchen Mädchens. Es war damit, wie mit den Abenteuern, mit denen der kriegeriſche Mohr die Seele des venetianiſchen Patrizierkindes berauſchte. Desdemona mochte vor dem Blut,

das in jenen Erzählungen in Strömen floß, schaudern; aber der Held erschien ihr nur um desto bewundernswerther, und wenn es Helenen aus diesen Palasterinnerungen des russischen Pagen auch oft eisig kalt anwehte, so bestrickte sie doch das Geheimnißvolle und Schauerliche derselben mit einem unwiderstehlichen Zauber. Sie träumte sich in ein Leben hinein, im Vergleich mit welchem das Leben, daß sie jetzt führte, gar kleinlich und kläglich erschien. Sie sah sich als Ehrendame an einem Hofe, wo Schönheit und Geist noch Alles vermögen; sie dachte sich als die Seele großartiger Unternehmungen, als die Vertraute von Generalen und Staatsleuten und dann blickte sie aus ihren Träumereien auf das finstere ruhige Antlitz des riesengewaltigen Mannes, der sie mit seinen sonderbaren Geschichten in diese sonderbaren Phantasien gewiegt hatte und fragte sich, ob sie es wohl wagen würde, an dieser Hand die hohen Regionen zu betreten, wohin sie die heißesten Wünsche ihres stolzen, ehrgeizigen Herzens trugen.

Es mußte dem Fürsten wohl viel daran liegen, dem schönen jungen Mädchen vertraulich näher zu treten, denn er legte ihr gegenüber die kühle Reserve ab, die er gegen alle Andern beobachtete. Er sprach selbst über seine Familienverhältnisse mit großer Offen-

heit. Er ſagte, daß er von ſeinen Eltern eigentlich nur ſeine Mutter kenne, daß er ſeinen Vater nur ſehr ſelten zu ſehen bekomme. Seine Mutter lebe noch in Petersburg, wo ihr Einfluß bei Hofe noch immer ſehr groß ſei, obgleich eine unheilbare Krankheit die einſt bildſchöne lebensluſtige Frau in wenigen Jahren verwüſtet und zur trübſinnigen Schwärmerin gemacht habe. Sein Vater, der Graf Malitzewsky, bringe den größten Theil des Jahres auf Reiſen zu, beſonders in Bädern, da er, trotz ſeiner Jahre und Kränklichkeit, den heiteren Genuß des Lebens noch immer leidenſchaftlich liebe und ſo in den Bädern das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden könne. Er (der Fürſt) ſtehe zu ſeinem Vater eigentlich in gar keinem Verhältniß. Alle Jahre ſchrieben ſie ſich ein oder zweimal bei beſonderen Gelegenheiten kurze Briefe; jetzt habe er den Grafen, als er im Sommer in der Reſidenz dem Könige den Lehnseid leiſtete, zum letzten Male geſehen und er ſei über ſein verfallenes Ausſehen, das der alte Herr vergebens durch die raffinirteſten Toilettenkünſte zu verſtecken ſich bemühe, erſchrocken geweſen. Der Graf und die Gräfin harmonirten, wie das bei ſo verſchiedenen Naturen erklärlich ſei, ſehr wenig mit einander. Der Graf komme alle Jahre einmal nach Petersburg, ſtelle ſich

bei Hofe vor, zeige sich ein over das andre Mal im Palais Petrus und verschwinde dann wieder, um abermals ein Jahr lang aus Homburg, Baden-Baden, Ems u. s. w. „freundliche Grüße" an seine Gemahlin zu senden.

Auch sonst hielt der Fürst mit seinen Ansichten nicht zurück. Er hatte offenbar über Mancherlei, was sonst jungen Leuten seines Standes sehr gleichgültig zu sein pflegt, nachgedacht; aber, da er nichts weniger als ein geistreicher Kopf war, da er Alles nur von dem einen unveränderlichen Standpunkt des Offiziers und Aristokraten betrachtete und beurtheilte, so hatten seine Ansichten und Gedanken alle etwas Steifes, Hölzernes, als ob es eben so viele wohlgedrillte Rekruten gewesen wären.

Von seinem Berufe hatte er eine sehr hohe Meinung.

„Ich halte den Kriegerstand," sagte er, „nicht nur für den edelsten, sondern auch für den nützlichsten; für den edelsten, weil er allein jede Kraft des Mannes wach ruft und erprobt, für den nützlichsten, weil er die Grundbedingung für alle übrigen Stände ist, die ohne ihn gar nicht existiren könnten. Daß der Bauer in Frieden seinen Kohl bauen, der Handwerker ruhig in seiner Werkstatt sitzen, der Künstler

ungestört in seinem Atelier, der Gelehrte in seinem Studirzimmer arbeiten kann, das haben sie dem Krieger zu verdanken, der für sie am Thore schildert, der Nachts für sie die Straßen patrouillirt, lärmende Pöbelschaaren zu Paaren treibt und gegen den Feind, der das Land betritt, in den Kampf zieht. Mit diesem Stande verglichen sind alle andern niedrig und gemein, und daß er der unbestritten höchste und edelste ist, zeigen auch die Herrscher, indem sie sich für gewöhnlich und bei feierlichen Gelegenheiten stets in die Tracht desselben kleiden. Deshalb sollte aber auch nur ein Adliger Offizier werden dürfen. Daß man neuerdings auch angefangen hat, den Bürgerlichen Zutritt zu unsern Reihen zu verstatten, halte ich für einen beklagenswerthen Fehler, der sich früher oder später empfindlich an uns rächen wird."

„Aber glauben Sie denn, daß der Bürgerliche unbedingt zu dem Berufe untauglich ist?" fragte Helene.

„Ohne Zweifel," erwiderte der Fürst mit Nachdruck. „Jagd und Krieg müssen oder müßten wenigstens dem Adel reservirt bleiben, nicht, weil Bürgerliche überhaupt nicht auch eine Büchse abschießen, oder einen Säbel schwingen können, sondern weil sie es nicht in dem rechten Geiste, mit dem rechten Geiste

können. Der bürgerliche Geist ist nun einmal ein spe-
cifisch anderer, als der adlige; es sind das Unter-
schiede, die sich nicht mehr in Worte fassen lassen,
die aber nichtsdestoweniger vorhanden und für jeden
— für mich zum wenigsten — sehr fühlbar sind.
Nehmen Sie, zum Beispiel, den Begriff der Standes-
ehre. Ein Bürgerlicher, der keine Ahnen hat, die den-
selben Degen führten, den er jetzt an der Seite
trägt, — was kann es ihm sein, ob er diesen Degen
vor jedem Flecken rein bewahrt oder nicht? Ich habe
noch keinen bürgerlichen Offizier gekannt, bei dem es
mir nicht mindestens zweifelhaft gewesen wäre, ob er
bei einer thätlichen oder groben wörtlichen Beleidigung
den Beleidiger sofort niederstoßen würde. Nun aber
frage ich Sie, wie kann bei solch' einem Mangel an
dem richtigen point d'honneur überhaupt von krieger-
ischem Sinn und Geist die Rede sein? Aber die
Frage hat auch eine praktische Seite. Der Geist der
Neuerung, des frechen Ungehorsams gegen die von
Gott eingesetzte Ordnung regt sich überall. Dieser
Geist kann nicht, wie man in unserem Staate leider!
leider! angefangen hat, durch Güte und Concessionen,
sondern nur durch eiserne Strenge und durch Gewalt
niedergehalten werden. Des gemeinen Soldaten, der
drei Jahre lang in unserer Zucht und Aufsicht gewesen

iſt, ſind wir ſicher, nicht ebenſo des bürgerlichen Offiziers. Schicken Sie einen Zug unter Anführung eines Lieutenant Schulze oder Müller gegen einen rebelliſchen Pöbelhaufen, und es iſt zehn gegen eins zu wetten, er wird in demſelben irgend einen Bruder oder Vetter Schulze oder Müller entdecken und in Folge deſſen Anſtand nehmen, im rechten Augenblick Feuer! zu commandiren. Nehmen Sie dagegen die Offiziere aus dem Adel und nur aus dem Adel, ſo kann dergleichen gar nicht vorkommen, und Sie können mit einem Bataillon den Aufruhr einer ganzen Stadt wie Grünwald zu Boden ſchmettern."

Gegen die Zugeſtändniſſe, welche der König in dem Frühling deſſelben Jahres durch die Zuſammenberufung des verſammelten Ständetages der liberalen Partei und dem Zeitgeiſt überhaupt gemacht hatte, ſprach ſich der Fürſt wiederholt mit großer Entſchiedenheit aus.

„Ich ſehe nicht ab," ſagte er, „wohin dies Treiben führen ſoll. Wenn der König, wie ich gern glaube, nicht will, daß ſich ein Blatt Papier zwiſchen ihn und ſein Volk ſtelle, nach deſſen Paragraphen er regieren muß, er mag wollen oder nicht, ſo dürfte er auch nicht einmal den Schatten des Conſtitutionalismus heraufbeſchwören. Dem Schatten folgt der Kör-

ver. Ich gestehe, daß ich über die Langmuth des Königs, diesen frechen Schreiern gegenüber, empört bin und daß ich lange Zeit Anstand genommen habe, ob ich einem Monarchen, der so die ersten Pflichten seines gottbegnadeten Amtes verkannte, mit Ehren dienen könne."

Wenn so der Fürst seine russisch absolutistischen Ideen zum Maaßstab der Dinge machte, so geschah es wohl, daß sich in Helenen's von Natur gutem und liebevollem Herzen etwas wie ein mit Grauen gemischter Widerwillen gegen den, der in kaltem Ton so Unmenschliches behauptete, zu regen begann. Aber es ist der Fluch der exclusiven Stellungen, daß sie den hellen Geist umnebeln, das lautere Gefühl verfälschen; daß sie den Menschen verhindern, Mensch zu sein. In die junge bildungsfähige Seele werden kindische, zum Theil frevelhafte Vorurtheile gepflanzt, daß die guten, heilsamen Gedanken nur mühsam dazwischen aufwachsen können; später umhegt man sie rings mit der chinesischen Mauer des Standeshochmuths, daß nicht ein frischer freier Wind von der weiten Gotteswelt draußen hineinwehen kann — darf man sich da wundern, daß eine solche Seele hernach dem „wüsten Garten" gleicht, „der auf in Samen schießt; verworfnes Unkraut erfüllt ihn gänzlich?"

Und wenn Helene auch zu einer andern Zeit vor den furchtbaren Consequenzen der Grundsätze des Fürsten zurückgeschaudert sein würde, so hatte jetzt die Wunde, die ihrem stolzen Herzen Oswald's Verrath geschlagen, sie schwer gereizt, und wie das bei heftigen Geistern zu geschehen pflegt, in das andere Extrem gestürzt. Helene haßte Oswald; sie weinte Thränen des Zorns und der Scham, wenn sie dachte, wie theuer ihr dieser Mensch und wie nah sie der Gefahr gewesen war, ihm zu zeigen, wie lieb sie ihn hatte. An dem Verrath selbst zweifelte sie jetzt nämlich durchaus nicht mehr. Das Benehmen Emilien's war seit einiger Zeit so verändert, daß es auch den Unbefangensten auffiel. Die junge Frau, welche sich früher nur in dem tollsten Strudel der Vergnügungen wohl zu fühlen schien, floh jetzt die Gesellschaft ebenso, als sie dieselbe früher gesucht hatte, und wenn sie es nicht vermeiden konnte, in ihren alten Cirkeln zu erscheinen, hatte sie nur Spott und Hohn für Alles, wofür sie vormals schwärmte. Sie fand die Offiziere alberne, erklärte Tanzen für ein kindisches Vergnügen und einen Ball masqué für den Gipfel aller Lächerlichkeit. Sie behandelte die Damen mit unverhüllter Ironie und die Herren mit souveräner Verachtung, besonders ihren Gemahl, der bei dem Allen offenbar gar nicht

wußte, wie ihm geſchah, und dem nur höchſtens ſoviel nach und nach klar zu werden ſchien, daß unter den vielen dummen Streichen, die Arthur von Cloten Zeit ſeines Lebens begangen hatte, der, eine raffinirte Kokette, wie die „himmliſche Emilie von Breeſen“ zu ſeinem ehelichen Gemahl gemacht zu haben, jedenfalls der dümmſte war. — Die Meiſten lachten und ſagten: es iſt eine Laune von der kleinen Frau; ſie wird ſchon wieder zur Vernunft kommen; Andere, die weniger harmlos waren, meinten: dahinter ſteckt mehr. Wenn eine junge Frau die ganze Welt (ihren Gemahl nicht ausgeſchloſſen) en canaille behandelt, ſo thut ſie es ſicher einem Mann zu Liebe, der für ſie die ganze Welt iſt. Wer dieſer Glückliche ſein mochte, darüber zerbrach man ſich vergebens die Köpfe. Die Einen riethen auf den jungen Grafen Grieben, der ihr früher ſtark den Hof gemacht hatte, die Andern auf Herrn von Sylow, wieder Andere ſogar auf den Fürſten Waldernberg — und nur Helene Gremin wußte, daß Alle ſich irrten und daß der Gegenſtand von Emilien's Liebe nicht in den ariſtokratiſchen Kreiſen des Grünwalder Faubourg St. Germain zu finden war.

Hätte Anna Marie gewußt, welch trefflichen Bundesgenoſſen ſie in dieſem Augenblick für die Ausfüh-

rung ihres großen Planes an Oswald Stein hatte, sie würde diesem „so überaus abscheulichen und gefährlichen jungen Mann" vielleicht weniger gram gewesen sein. Jedenfalls schien sich das Verhältniß zwischen dem Fürsten und Helene ganz nach Ihrem Wunsche gestalten zu wollen. Sie hielt es wenigstens für ein gutes Zeichen, daß Helene nicht darauf drang, die Unterhaltungen in dem kleinen Salon neben dem Spielzimmer durch Hinzubitten anderer junger Leute zu beleben und als sie (Anna Marie) kürzlich die Bemerkung wagte: „das wäre ein Schwiegersohn nach meinem Sinn," nicht die schönen Brauen verächtlich zusammenzog, sondern die dunklen Wimpern auf die erröthenden Wangen senkte.

Zwölftes Kapitel.

„Dasselbe wollen und dasselbe nicht wollen, das allein ist wahre Freundschaft.“ Wenn dieses Wort des alten Schriftstellers noch heute seine Geltung hat, so sah es mit der Freundschaft zwischen Oswald Stein und Albert Timm bedenklich aus. Im Grunde wollten sie in keinem Augenblick dasselbe, obgleich äußerlich ihre Handlungsweise oft genau dieselbe zu sein schien. Wer sie z. B. des Nachts in dem Rathskeller von Grünwald hinter der Flasche sitzen sah — Beide voller Scherz und Witz und lustiger Geschichten — hätte wohl glauben müssen, daß dies zwei junge Männer seien, welche genau nach dem Motto der illustren Gesellschaft „die Ratte,“ zu welcher sie Beide zu gehören die Ehre hatten, lebten und sich so gleichsam ex officio „des Lebens freuten.“ Und doch traf dies nur für Albert Timm zu, der sich diesen ersten und einzigen Glaubensartikel der geheimen Brüderschaft und dessen humoristisches Was ist das: Lebe wie

du, wenn du ſtirbſt, wünſche wohl und ſo weiter, in der That zu den Maximen ſeines Daſeins gemacht hatte. Bei Oswald dagegen war dieſer Humor, wie es jeder geſunde Humor ſein müßte, nicht ſich ſelbſt Zweck, ſondern nur das Mittel zu dem Zweck, die ihn unabläſſig quälende Sehnſucht nach einem edleren Leben zu betäuben. Womit das Gefäß einmal gefüllt war, davon behält es noch lange den Duft, und der Geiſt, welcher ſich einmal in dem Aether idealer Gedanken gebadet hat, kann wohl aus ſeiner hohen Region tief, ſehr tief herabſinken, aber niemals die Erinnerung an die reine Sphäre verlieren, in welcher zu verweilen ihm einſt vergönnt war. So war es mit Oswald. In das wilde Allegro ſeines jetzigen wüſten Lebens tönte wie Aeolsharfenklänge die Erinnerung an Alles, „was ſein einſt war;“ an ſeine ſchwärmeriſche Jugendzeit, wo roſige Wölkchen den Horizont umſäumten, hinter dem die geheimniß- und wundervolle Zukunft lag; an die ſeligen Tage von Grenwich, wo ſich für ihn die alte Sage vom Paradieſe wiederholen zu wollen ſchien; an ſeine Freundſchaften mit großen, zum mindeſten guten Menſchen: mit Berger, Oldenburg, Franz, Pempelein . . . wohin, wohin das Alles? Die Jugend verſunken für immer und mit ihr all die holden roſigen Träume der Jugend; aus dem Paradieſe nichts geblie-

ben, als der bittere Geschmack der Frucht von dem Baume der Erkenntniß, daß Wankelmuth der Seele und treue Liebe nimmer Hand in Hand gehen können; und seine Freunde? . . . Von Berger hatte er am Thor des Irrenhauses wohl auf ewig Abschied genommen; in Oldenburg haßte er jetzt seinen Nebenbuhler und den reichen Aristokraten, den Sohn des Glücks, der sich leicht hinwegschwingt über die Hindernisse, an denen Andere ihre Kraft ausgeben; — gegen Franz, der sich seiner in einer der verwickeltsten Lagen seines Lebens so brüderlich angenommen, hatte er sich der gröbsten Undankbarkeit schuldig gemacht, die er vergebens durch die Unmöglichkeit, mit dem in sich gefesteten, sich streng begrenzenden, leidenschaftlosen Mann bei seiner ganz entgegengesetzten Natur auf die Dauer Freundschaft zu halten, zu rechtfertigen suchte; — und von Bemperlein, dem guten, harmlosen, ehrlichen Menschen, der ihm eine so enthusiastische Freundschaft entgegen getragen hatte, trennte ihn das quälende Bewußtsein, ihn in seiner geliebten Herrin tödtlich beleidigt zu haben, so daß, wenn er ihm auf der Straße begegnete, er in peinlicher Verlegenheit nach der anderen Seite blickte. . . .

Und was hatte er für so viel verlornes Glück eingetauscht? . . . Die allerdings seltenen Augenblicke

wo Oswald nicht umhin konnte, über seine Situation ernstlich nachzudenken, waren unerfreulich genug. Seine Stellung an der Schule war jetzt nach kaum drei Monaten so gut wie unhaltbar. Director Clemens' ganze Humanität reichte nicht mehr hin, alle die großen und kleinen Sünden, welcher sich Oswald in seinen dienstlichen Beziehungen schuldig machte, mit dem Mantel der Liebe zuzudecken, und Frau Director Clemens erklärte mit Anspielung auf eben denselben unglücklichen jungen Mann vor versammelten dramatischen Kränzianern, „daß sie eine Schlange an ihrem Busen genährt." Und wohl hatte die würdige Dame Grund zu einer so furchtbaren Anklage. Sie war Oswald mit der ganzen dreifachen Freundschaft einer Mutter zweier heiratslustiger Töchter, einer Gymnasialdirectorengattin und einer Vorsteherin eines dramatischen Kränzchens entgegengekommen und sie war in dieser dreifachen Eigenschaft auf das schwerste gekränkt worden. Oswald hatte die schüchterne Neigung, so in den Herzen Fredegunden's und Thusnelden's für ihn entkeimt war, nicht nur nicht erwidert, sondern diese Opfer seiner Laune in einer Gesellschaft (o! man hatte Alles ganz genau erfahren!) Gänse genannt, denen zur Vollkommenheit nur die Federn fehlten! Er hatte die Directorin, die Gemalin seines Chefs,

mit einer alten Truthenne verglichen, die vor lauter Hochmuth über die ausgebrüteten Gänschen nicht weiß, wo ihr der leere Kopf steht, und schließlich hatte er das dramatische Kränzchen nicht nur zu besuchen aufgehört, nachdem er dreimal unter überreichem Beifall gelesen, sondern er war — so zu sagen mit klingendem Spiel — ins feindliche Lager übergegangen und wirkliches Mitglied des lyrischen Kränzchens geworden, das unter Frau Professor Jäger's specieller Oberleitung schnell zu einem Glanz herangewachsen war, der das seit zehn Jahren bestehende Kränzchen der Dramatiker bereits vollständig verdunkelte. Gewiß, wenn Oswald auch nur das Bewußtsein dieser Greuelthat auf dem Gewissen hatte, so wäre die Wolke düsteren Unmuths, die beständig über seinen Augenbrauen hing, nur zu erklärlich gewesen.

Aber Oswald hatte noch mehr zu verantworten, als diese Treulosigkeit. Sein Verhältniß mit der jungen Frau von Cloten, in das er sich aus Caprice halb und halb aus wirklicher Neigung so Hals über Kopf gestürzt hatte, fing an, auf seiner Seele mit bleiernem Gewicht zu lasten. Ein heimliches Verhältniß ist unter allen Umständen eine mißliche Sache; doppelt und dreifach mißlich aber, wenn das Verhältniß ein nach moralischen und juridischen Begriffen

unerlaubtes, mithin für die Betheiligten doppeltes Geheimniß Pflicht ist und dennoch die leidenschaftlich unbesonnene Natur des Einen oder des Andern jeden Augenblick das Geheimniß zu verrathen droht. Und so war es in diesem Fall. Emilie hielt sich kaum Oswald's Liebe versichert, als sie der ganzen Welt den Handschuh hinwerfen zu dürfen glaubte. „Dich zu lieben, von Dir geliebt zu werden, ist mein einziger Wunsch und Wille — alles Andere ist mir gleichgültig;" so sagte sie und darnach handelte sie. Sollte sie jetzt, wo ihr Herz zum ersten Male wußte, was es wollte, ihre ausschweifenden Wünsche zügeln? Und sie liebte Oswald mit der ganzen Gluth eines überaus zärtlichen, liebeglühenden Herzens, und mit der ganzen Rücksichtslosigkeit einer Frau, welche die Welt stets nur als einen Spielball ihrer souveränen Willkür betrachtet hat. Vergebens, daß Oswald sie an die Pflichten seiner Stellung, an die äußere Beschränktheit seiner ganzen Lage erinnerte. „Ich begreife nicht, wie Du zwischen der Langeweile, Deine Buben zu unterrichten und dem Vergnügen, das wir Einer in des Andern Gesellsch[illegible] haben, noch wählen kannst; laß doch die alte dumme Schule Schule sein und lebe für mich." „Aber, liebes Kind, ich lebe jetzt schon beinahe nur für Dich und wenn das noch eine

Zeit ſo fortgeht, wird mein Director nicht nur nichts dagegen haben, ſondern ſelbſt den Wunſch ausſprechen, daß ich ausſchließlich für Dich lebe.“ „O, das wäre zu herrlich,“ rief Emilie, in die Hände klatſchend; „dann führen wir meinen Lieblingswunſch aus und gehen nach Paris, wo uns nicht ſo viele alberne Menſchen auf Tritt und Schritt belauern.“ Oswald zuckte die Achſeln. „Und wovon leben in Paris?“ Emilie machte ein langes Geſicht; im nächſten Moment aber lachte ſie ſchon wieder und rief: „das findet ſich, wenn wir nur erſt fort wären.“

Das Verlangen, aus Grünwald, wo in der That ihr Verhältniß jeden Augenblick der Gefahr einer für Beide ſchimpflichen, vielleicht gefährlichen Entdeckung ausgeſetzt war, wegzukommen, war in der letzten Zeit bei Emilie zu einer fixen Idee geworden auf die ſie bei jeder Gelegenheit zurückkam. Sie wollte Oswald's Liebe in vollen Zügen ungeſtört genießen und ſich nicht jede halbe Stunde verſtohlenen Zuſammenſeins durch tagelange Sorge und Angſt gewinnen. Bis jetzt hatten ſie ihre Rendezvous entweder in Primula's Boudoir oder drüben in Fährdorf bei Emilien's alter Amme, der Frau Lemberg, gehabt, wohin jetzt, da die Meerenge zwiſchen der Inſel und dem Feſtlande mit dickem Eis bedeckt war, die Ueberfahrt keine

Schwierigkeit hatte. Primula war in das Verhältniß eingeweiht, nachdem Emilien's Unbedachtheit eine lächerliche Entdeckungsscene herbeigeführt hatte, und es war charakteristisch für die Dichterin der Kornblumen, daß sie, nachdem ihre erste eifersüchtige Regung glücklich vorüber war, diesen „Liebesbund" ausnehmend romantisch, die Liebenden in ihrer Hülflosigkeit, gegenüber einer „kalten, liebleſen Welt," höchst bejammernswerth und sich selbst als Beschützerin so „heroischer Leidenschaft" vollkommen bewunderungswürdig fand. Sie faselte sich immer tiefer in diese schöne Rolle hinein und die Abonnenten der „Zeitlosen," in deren „Album" Primula Veris ihre unsterblichen Gedichte schrieb, bekamen jetzt von nichts weiter als von „lichtscheu krummen Liebesfaden, geheimer Liebe still verschwiegenem Thun und vor allem von „des treuen Bundes keuscher Wächterin" zu lesen, unter welcher letzteren Bezeichnung man, wie es in einem der folgenden Strophen ausdrücklich hieß, nicht etwa an „den Mond, den kalten Gesellen" zu denken hatte.

Auch Primula war durchaus für Emilien's Plan: „Flieht, meine Freunde," sagte sie, „flieht unter einen milderen Himmel als diesen rauhen kimmerischen, der nur über wilden Cyklopen und fischfressenden Ichthyophagen graut. In Schnee und Eis will selbst

die blaue Cyane nicht gedeihen, geschweige denn der wilden Liebe rothe Rose."

Oswald war nicht so blind, daß er das Wahnsinnige dieses Projectes nicht hätte einsehen sollen, aber einerseits sagte ihm auch wieder das Abenteuerliche desselben zu, andrerseits lockte ihn der Gedanke, sich aus all diesem Wirrsal mit einem kühnen Schritte befreien zu können, gleichviel, wohin der Schritt führte; und schließlich war bei ihm aus der frivolen Koketterie mit der reizenden Emilie eine Leidenschaft geworden, die, wenn sie nicht sein Herz erwärmte, zum mindesten seine Phantasie entflammte und gegen die er sich um so weniger wehrte, als er in ihr eine Art von Entschuldigung für seinen sonstigen Wankelmuth fand. Er fing an, den Fluchtplan in ernstliche Ueberlegung zu ziehen, umsomehr, als der Rest seines kleinen Vermögens, wie es bei der Lebensweise, die er jetzt führte, wohl nicht anders sein konnte, sehr rasch zusammenschmolz, und mithin, was einmal geschehen sollte, bald geschehen mußte.

Oswald hätte in dieser Bedrängniß gern den Rath seines Freundes Albert vernommen; aber er wagte jetzt nicht mehr über Emilie mit ihm zu sprechen. Im Anfang freilich hatte er sich über seinen neuesten Roman in jener frivolen Manier ausgelassen, die durch den

dünnen Schleier ſcheinbarer Discretion die nackte Wahrheit nur zu deutlich durchſchimmern läßt und der kluge Albert gehörte zu den Menſchen, die nur mit halbem Ohre zu hören brauchen, um ſich in der verwickeltſten Sache zu orientiren. Er hatte, ohne Oswald durch neugierige Fragen läſtig zu fallen, in Kurzem ſo ziemlich Alles, was er zu wiſſen wünſchte, herausgebracht. Er wußte, das Oswald bei der Jägerin und drüben in Fährdorf heimliche Zuſammenkünfte mit der jungen leichtſinnigen Frau hatte, und er ließ ſich auch dadurch nicht irre machen, daß Oswald über Emilie plötzlich zu ſprechen aufhörte, indem er ſich an den Erfahrungsſatz hielt: Wenn Leute über ein Verhältniß, über welches ſie früher ſich unbefangen ausließen, ſtille werden, ſo iſt Zehn gegen Eins zu wetten, nicht, daß beſagtes Verhältniß nicht mehr beſteht, ſondern, im Gegentheil, in ein Stadium getreten iſt, wo Schweigen Pflicht wird.

So weit hatte es nun freilich nach Timm's Wunſch nicht kommen ſollen. Timm hatte nichts dagegen, daß Oswald ſeinen Geſchmack am ariſtokratiſchen Leben durch eine Liebelei mit der vornehmen Dame auffriſchte, und ſich ſo noch mehr von der Nothwendigkeit ein Vermögen zu beſitzen, überzeugte, aber es paßte ihm gar nicht, daß aus dieſer Liebelei eine Liebſchaft

in bester Form wurde, von der sich gar nicht berechnen ließ, was noch Alles daraus entstehen konnte, und die vor Allem Oswald's romantischer Liebe zu Helenen verderblich zu werden drohte. Und doch hatte auf diese Liebe Timm eigentlich seinen ganzen Plan gebaut. Wenn Oswald nichts bewegen könnte, sich in den Erbschaftsstreit mit der Familie Grenwitz einzulassen, so sollte die Hoffnung, auf diese Weise Helene zu erobern, den Ausschlag geben. So durfte denn Oswald nicht für Helenen, aber auch umgekehrt, Helene nicht für Oswald verloren gehen. Und auch dieser letztere Fall war neuerdings möglich geworden. Albert, der die Augen überall hatte, war es nicht entgangen, daß Fürst Waldernberg tagtäglich zu Grenwitzens kam; und auch sonst hatte er mehre verdächtige Zeichen eines im besten Fortgang begriffenen Verhältnisses zwischen dem Fürsten und Helene entdeckt; so z. B. bei einem Gärtner verschiedene herrliche Bouquets, die vom Fürsten bestellt waren und „heute Abend in's Hôtel Grenwitz geschickt werden sollten." Außerdem hatte er, seitdem der Schnee lag und die jeunesse dorée von Grünwald Schlittenpartien nach allen möglichen Richtungen der Windrose arrangirte, Helene wiederholt an der Seite des Fürsten in einem prachtvollen Schlitten gesehen, dessen kostbare Decken und

in ruſſiſcher Weiſe neben einander angeſchirrte drei Pferde ihn als das Eigenthum Sr. Durchlaucht bezeichneten. Er hatte Oswald auf einen ſo gefährlichen Nebenbuhler aufmerkſam gemacht, aber zur Antwort erhalten: „Ich weiß Alles. Es iſt mir aber ſehr gleichgültig.“ Das war nun offenbar leere Prahlerei, denn er gerieth jedesmal in Aufregung, ſobald auf Helene die Rede kam; indeſſen dieſe Lage der Dinge mißfiel Albert durchaus und er ging mit ſich zu Rathe, wie er, nach ſeinem eigenen ebenſo eleganten als bezeichnenden Ausdruck: „Die Karre in ein anderes Geleis bringen könne.“

Im Hôtel Grenwitz hatte ſich Albert ſeit längerer Zeit nicht ſehen laſſen. Seine zweihundert Thaler pro Monat November hatte ihm Felix, der die Summe von ſeinem Reiſegelde nahm, pränumerando bei ſeiner Abreiſe zugeſchickt; mit dem Erſuchen, ſich für die Zukunft „in allen geſchäftlichen Angelegenheiten“ direct an ſeine Tante, die Frau Baronin, wenden zu wollen. Albert hatte von dieſer Erlaubniß bis jetzt noch keinen Gebrauch gemacht, da es ſelbſt für ihn ſchwer hielt, in dem beſcheidenen Grünwald zweihundert Thaler in einem Monat durchzubringen und er überdies gerade in der letzten Zeit viel Glück im Pharao gehabt hatte. Indeſſen nahm er ſich vor, dieſen Beſuch baldmöglichſt

zu machen und bei der Gelegenheit die Situation genauer zu studiren.

Gerade in diesen Tagen geschah es, daß Albert eines Abends, als er eben ausgehen wollte, durch die Stadtpost einen Brief erhielt, dessen Lectüre ihn so verstimmte, daß er seine ursprüngliche Absicht, in den Rathskeller zu gehen, wo heute „die Ratte" eine außerordentliche Sitzung hielt, vorläufig aufgab und statt dessen einen Besuch bei seinem Wirth, dem Küster Tobias Gutherz machte, jenem braven Mann, der mit dem Geruch seines heiligen Lebenswandels das ganze alte Quartier enger winkliger Straßen um die alte Brigittenkirche erfüllte.

Herr Tobias Gutherz war Junggeselle, weil er zu häßlich war, eine Frau zu bekommen, wie er selbst sagte; weil sein gottgeweihter Sinn einen so weltlichen Gedanken nicht aufkommen ließ, wie die Leute behaupteten. Aber Beides konnte wol der Grund nicht sein, denn Herr Tobias war weder häßlich, sondern ein ganz stattlicher Mann in der Mitte der Vierziger, dem eine hohe, an den Schläfen kahle Stirn ein sehr ehrwürdiges Ansehen gab; noch war Herr Tobias gottesfürchtig, oder seine Gottesfurcht hätte darin bestehen müssen, daß er des Sonntags Jahr aus Jahr ein in schwarzem glänzenden Frack, dito

Inexpreſſiblen, und hinten am Rockkragen feſtgeſtecktem ſchwarzem Talar (der Amtstracht der Küſter in jener Gegend) mit ſcheinheiliger Miene durch ſeine Kirche ſchritt und den „andächtigen Zuhörern" den Klingelbeutel unter die Naſen ſchob. Daß Herr Tobias böſen Geiſtes Kind war, wußten allerdings nur ſehr wenige Menſchen in Grünwald, wo ſich der wackre Mann ſeit einigen zwanzig Jahren aufhielt; vielleicht nur Einer und dieſer Eine war der Bewohner der beiden Zimmer in der Beletage ſeiner Amtswohnung: Herr Geometer Albert Timm.

Niemand iſt ein ſo vollkommener Heuchler und Lügner, daß er nicht das Bedürfniß hätte, gegen Irgendwen einmal ſeine wahre Herzensmeinung auszuſprechen, und ſo hatte denn auch Herr Tobias in einer Stunde, wo der Geiſt des von ihm heißgeliebten Grogs ſtärker war, als der Geiſt der Lüge, die Maske fallen laſſen und Herrn Timm „dem famoſen Kerl" ſein wahres Geſicht gezeigt. Herr Tobias Gutherz und Herr Albert Timm hatten ſich in dieſer Stunde Du genannt und eine Freundſchaft geſchloſſen, deren Feſtigkeit und Dauer durch eine auffallende Gleichheit der Neigungen für Weiber, Wein und Würfel und die Gemeinſchaft verſchiedener zarter Geheimniſſe garantirt wurde . . .

Albert Timm trat mit dem Hut auf dem Kopfe

zu ſeinem Wirth und Freunde in das Stübchen hinter dem Sprechzimmer und fand den vortrefflichen Mann bei der angenehmen Beſchäftigung, ſich ein Glas ſeines Lieblingsgetränks zu präpariren.

„Kannſt mir auch eins zurecht machen;“ ſagte Albert, ſeinen Hut auf einen Stuhl ſchleudernd und ſich ſelbſt in die Ecke des vortrefflich gepolſterten Sophas werfend.

„Wie gewöhnlich, Albertchen?“ fragte der gefällige Wirth, ein zweites Glas nebſt Theelöffel aus dem Wandſchrank nehmend und neben dem dampfenden Waſſerkeſſel auf den Tiſch ſtellend.

„Eher ein bischen mehr als weniger;“ war die myſteriöſe Antwort.

Während Herr Tobias nach dieſem Recept den heißen Trank zurechtbraute, ſtarrte Albert ſchweigend auf ſeine Stiefelſpitzen.

„Du biſt heute nicht bei guter Laune, Albertchen,“ ſagte Tobias, von ſeiner Beſchäftigung aufblickend.

„Müßte lügen, wenn ich das Gegentheil behaupten wollte.“

„Was giebt's? Hat die kleine Louiſe Dir's angethan?“

„Der Teufel ſoll die kleine Louiſe holen.“

„Oder iſt Dir ein Wechſelchen präſentirt, an das Du nicht mehr gedacht hatteſt?“

„So etwas der Art.“

„Na, was iſt's denn?“ fragte Tobias, den für Albert bereiteten Grog umrührend und das Glas vor ihn auf den Tiſch ſetzend. „Hier nimm einen Schluck, und dann heraus mit der Sprache!“

Albert nahm das Glas, koſtete, ob es weder zu heiß noch zu kalt, weder zu ſüß noch zu herb, weder zu ſtark noch zu ſchwach war, und als er ſich überzeugt, daß in allen Punkten das rechte Maß getroffen, leerte er es auf einen Zug bis über die Hälfte.

„Haſt heut Abend ein gutes Gefälle,“ ſagte Tobias gemüthlich. „Na, ſchieß los!“

„Du erinnerſt Dich, daß ich in Grenwitz während des Sommers ein Techtelmechtel mit der kleinen ſchwarzäugigen Hexe von Franzöſin anfing,“ ſagte Timm.

„Ha, ha!“ ſagte Tobias mit ſchlauem Lächeln; „weiß ſchon, um was es ſich handelt.“

„Nichts weißt Du; das Ding war in einer Hinſicht ſo ſcheu, wie eine wilde Ente. In anderer Hinſicht war ſie freilich auch wieder dumm genug, wie Du ſchon daraus ſehen kannſt, daß ſie mir, als ich in ſolcher Penur war, und Du, Filz, mir die lumpigen paar hundert Thaler partout nicht borgen wollteſt.“ —

„Ich hatte damals keinen rothen Dreier in meinem

Vermögen, Albertchen, keinen rothen Dreier;" betheuerte Tobias, die Hand auf's Herz legend.

„Lüg' Du und der Teufel!"

„Danke! was wollteſt Du ſagen?"

„Nun, daß mir die Kleine damals Dreihundert geborgt hat, die ſie in der Sparkaſſe hatte."

„Das war edel von ihr."

„Ja, aber jetzt will ſie ſie wieder haben."

„Haſt Du ihr einen Wechſel ausgeſtellt?"

„Nein."

„So ſag', Du haſt nichts bekommen, abgemacht Sela!"

„Das geht nicht ſo leicht. Sie hat mächtige Freunde, mit denen ich es nicht gern verderben möchte."

„Wie ſo?"

„Ich ſagte Dir doch, daß Marguerite ſeit einiger Zeit nicht mehr bei Grenwitzen's iſt?"

„Nein, kein Wort. Wo denn?"

„Beim Geheimrath Nobran."

„Wie kommt ſie dahin?"

„Ich glaube, durch das Kameel, den Candidaten Bemperlein, dieſen Duckmäuſer, der, wie ich höre, jetzt des Geheimraths rechte Hand, und wie Andere ſagen, mit meiner Pouſſage verlobt iſt."

„Wohl bekomm's," meinte Tobias. „Aber wer hat Dich denn nun eigentlich getreten?"

„Der alte Geheimrath selbst. Hier —", bei diesen Worten zog Albert den Brief, den er vor einer halben Stunde erhalten hatte, aus der Tasche; „schreibt der alte Sünder: Geehrter Herr! Wie mir Fräulein Marguerite Martin, die mir jetzt die Ehre erweist u. s. w. u. s. w. Da die Beziehungen, welche früher zwischen Ihnen und der jungen Dame bestanden, gänzlich und für immer — Sie wissen am besten weshalb — abgebrochen sind, so werden Sie es selbstverständlich finden, daß Sie als Mann von Ehre, ein Capital, das Ihnen unter so ganz anderen Voraussetzungen zur Disposition gestellt wurde, keinen Augenblick länger behalten können. Schließlich noch die Bemerkung, daß die junge Dame selbst aus einer leicht erklärlichen Scheu die ganze Sache wahrscheinlich auf sich hätte beruhen lassen, wenn ich nicht, zufällig von der Baronin Grenwitz hörend, daß Fräulein Martin während der Zeit ihres Aufenthaltes in jener Familie sich ein kleines Vermögen gespart habe, in die junge Dame gedrungen wäre und so den Sachverhalt erfahren hätte; u. s. w. u. s. w. Nun, was meinst Du dazu?" fragte Albert, den zerknitterten Brief wieder in die Tasche steckend.

„Die Sache liegt allerdings ſchlimm," erwiderte Ehren Tobias, ſich den ergrauenden Kopf kratzend. „Der Geheimrath gilt ſo viel in der Stadt, beſonders jetzt, wo er, der Teufel mag wiſſen wie? ſeine Schulden bezahlt hat, daß Du nicht gegen ihn aufkommſt; ich fürchte, Du wirſt bezahlen müſſen."

„Ich fürchte es auch," ſagte Albert. „Die verdammte Plaudertaſche, die Baronin! Es iſt bloße Rache von ihr; aber ſie ſoll's mir büßen. Ich will die Daumſchrauben anziehen, daß" —

Albert ſchwieg und goß den Reſt aus ſeinem Glaſe in die Kehle.

„Höre, Albertchen", ſagte Tobias; „in welchem Verhältniß ſtehſt Du eigentlich zur Baronin? Ich hoffe, Albertchen, mein Junge, daß Du zu dem vielen Gelde, welches Du in letzter Zeit — ich kann wohl ſagen, ſehr gegen Deine Gewohnheit — haſt blicken laſſen, auf anſtändige Weiſe gekommen biſt?"

„Wie meinſt Du das?"

„Nun, die Baronin iſt noch immer ſo übel nicht, und —"

„Du biſt verrückt. Die alte Schachtel! Das fehlte noch grade."

„So ſage, wie kommſt Du zu dem Gelde?"

„Erſt ſage mir, was es für eine Bewandtniß hat

mit dem Verhältniß zwiſchen Dir und den Grenwitzen's, auf das Du ſchon ein paar mal geheimnißvoll hingedeutet haſt."

„Willſt Du mir dann ſagen, wie Du zu dem Gelde kommſt?"

„Ja."

„Gut! ſo wollen wir uns erſt Jeder noch ein Glas zurecht machen und dann an's Erzählen gehen; aber reinen Mund gehalten, Albertchen, reinen Mund gehalten!"

„Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus," meinte Albert.

Herr Tobias nickte ſchmunzelnd mit dem ehrwürdigen Haupte, miſchte mit kunſtgerechter Hand den Grog, knöpfte ſeine ſchwarze Weſte auf, lehnte ſich in den Stuhl zurück und ſprach:

„Ich war nicht immer in Grünwald und nicht immer Küſter an St. Brigitten."

„Weiß! die Reſidenz hat die unbeſtrittene Ehre, Dich den ihren zu nennen, und weſſen Küſter Du geweſen biſt, ehe Du Küſter an St. Brigitten wurdeſt, wird der Teufel wohl am Beſten wiſſen."

Tobias Gutherz ſchien dies für ein großes Compliment zu nehmen. Er lächelte vergnügt in ſich hinein und ſchlürfte behaglich ſeinen Grog.

„Nicht ſo grob, Albertchen", ſagte er, „ſonſt erzähle ich nicht weiter. Mein Vater war Bedienter, und ich wurde von der zarteſten Jugend auf zu demſelben Berufe beſtimmt. Wie groß mein Talent in dieſer Beziehung war, magſt Du daraus entnehmen, daß ich, als ich kaum zwanzig Sommer zählte, mindeſtens ſchon ein Dutzen Herren gehabt hatte. Um dieſe Zeit kam mir der Gedanke, endlich einmal mein eigener Herr zu ſein und da ich mir während meiner Dienſtzeit ein nicht unerkleckliches Sümmchen geſpart hatte" — hier lächelte Ehren-Tobias mit dem linken Auge und dem linken Winkel ſeines Mundes — „beſaß ich Capital genug, um eine kleine Wirthſchaft anzufangen."

„Mag auch 'ne ſchöne Wirthſchaft geweſen ſein," meinte Albert.

„Allerdings!" ſagte Tobias, indem er noch ein Stück Zucker in ſeinen Grog that; „zum mindeſten war in meiner Wirthſchaft das ſchöne Geſchlecht ſehr zahlreich vertreten. Da ich das Princip hatte, nur weibliche Bedienung in meinem Local zu haben und das Café Gutberz immer ſtark frequentirt wurde, ſo hatte ich faſt ſechs bis acht junge Damen, welche die Honneurs machten, bei mir."

Albert Timm ſchien dieſe ſtatiſtiſche Notiz ſehr großes Vergnügen zu bereiten. Er lehnte ſich in

ſeine Ecke zurück und brach in ein ſchallendes Gelächter aus, während Ehren-Tobias wiederum nur lächelte — diesmal zu Abwechſelung mit dem rechten Auge und dem rechten Mundwinkel.

„St! ſt! Albertchen," ſagte er, „die Leute hören es auf der Straße. Wie kann ein kluger Jüngling, wie Du, ſo unvorſichtig laut lachen; ich habe mein ganzes Leben lang immer nur gelächelt und habe mich dabei ſehr gut geſtanden. Doch das bei Seite. — Die jungen Mädchen waren natürlich immer hübſch, ja ich kann wohl ſagen, daß ich von allen meinen Collegen ſtets die hübſcheſten hatte. Dies verdanke ich aber, ehrlich geſtanden, weniger mir ſelbſt, als dem Scharfblick und dem Geſchmack einer Dame, mit welcher ich früher, als ich mal mit ihr bei einer Herrſchaft zuſammen diente, ein zärtliches Verhältniß gehabt hatte, und jetzt noch immer in freundſchaftlichem und geſchäftlichem Verkehr ſtand. Dieſe Dame, mit Namen Roſa Pape, war in ihrer Art ein merkwürdiges Frauenzimmer mit einem wunderbaren Genie für ihr Geſchäft."

„Ich kann mir ſchon denken, was das für eine Art Geſchäft war," meinte Albert.

„Nichts kannſt Du Dir denken, junger Menſch," erwiderte Tobias. „Frau Roſa Pape war eine vor-

treffliche Frau, deren Gesellschaft von den anständigsten Damen nicht blos gesucht, sondern auch obendrein mit schwerem Gelde bezahlt wurde und deren Nachtklingel die ganze, sehr stark bevölkerte Straße, in welcher sie wohnte, kannte. Aber Rosa Pape interessirte sich nicht blos für junge Frauen, sondern auch ganz consequenterweise für diejenigen, welche es noch einmal werden konnten, und so hatte sie denn unter den hübschen Stubenmädchen und Nätherinnen eine nicht minder ausgebreitete Kundschaft, als unter den Regierungsräthinnen und Kaufmannsfrauen.

„In Folge dessen war Niemand besser als sie im Stande, die Bekanntschaft solcher jungen Personen mit jungen Cavalieren, die sich nach einer temporären Lebensgefährtin sehnten, zu vermitteln, und da sie sich immer sehr anständig für ihre Hülfleistungen bezahlen ließ, so war ihr Publikum das nobelste, das sich denken läßt: lauter Herren von, Barone, Grafen, ja selbst Prinzen von Geblüt wandten sich vorkommenden Falls an die verwittwete Frau Rosa Pape.

Eines schönen Tages nun kam Frau Rosa zu mir und theilte mir mit, daß ein steinreicher Baron ihrer Bekanntschaft sich sterblich in ein hübsches Kind verliebt und sie (Rosa) beauftragt habe, ihm selbiges, koste es was es wolle, zu schaffen. Sie habe auch schon

mit dem Baron einen herrlichen Plan entworfen, zu deſſen Ausführung aber noch ein „Kammerdiener" nöthig ſei. Es ſei Geld, viel Geld bei der Affaire zu verdienen; ob ich Luſt habe, mit von der Partie zu ſein.

„Nun hatte ich gerade in der letzten Zeit einige unangenehme Auseinanderſetzungen mit der Polizei gehabt, die leicht zu noch unangenehmeren Folgen führen konnten; und ich ergriff daher mit Freuden die Gelegenheit, mich in ſo anſtändiger Geſellſchaft eine Zeit lang aus der Reſidenz zu entfernen. Vierundzwanzig Stunden ſpäter war ich mit der jungen Dame, um die es ſich handelte, in dem Wagen meines neuen Herrn auf dem Wege nach — nun rathe einmal, Albertchen?"

„Das mag der Kukuk wiſſen; aber du wollteſt mir nicht Deine ganze intereſſante Lebensgeſchichte erzählen, ſondern ſagen, wie Du nach Grenwitz gekommen biſt," ſagte Albert, der, mit ſeinen Angelegenheiten beſchäftigt, nur halb hingehört hatte.

„Du hörſt ja, daß ich ſchon auf dem Wege dahin bin," ſagte Tobias, Albert über den Rand ſeines Glaſes mit dem linken Auge anzwinkernd, „denn mein neuer Herr war der Baron von Grenwitz und das Ziel unſerer Reiſe Schloß Grenwitz, wo du in dieſem Sommer geweſen biſt."

Ein Indianer, der in dem Grase der Prärie die Spur des Feindes entdeckt, den er verfolgt, kann nicht alle Sinne schärfer anspannen, als es Albert that, sobald er diese letzten Worte vernommen, die ihn in Ehren-Tobias eben jenen Kammerdiener erkennen ließen, der in der Erzählung der Mutter Clausen eine so zweideutige Rolle gespielt hatte. Aber — und das war wieder ein Beweis seiner Indianernatur — er verrieth mit keiner Miene, keinem Worte, wie wichtig ihm die eben gemachte Entdeckung war, sondern fragte mit vortrefflich gespielter Unbefangenheit:

„Der alte Baron? Der Tausend! wer hätte dem alten Knaben dergleichen zugetraut."

„Nicht der jetzige, sondern sein Vetter aus der ältern Linie, Baron Harald, oder der wilde Harald, wie er noch immer bei denen, die ihn gekannt haben, heißt. Ich sage Dir, Albertchen, es war ein fideles Leben, das wir anno domini achtzehnhundert zweiundzwanzig auf Schloß Grenwitz führten. Wein und Weiber die Hülle und die Fülle; und dabei Comödie gespielt, zum Todtschießen lächerlich. Denke Dir: meine gute Freundin Rosa" —

„War denn die auch dabei?"

„Allerdings! habe ich Dir denn nicht gesagt, daß der Baron sie als Großtante engagirt hatte?"

„Als was?“

Tobias lächelte — diesmal mit beiden Augen und Mundwinkeln:

„Sie spielte mit Perrücke und Krückstock die alte Großtante des Barons, da das alberne Ding, die Marie, — Marie Montbert hieß der Aff und war ein so schmuckes Mädel, das einem die Augen übergingen, wenn man sie ansah — was wollte ich doch sagen? Ja! die Marie hatte eine Anstandsdame aus der Familie des Barons als conditio sine qua non, wie wir Lateiner sagen, gemacht. Na, nu hatte sie ihre Anstandsdame, eine famose Anstandsdame, he, Albertchen, he!“ und Ehren-Tobias kicherte und stieß Albert freundschaftlich in die Seite.

„Nun, und wie ging die Sache zu Ende?“ fragte Albert, der Eile hatte, über das, was er schon wußte wegzukommen.

„Ja, ich habe sie nicht zu Ende kommen sehen, denn wir, d. h. Rosa und ich, brannten schon vorher durch. Offen gestanden fürchteten wir: die Geschichte möchte schief ablaufen, denn Marie hatte in der Residenz manche Freunde, die Lärm machen und uns Alle zusammen, zum wenigsten mich und Rosa, in des Teufels Küche bringen konnten. So empfahlen wir uns denn eines schönen Tages, oder vielmehr Nachts,

ohne Abſchied zu nehmen, nachdem wir noch Eines oder das Andre, was uns gerade in die Hände kam, als Andenken an Grenwitz mitgenommen hatten. Hier in Grünwald trennten wir uns, oder wurden getrennt. Ich wurde nämlich ſo krank, vermuthlich von dem guten Leben, das ich in Grenwitz geführt hatte, daß ich nicht weiter konnte, und in's Spital gebracht werden mußte. Was ich damals für ein Unglück hielt, ſchlug mir hinterher zum größten Glück aus. Denn der verſtorbene Superintendent Dunkelmann, der Vater von der Profeſſer Jäger, der damals Spitalgeiſtlicher war, verliebte ſich ſo in mein beſcheidenes Lächeln, daß er mich, als ich wieder geſund war, nothwendig zum Bedienten haben mußte — na! und von dem Bedienten eines Geiſtlichen bis zu ſeinem Küſter iſt nur ein Schritt;" und Herr Tobias ſchlürfte behaglich den Reſt aus ſeinem Glaſe.

„Und haſt Du von Deiner Freundin Roſa je wieder etwas gehört."

„Sie lebt in der Reſidenz und betreibt ihr Geſchäft mit der doppelten Buchführung ſchwunghafter als je. Wenn Du 'mal nach der Reſidenz kommſt, Albertchen, vergiß ja nicht, ſie zu beſuchen. Sie wohnt Gertruden- und Pferdeſtraßenecke, zwei Treppen hoch."

„Wir wollen uns das doch gleich notiren," sagte Albert, die Adresse in seine Brieftasche schreibend.

„Was ist denn aus der Marie, oder wie das dumme Ding hieß, geworden."

„Ja, das ist eine kuriose Geschichte. Kurze Zeit nachdem wir fort waren, ist wirklich einer ihrer Freunde, ein Herr von Estein, gekommen und hat sie dem Baron wegstibitzt, der sich darüber so schwer geärgert hat, daß er bald darauf gestorben ist. Aber nun kommt das Kurioseste von Allem. Denke Dir, Rosa ist kaum wieder in ihrem Geschäft, als sie eines Nachts herausgeklingelt wird, von wem? von eben dem Herrn von Estein, und zu wem? zu eben derselben Marie, die in Kindesnöthen liegt."

„Nicht möglich!" rief Albert, einen Augenblick die angenommene Gleichgültigkeit vergessend.

„Was ich Dir sage. Rosa hat es mir damals gleich geschrieben und ich habe mich halb todt gelacht über den Spaß. Erst ein Mädchen verkuppeln und dann, ha, ha, ha!" Tobias fand die Sache so komisch, daß er diesmal gegen seine Grundsätze gerade herauslachte.

„Ha, ha, ha!" stimmte Albert ein. „Sehr gut, ha, ha, ha! Vielleicht weiß Frau Rosa auch, was aus dem Kinde geworden ist."

„Möglich," sagte Tobias, „aber ich glaube, sie will nichts davon wissen. Sonst hätte sie wohl, als Baron Harald damals in allen Blättern dem, welcher ihm über das Verbleiben der Marie Auskunft geben könnte, eine große Belohnung bot, sich gemeldet. Ich glaube, sie hat die Folgen der Geschichte gefürchtet und hat's gemacht wie ich und reinen Mund gehalten, bis zwanzig und einige Jahre lang Gras darüber gewachsen ist. Na, aber nu, Albertchen, ist die Reihe an Dir, mir zu erzählen, wie Du in letzter Zeit zu Deinem Gelde kommst."

„Tausend, da fällt mir ein, daß ich noch in die Ratte muß," rief Albert aufspringend. „Es ist ja heute Stiftungstag! Adieu, Tobias, ein ander Mal — ich kann wahrhaftig nicht bleiben."

Und Albert setzte seinen Hut auf und entfernte sich eiligst, ohne sich an das Schmollen seines Wirthes und Gastfreundes Ehren-Tobias Gutherz zu kehren, der sich alsbald daran machte, seinen Aerger in seinem Lieblingsgetränke zu ersäufen — eine Absicht, die ihm so vollkommen gelang, daß der Nachtwächter, der um Mitternacht den Schlüssel zum Kirchhof holen wollte, eine halbe Stunde klopfen mußte, bis sich Herr Tobias unter dem Tische, unter welchen er nach dem sechsten Glase gesunken war, hervorarbeiten konnte.

Dreizehntes Kapitel.

„Die Saison" war in Grünwald seit langen Jahren nicht so glänzend gewesen, wie in diesem Winter. Es war, als ob die guten Leute schon den Hauch des kommenden Frühlings spürten, der ihrer Souveränetät verläufig ein Ende machen sollte, und als ob sie nun die Zeit, die ihnen noch blieb, gehörig ausbeuten wollten, Fest reihte sich an Fest; der Himmel mochte wissen, wie die alten Herren und Damen das viele Kartenspielen und die jungen das viele Tanzen, und wie die Einen und die Andern es aushalten mochten, jeden Abend um dieselbe Zeit mit derselben Gesellschaft zusammen zu treffen. Denn der Cirkel, in welchem sich dies tolle Treiben bewegte, war ziemlich beschränkt und bestand aus vielleicht zwanzig bis fünfundzwanzig Familien, wobei der Militär- und Beamtenadel — die Familie des Commandanten von Grünwald, Excellenz von Bostelmann, des Regierungspräsidenten von Zitzewitz u. s. w. ein-

gerechnet waren. Vielleicht begünstigte aber auch gerade diese enge Peripherie das witzlose Behagen, mit welcher sich die Exclusiven unausgesetzt in diesem Kreise drehten, wo Jeder von Jedem Jedes wußte, oder zu wissen glaubte, oder zu wissen wünschte, und es so an unerschöpflichem Stoff allerbanalster, geistesärmster Klatschereien nimmer fehlte.

Jede Woche pflegte ein bestimmtes Thema besonders eifrig durchgesprochen zu werden. In der vorletzten war es das sonderbare Betragen der Frau von Cleten gewesen. Es hatten sich natürlich zwei Parteien gebildet, die eine für die junge Frau, die andere für ihren Gemahl. Jene behauptete, daß Emilie nur aus Verzweiflung über die Treulosigkeit Arthur's närrisch geworden sei; diese, daß umgekehrt Arthur, närrisch geworden über die Treulosigkeit Emilien's, in den Armen seiner früheren Geliebten Hortense von Barnewitz Vergessenheit gesucht habe. Die Parteigänger Emilien's schienen gewinnen zu sollen, da diese junge Dame — sei es aus Caprice, sei es triftigeren Gründen — plötzlich wieder in der Gesellschaft erschien, und, als ob nichts vorgefallen wäre, ihre alte Rolle einer übermüthigen Kokette wo möglich noch eifriger als sonst zu spielen begann.

So wandten denn die Gebehrdenspäher, wie es

ſchien um einen Skandal betrogen, ihre Luchsaugen in der neuen Woche auf das Verhältniß des Fürſten Waldernberg und Helenen's von Grenwitz, das ſchon ſo oft ausgebeutet und doch noch immer nicht erſchöpft, im Gegentheil nur immer intereſſanter geworden war. Man wollte wiſſen, daß in den allerletzten Tagen das Verhältniß eine definitive Form angenommen habe.

Die Gebehrdenſpäher hatten recht geſehen; ſeit geſtern war Helene die Braut Se. Durchlaucht, des Fürſten Raimund von Waldernberg, Grafen von Malitzewsky, Erbherrn zu Letbus.

Vorläufig allerdings im Stillen, da es noch geraume Zeit brauchte, bis die Präliminarien des Bundes, welcher die durchlauchtige Familie Waldernberg mit der hochgeborenen Familie Grenwitz auf immer vereinigte, abgeſchloſſen waren, und überdies die öffentliche Feier der Verlobung in der Reſidenz ſtattfinden ſollte, wohin der Fürſt gleich nach Neujahr zu ſeinem Regiment zurückkehrte und auch die Eltern des Fürſten, die Mutter aus Petersburg, der Vater aus Paris — zu kommen verſprochen hatten.

So hatte die Baronin alſo ihr großes Ziel glücklich erreicht und die triumphirende Freude darüber war ihr eine reichliche Entſchädigung für alle die Demüthigungen und Enttäuſchungen, für alle die in Sorge

und Angst durchwachten Nächte der letzten Monate. Sie trug ihr Haupt so stolz, wie nie zuvor. Verdankte sie doch alle Erfolge, die sie im Leben gehabt hatte, und so auch diesen letzten größten nur sich allein; verdankte sie doch nur ihrer Klugheit, Mäßigung, Umsicht und Schlauheit, daß sie aus einem simplen adligen Fräulein, das keinen Pfennig im Vermögen hatte, Baronin von Grenwitz und Schwiegermutter des Fürsten Waldernberg geworden war! Hatte sie doch ihr Leben lang nicht blos mit den Verhältnissen, sondern mit den ihr zunächst stehenden Personen kämpfen müssen: mit ihrem schwachen energielosen, für große Pläne unzugänglichen Gemahl, mit ihrer stolzen, eigenwilligen Tochter! Hatte sie doch für Alle denken und sorgen, ihnen gleichsam das Glück aufnöthigen müssen! Wahrlich, wenn diese durch sie beglückten Menschen für das Glück nicht dankbar waren, — es war nicht ihre Schuld!

Waren sie dankbar? jeder Andere, als die Baronin, hätte daran zweifeln müssen. Die Mienen der Beglückten verriethen wenig oder nichts von innerer Freude und Erhebung; im Gegentheil, seitdem das entscheidende Wort gesprochen war, schien ein Schleier von Verlegenheit, ja von Unmuth über ihre Gesichter gefallen zu sein. Des Fürsten dunkles Gesicht war

noch um eine Schattirung dunkler geworden, und seine schwarzen Augen hingen oft mit einem eigenthümlichen unerklärlichen Ausdruck an den schönen, stolzen Zügen seiner Verlobten, die auffallend blaß und still einherschritt und einer kalten Marmorstatue viel ähnlicher sah, als einer glücklichen Braut. Indessen brauchte man (wenn man wollte) die Erklärung für diese melancholische Stimmung nicht weit zu suchen. Sie war gerechtfertigt durch die Sorge für den Vater, der schon lange gekränkelt hatte und nun mit einem Male sehr ernstlich krank wurde.

In der Nacht, die dem Verlobungstage folgte, hatte der alte Herr einen heftigen Anfall seiner alten Krankheit, der Gicht, bekommen, und die herbeigerufenen Aerzte erklärten sofort, daß sie diesmal für den Ausgang nicht stehen könnten. Seit diesem Augenblick war Helene an das Schmerzenslager des Vaters gebannt, um so mehr, als derselbe nur sie um sich sehen, nur aus ihren Händen die Medicin nehmen, nur von ihr sein Kissen geglättet haben wollte.

Der frühe Winterabend begann bereits hereinzubrechen. Auf der Straße, die von hohem Schnee bedeckt war, herrschte tiefe Stille, die nur von Zeit zu Zeit durch die Klingel eines Schlittens unterbrochen wurde. Niemand war in diesem Augenblicke

bei dem Kranken als Helene. Sie saß dicht an seinem Bett, hielt die welke, in Fieber zuckende Hand in ihren warmen, weichen Händen, und suchte, so gut es ging, die immer größer werdende Unruhe des Vaters zu beschwichtigen.

„Wo ist die Mutter?“ fragte er plötzlich.

„Sie ist auf ihr Zimmer gegangen.“

„Und Dein — und der Fürst?“

„Ich habe ihn gebeten, ein wenig spazieren zu gehen.“

„Lege meinen Kopf ein wenig höher! so! und gieb mir Deine beiden Hände!“

Der Kranke schwieg ein paar Augenblicke, dann sprach er mit großer Klarheit und Entschiedenheit, daß man deutlich sah, er hatte, was er jetzt sagte, lange mit sich herumgetragen und oft in seinem alten schwachen Kopfe überdacht:

„Mein liebes Kind! Reich sein ist wohl ein gutes Ding, wenn der, welcher reich ist, auch ein gutes Herz hat; aber ich glaube, es ist sehr schwer, daß sich Eines zum Andern findet, oder Eines bei dem Andern bleibt. Und Klugsein ist wohl auch ein gutes Ding, aber ohne Gutsein ist's gar wenig nütze.

„Sieh, liebes Kind, Deine Mutter und ich, wir haben achtzehn Jahre zusammen gelebt und ich habe

Deine Mutter nächst Gott immer am meisten geliebt und geehrt; ich glaube auch, daß sie sich Mühe gegeben hat, mich wieder zu lieben und lege es ihr nicht zur Last, daß — es ihr nicht gelungen ist. Nein, nicht ihr; nur mir selbst. Ich hätte mir eine Frau nehmen sollen, die dem Alter nach und auch sonst mehr für mich paßte, aber ich war eitel und hoffährtig und wollte eine schöne, stattliche, kluge Frau, welche die Leute bewunderten, und Deine Mutter war schön, stattlich und klug; viel zu schön und zu klug für mich, der ich ein unbedeutender, einfacher Mensch bin, und mich nie recht auf die Welt verstanden habe. So fühlte ich denn wohl immer im Stillen, daß ich nicht der Mann war, Deine Mutter glücklich zu machen; aber sie hat es mich eigentlich niemals merken lassen, als in dieser letzten Zeit."

Der alte Mann senkte traurig sein graues Haupt und wiederholte:

„In dieser letzten Zeit, wo sie Dich mit Deinem Cousin Felix verheirathen wollte, und ich nicht Ja und Amen dazu sagen konnte. Da habe ich es wohl herausgefunden, daß wir in den wichtigsten und heiligsten Dingen so ganz verschieden dachten und fühlten, und ob ich im Rechte war oder sie — darauf kommt es hier nicht an — aber, mein liebes Kind,

es ist ein böses Ding, wenn was sich lieben sollte, sich nicht lieben kann; ein böses Ding, liebes Kind, das einem wohl das Herz brechen mag."

Und als der alte Mann so sprach, rollten ihm die Thränen über die bleichen, runzligen Wangen.

Helene saß still und bleich da. Ihre Hände zitterten. Die Worte des Vaters mußten sie ins tiefste Herz getroffen haben.

„Darum," fuhr der Baron nach einer kleinen Pause fort, „ist es von jeher mein Grundsatz gewesen, daß die Eltern nicht hineinreden sollen in die Liebe ihrer Kinder, sondern nur Gott bitten, daß er ihr Herz zu einer weisen Wahl lenke. So habe ich Dir denn damals und auch jetzt freie Wahl gelassen; damals hast Du Dich nicht entscheiden können; jetzt hast Du Dich entschieden. Ich will es Dir nicht verhehlen, daß ich mich in den Fürsten nicht habe finden können, und daß ich wohl möchte, Dein Gatte wäre weniger vornehm und weniger reich; aber auch so will ich zu Gott das Beste hoffen. Du bist ja ein gutes, kluges Mädchen und wirst nicht leichtsinnig, nicht hoffährtig gewählt haben; nein, nein, nicht leichtsinnig, nicht hoffährtig, denn Du bist mein kluges, gutes Mädchen," wiederholte der alte Mann, als Helene, die ihre Bewegung nicht länger beherr-

ſchen konnte, ihr ſchönes Haupt an ſeiner Bruſt verbarg und in ein leidenſchaftliches Weinen ausbrach.

„Was iſt Dir, mein Mädchen,“ ſagte er, erſchrocken über dieſe plötzliche Heftigkeit, und dann, als ob ihm ein Gedankenblitz auf einmal die dunkeln Stellen im Herzen ſeiner Tochter erleuchte: „Um Gotteswillen, Kind, Du haſt doch nicht am Ende Dein Auge durch den Mammon blenden laſſen! Du liebſt den Fürſten nicht? Du biſt nicht der Stimme Deines Herzens gefolgt, die Dich vor dem düſtern, kalten Manne warnte; ſondern den Rathſchlägen Deiner Mutter? ... o, mein Kind, mein unglückliches Kind, ſo hat mich meine Ahnung nicht betrogen! Aber noch iſt es Zeit umzukehren. Ich ſelbſt will mit dem Fürſten ſprechen, ſogleich will ich mit ihm ſprechen; er wird mit einem todtkranken alten Manne Mitleid haben.“ ...

Und er richtete ſich mit einer krampfhaften Anſtrengung in ſeinem Bett in die Höhe.

Es war ein fürchterlicher Kampf, der, während der Baron ſo ſprach, in Helenen's Herzen tobte. Gab es denn wirklich noch einen Ausweg aus dem entſetzlichen Labyrinthe, in welchem ſie ſich verirrt hatte? Konnte der Schritt, der verhängnißvolle Schritt, zurückgethan werden? Um welchen Preis? um den Preis der Demüthigung ihres Stolzes! Mitleid ſollte

ihr ſtolzer Verlobter haben! Mitleid mit dem alten Manne, ihrem Vater! Mitleid mit ihr ſelbſt ... nimmer — nimmermehr!

„Nein, nein, nein!“ rief ſie, beide Hände des Vaters ergreifend; „Du irrſt, Vater! Ich bin nicht unglücklich! ich habe mich nicht verblenden laſſen! ich — ich liebe den Fürſten — ich werde ihn lieben, ich will verſuchen, ihn zu lieben; ich werde ...“

Sie konnte nicht weiter ſprechen; ein Krampf ſchnürte ihr die Kehle zu; ihre bleichen Lippen bewegten ſich, ohne die Worte bilden zu können, mit denen ſie ſelbſt ſich ihr Todesurtheil ſprach.

„O, lieber, großer Gott!“ betete der alte Mann, „erleuchte meines Kindes Herz! — Kind, Kind! laß Deinen Vater nicht mit dieſer fürchterlichen Angſt aus dem Leben gehen! — Ach, wenn ich Dir doch Alles ſagen könnte, wie ich es fühle; — o, dieſer Schmerz! mein Gott, mein ...“

Der Kranke fiel auf ſein Kiſſen zurück.

Helene umfing ihn mit ihren Armen:

„Vater, lieber Vater; ich will ja Alles thun, was Du verlangſt; ich will dem Fürſten ſagen — heiliger Gott, was iſt das?“

Die Hände des Kranken begannen zu zucken; kalter Schweiß bedeckte ſeine Stirn ...

Es war der Tod. Helene ſah es mit Entſetzen. Und keine Hülfe da, keine Hülfe. . . Sie eilte nach der Klingel und riß daran, daß ihr der Glockenzug in der Hand blieb; dann ſtürzte ſie wieder zu dem Bett zurück, aber die kalten Hände zuckten nicht mehr; die rollenden Augen waren ſtarr. Welche Hülfe auch noch kam — ſie kam zu ſpät; und Helene warf ſich laut weinend auf die Leiche des guten alten Mannes, deſſen treues, braves Herz bis zum letzten Moment ſo warm für ſie geſchlagen hatte und nun ſtille ſtand für immer.

Vierzehntes Kapitel.

Während oben der Tod mit einem Strich eine Lebensrechnung quitt machte, war unten in den Gemächern der Baronin der Trödel von Soll und Haben im vortrefflichen Gange gewesen.

Die Baronin lebte und webte in diesem Trödel und hatte einen gar scharfen Blick für Alles, was auf dem Markte vorging. Der Tod ihres Gemahls, den sie mit Sicherheit erwartete, mußte ihre Situation sehr wesentlich verändern, aber sie war im Ganzen mit dieser Veränderung keineswegs unzufrieden. Freilich die Ersparnisse aus den Einkünften vom Majorat, die jetzt ihr und Helene zu gute kamen und nach dem Tode des Barons bis zu Malte's mündigem Alter zum Capital geschlagen wurden, gingen dann verloren; aber die Gesammtsumme dieser Ersparnisse belief sich jetzt schon auf circa hunderttausend Thaler, alle in guten Papieren angelegt — eine kleine Summe, wenn man sie mit dem Majoratsvermögen verglich;

aber immerhin genug, wenn man Stantow und Bärwalde, die beiden Güter aus dem Nachlasse Harald's, dazu rechnete.

So hatte sich Alles ganz nach ihrem Wunsch arrangirt und wenn also Grenwitz jetzt sterben sollte, so...

In diesem Augenblicke wurde der Baronin ein Brief gebracht. „Von Felix," murmelte sie, einen Blick auf das Couvert werfend, und sie trat dann an das Fenster, um den Brief zu lesen.

Der Brief war nur sehr kurz, offenbar von der zitternden Hand eines Kranken mühsam geschrieben und lautete:

„Liebe Tante! Seit einigen Tagen geht es mit meinem Befinden so spottschlecht, daß wenn dieser Brief in Ihre Hände kommt, ich möglicherweise nicht mehr am Leben bin, wenn man dies von Schmerz geplagte, aus dem letzten Loche pfeifende, gottverdammte Dasein überhaupt noch Leben nennen kann. Wie's aber auch kommt, es ist die höchste Zeit, daß ich Ihnen über die *** Angelegenheit reinen Wein einschenke. ** ist nicht, wie ich Ihnen gesagt habe, bereits abgefunden; er hat, bis das Legat Onkel Harald's verjährt ist, monatlich 200 Thlr., und dann, wenn er bis dahin reinen Mund hält, weitere 3000 Thlr. zu fordern, die Sie ihm geben werden, wenn Sie

nicht durch den Hallunken in des Teufels Küche gebracht sein wollen. Pro Monat November habe ich ihm bereits 200 vor meiner Abreise von Grünwald geschickt. Ich kann nicht weiter. Ihr treuer Felix. P. S. Lassen Sie, wenn Sie mich ein wenig lieb haben, meine Spitzbuben von Gläubigern so lange als möglich zappeln. Moses Hirsch hat noch einen Wechsel über 1000 Thlr. von mir in Händen. Bieten Sie ihm 250; er hat dann immer noch 50 Procent."

Die Baronin trat vom Fenster zurück, ging an den Kamin, legte den Brief auf die glühenden Kohlen und wartete bis die Flamme ihn erfaßt und verzehrt hatte. Dann schritt sie langsam in dem Zimmer, in welchem es bereits zu dunkeln begann, auf und ab. Diese mangelhafte Beleuchtung war die günstigste für ein Gesicht, das von Zorn förmlich entstellt war. Sie murmelte Verwünschungen gegen Felix, gegen Albert, gegen Oswald leise durch die Zähne. „Nicht einen Pfennig soll der Schuft haben, nicht einen rothen Pfennig! Ich werde ihn mir kommen lassen und es ihm in's Gesicht sagen, und dazu, daß er sich hüten soll, noch ein einziges Wort... Was giebt's?" unterbrach sie ihren Monolog, als der Bediente abermals in's Gemach trat.

„Herr Geometer Timm wünſcht in Geſchäftsangelegenheiten ſeine Aufwartung zu machen.“

Anna Marie ſchrak zuſammen. Dieſes ungerufene Kommen des gefährlichen jungen Menſchen ſah wie eine Drohung aus. Sie hatte auf einmal alle Luſt verloren, Herrn Timm in's Geſicht zu ſagen, daß er nicht einen rothen Pfennig von ihr zu erwarten habe.

„Melden Sie Herrn Timm: ich ließe ſehr bedauern, ihn nicht empfangen zu können; der Baron ſei gefährlich erkrankt!“

„Das habe ich ihm ſchon geſagt, Frau Baronin; aber er meint: er müſſe Sie in wichtigen Angelegenheiten ſprechen und wolle Sie nur zwei Minuten aufhalten.“

„So laſſen Sie ihn kommen; aber — Sie können Licht bringen, Johann, und dann im Vorzimmer bleiben, im Fall ich etwas auszurichten hätte.“

„Zu Befehl, Frau Baronin.“

Gleich darauf trat, von dem Bedienten, der die Thür wieder hinter ihm ſchloß, hereingeführt, Albert Timm in das Zimmer.

„Guten Tag, oder vielmehr guten Abend,“ ſagte der treffliche junge Mann, indem er ſich der Baronin mit der ihn ſo wohl kleidenden Unbefangenheit näherte; „ich bitte tauſendmal um Entſchuldigung, wenn ich zu

einer ungelegenen Zeit komme. Der alte Herr ist krank, höre ich? hoffe, es wird nicht viel zu sagen haben; wäre wieder fortgegangen; aber ich habe Ihnen in der bewußten Angelegenheit eine neue wichtige Entdeckung mitzutheilen, die keinen Aufschub verstattet. Wollen wir uns indessen nicht setzen? Sie erlauben?"

Und Herr Albert Timm schob mit einem Ruck der Baronin einen Lehnsessel hin und hatte sich in dem nächsten Augenblick in einen andern gesetzt.

Anna Marie war noch immer nicht mit sich einig, welches Benehmen sie gegen diesen Menschen annehmen sollte. Aber so viel fühlte sie, daß man so leicht mit Herrn Albert Timm nicht fertig werde. So nahm sie denn auf dem dargebotenen Sessel Platz und sagte in Ihrem feierlichsten Ton:

„Sie werden entschuldigen, wenn ich Sie unter den Ihnen schon vom Bedienten mitgetheilten traurigen Umständen ersuche sich möglichst kurz zu fassen, Herr Geometer."

„Bitte, bitte," sagte Albert; „ganz mein Fall; bin im Handumdrehen fertig. Die Sache ist die: Ganz zufällig, wie denn überhaupt der Zufall eine merkwürdige Rolle in dieser Angelegenheit spielt, habe ich in Erfahrung gebracht, daß zwei Personen, die zu

der Zeit, als Fräulein Marie Monbert in Grenwitz war, im Dienſte des Baron Harald ſtanden, und von dem Herrn Baron mit ſeinem ganz beſonderen Vertrauen beehrt wurden, z. B. in die ganze Entführungsgeſchichte vollkommen eingeweiht waren, noch exiſtiren, und wie ich nicht zweifle, bereit ſein würden, in einem etwaigen Erbſchaftsproceſſe vor dem Gericht als Zeugen aufzutreten. Die Ausſage dieſer Perſonen würde um ſo ſchwerer in's Gewicht fallen, als ſie Beide ſich nicht nur des beſten Leumundes erfreuen, ſondern ſchon durch ihre Lebensſtellung beſonderes Vertrauen erwecken. Die eine dieſer Perſonen iſt Küſter in hieſiger Stadt, ein allgemein geachteter Mann; die andre — eine Frau — lebt in der Reſidenz und iſt trotz ihres hohen Alters noch immer in ihrem Berufe — der nebenbei ein halb ärztlicher iſt — thätig. Wenn ich überhaupt je gezweifelt hätte, daß der bewußte junge Mann, wirklich, d. h. vor Gericht erweislich, der Sohn des ſeligen Baron Harald von Grenwitz ſei, ſo würde dieſer Zweifel nach dieſen neueſten Entdeckungen vollkommen bei mir geſchwunden ſei und ich glaube, Frau Baronin, daß Sie mir darin beiſtimmen werden."

Anna Marie gehörte nicht zu den Sanftmüthigen ihres Geſchlechts. Wenn außer Felix' Brief noch

etwas nöthig gewesen wäre, um ihr Herz zum Zorn zu entflammen, so war es die Weise, mit welcher Albert Timm das ihr so verhaßte Thema weiter führte. Dennoch antwortete sie mit der Ruhe, welche sie sich in Geschäftsverhandlungen zur unumstößlichen Pflicht gemacht hatte:

„Darf ich Sie ersuchen, Herr Geometer, mir zu sagen, zu welchem Zwecke Sie mich mit diesen Mittheilungen beehren?"

„Recht gern, Frau Baronin; ich komme eigentlich nur deshalb. Sie wissen, daß man für einen Vogel in der Hand mehr fordern kann, als für einen, der vorläufig noch auf dem Dache sitzt, und daß, wer ein Ding billiger verkauft, als es werth ist, gerechten Anspruch auf den Titel eines Narren hat. Nun kennen Sie die Bedingungen, unter denen ich Baron Felix versprochen habe, in der bewußten Erbschaftsangelegenheit reinen Mund zu halten" —

„Verzeihen Sie, daß ich Sie unterbreche, Herr Geometer. Ich weiß nichts von solchen Bedingungen; ich habe meinem Neffen Auftrag gegeben, Sie, einzig und allein zu dem Zweck, uns vor Ihnen Ruhe zu verschaffen, durch irgend eine beliebige Summe abzufinden, und mein Neffe hat mir noch vor seiner Abreise die Versicherung gegeben, daß diese Angelegenheit

definitiv erledigt ſei. Ich muß Sie alſo ein für alle Mal bitten, nicht wieder auf abgethane Sachen zurückzukommen und mich zu entſchuldigen, wenn ich Sie heute nicht länger bei mir ſehen kann."

Die Baronin wollte ſich erheben, als Albert mit einem ſo ſcharfen, ſchneidenden Ton ſagte: „Bitte, behalten Sie noch einen Moment Platz, Frau Baronin!" daß ſie dieſem Befehl halb aus Verwunderung und halb aus Furcht Folge leiſtete.

„Ich habe es ſatt, länger mit mir ſpielen zu laſſen"; fuhr Albert in demſelben Tone fort. „Wenn Baron Felix Ihnen nicht geſagt hat, was wir untereinander abgemacht haben, ſo hat er es aus Feigheit oder Berechnung nicht gethan. Uebrigens kommt auch gar nichts darauf an, ob Sie die alte Verabredung kennen oder nicht; denn ich komme gerade deshalb her, um Ihnen zu ſagen, daß ich nach den neueſten Entdeckungen nicht länger geſonnen bin, Sie ſo leichten Kaufes los zu laſſen. Ich fordere jetzt rund und klar zwanzigtauſend Thaler, zahlbar binnen hier und vierzehn Tagen: und erſuche Sie, mir eben ſo rund und klar zu antworten, ob Sie zahlen wollen oder nicht."

„Dieſe Unverſchämtheit geht zu weit," ſagte Anna Marie, ſich von ihrem Sitz erhebend und nach der

Schelle, die neben ihr auf dem Tiſche ſtand, greifend.

„Laſſen Sie das Ding ſtehen," ſagte Albert kaltblütig; „das Klingling könnte Ihnen theuer zu ſtehen kommen. Bedenken Sie wohl, was Sie thun! Wenn wir aufhören, gute Freunde zu ſein, ſo giebt's einen Kampf auf Tod und Leben; und ſeien Sie verſichert: Albert Timm giebt keinen Pardon. Noch einmal: wollen Sie zahlen, oder nicht?"

In dieſem Augenblick wurde die Thür geöffnet. Der Bediente trat mit zwei brennenden Armleuchtern herein, dicht hinter ihm kam der Fürſt. Der Bediente ſtellte die Leuchter auf den Tiſch und entfernte ſich; der Fürſt bemerkte erſt, als er das halbe Zimmer ſchon durchſchritten hatte, daß außer der Baronin noch Jemand da war.

„Ah pardon, Madame;" ſagte er, „ich glaubte von dem Bedienten zu vernehmen, daß ſie allein ſeien. Befehlen Sie, daß ich mich wieder entferne?"

„Nicht doch, mein Fürſt," erwiederte Anna Maria, „ich habe mit dem jungen Menſchen dort [illegible] mehr zu reden," und ſie machte gegen Albert eine Handbewegung, die ausdrücken ſollte, daß er entlaſſen ſei.

Aber Anna Maria hatte ſich ſehr verrechnet, wenn

ſie glaubte, Albert Timm durch den hohen Beſuch und die grobe Abfertigung zu imponiren.

Herr Albert Timm wedelte mit dem Hut, den er in den auf den Rücken gelegten Händen hielt und ſagte mit unvergleichlicher Kaltblütigkeit, den einen Fuß ein wenig vorſtreckend:

„Es ſcheint mir, gnädige Frau, Sie wollen, daß ich meine letzte Frage in Gegenwart dieſes Herrn wiederhole?“

„Wer iſt der junge Menſch?“ fragte der Fürſt einigermaßen verwundert über Albert's Benehmen und das aufgeregte Weſen der Baronin.

„Ein Menſch,“ antwortete dieſe, „der uns ſeit einiger Zeit unter dem Vorwande, im Beſitz von Gott weiß welchen Familiengeheimniſſen zu ſein, mit unverſchämten Forderungen verfolgt, ſo daß ich mich wohl genöthigt ſehen werde, die Polizei gegen ihn in Anſpruch zu nehmen.“

Der Fürſt blickte den „jungen Menſchen“ aus ſeiner ſtattlichen Höhe herab von oben bis unten an, ging dann langſam nach dem Tiſch, nahm das ſilberne Glöckchen und ſchellte.

Der Bediente trat ſofort herein.

„Führen Sie dieſen Menſchen hinaus!“ ſagte der Fürſt.

Der Bediente war über dieſen Befehl ſo erſtaunt, daß er nicht wußte, ob er recht gehört hatte, oder nicht. Er blickte mit einem verlegenen Geſicht von dem Fürſten auf Herrn Albert Timm (der noch immer mit dem Hute wedelnd ruhig daſtand), von Herrn Albert Timm auf den Fürſten.

„Haben Sie nicht gehört," ſagte dieſer Letztere, die ſchwarzen Brauen drohend zuſammenziehend.

Der Mann trat einen Schrit auf Timm zu.

„Ich will Ihnen die unangenehme Alternative, von mir den Schädel eingeſchlagen zu bekommen oder aus dem Dienſt gejagt zu werden, erſparen, guter Freund," ſagte Albert gemüthlich; „und deshalb ſelber gehen. Was Sie anbetrifft, Frau Baronin, ſo ſprechen wir uns in kurzer Zeit wieder, aber aus einem andern Ton, und was Sie angeht, junger Menſch, ſo möchte ich Ihnen den guten Rath geben, ſich künftig nicht in Angelegenheiten zu miſchen, die Sie trotz des pompöſen Airs, das Sie ſich geben, durchaus nichts angehen."

Der Fürſt machte eine Bewegung nach ſeiner linken Seite hin. Glücklicherweiſe hatte er den Degen im Vorzimmer abgelegt. Albert aber wartete weitere Entſchließungen des ſchwer gereizten Löwen nicht ab, ſondern verließ mit einer ſpöttiſchen Verbeugung das Gemach.

Der Fürſt, dem ſo etwas im Leben noch nicht vorgekommen war, ſah ganz verblüfft drein, die Baronin blickte verlegen zu Boden.

„So etwas könnte bei uns in Rußland nicht vorkommen," ſagte der Fürſt.

„Ich bedaure, daß Sie der Zufall zum Zeugen einer ſo unangenehmen Scene gemacht hat," ſagte die Baronin.

In dieſem Augenblicke kam der Bediente ſchreckensbleich wieder in's Zimmer geſtürzt und rief athemlos:

„Gnädige Frau, kommen Sie geſchwind, der gnädige Herr liegt im Sterben."

„Oh mon dieu!" rief die Baronin und ſchien in Ohnmacht fallen zu wollen.

„Faſſung, Madame, Faſſung!" ſagte der Fürſt. „Ertragen Sie, was ertragen werden muß! Wollen Sie ſich auf meinen Arm ſtützen? Sie da! leuchten Sie uns!"

Fünfzehntes Kapitel.

Um dieſelbe Zeit — vielleicht noch etwas früher — waren in der Wagner'ſchen Conditorei neben der Hauptwache am Markt — dem Verſammlungsorte der Grünwalder jeunesse dorée — zwei Herren am Billardtiſche mit dem Eifer thätig, welcher geſchäftige Müßiggänger ſo wohl kleidet. Die beiden Herren waren von Barnewitz und von Cloten. Von Cloten, welcher in allen Künſten, die keinen guten Kopf, ſondern nur ein ſcharfes Auge und eine ſichere Hand erfordern, excellirte, hatte ſeinem Gegner alle Partieen abgenommen, und die natürliche Folge davon war, daß der junge Mann ſich einer ebenſo vortrefflichen Stimmung erfreute, als der Andere ärgerlich drein ſchaute.

„Noch eine, Barnewitz?“ ſagte Cloten triumphirend, als er eben die zwölfte Partie mit einem glänzenden Triplé beendigt hatte.

„Danke!“ ſagte Barnewitz, ſein Queue auf das

Billard werfend; „bin heute nicht in der rechten Stimmung; kann überhaupt bei dem verdammten Zwielicht nicht gut spielen.“

„Wollen uns die Lampen anstecken lassen.“

„Nein, danke! ein andermal! Kannst mir morgen Vormittag Revanche geben.“

Cloten legte jetzt sein Queue ebenfalls hin, trat vor den Spiegel und drehte sich den blonden Schnurrbart, während Barnewitz sich auf einen Sopha warf und gähnte.

„'s ist verdammt langweilig“, sagte er; „man weiß doch bei Gott nicht, wie man den Nachmittag hinbringen soll.“

„Wollen spazieren gehen.“

„Bei der Hundekälte?“

„Partie Piket?“

„'st auch langweilig.“

„'ne Flasche Rothspon?“

„Geht schon eher.“

„Ernst! 'ne Flasche Pichon und Licht!“ Der Kellner brachte das Verlangte. Cloten warf sich Barnewitz gegenüber in einen Lehnstuhl und streckte die Beine von sich.

„Nu?“

„Nu?“

„Weißt Du nichts?"

„Nein; Du?"

„Nein."

Nach dieſem intereſſanten Gedankenaustauſch trat, wie es wohl nicht anders ſein konnte, eine Ebbe ein und das Schiff der Unterhaltung blieb eine Viertelſtunde lang auf einer Sandbank ſitzen, während deren die Herren ſchweigend ihren Wein ſchlürften und ihre Cigarren rauchten.

Cloten und Barnewitz waren, ſeitdem ſie im Sommer ſo hart aneinander gerathen, äußerlich die beſten Freunde geweſen. Indeſſen wenn bornirte Menſchen einmal einen Groll gegen einander haben, ſo werden ſie ihn nicht ſo leicht wieder los, wenn auch ſcheinbar das gute Einvernehmen vollkommen wiederhergeſtellt iſt. Wie ſie ſelbſt nicht vergeben können, trauen ſie auch dem Andern keinen Edelmuth zu, und eben ſo wenig ſcharfſichtig als ſie edelmüthig ſind, leben ſie in beſtändiger Furcht vor einander und ſuchen ihre Sicherheit in einem fortwährendem Mißtrauen. Freilich war das Mißtrauen in dieſem Falle nur zu gerechtfertigt. Hortenſe Barnewitz war kaum in Grünwald angelangt, als ſie — die erfahrene Menſchenfiſcherin — ihr Netz nach ihrem alten Galan auswarf, und Cloten hatte um dieſe Zeit die Ehre, der Gatte der gefeiertſten

Balldame zu ſein, ſchon zu problematiſch gefunden, als daß er derſelben nicht das ſtille Glück in den Armen ſeiner früheren Geliebten bedeutend hätte vorziehen ſollen. Barnewitz ſeinerſeits ließ es dem edlen Paar an Gelegenheit, ſich ungeſtört zu ſehen, nicht fehlen, da er ſich in Grünwald Hals über Kopf in einen Strudel von Vergnügungen ſtürzte, bei denen es dem rohen Edelmanne in jeder Beziehung mehr auf die Quantität als auf die Qualität ankam. Nichtsdeſtoweniger plagte ihn die Eiferſucht nach wie vor und es war deshalb keine geringe Genugthuung für ihn, als er mit eigenen Augen ſah, was allen Uebrigen eben ſo wenig entging: daß Emilie ihren Gemal wie einen Schulbuben behandelte und offenbar einen würdigeren Gegenſtand für ihr liebebedürftiges Herz gefunden hatte.

Barnewitz hatte ſchon lange eine Stunde herbeigewünſcht, wo er Cloten unter der Maske der Freundſchaft das Gerücht, welches über ihn und ſeine Frau in der Stadt circulirte, mittheilen könnte. Nun hatte er geſtern zufällig neuen Scandalſtoff zu ſammeln Gelegenheit gehabt, und heute hatte er ſich über Cloten's Ueberlegenheit beim Billard hinreichend geärgert, um, nachdem er ſeine Zeit lang über eine paſſende Einleitung nachgedacht, plötzlich zu fragen:

„Wie geht's Deiner Frau, Cloten?"

„Danke, gut; weshalb?" erwiderte Cloten, über dieſe brüske Frage nicht wenig verwundert.

„Nun, man wird doch nach Deiner Frau fragen dürfen; oder iſt auch das nicht einmal erlaubt?"

„Allerdings, aber, wie kommſt Du darauf?"

„Weil ſie in den letzten Tagen ſo außerordentlich liebenswürdig war."

„Iſt das etwas ſo Merkwürdiges?" fragte Cloten, nicht ohne einige Verlegenheit ſeinen Schnurrbart drehend.

„Allerdings; denn ſie hatte die Zeit vorher Alle, Dich nicht ausgenommen, ſo ſchauderhaft tractirt, daß man über dieſen plötzlichen Wechſel einigermaßen erſtaunt ſein durfte. Uebrigens iſt's nicht mir allein aufgefallen; alle Welt ſpricht darüber."

„Die Welt ſollte ſich doch nur an ihre eigne Naſe faſſen," ſagte Cloten, mit vor Aerger zitternder Hand ſein Glas füllend.

„Gewiß; aber ſie thut's nun einmal nicht."

„Der Teufel ſoll ſie holen."

„Meinetwegen; aber wenn Du lieber von etwas Anderem ſprechen willſt, mir iſt's recht. Ich dachte nur, daß ich, als Dein älteſter Freund, die Pflicht hätte, Dich auf gewiſſe Dinge aufmerkſam zu machen."

„Nun, ſo komm endlich einmal heraus mit der Sprache," ſagte Cloten mit nervöſer Heftigkeit; „was ſoll's? was gibt's?"

„Ich werde mich wohl hüten, wenn Du bei dem erſten Worte ſchon in eine ſo verteufelte Aufregung geräthſt."

„Ich bin nicht aufgeregt," rief Cloten und ſtieß zum Beweis der Wahrheit ſeiner Worte ſein Glas auf den Tiſch, daß der Fuß abbrach und der Wein auf die Platte ſtrömte.

„Du biſt ein wunderlicher Menſch," ſagte Barnewitz. „Warte doch, bis Du Urſache haſt, Dich zu ereifern. Was iſt's denn bis jetzt? Man erzählt ſich, daß Ihr nicht gerade Seide mit einander ſpinnt, daß Deine Frau ihre eigenen Wege geht, daß Ihr euch manchmal ſo zankt, daß es die Leute in der Küche hören u. ſ. w. u. ſ. w."

„Wer erzählt ſich das?"

„Alle Welt."

„Und was glaubſt Du davon?"

Barnewitz zuckte die Achſeln.

„Ich möchte Dir nicht gern weh thun, Arthur, aber leugnen kann ich's nicht, daß mir das Betragen Deiner Frau höchſt verdächtig vorkommt. Es ſcheint mir, wie ſo ziemlich unſerem ganzen Kreiſe unzweifel-

haſt, daß ſie irgend ein Verhältniß hat und ich glaube auch, daß ich in Beziehung auf die Perſon die richtige Fährte habe."

„Ich beſchwöre Dich, daß Du mir Alles ſagſt, was Du weißt," ſagte Cloten mit pathetiſcher Gebehrde.

„Erinnerſt Du Dich der Geſellſchaft, die ich im Sommer gab? Aber, was ſollteſt Du nicht; wir wollten uns ja damals gegenſeitig die Köpfe einſchlagen, ha, ha, ha! Nun, ſchon auf dieſer Geſellſchaft hat Deine Frau mit dem verdammten Bengel, dem Doctor Stein, auf eine ſchmähliche Weiſe coquettirt, daß es Allen auffiel, auch mir. Ich hatte die Sache indeſſen vollkommen vergeſſen, bis ich geſtern wieder daran erinnert wurde. Ich war, wie Du Dich erinnerſt, früher von Stilow's weggegangen, weil mir offen geſtanden der Wein zu ſchlecht war und ich großen Durſt hatte. So gerieth ich denn in den Rathskeller, wo die Geſellſchaft freilich gemein genug, der Wein aber vortrefflich iſt. Es ſaßen ſo ein Dutzend Menſchen: Literaten, Schauſpieler und ſonſtiges Geſindel um einen Tiſch und kneipten, unter ihnen unſer alter Bekannter, der Feldmeſſer Timm, der das große Wort führte. Ich ſetzte mich in einiger Entfernung, ließ mir ein paar Dutzend Auſtern und eine Flaſche

Champagner geben und hörte zu, weil ich wohl zuhören mußte. Sie sprachen von Gott weiß was für verrücktem Zeug, von dem ich kein Wort verstand, und ich dachte noch so in meinem Sinn: welche Heuochsen doch diese Menschen sind, und wollte eben einnicken, oder war schon eingenickt, als plötzlich Dein Name genannt wurde, oder vielmehr nicht Dein Name, sondern der Deiner Frau. Natürlich war ich sofort wieder hell wach. — „Wer ist das?" fragte Einer. „Eine ganz famose Person," sagte Timm. — „Nun, und die poussirt Freund Stein?" — So ist es. — „Ein verteufelter Kerl, dieser Stein — Wie ist er denn an die gekommen?" „Das ist eine lange Geschichte" sagte Timm, und nun steckten sie die Köpfe so zusammen und sprachen so leise, daß ich das Uebrige nicht verstehen konnte. Jedenfalls lachten sie dabei wie toll und ich hatte große Lust, ihnen ein paar Flaschen an den Kopf zu werfen."

„Weshalb hast Du's denn nicht gethan?" fragte Cloten ärgerlich.

„Ich fange in einem fremden Local nicht gern Scandal an; es ist mir zu oft schlecht bekommen," erwiderte der philosophische Edelmann, sich den Rest aus der Flasche in sein Glas gießend.

Eine Pause entstand, die Cloten mit den in hef-

tigem Ton ausgestoßenen Worten unterbrach: „Ich glaube kein Wort von alle dem!“

Barnewitz zuckte die Achseln.

„'s ist auch das Beste, was Du thun kannst. Hörner, die sich nicht vermeiden lassen, trägt man am Besten in Geduld.“

„Ich verbitte mir dergleichen!“ rief Cloten auffahrend.

„Ich sage nichts, als was die Welt sagt;“ erwiderte Barnewitz, sein Glas behaglich schlürfend.

„Du meinst wohl: über Dich sagt die Welt nichts?“ fragte Cloten höhnisch.

„Was sagt die Welt von mir?“ rief Barnewitz jetzt ebenfalls aufspringend. „Der Teufel soll den holen, der es wagt — und ich dächte, Du hättest vor allen Grund, Dein Maul zu halten.“

„Grund oder nicht. Ich sehe nicht ein, weshalb ich nicht eben so gut sprechen darf, wie Du.“

„So'n Kerl, wie Du!“ sagte Barnewitz, die Hände in die Taschen steckend, mit höhnischem Grinsen; „Du denkst wohl Wunder welches Glück Du bei den Damen mit Deiner Schneiderfigur machst.“

„Ich sehe immer noch lieber wie ein Schneider, als wie ein Bierträger aus.“

Wer weiß, zu welchen Handgreiflichkeiten dieser

Wortwechsel noch geführt haben würde, wenn sich nicht gerade jetzt die Thür zum Billardzimmer geöffnet hätte und Herr Professor Jäger, nachdem er durch seine runden Brillengläser einen vorsichtigen Blick hineingeworfen, in das Gemach geschlichen wäre.

Herrn Professor Jäger's Erscheinung gehörte niemals zu den reizenden; heute Abend aber lag noch ein ganz besonderer Duft von Widerwärtigkeit auf seinem blassen Gesicht. Sein stereotypes Lächeln mit den heruntergezogenen Mundwinkeln trat um so mehr hervor, als er sich offenbar Mühe gab, die Stirn in die ernstesten Falten zu legen und durch die runden Brillengläser möglichst melancholisch drein zu schauen, so daß er Alles in Allem einem schwarzen Kater glich, der mit gekrümmtem Buckel schnurrend die Beine Jemandes umstreicht, den er im nächsten Augenblick grimmig in die Hände kratzen wird.

So näherte er sich den beiden Edelleuten, machte ihnen eine sehr verbindliche Verbeugung und sagte:

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, wenn ich die entente cordiale zweier Busenfreunde störe, indessen" —

„Kommen Sie her, Professor," sagte Barnewitz, der sehr froh über diese Störung war, trinken Sie ein Glas Pichon mit; Kellner noch eine" —

„Bitte, bitte, danke ergebenſt, bedaure nochmals unendlich, daß ich die Herren in dieſem gemüthlichen Plauderſtündchen unterbreche, indeſſen ich hörte in Ihrem Hauſe, Herr von Cloten, daß ich Sie hier finden würde und eine Sache von Wichtigkeit, die ich Ihnen mitzutheilen habe" —

„Geniren ſich die Herren nicht," ſagte Barnewitz, „ich gehe ſo lange in's Leſezimmer."

„Bitte, bitte — ich habe nur drei Worte" —

„Na, immerzu, ruft mich nur, wenn Ihr fertig ſeid."

Mit dieſen Worten ging Barnewitz in das Nebengemach, wo er, die Ellenbogen auf den Tiſch und das gedankenvolle Haupt in die Hände geſtemmt, ſich in die Lectüre des Grünwalder Amtsblattes vertiefte.

Er war kaum fort, als Profeſſor Jäger ſich zu Cloten wandte und in geheimnißvollem Flüſterton ſagte:

„Herr von Cloten, ich habe Ihnen eine Nachricht mitzutheilen, die Sie erſchrecken wird."

Cloten wurde blaß und trat einen Schritt zurück. Sein erſter Gedanke war, daß ſein Pferdeſtall in Brand gerathen und Arabella und Macdonald, ſeine beiden Vollblutpferde, ein Raub der Flammen geworden; ſein zweiter, daß der Profeſſor, deſſen Gat-

tin, wie er wußte, seit einiger Zeit die Vertraute Emilien's war, ihm ebenfalls etwas, das zu Barnewitzen's Berichten paßte, mitzutheilen habe. Aber der Professor ließ ihn nicht lange in dieser schrecklichen Ungewißheit, sondern hauchte mit einer hohlen Geisterstimme, die Mundwinkel so tief herunterziehend, daß sie unter dem Kinn wieder zusammenzustoßen schienen:

„Ihre Frau Gemalin" —

„Ha!" rief Cloten, „dachte ich's doch! Was soll's, was giebt's?"

„Ich weiß es nicht," erwiderte Jäger, „aber ich fürchte Schlimmes. Sehen Sie dieses Blatt; (er faßte dabei in die Tasche und brachte ein zusammengelegtes Stück Papier zum Vorschein); ich hab' es so eben auf dem Schreibtisch meiner Frau gefunden, — doch bevor ich Ihnen, was auf dem Blatt steht, vorlese, schwören Sie mir, daß Sie nie sagen wollen, von wem diese Nachricht ursprünglich stammt."

„Ich schwöre, was Sie wollen," sagte Cloten mit nervöser Heftigkeit, „was hat's mit dem Blatt auf sich."

„Gleich, gleich, lassen Sie mich Ihnen nur erst sagen, daß seit einigen Wochen eine Freundschaft zwischen Ihrer Frau Gemahlin und meiner Frau entstanden war, deren Intimität mich einigermaßen in Ver-

wunderung setzte, besonders nachdem ich bemerkt hatte, daß sich zu diesen Zusammenkünften, die rein poetische Zwecke verfolgen sollten — Sie wissen, Herr von Cleten, daß meine Frau Directrice des lyrischen Kränzchens ist — stets, oder doch wenigstens sehr oft, eine dritte Persönlichkeit gesellte, gegen die ich, offen gestanden, von früher her schon eine große, ja unüberwindliche Antipathie hatte. Diese Persönlichkeit ist" —

„Der Doctor Stein, weiß schon, weiter," sagte Cleten mit athemloser Hast.

„Sie wissen schon — in der That," sagte der Professor, mit einem mephistophelischen Lächeln, das unheimlich hinter den Brillengläsern hervorglitzerte, „o, so ist mir ja der schwerste Theil meiner Mittheilungen erspart. Nun, Herr von Cleten, wenn Sie es bereits wissen, will ich nicht weiter erwähnen, wie in meine ahnungslose Seele der erste Feuerfunke des Verdachtes fiel, wie dieser Funke durch mancherlei höchst eigenthümliche Beobachtungen zur Flamme angeschürt wurde, die mein Herz, das für das Glück meiner Brüder schlägt (hier legte der Professor die schwarzbehandschuhte Hand auf die linke Brust), zu verzehren drohte. Meiner Frau den Umgang mit der betreffenden Persönlichkeit zu verbieten

wagte ich nicht. Sie wiſſen, Herr von Cloten, Dichtergemüther ſind exaltirt und der äſthetiſche Standpunkt, von welchem aus" —

„Aber ich bitte Sie, Herr Profeſſor, kommen Sie zur Sache," rief Cloten, der wie auf Kohlen ſtand, „was ſteht denn auf dem Blatte?"

„Sehen Sie!" ſagte Jäger, das Papier auseinanderfaltend, „es iſt das Brouillon eines Gedichtes, das ich, noch naß, auf dem Schreibtiſch meiner Frau, die, wie mir das Mädchen ſagte, einen Beſuch zu machen, ausgegangen war, ſoeben fand. Darf ich es Ihnen leſen?"

„Ja, in des Teufels Namen," rief Cloten, der in einer ſchrecklichen Aufregung war.

Der Profeſſor Jäger rückte ſich ſeine Brille auf der Naſe zurecht, ſchob das Licht etwas näher und las mit halblauter, ſchnarrender Stimme, während ihm der junge Edelmann über die Achſel auf das Papier ſah: „Grünwald, den zehnten December 1847 — Sie ſehen, das Datum ſtimmt genau.

Zu's Album einer Flüchtenden.

Du fliehſt! — es leuchten die funkelnden Sterne
Bei der ſauſenden Jagd durch die nimmeriſche Nacht;
Du fliehſt! und ach, es folgte dir gerne
Die ſo treu deine heimliche Liebe bewacht!
Doch die ehlichen Ketten, die harten, die kalten,
Mich feſt auf dem Lager, dem freudloſen halten —
Du fliehſt — ich bleib' in nimmeriſcher Nacht.

„Sie ſehen, dieſe poetiſchen Uebertreibungen einer ſonſt ſo keuſchen, liebevollen Seele," ſagte der Profeſſor, der die letzten Verſe mit etwas unſicherer Stimme geleſen hatte.

„Weiter, weiter," drängte Cloten, den eigenes Leid gegen die Leiden ſeines Nebenmenſchen gleichgültig machte.

Der Profeſſor fuhr fort:

Du ſiehſt! es blitzen die ſchneeigen Gefilde,
Es donnert der Huf auf der Fläche von Eis,
Es ſchreckt dich die Nacht nicht, die ſchaurige, wilde,
Es lockt dich der Liebe unendlicher Preis.
Du ſiehſt! und mit Recht! was ſoll denn die Stolze,
Die Schöne beim Gatten, der Puppe aus Holze
Und Leder? was ſoll ihr ein Lager von Eis?

„Das geht auf mich!" ſagte Cloten, vor Wuth mit den Zähnen knirſchend.

„Ohne Zweifel, ohne Zweifel," erwiderte der Profeſſor, „aber hören Sie weiter!"

Du ſiehſt! und drüben am felſigen Strande,
Im Häuschen der Amme, ſo traut und ſo klein,
Da fallen die drückenden, preſſenden Bande,
Da nennſt du ihn dein, da nennt er dich ſein.
Da ſtürzen die feurigen Bäche zuſammen,
Da ſchlagen zum Himmel die ſprühenden Flammen,
In der Kammer der Alten, ſo nieder und klein.

Du ſiehſt! doch ach! nicht dort iſt der Hafen;
Zu nah iſt der Späher; ſein Auge, es wacht;
Wollt ihr ſelig den Schlaf der Vergeſſenheit ſchlafen,

Flieht, wo ein milderer Himmel euch lacht!
Flieht bis zu der Seine geweihetem Strome,
Wo Notre Dame vom heiligen Dome
Mit Mutteraug' über Liebende wacht."

Der Professor faltete das Blatt zusammen, schob es wieder in die Tasche und sagte:

„Dieses Gedicht machte mich, der ich die Dichtweise meiner Gattin kenne und weiß, daß sie ihre Stoffe gern aus dem Leben nimmt, sehr bestürzt. Wie erschrak ich aber, als ich, von dem Vorrechte des Gatten Gebrauch machend und weiter zwischen den umhergestreuten Papieren kramend, dies Zettelchen fand — (hier faßte der Professor in die Westentasche) „kennen Sie diese Handschrift, Herr von Cloten?"

„Es ist die Hand meiner Frau!" rief der junge Edelmann, einen Blick auf das Billet werfend; „was schreibt sie? Lassen Sie sehen! „Es bleibt bei der Verabredung, liebe Primula! Alles ist bereit. Rendezvous drüben bei der Lemberg. Morgen um diese Zeit liegt eine Welt zwischen uns. Werde ich Sie noch einmal umarmen? Ich bin bis drei Uhr zu Haus. Gern, sehr gern sähe ich Sie — aber dürfen Sie es wagen, ohne Verdacht auf sich zu lenken? Ich überlasse es Ihnen. Adieu, adieu, Theuerste! Noch heute frei! O, ich kann den Gedanken nicht fassen. Adieu! tausendmal adieu!" — Himmelhöllen-

element!" rief der glückliche Gatte, das Papier in der Hand zerknitternd und in die Tasche steckend. „Jetzt wird mir Alles klar! wußte ich doch gar nicht, was dies ewige Besuchen der alten Person in Fährdorf zu bedeuten hatte! Aber ich will ihnen das Spiel verderben; ich will" —

Da Herr von Cloten in diesem Augenblick so recht eigentlich noch nicht wußte, was er wollte, so schwieg er und lief wie ein von heftigen Zahnschmerzen Geplagter im Zimmer auf und ab.

Professer Jäger betrachtete ihn, den Kopf auf die rechte Schulter geneigt und die Hände mit sympathetischer Rührung ineinanderlegend, durch seine runden Brillengläser, wie eine Ohreule das Flattern eines Gimpels, der sich auf einer Leimruthe gefangen hat.

„Sie können nicht glauben, theuerster Herr von Cloten," sagte er, „wie tief meine Seele über dies Alles betrübt ist, und glauben Sie, ich hätte gewiß geschwiegen, wenn es nicht eines guten Schäfers Pflicht wäre, das Lamm aus dem Rachen des Wolfes zu reißen. Denn ein Wolf ist dieser Mensch. Ich habe ihn vom ersten Augenblick als solchen erkannt; aber man wollte ja nicht auf mich hören. Jetzt kommt es an den Tag. Noch diesen Morgen war der Kanonicus Schwarz, einer der Scholarchen des Gym-

naſiums, bei mir und erzählte mir, daß auf Antrag des Director Clemens bereits eine Disciplinaruntersuchung gegen den entſetzlichen Menſchen eingeleitet ſei, deren Reſultat ohne allen Zweifel die Entlaſſung, die ſchimpfliche Entlaſſung deſſelben zur Folge haben werde; und während ich noch überlege, wie man am beſten, am ſchlagendſten documentiren könne, daß man den Wolf in Schafskleidern wohl erkannt habe, muß mir heute Nachmittag der Zufall dieſe Papiere in die Hände ſpielen, die den klarſten Beweis liefern, daß alles Schlimmſte, was man dieſem Menſchen nachſagte, noch immer nicht ſchlimm genug war. Ich wußte vom erſten Augenblick an, was die Pflicht mir gebot. Sicher, daß meine Gattin nie erfahren werde, wie ich ſie gewiſſermaßen in dieſer Sache bloßgeſtellt habe, der Discretion eines Edelmanns gewiß, eilte ich —"

„Ich muß Barnewitz mit in's Vertrauen ziehen," rief plötzlich Cloten; und er machte eine Bewegung nach dem Zimmer, in welches ſich Barnewitz zurückgezogen hatte.

„Um Gott, Herr von Cloten," rief der erſchrockene Profeſſor, „wollen Sie mich unglücklich machen? Bedenken Sie, Sie haben geſchworen, mich und meine Frau nicht zu verrathen" —

„Dummes Zeug," ſagte Cloten, „Sie wollen doch nicht, daß ich allein mich auf eine ſolche verdammte Geſchichte — Barnewitz!"

„Was giebt's?" ſagte der Gerufene, von ſeinem Amtsblatt aufſchauend.

„Komm einmal her! Ich hab Dir etwas Wichtiges mitzutheilen."

Barnewitz kam und Cloten erzählte ihm mit fliegenden Worten, um was es ſich handle, während der Profeſſor, ſich verlegen die Hände reibend, daneben ſtand.

„Es iſt kein Zweifel," ſchloß Cloten, ich will's nur geſtehen, ich habe auch ſchon einen ähnlichen Verdacht gehabt; freilich auf den Hallunken, den Stein, wäre ich nicht gefallen. Aber es trifft Alles ein. Ich weiß, daß ſie heute wieder nach Fährdorf hinüber wollte und jetzt fällt mir ein, daß ſie ganz gegen ihre Gewohnheit ausdrücklich ſagte, ſie würde vor Abend nicht zurückkommen; und da Du nun geſtern Abend auch — o, es iſt kein Zweifel, kein Zweifel! was ſoll ich thun? was ſoll ich thun? — und der junge Mann ſchlug ſich mit der geballten Fauſt vor die Stirn.

„Was Du thun ſollſt?" ſagte Barnewitz; „ſie laufen laſſen, wohin ſie will."

„Verzeihen Sie," sagte der Professor, „das würde einen ungeheuren Scandal geben, dem jetzt meiner Meinung nach durch energisches Handeln noch vorgebeugt werden kann."

„Der Professor hat Recht," sagte Cloten; „wir dürfen sie nicht weg lassen; aber ich allein — willst Du mir helfen, Barnewitz?"

„Avec plaisir," antwortete Barnewitz, ich habe so stets eine Pique auf den Bengel gehabt."

„Aber periculum in mora, meine Herren. Es ist Eile im Verzuge. Sie müssen sich sofort auf den Weg machen;" schnarrte der Professor.

„Das wollen wir," sagte Cloten; „komm Barnewitz, ich will Dir unterwegs mittheilen, was ich für einen Plan entworfen habe. Der Professor begleitet uns noch ein Streckchen."

„Recht gern, recht gern," erwiderte der Professor; „meine Zeit ist freilich beschränkt, sehr beschränkt. Ah, — zu dieser Thür hinaus; bitte, bitte, gehen Sie voran." —

Und die drei Herren verließen eiligst das Local.

Sechszehntes Kapitel.

Die breite Eisfläche zwischen dem Festlande und der Insel war seit Wochen schon eine feste Brücke. Man hatte in der That beinahe vergessen, daß der Fuß auf gefrornes Wasser trat und der Huf des Pferdes so laut an die Thür über dem Abgrunde pochte. Was sollte man auch fürchten, wenn man die dicken Blöcke sah, welche die Fischer zur Warnung um die für die Fische ausgehauenen großen Löcher stellen, vorausgesetzt, daß man nicht unvorsichtigerweise hineinlief oder fuhr, was doch am Tage kaum möglich war. Und so lange nun die schrägen Wintersonnenstrahlen auf den blanken Feldern glitzern, die rechts und links von der Stadt meilenweit den Sund bedecken, wimmelt es auf „der Bahn" von Fußgängern und Schlitten, die meistens mit einem, oft aber auch mit zweien und gar nicht selten mit vier Pferden bespannt sind.

Wenn aber die Sonne untergegangen ist, wenn

dann die Nebel anfangen, dichter zu wallen, wird der schwarze bewegliche Faden, der sich den Tag über von der Stadt nach dem Fährdorfe zog, dünner und dünner. Die Fischer, die meilenweit draußen in den Waken gefischt haben, kommen auf ihren niedrigen Schlitten herein. Aufrecht auf diesen Schlitten stehend, die sie mit einer langen, unten mit einer eisernen Spitze versehenen Stange forttreiben, huschen sie mit wunderbarer Geschwindigkeit, einer hinter dem andern, durch den grauen Nebel, anzuschauen wie Gespenster der Oede, wie Geister des Nordlands. Und jetzt leuchten hüben und drüben Lichter auf, vereinzelt von der Insel her, aber auf der Stadtseite häufiger und weiterhin sichtbar; und jetzt beginnen auch die Sterne, die vorher nur hier und da aus dem Abendhimmel herabschauten, in Masse zu glänzen und zu funkeln und zu schimmern, daß sich das Auge nicht satt sehen kann an dieser Pracht. Aber es achtet Niemand darauf. Der schwarze bewegliche Faden ist verschwunden, nur hier und da noch ein verspäteter Wanderer, der seine Schritte beschleunigt, obgleich er weiß, daß ihm kein Unglück passiren kann, wenn er sich auf der Bahn hält; oder ein Schlitten, einer jener kleinen, leichten, schnellen, mit einem Pferde bespannten Schlitten, wie sie zur Vermittelung des

Verkehrs von Fischern und Fährleuten in großer Anzahl während des Winters ausgerüstet und vom Publikum eifrigst benutzt werden.

Ein solcher Schlitten fuhr jetzt eben im schnellen Trabe durch den Abend dahin, der mit jedem Augenblicke dunkler und nebliger auf die Eisfelder herabsank. In dem Schlitten saß außer dem Fuhrmann nur noch ein Passagier, der eine Pelzmütze tief in das Gesicht gedrückt und den Mantelkragen hoch heraufgeschlagen hatte.

So lange sie in der Nähe des Hafens noch heimkehrenden Schlitten und Fußgängern begegneten, wurde zwischen dem Fuhrmann und seinem Passagier kein Wort gewechselt; als sie aber draußen hinaus kamen auf die weite Eiswüste, die Lichter der Stadt hinter ihnen im Nebel verdämmerten und der Hufschlag des stutzohrigen Kleppers dumpfer ertönte, richtete sich der Herr aus seiner Ecke auf und sagte:

„Alles in Ordnung, Claus?"

„Alles, Herr!" erwiderte der hübsche Bursche, sich halb auf seinem Sitze umwendend.

„Hast Du von Deinem Vetter Nachricht?"

„Ich bin gestern selbst noch einmal dagewesen; er wird Schlag fünf bei Barow am Strande halten. Er nimmt seine beiden besten Pferde. Sie können

damit in einem Trabe bis morgen um dieſe Zeit fahren."

„So viel braucht's gar nicht; wenn wir nur erſt bis Franzberg ſind. Von da wollen wir ſchon weiter kommen. Du kennſt doch die Bahn bis Barow?"

„Ob ich ſie kenne! ich bin alle Tage herübergeweſen. Aber ich möchte einem, der keinen Beſcheid weiß, nicht rathen, nach der Seite zu fahren."

„Weshalb?"

„Die Barower haben Wacke bei Wacke in's Eis gehauen, und wo ſie aufhören, fangen unſere Fähr'ſchen an. Man hat rechts und links immer blankes Waſſer neben ſich. Hü, Foß!"

Der ſtutzohrige Klepper beſchleunigte ſein Tempo, und die beiden Männer verſanken in Schweigen. Beide ſpähten und horchten in die Nacht hinein, aber mit nicht ganz denſelben Empfindungen. Für Claus Lemberg war das Ganze ein vergnügliches Abenteuer, das ihm ungemein zuſagte, da es ſeine ſtarken Nerven auf wohlthuende Weiſe anregte und diejenigen Eigenſchaften ſeines Charakters, auf welche er am meiſten Gewicht legte: Muth und Verſchlagenheit zur Geltung brachte. Für den Andern war die Sache bedenklicher. Er war ſich bewußt, einen Schritt zu thun, den er nie wieder zurückthun konnte, einen Schritt, der über

ſein Schickſal — doch das wollte nicht viel ſagen — aber auch über das Schickſal eines anderen Weſens entſcheiden mußte, — einer Frau, die ſich durch ihre hingebende, aufopfernde Liebe Anſpruch auf ſeine Liebe erworben hatte, die Rang und Reichthum — jeden Vorzug ihrer Geburt und ihres Standes von ſich geworfen hatte, um ihm, nur ihm zu gehören, und die dort drüben, von wo jetzt die Lichter herüberzuſchimmern begannen, voll Aengſten und Sorgen ſeiner harrte. Und ſo war denn auch ſein Herz voll ſchwerer Sorge. Er hatte die Brücke hinter ſich abgebrochen; er eilte in eine Zukunft hinein, die ſo ſchwarz war, wie die Nacht, die ihn umgab, aber bei weitem nicht ſo voll heller, funkelnder Sterne. Doch gleichviel — der Würfel iſt geworfen; zurück geht's nicht mehr, ſo denn vorwärts, vorwärts. — Was iſt das! iſt das nicht ein Schlitten, der hinter uns her kommt?

Oswald richtete ſich halb in die Höhe und lauſchte, aber Claus' ſcharfes Ohr hatte ſchon die Richtung erfaßt, aus welcher der Schall kam.

„Es iſt ein zweiſpänniger Schlitten von drüben," ſagte er, etwas rechts aus der Bahn biegend; „die Pferde greifen gut aus; gleich werden wir d'ran ſein."

Faſt unmittelbar darauf ſahen ſie auch ſchon den Schlitten; — eine dunkle Maſſe, die durch die Nacht

blitzschnell dahinglitt. Als sie aneinander vorüber kamen, hemmte der Kutscher den Lauf der Rosse, und eine Stimme fragte:

„Wir sind doch auf der Bahn?"

„Nur immerzu!" war Claus-Antwort.

Darauf fragte eine zweite Stimme:

„Und das Eis hält für zwei Pferde?"

„Auch für vier," antwortete Claus.

„Danke!"

„Keine Ursach!"

Und die Schlitten setzten sich wieder in rasche Bewegung.

„Sonderbar," murmelte Oswald; „mir war, als ob ich Oldenburg's und Berger's Stimme gehört hätte. Welch' wunderliche Streiche einem die Phantasie doch spielt."

Die noch übrige Strecke bis Fährdorf wurde wieder schweigend zurückgelegt. In wenigen Minuten langten sie an. Aus den Häuserchen oben auf dem Uferrande schimmerten Lichter. Unten an der Fährbrücke, wo das Gasthaus steht, ging es noch lebhaft zu. Die Fenster waren erleuchtet. Musik ertönte. Schlitten standen vor der Thür.

Claus hielt; Oswald stieg aus.

„Ich fahre am Strande hin, bis zu unserem

Hauſe," ſagte Claus, „und warte, bis Sie kommen. Aber eilen Sie ſich. In einer halben Stunde geht der Mond auf, und man kann uns dann auf eine Meile weit auf dem Eiſe ſehen."

„Hab' keine Sorge. Wir wollen Dich nicht warten laſſen."

Oswald ging an dem Gaſthauſe vorüber die ſteile Dorfſtraße hinauf, bog dann links ab und eilte an den kleinen Häuſern, die hart am Rande des Ufers erbaut ſind, dahin, bis er an das letzte derſelben kam. Durch eine Ritze des Ladens, mit dem das niedere Fenſter verſchloſſen war, dämmerte ein ſchwaches Licht. Oswald pochte dreimal in beſtimmten Zwiſchenräumen an den Laden. Gleich darauf wurde die Thür vorſichtig geöffnet. Oswald ſchlüpfte hinein. Auf dem Flur ſtand eine alte, hochgewachſene, ſtarkknochige Frau, mit einem Licht in der Hand; neben ihr eine junge ſchlanke Geſtalt, die ſich Oswald, ſobald er eingetreten war, in die Arme ſtürzte:

„Kommſt Du endlich?"

„Endlich, Emilie? ich komme auf die Minute."

„Gleichviel; ich bin faſt geſtorben vor Ungeduld."

„Iſt Alles bereit?"

„Ja."

„Hat Dich Jemand geſehen, als Du fortfuhrſt?"

„Niemand, außer der Jägerin. Sie wollte mich durchaus herüber begleiten; ich konnte es ihr nicht ausreden. Sie ist drinnen im Zimmer.“

„Die tolle Person.“

„Schilt sie nicht, wir sind ihr viel Dank schuldig; sei freundlich zu ihr.“

„Sie wird die Verfolger auf unsere Spur bringen.“

„Ich fürchte nichts. Cloten ist ganz sicher. Ich habe ihm gesagt, daß ich vor Abend nicht wieder zurückkäme. Komm herein.“

Emilie zog Oswald in das niedrige Stübchen, wo Primula an dem Tisch stand und Thee machte. Sobald sie Oswald erblickte, eilte sie in seine Arme.

„Oswald,“ rief sie, „dies ist der letzte Augenblick! noch eine Tasse Thee mit Rum, dann sei's geschieden, kühn und ohne Wanken!“

„Die Augenblicke sind kostbar,“ sagte Oswald, sich aus der Umarmung Primula's losmachend. „Wir müssen fort, Emilie.“

„Nicht ohne vorher diesen Trank geschlürft zu haben,“ sagte Primula, den Thee in die Tasse gießend. „Sie wissen, Oswald, draußen ist's kalt und bei dieser Nachtluft frieren auch wir, wir ewigen Götter.“ —

Primula's Versuch, scherzhaft zu sein, mißglückte, Thränen erstickten ihre Stimme; sie setzte sich auf

einen Schemel, drückte die Hände vor das Gesicht und schluchzte. Aber schon im nächsten Augenblicke sprang sie wieder empor.

„Keine weibische Schwäche, Primula!“ rief sie; „hier heißt es, stark sein. Trinkt, meine Freunde! trinkt und dann hinaus in die dunkle Nacht und das sternenglänzende Leben!“

„Komm, Oswald,“ sagte Emilie, die schon reisefertig dastand; „die Jägerin hat recht; eine Tasse Thee kann uns nicht schaden; auf ein paar Minuten kommt es nicht an.“

„Ich wollte, wir wären fort,“ sagte Oswald, ihr die Tasse, die sie ihm bot, aus der Hand nehmend.

Er hatte kaum diese Worte gesprochen, als sehr stark an den Fensterladen gepocht wurde.

Alle sahen sich erschrocken an.

„Holla!“ rief eine Stimme.

„Um Gotteswillen, es ist Arthur,“ sagte Emilie. „Wir sind verloren.“

„Lebt wohl, meine Freunde!“ rief Primula und sprang in die Kammer nebenan, nachdem sie vorher vergeblich versucht hatte, die Thür des großen Kleiderschrankes aufzureißen.

„St!“ sagte die alte Frau, „so leicht fängt man

uns Fähr'sche nicht. Sprechen Sie kein Wort!" Sie trat an das Fenster und rief:

„Wer ist da?"

„Ist vielleicht Frau von Cloten hier? ich habe ihr eine wichtige Nachricht zu bringen."

Die Alte wandte sich um und flüsterte:

„Machen Sie, daß Sie fortkommen; ich will sehen, daß ich ihn hier aufhalte. — Was wollen Sie?"

Oswald und Emilie hörten die Antwort nicht mehr. Verstohlenen Schrittes, sich an den Händen haltend, schlichen sie aus dem Gemache, über den Flur nach der Thür, die hinten zum Hause hinaus auf den Rand des Ufers ging. Von dort führte eine Treppe hinab an den Strand. Unten hielt der Schlitten. Einmal im Schlitten, waren sie gerettet.

„Bleib hinter mir," sagte Oswald, als sie an die Thür kamen.

Die Thür war durch eine eiserne Krampe verschlossen. Oswald öffnete vorsichtig. Alles war still. Der Winterhimmel mit seinen Sternen schaute herein.

„Es ist Niemand hier," flüsterte Oswald, „komm!"

Sie waren kaum herausgetreten, als die Thür mit großer Gewalt zugeschlagen wurde, von Jemand, der hinter derselben gestanden hatte und sich jetzt, wie

um den Fliehenden den Rückzug abzuschneiden, mit seinen breiten Schultern gegen dieselbe lehnte.

In solchen Momenten arbeitet der Geist schnell und Oswald erkannte bei dem Licht der Sterne und des Schnees in der breitschulterigen Gestalt sofort den Herrn von Barnewitz.

„Wir sind verrathen," murmelte er, „aber sie sollen es büßen. Fort, Emilie, in den Schlitten; ich komme nach."

„Aber nicht sogleich!" sagte von Barnewitz, auf Oswald zuspringend und ihn mit beiden Händen an den Schultern fassend.

Oswald riß sich los und ein paar Schritte zurückspringend, um Spielraum zu haben, ergriff er eine jener mit Eisen beschlagenen Piken, welche sich die Fischer bei ihren Schlitten bedienen und von denen einige dicht neben ihm an der Wand lehnten und führte damit einen so gewaltigen Streich nach seinem Gegner, daß dieser trotz seiner ungeheuern Körperkraft und riesigen Figur ohne einen Laut von sich zu geben, zu Boden stürzte.

In einem Nu hatte Oswald Emilie eingeholt und seinen Arm um ihren Leib schlingend, trug er sie beinahe die steile Treppe hinab.

Unten an der Treppe auf dem Schnee des schmalen Strandes hielt der Schlitten.

Er hob Emilie hinein und ſtieg ſelbſt nach.

„Wir ſind verrathen, Claus,“ ſagte er; „fahr zu, es geht um Tod und Leben.“

Claus ſchnalzte mit der Zunge und der ſtutzohrige Klepper trabte davon.

„Dacht's mir,“ ſagte Claus, ſich halb umdrehend; „ſeit 'ner Minute hält ein Schlitten nicht hundert Schritte von hier am Strande. Ich ſah, daß zwei Männer ausſtiegen und das Ufer hinaufkletterten; ich wollte eben nach und Sie warnen, da kamen Sie ſchon die Treppe hinab. Nun hat's nichts mehr zu ſagen. Ich wollte die Pferde ſehen, die Claus Lemberg ſeinen Foß einholen.“

„Das Vergnügen könnteſt Du bald haben,“ ſagte Oswald, der während deſſen nach hinten geſchaut hatte, „da kommen ſie ſchon. Es ſcheint, dieſe Stiere fallen nicht auf einen Streich und wollen noch mit einer Kugel Bekanntſchaft machen. Wo ſteht das Käſtchen, Claus, das ich Dir gab?“

„Dicht hinter Ihnen im Stroh.“

Oswald öffnete das Käſtchen, nahm eine der beiden Piſtolen, die es enthielt, heraus und ſpannte den Hahn.

„Um Himmelswillen, Oswald, was willſt Du

thun?" sagte Emilie, die, so lange sie im Schlitten waren, noch kein Wort gesprochen hatte.

„Den Ersten, der Hand an mich zu legen wagt, über den Haufen schießen."

„O, mein Gott, mein Gott!"

„Für wen fürchtest Du? für mich oder für ihn? Noch ist es Zeit. Er wird Dir sicher verzeihen, wenn Du jetzt umkehrst; Dir höchstens in Barnewitz' Gegenwart eine kleine Strafpredigt halten."

„Wie Du nur so sprechen magst! Ich umkehren! lieber todt auf dem Grunde des Meeres."

„Auch dazu kann Rath werden," murmelte Oswald.

Es schien Oswald klar, daß der stutzohrige Klepper, so schnell er auch die scharfbeschlagenen Hufen auf das Eis hieb, mit den zwei Racepferden, welche den Schlitten der Verfolger zogen, nicht auf die Dauer in die Wette fahren konnte. Der Vorsprung von einigen hundert Schritten, den er hatte, konnte nicht groß in Rechnung kommen, da die Entfernung von Fährdorf bis nach dem Dorfe Barow auf dem Festlande, wo sie Claus' Vetter (der Verwalter eines Breesen'schen Gutes, der sich für „das Fräulein" Alles zu thun und zu leiden bereit erklärt hatte) mit dem Schlitten erwartete, über eine Meile betrug.

„Noch einmal, Emilie: Was wünschest Du, daß

ich thue, wenn sie uns einholen?" fragte Oswald, sich zu der kleinen Frau herabbeugend, die, in ihren Pelz gehüllt, schweigend dasaß.

„Daß Du Dich vertheidigest wie ein Mann."

„Und wenn ich unterliege?"

„So springe ich in die erste Wake, der wir begegnen, besser auf dem Grund des Meeres, als zurück zu ihm."

„Ist das Dein wohlerwogener Entschluß?"

„So wahr ich lebe und Dich liebe."

Oswald beugte sich herab und küßte das schöne blasse, kalte Antlitz.

„Nun ist es gut," sagte er, „nun komme, was will." Es waren entsetzliche Minuten, und die schauerliche Umgebung erhöhte noch das Entsetzliche der Situation. Lautlose Stille ringsumher, nur unterbrochen von dem rastlosen Hufschlag des flüchtigen Kleppers und von dem eigenthümlich sausenden ächzenden Ton, den ein Gegenstand hervorbringt, der mit großer Schnelligkeit über eine Eisfläche dahingleitet — und so weit das Auge reicht, die fürchterliche Oede einer mit dünnem Schnee überdeckten Ebene, über welcher der Horizont nach allen Seiten wie eine bleierne Glocke liegt. Denn selbst die Sterne waren jetzt in dem feinen Nebel verschwunden, und dennoch wurde

es mit jedem Augenblick heller und heller. Am grauen Himmel verkündete ein röthlicher Streifen den aufgehenden Mond. Man konnte den Schlitten der Verfolger deutlicher sehen, ein großer, schwarzer Flecken, der immer größer und schwärzer wurde, in dem Maße als die Helligkeit am Himmel zunahm.

Seit sie Fährdorf verlassen hatten, waren wenige Minuten verflossen, doch dünkten sie Oswald eine Ewigkeit. Er spähte vorwärts aus nach dem Ufer, aber es war noch nicht zu entdecken; er sah hinterwärts nach den Verfolgern; wieder war der große, schwarze Flecken größer und schwärzer geworden.

Und heller und heller wurde es am Himmel; schon blinkte das geisterhafte Licht auf dem schwarzen Wasser in den Waken und auf den weißen Eisblöcken, die wie Prellsteine am Rande liegen, und immer größer und schwärzer wurde der große schwarze Flecken hinter ihnen.

„Wir holen es nicht, Claus," sagte Oswald.

„Was gilt die Wette, Herr?" erwiderte Claus; „ich will den Foß lebendig fressen, wenn er nicht gewinnt. Herr, so 'nen Pferd giebt's nicht weiter. Wir sind unser zwanzig Fähr'sche und dreißig Grünwald'sche, und jeder hat einen guten Gaul vor dem Schlitten; aber der Foß schlägt sie alle, alle. Hü Foß!"

Und als ob der Fuchs sich durch das Lob seines Herrn zu noch größerer Schnelligkeit angespornt fühlte, schüttelte er seine krausen Mähnen und hieb mit noch rascherem Tempo seine scharfen Hufen auf das Eis.

„Aber die Pferde dort sind keine gewöhnlichen.“

Claus lachte.

„Und gerade deshalb habe ich keine Sorge, Sie halten's nicht aus. Und überdies fürchten sie sich vor den Waken. Noch ein paar Minuten und sie bleiben zurück, oder ich will den Foß lebendig fressen.“

Sei es, daß der Fuchs sich, um dem schrecklichen Schicksal zu entgehen, welches ihm, im Fall er sich überholen ließ, bevorstand, zu ganz unerhörten Anstrengungen zusammenraffte, sei es, daß die Pferde Cloten's in der That bei dieser ungewohnten Jagd über das glatte Eis weg zu ermüden begannen, oder die schwarzen Wasser der Waken den Verfolgern den Muth raubten — aber Claus' Prophezeihung fing an in Erfüllung zu gehen, nachdem er sie kaum ausgesprochen hatte. Trotzdem es heller und heller am Himmel heraufdämmerte, wurde der schwarze Punkt hinter ihnen merkbar kleiner und undeutlicher, und als jetzt der Vollmond über den Rand des Horizontes aufstieg und sein bleiches Licht über die weiten Flächen

ausgoß, war der schwarze Flecken auf dem Schneegefilde verschwunden.

„Na, habe ich's nicht gesagt?" fragte Claus, sich umwendend und seine weißen Zähne zeigend, „daß es keine Pferde giebt, die den Foß auf dem Eise einholen, hü, Foß! zeig' mal, was Du kannst."

Claus hatte sich wieder zu seinem Pferde gewandt. Ueber dumpfdonnernde Tiefen weg, vorbei an unheimlich im Mondschein glitzernden Wassern ging die pfeilschnelle Fahrt hinein in die öde Nacht. Um ihre Ohren pfiff der eiskalte Nachtwind, der klagend und seufzend über die Schneefelder strich. Oswald und Emilie waren sich in die Arme gesunken. Froh der entronnenen Gefahr, in der Seligkeit einer Liebe, deren holde Blumen sie am Rande des Abgrundes pflückten, vergaßen sie gern auf Augenblicke, wie tief und voller Schrecken dieser Abgrund war.

Ende des dritten Bandes.

Problematische Naturen.

Roman

von

F. Spielhagen.

Zweite Abtheilung:

Durch Nacht zum Licht.

Vierter Band.

Berlin, 1862.

Verlag von Otto Janke.

Durch Nacht zum Licht.

Roman

von

F. Spielhagen.

Ex fumo dare lucem cogitat.
Horatius.

Vierter Band.

Berlin, 1862.
Verlag von Otto Janke.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erſtes Kapitel.

Es war im März. In Frankreich war am vierundzwanzigſten Februar die Republik proclamirt worden. Das ungeheure Ereigniß verbreitete in concentriſchen Kreiſen ſeine Wirkung über die ganze civiliſirte Erde. Auch die Reſidenz war ſeit einigen Tagen davon erfaßt und eine fieberhafte Aufregung hatte ſich der Geiſter bemächtigt — eine Verwirrung, ein nervöſes Zittern, wie ſie den Menſchen ergreifen, der aus tiefem Schlaf urplötzlich zum hellen Licht des Tages aufgeſchreckt iſt und noch nicht recht weiß, wo ihm der Kopf ſteht. Und dabei ein heimliches Grauen vor dem Dunkel der Nacht, in welcher man ſo lange in den dumpfen Banden eines unnatürlich tiefen Schlafes zugebracht, ein verworrenes Gefühl, daß es doch etwas ſehr Herrliches um das goldne Taglicht ſei; ein hoffnungsfriſches Recken, ein thatendurſtiges Dehnen in allen Gliedern, ſo daß den Wächtern, die den rieſengewaltigen Schläfer im Schlaf beobachtet und bewacht

hatten, schier unheimlich wurde und sie unter einander sprachen: wir werden ihn in eiserne Banden schnüren müssen, sonst steht er am Ende noch gar auf und dann wäre es um uns geschehen. . . . . .

An einem schönen hellen Abend ging es „Unter den Buden," dem Hauptvergnügungsorte des soliden Bürgers, der sich hier mit Frau und Kind des Sonntags Nachmittags an Weißbier, Musik und Bratwürsten zu ergötzen pflegt, sehr lebhaft zu. Wer indessen dem Treiben der letzten Tage in der großen Stadt fremd geblieben war, hätte für den ersten Augenblick zweifeln können, ob dies eine politische Versammlung oder ein Volksfest sei. Vielleicht war es Beides. Das Volk ist überall, wo es in größerer Masse zusammenkommt, so lange nicht wirklich etwas vorgefallen ist, das seine Leidenschaft entflammt, zu Scherz, Muthwillen und Narreteien aller Art aufgelegt. Hat man doch die Arbeit, die strenge Zuchtmeisterin, um einen Nachmittag, vielleicht nur um eine Stunde betrogen! erweckt doch schon der Umstand, daß man in Masse da ist, daß kein Polizist so leicht wagen wird, hineinzureden oder gar hineinzugreifen, ein Gefühl des Uebermuthes und der Ueberkraft, eine nicht alltägliche, gehobenere, freudigere Stimmung, zumal wenn der Frühlingshimmel so

herrlich blaut; die schlanken, blätterlosen Zweiglein und Aestlein der Baumwipfel des Parks sich so klar und scharf von dem blauen Himmel abhebeh, und die Abendsonne so warm und hoffnungsreich herabscheint auf die Tausende von Menschen, die unten auf dem weiten Platze zwischen den Kaffeehäusern und dem Fluß auf der einen und dem Parke auf der andern Seite durch einanderwogen und drängen, besonders nach der hölzernen Tribüne am Rande des Parkes, die sonst für die Musici bestimmt, von der aber heute eine Musik gar eigner Art erschallt, eine Musik, die dem Volke so ganz ungewohnt ist und vielleicht deshalb ihm kostbarer dünkt, als die herrlichsten Walzer von Strauß oder Lanner. Weiter zu nach den Kaffeehäusern aber, wo man die Redner nicht mehr wohl verstehen konnte, ging es lustiger zu. Da konnten die Kellner kaum so viel Gläser voll des allbeliebten Weißbiers herbeischaffen, als von den durstigen Kehlen geleert wurden; da boten Semmel- und Wurstverkäufer ihre Waare an, da quäkten die Cigarrenjungen mit den schrillen unreifen Stimmen, da trieben selbst Gaukler und Taschenspieler ihr lustiges Handwerk.

Durch die wogende Menge schlenderten Arm in Arm zwei Männer, die sich durch ihre Erscheinung

wesentlich vor dem großen Haufen auszeichneten, welcher zum größten Theil aus Leuten der niedern Stände, zumal jungen Leuten zusammengesetzt war. Der eine dieser Männer war sehr lang und dürr; die grauen Augen unter den scharfgezeichneten Brauen blickten so hell und kühn, und um die feine, gerade Nase zuckte es oft so bedeutungsvoll, daß man sich den Ausdruck der unteren Partie des Gesichtes, die ein dichter, schwarzer, kurzgeschorner Bart verhüllte, leicht ergänzen konnte. Seine Haltung war nachlässig, wie die eines Mannes, der mit seinen Gedanken stets zu beschäftigt ist, um auf die äußern Formen großes Gewicht zu legen, und seine Kleider, die aus den feinsten Stoffen bestanden und nach der neuesten Mode gefertigt waren, saßen ihm so schlottrig bequem auf dem hagern Leibe, wie sie nur bei Jemand sitzen können, der dem Grundsatz huldigt, daß die Kleider seinetwegen und nicht er der Kleider wegen da ist. — Die Erscheinung seines Begleiters war vielleicht noch auffallender. Er war fast um einen Kopf kleiner, als sein hochgewachsener Gefährte, aber viel breiter in den Schultern. Trotzdem war seine Haltung etwas gebeugt, wie die eines Mannes, der sein halbes Leben über den Büchern hingebracht hat. Auch seine hohe schöngewölbte Stirn und die

großen tiefliegenden schwärmerischen Augen verkündeten den Denker, den Gelehrten. Sein Haar, das er ziemlich lang trug, war bereits stark ergraut, ebenso wie die buschigen Augenbrauen und der Bart, der ihm reichlich von Wangen; Lippen und Kinn bis auf die obere Brust herabfloß. Er ließ seine Augen unruhig über die Menge schweifen und theilte seinem Begleiter die Bemerkungen, die er machte, mit der leidenschaftlichen Energie, die aus seinem ganzen Wesen sprach, mit, worauf dann Jener lächelnd mit dem Kopfe nickte, oder ein kurzes treffendes Wort erwiderte.

„Nun, wie gefällt Ihnen das Alles?" fragte der mit den breiten Schultern.

„Gar nicht so übel," erwiderte der Lange.

„Aber glauben Sie denn, Oldenburg, daß sich dies Volk jemals zu einer Revolution wird aufraffen können?"

„Weshalb nicht?"

„Sehen Sie diese stupiden Gesichter, hören Sie diese frivolen Scherze, mit denen sie sich über den Ernst der Situation und zugleich über das dumpfe Gefühl ihrer eigenen Nichtigkeit wegzuhelfen suchen; bemerken Sie dort, wie das Volk zu derselben Stunde, wo zuerst von Freiheit [illegible] öffentlich zu ihm

gesprochen wird, auch noch Zeit und Lust hat, an panem und circenses zu denken — und Sie haben genug beisammen, um den letzten Funken der Hoffnung, daß diese Menschen je für ihre Freiheit nicht blos reden, sondern auch kämpfen werden, zu ersticken."

„Der alte Pessimismus, Berger! und das jetzt, wo nach so vielen dunklen Leidensjahren die goldene Sonne endlich wieder scheint!"

„Gerade dieser Sonnenstrahl ist es, der mein Herz mit solcher Ungeduld erfüllt. In den grauen Wintertagen finden wir es natürlich, daß die Bäume die kahlen Aeste zum Himmel strecken; wenn aber die ersten Frühlingslüfte wehen und der Himmel blaut, sehnen wir uns unendlich nach dem grünen, im Winde säuselnden und rauschenden Blättermeer. Und nun gar, wenn der Winter so lang und so hart war, daß er uns unsere Kraft unwiederbringlich geraubt hat und wir nicht hoffen dürfen, bis in den Sommer hinein zu leben!"

„Die Todten reiten schnell. Sie haben es in Paris gesehen. Hätten wir gedacht, als wir im Januar dort ankamen, daß wir kaum einen Monat später dasselbe Straßenpflaster, über das wir damals stattlich in unser Hotel rollten, höchst eigenhändig aufreißen würden?"

„Das war in Paris! in einem Pariſer Gamin ſteckt mehr Geiſt und Leben, als in einem Dutzend dieſer haarbuſchigen Geſellen.“

„Koſen Se mich ein paar Cigarren ab, Herr Baron!“ erſchallte plötzlich die kreiſchende Stimme eines drei Fuß hohen Cigarrenbuben, der ſich den beiden Herren in den Weg ſtellte.

„Geh fort!“ ſagte Berger, der mit ſeinen Gedanken allzueifrig beſchäftigt war.

„Eene eenzigſte Cigarre, guteſter Herr Graf!“

„Ich rauche nicht, mein Junge.“

„Nich roochen!“ ſagte der Junge, der nun wohl merkte, daß er nichts verkaufen würde und alſo weiter keine Veranlaſſung ſah, ſeine loſe Zunge im Zaum zu halten; „na, hören Sie, Männeken, da duhn Sie mich man leid!“

„Weshalb?“

„Na, wenn Sie nicht roochen, wie wollen Sie denn mit Ihre Zeit mitkommen, heut zu Tage, wo Alles per Dampf geht!“

Der Junge wandte ſich mit einer herrlichen Gebehrde ſouveränſter Verachtung ab; die beiden Männer lachten.

„Sehen Sie,“ ſagte Oldenburg; „die Berliner Gamins ſind auch nicht auf den Kopf gefallen. Der

Junge wäre eine unschätzbare Acquisition für den Commandanten einer Barrikade."

In diesem Augenblicke trat ein Mann, der die beiden Herren schon seit einiger Zeit beobachtet hatte, wie Jemand, der nicht recht weiß, ob er seinen Augen trauen soll oder nicht, an sie heran und sagte zu Berger:

„Seid Ihr es denn wirklich, Professor?"

„Ei sieh da, Herr Director," erwiderte Berger, sich von Oldenburg's Arm losmachend und dem, welcher ihn angeredet hatte, die Hand reichend; „wie kommen Sie denn hierher?"

„Ach Gott," sagte der Mann, „das ist 'ne traurige Geschicht; wollt Ihr ein paar Schritte mit mir kommen, ich möcht' Euch halter gern allein sprechen."

„Entschuldigen Sie mich einen Augenblick!" sagte Berger zu Oldenburg und ging mit dem Manne abseits.

Oldenburg betrachtete die Gestalt nicht ohne einige Verwunderung. Es war ein mächtiger Leib, mit breiter hochgewölbter Brust und langen Armen, auf dem ein nicht minder mächtiger Kopf saß. In den plumpen, aufgedunsenen Gesichtszügen sprach sich neben viel Gutmüthigkeit und jovialer Laune eine Art von Schlauheit und Verschmitztheit aus, die aber

durchaus harmloser Natur war. Es konnte dem Manne, seiner äußern Erscheinung nach, nicht eben besonders gehen. Sein grauer Filzhut hatte offenbar manchen Sturm erlebt, bevor er in diesen zerknitterten Zustand kam. Der schwarze, äußerst schäbige, mit vor Alter grau gewordenen Schnüren besetzte Sammetrock hatte einstmals bessere Tage gesehen, ebenso wie die weiten leinenen Beinkleider, deren Farbe jetzt nicht mehr wohl zu bestimmen war, oder die Stiefel, die auf bedenkliche Weise aus den Nähten zu platzen begannen. Ein rothseidenes, mit genialer Kühnheit um den sonnverbrannten, muskulösen Hals geschlungenes Tuch vollendete den Charakter heruntergekommener Künstlerschaft, der dieser Erscheinung aufgeprägt war.

Berger sprach einige Minuten lang angelegentlich mit dem Manne, darauf entfernten sie sich noch mehr und Oldenburg's scharfes Auge sah, wie der Professor seine Börse zog und dem Andern mehre Geldstücke in die Hand gleiten ließ. Gleich darauf trennten sie sich; der Mann verschwand in der Menge, Berger kam wieder zurück.

„Wer war diese sonderbare Figur?"

„Ein Mann, von dem ich Ihnen schon viel erzählt habe: Herr Direktor Caspar Schmenckel aus Wien."

„O," rief Oldenburg; „weshalb haben Sie mir das nicht gesagt? Ich hätte Czika's Brodherrn doch gern kennen gelernt."

„Er wird uns in den nächsten Tagen aufsuchen; der arme Mann ist in Verzweiflung; seitdem ich ihn mit Xenobi und Czika verlassen, hat ihn Unglück über Unglück getroffen. Sein Clown ist ihm gestorben, sein erster Künstler weggelaufen und die andern hat er wegen chronischen Geldmangels entlassen müssen. Jetzt treibt er sich hier in den Kneipen der Residenz umher und giebt Vorstellungen auf eigene Hand."

„Wir müssen für ihn sorgen," sagte Oldenburg; „er hat Czika gut behandelt und sich meinen Dank verdient. Ueberdies scheint er ein guter Kerl. Doch lassen Sie uns nach Hause gehen. Die Sache verläuft sich, wie sich voraussehen ließ, für heute im Sande."

Als die Beiden gingen, stand gerade ein junger Mann auf der Rednerbühne, der sich erst eben zum Wort gemeldet hatte. Er war von derber untersetzter Gestalt, das hübsche bartlose Gesicht voller Geist und Leben, und wie er jetzt den Hut abnahm, die langen blonden Haare aus der sanft gewölbten weißen Stirn zu streichen, sah er eher wie ein frühreifer Knabe, der sich zum Scherz eine Brille aufgesetzt hat, als

wie ein Mann aus, der sich berechtigt hält, zu Tausenden zu sprechen. Wenn der feine Schnitt seines Gesichts etwas Aristokratisches hatte, so konnte er seiner sehr unscheinbaren Kleidung nach nicht zu den bevorzugten Klassen gehören. Seine Stimme war eigenthümlich hoch und scharf und klar, und hatte, wenn er lebhafter wurde, etwas Schmetterndes, wie Trompetenton, so daß sie den ganzen weiten Platz bis in die fernsten Winkel ausfüllte.

„Meine Herren," sagte er, und es flog ein spöttisches Lächeln um seine Lippen; „was würden Sie von einem Manne sagen, der den schärfsten Pfeil im Köcher und auch den stärksten Bogen hat, diesen Pfeil abzuschießen und der es denn nun doch aus übergroßer Gutmüthigkeit vorzieht, den scharfen Pfeil, anstatt vermittelst des starken Bogens, mit der schwachen Hand abzuschnellen? Nun, meine Herren, wir gleichen durchaus diesem thörichten Manne. Der Pfeil im Köcher ist die Adresse mit den neun Wünschen, wie wir die gerechten Forderungen des Volkes bescheidentlich nennen; die Deputation aus unserer Mitte, durch welche diese Adresse Sr. Majestät morgen zugestellt werden soll, ist die schwache Hand. Wie weit wird sie den Pfeil tragen? bis zur Schwelle des Königsschlosses — nicht weiter! Ich sage Ihnen

meine Herren, die ſchwache Hand der Deputation wird vergeblich an die Pforte pochen; Se. Majeſtät wird unſere „Wünſche" nicht entgegen zu nehmen geruhen und die Deputation wird unverrichteter Sache zurückkehren."

Bei dieſen Worten, die der Redner mit erhobener Stimme ſprach, ging ein Brauſen durch die Verſammlung, wie wenn über das Meer ein heftiger Windſtoß fährt. Einzelne riefen Brave, ſo beſonders der ſtarke Herr in abgetragenem Sammetrock, der ſich bis dicht an die Tribüne durchgedrängt hatte, und den Redner mit großem Beifall, welchen er durch Kopfnicken, Grunzen und Bravorufen kund gab, zuhörte. Aber der bei weitem größte Theil war offenbar gegen alle extremen Schritte; auf jeden Bravorufer kamen hundert Kopfſchüttler und Ziſcher.

Der junge Mann ließ ſich durch dieſe Zeichen der Unzufriedenheit nicht einſchüchtern, ſondern wiederholte mit großer Emphaſe:

„Die Deputation wird unverrichteter Sache zurückkehren! Und uns geſchieht damit ganz recht. Weshalb brauchen wir die Hand zum Pfeileſchleudern, wenn der Bogen unbenutzt daneben im Graſe liegt? Wollen Sie wiſſen wer der Bogen iſt? der Bogen ſind wir, das heißt: die ganze Verſammlung. Wenn

wir, fünf bis sechstausend, wie wir hier sind, in geschlossenem Zuge, die Adresse von dem Sprecher der Versammlung voraufgetragen, hinrücken vor das Schloß — ich wollte die Thüren sehen, die sich nicht vor uns öffneten, die Schranzen; die uns den Eingang zu verweigern wagten, den Höfling, der sich erfrechte uns zu sagen: Meine Herren, Se. Majestät sitzt beim Thee und kann Sie nicht empfangen.

„Bravo, bravo," schrie der starke Herr in dem Sammetrock und klatschte wüthend in die Hände. Aber der Menge mißfiel diese humoristische Behandlung einer so ernsten Sache durchaus. Zischen, Pfeifen, Schreien ertönte von allen Seiten; nur mit Mühe gelang es dem Präsidenten, einem Herrn in breitkrämpigem Hut und mit langem Bart, der wohl ein Literat oder dergleichen war, durch energisches Klopfen mit seinem Rohre auf den Tisch die Ruhe so weit wieder herzustellen, daß der Redner fortfahren konnte. Der seinerseits nahm jetzt die ganze Kraft seiner hellen Stimme zusammen und schmetterte in die Versammlung hinein:

„Ich habe den Antrag, in corpore auf's Schloß zu ziehen, nicht gestellt, weil ich glaubte, daß er durchgehen werde, sondern nur um Ihnen zu zeigen, weß Geistes Kinder Sie sind. Pioniere der Freiheit hat

Sie ein Vorredner genannt! Ja wol! Die Freiheit wird es weit mit Ihnen bringen, wenn Sie nicht einmal jetzt im Stande sind, aus dem Vertrauensdusel sich aufzuraffen, in welchem Sie schier dreißig Jahre geschlafen" —

Was der junge Mann etwa noch weiter sprach, konnte man nicht verstehen, denn bei den letzten Worten war der Sturm, der schon lange gegrollt hatte, losgebrochen; „Herunter mit ihm!" schrieen die Zunächststehenden; „Haut ihn!" die in größerer Entfernung.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese letztere Drohung von den Beleidigten ausgeführt sein würde, wenn nicht der starke Herr in dem Sammtrock den jungen Redner, sobald er von der Tribüne herabkam, enthusiastisch umarmt und ihn so zu seinem Freund und betreffenden Falls zu seinem Schützling erklärt hätte. Mit einem Mann aber von so herkulischem Bau anzubinden, mochte Niemand Lust haben. Zum wenigsten erlaubte man den Beiden unangefochten eine Versammlung zu verlassen, in welcher sie sich in so entschiedener Minorität befunden hatten.

Die neuen Freunde bogen in eine der Alleen, die in der Nähe der Tribüne von dem Platze vor den Buden in den Park führte. Sobald sie allein waren

schüttelte der Herr im Sammetrock noch einmal dem jungen Mann mit den blonden Haaren die Hand und sagte mit großer Herzlichkeit:

„Ich freu mich ganz ausnehmend, die Bekanntschaft einer so kreuzbraven Haut gemacht zu haben."

„Gleichfalls, gleichfalls," erwiederte der junge Mann, seinen Bewunderer mit dem scharfen schnellen Blick seiner blauen Augen musternd und zu diesem Zweck seine Brille mit dem Zeigefinger höher auf die Nase schiebend: „mit wem habe ich die Ehre?"

Der Herr im Sammetrock trat einen Schritt zurück, warf sich in die Brust, lüftete seinen vielgeprüften Filz und sagte:

„Ich bin der Director Caspar Schmenckel aus Wien."

„Ah!" erwiederte der Andere leichthin; „freue mich Ihre Bekanntschaft zu machen. Mein Name ist Timm Albert Timm."

„Sie sind nicht von der Kunst?" sagte Herr Schmenkel zutraulich.

„Wie meinen Sie? fragte Herr Timm ausweichend.

Herr Direktor Schmenckel machte die Geberde Jemandes, der einen sehr schweren Gegenstand mit beiden Händen schnurgerade in die Luft wirft, um denselben mit dem Nacken wieder aufzufangen.

„Aha!“ sagte Herr Timm, dem es plötzlich klar wurde, auf welchem Gebiete der Kunst der Director seine Lorbeern pflückte: „Verzeihen Sie, daß mir ein Mann von Ihrer Bedeutung persönlich noch nicht bekannt war; aber ich bin erst seit wenigen Tagen hier.“

„Konnt's mir halt denken; „erwiederte Herr Schmenkel, als sie jetzt Arm in Arm weiter schritten; „sind halt ein ganz andrer Kerl, als die Lumpen hier zu Lande; sprechen frei von der Leber weg, wie's Ihnen um's Herz ist. Caspar Schmenckel liebt solche Leute, und wenn er Ihnen mit irgend Etwas dienen kann, sagen's nur gerade heraus!“

„Sehr verbunden, Herr Director. Die Ehre Ihrer Bekanntschaft ist schon erfreulich genug. Ich vermuthe, daß Sie mit Ihrer Truppe jetzt hier in der Residenz Vorstellungen geben?“

„Vorstellungen geben? hm, hm!“ sagte Herr Schmenckel und räusperte sich; „offen gestanden finden Sie Caspar Schmenckel augenblicklich nicht in floribus. Ich habe mich aus manchen Gründen genöthigt gesehen, meine alte Truppe aufzulösen und bin jetzt mit der Organisation einer neuen beschäftigt — eine Aufgabe, die indessen, wie Sie sich wohl denken können, ihre Schwierigkeit hat. Unterdessen“ —

„Privatisiren Sie?“

„Gewiſſermaßen, ja; das heißt, ich gebe noch immer von Zeit zu Zeit in Freundeskreiſen Vorſtellungen, aber nur, um nicht aus der Uebung zu kommen, wiſſen Sie.“

„Natürlich.“

„So bin ich heute Abend in einem ſehr nobeln Local, das von der beſten Geſellſchaft beſucht wird, gewiſſermaßen engagirt und wenn ſie mir die Ehre erzeigen wollen“ —

„Sehr gütig.“

„Sie werden dort lauter brave Leute finden, vor denen man ſich nicht zu geniren braucht — alles Demokraten vom reinſten Waſſer, obgleich ſie verzweifelt wenig Waſſer trinken, ſollt ich meinen, ha, ha, ha! Ich gehe ſchon den ganzen Winter in dem „duſtern Keller“ aus und ein, aber niemals ſo gern und ſo oft, als ſeit den letzten acht Tagen, wo wir eine neue Wirthin haben.“

„In der That?“

„Ich werde ſtolz darauf ſein, Sie mit ihr bekannt zu machen. Frau Roſa Pape iſt ein Muſter Ihres Geſchlechts.“

„Wie ſagten Sie!“ fragte plötzlich Herr Timm mit großer Lebhaftigkeit.

„Ich ſagte, Frau Roſa Pape ſei ein capitales Frauenzimmer.“

„Sagten Sie nicht, die Dame sei erst seit Kurzem Inhaberin des Geschäftes?"

„Allerdings, sie war bis dahin Hebamme; die französische Revolution hat sie zur Kellerwirthin gemacht."

„Das ist originell."

„Nicht wahr; aber Frau Rosa ist auch ein Original. Sie hat einen wunderbaren Blick für's Geschäft, und als in Paris der Spectakel losging, sagte sie: jetzt kommt eine goldene Zeit für Kellerwirthinnen mit weiblicher Bedienung! — Einen Tag darauf hatte sie den dustern Keller gepachtet."

„Ich bin äußerst begierig, die Bekanntschaft einer so vortrefflichen Dame zu machen."

Unter diesen Gesprächen waren die beiden Freunde auf wenig betretenen Parkpfaden in die Nähe des herrlichen Thores gekommen, das von dieser Seite unmittelbar aus dem Park in die Stadt führt. Die Versammlung vor den Buden mußte, gleich nachdem sie dieselbe verlassen hatten, auseinandergegangen sein, denn bereits berührte die Spitze des unabsehbaren Zuges, der sich von jener Seite heranwälzte, das Thor. Hier stießen die Massen der Hereinkommenden auf die Schaaren derer, welche noch immer aus der Stadt nach dem Park zogen. Es konnte nicht

ausbleiben, daß in diesem Defilé sich die Menge stopfte, zumal vor der Wache in unmittelbarer Nähe des Thors, wo statt einer halben Compagnie; wie gewöhnlich, eine ganze, Gewehr bei Fuß, aufmarschirt war. Die Leute blieben stehen, sich über diese außerordentliche Maßregel ihre Bemerkungen mitzutheilen; Andere traten heran, zu sehen, was da zu sehen sei; in einem Nu war die Wache mit einem aus vielen Hunderten von Menschen bestehenden Halbkreis umringt, der mit jedem Augenblick enger wurde. Der die Compagnie kommandirende Hauptmann, ein langer Offizier mit einem verbissenen Ausdruck in dem scharfmarkirten Gesicht, schoß wüthende Blicke auf die ihn umgebende Menge, ohne sie indessen eines Wortes zu würdigen. Man sah, wie es in ihm kochte. Plötzlich kommandirte er mit jenem eigenthümlichen Ton, der halb ein Krähen und halb ein Quäcken ist: Still gestanden, richt euch! Gewehr auf! Bataillon soll chargiren, g'laden!"

Die Ladestöcke rasselten, in einem Nu war das Commando ausgeführt.

Es hatte vorläufig nur eine Drohung für die Menge sein sollen, aber, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, man bewirkte gerade das Gegentheil von dem, was man gewollt hatte. Den Zunächststehenden

wurde durch die von hinten heran Drängenden das Zurückweichen unmöglich, und diese hatte das Rasseln der Ladestöcke nur noch neugieriger gemacht. Ein verderblicher Zusammenstoß des Militairs mit dem Publikum schien unvermeidlich.

Da drängte sich durch die Gaffer ein langer Herr und trat gerade auf den Hauptmann zu:

„Erlauben Sie, auf ein Wort."

„Was wollen Sie?"

„Mein Name ist Oldenburg; ich habe die Ehre mit Herren Grafen Grieben zu sprechen?"

Der Offizier faßte salutirend an seinen Helm: „Freue mich, Sie nach langen Jahren wiederzusehen, Herr Baron. Kommen wie gerufen; werde mich genöthigt sehen, auf die Canaille da Feuer geben zu müssen."

„Gerade um das zu verhindern, erlaubte ich mir, mich Ihnen vorzustellen. Sie haben ein einfaches, aber unfehlbares Mittel, alle diese Leute zum Weitergehen zu bringen und so unsägliches Unglück zu verhüten."

„Das wäre?"

„Lassen Sie Ihre Mannschaft in die Wache treten!"

„Wo denken Sie hin? dem Pöbel eine solche

Conceſſion machen, hieße ſich wegwerfen. Ueberdies iſt es gegen die Inſtruktion."

„So fordern Sie die Leute wenigſtens auf, nach Hauſe zu gehen."

„Ich habe keine Luſt, mich mit der Crapülle in eine Unterhaltung einzulaſſen."

„Wollen Sie es mir denn verſtatten?"

„Wie's Ihnen beliebt," erwiederte der Offizier, ſich mit kalter Höflichkeit von Oldenburg abwendend.

Oldenburg trat ein paar Schritte auf den dichten Kreis zu und ſagte, ſeine Stimme ſo laut wie möglich erhebend:

„Meine Herren, Ihr Stehenbleiben an dieſer Stelle iſt für Sie nicht ohne Gefahr. Viele von Ihnen ſind ja ſelbſt Soldat geweſen und wiſſen, daß der Soldat nach den Paragraphen ſeines Wachtbuchs handeln muß. Zwingen Sie deshalb Ihre Brüder, die hier in Waffen ſtehen, nicht, dieſe Waffen gegen Sie zu wenden. Laſſen Sie uns von unſerem Rechte der freien Bewegung Gebrauch machen und weiter gehen. Es wird ja auch nachgerade langweilig, hier immer auf demſelben Fleck zu ſtehen."

„Er hat recht!" rief ein vierſchrötiger Bürger mitten aus dem Gedränge; „ich fange ſchon an, auseinanderzugehen, uff!"

In einer Volksmenge fällt der schlechteste Witz immer auf guten Boden. Die Leute lachten, und als eine quäkende, schrille Stimme — sie war das ausschließliche Eigenthum eines Cigarrenbuben — anfing zu singen: „immer langsam voran, immer langsam voran!" setzte sich der dichte Haufen in Bewegung, zumal in diesem Augenblick Geschrei und Lärmen, das von einer andern Seite ertönte, die Neugierigen lockte.

Eine Strecke die Akazien weiter hinauf — Unter den Akazien heißt die herrliche Hauptstraße, die von dem Culmbacher Thor bis zum Schloß führt — war es nämlich zwischen dem Publikum und einer der vielen Patrouillen, welche zwischen dem Schloß und dem Thor seit einigen Stunden hin und her marschirten, zu dem Zusammenstoß gekommen, der an der Wache durch Oldenburg's kluges und muthiges Dazwischentreten noch glücklich vermieden war. Der Führer der Patrouille — eine zweite marschirte, sich in gleicher Höhe mit dieser haltend, auf der andern Seite der Straße — war ein Offizier von riesigem Wuchs, dessen finster drohende Miene den festen Entschluß verkündigte, die geringste Widersetzlichkeit sofort rücksichtslos zu ahnden. Auch war ihm, wie er an der Spitze seiner Mannschaft einherschritt, bis jetzt Alles so scheu ausgewichen, daß er zu dem verachtungs-

vollen Lächeln, das von Zeit zu Zeit über sein dunkles Gesicht zuckte, einigermaßen recht zu haben schien. Da kam er an eine Stelle, wo sich von der Straße ein enger, aber für gewöhnlich sehr stark frequentirter Durchgang abzweigt. Diese Passage war mit Menschen, welche sehen wollten, was unter den Akazien vorging, vollgestopft. Von den Akazien drängten Andere dagegen. So sammelte sich hier ein gewaltiger Menschenknäuel, in welchem die Verwirrung den höchsten Grad erreichte, als jetzt durch die heranmarschirende Patrouille eine zweite Stockung in die sich so schon nur mit Mühe fortbewegende Masse kam.

„Platz da!" herrschte der Offizier, rücksichtslos in den Haufen hineinschreitend.

Die zunächst Stehenden wichen rechts und links auf die Seite; aber die Andern drängten wieder zu. Ein buntes Durcheinander entstand, in welchem der Offizier mit nur wenigen seiner Leute von der Truppe getrennt wurde.

„Platz da!" wiederholte der Offizier in noch barscherem Tone.

„Machen Sie nur selber Platz;" rief ein junger Mann aus dem Haufen.

Er hatte es kaum gerufen, als der Offizier auf ihn zusprang, ihn am Kragen ergriff und mit

einem Ruck seines starken Armes seinen Leuten zuschleuderte:

„Nehmt den Schreihals fest;" rief er.

Die Soldaten ergriffen den jungen Mann, der vergeblich sich loszureißen versuchte.

„Stoßt den Hund nieder, wenn er sich widersetzt!" herrschte der Offizier.

Wer weiß, ob die Soldaten diesen Befehl nicht ausgeführt hätten, wenn in diesem Moment nicht Herr Schmenckel sich vor den Offizier hingestellt und ihm zugeschrieen hätte:

„Geben's den Mann los, Ew. Gnaden oder 's Wetter soll dreinschlagen!"

Sie standen sich — der Gardeoffizier und der Mann aus dem Volke — einen Augenblick lang gegenüber, zwei riesengewaltige Männer, überraschend ähnlich an hohem Wuchs, gewölbter Brust, breiten Schultern und langen, muskelkräftigen Armen; ja, wie sie sich so mit zornigen Blicken anstarrten, ähnlich im Ausdruck der massiven plumpen Züge.

Doch nur einen Augenblick standen sie so; im nächsten hatte der Offizier seinen Gegner mit aller Macht vor die Brust gestoßen, um ihn aus seiner unmittelbaren Nähe zu bringen und Raum für seinen Degen zu gewinnen. Indessen, er hätte ebenso gut einen Felsen von der

Stelle rücken können, als den Mann im Sammetrock. Der Stoß krachte dumpf auf seiner breiten Brust; das war Alles; aber zu gleicher Zeit reckte er seine mächtigen Arme aus, ergriff den Offizier um den Leib, hob ihn trotz der ungeheueren Anstrengungen, die er machte, sich aus dieser verderblichen Umarmung loszureißen, vom Boden auf und schleuderte ihn mit solcher Gewalt gegen die Soldaten, welche genug zu thun hatten, ihren Arrestanten zu halten, daß Offizier Soldaten und Arrestant in einem Haufen über und unter einander rollten.

„Hurrah!" schrie die durch diese Kraftprobe entzückte Menge; „hurrah! drauf! drauf! nieder mit der Soldateska!"

Herr Schmenckel mußte sich von der Hülfe und dem Muth der Menge nicht viel versprechen. Er zog mit einem Ruck den Arrestanten aus dem Haufen heraus und war mit ihm, ehe sich noch der Offizier wieder aufraffen konnte, in dem Gedränge, das ihm bereitwillig Platz machte, verschwunden.

Es war die höchste Zeit, denn jetzt war es den von ihrem Führer getrennten Sectionen gelungen, die Menschenmauer zu durchbrechen.

Der Offizier sprang auf die Füße und commandirte mit einer vor Wuth kreischenden Stimme: „links

aufmarſchirt! marſch! marſch! zur Attaque, Gewehr rechts! fällt das Gewehr!"

„Hurrah, hurrah!" riefen die Soldaten, indem ſie im Geſchwindſchritt auf die wehrloſe Menge eindrangen, die heulend und ſchreiend auseinanderſtob. Gräuliche Scenen brutaler Rohheit, an Hülfloſen, ganz Unſchuldigen verübt! Unter fortwährendem Hurrahrufen Kolbenſtöße und Bajonettſtiche nach allen Seiten . . . An dieſer Stelle floß das erſte Blut, das in dieſem entſetzlichem Kampfe der Brüder gegen Brüder, der wenige Tage darauf einen ſo ſeltſamen, Allen unerwarteten Ausgang nehmen ſollte, vergoſſen wurde.

Zweites Kapitel.

Während unter den Akazien solche Scenen stattfanden und die Bewohner dieser und und der nächstgelegenen Straßen in fieberhafte Aufregung versetzten; während hier die Menge vor einer anrückenden Militairtruppe auseinanderstob, um sich an einem für den Augenblick nicht bedrohten Punkte abermals zu sammeln, Verhaftungen in Masse vorgenommen wurden, Verwundungen nicht ausblieben und so die Erbitterung von beiden Seiten in beängstigender Weise wuchs — lebten die Bewohner der abgelegenen Quartiere der großen Capitale ohne die geringste Kunde dieser Vorgänge in einem tiefen Frieden, der in einem gemeindeangerumgebenen idyllischen Landstädtchen nicht größer sein konnte.

In einem kleinen einstöckigen Hause einer dieser stillen Straßen, das durch einen Garten vor der Thür und das leichte eiserne Gitter, welches den Garten von der Straße trennte, etwas Villaartiges

hatte, saßen kurz vor Sonnenuntergang in der Stube links vom Hausflur an einem Fenster, das durch eine Glaskugel mit Goldfischchen, ein Messingbauer mit einem goldgelben Kanarienvogel darin, durch Blumen in Töpfen und Vasen als das Lieblingsplätzchen einer Dame bezeichnet war, (wenn auch das sonst unvermeidliche Nähtischchen fehlte) eine junge Frau und ein Mann, den man nicht wohl mehr jung nennen konnte, wenn er auch auf das Prädikat alt vorläufig, trotz seiner an den Schläfen etwas kahlen Stirn, noch keinen Anspruch hatte, in eifriger Unterhaltung.

In eifriger ernster Unterhaltung, wie sie zwischen zwei guten Freunden stattfindet, die sich Monate lang nicht gesehen haben, zumal wenn sich während dieser Zeit so Manches in dem Leben der Beiden geändert, ja, wie in diesem Falle, für Beide ein neues Leben begonnen hat.

„Und Franz ist mit seinen hiesigen Verhältnissen ganz zufrieden?“

„Ganz! wie würde sich der gute Vater gefreut haben, wenn er“ —

Die junge Frau vollendete den Satz nicht, sondern wandte sich nach dem Fenster und machte sich etwas mit ihren Blumen zu schaffen. Der Herr be-

trachtete sie ein Veilchen liebevoll durch seine Brillengläser, dann legte er leicht seine Hand auf ihren Arm und sagte:

„Sie müssen sich nicht blos stark zeigen, liebe Freundin; Sie müssen es auch sein — Sie, die Tochter eines solchen Vaters!"

Die junge Frau wandte sich wieder um und versuchte zu lächeln.

„Sie haben Recht, Bemperchen; ich will versuchen, so stark und vernünftig zu sein, wie ich aussehe. Aber jetzt lassen Sie uns von was Anderem sprechen. Was sagt denn Marguerite zu dem neuen Plan?"

„Sie ist entzückt oder charmée, wie sie sagt. Ich glaube aber alles Ernstes weniger über die Verbesserung unserer Lage — obgleich, ganz entre nous, liebe Freundin, ein verheiratheter Student ein höchst eigenthümliches Amphibium ist — als darüber, daß sie jetzt wieder in Ihrer Nähe leben kann. Sie glauben gar nicht, welchen Eindruck Sie auf ma petite femme gemacht haben!"

„Das gute Herz! und ich habe so wenig für sie gethan, für sie thun können! habe sie eigentlich immer nur geneckt, und noch am letzten Abend — wissen Sie noch Bemperchen, wie Sie als Amor erschienen; Ihr

Euch an dem Fenster den verhängnißvollen Kuß gabt und Papa hernach beim Hochheimer die köstliche Rede hielt, die letzte, die ich aus seinem Munde gehört habe? Jetzt weiß ich erst, was zu der Stunde sein edles Herz bewegte! Er nahm nicht blos für damals, er nahm für immer von uns Abschied."

Sophie kämpfte die Rührung, die sie zu überwältigen drohte, gewaltsam nieder und fuhr fort:

„Ich habe so wenig für Marguerite gethan und sie im Gegentheil so viel für mich! Wissen Sie, Bemperchen, daß ich schwach genug war, ordentlich eifersüchtig auf die Kleine zu werden, als ich aus Papa's Briefen sah, in wie hoher Gunst sie bei ihm stand und wie er sich gegen Eure Verheirathung fast nicht weniger hartnäckig wehrte, als gegen die unsere?"

„Und doch ist diese Verheirathung nur durch seine Bemühungen so bald zu Stande gekommen; zum mindesten hat Marguerite es nur ihm zu danken, wenn unsere Einrichtung so glänzend ausfiel, wie ich sie mit meinen schwachen Kräften allerdings nicht hätte herstellen können. Sie wissen doch, was ich meine?"

„Die Timm'sche Angelegenheit? Marguerite hat mir davon geschrieben. Was mich dabei am meisten gewundert, ist, daß Timm so prompt das Geld zurückbezahlt hat."

„Wir Alle sind erstaunt gewesen, Niemand mehr als ich, der ich wußte, daß er bis über die Ohren in Schulden steckte und schon aus diesem Grunde dem Papa rieth, von seinem Versuch, als von einem ganz vergeblichen, abzustehen. Mir hat die ganze Affaire, entre nous, viel Kopfzerbrechen und Herzensschmerzen verursacht, und so wenig Ursache gerade ich habe, Herrn Timm hold zu sein, so hat's mir doch leid gethan, als er gleich darauf, einer Wechselschuld wegen, die er vielleicht nur um uns zu bezahlen, contrahirt hatte, in den Thurm wandern mußte, in dem er, so viel ich weiß, noch heute sitzt."

„O!" sagte Sophie, „hat's mein alter Anbeter also endlich doch durchgesetzt?"

„Ihr alter Anbeter?"

„Ja, wissen Sie das nicht? Ich habe noch mit Timm zusammen Tanzstunde gehabt, und ich kann sagen, daß ich mit Niemand lieber getanzt und mich unterhalten habe, als mit ihm. Er ist ein höchst geistreicher und, wenn er will, sehr liebenswürdiger Mensch, um den es wahrhaftig Jammer und Schade ist, daß er mit seinen herrlichen Gaben so unverantwortlich wirthschaftet. Er hat in dieser Beziehung die größte Aehnlichkeit mit" —

„Mit Oswald Stein, wollen Sie sagen, nur zu!

Ich habe das bittre Gefühl, daß mich, als wir noch in Grünwald zusammen waren, jedesmal bei Nennung dieses Namens überkam, glücklich besiegt; er existirt für mich nicht mehr, besonders nach seinen letzten Abenteuern."

„Das ist nicht recht, Bemperchen. Sie wissen, ich habe Stein nie besonders gemocht, aber seitdem Ihr Alle gegen ihn seid und selbst Franz, der ihn noch immer in Schutz nahm, anfängt, mit in den Chor einzustimmen, habe ich große Lust, mich auf seine Seite zu schlagen."

„Natürlich," sagte Bemperlein mit einem leisen Anflug von Bitterkeit, „ist es doch eine alte Erfahrung, daß die Frauen einen Mann desto lieber haben, je toller er's treibt. Mußte ich doch neulich selbst von meiner Marguerite, die ihn sonst nicht ausstehen konnte, ein in den sanftesten Tönen hingehauchtes: pauvre homme! hören. Pauvre homme! Nun frage ich doch einen vernünftigen Menschen! Also, wenn Jemand wie ein ungezogenes Kind durch das Leben rast, statt nach Grundsätzen stets nur nach seinen souveränen Launen handelt; wenn er, wie ein Kind, Alles haben muß, was ihm gefällt, um es, wenn's ihm nicht mehr gefällt, in thörichtem Zorn und Uebermuth wieder zu zerbrechen — wenn er, statt seinen

Nächsten zu lieben, mit seines Nächsten Frau bei Nacht und Nebel durchgeht, so sagt man von ihm, wo möglich mit einer Thräne des Mitleids im schönen Auge: Pauvre homme!"

„Bravo, Bemperchen," rief Sophie beinahe mit der alten Lustigkeit, „bravo! Sie könnten nicht schöner predigen, wenn Sie selbst der betreffende unglücklichste Nächste wären! Aber, sagen Sie, hat man denn von den losen Vögeln noch immer keine Nachricht?"

„So viel ich weiß, nein! es ist, als hätte die Erde sie eingeschluckt."

„Aber wie erträgt denn der verrathene Gatte sein grenzenloses Leid?"

„Ach, man sollte sich eigentlich dieser Menschen wegen gar nicht weiter ereifern," erwiderte Bemperlein unmuthig, „sie sind es nicht besser werth, und wollen es nicht anders haben. Denken Sie sich, Fräulein Sophie, wollte sagen: Frau Sophie — dieser Mensch, dieser Cloten, der, als Stein mit seiner keuschen Penelope durchgegangen war, that, als ob die Sonne niemals wieder für ihn scheinen könne, hat sich nicht nur in überraschend kurzer Zeit getröstet, sondern dasselbe Unglück, das jener in seinem Hause angerichtet hat, in seines Nachbars Hause ebenfalls angerichtet, oder anzurichten versucht — man weiß es

noch nicht recht. So viel steht fest, daß Herr von Barnewitz, der Vetter von Frau von Berkow — der mit dem breiten rothen Bart, wissen Sie, und den breiten Schultern — o, Sie müssen ihn ja gesehen haben — nein? na, es kommt auch nichts darauf an — eh bien, Herr von Barnewitz kommt neulich zur ungelegenen Zeit nach Hause, findet — so erzählen sich die Leute — die Thür zum Zimmer seiner Frau verschlossen, wittert Unrath, zerschlägt ein Fenster, reißt den ganzen Fensterflügel heraus, steigt ins Zimmer, erwischt Herrn von Cloten, der eben von der Dame zu einer Hinterthür hinausgeschoben wird, und hat eine Auseinandersetzung mit dem edlen Paar, in Folge deren Hortense nach Italien und Herr von Cloten, nachdem er acht Tage lang das Bett gehütet, auf seine Güter gereist ist, ohne von Jemand Abschied zu nehmen."

„Da haben ja die Grünwalder Klatschschwestern wieder etwas zu reden gehabt!"

„Das können Sie glauben, fast so viel, als damals bei der Verlobung von Helene Grenwitz mit dem Fürsten Walderäberg."

„Wie steht es denn damit?"

„So viel ich weiß, soll die Verlobung, ich meine die eigentliche, officielle, in diesen Tagen hier in der

Reſidenz ſtattfinden. Anna Marie ſagte mir neulich, daß ſie mit Helene Anfang März hier eintreffen würde.“

„So ſind Sie alſo mit der Familie noch immer in Verbindung geblieben?“

„Ich hatte keinen rechten Grund, meine Stunden aufzugeben. Anna Marie beehrte mich fortwährend mit ihrer beſondern Gnade und überdies habe ich mich in der letzten Zeit mehr mit ihrem Weſen ausgeſöhnt. Ich glaube, wir haben ihr vielfach Unrecht gethan. Sie hat gewiß ihre bedenklichen Seiten, aber man muß auch ſo gerecht ſein, anzuerkennen, daß die Verhältniſſe, in denen ſie lebt, eigenthümlich genug ſind. Wenn ſie Helene einen reichen Mann verſchafft, ſo thut ſie nicht mehr und nicht weniger, als was alle Frauen in ihrer Lage auch thun würden. Und ihre Lage iſt keineswegs ſo glänzend, wie man glaubt. Seit dem Tode des Barons hat ſie von dem ganzen großen Vermögen außer dem, was ſie bis jetzt geſpart hat, und das kann — für die Anſprüche ſolcher Leute wenigſtens — nicht allzuviel ſein, eine verhältnißmäßig geringe Wittwenpenſion; und auch die fällt weg, im Falle Malte dem Beiſpiel ſeines Couſins Felix nachfolgen und auch an der Auszehrung ſterben ſollte, was nebenbei im höchſten Grade wahrſchein-

lich ist. Der Junge besteht jetzt schon nur aus Haut und Knochen."

„O," sagte Sophie, „da wäre ja allerdings Helenen's glänzende Heirath eine Art von Nothwendigkeit im Sinn dieser Leute, obgleich ich überzeugt bin, daß es für Helene eine traurige Nothwendigkeit ist."

„Weshalb?"

„Im Vertrauen! ich glaube, ihr Herz hatte sich bereits nach einer andern Seite entschieden, als sie dem Fürsten das Jawort gab. Wollte Gott, sie wäre von Anfang an weniger zurückhaltend gegen mich gewesen; vielleicht wäre Alles anders gekommen."

„Glauben Sie das nicht, in diesem Mädchen steckt ein hartnäckiger Stolz, den kein einzelner Mensch, den glaube ich, nur das Schicksal beugen kann. Sie wird Niemandem einen unbedingten Einfluß auf ihre Entschließungen gestatten."

„Was halten Sie denn von Berger's Zustand?" fragte Sophie nach einer kleinen Pause. „Ist er denn wirklich ganz wiederhergestellt?"

„Ich habe ihn nur wenige Tage beobachten können, aber mir, und auch Ihrem Vater schien sein Benehmen und mehr noch seine Denkweise so exzentrisch, daß wir höchlichst erstaunt waren, als Herr von Oldenburg und Frau v. Berkow durchaus davon

nichts wissen wollten. Ihr Vater, der doch gewiß ein Urtheil in diesen Dingen hat, sagte: Ich halte die verhältnißmäßige Ruhe, die jetzt in ihn eingezogen ist, nicht für einen ewigen Frieden, sondern nur für einen Waffenstillstand der feindlichen Gewalten, die sich von Jugend auf in diesem dämonischen Geiste bekämpft haben und die bei einer passenden Veranlassung den alten Streit wieder aufnehmen werden. Er hat sich jetzt scheinbar auf das Gebiet der realen Welt gerettet, aber wer, wie er, sein Leben lang nur mit Ideen operirt hat, söhnt sich am Abend desselben mit der trägen stumpfen Wirklichkeit nicht wieder aus."

„Haben Sie kürzlich Nachricht von ihm gehabt?"

„Die letzte aus Paris unmittelbar nach der Revolution. Ich werde Ihnen den Brief gelegentlich einmal vorlesen. Es ist eine Jubelhymne von solcher bachantischen Freiheitslust, daß mir, der ich in politischen Dingen zwar auch frei, aber doch ruhiger denke, ganz unheimlich dabei wurde. Ich bin nur froh, daß Berger in Gesellschaft des Baron Oldenburg reis't, eines Mannes, vor dem ich in jeder Beziehung die höchste Achtung empfinde."

„Sagen Sie, Bemperchen, was ist denn eigentlich an dem Gerücht, das Ihre Frau von Berkow und

den Baron mit einander in einem — sehr intimen Verhältnisse leben läßt?"

„Nichts, reinweg gar nichts", sagte Bemperlein mit großem Eifer, „ich möchte nur wissen, was die Leute eigentlich wollen! Es besteht eine Freundschaft zwischen ihnen, die sich von ihren gemeinsam verlebten Jugendjahren her datirt. Das ist Alles. Wenn sie Nachbarn sind und sich in Folge dessen häufig sehen, so ist doch das wahrhaftig ganz unverfänglich. Sie könnten sich ja heirathen, wenn sie sonst nur wollten. Anstatt dessen reist der Baron nach Paris und läßt sie in Schnee und Eis auf dem einsamen Berkow. Das beweist doch sonnenklar, daß von Liebe zwischen ihnen die Rede nicht ist, oder es müßte denn eine curiose Sorte Liebe sein."

In diesem Augenblick schrack Sophie freudig zusammen. In dem Fensterspiegel hatte sie die Gestalt eines schlanken, eleganten, schwarzbärtigen Mannes erblickt, der die nicht eben belebte Straße eiligen Schrittes heraufkam.

„Franz kommt!" rief die junge Frau, während ihre großen blauen Augen aufleuchteten und ein tieferes Roth ihre Wangen färbte; „verstecken Sie sich, Bemperchen!" „Aber, wohin?" rief Herr Bemperlein von dem Fenstertritt herabspringend.

„Nur dort hinter die Portiere! Halten Sie in der Mitte feſt, daß ſie nicht auseinanderfällt — ſo!“

Die Klingel an der Hausthüre ertönte, unmittelbarauf wurde die Stubenthür geöffnet und Franz trat ſchnell herein.

„Iſt Bemperlein nicht gekommen?“

„Siehſt Du ihn etwa hier?“

Nun ſah Franz Herrn Anaſtaſius Bemperlein freilich nicht, wol aber auf einem Stuhl einen Herrenhut und überdies die Falten der Portiere in einer Weiſe arrangirt, die nur dadurch möglich war, daß eine Hand hineingegriffen hatte und jetzt die beiden Theile feſt zuſammenhielt.

Er ſagte deshalb laut und ſcheinbar in größtem Unwillen:

„Dieſer Bemperlein iſt doch ein ganz unzuverläſſiger, leichtfertiger, gewiſſenloſer Springinsfeld; ein Menſch ohne Treu und Glauben, ohne Grundſätze; ein Charlatan, von dem es mir ſchon hundertmal leid gethan hat, daß ich ihn Herrn Panke, als Director ſeiner chemiſchen Fabrik ſo lange empfohlen habe, bis derſelbe ihn mit tauſend Thalern jährlich und fünf Procent der Nettoeinnahme engagirt hat; ein Don Juan von einem Bemperlein, der mit den Frauen ſeiner Freunde heimliche Zuſammenkünfte hat,

beim Nachhausekommen des Ehemannes sich hinter der Portiere versteckt, und dabei so dumm ist, seinen Hut im Zimmer stehen zu lassen; ein Harlequin von einem Bemperlein —"

„Halt," sagte der genannte Herr, den Vorhang auseinanderschlagend: „ich bin erkannt!"

Die beiden Freunde eilten auf einander zu und umarmten sich mit großer Herzlichkeit.

„Wißt Ihr, wen ich soeben gesehen habe?" fragte Franz, nachdem man das Nothwendigste durchgesprochen.

„Nun?" riefen Bemperlein und Sophie.

„Den Baron Oldenburg und Frau von Berlow."

„Unmöglich!" rief Bemperlein, einen verlegenen Blick auf Sophie werfend, welchen diese mit einem schalkhaften Lächeln beantwortete.

„Was ich Euch sage. Ich begegnete ihnen in der Nähe des Schlosses, Arm in Arm. Frau von Berlow hat mir ihre Adresse gegeben und mich gebeten, sie zu besuchen. Da! lange Straße Nr. 54. Sie wohnt Chambre garnie. Daraus und aus dem Umstande, daß sie die Kinder mit hat, vermuthe ich, daß sie längere Zeit hier bleiben wird. Ich sagte ihr, daß wir Bemperchen heut erwarteten und und sie war über diese Nachricht sehr erfreut. Auch Baron Ol-

denburg läßt grüßen und Ihnen sagen, daß er seit gestern mit Professor Berger von Paris zurück sei. Sie logiren Hotel de Russie unter den Akazien. Ich habe Frau von Berlow gerathen, wenn sie nicht ganz besonders dringende Geschäfte hier halten, die Stadt so bald als möglich zu verlassen, da wir voraussichtlich sehr unruhige Tage haben werden. In der Albrechtsstadt schwirrt und wirrt es wie in einem Ameisenhaufen. Gendarmen sprengen mit verhengten Zügeln wie toll einher. Adjutanten und Ordonnanzen jagen ventre à terre durch die Straßen. An der Albrechts- und Bärenstraßen-Ecke sah ich sogar schon Kanonen aufgefahren. Unter den Akazien soll es zu einem blutigen Zusammenstoß gekommen und ein Gardeoffizier von dem Volke arg mißhandelt sein. Einige nannten den Fürsten Waldernberg. Der Lärm ist so groß gewesen, daß das Publikum das Opernhaus, trotzdem ein neues Ballet gegeben wird, gleich nach Beginn der Vorstellung wieder verlassen hat. In der Jägerstraße hat ein Volkshaufe einen Angriff auf einen Waffenladen gemacht, und ein Bekannter will in der Grünstraße die Anfänge einer Barrikade gesehen haben. Mit einem Worte: die Stadt ist in einer fieberhaften Aufregung und deshalb, liebes Weibchen, wär' es recht gut, Du verschaffteſt uns etwas Thee

mit Rum, anſtatt hier zu ſtehen und mit offenem Munde den Schreckensnachrichten zu lauſchen."

Sophie fiel ihrem Gatten um den Hals, drückte ihm einen Kuß auf die Lippen und eilte zur Thür hinaus, um das Abendbrot zu beſorgen. Die beiden Freunde ſetzten ſich unterdeſſen auf das Sopha und beſprachen mit Ernſt und Gründlichkeit, wie es weiſen Männern geziemt, ihre eigenen und die öffentlichen Angelegenheiten.

Drittes Kapitel.

Der Duſtre Keller war eines jener bedenklichen Locale, in welche ein anſtändiger Mann niemals den Fuß ſetzt, auch wenn er, ermüdet und durſtig von einem langen Geſchäftsgange, zur Frühſtücksſtunde daran vorüberkommt, und wohin auch junge Leute, die weniger Tugend als Lebensluſt haben, nur zufällig einmal in der Nacht gerathen, wenn ſie der Kobold des Unfugs weit ab von ihren gewöhnlichen Wegen in Regionen geführt hat, an die ſie, wenn ſie ſpät am nächſten Vormittage mit Kopfſchmerzen aufwachen, nur eine ſehr confuſe und nebenbei keineswegs angenehme Erinnerung haben. Uebrigens lag der Duſtre Keller in der Nebenſtraße eines ganz faſhionablen Quartiers, und machte, wie die meiſten ähnlichen Lokale, ſeine am Tage kaum wahrnehmbare Exiſtenz, nach Sonnenuntergang durch eine Laterne aus rothem Glaſe bemerklich, welche bis an den hellen Morgen die Straße hinauf- und hinabblickte und

deren heiter Schein für sehr viele gute Menschen und schlechte Musikanten, vielleicht auch für einige gute Musikanten und schlechte Menschen eine unwiderstehliche Anziehungskraft haben mußte. Wenigstens war während der angegebenen Zeit das Local fast immer mit Besuchern überfüllt.

So auch heute Abend. Es war kaum noch ein Platz zu haben in den vier oder fünf großen Räumen, aus welchen der Dustre Keller bestand. Elise, Bertha und Pauline, die drei Biermamsells, hatten ihre liebe Noth, wenn sie jedem durstigen Gast das gefüllte Seidel bringen und bei jedem sich wenigstens doch so lange aufhalten wollten, bis er ihnen in die Wangen gekneipt oder mindestens ein verbindliches Wort gesagt hatte. Vielleicht hielten diese traulichen Zwiegespräche den raschen Gang des Geschäfts ein wenig auf, aber was ließ sich dagegen thun? Durstige Herren auf einer gewissen Bildungsstufe wollen nun einmal die hübsche (und nur möglicherweise vom Bier etwas feuchte) Hand, welche ihnen den Pokal kredenzte, für einen Augenblick in der ihrigen halten und ein so natürliches Verlangen war in diesem Falle um so gerechtfertigter, als die drei Mädchen in der That sehr hübsch waren und dem Geschmack der Wirthin des dustern Kellers alle Ehre machten.

Frau Rosa Pape, oder Röschen, wie sie sich noch immer am liebsten nennen hörte, war eine Dame im Anfang der fünfziger Jahre, an deren Erscheinung auf den ersten Blick nur der enorme Körperumfang auffallend war. Erst wenn man eine genauere Beobachtung anstellte, bemerkte man die Plumpheit der im Fett verquollenen Züge, die Kürze und Stumpfheit der Finger an den fleischigen weißen Händen, und nur der sehr scharfe Beobachter entdeckte, daß die braunen Haare, welche in reichlicher Fülle den Schädel der würdigen Matrone bedeckten, unmöglich echt sein konnten, und daß die kleinen hellblauen Augen trotz der Freundlichkeit, welche fortwährend die breiten Lippen umspielte, einen scharfen, stechenden, ja manchmal geradezu bösen und unheimlichen Ausdruck hatten.

Indessen, so genau zu beobachten, war durchaus nicht Sache der Gäste des Dustern Kellers. Für sie war Frau Rosa eine ganz charmante, prächtige Frau, unter deren Leitung der Ruhm des Lokals heller wie je strahlen würde, und sie freuten sich jedesmal, wenn die treffliche Frau ihren Platz hinter dem Buffet verließ, um die Runde durch den Keller zu machen, hier einen Bekannten vertraulich auf die Schulter klopfte, dort einen Fremden willkommen hieß, hier ein enthusiastisches Lob über die Trefflichkeit des

Biers huldvoll entgegegen nahm, dort einen etwaigen Tadel dadurch zu entkräften suchte, daß sie das Glas des Klägers an den Mund führte und daraus einen Schluck that, der einem Feldwebel Ehre gemacht haben würde.

So war sie denn jetzt auch an ein paar Männer herangetreten, die in einer Ecke allein an einem kleinen Tische saßen und die Köpfe zusammensteckend sich im Flüsterton mit einem Eifer unterhielten, der deutlich genug bewies, daß der Gegenstand ihres Gespräches von nicht ungewöhnlichem Interesse war.

„Nun, Schmenckelchen, wie geht's?" sagte Frau Rosa, die fette Hand auf die breite Schulter des starken Herrn im Sammetrock legend; „mir däucht, Ihr seht ein wenig echauffirt aus. Trinkt nur nicht zu viel, damit ihr hernach Eure Kunststücke ordentlich macht. Ihr habt heute ein großes Publikum."

„Ich fürcht', ich werd' heut Abend nix Gescheidts mehr zusammenbringen;" sagte der Director, dessen aufgedunsenes Gesicht sehr stark geröthet war, mit lallender Zunge.

„Aber, Schmenckel, Sie haben es ja versprochen!" erwiederte Röschen und ihre Augen blickten nichts weniger als freundlich, „eine Liebe, wißt Ihr, ist der andern werth."

„Mein Freund Schmenckel beſinnt ſich noch, verehrte Frau!“ ſagte der andere Herr, ein junger Mann mit blonden Haaren und einer Brille über den ſcharfen blauen Augen; „er iſt für den Augenblick nur noch etwas angegriffen von einem Rencontre, daß wir vor einer Stunde unter den Akazien gehabt haben. Uebrigens freue ich mich ganz ausnehmend, verehrte Frau, daß ich durch Herrn Schmenckel Ihre neue Adreſſe erfahren habe; ich habe Sie nach Ihrer alten ſeit zwei Tagen in der ganzen Stadt vergeblich geſucht.“

Frau Roſa Pape warf einen prüfenden Blick auf den Sprecher. Es lag in ſeiner ganzen Erſcheinung und ſeiner Art zu ſprechen ein Etwas, durch welches ſie ſich ſo zu ſagen, ſympathetiſch berührt fühlte.

„Mit wem habe ich das Vergnügen?“ fragte ſie.

„Ganz auf meiner Seite! Wollen Sie uns nicht für einen Augenblick die Ehre Ihrer Geſellſchaft gönnen?“ ſagte der junge Mann, Frau Roſa den noch unbeſetzten dritten Stuhl am Tiſche präſentirend; „mein Name iſt Albert Timm — aus Grünwald — ich habe einen Empfehlungsbrief an Sie von einem alten Freunde, der Sie beſtens grüßen läßt. Darf ich mir erlauben, dieſes Document in Ihre ſchönen Hände zu legen?“ und Herr Timm überreicht

der Dame einen unversiegelten Brief, den er aus einer sehr schäbigen voluminösen Brieftasche genommen hatte.

Frau Rosa schien über diese Mittheilung ein wenig betreten. Sie warf abermals einen noch schärfer prüfenden Blick auf den Fremden, blickte dann in dem Raume umher, ob auch Niemand sie beobachtete, entfaltete den Brief, wandte sich so, daß das Licht der Gasflamme darauf fiel und las:

„Liebes Röschen! Ueberbringer dieses ist ein sehr guter Freund von mir, dem Du unbedingt vertrauen kannst. Er wird Dir in Beziehung auf die *witzer Geschichte eine Mittheilung machen, daß Dir die Augen übergehen werden. Wenn Du und Jeremias ihm beistehen wollt, zweifle ich nicht, daß wir einem gewissen Erben zu seiner Erbschaft und uns zu einem Profit verhelfen können, der sich gewaschen hat. Adieu! Es mag Dir immerhin wohl gehen, aber auch Deinem, Dich noch immer zärtlich liebenden T. H."

„Sie kennen die Hand?" fragte Herr Timm, als Röschen, nachdem sie den Brief zweimal sorgfältig gelesen, und dann nicht minder sorgfältig zusammengefaltet und in die Tasche gesteckt hatte, jetzt mit einem mißtrauischen Blick zu ihm aufschaute.

„Die Hand kommt mir allerdings bekannt vor,“ erwiderte Frau Roſa.

„Na, das iſt vorläufig die Hauptſache. Das Uebrige will ich Ihnen zur gelegenen Zeit ſchon ſagen. Ich hoffe, daß Sie mir noch heute Abend das Vergnügen und die Ehre einer vertraulichen Unterhaltung gewähren. Ich bin überzeugt, daß wir noch vor morgen früh die beſten Freunde ſind.“

Es war eine Zuverſicht und Beſtimmtheit in dem Auftreten des jungen Mannes, die, wenn ſie auch für Gebildetere einen leiſen Anflug von Unverſchämtheit haben mochte, doch ſolchen rohen Seelen, wie Frau Roſa, entſchieden imponirte. Sie erwiderte den vertraulichen Druck von Herrn Timm's Hand und erhob ſich, da gerade in dieſem Augenblick eine der Heben des Duſtern Kellers herantrat, zu melden, daß man am Büffet nach der Gebieterin verlange.

Herr Timm wandte ſich wieder zu Director Caspar Schmenckel aus Wien, welcher ſo betrunken oder in ſeine Gedanken ſo vertieft war, daß er der Unterredung zwiſchen ſeinem Freunde und Frau Roſa wenig oder gar keine Aufmerkſamkeit geſchenkt hatte, und ſagte, die abgebrochene Unterhaltung wieder aufnehmend:

„Ich begreife nicht, wie Sie auch nur einen,

Augenblick zweifeln können. Ich sage Ihnen, wie Ihr Euch so einander gegenüber standet, fiel mir die Aehnlichkeit auf, obgleich ich in dem Augenblicke wahrhaftig nicht viel Zeit hatte, lange Beobachtungen zu machen. Ich gebe zu, der Zufall ist ganz wunderbar, der Euch nach so vielen Jahren zum ersten Male, ohne daß Ihr von Eurer hochverehrlichen Existenz auch nur eine Ahnung habt, an diesem Orte und zu dieser Stunde zusammenbringt; aber was ist's denn weiter? ich habe allen Respect vor dem Zufall, denn er hat mir schon oft im Leben aus der Patsche geholfen, wenn's mit allem Verstand der Verständigen Mathäi am letzten war. Und dieser Zufall ist zu famos, als daß er nicht etwas mehr als bloßer Zufall sein sollte. Und was ist's denn schließlich so Wunderbares? Sie machen vor zweiundzwanzig Jahren einem wollüstigen Weibe den Hof und auch wohl noch etwas mehr wie den Hof. Der Gemahl ist während der ganzen Zeit verreist und kommt nur nach Hause, um nachzusehen, wie groß die Hörner sind, die seine treue Gattin für ihn in Bereitschaft hat und sich nebenbei von dem Galan zum Fenster hinauswerfen zu lassen. Die Dame hat in ihrer Ehe nur ein Kind gehabt und dieses einzigen Kindes Alter stimmt auf ein Haar. Sie sind, sagen Sie,

im September Achtzehnhundertfünfundzwanzig in Petersburg gewesen, und der Fürst ist Mai sechsundzwanzig geboren.“ —

„Woher wissen Sie denn das aber?“ fragte Herr Schmenckel und kraute [redacted] ungläubig den dicken Kopf.

„Ich sage Ihnen, Mann, daß ich es weiß. Das kann Ihnen doch genug sein. Und gesetzten Falls, der Bursche wäre Ihr Sohn nicht, so“ —

„Aber warum sollt er denn halt nit mein Sohn sein?“ rief Herr Schmenckel und schlug mit seiner schweren Faust auf den Tisch; seh ich halt aus, als ob ich dazu nit im Stande wäre?“

Herr Timm nahm die Brille ab, wischte die Gläser rein, setzte sie sich wieder auf, schaute lachend in Herrn Director Caspar Schmenckels hochgeröthetes Gesicht und sagte gemüthlich:

„Hört mal, Alter, Ihr seid der pudelnärrischste Kauz, der mir in meinem Leben begegnet ist. Erst spreche ich mich vergeblich heiser, um Euch zu beweisen, daß Ihr der Vater von diesem hoffnungsvollen Jüngling seid, und bei der bloßen Annahme, Ihr möchtet es nicht sein, werdet Ihr grob und prügelt mich am Ende noch durch. Ich wollte aber nur dies sagen: gesetzten Fall, der Bursche ist nicht Ihr Sohn, so kommt darauf auch so viel nicht an. Wir

wollen vorläufig einmal auf den Buſch klopfen, vorläufig einmal anfragen, ob ſich die gnädige Frau Fürſtin noch eines gewiſſen Herbſtes in Petersburg erinnert und ſo weiter, und ſo weiter — ich ſetze meinen Kopf gegen einen hohlen Kürbis: wir jagen ſie in's Bockhorn, daß ihnen die Rubel nur ſo aus den Aermeln fallen.

„Aber werden ſie uns nicht die Polizei auf den Hals ſchicken?“ meinte Herr Schmenckel tiefſinnig den Kopf ſchüttelnd.

„Pah! ſie werden froh ſein, wenn ſich kein Dritter hineinmiſcht! Es giebt für Leute wie wir keinen beſſern Bundesgenoſſen, als ſo ein ſchlechtes Gewiſſen — ich ſage Ihnen, ich habe Erfahrung in dieſem Fach.“

Herr Schmenckel dachte über den verzwickten Fall ſo tief nach, daß ihm vor lauter Nachdenken (und nebenbei von dem vielen Bier) der Kopf glühte. Plötzlich kam ihm ein Gedanke, der, wenn auch nicht Licht in die räthſelhafte Angelegenheit, ſo doch in den Charakter ſeines neuen Freundes werfen konnte.

„Aber,“ ſagte er, „was habt denn nur Ihr eigentlich für ein Intereß an der ganzen Geſchichte?“

„Pfui, Herr Director,“ antwortete Timm mit großer Indignation; „eine ſolche Frage hätte ich

Ihnen nicht zugetraut! Haben Sie mich nicht aus den Klauen der Soldaten gerettet? wäscht eine Hand nicht die andre? giebt's auf der Welt nicht ein solches Ding, wie Dankbarkeit? Wenn Sie partout ein armer Teufel bleiben und auf den Jahrmärkten herumziehen wollen, während Sie von einer anständigen Pension von einigen tausend Rubeln jährlich in Ihrem eigenen Hause leben und in Ihrer eigenen Equipage fahren können — mir ist es recht! Verzeihen Sie, daß ich Sie mit diesen Dingen behelligt habe und lassen Sie uns von etwas Anderm sprechen."

„Aber so nehmen's doch Vernunft an," rief Herr Schmenkel ängstlich; „es fällt mir ja gar nit ein, es Ihnen irgendwie übel zu nehmen, daß Sie mich partout zu dem Vater von einem Fürsten machen wollen. Aber daß ich einen so vornehmen Sohn hab und gleich's erste Mal, daß ich ihn erschau, sollt durchgewammst haben, das ist denn doch so erstaunlich, wenn Caspar Schmenckel es einem Andern erzählen thät, der glaubt's halt nimmer."

„Ich sehe nicht ein," sagte Timm, „weshalb das um ein Haar erstaunlicher ist, als daß ich von den Tausenden in der Volksversammlung ganz zufälligerweise Ihre Bekanntschaft mache, wir unter den Akazien ganz zufälligerweise unter tausend andern Offi-

zieren dem Fürsten in den Weg laufen, ich ihn ganz zufälligerweise von früher her kenne, seinen Namen weiß, Ihnen den Namen nenne und Sie an den Namen eine Reminiscenz aus Ihrem Wanderleben knüpfen, die uns zu einer so unbezahlbaren Entdeckung verhilft. Ich kann Sie versichern, daß ich im Anfang fast eben so erstaunt gewesen bin, wie Sie, aber dergleichen dauert bei mir, Gott sei Dank, nicht lange."

Herr Timm warf sich in seinen Stuhl zurück und stocherte sich die Zähne. Herr Schmenckel betrachtete mit unendlicher Verwunderung, in die sich eine Art von Grauen mischte den Mann, der sich selbst durch eine so außerordentliche Begebenheit nicht aus der Fassung bringen ließ. Herr Schmenckel war eine joviale, sanguinische täppisch gutmüthige Natur, mit einem für scharfes Denken wenig geeigneten, aber desto phantastischeren Gehirn unter dem großen dicken Schädel. Aber, wie es bei solchen Naturen zu sein pflegt: sein glückliches Temperament half ihm nur über die alltäglichen Wechselfälle des Lebens weg; sobald etwas Außerordentliches eintrat, war er rathlos und hülflos wie ein Kind, ganz in der Gewalt von Leuten, die seine Schwäche auszubeuten wußten.

Herr Schmenckel war nicht der Mann, sich die

Natur des Verhältnisses, in welchem er zu seinem neuen Freunde stand, klar zu machen, aber er hatte doch ein unbestimmtes Gefühl davon, und er verspürte, während er so auf ihn blickte, eine Anwandlung von dem Wunsch, den jungen Menschen durchzuprügeln oder ihn auf sonst irgend eine Weise für seine Ueberlegenheit zu strafen, ähnlich wie ein Elephant manchmal eine entfernte Ahnung von dem Vergnügen haben mag, welches es ihm gewähren würde, wenn er seinen Kornak vom Halse auf die Erde schleuderte und einige Minuten lang mit den Füßen auf demselben herumtrampelte. . . . . .

. . . . . .

Es war mehrere Stunden später. In dem Dustern Keller, in welchem es heute Nacht sehr lebhaft zugegangen war — die Zeit war eine aufgeregte, die Geister erhitzt und die Kehlen trocken, so daß überall, wo die Umstände es erlaubten, viel Bier getrunken und lange Reden gehalten wurden — waren nur noch wenige Gäste hier und da zerstreut, kleine Gruppen von drei oder vier Personen — Leute von zum Theil wunderlichem Aussehn, wie man sie nur in großen Städten und auch da bei Tage und auf der Straße selten oder nie erblickt, — Männer in schäbiger, manchmal phantastischer Kleidung mit ver-

wüsteten und dennoch interessanten Gesichtern und mit Augen, die bald in Leidenschaft aufblitzten, bald stumpfsinnig in's Leere starrten — seltsame Gestalten, die, ohne daß sie den Mund aufthun, dem kundigen Auge lange Geschichten erzählen von stolzen Plänen und kindischen Thaten, von großen Talenten und noch größerer Lüderlichkeit, von hohem Stolz und tiefer Schande, von sinnloser Schwelgerei und nagendem Hunger, von unerhörten Anstrengungen eines Fleißes, der zu dem Schicksal des Sisyphus, und eines Ehrgeizes, der zu den Qualen des Tantalus verurtheilt ist, bis Fleiß und Ehrgeiz und jede Tugend, ja, jede Regung in dem Sumpfe apathischer Gleichgültigkeit versinkt. . . .

Doch auch diese Gruppen lösten sich allmälig auf; eine Flamme nach der andern wurde von den armen Mädchen, die schon seit einer Stunde hier und da in den Ecken, den hübschen Kopf auf den runden Arm gelegt, geschlafen hatten, ausgelöscht, und zuletzt war Niemand mehr da als Herr Schmenckel, der auf einem der Sopha's seinen Rausch ausschlief, und zwei andere Herren, welche mit der Wirthin des Lokals an einem runden Tischchen bei einer Flasche Champagner saßen. Der Eine dieser Herren war Albert Timm aus Grünwald; der andere ein Mann in mitt-

leren Jahren, der erſt vor einer Stunde etwa gekommen und von Frau Roſa Herrn Timm als der Bruder ſeines Grünwalder Wirthes, Herr Jeremias Gutherz, vorgeſtellt worden war, und den man ſeiner Kleidung und ſeinem ganzen Anſehen nach für einen kleinen Bürger in nicht unebnen Verhältniſſen gehalten haben würde, für einen Gewürzkrämer vielleicht, oder Tabackshändler, wenn nicht in ſeinen Augen ein Etwas gelegen hätte, das anzudeuten ſchien: die Beſchäftigung des Herrn ſei keine ganz ſo harmloſe, zum mindeſten nicht immer eine ſo harmloſe geweſen. Es waren ein paar merkwürdige Augen, ſowohl im Schnitt als auch in der Farbe und beſonders im Ausdruck. Man konnte durchaus nicht ſagen, ob die Augen ſehr groß oder ſehr klein, ſehr dunkel oder ſehr hell, ſehr klug oder ſehr dumm waren, denn ſie ſchienen abwechſelnd bald das Eine, bald das Andere, und das dritte Mal weder das Eine, noch das Andere zu ſein. Die Eigenthümlichkeit ſeiner Sehwerkzeuge wurde übrigens noch durch zwei graue Büſchel vermehrt, welche an der Stelle ſaßen, wo bei anderen Menſchen die Augenbrauen ſitzen und von denen man deshalb vermuthen mußte, daß ſie auch hier für dieſe Zierde des Menſchenantlitzes gelten ſollten.

Die drei Personen hatten eine sehr eifrige Unterredung geführt, deren Resultat Herr Timm jetzt zusammenfaßte.

„Es handelt sich also um zweierlei," sagte er; „einmal, uns einen Einblick in die Taufregister der St. Marienkirche, oder noch besser eine vidimirte Abschrift des Taufzeugnisses zu verschaffen, zweitens um die Auffindung der Hauptperson in dieser Comödie, ich meine des Herrn Oswald Stein."

„Woraus wissen Sie denn aber, daß er sich hierher wenden wird?" fragte der Mann mit den seltsamen Augen.

„Ich weiß es nicht, ich vermuthe es nur. Er schrieb mir vor acht Tagen aus Paris: er könne sich dort nicht mehr halten und müsse suchen, der Heimath näher zu kommen, so lange er die Reise noch bezahlen könne. Mir scheint es unzweifelhaft, daß er sich hierher gewandt hat, respective wenden wird, wo er, wie ich von ihm selbst weiß, schon als Student literarische Verbindungen der verschiedensten Art angeknüpft hatte und deshalb noch am leichtesten hoffen darf, für sich und seine Holde Subsistenzmittel herbeizuschaffen. Nur glaube ich nicht, daß er unter seinem wahren Namen auftreten wird, um sich nicht etwaigen unangenehmen Begegnungen mit den Ver-

wandten der Frau von Cloten, die ihm, wie ich weiß, überall nachspüren und ihn hier sicher sehr bald entdecken würden, auszusetzen. Die Erledigung dieses Punktes dürfte also die bei weitem schwierigste sein, wenn uns der Zufall, mein alter treuer Bundesgenosse, nicht hülfreich unter die Arme greift."

„Das Item überlassen Sie nur ruhig meinem Freunde hier;" sagte Frau Rosa, dem Herrn mit den sonderbaren Augen die Hand vertraulich auf den Kopf legend; „und nun, Ihr Herren, glaube ich, ist es Zeit, daß wir uns trennen. Morgen ist auch wieder ein Tag. — Ja, aber was fangen wir denn mit dem dicken Kerl da auf dem Sopha an, der heute für zwölf getrunken hat?"

„Wir werden ihn nach Haus bringen müssen, wenn Sie, schöne Frau, nicht ein Plätzchen für ihn in Bereitschaft haben;" — erwiderte Herr Timm, Röschen einen bezeichnenden Blick zuwerfend.

„Sie Schäker!" sagte die Dame, Herrn Timm in die Wangen kneipend; „ich werde ihm das lose Maul stopfen."

„Aber hoffentlich doch nur mit einem Kusse!"

„Sie loser Vogel!" sagte Röschen und schien nicht übel Lust zu haben, das Mittel in Anwendung zu bringen.

Herr Timm mußte das fürchten, denn er wandte sich plötzlich zu Herrn Schmenckel und fing an, ihn erst schwächer, dann stärker und zuletzt aus allen Leibeskräften zu schütteln.

„Uff," lallte der Riese im Schlaf; „laßt mich los, ich will schon mit dem Bub' fertig werden."

„Was will er?" sagte der Herr mit den sonderbaren Augen.

„O, er schwatzt im Schlaf," sagte Herr Timm; „geben Sie mir einmal ein Glas Wasser, Elischen, ich glaube, das wird ihn am ersten zu sich bringen."

Endlich stand der Koloß aufrecht da, aber nicht ohne zu schwanken, wie ein Leuchtthurm im Sturm. Indessen konnte er sich doch auf den Füßen halten und da Herr Gutherz zufällig seine Wohnung wußte, so schien die Aufgabe, ihn dorthin zu escortiren, wenigstens ausführbar. Herr Timm faßte ihn unter den einen, der Mann mit den sonderbaren Augen unter den andern Arm und so gelangten sie, wenn auch nicht ohne einige Mühe, die Kellertreppe hinauf, auf die Straße.

Die Nacht war so finster, wie eine Nacht, in welcher kein Stern am Himmel sichtbar ist, nur sein kann. Der Wind wehte in klagenden Stößen durch die öden Straßen und drohte die paar Gaslichter, die

noch brannten, ebenfalls auszulöschen. Herr Schmenckel kam in der frischen Luft wenigstens so weit zu sich, daß er seine Begleiter zärtlich umarmte, ihnen ewige Freundschaft schwur und jedem hunderttausend Silberrubel versprach, sobald es sich als sicher herausgestellt, daß der Fürst Waldernberg, den er heut' unter den Akazien durchgeprügelt, wirklich sein Sohn sei. So gelangten sie endlich in die Straße und an das Haus und schließlich auch in das Stübchen des Hintergebäudes, in welchem Herr Director Caspar Schmenckel aus Wien seine temporäre Residenz genommen hatte. Herr Schmenckel taumelte auf sein nicht eben allzu luxuriöses Lager; und seine beiden Begleiter entfernten sich, nachdem Herr Jeremias mit einer Blendlaterne, die er plötzlich zu Timm's nicht geringer Verwunderung aus der Tasche zog, in alle Winkel des Zimmers geleuchtet, wo sonderbare Geräthschaften: eiserne Kugeln, Kugeln von Messing, Flitterkram, Stangen und Stäbe von allen Sorten, Trommeln und Trompeten u. dergl. in wüster Unordnung aufeinandergeschichtet waren.

„Nun müssen Sie das Maß Ihrer Güte voll machen," sagte Timm, als sie wieder auf der Straße standen, „und mir sagen, wie ich nach Hause komme Ich wohne —"

„Weißes Roß in der Falkenstraße Nr. 43, nach hinten;" unterbrach ihn Herr Jeremias Gutherz, indem er seine Laterne verschloß und in die Tasche steckte.

„Sind Sie des Teufels," rief Herr Timm, unwillkürlich einen Schritt zurücktretend. „Wie können Sie meine Wohnung wissen, die ich hier noch Niemanden gesagt habe?"

„Glauben Sie, daß ein so bedeutender Redner der Volksversammlung unter den Buden uns lange unbekannt bleiben kann?" meinte Herr Gutherz.

„Uns? wer ist uns?" fragte Timm.

„Das kann Ihnen gleich sein. Jedenfalls möchte ich Ihnen den Rath geben, Ihre Redeübungen lieber innerhalb Ihrer vier Pfähle zu halten, schon unserer Angelegenheit wegen, die arg in's Stocken gerathen möchte, wenn Einer von uns, Sie zum Beispiel, eingesteckt würde."

„Pah", sagte Timm, „glauben Sie denn, daß mir etwas an dem Ruhm eines politischen Märtyrers liegt? Ich habe den Leuten eine Rede gehalten, weil ich überhaupt gern rede und zweitens, weil ich mich über die Spatzenköpfe ärgerte."

„Desto besser;" sagte der Andere trocken.

Timm warf, indem sie eben jetzt unter einer

Gaslaterne hinschritten, einen Blick auf seinen Begleiter und der räthelhafte Ausdruck der Augen des Mannes, und die Blendlaterne, und das „Uns" wurde ihm plötzlich klar.

„Entschuldigen Sie, Herr Gutherz", sagte er; „ich glaube von Ihrem Herrn Bruder gehört zu haben, daß Sie ein sehr geschätztes Mitglied der geheimen Polizei sind. Ist dem so?"

Der Mann mit den sonderbaren Augen lächelte: „Ihr seid ein schlauer Fuchs!" sagte er, „und habt eine verdammt feine Nase. Mein Bruder hat's Euch nun freilich nicht gesagt, denn der weiß nichts davon, und Röschen auch nicht, denn die weiß es freilich, hat aber ihre Gründe, reinen Mund zu halten; also" —

„Wird's mir wohl der Teufel gesagt haben," unterbrach ihn Timm, dem diese gelungene Probe seines Scharfsinns die alte Sicherheit wiedergegeben hatte. „Ich glaube, ich hätte es in Eurem Fache weit bringen können."

„Das käme vielleicht nur auf Sie an."

„Wie so?"

Der Mann mit den seltsamen Augen antwortete auf diese Frage nicht, sondern sagte, als sie jetzt an einer Ecke angekommen waren:

„Das ist Ihre Straße. Ich komme heute Vormittag um elf Uhr zu Ihnen. Da wollen wir denn die Angelegenheit weiter besprechen. Gute Nacht."

„Gute Nacht! A revoir!"

Und die würdigen Männer trennten sich. Ihr Fußtritt verhallte in den einsamen Straßen, während über die hohen Dächer schon das graue Morgenlicht herüberlugte.

Viertes Kapitel.

In einem sehr stattlichen Zimmer der Beletage des Hotel Garni in der Langen Straße saßen am Abend des folgenden Tages Melitta und Oldenburg auf dem Sopha. Auf dem Tische brannte eine Lampe; angezündete Lichter standen auf dem Spiegeltischchen und auf dem Sims des Kamins. Frau von Berkow erwartete heute Abend noch mehr Besuch und Oldenburg hatte nur das Recht des Hausfreundes, vor der bestimmten Zeit zu kommen, in Anspruch genommen.

„Ich finde, Du bist heute Abend sehr schweigsam, Adalbert!" sagte Melitta, die Arbeit, an der sie genäht hatte, auf den Tisch legend und sich mit einem freundlichen Lächeln zu Oldenburg wendend; „ich schwatze Dir von den Kindern vor, wie kräftig der Junge geworden ist und wie hübsch Czika in den modernen Kleidern aussieht und Du schaust d'rein, wie — nun wie nun gleich?"

„Wie der Ritter von der traurigen Gestalt, ohne

Zweifel; wenigstens fühle ich mich so von dem Scheitel bis zur Sohle," erwiderte Oldenburg aufstehend und einen Gang durch das Zimmer machend.

„Daß ich nicht wüßte!" sagte Melitta; „ich dächte Du nähmenst Dich in diesem braunen Paletot ganz besonders stattlich aus."

„Ohne Scherz, Melitta; ich bin in der That in einer traurigen Gemüthsverfassung."

„Das ist ein allerliebstes Compliment für mich, die ich nur Dir zu Liebe — hören Sie wohl, mein Herr, nur um Ihnen eine, wie ich hoffte, angenehme Ueberraschung zu bereiten — aus meinem traulichen Nest die lange Reise mit den Kindern hierher mache in diese langweilige Stadt; Ihnen zu Liebe, damit wir uns unbeobachtet sehen und sprechen können, Chambres garnies genommen habe, wie eine Pächtersfrau, und die ich mir für alle diese, wie ich jetzt wohl sehe, verschwendete Liebe und Güte am Ende noch sagen lassen muß: Du hättest auch wohl zu Hause bleiben können."

„Willst Du es glauben, Melitta, daß mir dieser Gedanke wirklich gestern und heute schon ein paar Mal gekommen ist?"

„Das ist stark!" erwiederte Melitta und man sah es ihrem Gesicht an, daß sie im Augenblick nicht

wußte, ob ſie die Worte Oldenburg's für Wahrheit oder für Scherz nehmen, ob ſie weinen oder lachen ſollte."

Der Baron ließ ſie nicht lange in dieſer Ungewißheit; er ſetzte ſich wieder zu ihr, ergriff ihre Hand und ſagte:

„Liebe Melitta, meine Worte klingen ſehr hart, aber frage Dich ſelbſt, ob ich als Mann nicht ſo fühlen und denken muß. Daß ich Dir für Deine Güte in tiefſter Seele dankbar bin, brauche ich Dir nicht zu verſichern, denn das weißt Du, ſollteſt Du wenigſtens wiſſen. Auch daß Du für mich Deinen guten Ruf auf's Spiel ſetzeſt, ſchlage ich ſo hoch eben nicht an, denn es iſt ein jämmerlich Ding um das Urtheil der Welt; ich hab's mein Leben lang verachtet und Du haſt Dich ebenfalls niemals vor ihm in den Staub geworfen. Es iſt etwas ganz Anderes, was mich hindert, rechte Freude an dieſem Wiederſehen zu haben; und ich will es Dir offen ſagen, was dieſes Etwas iſt. Sieh, Melitta, es iſt dem Manne eingeboren, daß er für das, was er liebt, auch ſorgen und ſchaffen will, ja noch mehr, daß er die Geliebte in einer gewiſſen Abhängigkeit von ſich ſehen will, ich meine: abhängig von ſeiner Kraft, ſeinem Muth, ſeiner Einſicht. An der Unmöglichkeit,

das Verhältniß so zu gestalten, ist manche starke Liebe schon gestorben, verzehrt sich manche starke Liebe. So auch meine Liebe zu Dir. Ich kann, wie die Sache jetzt liegt, nur, so zu sagen, im Vorbeigehen für Dich leben, sorgen und schaffen, nicht zu jeder Stunde, jeder Minute, wie ich es wünsche, wie ich es muß, wenn ich glücklich sein will. Auf dem Lande, wo wir, die Nachbarn, ungestört und unbelauscht oft halbe Tage lang beisammen sein konnten, ging es noch; und dennoch war das Gefühl der Halbheit doch so peinlich für mich, daß ich Berger vorschlug, mit mir nach Paris zu gehen, um mir einbilden zu können, es läge zwischen Dir und mir nur die Entfernung und weiter nichts. Hier nun aber, in dieser großen Stadt, überkommt mich das leidige Gefühl mit doppelter Gewalt; ja, es ist, als ob der Moment, in welchem wir uns hier getroffen haben, ausgesucht wäre, mir das Verkehrte, das Geschraubte, das Unnatürliche unseres Verhältnisses so recht zu Gemüthe zu führen. Wir stehen hier auf einem Vulkan, der jeden Augenblick zum Ausbruch kommen kann. Schon schwankt der Boden unter unsern Füßen und ehe noch viele Tage vergehen, werden wir unerhörte Dinge erleben. Ich zittere nicht vor der Entscheidung; im Gegentheil, ich sehne sie herbei,

denn sie ist nothwendig und wird für uns zum Heile ausschlagen. Aber um in den Tagen der Noth und Gefahr, die über unser Volk hereindrohen, fest zu stehen, um ein ganzer Mann nach außen sein zu können, muß ich es vorerst in meinem eigenen Bewußtsein werden, muß ich erst in mir selbst zur Ruhe kommen, und das kann ich unter diesen Verhältnissen nicht, das kann ich nur, wenn Du mein Weib bist, Melitta, wenn ich uns Eines weiß, wenn ich weiß, daß ich für Weib und Kinder rede, handle, kämpfe und, wenn es sein muß, falle. Melitta! in meinem, in Deinem, in unser Aller Namen: willst Du, nachdem ich mehr Jahre um Dich gefreit habe, als Jakob um Lea und Rahel zusammen, — willst Du endlich mein Weib sein?"

Des Barons Stimme zitterte, obgleich er sich augenscheinlich Mühe gab, so ruhig und überzeugend wie möglich zu sprechen. Er hatte sich noch zu Melitta gebeugt, die ihr schönes Haupt tief gesenkt hatte. Als er schwieg, blickte sie auf und zeigte Oldenburg ein bleiches, thränenüberströmtes Gesicht. Sie sagte mit leiser Stimme:

„Wollte Gott, Adalbert, ich könnte Dir, wie ich um Deinet-, um meinet-, um unser Aller willen wünsche und möchte, mit Ja antworten."

„Weshalb kannſt Du es nicht.“

„Du weißt es.“

„Aber, Melitta, ſoll denn die Erinnerung an dieſen Mann, den Du unmöglich noch lieben kannſt, von dem Du ſelbſt ſagſt, daß Du ihn nicht mehr liebſt, uns ewig trennen! Haſt Du Dein Unrecht, wenn es unrecht war, dem Zuge eines Herzens, das ſich frei wußte, zu folgen, — nicht durch tauſend Thränen geſühnt? Biſt Du mir nicht noch, was Du mir immer warſt? Und, wenn denn doch einmal zwiſchen uns abgerechnet werden ſoll, haſt Du mir, wenn Du mich würdigſt, Dein Gatte zu ſein, nicht mehr zu vergeſſen und zu verzeihen, als ich Dir? Iſt es vernünftig, die Frau zu dem Opfer eines rigoroſen Sittengeſetzes zu machen, über das ſich der Mann mit Leichtigkeit hinwegſetzt? Wer hat dies unvernünftige Geſetz geſchaffen? Nicht ich, noch Du — was ſollen denn Du und ich ſich ihm beugen? Ich ſage Dir, der Tag der Freiheit, der heraufdämmert, wird dieſe und noch manche Satzung, die ein finſterer Mönchsſinn ausgrübelte, die Natur zu knebeln und zu quälen, aufheben und die Blätter, auf denen ſie verzeichnet ſtehen, in alle vier Winde wehen.“

„Wenn dieſer Tag kommt — und wenn er mir kommt,“ erwiderte Melitta; „ich will ihn mit freu-

digem Herzen begrüßen. Wenn es wirklich ein Wahn ist, der mich hindert, in Deine Arme zu fliegen und zu sprechen: nimm mich, ich will Dein sein nun und immerdar! — habe Mitleid mit mir! ich leide ja eben so viel darunter, wie Du; aber, Adalbert: ich bin ein Weib; und das Weib kann wohl auf den Tag der Erlösung hoffen und harren, aber für diesen Tag kämpfen, wie ihr, das kann sie nicht. Und bis dieser Tag kommt, bis ich mich so frei fühle, wie ich mich fühlen muß, wenn ich mit Ehren die Deine sein will, muß es bleiben, wie es ist."

Melitta hatte dies mit einer leisen und traurigen, aber doch festen Stimme gesagt, und Oldenburg fühlte, daß es Grausamkeit sei, weiter in sie zu dringen. Er nahm ihre Hand, küßte sie und sagte:

„Laß es gut sein, Melitta! Ich bin geduldig; ich weiß, daß Du mich nicht aus Eigensinn diese Qualen dulden läßt. Das ist genug. Und dann: der Tag der Erlösung, den Du erharrst und für den wir kämpfen — er muß ja doch einmal kommen."

In diesem Augenblick wurde die Thür geöffnet und der alte Baumann meldete den erwarteten Besuch an. Melitta fuhr sich mit dem Taschentuche über die Augen, während Oldenburg Sophie entgegen-

ging, die von ihrem Gatten und Bemperlein escortirt, so eben zur Thür hereintrat.

Melitta und Sophie sahen sich heute Abend zum ersten Male, aber man merkte nichts von der Förmlichkeit einer ersten Begegnung. Einmal hatten die beiden Damen von einander (besonders Sophie von Melitta) so oft und so viel gehört, daß sie sich selbst bis auf die Details der äußern Erscheinung schon bekannt waren, und dann lag es in dem Wesen beider, sich da, wo sie sich sympathetisch berührt fühlten, ohne alle Ziererei vertrauensvoll hinzugeben. Dennoch betrachteten sie sich natürlich, während sie sich die Hand reichten, und die ersten Worte wechselten mit nicht geringer Aufmerksamkeit, wobei denn Sophie die Bemerkung machte, daß Melitta viel weicher und milder erschien, als sie sich die vornehme Dame vorgestellt hatte, und Melitta umgekehrt, daß Sophie lange nicht so ernst und athenenhaft drein schaute, wie nach Bemperlein's Beschreibung die kluge, geistreiche Tochter des Geheimraths drein schauen mußte. Auch den Baron Oldenburg sah Sophie heute zum ersten Male, ebenso wie er sie, und sie warf vom Sopha aus manchen prüfenden Blick nach dem langen schwarzen Mann, der in der Mitte des Zimmers mit den beiden Herren plauderte, während er ebenso von sei-

nem Standpunkte aus die beiden Damen beobachtete und fand, daß sie in der üppigen Fülle des gleicherweise hell-dunklen weichlockigen Haares und in dem Schnitt und Ausdruck der großen Augen eine gewisse Aehnlichkeit hatten, wie zwei Rosen, von denen die eine dunklere, vollere, den schönen Kelch vollkommen erschlossen hat, während die andere hellere, die zarter gefärbten Blätter eben erst zum Licht des Tages entfaltet.

Wie sich von selbst versteht, war Sophie (wäre sie sonst eine Frau gewesen!) vor allem begierig, zu sehen, wie sich Oldenburg und Melitta gegen einander benehmen würden, denn sie hatte sich, trotz Bemperlein's Betheuerungen, nicht ausreden lassen, daß zwischen den Beiden ein intimes Verhältniß bestehe; aber Melitta war zu sehr Dame der großen Welt und Oldenburg beherrschte sich viel zu sehr, als daß sie den Ton achtungsvoller Höflichkeit nicht vollkommen hätten treffen sollen.

An Stoff zur Unterhaltung konnte es in diesem Kreise nicht fehlen, zumal in diesen aufgeregten Tagen, wo eine fieberhafte Unruhe in den Geistern Aller wühlte, weil auf Allen der Schatten, welchen die großen Ereignisse immer vor sich herwerfen, gleicherweise drückte. Franz war kein Politiker im eigentlichen

Sinne. Seine Neigung für die Künste, welche im Anfang seine Kräfte zu zersplittern drohte, und dann das Studium seiner herrlichen Wissenschaft, in welchem er zuletzt die Ruhe und Befriedigung fand, die seiner harmonischen Seele Bedürfniß war, hatten ihm für die Politik wenig Zeit gelassen; aber er war in jeder Beziehung freisinnig, wie es alle guten Köpfe sind, und überdies hatte ihm sein Beruf vielfach Gelegenheit gegeben, die Bedürfnisse des Volks an der Quelle kennen zu lernen, und ihm so die tiefe Ueberzeugung von der absoluten Nothwendigkeit einer Umgestaltung der socialen Verhältnisse eingeflößt. Daß diese letztere ohne vorhergegangene Umwälzung der politischen nicht wohl bewerkstelligt werden könne, war ihm, der den Blick mehr auf das Einzelne gerichtet hatte, nicht ebenso klar geworden. „Ich bin im Herzen Republikaner," pflegte er zu sagen; „aber ich trage kein Verlangen darnach, die Republik proclamirt zu sehen, weil ich nicht glaube, daß uns das eben wesentlich weiter bringen wird, so lange wir das Uebel nicht bei der Wurzel erfassen. Des Uebels Wurzel sehe ich aber in dem dumpfen Pfaffenglauben welcher die Natur auf den Kopf stellt und die Menschen statt zu freien Bürgern dieser Erde zu Heloten einer supernaturalistischen Welt erzieht, und anstatt

die Solidarität der Interessen aller Menschen zu proclamiren, — eine These, welche die Vernunft begreifen und die Thatkraft üben kann, — dunkel von einer allgemeinen Bruderliebe lallt, gegen die sich, in dem Sinne wenigstens, wie man sie geist- und sinnlos von tausend Kanzeln und Katheedern predigt, jedes gesunde Gefühl sträubt."

Franz sprach seine Ansichten auch heute Abend gegen Oldenburg aus, aber er fand in diesem einen entschiedenen Gegner.

„Ich glaube Herr Doctor," sagte er, „daß Sie dabei die Wirkung, welche ein nach den Principien der Vernunft geordnetes öffentliches Wesen — res publica, meine Damen, nannten es die Römer, und weil diese Bezeichnung die Sache am besten deckt, kommen die modernen Völker, welche aus dem geheimen Wesen, oder vielmehr der geheimen Verwesung des Polizeistaates ein freies und fröhliches Leben machen wollen, immer wieder auf dieselbe zurück — ich glaube, sage ich, daß Sie den Unterschied zwischen einer vernunftgemäßen und einer unvernünftigen Staatsform doch zu gering anschlagen. Abgesehen davon, daß die persönliche und, so zu sagen, materielle Freiheit die freie Bewegung auf den geistigen Gebieten nothwendig im Gefolge hat, so wird auch ganz

gewiß die verderbliche Wirkung vernunftwidriger Religionslehren in einer Republik viel geringer sein, als in einem absoluten Staate, gerade so wie schädliche Dünste, die in einem geschlossenen Raume vielleicht tödtlich sind, in der freien Luft ohne Gefahr eingeathmet werden können. Und dazu kommt noch dies: in einem Staate, der despotisch regiert wird, ist es nur zu gewiß, daß die weltliche Tyrannei mit der geistlichen ein Schutz- und Trutzbündniß eingeht, was in einem freien Staate, wo die Gewalt in Aller Händen ruht, nicht wohl möglich ist. Das Muckerthum in England zum Beispiel (obgleich ich England keineswegs als einen freien Staat im höchsten Sinne des Worts ansehe) flüchtet sich in einsame Fabrikdistricte oder bildet in den Städten obscure Conventikel, um die sich schließlich Niemand kümmert; bei uns ist es eine Macht, deren furchtbare Wirkung wir Alle gefühlt haben, ein Gift, daß sich in allen Adern des Staatskörpers verbreitet und jede gesunde Kraft paralysirt. Um es mit einem Worte zu sagen: in einem freien Staate kann der Einzelne noch so krank sein, aber das gemeine Wesen ist und bleibt deshalb doch ein Gemeinwohl; in dem Polizeistaate giebt es wohl gesunde Private, aber das gemeine Wesen ist nur eine große allgemeine Krankheit. Ich möchte, Sie hätten

die Verhandlungen mit angehört, die ich während des Winters auf meinem Malepartus mit Berger über die ſchwere Noth einer Zeit geführt habe, die beinahe nur noch problematiſche Naturen hervorbringt."

„Wo iſt der Profeſſor?" fragte Bemperlein; „ich hatte der Frau Doctor Hoffnung gemacht, den alten Freund ihres Vaters heute Abend hier zu ſehen."

„Ich weiß nicht, wo er ſteckt," erwiderte Melitta; „wiſſen Sie es nicht, Oldenburg?"

„Nein; ich habe ihn auf der Volksverſammlung unter den Buden von meinem Arme verloren und konnte ihn im Gedränge nicht wieder finden. Ich glaube indeſſen ſicher, daß er noch kommt."

„Problematiſche Naturen," ſagte Franz, der in Gedanken verloren, den letzten Theil des Geſpräches überhört hatte; „wiſſen Sie, Herr Baron, daß ich dieſen Göthe'ſchen Ausdruck, als ich ihn — in dieſem Sommer war es — zum erſten Male vernahm, in Verbindung mit Ihrem Namen hörte, und zwar aus dem Munde eines Mannes, der mir ſehr theuer geweſen iſt und an dem auch Sie, ſo viel ich weiß, großen Antheil genommen haben? — Sie brauchen nicht ungeduldig mit den Fingern auf den Tiſch zu trommeln, Bemperlein, ich weiß, daß Sie ſich, ganz gegen Ihre ſonſtige fromme Denkungsart, in einen

höchſt unfrommen Haß gegen Oswald Stein hineingeredet haben, und ich erwähne unſers geweſenen Freundes hier auch nur, weil er mir, ebenſo wie ſein Lehrer Berger, immer als ein Typus der problematiſchen Naturen erſchienen iſt."

Da Franz von dem Verhältniß Oswald's zu Melitta, zu Oldenburg und zu Bemperlein auch nicht die mindeſte Ahnung hatte, ſo entging ihm natürlich die Röthe, welche ſo plötzlich in Melitta's Wangen aufflammte, daß ſie ſich, dieſelbe zu verbergen, tief auf ihre Arbeit beugte; und die Heftigkeit, mit welcher Bemperlein ſagte: „Ich dächte Franz, dieſer Menſch wäre einer Erwähnung gar nicht werth;" reizte ihn nur zum Widerſpruch.

„Denken Sie das auch, Herr Baron?" ſagte er, ſich zu Oldenburg wendend; „ſollten Sie auch einen Menſchen ſchonungslos verdammen, deſſen größtes Unglück es vielleicht iſt, in dieſer Zeit geboren zu ſein?"

„Nein!" ſagte Oldenburg ruhig und ernſt; „ich habe das alte Wort, daß wir nicht richten ſollen, um nicht ſelbſt gerichtet zu werden, nicht vergeſſen. Ich habe ſtets die herrlichen Gaben, mit welcher die Natur jenen Mann verſchwenderiſch ausgeſtattet hat, aufrichtig bewundert und es ſtets lebhaft bedauert,

wie ich es denn noch bis zu dieſem Augenblick thue, daß ein ſo reicher Geiſt, wie ein allzu üppig emporgeſchoſſener Baum, nur taube Blüthen tragen ſollte, von denen keine ſich zur Frucht entwickelt.“

Während Oldenburg ſo ſprach, hatten ſeine Augen feſt auf Melitta geruht, die jetzt ihr Antlitz wieder erhoben hatte und ihn ihrerſeits ſo prüfend anblickte, als wollte ſie ihm bis auf den Grund der Seele ſchauen. Franz intereſſirte ſich für Oswald noch immer zu ſehr, als daß ihn Oldenburg's Worte nicht innig hätten erfreuen ſollen. Er erwiderte deshalb in ſeiner lebhaften herzlichen Weiſe:

„Ich war überzeugt, daß Sie ſo über Herrn Stein urtheilen würden. Weiß ich doch aus Stein's eigenem Munde manche Aeußerungen von Ihnen, die mir bewieſen, ein wie tiefes Verſtändniß Sie für ſeinen Seelenzuſtand hätten, und zeigte mir doch Ihre Intimität mit Berger, daß Sie ein Arzt ſind für die Kranken, nicht aber für die Geſunden, Bemperlein, die bekanntlich keines Arztes bedürfen. Berger und Stein ſind zwei Naturen, die ſich in Anlagen, Temperament und Charakter in überraſchender Weiſe gleichen. Wie hätten ſie, die ſich an Jahren ſo verſchieden ſind, auch ſonſt ſo ſchnell ſo innige Freundſchaft ſchließen können — eine Freundſchaft, die fürchte ich, mehr

als Alles dazu beigetragen hat, in Stein die ausschweifenden Ideen zu nähren und zu befestigen, die ihn über kurz oder lang zum Wahnsinn oder Selbstmord führen müssen."

„Aber Sie sehen doch, Franz," sagte Bemperlein, der in Beziehung auf Oswald immer ganz besonders hartnäckig war, „daß Berger den Alp seiner Krankheit, die jedenfalls mehr physische als psychische Ursachen hatte, glücklich von sich abgeschüttelt und dadurch allein bewiesen hat, daß in ihm eine ganz andere Kraft steckt, wie in Stein."

„Den Tag nicht preise, bevor der Abend kommt!" erwiderte Franz, „ich wünsche natürlich so lebhaft, wie Jeder von Ihnen, daß der Professor vollständig genesen sei, aber ich kann als Arzt nicht anders sagen, als daß ich einen Rückfall für keineswegs unmöglich halte, und wenn ich nicht sehr irre, Bemperlein, so erwähnten Sie noch gestern Abend, daß mein verstorbener Schwiegervater sich genau so über seinen Zustand ausgesprochen habe."

„Aber das wäre ja entsetzlich!" sagte Melitta.

„Ich behaupte nicht, gnädige Frau, daß es so kommen wird, ich sage nur, daß es so kommen kann, und sage es nicht ohne Absicht. Ich bin nämlich der Meinung, Herr Baron, daß die mit Revolutions-

stoff geschwängerte Atmosphäre der Residenz im höchsten Grade schädlich für einen so exaltirten, und vor allen in politischen Dingen so ausschweifenden Geist, wie Berger ist, und daß Sie, glaube ich, wohl thun würden, wenn Sie ihn bewegen könnten, in den ruhigen Hafen von Grünwald zurückzukehren, bevor der Sturm hier in seiner Vollgewalt hereinbricht."

„Haben Sie an Berger in der letzten Zeit etwas Besonderes bemerkt?" fragte Melitta, zu Oldenburg gewandt.

„Ja," sagte dieser nach einigem Bedenken, „ich kann es nicht leugnen, daß mir seit einigen Wochen sein Wesen viel aufgeregter vorgekommen ist. Seit der Februarrevolution, an der wir, wie Ihnen bekannt sein wird, thätigen Antheil genommen haben, scheint eine fieberhafte Ungeduld in ihm zu wühlen, die mich oft an die Unruhe eines Löwen erinnert hat, der grollend hinter seinem Käfiggitter rastlos auf- und abgeht. Die Minuten werden ihm zu Stunden, die Tage zu Wochen. Vergeblich, daß ich ihn daran erinnere, die Geschichte der Ideen zähle nach Jahrtausenden. „Ich habe keine Zeit" ist seine stete Antwort; „wenn Sie, wie ich, vierzig Jahre durch die Wüste gewandert wären, würden Sie die Sehnsucht des müden Pilgers, nur einmal die Luft des gelobten

Landes der Freiheit zu athmen, begreifen. Dieſes Zaudern und Zagen, dieſes Schwanken und Wanken wird mich noch zur Verzweiflung bringen.“ — Aber meine Herren, was iſt das?“

Alles lauſchte. Von ferne her kam, das Raſſeln der Wagen übertönend, ein gleichförmig zitternder dumpfer und doch ſtarker Ton.

„Es iſt der Generalmarſch,“ ſagte Oldenburg und ſeine Wangen rötheten ſich; „ich kenne den Klang, gerade ſo ſchallte er am Abend des dreiundzwanzigſten Februar den Boulevard des Capucines herauf.“

Oldenburg hatte dieſe Worte kaum geſprochen, und die Geſellſchaft erhob ſich eben, um an die Fenſter zu treten, als die Thür heftig aufgeriſſen wurde, und ein Mann in das Zimmer ſtürzte, in dem man kaum noch Berger wieder erkennen konnte. Sein langes graues Haar hing in wahnſinnigen Streifen um ſein Haupt; Geſicht und Bart waren mit Blut beſudelt, das aus einer Wunde auf der Stirn zu kommen ſchien; ſein Rock war hier und da zerfetzt, als wenn ſcharfe Inſtrumente hineingeſchnitten oder geſtochen hätten. Seine Augen glühten, ſeine Athem keuchte, als er jetzt, dicht an den Tiſch herantretend und die Geſellſchaft anſtarrend mit heiſern Tönen rief:

„Auf! auf! Ihr sitzt und schwatzt, während draußen Eure Brüder und Schwestern gemordet werden! Auf! auf! mit diesen unsern bloßen Händen wollen wir ihre Bajonette auseinanderschlagen und die Henkersknechte erwürgen.“

„Er wird ohnmächtig,“ rief Franz, indem er Berger, der schon während er sprach, wie ein Trunkener geschwankt hatte und jetzt zusammenbrach, in den Armen auffing.

Die Männer sprangen hinzu und trugen den Ohnmächtigen auf das Sopha.

„Etwas Eau de Cologne, gnädige Frau,“ sagte Franz; „danke; ängstigen Sie sich nicht, es hat diesmal noch nichts zu sagen, aber ich fürchte für die Zukunft.“

Die Gesellschaft umstand den Kranken, dessen Athemzüge ruhiger wurden, in dem Maaße, als draußen der Generalmarsch in der Ferne verhallte.

Fünftes Kapitel.

Während die kleine Gesellschaft in den Zimmern der Frau von Berkow in der Beletage so plötzlich und so fürchterlich aus ihrer Ruhe aufgeschreckt wurde, saß auf einem Zimmer in der dritten Etage eine junge Dame, die vor einigen Stunden mit ihrem Gatten (dafür nahm man wenigstens den jungen Mann, der sie begleitete) in dem Hause angekommen war. Da auf den Reiseeffecten „Paris" stand und der Herr mit der Dame französisch gesprochen hatte, so nahm man im Hause an, daß es Franzosen seien, um so mehr, als das Hotel gerade von Franzosen sehr stark frequentirt wurde. Frau Hauptmann Schwarz, die Besitzerin des Hotels hatte selbst die Fremden auf ihr Zimmer geführt und da die junge Dame angegriffen und leidend aussah, theilnehmend gefragt, ob sie etwas für Madame thun könne? Der junge Mann (die Dame öffnete nicht einmal den Mund) hatte gebeten, Thee zu besorgen und im Uebrigen alle Dienst-

leiſtungen abgelehnt. Bald darauf war der junge Mann ausgegangen.

Er war kaum fünf Minuten fort, als eine Droſchke, die ſeit dem Augenblick, wo die Fremden gekommen waren, ein paar Schritte die Straße weiter hinauf gehalten hatte, vor dem Hauſe vorfuhr. Ein junger Mann ſtieg aus und fragte den Portier, ob ein Herr und eine Dame, die vor einer Viertelſtunde etwa von Paris gekommen ſein müßten, zu Hauſe ſeien? Als der Portier antwortete, daß der Herr ſo eben mit dem Bemerken, er werde in einer Stunde etwa wieder kommen, das Haus verlaſſen habe, Madame aber, ſo viel er wiſſe, ſich auf ihrem Zimmer befinde, bat der junge Mann, ihn unverzüglich zu ihr zu führen. Der Portier — ein gewiegter Praktikus — ſah, daß der junge Mann, der übrigens offenbar den höheren Ständen angehörte, ſehr aufgeregt war, und da ihm neun Uhr Abends nicht die ganz geeignete Zeit ſchien, eine Dame, die noch dazu allein auf ihrem Zimmer war, in einem ehrbaren Hotel garni aufzuſuchen, ſagte er, er glaube nicht, daß die Dame noch zu ſprechen ſei; ob der Herr nicht lieber morgen früh wiederkommen wolle?

„Ich habe es ſehr eilig," ſagte der junge Mann; „ich — ich muß die Dame in — in Familienangelegen-

heiten ſprechen. Wollen Sie nicht einmal nachfragen, ob ſie nicht noch Beſuch empfängt, und ihr —“ er beſann ſich einen Augenblick — „und ihr dieſe Karte bringen.“

Bei dieſen Worten nahm er ein kleines Etui aus der Taſche und gab dem Portier eine Karte. Auf der Karte ſtand: Adolf von Breeſen.

Die Hand des jungen Mannes zitterte ſo ſehr, als er die Karte hinreichte und ſein Geſicht war ſo blaß und verſtört, daß der Portier mehr wie je überzeugt war, die Sache ſei nicht richtig und die Zuſammenkunft des Herrn von Breeſen mit der franzöſiſchen Dame könne nur auf Koſten des ausgegangenen Herrn ſtattfinden.

„Was will ich denn?“ ſagte er, „da hängt ja der Schlüſſel; ſie ſind alle Beide ausgegangen.“

Der junge Mann hielt das Etui noch in der Hand.

„Ich bin überzeugt,“ ſagte er, indem er ein Goldſtück aus dem Etui nahm und es dem Portier in die Hand drückte, „daß die Dame zu Hauſe iſt und daß ſie mich empfangen wird, wenn Sie ihr die Karte bringen.“

Der Portier war ein ehrlicher Mann, aber er hatte eine zahlreiche Familie und mußte morgen das Schulgeld für die beiden älteſten Kinder bezahlen.

„Drei Treppen, die zweite Thür auf dem Corridor links," sagte er mürrisch.

Der junge Mann ließ sich das nicht zweimal sagen. Er sprang, immer drei Stufen auf einmal nehmend, die Treppen hinauf und klopfte an die bezeichnete Thür.

„Entrez!" antwortete eine leise Stimme.

Die junge Dame war, nachdem ihr Begleiter sie verlassen — er hatte nach der langen Fahrt das Bedürfniß gefühlt, noch ein Stündchen in den Straßen umherzuwandern — unbeweglich in der Sophaecke sitzen geblieben, den Kopf in die eine Hand gestützt, während die andere schlaff an ihrer Seite herabhing. Der Schein der Lichter auf dem Tische vor ihr fiel hell in ihr Gesicht. Es mochte ein gar reizendes Gesicht sein, wenn es, wie es wohl konnte, von Uebermuth und Lebenslust strahlte; aber jetzt war es blaß und die Züge waren zu unschönen Linien verzerrt. Die großen grauen Augen starrten auf den Fußboden; die schönen Brauen waren düster zusammengezogen und die Lippen fest aufeinandergepreßt. Mechanisch sagte sie: „entrez!" als der Kellner klopfte, um den Thee zu bringen; sie blickte nicht einmal empor, während er die Sachen auf dem Tisch ordnete, und er mußte seine Frage: ob Madame noch etwas zu befeh-

len habe? zweimal wiederholen, bevor sie mit einem kurzen „Nein!“ antwortete, ja sie hatte, sobald er die Thür hinter sich geschlossen, vergessen, daß er da gewesen war, und sagte, als es unmittelbar darauf wiederum klopfte, ebenso mechanisch, wie das erste Mal: „entrez!“ . . .

„Emilie!“

Die junge Dame fuhr mit einem Schrei in die Höhe und starrte den jungen Mann, der vor ihr stand, mit weitgeöffneten Augen an, als ob sie jäh aus tiefem Schlaf erwache und nicht wisse, ob das, was sie da vor sich sah, ein Traumbild sei oder Wirklichkeit.

„Emilie!“ wiederholte der junge Mann und breitete seine Arme aus.

„Adolf!“ rief sie, sich an seine Brust werfend, „Adolf!“

Die Geschwister hielten sich umschlungen, wie sie sich in den Tagen ihrer Kindheit umschlungen hatten, wenn der Bruder aus den Ferien nach Hause kam und die Schwester ihm schon bis an die Grenze des Parks entgegengegangen war.

Aber die Tage der Kindheit und Unschuld waren lange dahin. Emilie riß sich aus den Armen des Bruders los, und rief, die Hände, wie um ihn abzuwehren, von sich streckend:

„Wo kommſt Du her? was willſt Du hier?

„Kannſt Du das fragen, Emilie?“ erwiderte er traurig; „was ich hier will? Dich! woher ich komme? von Paris, wo ich nach monatelangem Suchen Deine Spur fand, in dem Augenblicke, als Du abreiseteſt, und von wo ich Dir von Stadt zu Stadt, von Gaſthof zu Gaſthof gefolgt bin, ohne daß es mir einmal gelungen wäre, Dich allein zu finden. — Nicht, als ob ich mich vor ihm fürchtete!“ ſagte der junge Mann, indem er ſich unwillkürlich ſtolz zu ſeiner vollen Höhe aufrichtete, „aber ich wollte freundlich und gut mit Dir ſprechen und ich wußte, daß mir das in ſeiner Gegenwart nicht möglich ſein würde.“

Adolf von Breeſen näherte ſich ſeiner Schweſter und wollte ihre Hand ergreifen; ſie wich von ihm zurück.

„Was willſt Du von mir?“ murmelte ſie.

„Emilie“, ſagte er traurig, „iſt das die Liebe, die Du mich ſo oft verſichert haſt? Emilie! Kind! beſinne Dich! was ſoll ich anders wollen, als Dich aus dieſem unwürdigen Verhältniß befreien, das Dir ſchon längſt zur Qual geworden iſt. O, ſage nicht nein! ich ſehe es ja an Deinen Augen, an Deinem blaſſen Geſicht, daß Du tief unglücklich biſt! Emilie, Schweſter, liebe, liebe Schweſter, folge mir!

Bei unserm alten Vater, der aus Gram um Dich vergeht, bei dem Andenken an unsere selige Mutter, bei allem, was Dir heilig ist, beschwöre ich Dich, folge mir!"

Emilie hatte sich schluchzend und ihr Gesicht in den Händen verbergend in die Sophaecke geworfen. Adolf kniete vor ihr nieder. Er nahm ihre Hände in die seinen, er küßte ihr Stirn und Haar und Augen; er sprach zu ihr in beredten Worten, wie sie auch einfache Menschen finden, wenn ihr Herz von treuer Liebe voll ist. Er sagte ihr, daß er nicht daran denke, sie zu ihrem Gatten zurückzuführen, den er selbst niemals habe leiden können, den sie gegen seinen Willen geheirathet habe; daß sie niemals in ihre Heimat zurück kehren solle, wenn sie es nicht wünsche, daß er mit ihr nach Italien gehen, daß er sie nie verlassen wolle. Er schlug alle Saiten in ihrer Seele an, von denen er wußte, von denen er hoffte, daß sie ihm antworten würden. Aber es war lange Zeit vergeblich.

„Ich kann ihn nicht verlassen," war Alles, was sie unter Schluchzen und Thränen immer wiederholte.

„Aber um Gotteswillen, Emilie," rief der junge Mann; „ist es denn möglich, daß eine Thorheit so

lange währt? iſt es denn möglich, daß Du dieſen Menſchen noch immer liebſt?"

„Ja, ja, ich liebe ihn; liebe ihn mehr, wie ich ihn je geliebt habe;" ſchluchzte ſie.

Adolf ſprang auf und ging ein paar Mal mit heftigen Schritten im Zimmer auf und ab. Dann trat er wieder an Emilie heran, und ſagte:

„Ich will es glauben, weil Du es ſagſt; aber Emilie, bei Deiner Ehre — denn Deine Ehre iſt es, die auf dem Spiel ſteht — beantworte mir dieſe Frage: biſt Du ebenſo auch noch von ſeiner Liebe überzeugt?"

Ein heftigeres Weinen war Emilien's Antwort, und in dem Weinen ſchüttelte ſie mit dem Kopfe.

„O, mein Gott," ſagte Adolf bitter, „biſt Du ſo tief geſunken, daß Du einem Manne folgſt, der Dich nicht liebt? dem Du zur Laſt biſt? der viel darum gäbe, wenn er Dich nur wieder los wäre? iſt das meine ſtolze Schweſter? ſo will ich denn mein Wappen zerbrechen und vor jedem Lump auf der Straße die Augen niederſchlagen und wenn mich Jemand einen Buben ſchimpft, thun, als hätte ich es nicht gehört."

Der junge Mann ſchlug ſich mit der geballten Fauſt vor die Stirn, und Thränen des Zorns und der Scham drangen aus ſeinen Augen.

Emilie ſprang von dem Sopha auf.

„Komm!“ ſagte ſie haſtig, „komm! Du haſt recht! ich bin ihm zur Laſt! er wird froh ſein, wenn er mich los iſt, komm!“

„Gott ſei gelobt!“ rief Adolf.

„Sogleich wollen wir fort!“ ſagte Emilie, mit der Leidenſchaftlichkeit ihres Weſens den Entſchluß der letzten Secunde verfolgend; „ich will ihn nicht wiederſehen. Ich will ihm ſchreiben“ —

„Ja, ja!“ ſagte Adolf; „hier iſt ein Blatt aus meinem Portefeuille, Tinte und Feder iſt hier; — ſchreib ihm, aber nur wenige Worte!“

Emilie ſetzte ſich an den Tiſch, aber ſie hatte kaum ein paar Buchſtaben geſchrieben, als ſie von neuem in Thränen ausbrach.

„O Gott, o Gott!“ ſagte ſie, die Feder ſinken laſſend, „ich kann es nicht.“

„Gieb mir!“ ſagte Adolf, ihr die Feder aus der Hand nehmend; „ich will es thun. Binde unterdeſſen Deinen Mantel um; ich bin gleich fertig.“

Während Emilie ſich den Mantel umband, ſchrieb Adolf mit fliegender Feder ein paar Zeilen. Er war nicht eben gewandt in ſolchen Dingen, aber in dieſem Augenblicke kamen ihm die Ausdrücke wie von ſelbſt.

„Biſt Du bereit?“

„Ja.“

Sie gingen die Treppe hinunter. Es begegnete ihnen Niemand.

Adolf gab dem Portier den Schlüssel zum Zimmer.

„Sagen Sie dem Herrn, wenn er nach Hause kommt, Madame sei ausgegangen und würde wohl so bald nicht wieder kommen.“

Adolf hatte Emilie in die Droschke gehoben.

Die Droschke fuhr in ungewöhnlicher Eile davon.

„Hm!“ murmelte der Portier, indem er den Schlüssel Nr. 36 zu den andern an das Brett hing; „ich dacht's mir gleich, daß es so kommen würde. Nun ich kann die Leute nicht halten, wenn sie partout davon wollen.“

Sechstes Kapitel.

In der Williamsstraße, dem eigentlichen Faubourg St. Germain der Residenz, war kurz vor Neujahr durch den Hausmeister des Fürsten Waldernberg eines der größten und schönsten Hotels, dessen Besitzer vor einiger Zeit gestorben war, gekauft worden. Der Fürst selbst, der bald darauf von Grünwald eintraf, hatte die innere Einrichtung überwacht und trotz der verschwenderischen Pracht, mit welcher sie ausgeführt wurde, so gefördert, daß er schon Ende Januar mit seiner zahlreichen Dienerschaft und seinem Marstall aus dem Hotel in der Bärenstraße, wo er bis dahin residirt hatte, in die neue Wohnung übersiedeln konnte. Er bezog den einen Flügel des Erdgeschosses. Der andere Theil blieb vorläufig leer, da der Fürst in der Einrichtung desselben dem Geschmack und den Wünschen seiner Braut (die nebst ihrer Mutter Anfang Februar von Grünwald erwartet wurde) nicht vorgreifen wollte. Mit desto größerem

Eifer ließ er an der Ausstattung der Beletage arbeiten, deren prachtvolle Räume für die Fürstin Mutter, die den übrigen Theil des Winters in der Residenz zuzubringen gedachte, so wie zur Aufnahme der erwarteten Gäste bestimmt waren.

Der Fürst hatte die Freude, auch diese Arbeiten vollendet zu sehen, als er am 1. März die Residenz verließ, um seine Mutter von Stettin abzuholen, wo das Dampfschiff, welches sie von Petersburg nach Deutschland brachte, am nächsten Tage ankommen mußte. Zu gleicher Zeit waren durch seinen Hausmeister für seinen Vater, den Grafen Malitzewsky, der von München aus seine bevorstehende Ankunft telegraphirt hatte, in dem Hotel de Russie unter den Akazien eine Reihe von Zimmern gemiethet worden.

. . . . . .

Es war an demselben Abend, an welchem in dem Hotel Garni der langen Straße die oben geschilderten Scenen stattfanden.

In einem der prachtvollen Zimmer des Hotel Waldernberg, in einem weichgepolsterten Lehnstuhl, der nahe an den Kamin gerückt war, in welchem ein lustiges Feuer brannte, saß die Fürstin Letbus. Dicht neben ihr, die hohe Gestalt zu ihr herabgebeugt, wie um der Mutter selbst die Anstrengung des lauteren

Sprechens zu ersparen, stand der Fürst. Wie jetzt das Feuer im Kamin noch heller aufflammte und die beiden Gestalten grell beleuchtete, wäre die Gruppe mit dem Hintergrunde des im Schmuck mächtiger Spiegel und kostbarer Gemälde prangenden Gemaches ein herrlicher Vorwurf für den Pinsel eines modernen Rembrandt gewesen. Es war nicht leicht möglich, charakteristischere Typen für hinfällige weibische Schwäche und übermächtige männliche Kraft zu finden, als die Gestalten der Mutter und des Sohnes. Während dieser mit seinen breiten Schultern und langen muskelstarken Armen die Thaten des Herkules verrichten zu können schien, hätte man für jene, wie sie so, innerlichst gebrochen, und trotz der Nähe des Kaminfeuers sich dicht in ihre kostbaren Pelze hüllend dasaß, das Gewicht einer Fliege als zu schwer erachten mögen. Auch in den Gesichtszügen war keine Spur von einer Aehnlichkeit. So schlaff auch der Mund und so welk die Wangen der kaum vierzigjährigen Frau waren, und so schmal auch die Stirn mit den tiefen Schläfenhöhlen unter dem bereits stark ergrauenden Haar erschien, so sah der Kenner doch, daß dieser Mund, diese Wangen einst von vollendeter Schönheit gewesen, daß dieses Haar in üppigen Wellen diese Stirn eingerahmt haben mußte. Die großen schwarzen Augen

waren noch jetzt schön, wenn sich die Lider, die sie für gewöhnlich halb bedeckten, einmal hoben und eine lebhaftere Empfindung ihnen auf Momente den Glanz zurückbrachte, der in früheren Zeiten nur zu verschwenderisch und verlockend geleuchtet hatte. Zu dieser zarten schmelzenden Schönheit bildete die niedrige, mit dichtem krausen Haar bedeckte Stirn des Fürsten, mit welcher der massive und trotz aller Energie plumpe Schnitt des übrigen Gesichtes harmonirte, den auffälligsten Gegensatz. — Trotz dieser Grundverschiedenheit ihrer physischen Naturen herrschte zwischen Mutter und Sohn eine zärtliche Liebe, die bei jener an Schwärmerei grenzte und bei diesem das einzige Gefühl war, das dem unbändigen Stolze, der herrschenden Leidenschaft seines energischen, aber beschränkten Geistes einigermaßen das Gegengewicht hielt.

„Adieu, liebe Mama," sagte der Fürst, indem er sich noch tiefer herabbeugte und die welke Hand der Mutter an seine Lippen führte, „es ist Zeit, daß ich gehe, wenn ich die Ankunft des Zuges nicht versäumen will."

„Adieu, mein lieber Sohn," erwiderte die Fürstin; „heiße Deine Braut in meinem Namen willkommen. Sage ihr, daß ihr meine Mutterarme geöffnet sind.

Hat der Graf zugesagt, sich an dem Empfange der Damen zu betheiligen?"

„Ja, liebe Mama."

„Nun denn, mein lieber Sohn, gehe mit Gott, der Deinen Ausgang und Deinen Eingang segnen möge!"

Sie hauchte einen Kuß auf die Stirn des Fürsten, der sich erhob und über die dicken Teppiche des Fußbodens geräuschlos zur Thür hinausschritt.

Die Fürstin blieb, nachdem der Sohn sie verlassen hatte, in dem Lehnstuhl zusammengekauert sitzen. Es konnten keine tröstlichen Gedanken sein, die in diesem Augenblicke durch ihr Hirn zogen, denn der Ausdruck ihres Gesichtes wurde immer düsterer und düsterer und immer starrer blickten die schwarzen Augen in die Flamme des Kamins, so daß sie in dem Wiederschein des Feuers aus dem blassen Gesicht unheimlich funkelten und blitzten. Zuletzt schauderte sie aus dieser Starrheit auf und klingelte mit der silbernen Glocke, die dicht neben ihr auf einem Tischchen stand.

Unmittelbar darauf trat ihre erste Kammerfrau Nadeska herein.

Die Fürstin Letbus theilte mit vielen anderen hochgestellten Personen ein tiefgewurzeltes Mißtrauen gegen alle Personen ihrer Umgebung. Nur Nadeska

ſchien davon ausgenommen. Sie war eine Leibeigene, die mit der Fürſtin zuſammen aufgewachſen war, und ſich durch ihre feine Schmiegſamkeit und vor allem durch ihre vollendete Gewandheit in Durchführung von Intriguen aller Art der Herrin unentbehrlich gemacht hatte. Die Fürſtin hatte in ihrer keineswegs makelloſen Jugend einer ſolchen Perſon bedurft, und ſpäter, als ſie, krank an Seele und Leib, ſcomm geworden war, nicht gewagt, eine Dienerin aus ihrer unmittelbaren Nähe zu entfernen, die alle ihre Geheimniſſe bis in die kleinſten Details kannte. Und dann hatte ſich Radeska ſtets treu, ja in einigen Fällen im höchſten Grade aufopferungsfähig bewieſen. Nur einmal in einer der bedenklichſten der vielen bedenklichen Situationen, in welche die junge Fürſtin ihre böſen Neigungen führten, war Radeska bei ihr in den Verdacht gerathen, falſches Spiel geſpielt zu haben. Aber Radeska hatte bei allen Heiligen des Kalenders ihre Unſchuld beſchworen und da keine Beweiſe gegen ſie vorlagen, hatte die Herrin ſie endlich wieder zu Gnaden angenommen.

„Was befiehlt meine Fürſtin?“ ſagte Radeska, mit einer Stimme, durch deren leiſen unterwürfigen Klang man dennoch eine gewiſſe Vertraulichkeit durchhören konnte.

„Laß die Lichter in den Zimmern anzünden, Radeska, und hörst Du, Radeska, daß die ganze Dienerschaft sich zum Empfang der Damen in der Hausflur aufstellt. Wen hast Du zu ihrer speciellen Bedienung bestimmt?“

„Ich dachte: Katinka, Mademoiselle Virginie und von den deutschen Mädchen Marie und Luise.“

„Es ist gut. Du selbst empfängst die Damen an der Thür und begleitest sie auf ihre Zimmer.“

„Hat meine Fürstin sonst nichts zu befehlen?“

„Nein, Radeska.“

Die Kammerfrau verneigte sich und ging nach der Thür. Als sie dieselbe beinahe erreicht hatte, rief die Fürstin sie zurück. Sie trat wieder an den Stuhl.

„Hast Du den Grafen heute Vormittag beobachtet, Radeska?“

„Ja, meine Fürstin.“

„Hast Du nichts besonderes bemerkt?“

„Er schien noch stutzerhafter und geschminkter wie früher.“

„Sonst nichts?“

„Nein.“

„Radeska, ich habe eine unbeschreibliche Angst, daß er etwas gegen uns im Schilde führt.“

„Sie haben diese Angst stets gehabt, meine Für-

ſtin, ſo oft der Graf einen Beſuch machte und haben ſie jetzt mehr als ſonſt, weil Sie ganz beſtimmt erwarteten, daß er der Einladung des Fürſten nicht folgen würde."

„Ja, ſieht es nicht wie ein Hohn aus, daß er kommt? Was will er hier? Aber es iſt nicht das allein. Er hat geſtern wiederum eine enorme Summe von mir verlangt."

„Die Sie ihm hoffentlich gegeben haben."

„Nein, Nadeska. Meine Geduld iſt erſchöpft, wie meine Kaſſe. Michail ſagte mir, daß er das Geld nicht ſchaffen könne."

„Er muß es ſchaffen. Bedenken Sie, was Alles auf dem Spiele ſteht!"

„Aber dieſe Tyrannei iſt unerträglich!" rief die Fürſtin und die großen ſchwarzen Augen leuchteten im Widerſchein des Feuers wie glühende Kohlen.

Nadeska zuckte die Achſeln.

„Was wollen Sie dagegen thun! Sie wiſſen, der Graf haßt Sie eben ſo ſehr wie den Fürſten. Wenn er ſeinem Haſſe nicht nachgiebt und das Wort ausſpricht, das Mutter und Sohn auf immer trennen würde, ſo iſt es nicht Furcht vor der Schande — wann hätte ſich der Graf jemals etwas aus der Schande gemacht! — ſondern nur Furcht vor der Armuth, die

er noch mehr haßt. Laſſen Sie ihn heute erfahren, daß ihm ſein Schweigen nichts mehr einbringt und er wird es morgen brechen."

Die Fürſtin wußte, daß ihre Vertraute recht hatte und ſie ächzte wie eine Gefolterte, indem ſie ihre mageren Hände zuſammenpreßte.

„O, Radeska, Radeska," wimmerte ſie; „warum mußte der Graf in jenem unglückſeligen Augenblick kommen! warum mußteſt Du Deinen Poſten verlaſſen in dieſer einen Stunde, die Alles entſchied! Nur fünf Minuten vorher gewarnt und der Graf hätte mich allein gefunden, und wie groß auch ſein Verdacht ſein mochte, er hätte diesmal wie die andern Male keine Beweiſe gehabt!"

Radeska ſtand ſeitwärts und etwas hinter der Gebieterin. Sie konnte alſo ungeſtraft eine höhniſche Fratze ziehen, bevor ſie in noch demüthigerem Tone antwortete:

„Verzeihen Sie, Fürſtin! dieſes Mal war doch auch ohne das ein ſehr ſprechender Beweis da. Oder glauben Sie, daß der Graf je vergeſſen hätte, daß die Geburt des Fürſten neun Monate nach der Nacht erfolgte, in welcher er von einem fremden Manne, den er im Zimmer ſeiner Gemahlin fand, zwanzig Fuß hoch durch das Fenſter auf den Schnee geworfen wurde?"

Die Erinnerung an dieſen tragikomiſchen Vorfall verſcheuchte für einen Augenblick die Melancholie der Fürſtin. Die halb lächerlichen, halb abſcheulichen Scenen jener tollen Nacht zogen mit großer Klarheit an ihrem inneren Auge vorüber, und das Bild des Helden derſelben, des Mannes aus dem Volke, den die hochgeborene Dame mit ihrer Gunſt beehrt hatte, erſchien ihr wieder, wie er damals ihrem roh ſinnlichen Geſchmack erſchienen war: ein Ideal übermüthiger Jugend und Manneskraft.

„Ob er wol noch lebt?“ fragte ſie, ganz in dieſe Erinnerung verloren.

„Wer, meine Fürſtin?“ fragte Radeska, die recht gut wußte, an wen die Gebieterin eben jetzt dachte.

Die Fürſtin antwortete nicht und Radeska begann geräuſchlos die Lichter in dem Salon anzuzünden. Eine wollüſtige Dämmerung verbreitete ſich in dem Gemache, die heller und heller wurde, ohne den ſanften Charakter zu verlieren, denn ſämmtliche Lichter brannten in Kelchen von roſigem Glaſe. Es war dies das einzige Licht, welches die reizbaren Nerven der Fürſtin ertragen konnten; auch am Tage, der für ſie übrigens erſt ſpät am Nachmittage anfing, waren die Fenſter ſtets mit roſenrothen Vorhängen geſchloſſen, Spötter behaupteten; die Fürſtin ſcheue das freche Licht

des Tages nur, weil es für ihren durch eine ausschweifende Jugend und ein frühes Alter verwüsteten Teint allzu ungünstig sei.

Radeska hatte eben die letzte Kerze angezündet, als die diensthabende Kammerzofe in das Gemach schlüpfte und ihr (keine Meldung kam direct an die Fürstin) etwas in's Ohr flüsterte.

„Was giebts, Radeska?" fragte die Fürstin.

„Der Graf läßt sich melden," erwiederte die Vertraute.

Die Fürstin schrak zusammen.

„Was kann er wollen?" sagte sie; „er sollte jetzt auf dem Bahnhofe sein!"

„Er wird sich in der Zeit geirrt haben."

„Möglich. Laß ihn kommen, aber bleib im Zimmer."

Auf einen Wink Radeska's entfernte sich die Kammerzofe, die in demüthiger Haltung an der Thür gewartet hatte. Gleich darauf trat raschen Schrittes ein Herr herein, dessen Erscheinung in einer Komödie sich des lebhaftesten Beifalls der Kenner erfreut haben würde.

Es war ein schlanker, mit ausgesuchter Eleganz gekleideter Mann, der auf den ersten Anblick fünfundzwanzig Jahre alt zu sein schien, aber immer älter wurde, je länger und genauer man ihn ansah.

bis er zuletzt nicht mehr weit von sechzig entfernt sein konnte. Indessen gelangte man nur durch eine sehr scharfe Beobachtung zu diesem Resultat, da die Maske bis in die kleinsten Einzelheiten mit vollendeter Feinheit durchgeführt war. Die schwarzen Haare und Augenbrauen, der volle lockige Bart, die schneeweißen Zähne, die runden Schultern und die vollen Hüften waren ein Triumph der Kunst, und wenn der Kammerdiener auch noch den matten Augen neuen Glanz zu verschaffen, das paralytische Zittern der Hände und die bösen feinen Falten, die wie Schlangen um die Augen herum lagen, wegzubringen gewußt hätte, so wäre Graf Ladislaus Malitzewsky vielleicht für die Frauen (für eine gewisse Klasse wenigstens) noch immer so unwiderstehlich gewesen, wie in den Tagen seiner Jugend, aus denen er nichts behalten hatte, als die rastlose Begierde nach Genuß und eine schamlose Lieberlichkeit, die jetzt mit der kalten Berechnung des Alters Hand in Hand ging.

Diese widerwärtige Carricatur eines Jüngslings kam auf die Fürstin zu, küßte ihr verbindlich die Hand und sagte, indem er sich in einen der Lehnstühle, die um den Kamin herum standen, sinken ließ:

„Sie wundern sich, Alexandrine, daß ich nicht mit den Andern zugleich erscheine —"

„In der That.“

„Glauben Sie nicht, daß es Mangel an Aufmerksamkeit für die Braut meines Sohnes ist“ — der Fürst sprach dies letztere Wort immer mit ganz besonderer Betonung und niemals, ohne seine falschen weißen Zähne dabei zu zeigen — „im Gegentheil! gerade die zarte Sorge, die ich dem Wohl des jungen Paares widme, treibt mich, ich kann sagen, athemlos hierher. Eine Entdeckung, die ich heute — aber, darf ich bitten Alexandrine, daß sich Ihre Kammerfrau entfernt; — meine Mittheilung erfordert unbedingtes Geheimniß“ — flüsterte der Graf, sich zu seiner Gemahlin herüberbeugend.

„Laß uns allein, Radeska, aber bleib im Nebenzimmer,“ sagte die Fürstin.

„Alexandrine,“ sagte der Graf, als sich die Kammerfrau entfernt hatte, um in dem Nebenzimmer ihr Ohr an das Schlüsselloch zu legen; „Sie hatten gestern nicht die Güte, meiner, durch hartnäckige Verluste im Spiel erschöpften Kasse mit der geringen Summe, um die ich Sie bat, auszuhelfen. Nun, ich hätte das übel nehmen können, zumal in Anbetracht des eigenthümlichen Verhältnisses, in welchem wir zu einander stehen; indessen: ich für meine Person weiß mich einzuschränken und möchte um Alles in der Welt nicht

Ihnen, oder meinem Sohne (hier leuchtete das weiße Gebiß förmlich) beschwerlich fallen. Um so mehr thut es mir leid, daß ich schon wieder Ihre Kasse in Anspruch nehmen muß, diesmal freilich nicht für mich, sondern für Jemand, der allerdings größere Ansprüche machen kann, als ich."

„Ich bin nicht so glücklich, den Sinn Ihrer Worte auch nur zu ahnen," erwiderte die Fürstin sich mit halb geschlossenen Augen in die Kissen ihres Stuhls zurücklehnend.

„Vielleicht," sagte der Fürst, indem er in die Tasche seines Fracks faßte und einen Brief herausnahm, den er mit den in weiße Glacéhandschuh gekleideten zitternden Händen auf seinem Knie entfaltete; „wird dieser Brief, der mir vor einer halben Stunde durch einen jungen Menschen überbracht wurde, die gewünschte Aufklärung geben. Erlauben Sie, daß ich Sie mit der Lectüre desselben behellige?"

Der Graf wartete keine Antwort ab, sondern klemmte seine goldene Lorgnette auf die Nase und las, indem er dabei von Zeit zu Zeit über die Gläser weg auf die Fürstin hinüberblickte:

„Hochgeborner Herr Graf! In dem Augenblicke, wo Se. Durchlaucht der Fürst Waldernberg seine junge Braut, Baroneß Helene von Grenwitz, in die

Arme der Fürstin Mutter führt, ist es gewiß wünschenswerth, daß unter allen Mitgliedern der Familie die Harmonie walte, ohne welche auch weniger wichtige Feste leicht einen unerfreulichen Charakter annehmen. Sie selbst, hochgeborner Herr Graf, haben, indem Sie über gewisse Vorgänge, welche in der Nacht vom 21. bis 22. November 1825 im Hotel Letbus in St. Petersburg stattfanden, den Schleier christlicher Liebe und weiser Vergessenheit fallen ließen, ein Beispiel gegeben, dem ich gern folgen würde, wenn die Umstände es mir erlaubten. So aber bleibt mir nur die Alternative, meine Angelegenheit bei Sr. Durchlaucht selbst zu befürworten oder denjenigen, welche Ursache haben, gewisse Dinge vor Sr. Durchlaucht zu verheimlichen, mit derselben beschwerlich zu fallen. Ich erlaube mir deshalb, mich an Se. Excellenz, den Grafen Malitzewsky, als die zur Vermittelung des Geschäfts geeignetste Person, zu wenden, mit dem Ersuchen, mir unverzüglich 50,000 (schreibe funfzigtausend) Rubel bei einem der hiesigen Banquiers anzuweisen, widrigenfalls ich mich eben genöthigt sehen würde, Sr. Durchlaucht selbst in Person meine Aufwartung zu machen.

„In der Zwischenzeit (die ich auf acht Tage do dato bestimmen möchte) verharre ich u. s. w.

Director Caspar Schmenckel aus Wien.

„P. S. Sollten Sie vorziehen, persönlich mit mir zu verhandeln, so bin ich jeden Abend von 7 Uhr an im „Dustern Keller," Gertrudenstraße Nr. 15 zu finden.

D. O."

„Nun, was sagen Sie, Alexandrine?" näselte der Graf, indem er seine Lorgnette von der Nase fallen ließ und den Brief wieder in die Tasche steckte.

„Daß das Ganze ein schlecht erfundenes Märchen von Ihnen ist."

„Comment?" rief der Graf in einem Erstaunen, daß diesmal nicht affectirt war.

„Glauben Sie wirklich, mein Herr," sagte die Fürstin, zitternd vor Wuth und einer heimlichen Furcht, es könne doch etwas Wahres an der Sache sein, „daß ich in eine so plumpe Falle gehen werde? daß ich nicht sehe, wo das Alles hinaus soll? daß Sie auf diese schamlose Erfindung nur deshalb gefallen sind, weil ich Ihrer tollen Verschwendung nicht auch noch den Rest meines Vermögens opfern will?"

„Wahrhaftig, Alexandrine, wer Sie so hörte, sollte glauben, daß Ihr Gewissen so rein wäre, wie meine Handschuhe. Der Zorn macht Sie ja blind, Theuerste! Bemerken Sie doch gütigst, daß in dem Briefe Dinge vorkommen, von denen ich gar keine Ahnung habe,

noch haben kann, z. B. der Name des betreffenden Ehrenmannes. Bekanntlich hatte ich bis jetzt noch nicht die Ehre, zu wissen, wessen Blut in den Adern meines Sohnes fließt.“ (Hier schimmerte das Gebiß des Grafen in einer erschreckenden Weise.) „Und übrigens haben Sie ja ein unfehlbares Mittel, die Echtheit dieses Briefes zu ermitteln. Lassen Sie sich den Verfasser kommen! er wird sich doch in den zweiundzwanzig Jahren so sehr nicht verändert haben, daß Sie ihn nicht wieder erkennen sollten.“

„Sie denken, ich werde das nicht thun? Sie irren sich. Ich bestehe darauf, daß Sie mir diesen Popanz, mit dem Sie mich einzuschüchtern versuchen, vorführen. Geben Sie mir den Brief!“

„Avec le plus grand plaisir!“ erwiderte der Fürst; „hier! Aber, Alexandrine, ich hoffe, daß diese Zusammenkunft in meinem Beisein geschieht, sonst würde ich mich vor Eifersucht nicht zu fassen wissen.“

„Teufel!“

„O, mein Engel, nennen Sie so den Mann, dem Sie so viel Dank schuldig sind?“

„Dank schuldig? Ihnen? Ich, die ich Sie aus dem Elend aufgelesen habe!“

„Dafür habe ich Ihnen einen ehrlichen Namen gegeben.“

„Ehrlicher Name! Ein Name, der durch jedes ſchnödeſte Laſter und jede ſchändlichſte Sünde geſchleift“ —

„Und doch noch immer gut genug war für die Freundin“ —

„Hüten Sie ſich!“

„Weshalb? der Himmel iſt hoch und der Czar iſt weit. Uebrigens haben Sie Recht, zu verlangen, daß auf dieſes eine Verhältniß kein übermäßiger Werth gelegt werde. Weiß doch jeder Mann, daß Ihnen in einer gewiſſen Beziehung jeder Rang und Stand gleich war.“

„Das geht zu weit, ich —“

„Beruhigen Sie ſich, ma chère! Ich höre ſo eben einen Wagen vorfahren. Jedenfalls ſind es die lieben Unſrigen. Wir müſſen Ihnen ein Beiſpiel ehelicher Liebe und Freundſchaft geben.“ . . . .

. . . . . .

Es war ungefähr zwei Stunden ſpäter. Helene von Grenwitz wanderte, nachdem ſie die Kammerfrau verlaſſen hatte, unruhig in ihrem prachtvollen Zimmer auf und ab. Die Baronin, welche von der Reiſe ſehr angegriffen war, hatte ſich bereits in ihr Schlafgemach begeben. Helene konnte nicht ſchlafen. Ihre Seele war von einer unbeſtimmten und deshalb um

so fürchterlicheren Angst bedrückt. Sie kam sich inmitten der Herrlichkeit, die sie umgab, vor, wie ein Kind in einem verzauberten Schlosse, wo aus jedem Winkel, in welchen der Schein der Lichter weniger hell fiel, hinter jeder seidenen Gardine, die der Luftzug leise bewegte, ein unsägliches Grauen hervortreten konnte. War das die Erfüllung ihrer stolzen Hoffnungen! Sie konnte den Eindruck, den der Empfang im Salon der Fürstin auf ihr leicht erregliches Gemüth hervorgebracht hatte, nicht wieder los werden. Noch immer fühlte sie die eisig kalten Lippen der Fürstin auf ihrer Stirn; noch immer sah sie das widrig freche Lächeln des Grafen und die finstre Miene des Fürsten ... Es war ein unheimlicher Geist, der durch dieses Haus ging. Und diesem Geist hatte sie sich ergeben, hatte sie ihre Freiheit, ihre Mädchenträume, ihre Zukunft geopfert. Um was dafür zu gewinnen? hohe Stellung, Reichthum ... wie wenig begehrenswerth ihr das Alles in diesem Augenblicke vorkam! wie gern sie das Alles hingegeben hätte, eine Ahnung des seligen Glücks zurückzurufen, daß in dem Sommer des vergangenen Jahres ihr Herz erfüllt hatte, wenn sie aus ihrem kühlen Gemach in den goldigen Morgensonnenschein des Parkes hinaustrat und langsam zwischen den Blumen-

beten auf und abwandelnd, bei jeder Wendung um ein dichteres Bosket Oswald zu begegnen hoffte. Wie weit, wie unerreichbar weit lag jetzt dies Alles hinter ihr! weit, wie das Paradies der Kinderjahre, das kein Sehnen und kein Frühling uns zurückbringt! . . . Sie war selbst erstaunt, daß ihre Gedanken gerade heute wieder und immer wieder nach Greenwitz zurückwanderten, daß tausend kleine Scenen, die sie vergessen zu haben glaubte, in ihrer Erinnerung erwachten — ein Spaziergang mit Bruno und Oswald durch die Felder, als die Abendsonne tief am Horizont wie ein ungeheurer Feuerball in dem gelbstrahlenden Aether hing und über dem reifenden Korn glänzende Lichter wogten, während hoch über ihnen, verloren im tiefen Blau des Himmels, die Lerchen jubelten; ein anderes Mal, als sie am heißen Nachmittage, ermüdet von dem monotonen Summen und Schwirren der Insecten, auf einer Bank in einem kühlen Baumgang des Gartens eingeschlummert war und sie in dem Augenblick erwachte, als ihr Jemand — es war Bruno — einen Kranz von dunkelrothen Rosen aufs Haupt setzte, während wenige Schritte davon entfernt ein Anderer — Oswald war's — hinter einem Baum versteckt lauschte. Und immer waren es Bruno und Oswald, welche die friedlichen Bilder belebten — ein-

sische Gestalten in elysischen Gefilden. Waren doch Beide todt! . . . Helene hatte, als Oswald's Flucht mit Emilie das unerschöpfliche Thema des Gespräches in Grünwald war, unbeschreiblich gelitten, denn jetzt erst, als sich eine Welt zwischen ihn und sie gelegt, fühlte sie, wie theuer ihr dieser Mann gewesen war. Zwar bemühte sie sich ernstlich, diese Leidenschaft zu bemeistern und sich mit dem Schicksal, daß sie sich doch schließlich selbst bereitet, auszusöhnen; aber nur zu oft ertappte sie sich darauf, daß sie die Persönlichkeit ihres Verlobten mit der Oswald's verglich, um immer wieder zu dem Resultat zu kommen, daß Jenem Alles fehlte, was diesen in ihren Augen so liebenswürdig gemacht hatte: die anmuthig elegante Gestalt und Haltung, die geistvollen und doch so zärtlichen Augen, die tiefe und doch so weiche Stimme, der immer wechselnde und immer interessante Ausdruck des edlen Gesichts . . . Nie hatte sie so lebhaft als an diesem Abend gefühlt, wie stumm ihr Herz ihrem Verlobten gegenüber war. Sie dachte mit Entsetzen daran, daß, als der Generalmarsch auf der Straße geschlagen wurde, von fern her das Brausen und Toben der Volksmenge ertönte und der Fürst aufsprang, um an seinen Posten zu eilen, sie weiter nichts empfunden hatte, als daß dies eine Vor-

treffliche Gelegenheit sei, sich in ihre Gemächer zurückzuziehen. . . .

Und immer schwerer wurde dem jungen Mädchen das Herz und immer trüber wurde es vor ihren Augen. Sie kam sich grenzenlos unglücklich vor; sie hatte Mitleid mit sich selbst, daß sie so allein sei, daß Niemand ihren Kummer theile. Aber hatte sie sich denn diese isolirte Stellung nicht selbst bereitet? hatte sie die guten Menschen, die ihr mit offenem Herzen entgegengekommen waren, nicht mit kühler Höflichkeit zurückgewiesen? Wie sehnte sie sich jetzt nach der guten alten Bärin, nach der klugen, herzigen Sophie Rohran! Aber war nicht Sophie in der Residenz? konnte sie die Freundin, die sie in der letzten Zeit in Grünwald so vernachlässigt hatte, hier nicht wieder aufsuchen? Helene klammerte sich, während sie ihr schönes Haupt in den seidenen Kissen verbarg, an diesen Gedanken wie an einen Rettungsanker — die stolze Helene, die einsam ihre Bahn wie ein Stern ziehen zu können schien, unbekümmert um das Treiben der Menschlein da unten in den niederen Menschenhütten!

Siebentes Kapitel.

Die Frucht des dreißigjährigen Friedens, während dessen Europa im Schatten der Legitimität von Gottes Gnaden vegetirt hatte, begann in erschreckender Schnelligkeit zu reifen. Daß sie bitter war, darüber verwunderten sich die am meisten, welche von dem Acker, so viel an ihnen lag, Sonne, Wind und Regen abgehalten hatten. Die Aufregung in der Stadt nahm mit jedem Tage zu, und die alten, sonst so bewährten legitimen Mittel, die man in seiner Herzensangst in stärkeren und immer stärkeren Dosen anwandte, schienen diesmal gerade die entgegengesetzte Wirkung hervorzubringen. Vergebens, daß man Truppen über Truppen in der Stadt ansammelte und Tag und Nacht in den Kasernen zum Gefecht bereit hielt; daß man jeden Volkshaufen mit bewaffneter Hand auseinandertrieb und die frechen Schreier auf alle Weise einzuschüchtern suchte. Jeder Tag brachte neue und immer verhängnißvollere Unruhen; die Ansammlungen des

Volks beſonders auf den weiten Plätzen in der Nähe des Schloſſes wurden immer bedrohlicher; immer öfter ertönte die aus gellendem Pfeifen und Hurrahrufen eigenthümlich componirte Volksfanfare und immer ſeltener konnte das durch wochenlangen überſtrengen Dienſt gegen das Volk erbitterte Militär dieſem prickelnden Reizmittel widerſtehen. Immer häufiger wurde auf jener Seite von den Pflaſterſteinen, die man ſchon hier und da aufzureißen begann, auf dieſer von der blanken Waffe Gebrauch gemacht. Bereits war die Zahl der mehr oder weniger ſchwer Verwundeten, welche in die öffentlichen Hospitäler abgeliefert waren, ſehr bedeutend. Beſonders verhängnißvoll war der letzte Abend geweſen. Eine Abtheilung Gardekürraſſiere hatte, mit verhängten Zügeln und gezogener Waffe daherſprengend, einen Volkshaufen in eine der dem Schloſſe benachbarten ſchmaleren Straßen hineingetrieben, deren Ausgang von der anderen Seite durch ein Piket Dragoner beſetzt war, welche Niemanden durchließen. Eine Scene grauenhafter Verwirrung entſtand in dieſer von beiden Seiten zuſammengequetſchten Menge, in welche die Reiter, links und rechts Säbelhiebe austheilend, erbarmungslos ihre Pferde hineinzwangen. In das Angſtgeheul der Weiber und Kinder, in das Rachegeſchrei der Männer

mischten sich die Flüche der Soldaten, aber auch Drohungen und Verwünschungen, die ihnen aus den Fenstern der Häuser von friedlichen Menschen zugerufen wurden, welche erst der Lärm in der Straße von ihrer Arbeit aufgeschreckt hatte. — So verbreitete sich die Bewegung in immer weiteren Kreisen und selbst in den entferntesten Stadttheilen bildeten sich Gruppen auf den Straßen, als man erfuhr, daß auch die wegen ihres Leichtsinns verrufene Kaiserstadt an der Donau eine vollständige Revolution gemacht, daß auch dort das alte System gestürzt und der Vater der völkerberückenden Cabinetspolitik, der Altmeister, durch dessen erbärmliche Künste ein ganzes Menschenalter sich hatte gängeln lassen, aus seiner Herrscherstellung vertrieben sei. Man jauchzte diesen ungeheuren Thaten, die noch einen Monat vorher die Sanguinischsten für unmöglich erklärt haben würden, tausendstimmigen Beifall zu und Einer fragte den Andern: ob man die schändlichen Mißhandlungen einer Kaste dulden solle, wenn es nur eines muthigen Entschlusses bedürfe, um Freiheit und Gleichheit im Staate wieder herzustellen.

Während so nach und nach selbst die Gleichgültigsten in den Strudel der Revolution hineingezogen wurden, saß Einer auf seinem Zimmer, unbekümmert

um Alles, was rings um ihn her vorging, in jener apathiſchen Regungsloſigkeit, die den Unglücklichen befällt, den das Treiben der Welt ſo gleichgültig läßt, wie ſein eigen Wohl und Wehe.

Als Oswald geſtern Abend von ſeinem ziellosen Umherirren in den menſchenüberfüllten Straßen nach Hauſe kam, das Zimmer leer und den Brief von Emilien's Bruder auf dem Tiſche fand, hatte er ſo laut aufgelacht, daß eine alte Dame, die ſchon ſeit zwölf Jahren die Zimmer nebenan bewohnte, aus ihrem erſten Schlaf aufgeweckt wurde. „Es iſt mir ganz gleichgültig," hatte er zu ſich geſagt, „was mich wundert, iſt, daß ſie es nicht ſchon früher ſatt gehabt hat." So hatte er ſich auf das Sopha geworfen. Er war zu abgeſpannt und müde, um zu Bett gehen zu können. Aber nach einiger Zeit fuhr er mit einem Schrei in die Höhe. Er war mit Emilien Arm in Arm am Rande eines Abgrunds liebkoſend und Liebe flüſternd einherſpaziert, plötzlich war ſie von ſeiner Seite in die Tiefe geſtürzt, von Fels zu Fels, in ſchauderhafte Schlünde, aus denen ihr Jammern und Hülferufen bis zu ihm empordrang. Oswald ſuchte lange vergeblich das entſetzliche Bild loszuwerden. Es hatte ſich allzutief in ſein überreiztes Gehirn geprägt. Er hätte gern im Schlaf

Ruhe und Vergessenheit gesucht, aber obgleich er sich noch matter wie vorher fühlte, war doch die Müdigkeit ganz von ihm gewichen. Tausend Gedanken und Bilder jagten sich in regelloser Folge durch seinen Kopf, ohne daß er im Stande gewesen wäre, diesen tollen Spuk zu bannen. Er konnte nichts, als unthätig dem Treiben der Fiebergeister zusehen. Die Scenen der letzten Tage vermischten sich unaufhörlich mit Bildern aus der frühesten Jugend; und der große Herr, mit dem sie auf der letzten Station in einem Coupé gefahren, verwandelte sich urplötzlich in den alten Ausrufer seiner Vaterstadt, dessen Klingel für die Buben so anziehend gewesen war, wie die Flöte des Rattenfängers von Hameln.

Oswald raffte sich gewaltsam aus diesem Zustand auf. Er zog die Glocke und bat, das Feuer, das ausgegangen war, wieder anzumachen. Dann setzte er sich an das Feuer und dachte an die ersten Abende in Paris, wo er in seiner bescheidenen Wohnung in dem fünften Stock eines Hauses im Quartier Latin mit Emilie am Kamin saß und sie sich gegenseitig gratulirten, endlich einmal „bei sich zu Hause" zu sein. Sie hatten sich über das Bedenkliche ihrer Lage mit Scherzen und Küssen hinwegzuhelfen gesucht und herrliche Pläne für die Zukunft geschmiedet. Aber aus

der goldigen hoffnungsreichen Zukunft war eine graue trostlose Gegenwart geworden; die Scherze waren verstummt und die Küsse waren kälter und kälter geworden. Und dann kamen Abende, wo Oswald verstimmt und mißmuthig über vergebliche Wege zu Verlegern, die von seinen Manuscripten „keinen Gebrauch machen konnten," nach Hause kam und Emilie in Thränen fand — in Thränen, von denen er sich sagen mußte, daß er und nur er allein sie verschuldet hatte. Dann kamen jene unseligsten Scenen, wo die Reue über die eigene Thorheit sich hinter Anklagen des Wankelmuthes und der Lieblosigkeit des Anderen verbirgt und in dem Hinüber und Herüber unfreundlicher Worte der Liebe zartes Blümlein mitleidslos zertreten wird. Und doch war es hier immer Emilie gewesen, die, gutmüthig und leichtsinnig, wie sie war, und Oswald in ihrer Weise zärtlich liebend, die Hand zur Versöhnung geboten hatte. „Ich mache Dir keine Vorwürfe," hatte sie dann oft gesagt, „und ich wäre ganz glücklich, wenn ich nur sähe, daß Du es bist. Aber daß Du es nicht bist, durch meine Schuld nicht bist, das preßt mir Thränen aus." . . . Hatte sie die Wahrheit gesprochen? Oswald hatte damals daran gezweifelt — heute sagte ihm eine Stimme, daß es doch so war und daß sie ihn nie verlassen

haben würde, wenn er nicht selbst sie von sich getrieben hätte. Er nahm den Brief, den er auf dem Tische gefunden, und starrte auf das: „Lieber, lieber Oswald“ — das von Emiliens zitternder Hand geschrieben und hernach von der andern Hand durchgestrichen war und auf die beiden Flecken auf dem Papier — die Spuren der Thränen, die ihr die Trennung von ihm ausgepreßt hatte. Oswald ließ den Brief in die Flamme fallen und er seufzte tief, als er sah, wie sie gierig das Blatt erfaßte und verzehrte und der Zugwind die schwarze Asche davonführte. So war auch das vorbei, vorbei. . . .

Und wie er, den Kopf in die Hand gestützt, in die verglimmenden Kohlen starrte, fingen die Fiebergeister wieder an, ihre tollen Tänze zu tanzen. Bildschöne Gesichter sahen ihn an mit großen, liebevollen Augen und schnitten dann plötzlich eine häßliche Mohrenfratze; Director Clemens und Professor Snellius kamen gravitätisch einhergeschritten in wichtigem Gespräch, daß sie auf einmal abbrachen, um eine übermüthige Polka zu tanzen; Melitta, Helene und Emilie schwebten rosenbekränzt in einer goldenen Wolke hernieder, die zu einem grauen Regen wurde, in welchem die drei Hexen aus dem Macbeth ihre Schlangenhaare schüttelten. . . . So verging die lange, bange

Nacht. Als die Dämmerung in die Fenster hereingraute, wurden die Fiebergeister blasser und immer blasser. Oswald öffnete das Fenster und ließ den kalten Morgenwind seine heiße Schläfe kühlen. Das erquickte ihn etwas; aber als es auf der Straße anfing, lebhafter zu werden, schloß er das Fenster wieder und ließ die Vorhänge herunter; er mochte von dem Leben, das er so haßte, nichts sehen und nichts hören.

In dem Hotel war Emilien's Flucht nicht eben aufgefallen. Der Einzige, welcher etwas Genaueres von der Sache wußte, der Portier, fühlte im heimlichen Bewußtsein seiner Mitschuld keine Neigung, sich weiter darüber auszusprechen. Man glaubte also, wenn man überhaupt in diesen vielbewegten Tagen Zeit hatte, sich um solche Nebensachen zu bekümmern, daß die Dame nicht, wie man anfänglich gemeint hatte, die Gemalin, sondern die Schwester des Herrn, und der zweite Herr, der sie abgeholt, der Gemal der Dame gewesen sei.

So nahm auch Frau Hauptmann Schwarz an, als sie am Mittag des folgenden Tages sich bei Oswald melden ließ. Frau Hauptmann hatte die Gewohnheit, sich, wenn ihre Gäste eine Nacht unter ihrem Dache geschlafen, persönlich nach ihrem Befinden und etwaigen Wünschen zu erkundigen, und

auf diese Weise eine Art von freundschaftlichem Verhältniß anzubahnen, wie es ihrem alten guten Herzen Bedürfniß war. Zu Oswald ging sie heute Morgen mit doppeltem Interesse. Der junge Mann hatte in dem Blick seiner Augen und dem Ton seiner Sprache ein Etwas gehabt, das sie wunderbar an vergangene Zeiten und an ein Wesen mahnte, das sie sehr geliebt und dessen Verlust sie noch immer nicht verschmerzt hatte. Sodann kam der junge Mann aus Frankreich, dem Lande, aus welchem jene schöne, junge unglückliche Freundin gestammt, und wohin sie sich wahrscheinlich später gewandt hatte. Freilich, sie hatte nie wieder Nachricht von sich gegeben, das arme Mädchen und so war es nicht eben wahrscheinlich, daß sie noch am Leben war; aber das hinderte die Frau Hauptmann nicht, sich jedesmal über die Ankunft eines Franzosen in ihrem Hause ganz besonders zu freuen, weil ihr damit wenigstens die Möglichkeit gegeben schien, etwas über die Verlorne in Erfahrung zu bringen.

Wie erstaunt und betrübt war deshalb die gute Frau, als sie Oswald heute Morgen so bleich und verfallen fand — ein Schatten nur noch des stattlichen jungen Mannes von gestern Abend. Er hatte eine schlechte Nacht gehabt? Freilich, das mußte eine

recht böſe, ſchlechte Nacht geweſen ſein, die einen jungen Mann ſo herunter bringen konnte. — Ob ſie nach dem Doctor ſchicken ſolle? Nein? aber eine Taſſe kräftigen Bouillons mit einem Ei abgerührt? Qu'en dites vous Monsieur? Die gute alte Dame trippelte davon, um den Bouillon ſelber zu beſorgen, den Niemand ſo gut, wie ſie, zu bereiten verſtand. Und während ſie in der Küche damit beſchäftigt war, ſchüttelte ſie einmal über das andere ihr graues Haupt, weil der Monſieur Oswald — ſo hatte ſich der Fremde genannt — ſo ſehr gut deutſch ſprach und ſo recht krank und unglücklich ſchien und trotzdem der Verlornen nur um ſo ähnlicher ſah. Ihr kamen dabei die Thränen in die Augen, und ſie nahm ſich vor, ſelbſt auf die Gefahr hin, indiscret zu werden, nach der Urſache ſeines Kummers zu fragen.

Mit dieſem Vorſatze betrat ſie abermals Oswald's Zimmer und fand den jungen Mann in derſelben Stellung, wie ſie ihn verlaſſen hatte, auf dem Sopha ſitzen, die Arme über der Bruſt gekreuzt, die matten, ſchmerzlich ſtarren Augen auf den alten franzöſiſchen Kupferſtich an der Wand gegenüber geheftet, der die an den Felſen gekettete und von dem Drachen bewachte Andromeda darſtellt, zu deren Rettung Perſeus mit dem Gorgohaupt durch die Lüfte herbeieilt.

Er hatte das Bild heute Morgen in der Dämmerung zuerſt bemerkt, und bei dem mangelhaften Licht lange geräthſelt, was es wohl darſtellen möchte, bis er es endlich, als es heller wurde, herausgebracht hatte. Das Bild war maninirt, wie alle Producte der Zeit, in welcher es entſtand. Die Andromeda war ein wenig zu klein gerathen, ein Kind faſt im Verhältniß zu dem ſehr langen und ſehr ſchlanken Heros, der, eben den Fuß auf den Felſen ſetzend, zum Schlage gegen das Ungeheuer ausholt, das ihn mit weitgeöffnetem Rachen anſchnaubt und mit giftigen Baſiliskenaugen anſtiert. Dennoch war es nicht ohne Geiſt in der Conception und nicht ohne Feinheit in der Ausführung. Beſonders war das Aufleuchten der Hoffnung in den kindlich ſchönen Zügen des Mädchens und der heroiſche Zorn in dem Antlitz des Jünglings vortrefflich wiedergegeben und die Scenerie — ein einſamer Fels in dem grenzenloſen Meere, über deſſen Horizont die Morgenſonne aufſteigt, deren Strahlen über die Wellen fort bis an den Felſen zittern, — hatte etwas von Claude Lorraine's heiterer Kraft und Großheit. Oswald hatte mit einem Gefühl ſchmerzlicher Wehmuth das Bild wieder und wieder betrachtet. Der ſchöne Sinn der alten Mythe, daß kühner Muth den, der ihn beſitzt, mit Götterflügeln

über Länder und Meere trägt, daß der Held mit dem Blick seiner Augen schon die Gefahr bändigt und schließlich nur ihm die holde Blume der Liebe und Schönheit auf rauhem Felsen in dem öden, unwirthlichen Meer des Lebens blüht. — hatte ihn, den Muthlosen, den Träumer schmerzlich an Alles erinnert, was er Liebes und Schönes im Leben schon besessen hatte, nur, um es nach ach! so kurzer Zeit auf immer wieder zu verlieren.

Auch jetzt, während die Frau Hauptmann sich auf seine Bitte zu ihm gesetzt hatte, und ihn von der Aufregung, die in der Stadt herrsche, von den blutigen Scenen, die gestern Abend gar nicht weit von ihnen, in der Schwesterstraße, vorgefallen wären, von den Volksversammlungen unter den Buden erzählte und über die schlimme Zeit klagte, wo Alles drunter und drüber gehe und man zuletzt nicht mehr wisse, wer Koch und wer Kellner sei, richteten sich seine Augen wiederholt auf das Bild an der Wand. Frau Hauptmann bemerkte es und sagte:

„Ja! so sah es vor fünfundzwanzig Jahren auch aus. Es gehörte einem Landsmann von Ihnen, einem lieben, braven Herrn, der viele Jahre bei mir gewohnt hat und den ich wie eine Schwester lieb hatte — das Bild ist noch hier, aber er —“

Hier seufzte sie so tief, daß Oswald, den das eigene Leid nicht für das Leid Anderer abgestumpft hatte, mitleidig fragte:

„Er ist todt, der Herr, nicht wahr?"

„Ich weiß es nicht," erwiderte die alte Dame; „er ist in die Welt hineingezogen, um ein Mädchen, das ich als mein Kind erzogen hatte — ein süßes, herziges Geschöpf, vom Verderben zu retten; aber er ist nicht wieder gekommen und sie ist nicht wieder gekommen und ich beweine ihren Verlust, obgleich jetzt beinahe fünfundzwanzig Jahre darüber verflossen sind. Haben Sie, Monsieur, — ach! es ist eigentlich thöricht, daß ich darnach frage, aber möglich ist ja am Ende Alles auf der Welt — haben Sie je etwas von einer Mademoiselle Marie Montbert und einem Monsieur d'Estein gehört?"

Die alte Dame hatte diese Frage so oft gethan und so oft nur ein kurzes „non, Madame" zur Antwort erhalten, daß sie kaum Oswald's bedauerndes Achselzucken beobachtete und mit Lebhaftigkeit fortfuhr:

„Ach, ich wußte es wohl; Niemand weiß mir etwas von ihnen zu sagen. Die Welt ist so groß und der Menschen sind so viele; und in dieser großen Welt in dem Menschengetreibe, wie leicht sind da zwei Unglückliche vergessen und verschollen!"

Das Benehmen der alten Frau war bei aller Herzlichkeit so fein und würdig, die tiefliegenden, aber noch immer lebhaften Augen blickten so freundlich und sanft, und ihre Stimme klang so treu und gut, daß Oswald sich wunderbar von ihr angemuthet fühlte und sie mit einer Wärme, die ihm von Herzen kam, bat, ihm etwas Näheres von jenen beiden Personen, deren unglückliches Schicksal sie nach so langer Zeit noch so schmerzlich beklagte, mitzutheilen.

Die Frau Hauptmann strich ihre schwarzseidene Schürze glatt und erzählte in schlichten Worten eine einfache, rührende Geschichte.

Ihr Gemal, eine tapfere, aber überaus wüste und unbändige Natur, hatte sie durch seine Verschwendung schon Jahre vorher, ehe er bei Waterloo durch einen heldenmüthigen Tod die Sünden seines Lebens quitt machte, gezwungen, für ihren Unterhalt selbst zu sorgen. Sie hatte in einem Hintergebäude des Hauses, dessen Herrin sie jetzt war, eine geräumige Wohnung inne gehabt, von der sie den größeren Theil an einzelne Herren wieder vermiethete. Sie hatte immer gesucht, mit ihren „Pflegekindern" auf einem freundschaftlichen, zum wenigsten guten Fuß zu stehen. Mit keinem war ihr das so gut gelungen, als mit einem Herrn, Namens d'Estein, dem Abkömmling einer Fa-

milie französischer Réfugié's, der sich sein mühseliges Brot durch Unterrichtgeben in der unvergessenen Sprache seiner Heimath verdiente. Monsieur d'Estein war ein herzensguter, voller Schrullen steckender Hagestolz, der mit der ganzen Welt zerfallen war und mit Jedem, der ihn darum bat, seinen letzten Bissen Brot theilte. Er hatte über Alles seine ganz besonderen Ideen und trug sich fortwährend mit weltumstürzenden Plänen, während er dabei so harmlos wie eine Grille lebte.

Monsieur d'Estein hatte bereits mehre Jahre bei ihr gewohnt und war ihr in dieser Zeit ein lieber treuer Freund geworden, dem sie ohne Bedenken ihre mancherlei Sorgen und Nöthe klagen konnte, als eines Tages Monsieur Montbert, ein französischer Obrist, seinen Verwandten, Monsieur d'Estein, zu besuchen kam. Der Obrist war auf dem Wege nach Rußland — es war im Jahre 1812 — und er hatte ein Töchterchen von acht Jahren bei sich, ein liebliches Geschöpf, das der Obrist vielleicht um so zärtlicher liebte, als es sich nicht des Vorzugs einer legitimen Geburt erfreute und Niemand auf der Welt hatte, der es liebte und beschützte, als den Vater, den die Kriegsstürme stets von einem Ende Europas nach dem andern fegten. Bis jetzt hatte sie der Obrist

auf allen seinen Zügen bei sich gehabt; aber der sonst so tapfere Mann schauderte vor dem Gedanken, sein Kleinod den Gefahren einer Wintercampagne, deren Ausgang er ahnen mochte, preis zu geben, und die eigentliche Veranlassung seines diesmaligen Besuches — schon 1807 war er auf einige Monate in der Residenz gewesen — war Monsieur d'Estein zu bitten, so lange der Feldzug dauere, die Sorge für die kleine Marie zu übernehmen, und wenn er (der Obrist) nicht wiederkehren sollte — da waren die Familienpapiere, da war baar und in Wechseln das Vermögen, das er besaß und — die Freunde sahen sich in die Augen und drückten sich die Hände. Der Obrist küßte sein Töchterchen, versprach ihr, in einem Schlitten mit zwei Rennthieren aus Rußland zurückzukommen, küßte sie noch einmal, rief: Adieu mon cher! adieu ma petite! schwang sich auf sein Pferd und ritt davon.

Der Obrist Monbert machte sein Versprechen mit dem Rennthierschlitten nicht wahr; sein Töchterchen wartete und wartete auf den Schlitten und auf den Vater, bis sie ein großes Mädchen war, aber Schlitten und Vater kamen nicht.

Marie war ein großes schönes Mädchen geworden, so schön, daß sie in der ganzen Nachbarschaft nur die schöne Marie hieß. Sie war auch ein gutes Mäd-

chen, mit einem Herzen, das sich mit den Fröhlichen freuen und mit den Leidenden weinen konnte. Ihr einziger Fehler war eine allzu lebhafte Phantasie, ein Hang für das Außerordentliche, Wunderbare — das Erbtheil ihres Vaters, des französischen Reiterobristen, dessen abenteuerlustiger, phantastischer Sinn, wie Monsieur d'Estein behauptete, nah an Wahnsinn gestreift hatte.

Der Frau Hauptmann und Monsieur verursachte die Charaktereigenthümlichkeit ihres Pfleglings viel schwere Sorge, besonders Monsieur, dem bei seiner herben, nüchternen Sinnesart alles Phantastische, Irrationelle, ein Gräuel war. „Das Mädchen darf keine Zeit zum Träumen haben," pflegte er zu sagen; „sie muß denken und handeln lernen. Sie darf es nicht anders wissen, als daß sie sich ihr Brod selbst verdienen muß. Sie muß in der prosaischsten Prosa des Lebens ein Gegengewicht gegen ihre bunte Traumwelt haben. In spanischen Schlössern kann kein Mensch wohnen." Nach diesen Maximen entwarf er einen Erziehungsplan für die kleine Marie, dessen Zweckmäßigkeit Frau Hauptmann trotz der unbegrenzten Achtung, die sie vor Monsieur's Verstand und Charakter hatte, niemals recht einleuchten wollte. Marie sollte in den einfachsten Kleidern gehen, wie

die Kinder kleiner Handwerker; sie sollte jede häusliche Arbeit verrichten lernen, und als sie erwachsen war, trieb Monsieur die Consequenz gar so weit; daß er sie zu einer achtbaren Putzhändlerin in die Lehre gab, — man konnte ja nicht wissen, ob ihr das in ihrem späteren Leben nicht noch recht nützlich würde: Frau Hauptmann schüttelte zu dem Allen den Kopf; aber sie söhnte sich auch doch wieder mit Monsieur's Handlungsweise aus, wenn sie bedachte, wie gut er's doch meinte, und besonders, wenn sie sah, wie trefflich das Mädchen dabei gedieh, wie es mit jedem Tage klüger und schöner wurde und in seinem bescheidenen Kattunkleidchen und dem einfachen Strohhütchen feiner und vornehmer aussah wie eine Geheimerathstochter.

Frau Hauptmann war stolz auf das Mädchen; sie selbst hatte nie Kinder gehabt, aber sie meinte, daß sie ein eigen Kind nicht mehr geliebt haben würde. Und war sie denn nicht des Kindes Mutter? hatte sie es nicht in gesunden Tagen gehegt und in kranken gepflegt? und hing es dafür nicht an ihr mit so zärtlicher Liebe, wie nur eine Tochter an ihrer Mutter hängen kann? Frau Hauptmann war ordentlich eifersüchtig auf diese Liebe (sie hatte so wenig Liebe in ihrem Leben erfahren!) und sah es gar nicht so un-

gern, daß Marie zu ihr offenbar mehr Zutrauen und Liebe hatte, als zu ihrem Pflegevater. Aber dieser war seinerseits nicht weniger eifersüchtig; ja es kam Frau Hauptmann manchmal vor, als ob Monsieur noch andere als blos väterliche Empfindungen gegen die schöne Nichte hege und als ob seine Erziehungsmethode, die Marie ganz in den kleinen Kreis der Häuslichkeit bannte, nicht blos durch pädagogische Rücksichten bestimmt sei. Monsieur war um diese Zeit erst vierzig Jahr alt und „Niemand ist noch so arg gefangen worden, als Weise, tretend in der Narrheit Orden." Es war dies kaum mehr als der Schatten eines Verdachtes, dem aber die folgenden Ereignisse Körper gaben.

Eines Abends — es war an einem Sonntag — kam Monsieur von dem Spaziergang, den er mit Marie in den Park gemacht hatte, sehr verstimmt nach Hause. Auch Marie schien aufgeregt und hatte die Spur von Thränen in ihren schönen Augen. Sie ging gleich nach dem Abendessen zu Bett, und Frau Hauptmann bat Monsieur nun so lange, zu erzählen, was sich ereignet, bis er ihr endlich willfahrte.

Marie und er waren in traulichen Gesprächen in den schattigen Gängen des Parks auf- und abgewandelt und endlich in eine der Gartenrestaurationen ge-

treten, weil Monſieur dem durſtigen Kinde ein Glas Limonade reichen laſſen und bei der Gelegenheit ſelbſt ein Gläschen Liqueur trinken wollte. Sie hatten ſich kaum an ein Tiſchchen geſetzt, als zwei Herren, die vorher weiter weg geſeſſen hatten, ſich an dem Tiſchchen dicht neben ihnen niederließen. Monſieur, der den Herren den Rücken zukehrte, beachtete ſie nicht weiter und wurde erſt auf ſie aufmerkſam, als er ſah, daß Marie, während er mit ihr ſprach, von Zeit zu Zeit einen halb verlegenen, halb neugierigen Blick neben ihm vorbei nach jener Richtung warf. Er wandte ſich um, zu ſehen, was es gäbe. In demſelben Augenblick trat einer der beiden Heeren an ſie heran. Es war ein auffallend ſchöner Mann — Monſieur konnte das trotz all ſeines Aergers nicht leugnen — eine hohe, echt ritterliche Geſtalt, ein herrlicher Kopf, ein edles, wenn auch etwas verwüſtetes Geſicht, große, dunkelblaue Augen, die vornehm und freundlich zugleich blickten, als der Herr jetzt den Hut ziehend, in ſehr gutem Franzöſiſch — Monſieur und Marie hatten, wie gewöhnlich, franzöſiſch geſprochen, fragte: ob es ihm und ſeinem Begleiter vergönnt ſei, ſich der Geſellſchaft von Monſieur und Mademoiſelle anſchließen? Nun war Monſieur der höflichſte Menſch von der Welt, aber (ſo behauptete er) es habe in dem

Wesen des vornehmen Herrn ein Etwas gelegen, das ihn sofort mit tiefem Widerwillen gegen denselben erfüllte, und er habe deshalb kurz und trocken geantwortet, daß er und Mademoiselle es vorzögen, allein zu bleiben. Es hatte darauf einen kurzen Wortwechsel zwischen ihm und dem Fremden gegeben, der damit endete, daß er (Monsieur) aufstand und (um der Sache ein Ende zu machen) Marie aus dem Garten führte, verfolgt von dem spöttischen Gelächter der beiden Cavaliere. Von diesem Abend an datirte sich eine merkliche Veränderung in Mariens Benehmen. Sie, die sonst so Heitere, Gleichmüthige, ließ das Köpfchen hängen, war bald blaß und bald roth, bald ausgelassen lustig, bald zum Sterben traurig — weder Monsieur noch Frau Hauptmann wußten, was sie daraus machen sollten. Zu allem Unglück wurde Monsieur in dieser Zeit krank, daß er das Zimmer hüten mußte und in Folge dessen die Pflege der Frau Hauptmann mehr wie gewöhnlich in Anspruch nahm, so daß Marie sich vielfach selbst überlassen blieb. Sonst hatte sie Monsieur regelmäßig des Abends aus dem Atelier, in welchem sie arbeitete, abgeholt, jetzt mußte sie diesen Weg allein machen. Was nun während dieser Zeit geschehen, in welche Schlingen das arme unglückliche Mädchen gefallen ist — Frau Haupt-

mann hatte es nie erfahren. Aber eines Morgens, als ſie die Kleine wecken wollte, fand ſie das Zimmer leer und auf dem Tiſch ein Briefchen, in welchem die Unglückliche ſchrieb, daß Gründe, über die ſie ſich nicht näher erklären dürfe, ſie zwängen, die Stadt zu verlaſſen; daß ſie ihre Wohlthäter mit tauſend Thränen um Verzeihung bitte, wenn ſie ihnen jetzt für all ihre Liebe nur mit ſcheinbarer Undankbarkeit lohne; daß ſie aber zu Gott hoffe, es werde bald ein Tag kommen, wo all dieſes Leid ſich in Freude verwandele.

Dieſer Tag war nie gekommen, dafür hatte ſich für die arme Frau Leid auf Leid gehäuft. Monſieur war über die Nachricht von Marien's Flucht beinahe wahnſinnig geworden und hatte mit furchtbarem Eid geſchworen, daß er von dieſer Stunde an nicht ruhen und nicht raſten wolle, bis er Marien aus den Händen des ſchändlichen Verführers befreit und ſich perſönlich an ihm gerächt habe. Monſieur d'Eſtein war der Mann, ſein Wort zu halten. In dem kleinen, ſchwächlichen Körper lebte ein energiſcher Geiſt. Das zeigte ſich jetzt, wo eine freche Hand das Glück ſeines Lebens grauſam zerſtört hatte. Denn die Frau Hauptmann konnte jetzt nicht länger zweifeln, daß der ſonderbare Mann die Verlorne mit all der Leidenſchaft, die ſo verſchloſſenen, wunderlichen Naturen

eigenthümlich ist, geliebt habe. Er betrieb die Nachforschungen mit einer rastlosen Thätigkeit, die endlich von Erfolg gekrönt war. Er hatte die rechte Spur gefunden. Wohin sie führte? — er sprach sich darüber nicht aus, wie er denn überhaupt die ganze Angelegenheit selbst vor seiner alten Freundin in tiefes Geheimniß hüllte. Er packte in seinen Koffer, was er zu einer längeren Reise brauchte, riß sich von der Weinenden los, mit dem Versprechen, in acht Tagen spätestens Nachricht von sich zu geben, — aber seitdem waren nun beinahe fünfundzwanzig Jahre vergangen, und Frau Hauptmann wartete noch immer, daß Monsieur sein Versprechen erfüllte.

Die alte Dame hatte in ihre Erinnerungen verloren ganz vergessen, daß es nicht sowohl ihre Absicht gewesen, das eigene Leid zu klagen, als das des jungen Fremden in Erfahrung zu bringen; und sie wurde erst durch die Blässe von Oswald's Gesicht, die, während ihrer Erzählung nur immer zugenommen hatte, daran erinnert.

„Aber Sie sind wirklich kränker, als Sie glauben, lieber junger Mann," unterbrach sie sich; „Ihre Hand ist glühend heiß und — verzeihen Sie einer alten Frau! — ihre Stirn brennt. Erlauben Sie mir, daß ich nach unserm Arzt schicke!"

„Bitte, laſſen Sie das!“ ſagte Oswald ſich gewaltſam emporraffend; „ich will Ihnen geſtehen: ich bin die ganze Nacht ſchlaflos geweſen, wahrſcheinlich aus übergroßer Abſpannung in Folge der langen Reiſe.“

„So legen ſie ſich wenigſtens jetzt noch einige Stunden hin!“ bat die alte Dame. „Ich weiß es wohl: die Jugend kann des Schlafes nicht entbehren, wie wir alten Leute.“

„Das will ich,“ ſagte Oswald, während ſich Frau Hauptmann erhob; „Sie ſollen ſehen: der Schlaf macht Alles wieder gut.“

„Das gebe Gott,“ erwiederte die alte Dame, Oswald noch einmal freundlich die Hand drückend; „bitte, bitte, keinen Schritt weiter! Ich werde nach einigen Stunden wieder anfragen.“

Die Thür hatte ſich kaum hinter der Frau Hauptmann geſchloſſen, als Oswald wie vernichtet in den Sopha zurückſank.

Was hatte er eben gehört! daß dies die Fortſetzung der Geſchichte ſei, die ihm im vorigen Sommer die alte Mutter Clauſen in Grenwitz erzählt hatte — an jenem Abend, als er mit Timm in ihrer Hütte Schutz vor dem Regen ſuchte — daran hatte er ſchon nach den erſten Worten der Frau Haupt-

mann nicht mehr gezweifelt. Stimmten doch alle Umstände! — So, genau so, wie die alte Dame den fremden Chavalier geschildert hatte, blickte noch heute das Porträt des Baron Harald von Grenwitz aus seinem breiten Goldrahmen; und hatte nicht das arme schöne Mädchen, die unglückliche Verführte Marie geheißen, wie die Pflegetochter des Monsieur d'Estein!

Aber das war es nicht, was ihm jetzt das Blut erstarren machte und alle seine Glieder wie im Fieber schüttelte! Es war eine andere, furchtbare Ahnung, die aus den Tiefen seiner Seele mit dämonischer Gewalt heraufstieg. Oder waren es auch nur wieder die Fiebergeister, die am lichten Tage ihren schauerlichen Spuk von neuem begannen? war es Wahnsinn, daß in seiner erhitzten Phantasie aus dem Monsieur d'Estein, dem grillenhaften französischen Sprachmeister, sein Vater, der alte wunderliche Mann, wurde? und aus der schönen Tochter des französischen Obristen die schöne junge Frau mit dem holdseligen Augen, um deren Knie er als Kind an hellen Sommermorgen in dem lauschigen Garten hinter der Stadtmauer gespielt hatte, während die weißen Schmetterlinge sich über dem blauen Ritterſporn wiegten? . . . . . .

Und in immer wilderer Hast jagten sich die tollen Gedanken. Alte längst vergessene Erinnerungen er-

wachten und gaben deutliche Antwort über die Kluft der Jahre hinweg; seltsame Zweifel, mit denen sich der Knabe, der Jüngling getragen hatte, kamen wieder und sagten: Da hast ja nun unsere Lösung! So vieles Unerklärliche in seinem Leben zeigte auf einmal den tief verborgenen Sinn. Nicht greisenhafte Schwäche war es also gewesen, was die alte Mutter Clausen trieb, in seinem Gesicht fortwährend nach den Zügen des Baron Oskar zu suchen, „der mit dem Wodan stürzte," und nicht eine fantastische Laune, daß Albert Timm erklärte: „Sie haben das leibhaftige Gottseibeiunsgesicht der Grenwitzer Barone!" . . .

Oswald sprang vom Sopha auf nach dem Spiegel. Ein todtenbleiches Gesicht mit unheimlich leuchtenden Augen stierte ihn an: „Sieh da! ist der böse Geist noch immer nicht zur Ruhe? sind ihm noch nicht genug Opfer gefallen? erzeugt er sich in seinen Opfern immer wieder? kann der Vampyr nicht an seinen eigenen giftigen Bissen sterben? Eine Kugel? was? so gerade über den pochenden Schläfen in's fiebernde Hirn gejagt — sollte die dem Spuk nicht ein Ende machen? Doch, das ist der rechte Tod nicht, sagt Berger; ist nur Tausch. . . . Was bringt denn den rechten Tod, aus dem die Seele nimmer wieder zu diesem gottverfluchten Dasein erwacht? . . .

Oswald fuhr mit einem Schrei zusammen — eine Hand erfaßte seinen Arm und über die Schulter des Spiegelbildes weg schaute eine höhnisch lachende Fratze ihn an.

„Hehe!“ sagte Albert Timm; „willst Du unter die Comödianten, Dottore, daß Du vor dem Spiegel stehst und Monologe declamirst, die einem ehrlichen Menschen eine Gänsehaut verursachen könnten? Gottverfluchtes Dasein? laß Dich doch mal bei Licht besehen, Schatz! In der That! Du siehst bedenklich aus! die kleine Emily, he? Sei froh, daß sie fort ist, bevor sie Dich zum Schatten deines Schattens machte! Du siehst, ich weiß Alles und ich weiß noch ein gut Theil mehr, was, wenn Du's hörst, Dir wieder Lust zum Leben beibringen soll, Du melancholischer Dänenprinz Du! Aber, bevor ich mein Wissen auskrame — laß eine Flasche Portwein kommen oder dergleichen; ich bin heute Morgen noch so trocken, wie ein Stockfisch.“

Herr Timm wartete in seiner gewöhnlichen Weise Oswald's Antwort nicht ab, sondern klingelte selbst und bestellte Portwein und Austern. Haben keine? Gehen Sie in den Dustern Keller, gleich um die Ecke, Mann, nicht drei Schritt von hier. Machen Sie eine Empfehlung von Albert Timm an Frau Rosa Papa

und kommen Sie im Fluge zurück, Sie blondgelockter Jüngling!"

Herrn Timm's Behauptung, daß er heute Morgen noch nichts getrunken habe, war offenbar erlogen. Er verbreitete einen sehr merklichen Duft von Spirituosen um sich her, sein Gesicht war stark geröthet und seine Augen weniger hell wie sonst. Möglicherweise war er die ganze Nacht nicht zu Bett gewesen; seine ganze Erscheinung sprach für diese Annahme. Die Wäsche war noch unsauberer wie gewöhnlich und der braune Ueberrock hatte mit verschiedenen weißen Wänden und schmutzigen Tischen allzunahe Bekanntschaft gemacht. Herrn Timm's Umstände hatten sich, seit ihn Oswald zum letzten Mal sah, augenscheinlich bedeutend verschlechtert.

Er stellte das auch gar nicht in Abrede: im Gegentheil: er hob unaufgefordert den Schleier von dem reizlosen Bilde seiner letzten Monate.

„Das Pech hat mich auf Tritt und Schritt verfolgt," rief er, sich auf den Sopha werfend und die Beine von sich streckend. „In dem Augenblick, als ich die Entdeckung gemacht hatte, die ich Dir mittheilen werde, sobald der Wein gekommen sein wird, verschwandest Du spurlos aus Grünwald. Am nächsten Tage hob die Polizei unsere „Ratte" auf, als wir

gerade beim Pharao saßen, und confiscirte — ich hielt gerade Bank — meine ganze Baarschaft von einigen hundert Thalern, die ich um so nöthiger brauchte, als am nächsten Morgen ein Wechsel von ebenfalls einigen hundert Thalern fällig war, den ich natürlich nun nicht bezahlen konnte. Der verdammte Manichäer war so erbost darüber, daß er mich in's Loch sperren ließ, wo ich denn bis vor acht Tagen etwa gesessen habe. Wie ich losgekommen bin? Mein Wirth, der alte Schlingel, kam endlich auf den gescheidten Einfall, zu Moses zu gehen und ihm zu drohen, er würde gewisse Geschichten erzählen, wenn — na! lassen wir das! ich stehe wieder auf freien Füßen und da kommen der Wein und die Austern. Hier, Oswald! thu mir Bescheid! Es lebe, wer sich tapfer hält! Kerl, ich sage Dir, ich bin außer mir vor Freude, daß ich Dich so bald aufgetrieben habe. Ich hatte mich schon auf eine lange Jagd gefaßt gemacht. Und nun will ich Dir eine Geschichte erzählen, daß Du vor Verwunderung die Hände über den Kopf zusammenschlagen und vor Staunen aus der Haut fahren sollst. Ja, wol, aus der Haut! denn Du mußt den ganzen miserabeln Menschen, als welchen ich Dich hier vor mir sehe, aus- und den andern anziehen, so ich für Dich ohne alle Dein Verdienst und Würdigkeit

blos aus purer Freundschaft zu Dir mit saurer Mühe bereitet habe. Und nun noch einen Schluck und dann an's Werk!"

Herr Timm schob den Teller mit den Austerschaalen, die er unterdessen geleert hatte, von sich, stürzte ein volles Glas hinunter, schenkte sich wieder ein, holte aus der Tasche ein Bündel Papiere, die er vor sich auf den Tisch legte, stemmte die beiden Arme auf, lachte Oswald an und sagte:

„Was giebst Du mir, mon cher, wenn ich Dich nun so nolens volens aus einem armen Schlucker zu dem Sohne eines Barons mit nebenbei einem Erbe von circa zehn bis zwölftausend jährliche Rente mache? Aber ich sehe, Du bist wirklich etwas stark angegriffen. Ich will Dich nicht länger auf die Folter spannen. Höre!"

Es kommen im Seelenleben Zustände vor, wo das überreizte Gehirn das Ungemeinste, Ungeheuerste als etwas Alltägliches, Gewöhnliches hinnimmt. So war es jetzt mit Oswald. Daß Timm ihm die Bestätigung seiner Ahnung brachte, ihm gleichsam schwarz auf weiß bewies, daß er nicht geträumt habe, jede ausschweifendste Phantasie durch ein schriftliches Document zu einem Factum machte, das sich vor Gericht beweisen ließ. — Oswald sah in dem Allen

nichts Außerordentliches. Da waren die Familienpapiere Marie Monbert's. Ihr eigentlicher Name war der ihrer deutschen Mutter, Marie Herzog, die, nach Paris verschlagen, dort die Geliebte des Obrist Montbert geworden war. Und Herzog, das wußte Oswald, war der Familienname seiner Mutter. Hier war — durch Timm's unermüdliche Thätigkeit und geheimnißvolle Connexionen herbeigeschafft — eine Abschrift aus dem Kirchenbuche über die am 1. December 1823 in der St. Marienkirche stattgehabte Trauung des Herrn d'Estein, genannt Stein, und der Marie Elisabeth Herzog. Und dann hier die Abschrift eines Taufzeugnisses: Am 22sten December 1823 wurde dem Herrn Amadeus Stein und seiner Ehefrau Marie, geborene Herzog, ein Sohn geboren, welcher in der heiligen Taufe, den 23. Januar 1824 den Namen Oswald empfing. Hier waren die Briefe, die Baron Harald während seines verhängnißvollen Aufenthalts im Frühling 1823 in der Residenz an Marie geschrieben, hier die Briefe, die Marie an den Baron gerichtet; hier ein Brief Herrn d'Estein's an Marie aus dem Sommer desselben Jahres, worin er ihr schreibt, daß er endlich ihren Aufenthalt in Grenwitz erfahren; sie bei ihrer Seelen Seligkeit beschwört, ihm zu folgen; daß er Alles zur Flucht bereit habe u. s. w.

„Du ſiehſt, es ſtimmt Alles auf's Haar," ſagte Timm, nachdem er mit vielem Scharfſinn alle Fäden der verwickelten Angelegenheit entwirrt und zu einem feſten Gewebe vereinigt hatte; „die Identität der Perſonen kann durch Documente und durch Zeugen zugleich bewieſen werden und das Zeugniß der Frau Roſa Pape, die Deine Mutter verkuppelt hat und hernach bei Deiner Geburt und bei Deiner Taufe zugegen geweſen iſt, ſchnellt alle möglichen Pfiffe und Kniffe der Advokaten der Gegenpartei in die Luft. Zwar wird Röschen ihr Zeugniß, das ſie in der That einigermaßen compromittirt, nicht gern hergeben, aber für Geld kann man den Teufel tanzen ſehen und Frau Roſa reden hören. Alſo deshalb habe ich keine Sorge. Meine einzige Sorge iſt, daß Du die Sache nicht mit der nöthigen Energie betreiben wirſt. Ich will Dir nur geſtehen: Ich fürchtete das bei den einigermaßen verrückten Anſichten, die Du über manche Dinge haſt, ſo, daß ich im Anfang ganz und gar zweifelte, ob es ſich überhaupt der Mühe verlohne, Dir von meiner Entdeckung Mittheilung zu machen, und ich in Folge deſſen gegen die Baronin einige Winke fallen ließ, die aber nicht ſo gnädig aufgenommen wurden" —

„Mit einem Worte," ſagte Oswald, und er

wurde noch blaſſer, als er es ſchon war, „Du haſt die Entdeckung an die Baronin verkaufen wollen und ſie hat Dir nicht den Preis bezahlt, den Du forderteſt.“

„Sieh! ſieh!“ ſagte Albert mit aufrichtiger Bewunderung, „Du entwickelſt da einen Sinn für Geſchäfte, den ich Dir gar nicht zugetraut hätte. Nun nimm an, die Sache ſei ſo, wie Du ſagſt. Das kann und wird Dich nicht hindern von Deinem guten Rechte Gebrauch zu machen. Aber, Freundchen, periculum in mora! Wenn Du nicht blos der Neffe, ſondern der Schwiegerſohn Anna Maria's werden willſt, mußt Du Dich beeilen. Es iſt ſo gekommen, wie ich Dir ſchon im Winter ſagte, daß es kommen würde. Helene hat ſich mit dem Fürſten Waldernberg verſprochen; die öffentliche Verlobung ſoll in dieſen Tagen ſtattfinden und zwar hier. Anna Maria iſt mit Helenen geſtern Abend angekommen und im Hotel Waldernberg bei der alten Fürſtin Letbus, der Mutter ſeiner Durchlaucht, abgeſtiegen. Nun habe ich, um in dem feindlichen Lager die nöthige Verwirrung zu bereiten, die unſern Angriff unterſtützen ſoll, bereits eine herrliche Mine gegraben, die noch heute platzen muß. Ich bin wie von meinem Leben überzeugt, daß Helene den Fürſten nicht liebt und daß ſie noch im

letzten Augenblick Nein sagen würde, wenn sie wüßte, daß Du ihr Vetter bist und sie das Vermögen, daß sie durch Deine Vetterschaft verliert, aus den Händen des Gemals zurückerhalten kann. Daß sich die Sache aber so verhält, wird sie mit einem Menschen auf Erden glauben und dieser Mensch bist Du selbst. Oswald, bedenke, was auf dem Spiel steht! Ein einziger muthiger Schritt — und das Mädchen, das Du — leugne es nicht! — zum Rasendwerden liebst, ist Dein! Ein Vermögen, das Deine kühnsten Wünsche übersteigt, ist Dein! Du hast mit einem Schlage Alles, wonach Andre Jahre lang vergeblich rennen, wofür sie, wenn sie die Chance hätten, ohne sich lange zu besinnen, ihr Leben einsetzen würden! Die Ueberraschung bewirkt Wunder. Fahre nach dem Hotel Waldernberg in der Williamsstraße; lasse Dich bei der jungen Baroneß melden! sag' ihr, wenn es sein muß, in Gegenwart der Mutter, nicht, daß Du sie heirathen willst, — denn das versteht sich hernach von selbst, — sondern, daß Du jetzt eben unter den und den Umständen die Entdeckung gemacht hast und ich will meinen eigenen Kopf fressen, wenn Dir das Mädel nicht um den Hals fällt und ihren Fürsten zum Teufel schickt.

Albert hatte sich darauf gefaßt gemacht, diesen abenteuerlichen Plan, der freilich ganz nach seinem

Geschmack und den auszuführen er ganz der Mann war, von dem zaghafteren Oswald zuerst auf das entschiedenste verworfen und im besten Falle erst nach langer Debatte angenommen zu sehen. Wie freudig war er deshalb überrascht, als Oswald, der während der ganzen Verhandlung, den Kopf in die Hand gestützt, schweigend dagesessen hatte, jetzt sich erhob und sagte:

„Du hast recht. Es giebt nur das eine Mittel. Ich muß selbst hingehen und zwar sogleich."

„Bruderherz!" rief Timm aufspringend und Oswald mit dem größten Enthusiasmus umarmend; „das ist das vernünftigste Wort, das Du in Deinem Leben gesprochen hast."

Oswald machte sich mit einem Schauder, der dem aufgeregten Timm entging, aus dieser Umarmung los.

„Laß mich jetzt allein," sagte er, „ich bin, wie Du Dir denken kannst, von dieser Unterredung angegriffen. Ich muß mich zu der Scene, die mir bevorsteht sammeln."

„Um Himmelswillen, nur keine neue Bedenken!" rief Timm; „frische Fische, gute Fische! Ich fürchte, sobald ich Dir den Rücken kehre, fallen Dir tausend Aber ein."

„Ich gebe Dir mein Wort, daß ich noch in dieser

Stunde hingehen werde. Die Papiere läßt Du mir doch hier? Ich könnte sie möglicherweise der Baronin gegenüber gebrauchen.“

Timm warf einen schnellen mißtrauischen Blick auf Oswald. Er gab die Papiere ungern aus der Hand. Wenn Oswald falsch spielte, wenn — aber es war keine Zeit, sich lange zu bedenken. Und in Oswald's Wesen lag ein Etwas, das jeden Widerspruch gewagt erscheinen ließ — eine Entschiedenheit in dem festgeschlossenen blassen Munde, ein düstres Feuer in den großen Augen — Timm hatte ihn so noch nie gesehen. Es war nicht mehr der alte wankelmüthige Oswald Stein, es war der Sohn Haralds von Grenwitz, der da vor ihm stand.

„Meinetwegen,“ sagte er, „mache, was Du willst. Ich sehe wohl, daß Du zum Aeußersten entschlossen bist. Aber, Oswald, wenn der große Wurf gelingt und jetzt zweifle ich nicht mehr, daß er gelingt — vergiß nicht den, der Dir die Würfel in die Hand gedrückt hat.“

„Sei überzeugt,“ sagte Oswald mit einem unheimlichen Lächeln, „daß Du in dieser Angelegenheit, was den materiellen Vortheil betrifft, nicht schlechter fahren sollst, als ich selbst.“

Dies Versprechen rührte den edelmüthigen Timm so sehr, daß er nicht übel Lust hatte, Oswald noch

einmal zu umarmen. Der interessen machte eine ungeduldig abwehrende Bewegung, die einen Andern, als Herrn Timm, beleidigt haben würde. Herr Timm interessen lachte und sagte: „Na, ich sehe: Du bist schon mitten in Deiner Rolle. Ich will Dich nicht länger aufhalten. Adieu, Oswald! mache Deine Sache gut! es ist jetzt drei Uhr. Ich komme um vier wieder vor und frage, wie es abgelaufen ist. Adieu so lange!"

Oswald ging, als Timm fort war, mit langsamen Schritten im Zimmer auf und ab. Dann trat er vor den Kupferstich und betrachtete ihn lange mit starren Augen. „Es ist zu spät," murmelte er; ich kann ihr Retter nicht mehr werden, kann sie nicht mehr von dem Felsen, an den das Schicksal sie geschmiedet hat, befreien. Aber sehen will ich sie noch einmal und mein Andenken von der Schmach reinigen, die dieser Schurke wahrscheinlich auf mich gehäuft hat. Sie soll nicht glauben, daß ich mich je unwürdiger Mittel bedienen konnte. Wer weiß, wie weit der Mensch, um zu seinem Zweck zu gelangen, meinen Namen gemißbraucht hat."

Er trat an den Tisch und legte die Papiere zusammen. Dann fing er an, sich zu dem Gange, den er vorhatte, anzukleiden. Er kam nicht schnell damit

zu Stande. Seine Glieder waren wie abgestorben, er mußte sich mehrmals hinsetzen, um einen Anfall von Schwindel vorübergehen zu lassen. Endlich war er fertig. Er steckte die Papiere in die Tasche und verließ das Zimmer.

Achtes Kapitel.

Um dieselbe Zeit fuhr durch die wenig belebte Straße, in welcher Doktor Braun wohnte, ein Wagen, dessen rasches Rollen manches neugierige Gesicht an's Fenster lockte. Es war eine herrschaftliche, mit zwei wundervollen Pferden bespannte Kutsche, an deren Schlage ein großes Wappen prangte. Auf dem Bock neben dem Kutscher saß ein Jäger in glänzender Livree. Die Kutsche hielt vor dem Hause des Doctor Braun, der Jäger sprang vom Bock, riß den Schlag auf; eine junge, sehr elegant gekleidete Dame stieg aus, und trat rasch durch den kleinen Garten vor der Thür in's Haus.

„Ist Frau Doctor Braun zu sprechen?"

„Ich weiß nicht," antwortete das Mädchen (eine lange Person mit einem gutmüthigen Gesicht) und warf dabei einen scheuen Blick auf den schwarzen Sammtmantel und das reizende weiße Hütchen der Dame; „ich will mal nachsehen."

„Iſt nicht nöthig," ſagte Sophie, die plötzlich im Schmuck einer ſehr langen Schürze in der Thür der Küche erſchien, „hier bin ich ſchon."

Mit dieſen Worten eilte Sophie mit offenen Armen auf die junge Dame zu, die ihrerſeits den weißen Schleier zurückſchlug und Sophie entgegenflog:

„Liebe Helene!"

„Liebe Sophie!"

Sophie zog die Freundin in die Stube, neſtelte ihr mit vor Freude zitternden Händen den Mantel los, nahm ihr den Hut ab, faßte ſie an beiden Händen und rief:

„Nun, laß Dich doch einmal beim Lichte beſehen, Du Liebe — ſchön, wie immer, wunderſchön! aber ſo blaß und ſo ernſt und angegriffen, wie mir ſcheint. Kann ich etwas zu Deiner Erquickung thun? Du ſiehſt, ich habe die Küchenſchürze noch um."

Helene lächelte. Es war ein ſchwermuthsvolles Lächeln, das ihre dunklen Augen nur noch dunkler machte.

„Ich danke Dir, Sophie! ich wollte mich nur an Deinem Anblick erquicken. Ach, Du weißt nicht, wie ich mich nach Dir geſehnt habe!"

Die beiden jungen Damen hatten ſich bis zu Sophien's Abreiſe von Grünwald Sie genannt. Die

Freude des Wiedersehens hatte das schwesterliche Du geboren. Sophie dachte daran, als sie das erste Du aus Helenen's stolzem Munde hörte. Es rührte sie und noch mehr der traurige Ton, in welchem Helene sagte, daß sie sich nach ihr so gesehnt habe. Ein solches Geständniß, das die Pensionärin von Fräulein Bär sicher nicht gemacht hätte, kleidete die Braut des Fürsten Waldernberg gar seltsam.

Das Alles fuhr Sophie durch den Kopf, während sie, Helenen's beide Hände noch immer festhaltend, ihr tief und tiefer in die dunklen Augen sah.

„Arme Helene!" sagte es aus ihr heraus; sie wußte vielleicht kaum, daß sie es sagte.

Aber in Helenen's Herzen erweckten die leisen mitleidsvollen Worte all die Schmerzensgeister, welche die letzte lange bange Nacht mit ihr gewacht und kaum gegen Morgen eine Stunde lang mit ihr in unruhigem Schlaf gelegen hatten. Mitleid mit sich selbst, wie sie es nie gekannt hatte, ergriff sie, die Thränen kamen ihr in die Augen und sie warf sich in Sophien's Arme, das schöne blasse Antlitz an der Freundin Busen verbergend.

„Um Himmelswillen, liebe Helene, was hast Du;" sagte Sophie, jetzt ernstlich bestürzt; „ich habe Dich ja nie so gesehen, nie geglaubt, daß ich Dich so sehen

würde und am wenigſten jetzt, wo ich dachte, daß in Deinem Leben Alles Herrlichkeit und Freude ſei."

„Haſt Du das wirklich gedacht?" fragte Helene, ſich aufrichtend, und Sophie mit den großen, ſchmerzlich ſtarren Augen forſchend anblickend.

Sophie ſenkte vor dieſem Blick die Wimpern. Sie mochte nicht Nein ſagen und Ja zu ſagen, erlaubte ihr ihre Ehrlichkeit nicht. Aber ſolches Schwanken dauerte bei dieſer guten, reinen und doch muthigen Seele nicht lange. Jetzt oder nie war der Moment, Helenen Alles zu ſagen, was ſie ſo lange ſchon auf dem Herzen gehabt hatte.

„Helene," ſagte ſie, klar und ruhig mit ihren tiefen blauen Augen aufblickend; „ich kann nicht lügen und mag nicht lügen, keinem Menſchen gegenüber und zumal Dir gegenüber nicht, die ich ſo herzlich lieb habe. Komm, ſüße Seele, ſetze Dich zu mir hier auf's Sopha und laß uns friſch von der Seele weg ſprechen, wie's Schweſtern geziemt, die wir, wenn nie wieder, doch wenigſtens in dieſer Stunde ſein wollen. Wenn Du nicht Aufrichtigkeit von mir wünſchteſt, weshalb wärſt Du denn, da Du ſo viel glänzendere Freundinnen haben könnteſt, gerade zu mir gekommen? Habe ich recht?"

„Sprich weiter!" ſagte Helene, als ſei, nur die

Stimme der Freundin zu hören, für sie schon ein Trost und eine Erquickung.

„Du hast mich gefragt," fuhr Sophie immer muthiger werdend, fort, „ob ich wirklich glaube, daß Du jetzt glücklich bist? Ich glaube es nicht. Du siehst nicht aus wie eine Glückliche. Dein schönes blasses Gesicht sagt nein, wenn Deine Zunge auch Ja sagen sollte. Ich habe oft und oft in Deinem Gesicht gelesen, lange, lange Geschichten, von denen Du Stolze, Schweigsame mir kein Wort gesagt hast und ich will Dir erzählen, was ich gelesen habe. Darf ich?"

„Sprich weiter, Sophie! sprich weiter!"

„Ich habe hier auf Deiner Stirn gelesen, daß Deinem Geiste nur das Große, das Außerordentliche genügt, und selbst das kaum — und hier in Deinen zauberisch schönen Augen, daß Dein Herz sich, wie nur ein Menschenherz es kann, nach Liebe sehnt. So ist von jeher ein Zwiespalt gewesen zwischen Deinem Kopf und Deinem Herzen. Du willst herrschen und willst lieben zu gleicher Zeit und, liebe Helene, das geht nicht an. Die Liebe, die echte Liebe — und es giebt ja nur die eine — ist demüthig; sie duldet Alles und glaubt Alles; sie will nichts, als Eins sein mit dem Geliebten, in Freud und Leid. Sieh, süße Seele, mir ist das Glück solcher Liebe zu Theil

geworden und ich weiß deshalb, was ich ſage. Franz und ich haben nur einen Willen. Er will das Gute, ich will's mit ihm, und ſollten unſere Anſichten wirklich einmal auseinandergehen — die Herzen bleiben doch verbunden; da findet ſich denn das Andere ganz von ſelbſt. Alle Freude iſt doppelt groß, und alles Leid trägt ſich doppelt leicht. Ich hab's erfahren, als mein guter Vater ſtarb. Was hätte aus mir werden ſollen, wenn ich Franz nicht gehabt hätte."

„Ich hatte, als mein Vater ſtarb, Niemand," ſagte Helene tonlos.

„Ich weiß es, liebes Herz, und ich habe mich oft, wenn ich daran dachte, wie einſam Du warſt und wie Du ſo keine Menſchenſeele hatteſt, der Du Dein Leid klagen konnteſt, an die Bruſt meines Franz geworfen, der dann manchmal gar nicht wußte, was mich ſo plötzlich und gewaltig zu ihm trieb. Du ſtehſt allein, ſelbſt jetzt noch, wo Du im Begriff biſt, Dich zu vermählen, und, was tauſendmal ſchlimmer iſt, Du biſt in Deinem Herzen überzeugt, daß es ſo bleiben, daß Dein Gatte nie Dein Freund, Dein Bruder, Dein Geliebter ſein wird, vor dem Deine Seele ſo klar und offen liegt, wie ein kryſtallheller Bergſee, in den die liebe Sonne bis auf den tiefſten Grund hinabblickt."

„Nie, nie!“ murmelte Helene.

„Ich wußte es ja,“ ſagte Sophie traurig, „aber Helene, wenn es ſchon ſchlimm genug iſt, daß Du den Fürſten heirathen willſt, ohne ihn zu lieben, ſo iſt es noch viel, viel ſchlimmer, daß Du ſein Weib wirſt, während Du in Deinem Herzen das Bild eines andern Mannes trägſt.“

Eine dunkle Röthe ergoß ſich über Helenen's Geſicht, als Sophie mit feſter Stimme dieſe letzten Worte ſprach und ſie dabei mit den großen blauen Augen ſo ernſt und vorwurfsvoll anblickte.

„Nein, ſüßes Mädchen, ſchäme Dich nicht, daß Du ihn geliebt haſt. Deshalb tadle ich Dich nicht, denn er iſt ein ungewöhnlicher Menſch, ausgeſtattet mit Allem, was wohl ein Mädchenherz feſſeln kann. Ich tadle Dich auch nicht, daß Du ihn noch liebſt, — wer kann die Liebe ſo leicht aus ſeinem Herzen reißen! — aber, Helene, da dem ſo iſt, heirathe den Fürſten nicht! Du darfſt es nicht, aus Achtung vor Dir ſelbſt, aus Achtung vor ihm, wenn er achtungswürdig iſt.“

„Es iſt zu ſpät;“ ſagte Helene, ihr Geſicht in den Händen verbergend.

„Nun und nimmermehr!“ rief Sophie mit einer Leidenſchaftlichkeit, die bewies, wie tief ihre Seele er-

regt war; „nie iſt es zu ſpät einen Irrthum zu bekennen, der Dich und ihn grenzenlos unglücklich machen muß. Verſteh' mich wohl, Helene! Ich ſpreche nicht für jenen unglücklichen Mann, der Deine Liebe, wenn er derſelben je würdig war, woran ich zweifle, jetzt durchaus verſcherzt hat. Ich bin niemals ſeine Freundin geweſen; die ſogenannten glänzenden Eigenſchaften laſſen mich ziemlich kalt, wenn ſie die Güte des Herzens nicht zur Folie haben, und in meinen Augen ſteht zum Beiſpiel der biedre gute Bemperlein tauſendmal höher, als Oswald Stein. Aber weil er Deiner nicht würdig iſt, mußt Du deshalb einen Mann heirathen, für den, mag er ſonſt noch ſo vortrefflich ſein, nun einmal Dein Herz ſtumm iſt? Giebt es denn nicht mehr Männer auf der Welt, als Oswald und den Fürſten? O, Helene, ich wollte, ich könnte mit Engelszungen reden, um Dein ſtolzes Herz zu rühren, daß Du Dich demüthigteſt vor der Wahrheit, daß Du alle Herrlichkeit der Welt gering achteteſt vor der Seligkeit mit Dir ſelbſt übereinzuſtimmen."

Helene bebte zuſammen, als ob wirklich der Himmliſchen Einer zu ihr ſpräche.

„O Du biſt gut;" rief ſie, „wäre ich doch wie Du!"

„Du kannſt es ſein, wenn Du nur willſt!"

„Aber wie entrinnen aus dieſem Wirrſal? ich habe mein Wort gegeben; wie kann ich es zurücknehmen?“

„Sprich ganz offen mit dem Fürſten,“ ſagte Sophie, der dieſer Ausgang das einfachſte und natürlichſte ſchien.

„Lieber todt!“ murmelte Helene.

In dieſem Augenblicke wurde an die Thür gepocht; der Jäger trat herein mit einem Billet in der Hand.

Er blieb kerzengerade an der Thür ſtehen:

„Gnädigen Baroneſſe gehorſamſt zu vermelden, daß dies Billet ſo eben aus dem Palais durch einen Reitenden anhero geſandt iſt.“

Helene griff haſtig nach dem Billet.

„Von meiner Mutter.“

Sie warf einen Blick hinein und zuckte heftig zuſammen.

„Was iſt's, Helene?“

„Meine Mutter hat ſo eben Nachricht aus Grünwald erhalten, daß mein Bruder ganz plötzlich ſehr ſchwer erkrankt iſt. Sie muß augenblicklich zurück.“

„Armes Mädchen!“ rief Sophie; „wie blaß und erſchrocken Du biſt! Soll ich mit Dir fahren?“

„Nein, nein," ſagte Helene; „bleib! „Ich muß allein hin. Leb wohl, liebe Sophie! leb wohl!"

Helene riß ſich aus Sophie's Armen.

Sophie geleitete ſie bis zum Wagen. Sie hielt die Hand der Freundin feſt in der ihren und ſagte: „Laß von Dir hören, Helene! und, Helene, was Du auch thuſt, folge der Stimme Deines warmen Herzens, es räth Dir beſſer als der kalte Verſtand."

„Ich will es," erwiderte Helene, ſchon im Wagen; „verlaß Dich d'rauf: ich will es. Leb wohl!"

Der Jäger ſchloß die Thür. Der Wagen donnerte davon. Sophie ſah ihm nach, bis er um die nächſte Ecke gebogen war. Dann ſchritt ſie langſam, das liebe Geſichtchen ſinnend zur Erde geneigt, in das Haus zurück.

Neuntes Kapitel.

In einem Zimmer der Beletage des Hotel de Ruſſie unter den Akazien befanden ſich an dieſem ſelben Nachmittag Berger und Director Schmenckel. Sie hatten eine lange Unterredung mit einander gehabt und Herr Schmenckel erhob ſich eben, um zu gehen. Berger ſtand ebenfalls auf.

„Sie wiſſen doch genau, was Sie ſagen ſollen?“

„Ich ſollt halt meinen,“ erwiderte Herr Schmenckel und räuſperte ſich.

„Wollen wir's lieber doch noch einmal durchſprechen?“

„'S könnte vielleicht nit ſchaden;“ erwiderte Herr Schmenckel.

„Sagen Sie alſo: es thäte Ihnen leid, daß Sie der Fürſtin ſolche Ungelegenheit bereitet hätten. Sie ſelbſt würden nie auf dieſen Plan gekommen ſein, wenn der Menſch, — wie nannten Sie ihn doch?“

„Timm;“

„der Timm Sie nicht darauf gebracht hätte. Jetzt wären Sie zur Einsicht gekommen, daß ihre Handlungsweise sich für einen ehrlichen Mann nicht zieme und Sie gäben der Fürstin ihr Wort, daß nun und nimmer wieder ein Laut von dieser Angelegenheit über Ihre Lippen kommen solle."

„Kommen solle!" wiederholte Herr Schmenckel, wie ein Schulbube, der dem Lehrer die Lection nachlallt.

„Was den Menschen, den Timm beträfe, so solle sich Ihre Durchlaucht nur nicht ängstigen, und ihn, wenn er etwa die Frechheit hätte, zu kommen und ihr Geld abzufordern, durch ihre Bedienten zur Thür hinauswerfen lassen. Da Sie ihn in keiner Weise unterstützen würden, so hätte der Scandal, den er möglicherweise erregen könnte, nichts zu bedeuten. Haben Sie es jetzt ordentlich im Kopf?"

„Ich denk', es wird nun gehen," sagte Herr Schmenckel nachdenklich.

„Und, was die Hauptsache ist, Sie nehmen kein Geld von der Fürstin an, weder viel, noch wenig. Vergessen Sie das ja nicht!"

„Will's schon machen!" sagte der Director, mit einem plötzlichen Entschluß den Hut auf den Kopf drückend; „adies, Herr Professor!"

„Adieu!" sagte Berger, ihm die Hand reichend;

„gehen Sie, und werden Sie wieder der ehrliche Mann, der Sie bis dahin gewesen sind.“

„Und nun,“ murmelte Berger, als die Thür sich hinter Herrn Schmenckel geschlossen hatte, „ist der Augenblick gekommen, die alte Schuld quitt zu machen.“ Er trat an das Bureau und nahm aus einer Schublade ein Kästchen aus Ebenholz und ein Medaillon. Dann verließ er sein Zimmer und ging den Corridor entlang, bis er an eine Thür gelangte, an der er einen Augenblick lauschend stehen blieb. Der Schlüssel steckte im Schloß. Berger zog ihn geräuschlos ab und klopfte:

„Entrez!“ rief eine krähende Stimme.

Berger trat ein.

Der, den er suchte, stand mit dem Rücken nach der Thür vor dem Spiegel, eifrig beschäftigt, die letzte Hand an seine Toilette zu legen. Er wandte sich in der Meinung, daß es der Kellner sei, nicht nach dem Eintretenden um. Der warf einen schnellen Blick in in dem Zimmer umher, schloß rasch und leise von innen zu und schritt dann bis mitten in das Gemach, wo er regungslos stehen blieb.

„Was wollen Sie,“ sagte der Graf, noch immer mit seiner Cravatte beschäftigt.

„Mit Ihnen eine alte Rechnung quitt machen,“ erwiderte Berger.

Der Graf wandte ſich erſchrocken um und ſtarrte in Berger's bleiches, ernſtes Geſicht, das durch das ſchwarze Pflaſter auf der Stirn noch bleicher und ernſter erſchien.

„Wer ſind Sie? Was wollen Sie?“ rief der Graf.

Mein Name iſt Berger. Was ich will, habe ich Ihnen bereits geſagt.“

„Wenn ſie eine Forderung an mich haben, wenden Sie ſich an meinen Kammerdiener. Ich befaſſe mich mit dergleichen nicht.“

„Ich weiß es wohl,“ ſagte Berger, ohne eine Miene zu verändern, „daß der Graf Malitzewsky Forderungen, die man an ihn perſönlich gerichtet hat, gern durch andre Leute beantworten läßt und wären dieſe Andern ſelbſt Meuchelmörder; diesmal aber, hoffe ich, werden Sie eine Ausnahme von der Regel machen.“

Bei dieſen Worten trat er an den ‚runden Tiſch, der in der Mitte des Zimmers ſtand, ſetzte das Ebenholzkäſtchen darauf, und nahm die beiden Piſtolen, die es enthielt, heraus.

Der Graf hatte dieſem Beginnen mit einem Erſtaunen, das ihn ſprachlos und bewegungslos machte, zugeſehen. Der Anblick der Piſtolen brachte ihn indeſſen wieder zu ſich. Mit einer Schnelligkeit, die

man ihm bei seinem Alter nicht hätte zutrauen sollen, eilte er nach der Thür.

Berger vertrat ihm, die Pistolen in der Hand, den Weg.

„Ein Versuch noch, mir zu entwischen," sagte er; „ein Hülferuf, und ich schieße Sie nieder, wie einen tollen Hund. Treten Sie an jene Seite des Tisches, mir gegenüber; so!"

„Der Mensch ist verrückt," murmelte der Graf, indem er, an allen Gliedern zitternd, Berger's Befehl Folge leistete.

„Wohl möglich," sagte Berger mit einem unheimlichen Lachen; „wenn ich's aber bin, so bin ich es durch Sie, mein Herr Graf. Sie kennen mich nicht mehr.

„Nein! in der That, nein!"

„Kann sein; ich habe mich, seitdem ich zum letzten Male die zweifelhafte Ehre hatte, Ihnen gegenüberzustehen, einigermaßen verändert; ich will Ihrem Gedächtnisse zu Hülfe kommen. Kennen Sie auch diese nicht mehr?"

Er drückte das Medaillon auf und hielt es dem Grafen über den Tisch hinüber entgegen. Der Graf setzte seine goldene Lorgnette auf und blickte auf das Bild in der Kapsel. Es war das auf Email zierlich

gemalte Portrait eines wunderschönen braunäugigen Mädchens in der Tracht des Anfangs der zwanziger Jahre.

„Eleonore!“ rief der Graf, einen Schritt zurückprallend.

„Ja, Eleonore;“ wiederholte Berger, das Medillon wieder schließend und zu sich steckend; „und nun werden Sie ja wohl auch hoffentlich wissen, wer ich bin und was das für eine Rechnung ist, die wir mit einander abzumachen haben.“

Der Graf war selbst durch seine Schminke hindurch bleich wie der Tod geworden; seine falschen Zähne klapperten; er mußte sich in einen Lehnstuhl, der an dem Tische stand, sinken lassen, da er sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte.

Berger schien sich an diesem kläglichen Anblick zu weiden.

„Wie die Memme zittert,“ sagte er; „wie ihm das faule Herz in der öden Brust an die Rippen pocht um das bischen nichtsnutzige Leben! Elender Feigling, der nur den Muth hat, unschuldige Mädchen zu verführen, und in die Knie sinkt, sobald ihm ein Mann gegenübertritt! Hier, nimm die Pistole, und mach' einem Leben voller Schande durch einen halbwegs ehrlichen Tod ein Ende.“

„Ich kann nicht!“ klapperte der Graf, „haben Sie Mitleid mit mir! Sie sehen, ich bin ein alter Mann; meine Hände zittern vor Gicht; ich kann keine Feder, geschweige denn eine Pistole fest halten.“

„Steht es so mit Dir?“ sagte Berger; „bist Du von Innen wie von Außen ein übertünchtes Grab? da wäre es wohl eine noch härtere Strafe, wenn man Dich leben ließe?“

Berger senkte die Stirn und sann einen Augenblick nach.

„Sei's denn,“ murmelte er. Er legte die Pistolen wieder in das Kästchen. Der Graf athmete auf.

„Ich habe mich nach dieser Stunde gesehnt dreißig Jahre lang; ich dachte wunder wie süß der Trank der Rache sein würde; aber das Gefäß, in welchem er mir geboten wird, ekelt mich an; ich mag ihn nicht.“

Berger hatte das gesagt, als ob er mit sich selber spräche. Jetzt hob er den Kopf, heftete seine durchdringenden Augen auf den Grafen, der noch immer zusammengekauert in seinem Lehnstuhl zitterte und sagte:

„Ich bin mit Ihnen fertig. Ich will Ihnen Ihr jämmerliches Leben lassen, aber unter einer Bedingung. Noch in dieser Stunde reisen Sie von hier

ab und laſſen ſich nie wieder in Deutſchland ſehen. Ich will nicht, daß ein Bube, wie Sie, deutſche Luft athmet."

„Wie Sie wollen, was Sie wollen," ſagte der Graf; „ich will froh ſein, wenn ich aus dem verdammten Lande weg bin."

Berger ſteckte das Piſtolenkäſtchen in die Taſche. Da tönte von der Straße herauf wilder Lärmen. Berger war mit einem Satze am Fenſter. Volksſchaaren, Männer, Weiber und Kinder wälzten ſich die Akazien hinab. „Wir ſind verrathen! Man ſchießt auf uns! Zu den Waffen, zu den Waffen!"

„Zu den Waffen, zu den Waffen!" ſchrie Berger in wilder Freude die Arme in die Luft ſchleudernd; „endlich, endlich! Habe Dank, du großer Geiſt!"

Er wandte ſich vom Fenſter, packte den Grafen, den die Neugier von ſeinem Stuhle emporgetrieben hatte und der ihm jetzt in den Weg kam, vor die Bruſt, ſchüttelte ihn mit Rieſenkraft und ſchrie:

„Hörſt Du, Memme, zu den Waffen! Ein ganzes Volk ruft es. Weiber und Kinder! Jetzt ſollen all die alten Sünden quitt gemacht werden, die Du und Deinesgleichen ſeit dreißig Jahren auf Euch geladen habt."

Er ſtieß den Halbentſeelten verächtlich von ſich, ſchloß die Thür auf und ſtürzte hinaus.

Er rannte an einen Offizier, der eilig zum Zimmer hinein wollte.

Es war der Fürst Waldernberg.

„Entschuldigen Sie, mein Vater, wenn ich meinem Versprechen, Sie zur Fürstin zu begleiten, nicht nachkommen kann," sagte der Fürst athemlos. „Sie hören, daß die Emeute wieder im besten Gange ist, ich erwarte jeden Augenblick, den Generalmarsch zu hören."

Der Graf war von der Scene mit Berger noch ganz außer sich. Er stierte den Fürsten mit einem bleichen, verstörten Gesicht an.

„Was haben Sie, mein Vater?" fragte der Fürst, der jetzt erst diese Veränderung bemerkte.

„Scheren Sie sich zum Teufel, Herr, mit Ihrem Vater!" rief der Graf, bei dem der wilde Haß, den er so viele Jahre lang gegen den Sohn seiner Gattin gehegt hatte, endlich einmal zum Ausbruch kam; „ich bin Ihr Vater nicht, will nicht Ihr Vater sein. Wenn Sie Ihren Vater sehen wollen, gehen Sie zu Ihrer Frau Mama, Sie werden ihn eben jetzt da finden."

„Was heißt das, lieber Vater," sagte der Fürst, der zu fürchten begann, der Graf sei wahnsinnig geworden.

„Lieber Vater," höhnte der Graf, „köstlich, herrlich.

Aber ich habe das Poſſenſpiel ſatt. Meinetwegen geht Alle zum Teufel.“

Er riß an der Glocke.

„Den Wagen vorfahren laſſen, hören Sie!“ ſchrie er den Kellner an. Und dann zum Fürſten gewandt: „Wollen Sie jetzt gehen, Herr, oder nicht?“

Der Fürſt ſah den Grafen an, wie Jemand, der nicht weiß, ob er ſeinen Augen und Ohren trauen ſoll. Plötzlich ſchien er einen Entſchluß gefaßt zu haben. Er warf noch einen Blick auf den Grafen, der jetzt wie toll umherrannte, und verließ eilig das Gemach.

Zehntes Kapitel.

Herr Schmenckel wandelte langsam die Akazien hinab nach der Williamsstraße. Er hatte die Arme auf den Rücken gelegt und den Hut tief in die Stirn gedrückt; die Leute gingen ihm aus dem Wege, denn er stierte unverwandt auf das Straßenpflaster und murmelte fortwährend Unverständliches durch die Zähne. Aber Herr Schmenckel war keineswegs betrunken oder verrückt; er war nur etwas aufgeregt und repetirte die Lection, die ihm Berger eingeprägt hatte. Es war ein saurer Gang; aber Herr Schmenckel fühlte, daß er nur seine Pflicht thue, wenn er das Complott, in das der schlaue Timm ihn verwickelt, wieder zerstöre. Ein wahres Glück, daß er sich in seiner Herzensangst dem Professor entdeckt hatte! wie der zu reden wußte! daß es einem ordentlich angst und bange wurde. Der Schmenckel hatt's ja immer gesagt, daß hinter dem Professor halt etwas ganz Besonderes stecke. Und daß die Czika nun schließlich doch ein

Baronenkind war, das verwunderte den Caspar Schmenckel aus Wien gar nit. Es hatte ſo kreuznärriſche Augen gehabt, das Madel, und er hatt's auch immer ganz beſonders gut behandelt; da war's am Ende gar nit ſo wunderbar von dem Baron Oldenburg, daß er dem alten ehrlichen Casperle eine Verwalterſtelle auf ſeinen Gütern angeboten hatte, wo er fortan ohne Sorgen leben konnte. Nein, Caspar Schmenckel aus Wien brauchte von Niemandem Geld zu erſchwindeln, Caspar Schmenckel konnte wieder frei den Kopf erheben, und —

„Zum Tauſend, Alter, kommt Ihr erſt jetzt?" rief plötzlich eine ſcharfe Stimme; „Ihr ſolltet ja ſchon mit Eurer Viſite fertig ſein."

Der im ärgerlichen Ton ſo ſprach, war Herr Timm. Er war in der Williamſtraße in der Nähe des Hotel Waldernberg auf und ab patrouillirt, um den Erfolg von Oswald's Unterredung mit der Baronin Grenwitz zu erfahren. Herrn Schmenckel glaubte er um dieſe Zeit ſchon auf dem Wege nach dem Duſtern Keller, wo ſie ſich ein Rendezvous gegeben hatten für den Fall, daß ſie ſich auf der Straße verfehlen ſollten. Timm hatte nicht umſonſt Schmenckel eine Stunde früher als Oswald nach dem Palais geſchickt. Damit Oswalds Zuſammenkunft mit der Baronin die rechten

Früchte tragen konnte, mußte die Baronin zuvor einen gewissen Brief gelesen haben, und damit die Wirkung des Briefes nicht paralysirt würde, mußte zuvor Herr Schmenckel mit der Fürstin conferirt haben. In Herrn Timm's feinen Plänen griff Eines in das Andere, wie die Räder eines Uhrwerks ineinander greifen. Herr Timm war deshalb über Herrn Schmenckel's Zurückkommen auf's Höchste entrüstet.

„Es ist rein um närrisch zu werden," fuhr er in noch ärgerlicherem Tone fort; „nicht einen Augenblick kann man Euch allein lassen, so giebt's eine Dummheit."

„Oho! nit so grob, Freundchen," entgegnete Herr Schmenckel, der sich in Bewußtsein seiner tugendhaften Vorsätze dem schlangenklugen Mitschuldigen gewachsen fühlte; „sonst komm' ich Dir auf den Buckel."

Herr Timm sah, daß er zu weit gegangen war.

„Nun, nun," sagte er einlenkend, „zwischen Freunden muß ein offenes Wort erlaubt sein. Macht nur jetzt, daß Ihr hineinkommt, so kann noch Alles nach Wunsch ablaufen. Ihr seid doch heute Morgen beim Grafen gewesen?"

„Nein," brummte Herr Schmenckel.

„Aber zum Teufel, weshalb denn nicht!" rief Timm, dessen Aerger sich von neuem regte.

„Weil ich nicht wollte," ſagte Schmenckel trotzig; „weil ich mit Euch überhaupt nichts mehr zu thun haben will."

„Aha!" ſagte Timm, „Ihr möchtet die Fettfedern allein ziehen? ich habe mir die Finger verbrannt, um Euch die Kaſtanien aus dem Feuer zu holen? Nein, theuerſter Freund, ſo dumm ſind wir nicht; für Nichts iſt Nichts."

„Ich will nicht einen Kreuzer von dem Sündengeld," rief Schmenckel, „ich will der Fürſtin ſagen, daß ich ein ehrlicher Kerl bin und daß ſie ſich nicht weiter ängſtigen ſoll."

„Schauſt Du aus dem Loch?" ſagte Timm; „alſo blos ein klein wenig verrathen wollt Ihr mich? Nehmt Euch in Acht, der Spaß könnte Euch theuer zu ſtehen kommen!"

„Ich werde thun, was mir gefällt;" ſagte Schmenckel, eine ſehr entſchloſſene Miene annehmend und mit langen Schritten weiter gehend.

„Ihr kommt nicht in das Haus;" rief Timm und packte Schmenckel feſt am Arm.

Schmenckel's Antwort auf dieſe Herausforderung war ein Stoß, der Herrn Timm ſehr unſanft über das Trottoir weg gegen die Wand ſchleuderte. Im

nächsten Augenblick hatte sich die Thür des Palais hinter Schmenckel geschlossen.

Durch den Wortwechsel mit Herrn Timm war er in eine Art von heroischer Stimmung gerathen, die sich ausnehmend zu der Unterredung, welcher er entgegenging, eignete. So geschah es denn, daß er sich weder durch die glänzende Livree des Portiers, noch durch die Pracht der Zimmer, welche er durchschreiten mußte, imponiren ließ. Aber der Muth sank ihm plötzlich wieder und das Herz schlug ihm hoch, als der Bediente jetzt vor einer Thür stehen blieb und leise sagte: „Hier befinden sich Ihre Durchlaucht, treten Sie nur ohne anzuklopfen ein; Sie werden erwartet." Herr Schmenckel fuhr sich mit der Hand durch sein dichtes Haar, räusperte sich, klemmte den abgeschabten Hut fest unter den linken Arm, öffnete mit der Rechten entschlossen, wenn auch vorsichtig, die Thür und trat ein.

Ein rosige Dämmerung umgab ihn, und in der rosigen Dämmerung bemerkte er zwei Frauen, von denen die eine in einem Lehnstuhl am Kamin saß, in welchem trotz des warmen Wetters ein helles Feuer brannte, die andere etwas seitwärts hinter dem Lehnstuhle stand. Beide Frauen richteten, als er sich ihnen näherte, die Augen mit durchdringenden Blicken auf

ihn. Dieſer Empfang veranlaßte ihn, kleinere und immer kleinere Schritte zu machen und dann, nachdem er den Raum zwiſchen Thür und Kamin kaum halb zurückgelegt hatte, plötzlich ſtehen zu bleiben.

„Treten Sie näher, lieber Freund," ſagte die Dame, die hinter dem Stuhle ſtand.

Herr Schmenckel trat noch zwei ſehr kleine Schritte heran und blieb abermals ſtehen, feſt entſchloſſen, den auf ihn gerichteten funkelnden Augen, komme, was da wolle, nicht eine Linie näher zu treten.

„Sie ſind der Mann, der an den Grafen Malitzewsky vorgeſtern geſchrieben hat?" fragte die Dame hinter dem Stuhl.

„Ja, Ihr Gnaden." Herrn Schmenckel war es, als ob dieſe Worte, die doch er ohne Zweifel ſelbſt hervorgebracht hatte, am anderen Ende des Saals von einem Andern geſprochen würden. Dies trug durchaus nicht dazu bei, ſeine heroiſche Stimmung von vorhin, die durch die roſige Dämmerung und die blitzenden Augen ſchon weſentlich beeinträchtigt war, wieder aufzufriſchen. Er wurde ſehr roth und räuſperte ſich, um ſich zu überzeugen, daß wirklich er es ſei, der mit den Damen ſich unterhalte.

„Sie heißen Schmenckel?" fragte die Dame hinter dem Stuhl.

„Ja, Ihr Gnaden.“

„Und waren vor vierundzwanzig Jahren in Petersburg?“

„Ja, Ihr Gnaden.“

„Und kamen zu der Zeit manchmal ins Hotel Letbus?“

„Ja, Ihr Gnaden.“

„Kennen Sie mich noch?“

Herr Schmenckel richtete seine Augen, die überall im Zimmer, nur nicht auf den beiden Frauen geweilt hatten, auf die Sprecherin und sagte nach einigem Bedenken:

„Ich sollt's halt meinen, obgleich ichs just nit beschwören möcht! Wenns nit gar so lang her wär', wollt' ich sagen, Sie sind die Nadeska, das Kammermadel von der gnäd'gen Frau, die mir im Anfang immer die Billeters und die Rosensträucher von der gnäd'gen Frau in den schwarzen Bären brachte.“

Nadeska beugte sich über die Gebieterin und flüsterte ihr einige Worte ins Ohr, worauf diese in demselben Ton etwas erwiderte. Darauf entfernte sich Nadeska.

„Wollen Sie sich nicht setzen, Herr Schmenckel?“ sagte die Fürstin, sobald sie allein waren.

Herr Schmenckel nahm ihr gegenüber auf dem Rande eines Lehnstuhls Platz.

„Kennen Sie denn auch noch mich?“ frägte die Dame.

Herr Schmenckel verbeugte sich, indem er dabei die Hand aufs Herz legte.

„Warum haben Sie sich nicht direct an mich gewandt?“ fuhr die Fürstin im Tone sanften Vorwurfs fort; „weshalb mußten Sie den Grafen in's Vertrauen ziehen? Bin ich jemals ungroßmüthig gegen Sie gewesen? war es meine Schuld, wenn unsre letzte Zusammenkunft so endete?“

Herr Schmenckel wollte etwas erwidern, aber die Fürstin ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Wenn ich gewußt hätte, daß Sie noch lebten und wo Sie lebten, ich würde reichlich für Sie gesorgt haben; ja, ich bin noch diesen Augenblick gern dazu bereit. Aber unter einer Bedingung: brechen Sie jede Verbindung mit dem Grafen ab, lassen Sie sich nie wieder bei ihm sehen, und vor allen Dingen, wagen Sie nie, sich dem Fürsten zu nähern! So lange Sie diese Bedingungen halten, fordern Sie, was Sie wollen, und wenn Alexandrine Letbus es erfüllen kann — es soll geschehen.“

Die Fürstin streckte flehend ihre durchsichtigen

Hände aus; ihr ſchwarzen Augen ſchimmerten wie von Thränen; die roſige Dämmerung verklärte ihre bleichen, noch immer ſchönen Züge. Herr Schmenckel hatte ein empfindſames Herz in ſeiner breiten Bruſt und die Demuth der vornehmen Dame rührte ihn tief.

„Laſſen's mich auch einmal ſprechen, 'gnäd'ge Frau;" ſagte er; „ich bin der Schandbub nit, den Sie aus mir machen. Es wär' mir ja halt nimmer eingefallen, Ihro Gnaden, dem Herrn Grafen je ſo ein Brief zu ſchreiben, wenn ich nit von einem kreuzſchlechten Menſchen — Timm iſt ſein Name — dazu beredet worden wär'. Ich wußt' ja gar nit, daß der Caspar Schmenckel aus Wien einen ſo gar vornehmen Herrn Sohn hätt'! Aber der Timm ſagt' zu mir: auf den Buſch klopfen, ſagt' er', kann man immer, das ſchadet nit. Da hat er mir den Brief geſchrieben und ſelbſt zum Grafen getragen. Der iſt noch an demſelben Abend zu mir in den Duſtern Keller gekommen und hat geſagt, daß es ihm recht ſei, wenn ich Ew. Gnaden, der Frau Fürſtin, 's-Leben biſſel ſauer machte; aber an den Fürſten ſelbſt ſollt' ich mich nit wenden, dann wär' der Spaß mit einem Male vorbei. Und dann wär's auch zu viel, was ich gefordert hätt', ein viertel ſo viel wär' auch genug; er wollt ſelbſt deswegen mit Ew. Gnaden, der

Frau Fürſtin, ſprechen, und heut' Vormittag ſollt' ich zu ihm kommen und da ſollt' ich's Geld in Empfang nehmen. — Nun mögen Ew. Gnaden, die Frau Fürſtin, es glauben oder nit, aber der Schmenckel aus Wien iſt 'ne ehrliche Haut, die Niemand nix zu Leid thün kann, geſchweige denn einer ſchönen Dame, die mal ſehr gut zu dem armen Caspar geweſen iſt. Und als nun Ew. Gnaden zu mir ſchickten und mir ſagen ließen: ich ſollt halt nur mal ſelber vorſprechen, da ſagt' ich zu mir: Caspar, ſagt' ich, geh' zur gnäd'gen Frau und ſag' ihr ſo und ſo, und ſie ſollt' nur ruhig ſein, der Schmenckel würd' ſich nimmer wieder bei ihr ſehen laſſen und was das Geld anbetrifft, ich ſag' Ew. Gnaden, nicht ein Kreuzer davon könnt' ich anfaſſen, wenn auch gleich ein Gulden d'raus würd'. Und ſo Ew. Gnaden, Frau Fürſtin, Gott befohlen! und wenn wir uns nit wiederſehen ſollten, bleiben's hübſch geſund und haben's nur kein' Angſt vor dem Caspar Schmenckel; der thut Ihnen nimmer was. Ich küß' die Hand, Ew. Gnaden."

Mit dieſen Worten erhob er ſich und machte ſeine ſchönſte Verbeugung; die Fürſtin ſchien ſehr gerührt.

„Guter Mann," ſagte ſie mit zitternder Stimme.

Ihre Augen weilten mit Wohlgefallen auf der her-

kulischen Gestalt des Mannes, der der Vater ihres Sohnes war. Die außerordentliche Aehnlichkeit Beider, sowohl in Figur, als Gesichtsbildung, erfüllte sie mit einer wehmüthigen Freude. Sie dachte der Tage, wo dieser Mann, ein Löwe an Kraft und Gewandtheit, wenn nicht ihr Herz, so doch ihre Phantasie beherrscht, aber in demselben Augenblicke überkam sie auch die Furcht, der Sohn könne den Vater bei ihr finden, — ihr Sohn, der stolze, jähzornige Mann könnte jemals erfahren, daß der Possenreißer, der Seiltänzer sein Vater, der Vater des Fürsten zu Waldernberg sei.

„Du mußt fort," sagte sie hastig; „hier" — sie streifte von ihrem Finger einen prachtvollen Ring, dessen Brillanten im Schein des Feuers in allen Farben des Regenbogen blitzten, — „keinen Widerspruch! nimm! ich habe ihn lange getragen, schon damals, als Dich Nadeska zum ersten Male zu mir führte; nimm ihn zum Andenken an Alexandrine Letbus! Doch jetzt fort, fort!"

Sie berührte die Feder der silbernen Glocke, die neben ihr auf dem Tische stand. Nadeska trat herein.

„Führe ihn hinaus. Sorge, daß Euch Niemand sieht."

Nadeska ergriff Herrn Schmenckel, der gern noch

etwas erwidert hätte, aber zu verlegen und zu verwirrt war, um ein Wort hervorbringen zu können, bei der Hand und zog ihn durch eine Tapetenthür, die links neben dem Kamine auf einen schmalen Corridor ging, von welchem man auf einer Nebentreppe in den Hof gelangte.

Die Fürstin sank erschöpft in die Kissen ihres Lehnstuhls zurück und bedeckte Stirn und Augen mit der Hand. Sie bemerkte nicht, daß eine Portiere, rechts neben dem Kamin, deren Falten sich schon einige Mal während ihrer Unterredung mit Herrn Schmenckel leise bewegt hatten, auseinandergeschlagen wurde und der Fürst hereintrat. Sie hörte ihn erst, als er dicht vor ihr stand. Sie schlug die Augen auf und in demselben Momente stieß sie einen Schrei des Entsetzens aus, — sein unerwartetes Erscheinen und ein Blick in das todesbleiche, wildverstörte Antlitz sagte ihr, daß er Alles gehört habe.

„Gnade, Raimund, Gnade!“ schrie sie, die krampfhaft gefaltenen Hände zu ihm emporstreckend.

Raimund's breite Brust hob und senkte sich, als wehre sie sich gegen eine fürchterliche erdrückende Last und seine Stimme klang wie ein heiseres Röcheln, als er jetzt, nach der Thür, durch die Schmenckel sich entfernt hatte, deutend, sagte:

„War dieser Mann, der so eben von Dir ging, mein Vater?"

„Gnade, Raimund, Gnade! willst Du Deine Mutter tödten?"

„Besser Du hättest mich nie geboren, als von einem solchen Vater!"

Der gewaltige Mann zitterte, als ob ein heftiges Fieber ihn schüttelte — ein Stöhnen, das schauerlich durch das prächtige Gemach hallte, brach aus seiner Brust.

„Um aller Heiligen willen, Raimund, höre mich an; ich will Dir Alles sagen."

„Ich brauche nichts mehr zu hören. Ich weiß nur schon zu viel. Der Graf hat mich Bastard gescholten; ich glaubte, er sei wahnsinnig; er hat mir nur den rechten Namen gegeben."

Er griff mit den Händen nach der Seite, — er hatte den Degen im Vorzimmer abgelegt. Seine Augen blickten wild umher, als suche er eine Waffe. Seine Mutter verstand den Blick:

„Raimund, Raimund, was willst Du thun?"

„Der Sache so schnell als möglich ein Ende machen."

„Kein Mensch wird es je erfahren —"

„Wird es erfahren? Wer weiß es denn noch

nicht? Nadeska, der Graf, dieſer Mann, — ſoll meine Ehre, mein Rang, mein Vermögen von der Laune einer Kammerfrau, von der Discretion eines herzloſen Roué's, von der Schweigſamkeit eines Straßenhelden abhängen? ſoll ich warten, bis es die Leute auf der Gaſſe mir nachrufen?"

„Ich will die Menſchen tödten, welche es wiſſen; ſie ſollen ſterben — Alle ſollen ſie ſterben, wenn nur Du mir bleibſt."

„Und wenn ſie ſtürben, und wenn Niemand es wüßte, als Du und ich; ja Mutter, wenn Du geſtorben wärſt und das Geheimniß wäre in meiner Bruſt begraben, ich würde es ſelbſt da nicht ſicher glauben; ich würde mich und meine Schmach in dem tiefſten Grund der Erde verbergen."

Die Fürſtin bedeckte das blaſſe Geſicht mit den mageren Händen. Aber hier war keine Zeit, ſich müßigem Jammer hinzugeben. Sie kannte den Charakter ihres Sohnes zu wohl, um nicht zu wiſſen, daß es ſich hier um Tod und Leben handele.

„Raimund," rief ſie, wieder emporſchnellend; „Du tödteſt nicht blos Dich, Du tödteſt auch mich. Biſt Du doch mein Alles, meine Sonne und mein Licht! Ich habe nie ein Kind gehabt, außer Dir. Du weißt nicht, was es heißt, ein Kind haben und lieben, noch

dazu, wenn man wie ich, ſo unglücklich im Leben war! Ich habe den Grafen nie geliebt. Wie konnte ich auch einen René lieben, der ſeine Kraft wie ſein Vermögen in den abſcheulichſten Ausſchweifungen vergeudet hatte. Ich wurde ſeine Gemalin, weil — weil der Czar es wollte. Und ich war damals noch ſo jung, und ſo leichtſinnig, aufgewachſen in dem Glanz und der Ueppigkeit des glänzendſten und üppigſten Hofes. Ich war dem Grafen nicht treu — ſo wenig wie er mir, ihm war es im Grunde gleich; aber er wollte eine Gewalt über mich erlangen, die mich zwang, ſeiner ſinnloſen Verſchwendung machtlos zuzuſehen. Er hatte mir ſicher ſchon lange aufgelauert, bis es ihm endlich, ich weiß noch heute nicht durch welchen unglücklichen Zufall oder durch welchen ſchändlichen Verrath gelang, mir das Geheimniß zu entreißen. Seit dem Augenblick iſt mein Leben ein Leben unter des Henkers Beil geweſen, das mich vor der Zeit zu einer alten Frau gemacht hat. Ich habe nichts gehabt, als Dich und Deine Liebe — die einzigſte warme Stelle in einer eiſig kalten Welt. Raubſt Du mir die, ſo muß ich unterliegen. Raimund, iſt dies der Dank für alle meine Liebe?"

Der Sohn hatte, während die Mutter ſo Wahrheit und Dichtung künſtlich und klüglich miſchte, mit

einer Miene zugehört, die ſo finſter war, wie eine ſchwarze Gewitterwand.

„Gieb mir die Möglichkeit, zu leben,“ ſagte er, „und ich will leben. So kann ich es nicht. Ich kann nicht leben mit dem Bewußtſein, daß mein Blut nicht edler iſt, als das, welches in den Adern meines Stallknechts fließt.“

„Bin ich nicht Deine Mutter?“

„Iſt jener Proletarier nicht mein Vater?“

„Ja, Raimund, er iſt es; und ihm verdankſt Du die ſtolze Kraft, ihm verdankſt Du, daß alle andern Männer neben Dir Schwächlinge ſind. Wollteſt Du lieber des Grafen Sohn ſein, der Erbe ſeiner markloſen Schwäche, ſeines vergifteten Blutes? Und wähnſt Du denn, daß in den Adern unſeres Adels nur adliges Blut rollt? daß Dein Fall der einzige iſt, wo ein entartes Geſchlecht durch geſundes Proletarierblut ſich wieder regenerirt hat? Soll ich Dir aus unſern Kreiſen einige Anekdoten erzählen? Dir ſagen, von wem Deine Freundin Ludmilla ihre bezaubernden ſchwarzen Augen, und Dein Jugendfreund, der Graf Michail Oronzeff, ſein lockiges, blondes Haar hat? Und glaubſt Du, daß es in anderen und höheren Regionen anders und beſſer iſt?“

Die Fürſtin hob ſich halb aus ihrem Stuhl empor

und flüsterte einige Worte so leise, daß sie nur eben das Ohr des Sohnes erreichen konnten. Er aber schüttelte finster den Kopf.

„Steht es so mit uns?“ sagte er, „so mögen wir nur unsere Degen zerbrechen und unsere Wappenschilder in den Koth werfen. Ich habe meine Ehre blank gewahrt; ich habe keine Schuld, aber ich will die Schuld der Anderen sühnen, ehe sie noch größer wird, ehe ich, ohne es zu wissen und zu wollen, tiefer in diesen Sumpf gerathe. Weißt Du, daß der Mann, mit dem ich vor drei Tagen unter den Akazien in ein Handgemenge gerieth, jener Mann war?“ — der Fürst deutete nach der Thür, durch die sich Herr Schmenckel entfernt hatte — „weißt Du, daß ich um ein Haar meinen Degen mit dem Blute dessen gefärbt hätte, der mich erzeugt hat? Nein, nein! das Maß ist schon übervoll.“

„Und Deine Braut?“

Der Fürst zuckte zusammen.

„Helene!“ murmelte er; „o, mein Gott, mein Gott.“

Die Fürstin sah, wie tief dieser Pfeil ihm ins Herz gedrungen war. Ein Schimmer von Hoffnung, sie könne in diesem Kampfe doch noch Siegerin bleiben ging ihr auf.

„Willst Du Dein höchstes Glück vernichten? diesen Engel von Dir weisen? willst Du Dich vor ihr erniedrigen, vor ihr, der Stolzen, der Schönen? Unmöglich kannst Du das! Du bist gefesselt an das Leben mit Ketten von Stahl und mit Ketten von Rosen. Die einen kannst Du, die andern darfst Du nicht zerreißen.“

„Es ist vergeblich,“ sagte der Fürst; „Du kannst mir diese fürchterliche Last hier — er legte die Hand auf die Brust — nicht wegreden. Lebe wohl!“

Er wandte sich zu gehen.

„Raimund!“ kreischte die Fürstin, von ihrem Stuhl emporfahrend und den Sohn umklammernd, „was hast Du vor?“

„Nichts Schimpfliches, davon sei überzeugt,“ sagte er, indem er sich mit sanfter Gewalt aus ihren Armen loszumachen suchte. „Lebe wohl!“

„So gehe hin, Barbar, und tödte“ — sie konnte nicht ausreden; die ungeheure Aufregung dieser beiden letzten Scenen war zu viel für ihre zerrütteten Nerven sie sank ohnmächtig in ihren Stuhl.

In diesem Augenblicke kam Radetzka zurück. Ein Blick auf die Scene im Salon sagte ihr, was geschehen war.

„Sie werden die Aermste tödten,“ rief sie, indem

ſie der Ohnmächtigen zu Hülfe eilte. „Und weshalb das Alles? Es wird nie verrathen werden.“

Der Fürſt lachte. Es war ein ſchauerliches Lachen.

„Meinſt Du Radeska?“ ſagte er; „wenn Du nun aber im Schlafe ſprächeſt? oder haſt Du auch Deine Träume an die Fürſtin verkauft?“

Er ſchlug ſich mit der geballten Fauſt vor die Stirn und ſtürzte fort.

Elftes Kapitel.

Als der Fürſt, wie ein von den Furien gejagter Oreſt, durch die Vorzimmer eilte, begegnete er der Baronin Grenwitz, die von der Fürſtin Abſchied zu nehmen kam. Er glaubte vor Scham in die Erde ſinken zu müſſen, als ſie ihn mit ihren großen grauen Augen ſtarr und prüfend in's Geſicht ſah. Sie ſagte etwas zu ihm, aber er hörte nicht, was es war. Es ſauste ihm in den Ohren. Er ſtieß einen unarticulirten Ton aus, der eine Entſchuldigung vorſtellen ſollte. Dann ſtürzte er fort.

Die Baronin ſah ihm mit düſteren, mißtrauiſchen Blicken nach.

Anna Maria hatte, ſeitdem ſie das Palais betreten, keine frohe Minute gehabt. Der Empfang geſtern Abend hatte ſie auf die peinlichſte Weiſe berührt. Die erzwungene Haltung des Fürſten, die vergeblichen Bemühungen der Fürſtin, einen freundlicheren Ton in

der Gesellschaft hervorzurufen, der kaum verschleierte Hohn, mit welchem der Graf jedes wärmere Wort lächerlich zu machen suchte — das Alles hatte sie mit banger Sorge für Helenens Zukunft erfüllt. Sie hatte die ganze Nacht schlaflos dagelegen und darüber gerathselt, in welchem Winkel des Hauses wohl das Skelett stehe, das aller Behaglichkeit so derb auf die Finger klopfe, und sie war — sie wußte selbst nicht warum — immer wieder zu dem Resultat gekommen, die Fürstin habe sich einmal in ihrem Leben eine Untreue zu Schulden kommen lassen, und müsse sich dafür noch heute die Tyrannei des Grafen gefallen lassen. Vielleicht, daß zu diesem Resultat die allerdings auffallende Unähnlichkeit des Vaters und des Sohnes mitgewirkt hatte.

So war sie in der übelsten Laune, und mit heftigem nervösen Kopfschmerz dazu, sehr spät aufgestanden und hatte es gar nicht ungern gesehen, daß Helene am Nachmittag ihre Freundin Sophie zu besuchen fuhr. Kaum war Helene aus dem Hause, als ihr zwei Briefe überbracht wurden, der eine aus Grünwald, der andere aus der Stadt. Sie erbrach den Grünwalder Brief zuerst. Die Nachricht von Malte's Krankheit erfüllte sie mit namenloser Angst. Sie hatte von seiner Geburt an für sein Leben ge-

fürchtet; so sollte ihre Furcht also doch in Erfüllung gehen! Und wenn Malte starb — was Gott in seiner großen Gnade noch gnädig verhüten wolle! — so fiel, da jetzt ja auch Felix nicht mehr war, das Majorat an einen Hauptmann von Grenwitz, den Sohn von ihres verstorbenen Gemals Vetter, diesen Hungerleider, den sie nie hatte ausstehen können, der immer aussah, als ob er nach dem Majorat schnappe, wie ein Hecht nach seiner Beute. Der sollte fortan Herr sein auf Grenwitz? Wahrhaftig, da wäre es ihr noch lieber gewesen, wenn es sich herausgestellt hätte, daß Oswald Stein Harald's rechtmäßiger Sohn war!

Mechanisch erbrach sie den zweiten Brief. Er war von Albert Timm und lautete:

„Gnädige Frau! Nach unserer letzten Begegnung werden Sie es selbstverständlich finden, daß ich die Waffen, die ich bis dahin für Sie gebraucht hatte, gegen Sie wandte. Herr Stein ist von Allem unterrichtet. Ehe ein Jahr vergeht, ist er — verlassen Sie sich darauf! — Herr von Stantow und Bärwalde und Sie werden überdies die Zinsen von vierundzwanzig Jahren zu zahlen haben, d. h. Sie werden ruinirt sein. Ich könnte mir nun schadenfroh die Hände reiben; aber Albert Timm ist eine gutmü-

thige Seele und will Ihnen zum Dank für Ihren Undank einen guten Rath geben. Machen Sie Friede mit Herrn Stein, bevor es zu spät ist! Besser ein magerer Vergleich als ein fetter Proceß, den man noch dazu verliert. Ich schicke Ihnen den Gegner noch heute zu, empfangen Sie ihn freundlich und wenn Sie ganz klug sein wollen, geben Sie ihm Ihre Tochter, die er bis zur Raserei liebt. Mit der fürstlichen Heirath ist es so wie so nichts, sintemalen der Fürst nicht eines Grafen, sondern eines Seiltänzers Sohn ist und die Sache so steht, daß die Welt nächstens mit einem großartigen Scandal erfreut werden dürfte. Doch widerstehe ich dem Wunsch, Ihnen über diese interessante Sache nähere Aufklärungen zu geben, die Sie wahrscheinlich ebenso unbeachtet lassen würden, als gewisse andere Enthüllungen. Vielleicht, daß Sie nach der Unterredung mit Herrn Stein anderes Sinnes werden und sich vor allem auch überzeugen von der aufrichtigen Freundschaft, mit der ich verbleibe" u. s. w.

Zu jeder andern Zeit würde die Baronin in diesem Brief nur einen neuen Versuch von Seiten des Herrn Timm, die verloren gegangene Position wiederzugewinnen, gesehen haben, aber heute Morgen war ihr Gemüth verdüstert, daß ihr Alles und so auch

dieſer Brief in einem andern Lichte erſchien. War denn am Ende in dieſer Welt des Lugs und Trugs nicht Alles möglich? Daß dieſer Timm mehr wußte als andre Leute, lag auf der Hand, und jedenfalls war doch die Conſequenz merkwürdig, mit welcher er die Wahrheit ſeiner Behauptung aufrecht erhielt; ja, hatte nicht Felix noch durch ſeine letzten Briefe bewieſen, daß er an dem Factum ſelbſt in keiner Weiſe zweifle?

Die ſonſt ſo energiſche Frau fühlte ſich ganz erdrückt unter der Wucht all dieſer Sorgen. Und nun kam Helene, nach der ſie geſchickt hatte, gar nicht wieder zurück! und in einer Stunde ging der Zug, den ſie benutzen mußte, wenn ſie noch morgen früh in Grünwald ſein wollte! und noch waren die Sachen nicht gepackt, noch nicht entſchieden, ob Helene bleiben oder mitkommen wollte, noch nicht von der Fürſtin und dem Fürſten Abſchied genommen! Doch das Letztere konnte ja auch in Helenen's Abweſenheit geſchehen. Der Drang des Augenblicks entband von den ſtrengen Vorſchriften der Etiquette und hatte ſie doch die Fürſtin geſtern Abend gebeten, zu jeder Zeit unangemeldet zu ihr zu kommen!

So verließ denn Anna Marie ihr Zimmer und ſchritt eilig über die Corridore und durch die Vor-

zimmer, als plötzlich die Thür, die zu dem Gemach der Fürstin führte, aufgerissen wurde, der Fürst, offenbar in der fürchterlichsten Aufregung, herausstürzte und ohne ihr Rede zu stehen, weiter eilte.

„Das ist doch seltsam;" sagte die Baronin. Da wurde die Thür wieder aufgerissen, Radeska kam eilends mit verstörtem Gesicht heraus.

„Wo ist die Fürstin?" fragte die Baronin.

„Drinnen. Sie ist krank; es kommt Niemand auf mein Klingeln. Ich wollte eben die Leute holen."

„Thun Sie das," sagte die Baronin, „ich will unterdessen bei ihrer Durchlaucht bleiben."

Radeska schien dies Arrangement keineswegs zu gefallen, aber sie hatte keinen Grund, der Baronin den Zutritt zu verweigern. Sie eilte fort, während Anna Marie in die rosenrothe Dämmerung von der Fürstin Gemach trat.

Diese lag noch in ihrem Lehnstuhl am Kamin. Die halbgeschlossenen Augen und die krampfhaft zuckenden Finger zeigten, daß der umnachtete Geist noch immer vergebens nach Bewußtsein rang.

„Schaff mir meinen Sohn zurück, Radeska," murmelte sie; „er soll nicht mit dem Herkules ringen; der Vater ist stärker, wie der Sohn. Siehst Du, siehst Du, wie er ihn um den Leib packt und in die

Höhe hebt, jetzt wird er ihn zu Boden ſchleudern, hier gerade zu meinen Füßen, da, da" —

Die Unglückliche verfiel in Weinkrämpfe, in die ſich gräßliches Lachen miſchte. Zwiſchendurch phantaſirte ſie:

„Laßt es nur den Grafen nicht wiſſen; der Graf ſagt's der Baronin, die Baronin ſagt's der ſchönen Tochter und hernach will die ſchöne Tochter den Seiltänzerſohn nicht. Da kommt er ſchon mit dem zerſchmetterten Kopfe —"

Ein fürchterlicher Schrei brach aus der Bruſt der Gemarteten. Sie fuhr in die Höhe und ſtarrte die Baronin mit verſtörten Blicken an. Gleich darauf ſank ſie auf's neue bewußtlos in den Stuhl zurück. Da kam Nadeska mit ein paar ruſſiſchen Mägden. Der Kammerfrau ſchien ſehr viel daran gelegen, die Baronin zu entfernen."

„Die Fürſtin hat oft dieſe Anfälle," ſagte ſie in ihrer glatten, demüthigen Weiſe, während die Dienerinnen die Ohnmächtige aufhoben und in ihr Schlafgemach trugen. „Sie muß dann ganz allein ſein; die Nähe jeder fremden Perſon verſchlimmert ihren Zuſtand."

„Ich werde nicht ſtören, meine Liebe," ſagte die Baronin kalt, „um ſo weniger, als ich noch in dieſer

Stunde abreisen muß. Ich werde mich schriftlich bei Ihrer Durchlaucht entschuldigen."

„Was soll das bedeuten?" sagte Waldeska; „weiß die auch schon mehr, als sie wissen dürfte?"

Die Baronin begab sich in einer unbeschreiblichen Aufregung in ihre Gemächer zurück. Was hatte sie gesehen! was gehört! der wahnsinnige Anblick des Fürsten, die wildverworrenen Reden der Fürstin, das verdächtige Benehmen der Kammerfrau, die offenbar in diesem Familiendrama hinter den Coulissen nur zu gut Bescheid wußte — was sollte sie denken? was sagen? was thun? . . . Es war vielleicht das erste Mal in ihrem Leben, daß diese in ihrer Weise kluge und sicherlich höchst energische Frau vollständig rathlos war. Aber sank nicht der Boden unter ihren Füßen? brach nicht wie morsches Rohr zusammen, was sie für stolze unzerstörbare Pfeiler ihres Glücks gehalten? Der Fürst ein Bastard! ein jahrelang mühsam verborgen gehaltenes Familiengeheimniß der schimpflichsten Entdeckung nahe! und in ihrem eigenen Hause. stand es denn da besser? ihr Sohn, der rechtmäßige Erbe des Vermögens, zum Tode erkrankt — der illegitime Sproß des Vorgängers in der Herrschaft aus der Verschollenheit auftauchend, in der Rechten ein Testament, das ihn zum Herrn des Ver-

mögens machte, welches die Baronin seit ihrer Verheirathung als das ihrige angesehen hatte! Wo, wo ein Ausweg aus diesem Labyrinth? Und was würde Helene zu dem Allen sagen? wie würde ihr Stolz sich winden, wenn sie erfuhr, daß der Diamantenschmuck des fürstlichen Ranges, nichts war, als schnödes schlechtes Glas, mit dem zu schmücken, eine Courtisane sich wohl bedacht hätte.

Da rollte schnell ein Wagen in den Hof des Palais. Es war Helene. Der Baronin schlug das Herz, als ob jetzt erst die Entscheidung eintrete. Ein paar bange Augenblicke und die schöne Tochte eilte, bleich und verstört, in das Zimmer und warf sich der Mutter mit einer Leidenschaftlichkeit in die Arme, die gegen ihre sonstige gemessene, fast kalte Haltung eigenthümlich abstach.

„Gott sei Dank, daß Du kommst!" sagte Anna Maria; „ich muß fort; ich wollte Dich fragen, ob Du mich begleiten willst?"

„Kannst Du das fragen?" rief Helene; „ich hier bleiben und ohne Dich? hier, wo mich die Mauern erdrücken!" —

„So bist Du nicht gern hier, Helene?"

„Nein, nein! ich liebe den Fürsten nicht; ich habe ihn nie geliebt!"

Und Helene verbarg ihr Geſicht an dem Buſen der Mutter.

Die Baronin war aufs höchſte überraſcht. Was Helene da ſagte und noch mehr, der Ton, in welchem ſie es ſagte, dazu ihr ſeltſam von Leidenſchaft durchglühtes Weſen gaben ihr einen nie geahnten Einblick in das Herz des jungen Mädchens. Sie hatte ein dunkles Gefühl davon, daß ihr große weite Regionen des Lebens bisher gänzlich verborgen geblieben waren, und daß ſie, trotz all der Klugheit, auf die ſie ſich ſo viel zu gute that, bisher im Dunkeln getappt hatte.

„Warum haſt Du ihm denn Dein Wort gegeben?“ fragte ſie.

„Ich weiß es nicht; ich war — ich wußte nicht, was ich that. Aber jetzt weiß ich es; ich kann den Fürſten nicht heirathen; ich muß mein Wort zurück haben; wenn Du darauf beſtehſt, daß ich es halte, ſo muß ich ſterben.“

„Und wenn ich nun nicht darauf beſtehe?“

Die Reihe, in Erſtaunen zu gerathen, war jetzt an Helenen; ſie ſah die Baronin mit verwunderten Augen an.

„Was ich Dir ſage, mein Kind. Ich habe heute Morgen Entdeckungen gemacht, die mich, milde geſprochen, ſehr ſtutzig gemacht und mir die Ueberzeu-

gung eingeflößt haben, daß wir in der ganzen Angelegenheit mit einem Mangel an Vorsicht zu Werke gegangen sind, der sich möglicherweise sehr schwer hätte rächen können."

„Ich verstehe Dich nicht, Mutter," sagte Helene.

„Ach, es ist auch kaum zu begreifen," klagte Anna Maria, „ich weiß gar nicht mehr, wo mir der Kopf steht. Ich bin eine unglückliche Frau!"

Und die Baronin warf sich wie gebrochen in einen Stuhl und fing an bitterlich zu weinen.

Helene hatte die Mutter noch nie weinen sehen. Der ungewohnte Anblick rührte sie tief. Sie kniete neben ihr nieder und suchte sie mit schmeichelnden, freundlichen Worten zu trösten. Aber es war vergeblich.

„Es ist nicht nur dies, obschon es schon schlimm genug ist," schluchzte Anna Maria, „auch wir sind mit einer ähnlichen Schmach bedroht" — und in dem Drang des Moments, getrieben von dem Verlangen aller Hülflosen, sich, koste es was es wolle, an einen Anderen anzuschließen, erzählte sie in fliegender Worten von den Ansprüchen, die Oswald möglicherweise auf ihr Vermögen habe, und daß, wenn diese Ansprüche gerichtlich anerkannt würden, sie, die Mutter und die Tochter, Bettlerinnen seien.

Helene hatte dieser Erzählung in athemloser Spannung zugehört. Ihre Farbe wechselte in jedem Augenblick; ihre Augen waren fest auf die Mutter geheftet, ihre Hände hielten die Hände der Mutter krampfhaft umfaßt.

„Bettlerinnen, sagst Du? besser das, und ein reines Gewissen haben, als in der Fülle dieses Glanzes vor Seelenangst vergehen! Komm, Mutter, ich fürchte mich nicht vor der Armuth! Du hast mir oft gesagt, daß Du arm gewesen bist, ehe Du den Vater heirathetest. Warum soll ich etwas vor Dir voraushaben? ich sehe nicht, daß Dich der Reichthum glücklich gemacht hat, auch den Vater nicht; er hat es mir in seinen letzten Augenblicken gestanden. Ich habe es noch eben mit meinen eigenen Augen gesehen, wie viel glücklicher, als wir, die Menschen sind, die nichts haben, als ihre Liebe; auf nichts vertrauen, als auf ihre eigene Kraft. Ich habe Kraft; ich kann und will für Dich arbeiten, wenn es nöthig sein sollte. Aber jetzt laß uns fort von hier. Du bist krank und angegriffen, Deine Hände sind eiskalt und Deine Stirn brennt — bleib hier sitzen. Ich will Deine Sachen packen. Du brauchst Dich um nichts zu bekümmern, ich bin in fünf Minuten fertig."

„Nein," sagte die Barenin, „laß das mich mit

Hülfe unſerer Marie beſorgen. Du kannſt ein anderes Geſchäft übernehmen. Wir können nicht fort, ohne wenigſtens ſchriftlich von der Fürſtin Abſchied zu nehmen, da ihr Unwohlſein und unſre Eile nichts Anderes zuläßt. Schreib' ihr in wenigen Worten: freundlich und höflich, nicht mehr und nicht weniger, als das unumgänglich Nothwendige."

„Ich will es thun," ſagte Helene, indem ſie ſich an das Bureau ſetzte, während die Mutter ſich in die Schlafgemächer begab.

Helene hatte kaum die Feder in der Hand, als ein Geräuſch hinter ihr ſie von dem Papier aufblicken machte. Mitten im Zimmer ſtand Oswald, bleich wie der Tod, die großen im Fieber leuchtenden Augen auf ſie gerichtet. Helene war ſo erſchrocken, daß ihr die Stimme verſagte, daß Sie keine Bewegung zu machen im Stande war. Sie glaubte im erſten Moment eine Erſcheinung zu ſehen.

Oswald mochte das bemerken.

„Ich bin es wirklich," ſagte er; „verzeihen Sie mein plötzliches Erſcheinen. Ich fragte nach der Baronin; man hat mich hierher gewieſen."

„Ich will die Mutter rufen," ſagte Helene, indem ſie ſich erhob.

„Bleiben Sie," ſagte Oswald; „ich bitte Sie

darum; ich habe nur zwei Worte zu sagen; ich sage sie Ihnen lieber und leichter, als der Baronin."

In Oswald's Erscheinung und Wesen lag etwas so Feierliches, daß Helene nicht den Muth fand, seine Bitte abzuschlagen.

„Wollen Sie sich nicht setzen," sagte sie tonlos, indem sie sich wieder in ihren Stuhl sinken ließ und auf einen anderen in ihrer Nähe deutete.

Oswald setzte sich.

„Ich weiß nicht, gnädiges Fräulein, ob Ihnen Ihre Frau Mutter von gewissen Intriguen erzählt hat, mit denen Sie seit einiger Zeit belästigt wird und deren Seele Herr Timm ist?"

„Ich habe heute Morgen das erste Wort davon gehört."

„Ebenso wie ich. Und das ist es gerade, was mich hierher getrieben hat. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, ja, ich könnte nicht ruhig sterben, wenn ich denken müßte, daß Sie, Fräulein von Grenwitz, glauben könnten, ich hätte mich je so unwürdiger Mittel und eines so niedrigen Werkzeugs gegen Sie bedienen können. Wollen Sie das auch Ihrer Frau Mutter sagen?"

„Ich will es."

„Und sagen Sie ihr auch, und glauben vor allem

Sie selbst es mir, daß ich nichts so schmerzlich beklage, als daß man Sie je mit dieser Sache behelligt hat."

„So ist Alles doch nur eine Erfindung des Herrn Timm?"

„Nein, mein Fräulein," erwiderte Oswald mit traurigem Lächeln, eine Erfindung jenes Menschen ist es nun wohl nicht. Ich fürchte nur zu sehr, daß es die lautere Wahrheit ist, und das ist der zweite Grund, weshalb Sie mich hier sehen."

„Sie glauben doch nicht, daß wir uns jemals sträuben würden, gerechte Ansprüche anzuerkennen?"

„Sie werden gar nicht in diesen Fall kommen; ich fühle keinen Wunsch in mir, diese Ansprüche zu erheben. Ich würde das nie und unter keinen Umständen gethan haben, und jetzt am allerwenigsten."

Er warf einen Blick im Zimmer umher. Die Pracht der Ausstattung erinnerte ihn schmerzlich daran, wo er war.

„Jetzt am allerwenigsten," wiederholte er; „hier sind die Papiere, die in dieser unglücklichsten aller Geschichten beweisend sind. Ich wünsche, daß Ihre Frau Mutter sie in Gewahrsam nimmt, um auf alle Fälle gegen die Machinationen jenes Menschen gesichert zu sein."

Er legte das Packet Papiere, welche ihm Timm vor einigen Stunden überbracht hatte, vor Helene auf das Bureau, und verbeugte sich zum Abschied.

„Einen Augenblick noch, mein Herr," sagte Helene; indem sie sich ebenfalls erhob; „glauben Sie, daß meine Mutter, daß ich ein solches Geschenk, denn weiter würde es doch nichts sein, annehmen werden? Was hat Ihnen das Recht gegeben, so klein von uns zu denken?"

„Ich glaube nicht, mein gnädiges Fräulein, daß Ihr Stolz diesmal ganz an der rechten Stelle ist. Es handelt sich selbverständlich nur um mich, der ich den sehr verzeihlichen Wunsch habe, mich von einem häßlichen Verdachte zu reinigen. Es war unnöthig, mich daran zu erinnern, daß es der Mutter des Majoratsherrn von Grenwitz, daß es der Braut des Fürsten zu Waldernberg ziemlich gleichgültig sein kann, ob sie ein paar hunderttausend Thaler mehr oder weniger im Vermögen haben."

„Die Verhältnisse haben keinen Einfluß auf unsere Pflichten," erwiderte das junge Mädchen, sich aufrichtend und die schöne Lippe verächtlich krümmend: „und glauben Sie nur nicht, daß es der Stolz des Reichthums und des hohen Ranges ist, der mich so gleichgültig gegen Ihr Anerbieten macht. Diesen Augen-

blick ſind wir im Begriff nach Grünwald abzureiſen, wo mein Bruder auf den Tod erkrankt iſt, und dort auf dem Pult liegt der Anfang eines Briefes, worin ich der Fürſtin zu ſchreiben gedachte, daß ich nun und nimmermehr die Gattin ihres Sohnes werden könne.“

Die dunklen Augen Helenens leuchteten, das heiße Blut färbte das Incarnat der lieblichen Wangen tiefer — ſie war Oswald ſo ſchön, ſo einzig ſchön nie erſchienen. Und das in dieſem Moment, wo er bereits im Herzen Abſchied genommen von einem Leben, das keinen Reiz mehr für ihn hatte! gerade jetzt mußte ihm dieſe herrlichſte Schönheit, dieſes höchſte Ideal ſeiner glänzendſten Träume, nicht in unerreichbarer Ferne — nein, in unmittelbarer Nähe erſcheinen, dem kühnen Wunſch, dem feſten Willen vielleicht erreichbar! Weshalb ſagte ſie ihm, daß ſie den Fürſten nicht heirathen werde, und ſagte es in dieſem herausfordernden Ton, wenn ſie ihn — den Schwankenden, Treuloſen, Wankelmüthigen — nicht demüthigen wollte durch die Kraft des Entſchluſſes, mit welchem ſie der Herrlichkeit entſagte, nur um ſich ſelbſt treu zu bleiben?

Dieſe Gedanken jagten in wilder Flucht durch Oswald's Gehirn, das, überreizt durch Schlafloſigkeit und Fieberträume, mit einer wunderbaren Schnellig-

keit arbeitete und die Resultate complicirtester Gedankenreihen wie in dem Brennpunkt eines Hohlspiegels überblickte. Er wußte, daß sie ihm dies nimmermehr gesagt haben würde, wenn sie ihn nicht zu irgend einer Zeit geliebt hätte, vielleicht noch liebte, und dabei wußte er auch mit unumstößlicher Gewißheit, daß er und sie durch Alles, was geschehen war, auf immer unwiederbringlich von einander geschieden seien. Es war deshalb keine Bitterkeit, sondern nur tiefe Trauer in dem Ton, in welchem er jetzt, die Augen unverwandt auf das himmlisch schöne Antlitz des Mädchens gerichtet, sagte:

„Lassen Sie uns einander nicht mit heftigen, lieblosen Worten betrüben. Wer weiß, ob wir im Leben noch viele Worte mit einander zu wechseln haben werden! Mir ist zu Muthe wie einem Sterbenden, und was ich spreche, spreche ich nicht für mich, der ich keine Wünsche mehr hege, sondern aus innerstem Drang nach der Wahrheit, von deren heiligem Antlitz ich mich nur zu oft im Leben abgewandt habe. Helene, ich habe Sie geliebt von dem Augenblick, als ich Sie zum ersten Male an jenem unvergeßlichen Sommerabend im Park von Grenwitz sah; und ich weiß es auch: wenn ich mir selber treu geblieben wäre, Sie würden mich wieder geliebt haben; Sie

würden einst die Meine geworden sein. Aber, weil ich mich selbst verlassen, haben auch Sie sich von mir gewandt und jetzt liegt zwischen uns eine Kluft, die niemals ausgefüllt werden kann. Und was uns einander auf immer nahe zu bringen schien, — die Entdeckung, die ich heute Morgen machte — hat uns erst recht auf ewig getrennt. Ich fühle es wohl: Sie werden nun und nimmermehr ein Geschenk, wie Sie es nennen, von mir annehmen wollen, und ich wollte eher meine Hand auf glühende Kohlen legen, als sie nach dem Erbe des Mannes ausstrecken, der meine Mutter zur unglücklichsten aller Frauen gemacht hat. Dazwischen giebt es keinen Vergleich, wäre auch alles Andere, wie es sein sollte. Und nun, Helene, ehe wir — wohl auf immer — scheiden, habe ich eine Bitte, reichen Sie mir über die Kluft weg, die uns trennt, die Hand, zum Beweis, daß Sie mir verziehen haben."

Helene legte ihre Hand in die ausgestreckte Hand Oswald's.

So standen sie und sahen sich einander tief in die Augen und wie sie so hineinschauten, sahen sie alle die goldigen Sommermorgenstunden, die sie im Park von Grenwitz unter säuselnden Bäumen verlebt und alle die purpurnen Abende, wo sie durch den grü-

nen Buchenwald bis zum Meeresstrande wanderten — und dann sahen sie nichts mehr, denn ein grauer Thränenschleier hatte sich über die lieblichen Bilder gedeckt.

„Leb wohl, Helene!"

„Leb wohl, Oswald!"

„Für immer!"

„Für immer!"

Oswald preßte die Geliebte nicht in die Arme. Eine heilige Scheu hielt ihn gefesselt. Er ahnte es: die Zeit der Sühne, die ihm noch blieb, war kurz, und, einen neuen Schwur zu besiegeln, den zu halten er keine Kraft in sich fühlte, war kein Entgeld für so viel gebrochene Schwüre.

Er ließ die Hand, die er noch immer in der seinigen hielt, los und — im nächsten Augenblick war Helene allein.

Sie stand noch, die Augen starr auf die Thür, durch die Oswald verschwunden war, gerichtet, als die Baronin wieder in das Zimmer trat.

„Es ist die höchste Zeit, Helene," sagte sie; „der Wagen hält unten. Bist Du bereit?"

„Ja."

„Was sind das für Papiere dort auf dem Tische?"

„Hat er sie nicht wieder mitgenommen?"

„Wer?“

„Oswald.“

„War er hier? was wollte er?“

„Abſchied nehmen. Stecke die Papiere zu Dir, Mutter. Er brachte ſie Dir.“

„Helene, Du biſt bleich und haſt geweint; was bedeutet dies? Liebſt Du dieſen Mann? ſoll' ich auch noch mein letztes Kind verlieren?“

„Sei ruhig Mutter; ich werde Dich im Unglück nicht verlaſſen. Doch da liegt ja noch der Brief an die Fürſtin. Einen Augenblick, Mutter!“

Sie ſetzte ſich an das Bureau und ſchrieb mit fliegender Feder einige Zeilen.

„So jetzt iſt auch das geſchehen, und ich bin wieder frei! Komm, Mutter, ich will Dir zeigen, daß ich noch Kraft und Muth genug zum Leben habe. Komm!“

Und ſo zog ſie die Baronin, die ſich willig der höheren Energie ihrer Tochter fügte, mit ſich fort aus dem Gemach.

Eine Minute darauf hatten die beiden Damen das Palais Waldernberg und eine halbe Stunde darauf die Reſidenz verlaſſen.

Zwölftes Kapitel.

Als Oswald, ohne kaum zu wissen wohin er sich wandte, die Straße hinabeilte, fühlte er sich plötzlich von Jemand am Arm ergriffen.

Es war Herr Timm.

Herr Timm hatte nach dem Zusammentreffen mit Herrn Schmenckel seinen Beobachtungsposten in der Nähe des Palais auf einige Zeit aufgeben müssen, um sich in dem Hofe eines der nächsten Häuser das Blut abzuwaschen, das nach der Berührung von Herrn Schmenckel's schwerer Faust seiner Nase und seinem Munde reichlich entströmt war. Timm war so zornig, wie er es kaum je im Leben gewesen. Es war die Wuth des Jägers, dem das Wild die kunstreich gewebten, schlau gestellten Netze plump zerrissen hat. Dieser Tölpel von einem Schmenckel mit seiner dummen Ehrlichkeit! wie hatte er den Menschen bearbeitet, wie hatte er ihm die Zukunft golden ausgemalt, und nun! Es war zum Rasendwerden! Der schöne, leichte

ſichere Gewinn dahin! und weshalb? um nichts und wieder nichts, um einer ehrlichen Laune willen! Und wenn nun Oswald eine ähnliche Dummheit begeht! man kann die Spatzenköpfe ja keinen Augenblick allein laſſen. Und dabei will das verdammte Blut gar nicht wieder ſtehen. Was der Lümmel für einen feſten Griff hat! . . .

So hatte der Märtyrer der dummen Ehrlichkeit weder Herrn Schmenckel noch den Fürſten wieder aus dem Palais kommen, noch hatte er Oswald hineingehen ſehen, und er kam jetzt noch eben zur rechten Zeit, um dieſen, der die Straße hinab mehr lief, als ging, einzuholen.

„Holla, Herr!“

„Was giebt's?“

„Ja, das frage ich.“

„Biſt Du's?“

„Wer ſonſt? Wie iſt es abgelaufen? hat die Alte klein beigegeben?“ und er wollte vertraulich ſeinen Arm in Oswald's Arm legen. Oswald trat einen Schritt zurück:

„Rühre mich nicht an!“ ſagte er; „oder ich zerſchmettere Dir den Kopf an der Wand.“

„Hoho!“ ſagte Timm, jetzt ſeinerſeits zurückweichend; „iſt der auch verrückt geworden?“

„Elender Bube!“ knirſchte Oswald; „Menſch, der aus dem Laſter eine Speculation und aus der Gemeinheit ein Gewerbe macht; laſſe Dich nie wieder auf meinem Wege ſehen, oder Du wirſt es bereuen!“

Er wandte ſich von Timm, der in dem erſten Augenblick blaß geworden war und dann in ein tolles Gelächter ausbrach, und eilte weiter. Es war ihm ſo gleichgültig, wohin ihn ſeine Füße trugen! Er ging, wie im Traum und wie Traumbilder erſchien ihm auch, was er ſah und hörte: die neugierigen, erſchrockenen Geſichter von Kindern und Frauen in den Fenſtern und Thüren; die dichten Haufen von Männern, die ſich unter wilden Geſticulationen und lauten Ausrufungen Unerhörtes mitzutheilen ſchienen und dann auseinderſtoben, wenn eine Patrouille anmarſchirt kam; das Rennen und Laufen, das Schreien und Pfeifen von Straßenbuben; und dazwiſchen das Wimmern der Sturmglocken von den Thürmen. Dann je weiter ſich Oswald von dem vornehmen Quartier, aus dem er kam, entfernte, wurde ein anderer Ton deutlicher: ein eigenthümliches Knattern und Praſſeln und ein dumpfer Donner, vor dem die Häuſer ſelbſt erzitterten.

Aber das Alles vermochte nicht ihn aus ſeinem

wachen Traume aufzurütteln; der Schmerz um das eigene zerstörte Lebensglück hatte ihn taub und blind gemacht gegen den Schmerz eines ganzen gemißhandelten Volkes. Da schreckte ihn jäh ein fürchterlicher Anblick empor. Aus einer Seitenstraße kam eilenden Laufs ein junger Mensch, rufend: „Verrath, Verrath! sie schießen auf uns!" Des jungen Menschen Blouse war zerrissen und mit Blut befleckt; sein Antlitz war bleich, sein Haar verwirrt; er taumelte, wie ein Trunkener, und plötzlich stürzte er, unmittelbar vor Oswald, zusammen. Oswald hob ihn auf, im Nu hatte sich ein Haufe von Männern und Frauen um sie gesammelt. „Er stirbt," riefen die Männer; „Fluch über unsere Henker!" Die Weiber heulten; eine rief: „Nehmt ihn doch dem Herrn ab, seht Ihr nicht, daß er sich selbst kaum auf den Beinen halten kann." Ein Mann nahm den Sterbenden aus Oswald's Armen. Da fühlte Oswald sich von Jemand aus dem Gedränge gezogen. Als er sich umwandte, erblickte er Berger. Oswald's Seele war in den letzten Stunden von so viel Außerordentlichem bestürmt worden, daß selbst das Seltsamste, Unerwartetste ihn vorbereitet traf. Und wenn es einen Menschen gab, den er in diesem Augenblick zu sehen wünschte, so war es sein Freund und Lehrer, sein Schicksalsgenosse.

Oswald fragte nicht: wie? und woher? er stürzte sich dem Wiedergefundenen in die Arme.

„Gut, daß Du da bist," sagte Berger hastig, „komm lasse die Todten ihre Todten begraben. Wir wollen schaffen und arbeiten, so lange es Tag ist."

Sie eilten zusammen weiter.

Mit jedem Schritte, den sie machten, kamen sie dem Krater der Revolution, die seit ein paar Stunden zum Ausbruch gekommen war, näher. In diesem Stadttheile erhoben sich schon, von tausend tapfern und geschickten Händen aufgethürmt, Barrikaden, die von todesmuthigen Männern und Knaben, meistens aus den niedern Volksklassen, besetzt wurden. Man konnte, von der Widerstandsfähigkeit dieser improvisirten Festungen keine allzu großen Hoffnungen haben, wenn man sah, daß sie meistens aus einem, wenn es hoch kam, aus mehreren umgestürzten Wagen, abgerissenen Planken und anderen in der Eile zusammengerafften Gegenständen erbaut waren, und daß die Waffen ihrer Vertheidiger zumeist in alten rostigen Säbeln, Lanzen, Flinten ohne Schloß und ähnlichen Instrumenten bestanden. Wenn man an diesem denkwürdigen Tage über irgend etwas hätte staunen können, so wäre es über den Heldenmuth eines Volkes gewesen, das ohne Führer, ohne Waffen, ohne vorher

verabredeten Plan den Kampf mit einem tapfern, wohlgeschulten, bis an die Zähne bewaffneten, zahlreichen Heere aufzunehmen wagte.

Berger blieb hier und da stehen, Rath ertheilend, anfeuernd, mit seiner tiefen tönenden Stimme zu den Waffen! zu den Barrikaden! rufend; aber so oft Oswald sich an dem Bau einer derselben betheiligen wollte, hielt er ihn davon zurück:

„Nicht hier!" sagte er; „das sind nur unsere Vorposten, die doch wieder eingezogen werden müssen. In diesen graden breiten Straßen lassen sich keine Barrikaden mit Erfolg vertheidigen. Das Gros der Revolution steht weiter zurück.

So kamen sie in die Lange Straße, in die Nähe des Hotel garni der Frau Schwarz.

Das Hotel war ein Eckhaus, an ihm vorbei führte eine schmale Gasse, in welcher der Duftre Keller lag, in die Schwesterstraße. In diesem Quartier schwirrte und wirrte es wild durcheinander. Vom Schloßplatz her krachten die Gewehrsalven und schmetterten die Kanonenschläge; aber noch nirgends sah man den Anfang von Barrikaden.

„Sind diese Menschen wahnsinnig," rief Berger: „wenn sie sich hier nicht verschanzen wollen, wo soll es denn geschehen?"

Auf den Stufen des Hotels, umdrängt von Volkshaufen, stand ein Herr mit weißer Halsbinde und sprach eifrig auf die Leute ein: „Se. Majestät hat die Deputation huldvollst zu empfangen geruht" — „Was da Majestät!" schrie eine zornige Stimme; — „Se. Majestät geruht jetzt eben huldvollst seine getreuen Unterthanen niederzukartätschen!" rief eine andere. „Meine Herren," quäckte der Redner, „geben Sie nicht Gefühlen des Hasses und der Rache Raum! Se. Majestät willigt in die Zurückziehung des Militärs, sobald Sie die Waffen aus der Hand gelegt" — „Und Ihre Kehlen dem Messer des Mörders dargeboten haben," rief mit gewaltiger Stimme ein Mann, der plötzlich neben dem Redner in der weißen Halsbinde auf der Treppe erschien.

Es war Berger. Sein graues Haupt hing ihm wild um das unbedeckte Haupt; seine Augen glühten, es war, als ob die Revolution selbst Gestalt und Stimme angenommen hätte. „Nun?" rief er weiter, „Ihr zaudert und zagt und verhandelt noch immer, während Eure Brüder wenige Straßen von Euch ermordet werden? Willst Du denn ewig glauben, Du gläubiges, so oft und so schmählich belogenes Volk? Dir wird keine Concession gemacht werden, die Du nicht erkämpfst, und keine Freiheit gewährt werden,

die Du nicht mit Deinem Blute bezahlt haſt! So feilſcht und marktet denn nicht länger! gebt ihn her den theuren Preis um das theure Gut! Um der Freiheit willen greift zu den Waffen!"

„Zu den Waffen! zu den Waffen!" donnerte es von allen Seiten. „Wir wollen ſiegen oder ſterben! zu den Waffen!"

Die waffenloſen Arme ſtreckten ſich wie zum Schwur in die Luft.

Berger war von der Treppe hinabgeſprungen. Man umringte ihn; man drückte ihm die Hände; Einige forderten ihn auf „die Sache in die Hand zu nehmen, da es doch ohne Führer nun einmal nicht gehe."

Berger ſah ſich ängſtlich ſuchend um. Plötzlich eilte er auf einen langen Herrn los, der ſich raſch durch die Menge drängte.

„Das iſt der Mann," ſchrie er, den langen Herrn bei der Hand faſſend; „Er muß unſer Führer ſein! Treten Sie auf die Treppe, Oldenburg, und ſprechen Sie! ein paar Worte nur! das verſteht ja Niemand ſo gut wie Sie."

Oldenburg war mit einem Satze auf der Treppe.

„Meine Herren!" rief er, ſeinen Hut lüftend, „huldigen wir der Mode des Tages und bauen wir

eine Barrikade! Ich habe vor zwei Wochen eine kurze Lehrzeit im Barrikadenbau auf den Straßen von Paris durchgemacht. Wenn Sie in Ermangelung eines Bessern sich meiner Künste bedienen wollen — ich bin herzlich gern bereit, mit Ihnen zu bauen, mit Ihnen zu kämpfen, mit Ihnen zu siegen, wenn's sein kann, mit Ihnen zu sterben, wenn's sein muß."

In dem stählernen Klang von Oldenburg's Stimme, in seiner leichten und doch so eindringlichen Art zu sprechen, lag ein Zauber, dem ein Volkshaufe unmöglich widerstehen konnte. Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte es Aller Herzen.

„Sie sollen unser Führer sein," rief es von allen Seiten; „der Schwarzbart soll unser Führer sein."

„Nun denn!" rief Oldenburg mit erhobener Stimme: „Alle Mann hoch an die Barrikade!"

Ein wunderbares Treiben folgte diesem Zauberwort. In die wild durcheinander wogende Menge kam plötzlich Ordnung. In all den Köpfen lebte nur der eine Gedanke, sich ein Bollwerk zu schaffen gegen unerträgliche Tyrannei, und alle Hände arbeiteten nur nach dem einen Ziel.

„Wir müssen in zehn Minuten fertig sein, meine Herren," rief Oldenburg, „oder wir brauchen gar nicht anzufangen."

Oldenburg war durch jene Intuition, die in Volksmassen oft mit der Sicherheit des thierischen Instinctes wirkt, zum Anführer erkoren und er machte durch die unerschütterliche Kaltblütigkeit und die geniale Schnelligkeit des Blicks und des Entschlusses seinem Posten Ehre. Er schien auf allen Punkten zugleich zu sein und seine klare tönende Stimme glaubte man an allen Punkten zugleich zu hören. Hier wurde auf seine Anordnung das Pflaster aufgerissen, dort wurden die Fliesen des Trottoirs ausgehoben und mit denselben die umgeworfenen Wagen, die auch hier, wie überall, wo die Zeit drängt, als Basis der Barrikade dienen mußten, nach der Außenseite bepanzert. Ausgehobene Thüren, Rinnsteinbrücken, mit Sand gefüllte Säcke, vervollständigten die Festigkeit des Baus, der mit einer Schnelligkeit heranwuchs, die mit dem Fieber der Leidenschaft, das in allen Pulsen pochte, Schritt hielt. Jede Sehne, jede Muskel war bis zum Aeußersten angespannt; Knaben trugen Lasten, die in ruhigen Augenblicken kaum ein Mann hätte bewältigen können; Männer, die sonst vielleicht nur die Feder zu führen gewohnt waren, schienen plötzlich Muskeln von Stahl bekommen zu haben. Vor Allen aber zeichnete sich ein Mann in einem abgeschabten Sammetrocke aus, in Vergleich mit dessen Thaten die Leistun-

gen der Anderen nur Pygmäenwerk waren. Wo es etwas zu heben oder zu ſchleppen gab, das man nicht bewältigen konnte, rief man lachend nach dem „Herkules“ — ſo hatte den Mann im Sammetrock der Volkswitz nach den erſten fünf Minuten getauft — und der Herkules ſprang hinzu, reckte ſeine mächtigen Arme aus, oder ſtemmte ſeine breiten Schultern dagegen, und die Centnerlaſt ſchien plötzlich federleicht zu werden.

„Brave, Herr Schmenckel!“ rief Oldenburg dem Herkules auf die Schulter klopfend, „aber ſchonen Sie Ihre Kraft; wir werden ſie noch nöthig haben.“

„Pah, Ew. Gnaden, Herr Baron,“ erwiderte Herr Schmenckel, indem er ſich mit dem Aermel über ſein von Schweiß triefendes Geſicht fuhr, „das will noch nit viel ſagen.“

„Herkules, hierher!“ erſchallte es von einem anderen Punkte.

„Komm ſchon!“ ſchrie Herr Schmenckel und ſprang dahin, wo man ſeiner bedurfte.

„Jetzt fehlt es am Beſten noch,“ murmelte Oldenburg, indem er das mit jeder Secunde wachſende Werk überſchaute und einen prüfenden Blick auf die Dächer der die Barrikade flankirenden Häuſer warf, die man auf ſeinen Rath abzudecken begann; „wenn

Berger keine Waffen bringt, ist Mühe und Arbeit umsonst."

Da kam Berger in Begleitung von fünf oder sechs meistens jüngeren Männern. Jeder von ihnen trug eine Büchse. Ein paar Andere schleppten einen Sack, in welchem sich Munition befand.

Berger, der schon Tage lange vorher die Gelegenheit zur Revolution, die er vorausgeahnt, studirt hatte, kannte alle Waffenläden in der Runde und hatte sich jetzt der Vorräthe eines derselben bemächtigt. Ein Jubelruf erschallte, als die kleine Schaar bei der Barrikade anlangte. Gleich darauf wurde noch eine alte lange einläufige Vogelflinte und ein verrosteter Karabiner mit Pfannenschloß aus irgend einer Rumpelkammer herbeigeschafft, und zuletzt noch zwei Paar Pistolen aus den Wohnungen einiger Offiziere, die man mit Hülfe des Adreßkalenders in der unmittelbarsten Nähe glücklich ausgekundschaftet hatte. Die Waffen wurden vertheilt, und jedem Schützen sein Posten auf der Barrikade angewiesen; jeder Schütze hatte einen Mann als Lader bei sich; in der Küche des Erdgeschosses eines der nächsten Häuser wurden unter Aufsicht eines alten einäugigen Mannes, der schon die Befreiungskriege mitgemacht und sich zu diesem Posten erboten hatte, Kugeln gegossen; Straßen-

jungen, dieſe luftigen Sturmvögel jedes Barrikadenkampfes, ſollten die Kugeln den Kämpfern zutragen.

Die Viertelſtunde, die Oldenburg als die längſte Zeit, in welcher man fertig werden müſſe, beſtimmt hatte, war verlaufen; und ſchon der nächſte Moment bewies, wie richtig er gerechnet hatte. Die Büchſen waren kaum geladen und die Männer eben an ihre Poſten getreten, als ein Bataillon Infanterie die Straße hinabmarſchirt kam. An ſeiner Spitze ritt ein Major. Er ließ in einiger Entfernung von der Barrikade ſeine Truppe Halt machen und ritt bis auf wenige Schritte heran. Es war ein alter grauhaariger Mann mit einem gutmüthigen Geſicht, dem offenbar bei Erfüllung ſeiner blutigen Pflicht nicht ſonderlich wohl war. Seine Stimme klang hohl und zitterte ein wenig, als er jetzt ſo laut er vermochte, rief:

„Ihr da! ich muß hier mit meine Leute durch, und wenn Ihr das Dings, das Ihr da gebaut habt, nicht gutwillig wegräumt, ſo muß ich von die Schußwaffe Gebrauch machen. Das ſollte mich Euretha lben leid thun!“

Oldenburg trat auf die Barrikade.

„Im Namen der Männer hier;“ ſagte er, ſeinen Hut höflich gegen den Major lüftend; „erkläre ich

Ihnen, daß wir entſchloſſen ſind, Einer für Alle und Alle für Einen zu ſtehen und die Barrikade zu halten, ſo lange es uns möglich iſt."

Oldenburg's Erſcheinung und ſeine Rede imponirten dem alten Krieger ſichtlich. Er griff unwillkürlich an ſeinen Helm und ſagte:

„Sie ſind der Anführer von die Leute?"

„Ich habe die Ehre."

„Sie ſcheinen ein verſtändiger Mann. Da müſſen Sie doch einſehen, daß das Dings da nicht lange halten kann und daß Ihr mit Eure paar Schüſſe nicht weit kommen werdet. Reißt das Ding runter und die Sache iſt gut."

„Es thut mir Leid, Ihnen dieſen Gefallen nicht thun zu können und meine erſte Entſcheidung wiederholen zu müſſen."

„Nu denn;" rief der alte Mann mehr verdrießlich als zornig, „ſo ſoll Euch Alle der Deibel holen!"

Mit dieſen Worten warf er ſein Pferd herum und galoppirte zu ſeiner Truppe zurück.

Oldenburg war froh, daß die Unterredung zu Ende war. Sein ſchneller Blick hatte ihm gezeigt, daß das gütige Zureden des Majors ſeine Wirkung auf die Menge nicht verfehlt hatte und daß mehr als Einer unentſchloſſen und zaghaft drein ſchaute. In einer

Volksmenge verraucht der größte Enthusiasmus so schnell. Er wandte sich um und rief:

„Ist Einer unter Ihnen, der es süßer findet, für das Vaterland und die Freiheit leben zu bleiben als zu sterben, der möge es jetzt sagen! Noch ist es Zeit.“ Die Männer standen regungslos und lautlos. Wohl mochte manches Herz stärker gegen die Rippen pochen; aber Jeder fühlte, daß der Würfel geworfen und das jetzt umzukehren, schimpflicher Verrath sei.

Da schlugen drüben die Trommeln den Sturmmarsch und ihr eherner Klang schmetterte die letzten Bedenken weg.

„Jeder Mann an seinen Posten!“ rief Oldenburg mit einer Stimme, die hell wie Trompetenton das Rasseln der Trommeln übertönte; „kein Schuß fällt, kein Stein wird geschleudert, bevor ich das Zeichen gebe.“

Oldenburg blieb auf der Barrikade stehen und sah die Colonne im Sturmschritt heranrücken. In der Mitte die Tambours und der Major, der mit seiner Grabesstimme commandirte:

„Bataillon halt! Legt an! Feuer!“

Die Salve krachte, die Kugeln hagelten in die Barrikade und gegen die Wände der Häuser.

Gewehr rechts, Marsch, Marsch!“

„Hurrah!“ ſchrien die Soldaten, indem ſie ſich mit gefälltem Bajonet gegen die Barrikade ſtürzten.

„Hurrah,“ ſchrie Oldenburg, indem er noch immer auf der Barrikade ſtehend, den Hut ſchwenkte.

Und die Büchſen der Barrikadenvertheidiger krachten und die Steine praſſelten von den Dächern auf die Köpfe der unglücklichen Soldaten hinab, und als der Rauch und Staub ſich verzog, ſah man die Compagnie, die in kriegeriſcher Ordnung heranmarſchirt gekommen war, in wilder Verwirrung fliehen, worauf ein reiterloſes Pferd und zwiſchendurch kleine Gruppen von drei, vier Mann, welche Todte oder Verwundete eiligſt aus dem Bereich der Barrikade trugen.

Von den Männern des Volks war nur einer, und ſelbſt der durch keine feindliche Kugel verwundet. Der alte Karrabiner war bei dem erſten Schuſſe geſprungen und ein Stück davon hatte den Nebenmann des Schützen leicht am Kopf geſtreift. Dieſer Unfall trug indeſſen nur zur Erhöhung der guten Laune bei. Man ſchrie Hurrah, man gratulirte einander, man lachte, man ſcherzte, man war in der beſten Stimmung.

Es gab vielleicht in dieſem Augenblick nur Einen hinter der Barrikade, der die Siegesfreude nicht theilte

und das war Oldenburg. Von der Nothwendigkeit des Kampfes war er ebenso überzeugt, als ihm ein glücklicher Ausgang desselben problematisch war. Er hatte die Februartage in Paris mit durchlebt und durchfochten und der Unterschied dieser beiden Revolutionen konnte ihm nicht entgehen. Dort hatte er ein Volk gesehen, das mit dem vollen Bewußtsein der Unhaltbarkeit der Regierung, gegen welche es sich auflehnte und mit dem vollen Verständniß der Situation in den Kampf zog — hier fand er die größte Unklarheit über die endlichen Ziele, und zum Theil die naiveste Unkenntniß in Betreff der gegenwärtigen Lage. Aber ist es doch nicht immer die freie, geistgeborne That, deren der Genius der Menschheit zu seinen Zwecken bedarf. Wirkt er doch auch in dem dunkeln Triebe, der aus geheimnißvollen Tiefen unaufhaltsam zum Lichte drängt. Wenn diese hirnesleſen und im Grunde wenig politischen Menschen, welche die geringsten Zugeständnisse zur rechten Zeit befriedigt haben würden, nicht für den freien Staat der Zukunft, sondern nur gegen die brutale Herrschaft einer einzelnen Kaste fechten — die großen Folgen konnten nicht ausbleiben und wer ein krankes Glied heilen will, muß zuerst seine Sorge auf den ganzen Körper erstrecken.

So ſuchte ſich Oldenburg die ſchweren Bedenken die ihm die Phyſiognomie dieſer Revolution einflößte, wegzuphiloſophiren. Er war auf dem Platze vor dem Schloſſe geweſen, als die verhängnißvollen zwei Schüſſe, die das Signal zum Ausbruch wurden, fielen, und das Militair ſeine erſten Attaquen en masse auf das wehrloſe Volk machte. Er und andere wackere Männer hatten vergeblich dem Blutvergießen Einhalt zu machen geſucht, indem ſie ſich mit Gefahr des Lebens durch die Soldaten drängten und den commandirenden Offizieren den Wahnſinn dieſer Metzeleien klar zu machen ſich bemühten. Roher Hohn und im beſten Falle mürriſch grobe Abweiſung war Alles, was man ihren Gründen entgegenzuſetzen hatte. Als Oldenburg ſah, daß er ſo nichts mehr nützen könne, und daß es bis zum Aeußerſten gekommen ſei, hatte er Melitta's Wohnung in der langen Straße zu erreichen geſucht, um ſie und die Kinder vor dem hereingebrochenen Sturm in Sicherheit zu bringen. Aber er hatte einen weiten Umweg machen müſſen, denn ſchon hielt das Militair alle Zugänge von der Schloßſeite her beſetzt und nur mit Mühe entging er mehrmals der Gefahr verhaftet zu werden. So kam es, daß er erſt in dem Augenblick im Hotel garni anlangte, als die verſammelte Menge unſchlüſſig deliberirte, ob man ſich ernſt-

lich zur Wehr ſetzen ſolle oder nicht. Oldenburg ließ ſich nur eben noch ſo viel Zeit, im Hotel nach Melitta zu fragen, wo er denn zu ſeiner Freude vernahm, daß ſie ſchon ſeit einer Stunde mit den Kindern zu Frau Dr. Braun (in eine Vorſtadt, bis zu welcher der Aufſtand ſchwerlich dringen konnte) gefahren ſei, und dann hatte er ſich, von ſeiner einzigen Sorge befreit, mit ausgebreiteten Armen in den Strom der Revolution geworfen.

Und jetzt ſtand er, nachdem der erſte Sturm glücklich zurückgeſchlagen war, mit über der Bruſt gekreuzten Armen auf der Barrikade an einer ſichern Stelle, von wo er zugleich die Bewegungen des Feindes, und den Raum hinter der Verſchanzung überſchauen konnte, und erwartete voll Ungeduld die Rückkehr Bergers, der ſich mit einer Patrouille aufgemacht hatte, um wo möglich noch mehr Waffen aufzutreiben und ſodann die Verbindung mit den nächſten Barrikaden herzuſtellen. Denn bis jetzt fehlte es noch gänzlich an einer Organiſation des Aufſtandes. Kein gemeinſamer Plan machte ein gemeinſames Handeln möglich; an jeder Barrikade wurde eine iſolirte Schlacht geſchlagen. Dazu kam, daß es bereits ſtark zu dunkeln begann, und die Nacht, wenn ſie auch dazu beitragen mochte, das Militair über die Stärke ſeines

Feindes im Unklaren zu lassen, doch auch schon die nur allzu große Verwirrung auf Seiten des Volks noch steigern mußte. Berger, der in diesem Augenblicke kam, brachte noch einige Gewehre, aber sonst wenig tröstliche Kunde. Die nächsten Straßen waren zwar ebenfalls verbarrikadirt, aber die Barrikaden meistens sehr schwach construirt und noch schwächer besetzt, zumal, die in der unmittelbar benachbarten Schwesternstraße.

„Ich glaube, sie werden sich dort nicht allzulange mehr halten," sagte Berger, „und dann sind wir verloren, weil uns das Militair durch diese enge Gasse hier" — er deutete auf die Gertrudenstraße, welche an dem Hotel garni vorbei aus der Langenstraße in die Schwesternstraße führte — „in den Rücken kommen kann. Wir müssen nothwendig auch diese Gasse sperren und besetzen, was mit leichter Mühe geschehen wird; ich habe Oswald und Schmenckel den Auftrag gegeben, diese Arbeit auszuführen."

„Wem?" sagte Oldenburg, der keine Ahnung hatte, wie Oswald hierher kommen sollte und sich deshalb verhört zu haben glaubte.

Aber er hatte keine Zeit Bergers Antwort abzuwarten, denn schon ertönte wiederum der Sturmmarsch und die zweite Compagnie rückte heran. Diesmal ritt

der Major nicht auf seinem Schimmel mit. Der alte Mann, den bei dem ersten Sturm eine Kugel am Kopf verwundet hatte, war bereits auf dem Wege in's Lazareth.

Der zweite Sturm war hartnäckiger, wenn auch nicht erfolgreicher, als der erste. Der commandirende Hauptmann ließ in rascher Folge drei Salven hinter einander geben, und dann warfen sich die Soldaten mit großem Ungestüm auf die Barrikade. Aber da Oldenburg mit vollem Bedacht sein Feuer bis zu diesem Moment aufgespart hatte, so war der Anprall höchst verderblich für die Stürmenden, die in allernächster Nähe von den Kugeln und Dachziegeln so arg mitgenommen wurden, daß sie abermals ihre Todten und Verwundeten mit sich schleppend, eilend den Rückzug antraten.

Aber diesmal hatten auch die Vertheidiger ihre Verluste. Ein junger Mann, der sich unbesonnen ausgesetzt hatte, wurde durch die Brust geschossen und war auf der Stelle todt, einem Andern hatte eine von der Mauer zurückprallende Kugel den Arm zerschmettert.

So hatten die Barrikadenmänner die Bluttaufe bekommen, und jetzt erst fühlten sie sich mit der Sache der Revolution unauflöslich verbunden. Männer, die

sich heute zum ersten Male sahen, schüttelten einander die Hände und gelobten sich, zusammen auszuharren und bis in den Tod gegen die Tyrannei zu kämpfen. Frauen, die sonst jedem Volkshaufen sorgsamst auszuweichen pflegten, gingen zwischen den Kämpfern umher und reichten ihnen Wein und Brod. Unter diesen Samariterinnen zeichnete sich eine durch ihre stattliche Erscheinung und ihre ehrwürdigen grauen Haare aus. Es war die Frau Hauptmann, die heute Abend für ihre Leidenschaft, den Durstigen zu tränken, den Hungrigen zu speisen und dem Kranken beizustehen reichliche Nahrung fand.

Und nun wurden auf Oldenburgs Rath, der die Vortheile dieser Maßregel von Paris her kannte, in den Fenstern aller Häuser, die von der Barrikade beherrscht wurden, Lichter entzündet und so eine feierliche Illumination improvisirt, zu welcher der volle Mond der klar und mild aus dem blauen Frühlingshimmel herabschaute, reichlich beisteuerte. Es war ein seltsamer Gegensatz: die hehre Ruhe dort oben in den himmlischen Gefilden und hier unten die in dem Fieber der Revolution zuckende Stadt, in welcher sich das Geheul der Sturmglocken mit dem Krachen der Kanonen, dem Geprassel des Kleingewehrfeuers und dem Hurrahrufen und Wuthgeschrei der Kämpfer ver-

miſchte. Und um das grauſige Bild noch grauſiger zu machen, wälzten ſich jetzt über die Dächer fort lange glühende Rauchwolken. Es waren an mehren Stellen zugleich Feuer ausgebrochen, welche die ganze Stadt einzuäſchern drohten; — wer hatte heute Nacht Zeit zu löſchen und zu retten!

Oldenburg ſuchte mit den Augen Berger, der aber nirgends zu entdecken war. Er wollte ihn fragen, was es mit Oswald zu bedeuten habe, denn es fiel ihm jetzt ein, daß er vorhin eine Geſtalt geſehen hatte, die ihn flüchtig an Oswald Stein erinnerte. Da ertönte lautes Geſchrei aus der Gertrudengaſſe her und einige Schüſſe krachten. Oldenburg, der nicht anders glaubte, als daß das Militair die Barrikade der Schweſternſtraße genommen habe und jetzt durch die Gertrudengaſſe herandringe, raffte eilig einen Theil ſeiner Leute zuſammen und ſtürzte mit ihnen in die Gaſſe hinein.

In der That war hier ein Ueberfall im Werke geweſen und die Gefahr nur durch Schmenckels Rieſenkraft und Oswald's und Berger's todesmuthige Tapferkeit abgewendet worden.

Oswald hatte ſich den Barrikadenbauern in der Gertrudengaſſe angeſchloſſen, um Oldenburg, den er zu ſeiner nicht geringen Verwunderung mitten in dem

Volksgewühl auf der Treppe des Hotels als Redner und hernach als Anführer der Barrikade erblickt hatte, aus den Augen zu kommen. Es war ihm unmöglich, dem Manne, den er bald wie ein höheres Wesen verehrt, und bald als seinen schlimmsten Feind gehaßt hatte, jetzt gegenüberzutreten, und so den alten Streit in seinem Busen von neuem anzufachen. Er war so müde, so sterbensmüde! Der Sturm um ihn her war Wiegengesang für sein müdes, krankes Herz, und während er bei dem ersten Sturm auf die Barrikade den er noch mit abschlagen half, die Kugeln um sich pfeifen hörte, murmelte er durch die Zähne jene Verse aus Lenau's Don Juan:

Die Gläser und die Herzen, alle Zechen,
Hab' ich bezahlt, wenn meine Augen brechen;
Mein letzter Hauch ist Sühnung und Entgelt.
Denn er zerstört mich selbst und mir die Welt.

Er sprach dieses Gefühl gegen Berger aus, als sie, auf der fertigen Barrikade der Gertrudenstraße sitzend, sich einen Augenblick von ihren ungeheuren Anstrengungen ausruhten.

„Nein," erwiederte Berger, „so ist es nicht recht. Der Tod als solcher bezahlt die Zechen nicht, er zerreißt die unbezahlten Rechnungen nur und wirft sie den Gläubigern vor die Füße. Aber der Tod für die Freiheit, ja — der bezahlt sie."

Er ergriff Oswalds Hand, sich scheu umsehend, wie um sich zu vergewissern, daß ihn Niemand höre:

„Ich fürchte mich vor dem Leben, Oswald. Der Wahnsinn mit seinem gähnenden Abgrund des absoluten Nichts ist eine schauerliche Zufluchtsstätte, und so auch der Tod, aus dem man wieder erwachen kann. Der Tod des Selbstmörders ist nach meiner Philosophie solch ein Tod; wäre er das nicht, so hätte ich mir schon längst das Leben genommen. Denn sterben, um vor sich selbst zu fliehen, ist leichter, als für Andere zu leben. Ich habe es jetzt erfahren. Ich habe aus dem Kelch des Menschensohnes, der sich zu den Zöllnern und Sündern setzt, getrunken; aber der Trank ist grauenhaft bitter, Oswald! Im Anfang hatte ich noch Muth und Kraft; nach der öden Qual des Wahnsinns schien mir selbst dies Leben eine Erleichterung; aber jetzt, nachdem ich es kaum ein halbes Jahr geführt, ist mein Muth geschwunden und meine Kraft gebrochen. Meine Nerven ertragen es nicht mehr. Darum habe ich diesen Tag, an dem das Volk sich endlich emporgerafft hat aus seiner schmachvollen Apathie, mit namenlosem Jubel begrüßt. Wenn ich für mein Volk sterben kann heute, wo ich es zum ersten Male seit einem Menschenalter nicht verächtlich finde — so ist

dies ein Glück, wie ich es so groß und schön nimmermehr gehofft habe. Und dann," fuhr er nach einer Pause fort, „ist mir heute auch noch viel Anderes Glück beschieden. Ich habe meinen ältesten und am meisten gehaßten Feind und meinen jüngsten und am meisten geliebten Freund wiedergefunden."

Er drückte Oswald's Hand, der lächelnd sprach: „Den ältesten Feind wiedergefunden? das nennen Sie ein Glück?"

Berger erzählte Oswald mit wenigen Worten seine Begegnung mit dem Grafen Malitzewsky heute Morgen und daß Schmenckel, der mit ihnen gewaltig an der Barrikade gearbeitet, der Vater des Fürsten Waldernberg sei. „Der Proletarier eines Fürsten Vater, der Fürst eines Proletariers Sohn — das gäbe einen hübschen Stoff zu einem modernen Romane," sagte er mit düsterm Lächeln, „besonders für Adelshasser, wie Du und ich."

„Vielleicht kann ich Ihnen ein Pendant zu Ihrer Geschichte geben," erwiderte Oswald; und er theilte Berger die Entdeckungen mit, die er vor wenigen Stunden in Betreff seiner Geburt gemacht hatte.

„Das ist wunderbar," sagte Berger; „sehr wunderbar. Und sagtest Du mir nicht, daß Du Helene geliebt hast?"

„Mehr als mein Leben.“

„Und haſt die Welt und ihre Herrlichkeit doch von Dir gewieſen, um treu zu bleiben Deiner alten Fahne?“

Oswald ſchüttelte den Kopf.

„Nein, Berger,“ ſagte er; „ich bin nicht ſo gut und ſo groß, wie Sie in Ihrer Güte und Größe glauben. Sie konnte nie die meine werden. Es war zu viel geſchehen, das ſich nie vergiebt und noch weniger vergißt. Ich hatte ihr eine Andere vorgezogen und ſie mir einen Andern. Eben jener Fürſt Waldernberg war ihr Verlobter.“

„Iſt er es denn nicht mehr?“

„Nein. Ich fand ſie im Begriff die Stadt zu verlaſſen. Sie hat ſich noch in der zwölften Stunde darauf beſonnen, daß ſie ein Herz im Buſen trägt, deſſen Sehnen aller Reichthum der Welt nicht ſtillen könnte.“

„Wunderbar, wunderbar!“ murmelte Berger, „Ihr Beide, der Baronenſohn, der ſich zu den Proletariern hält, der Proletarierſohn, der unter den Fürſten ſitzt, Nebenbuhler um die Gunſt derſelben Dame! und ſie Dich verſchmähend, weil ſie von Deiner noblen Abkunft keine Ahnung hat, und den Fürſten wählend, weil ſie glaubt, daß in ſeinen Adern dasſelbe Blut

rollt, auf das er so stolz ist. Schade, schade, daß dies die Welt nicht weiß und wissen darf. Sie würden dann vielleicht dahinter kommen, was es mit dem Unterschiede von adeligem und bürgerlichem Blut auf sich hat!"

„Sie scheinen es mit diesem Unterschied jetzt allerdings nicht mehr so genau wie früher zu nehmen; ich erinnere mich einer Zeit, wo Sie es für eine moralische Unmöglichkeit erklärten, der Freund eines Adeligen zu sein."

„Du spielst auf meine Freundschaft zu Oldenburg an," sagte Berger ruhig. „Ich sage Dir, Oswald, wenn es je einen Menschen gab, der es verdiente, daß man ihn liebt und ehrt, so ist es Oldenburg. Wenn es überhaupt einem Menschen möglich gewesen wäre, mich mit dem Leben wieder auszusöhnen, so war es Oldenburg. Wenn ich mich je vor einem Menschen demüthigen und meinen Herrn und Meister in ihm erkennen könnte, so wäre es wiederum Oldenburg. Ich weiß, daß Du ihm grollst, weil die Frau, die Du verlassen hast, in ihm schließlich ihre Welt fand. Das ist nicht recht, Oswald! Oldenburg hat stets mit Freundschaft von Dir gesprochen. Es wäre mir sehr lieb, Oswald, wenn ich Euch versöhnt wüßte, bevor ich von Euch auf immer scheide."

„Erſt kommt die Reihe an mich," ſagte Oswald; wiſſen Sie, Berger, was Sie in Grünwald ſagten? Du wirſt vor mir ſterben, ſagten Sie, die Große Schlange hat ein zähes Leben und Du biſt weich, viel zu weich für dieſe harte Welt."

„Das war damals. Dies letzte Jahr hat die Große Schlange alt und ſtumpf gemacht. Doch was iſt das?"

Ein Lärm, der aus einer Kellerkneipe, deren Treppe nicht weit vor ihnen mündete, heraufdönte, machte die beiden Männer von ihren Sitzen auffahren. Sie ergriffen ihre Waffen und eilten, gefolgt von anderen Männern, die mit ihnen die Barrikade beſetzt hielten, dem Keller zu, wo jetzt raſch hintereinander mehrere Schüſſe fielen. Es waren dies dieſelben Schüſſe, die auch Oldenburg aus ſeiner momentanen Ruhe auf der Barrikade in der Langen Straße emporgeſchreckt hatten.

Dreizehntes Kapitel.

Albert Timm war nach dem heftigen Wortwechsel mit Oswald stehen geblieben und hatte dem Enteilenden mit einem so grellen Lachen, daß die Vorübergehenden ihn verwundert anschauten, nachgeblickt; dann war er in einer andern Richtung davongeeilt, heftige Worte vor sich hinmurmelnd, mit den Zähnen knirschend und die Fäuste ballend — Alles Zeichen, daß selbst der beste Humor gelegentlich einmal dem glücklichen Besitzer ausgehen kann. Und so war es in der That. Albert Timm war wüthend, und er hatte von seinem Standpunkte einige Ursache dazu. Seine Lage war eine verzweifelte. Die Schulden, die er in Grünwald und Umgegend hinterlassen hatte, drückten ihn nicht besonders — er war groß im Ertragen solcher Last! — aber auch mit der geringen Baarschaft, die er mit nach der Residenz genommen, war er schon seit mehreren Tagen zu Ende, und wenn selbst das nicht so viel sagen wollte, so waren doch

all die herrlichen Aussichten auf eine glänzende Zukunft, wie sie ihm seine lebhafte Phantasie vorgegaukelt hatte, zerstoben wie bunte Seifenblasen.

So hatte er, sich und die ganze Welt verfluchend, schon mehre Straßen zurückgelegt und kam jetzt in Quartiere, wo die Revolution schon ihre Fahne erhoben hatte. Er freute sich dessen, nicht weil er irgendwelche Sympathien für die Sache des Volks und der Freiheit gehabt hätte, sondern aus dem instinctiven Bewußtsein, daß er, der Abenteurer, der Heimatlose, in einer Zeit, wo alles drunter und drüber ging, zwar nichts verlieren, möglicherweise aber viel gewinnen könne. Das gab ihm seine ganze Elastizität wieder; er schrie lustig Hurrah mit der Menge, stimmte aus voller Kehle in den Ruf: Zu den Waffen! auf auf die Barrikaden! ein und hatte ordentlich seine herzinnige Freude, als der Lärmen und Tumult, je weiter er nach dem Dustern Keller — dem Ziel seines Weges — kam, in rascher Progression wuchs. So gelangte er in die Lange Straße, gerade, in dem Augenblicke, als auch Oswald und Berger von einer andern Seite dort eintrafen. Er bemerkte die Beiden wohl, auch Herrn Schmenckel, der, um Berger, welcher ihm in dem Hotel Garni ein Rendezvous gegeben hatte, zu sprechen, gekommen war. Durchaus nicht

gewillt ſich vor ſeinen beiden Feinden ſehen zu laſſen, drückte er ſich auf die Seite und wollte eben in die Gertrudengaſſe hineinbiegen, als er ſich von Jemand am Rockſchoß feſtgehalten fühlte. Als er ſich umſah, erblickte er ſeinen Freund und Gönner, Ehren Jeremias Gutherz.

„Nun, wie iſt's abgelaufen?“ fragte der geheime Poliziſt, der mittlerweile Timm's Freundſchaft ſich erworben und in die Intriguen deſſelben vollkommen eingeweiht war.

„Alles vergebens!“ erwiederte Timm ärgerlich, „Mühe und Arbeit umſonſt, ganz umſonſt! Ich könnte die beiden Schufte“ — er deutete auf Oswald und Schmenckel — „in der Hölle braten laſſen.“

„Hm, hm!“ ſagte der Geheime; „das müßt Ihr mir in Ruhe erzählen. Kommt mit zu Röschen; aber erſt wollen wir doch noch hören, was der verrückte Profeſſor dort zu ſagen hat.“

„Kennt Ihr den?“ fragte Timm.

„St! wir kennen ihn! — belogenes Volk — ſehr gut! — zu den Waffen — ausgezeichnet! warte! dich wollen wir kriegen! Und da kommt ja auch noch der lange pommerſche Baron, ſein Intimus — da haben wir ja das ganze Neſt zuſammen! — Barrikaden bauen — brave! Hurrah! alle Mann an die

Barrikade, hurrah!“ ſchrie der Geheime und ſchwenkte ſeinen Hut in vortrefflich geſpielter Begeiſterung. Dann griff er Timm beim Arm und ſagte: Nun wollen wir machen, daß wir wegkommen, ſonſt bauen uns die Kerle noch mit in die Barrikade hinein.“

Die beiden Spießgeſellen drückten ſich in die Gertrudengaſſe und verſchwanden im Duſtern Keller.

Röschen empfing ſie mit ungewöhnlicher Herzlichkeit:

„Nun, Ihr Schäfchen, kommt Ihr mit vollem Beutel? hat's gefleckt, he?“

„Halt's Maul!“ ſagte der Geheime, „und ſchaff uns Bier, wir müſſen bald weiter.“

„Ohne mir geſagt zu haben, wie's ſteht mit“ — ſagte die würdige Matrone entrüſtet und machte mit Daumen und Zeigefinger die Bewegung des Geldzählens.

Herr Timm zuckte ſtatt der Antwort mit den Achſeln und zog die beiden leeren Taſchen ſeines Beinkleides heraus.

Röschen war eine choleriſche Natur, und das Fehlſchlagen ſo großer Hoffnungen erfüllte ſie mit einer gerechten Indignation, die ſich in einer Fluth von Schimpfwörtern, von welcher einige Tropfen auch auf den Geheimen und Timm ſpritzten, Luft machte. „Aber

ich will's dem Schmenckel, dem Dickwanst eintränken," rief die vortreffliche Frau; „er soll mir nur wieder kommen und sein Bier, wie gewöhnlich nicht bezahlen können, ich will ihm heimleuchten, dem alten Lüderjahn!"

In diesem Augenblick ertönten die Salven von dem Sturm auf die Barrikade in der Langen Straße. Und fast unmittelbar darauf erschallte großer Lärm vor den Kellerfenstern. Man begann die Barrikade zu bauen, welche die Gertrudengasse sperren sollte. Der Geheime und Timm, die durch eines der Fenster verstohlen herausschauten, sahen Oswald, Berger, Schmenckel und andere Männer bei der Arbeit. Sie retirirten, gefolgt von Röschen, tiefer in den Keller hinein.

„Das sieht reizend aus!" sagte der Geheime, „wir sind von allen Seiten eingeschlossen, und wenn sie uns hier finden, schlagen uns die Schufte wo möglich todt."

„So schlimm steht es noch nicht", sagte Röschen „ich will Euch glücklich hinausbringen. Kommt nur mit!"

Sie führte die Beiden aus dem letzten Zimmer durch eine Thür ein paar Stufen hinab in einen noch tiefern Keller, der als Vorrathsraum diente. An der

Mauer brannte ein Gasflämmchen. Röschen drehte die Flamme höher.

„So!“ sagte sie, „nun geht durch die Thür!“ — sie deutete auf eine eiserne Thür der Wand gegenüber; „Ihr kommt dann auf einen langen schmalen Hof; auf dem haltet Euch links; so kommt Ihr durch das Haus von meinem Brauer auf die Schwesternstraße. Adieu!“

„Ist sie immer auf?“ fragte Timm, als er fand, daß die eiserne Thür nicht verschlossen war.

„Nur heute“, erwiederte Röschen, „wir müssen noch mehr Bier herein haben. Die Kerle sind ja wie die Schwämme.“

Als die Ehrenmänner durch die eiserne Thür auf den Hof des Nachbarhauses, von diesem in das Haus und so schließlich oberhalb der Barrikade auf die Schwesternstraße, die an diesem Theil schon von Militair besetzt war, gelangt waren, blieben sie stehen und blickten sich an. Ein und derselbe Gedanke schoß Beiden durch den Kopf.

„Das wäre eine famose Mausefalle,“ sagte Timm.

„Wenn Ihr dabei helfen wollt, erwiderte der Geheime, so habt Ihr bei dem Präsidenten gewonnen Spiel. Wir brauchen solche Leute wie Ihr. Ich

habe schon auf alle Fälle über Euch mit dem Alten gesprochen."

„Und Rache an den verdammten Schuften hätten wir obenein."

„Die Sache ist freilich nicht ohne Gefahr," meinte der Geheime.

„Wer nicht wagt, nicht gewinnt," sagte Timm; „der Gedanke, meine Freunde auf eine so angenehme Weise zu überraschen, ist zu spaßhaft. Wenn Ihr nicht von der Partie sein wollt, thu' ich es allein."

„Nun denn, kommt," sagte der Geheime; „wollen sehen, ob die Herren vom Militair darauf eingehen."

Und die Beiden schritten geradewegs auf den Oberst von Schnabelsdorf zu, der wüthend über den hartnäckigen Widerstand der Barrikaden in der Langen- und Schwesternstraße, die er zu nehmen commandirt war, umgeben von seinen Offizieren, in einiger Entfernung hielt.

. . . . . .

Als Röschen, nachdem sie ihren Freunden fortgeholfen, in das Schenklokal zurückgelangte, fand sie Herrn Schmenckel mit zehn oder zwölf andern Barrikadenmännern, die sich hier nach den Strapazen gütlich thun wollten. Es waren meistens alte Kunden

des Dustern Kellers, dieselben haarbuschigen Gesellen, die man so manche Nacht vorher hier hatte die Köpfe zusammenstecken und auf die „verrotteten Zustände, die schändliche Polizeiwirthschaft, die verthierte Soldateska" u. s. w. hatte schimpfen hören. Herr Schmenckel hatte immer in hohem Ansehen bei diesen Leuten gestanden; jetzt, wo man gesehen, daß er nicht blos freimüthig reden, sondern auch muthig handeln konnte, war er der gefeierte Held des Tages.

Unter diesen Umständen hielt Röschen es für gerathener, die Ausführung ihrer Drohungen lieber noch etwas aufzuschieben und die Bedienung der Barrikadenmänner dem hübschen Elischen zu überlassen, während sie selbst sich an das Comptoir setzte.

Das hübsche Elischen wollte Herrn Schmenckel, dessen Galanterie durchaus universaler Natur war, ganz besonders wohl. Sie hatte vorhin einen Theil des Gesprächs zwischen Röschen, Timm und Gutherz mit angehört, und es war ihr sehr verdächtig vorgekommen, daß sich die Beiden durch die Hinterthür entfernt hatten. Elischen glaubte ihrem Liebling von dem Geschehenen Mittheilung machen zu müssen, und wäre es auch nur gewesen, um Herrn Schmenckel zu beweisen — was sie schon hundertmal behauptet hatte — daß Röschen eine falsche Katze sei. Schmenckel

war in seiner Weise ein schlauer Kopf, und er verkannte keinen Augenblick die Wichtigkeit von Elischens Mittheilungen. Wenn es im Keller eine Hinterthür gab, durch die man auf die Schwesternstraße gelangen konnte, und Timm und Gutherz; (dem Schmenckel gar nicht traute) diese Thür kannten, so war es jedenfalls sehr räthlich, nachzusehen — ob diese Thür auch wol verschlossen sei.

Schmenckel ließ Elischen von seinem Schooß auf den Boden gleiten und erzählte den Männern am Tisch, was er so eben gehört. Alle waren seiner Meinung, daß unverzüglich eine Recognoscirung nach dieser Seite vorgenommen werden müßte. In dem Augenblick, als die Männer ihre Waffen ergriffen und sich nach der Thür wandten, die in den von Elischen bezeichneten Lagerkeller führte, wurde dieselbe von der andern Seite geöffnet und ein Haufe Soldaten stürzte herein, zwischen ihnen Albert Timm und der Geheime.

Das so plötzliche Erscheinen der blanken Helme und Gewehre und die Schüsse, welche die Soldaten, glücklicherweise ohne zu treffen, abfeuerten, erfüllten Einige der Barrikadenmänner mit einem so panischen Schrecken, daß sie Hals über Kopf die Kellertreppe hinauf auf die Straße stürzten. Hier begegneten ihnen Berger und Oswald, die durch die Schüsse her-

beigerufen waren und nun Schmenckel zu Hülfe eilten, der bis jetzt ganz allein gegen die Uebermacht kämpfte.

Schmenckel hatte einem der Soldaten das Gewehr, das jener so eben erfolglos auf ihn abgefeuert hatte, entrissen, und mit dem Kolben, und als dieser abgesprungen war, mit dem eisernen Lauf so mächtig auf die Eingedrungenen losgeschlagen, daß bereits zwei oder drei kampfunfähig am Boden lagen und die Andern in vollem Entsetzen zur Thür wieder hinausretirirten. Dort aber trafen sie auf ihre nachfolgenden Kameraden, und so entstand eine fürchterliche Verwirrung, die grauenhaft wurde, als Oswald, Berger, Schmenckel und die andern Männer, die sich von ihrer Ueberraschung erholt hatten, mit ihnen zugleich in den Lagerkeller drangen, der nun der Schauplatz eines überaus grimmigen Kampfes wurde.

Die Angreifer waren in diesem Augenblick vielleicht um die Hälfte stärker als ihre Gegner, und dazu waren sie viel besser bewaffnet; aber diese Vortheile wurden durch die ungestüme Tapferkeit Berger's und Oswald's und vor allem durch Schmenckel's Riesenkraft reichlich aufgewogen. Der gewaltige Mann schwang unermüdlich seine fürchterliche Waffe und kein Streich fiel vergeblich auf die Köpfe der unglücklichen

Soldaten. So mähte er sich bis zu der Thür durch, die auf den Hof führte, und zu der jetzt einige der im Keller befindlichen, von Entsetzen erfaßten Soldaten hinauswollten, während immer neue von jener Seite nachdrangen. Und nun hatte er dies Ziel erreicht. Mit den unwiderstehlichen Händen ein paar der zwischen Thür und Angel Eingekeilten am Genick packend und sie in den Keller hineinreißend, schlug er die schwere eiserne Thür zu, schob den gewaltigen Riegel davor, lehnte sich mit seinem breiten Rücken dagegen und rief, während er seinen Flintenlauf im Wirbel schwang:

„Nun haben wir's Häufle beisammen, Professor! Naus und nein kommt keiner mehr. Dafür lassen's nur den Caspar sorgen."

Das Grausige dieser entsetzlichen Scene, wo in einem engen, dumpfigen, kaum erhellten, unterirdischen Raume Menschen wie wilde Thiere gegen einander wütheten, hatte jetzt seinen höchsten Grad erreicht. Die Angreifer wehrten sich wie Verzweifelte; aber da ihnen die donnernden Kolbenstöße ihrer Kameraden gegen die eiserne Thür keine Hülfe gewährten, so war der endliche Ausgang des Kampfes nicht zweifelhaft. Doch hätte das Gemetzel noch lange dauern können, wenn jetzt nicht Oldenburg mit seiner Elitemannschaft

von der Barrikade in dem Keller erschienen wäre und gedroht hätte, jeden Soldaten, der nicht sofort die Waffen strecken würde, augenblicklich über die Klinge springen zu lassen. Die Soldaten, welche keine Aussicht auf Rettung mehr hatten, ergaben sich, und stiegen einer nach dem andern aus dem tieferen Keller in das Lokal, wo sie sofort entwaffnet wurden. Die armen Menschen gewährten einen jämmerlichen Anblick. Es war kaum Einer unter ihnen, der nicht mehrere Wunden davon getragen hätte. Ihre schmucken Uniformen zerfetzt, athemlos, bleich vor Schrecken und Ermattung, mit Staub und Schmutz und Blut besudelt — so standen sie da, — umringt von den Barrikadenmännern, unter denen ebenfalls fast keiner war, der nicht ähnliche Spuren des Kampfes an sich getragen hätte. Aber noch barg der Keller Fürchterlicheres. Als man mehr Licht herbeigeschafft hatte, entdeckte man, daß zwei Körper regungslos in ihrem Blute lagen, ein Soldat und ein Civilist. Der Soldat hatte sich auf seiner wilden Flucht das Bajonet seines eigenen Gewehrs durch die Brust gerannt und war wol augenblicklich todt gewesen; dem Civilisten hatte ein fürchterlicher Hieb den Schädel zerschmettert; er röchelte noch, als man ihn die Treppe hinaustrug, verschied aber nach wenigen Augenblicken. Man

glaubte anfangs, es ſei einer der Barrikadenmänner, aber es kannte ihn Niemand. Auch Oswald trat an den Tiſch, auf dem der Todte lag, und als er einen Augenblick prüfend in das entſtellte Antlitz geſchaut hatte, ſah er zu ſeinem Entſetzen, daß die ſtarre blutende Maſſe Niemand anders war, als der König aller luſtigen Geſellen, der unerſchöpfliche Spaßvogel und Luſtigmacher — ſein buon compagno ſo vieler verſchwärmter Nächte, derſelbe Mann, von dem er ſich vor wenigen Stunden in Hader und Streit getrennt hatte — Albert Timm.

Vierzehntes Kapitel.

Eine Stunde ſpäter war in dem Kampf an der Barrikade der Langen Straße eine Pauſe eingetreten. Das Linienregiment, welches nun ſchon fünfmal vergeblich geſtürmt hatte, war durch einige Bataillone Garde verſtärkt worden, die bis jetzt in der Fürſtenſtraße gekämpft und ſchon mehre Barrikaden genommen hatten. Die Tactik dieſer Truppen beſtand darin, daß ſie nicht in ganzen Colonnen, ſondern in aufgelöſten Schützenzügen rechts und links an den Häuſern der Straße ſo gedeckt wie möglich vorgingen, um ſich dicht vor der Barrikade zu einer Sturmcolonne zu vereinigen. Aber wenn ſo ihre Verluſte weniger bedeutend waren, konnten ſie ſich doch auch keiner beſſeren Erfolge rühmen. Die Belagerten ſparten ihr Feuer ſo ſyſtematiſch und gaben in dem rechten Augenblicke ihre Salven, die noch dazu ſeit der letzten Stunde viel kräftiger geworden waren, ſo kaltblütig ab, daß ihre Poſition geradezu uneinnehmbar ſchien.

Wirklich hatte seit einigen Minuten das Feuern von Seiten des Militärs aufgehört, und die Barrikadenmänner konnten sich ein wenig von ihrer blutigen Arbeit verschnaufen.

Es that ihnen wahrlich Noth. Zum größeren Theil auf das Aeußerste erschöpft, pulvergeschwärzt, fast Alle leichter oder schwerer verwundet, saßen und lagen sie einzeln und in Gruppen umher, wunderlich beleuchtet von dem rothen Lichte der Wachtfeuer, welche man mitten auf der Straße entzündet hatte, dem weißen Schein der Kerzen in den Fenstern und den milden Strahlen des Vollmondes, der noch immer groß und still oben in dem blauen Aether schwamm. Zwischen den Gruppen der Kämpfer sah man Frauen und Mädchen, die ihnen aus den Küchen der Nachbarhäuser Lebensmittel zutrugen. Auch an Wein und Bier fehlte es nicht, und es schien beinahe, als ob die Leute hier und da des Guten zu viel gethan hätten. Wenigstens erschallte von Zeit zu Zeit aus einer oder der andern Gruppe rohes Jauchzen, Johlen und Schreien, das aber meistens bald einer Stille Platz machte, die nach solchem Ausbruch doppelt unheimlich schien.

Auf einer der Barrikade eingefügten Tonne saß Oldenburg. Er ließ die langen Beine herabhängen

und blies mächtige Dampfwolken aus seiner Cigarre. Seine Miene war die eines Mannes, der eine schwere Verantwortung übernommen hat, aber vor derselben nicht zurückbebt, weil er genau weiß, was er will und warum er es will. Er zweifelte keinen Augenblick daran, daß, wenn die Barrikade übergehen sollte, er an der Spitze der Männer, die er in den Kampf geführt, fallen würde; aber daran dachte er am wenigsten. Der Tod für eine gerechte Sache hat für den Braven nichts Fürchterliches, ja Oldenburg glaubte etwas wie eine leise Todessehnsucht in seinem Herzen zu verspüren. Schien doch die süße, fest gehegte Hoffnung, Melitta bald die Seine nennen zu dürfen, seit den letzten Tagen weiter wie je hinausgerückt. Er konnte sie nicht tadeln, daß die Erinnerung ihres Verhältnisses mit Oswald wie ein Alp auf ihrer Seele lastete und es ihr unmöglich machte, die Augen muthig zu dem besseren und treueren Manne aufzuschlagen; aber gerade weil er das Gefühl, das sie trennte, ehren mußte, stand er rathlos und hoffnungslos da. Er hatte sich oft das Wort wiederholt, das Melitta, wenn sie ihn traurig sah, so rührend zu sprechen wußte, das Wort Geduld! — aber die Geduld, wenn sie gleich eine himmlische Tugend ist, ist es doch nur für die Frauen; die rauhere Mannesnatur verschmachtet

bei dieſer ambroſiſchen Koſt. Oldenburg verzehrte ſich in der Ungeduld, für ſein Glück nichts thun zu können, als müßig die Hände in den Schooß zu legen und auf ein unbeſtimmtes Etwas mit gläubiger Seele zu harren.

Da brach die Revolution aus und Oldenburg athmete auf, wie Tauſende mit ihm. Hatte doch Jeder eine unerträgliche Laſt getragen, die er jetzt loszuwerden hoffte! Es war Oldenburg lieb, daß Melitta nicht zugegen war. Er hatte ihr gleich beim Beginn des Barrikadenbaues durch den alten Baumann Kunde ſagen laſſen, und daß er ſie dringend bitte, an dem ſichern Orte, wo ſie ſei, zu bleiben. Er dachte bei ſich, als er den alten Mann entſandte, wir ſehen uns entweder nie oder glücklicher als vorher wieder; jetzt müßte nur noch Oswald da ſein und an meiner Seite für die Freiheit und Melitta kämpfen. Der Ausgang ſollte mir ein Gottesurtheil ſein, und Melitta dem Ueberlebenden den Kranz des Siegers reichen.

Und ſein Wunſch ging in Erfüllung. Seit einer Stunde kämpfte Oswald an ſeiner Seite, kämpfte, wie Jemand, dem der Tod lieber iſt, wie das Leben. Wo es unter den feindlichen Kugeln eine ſchadhaft gewordene Stelle der Barrikade auszubeſſern, oder ſonſt

etwas Gefährliches zu thun gab, da war Oswald sicher zu finden, und da Oldenburg gerade die bedenklichsten Posten für sich selbst in Anspruch nahm, so kamen sie sehr oft dicht nebeneinander zu stehen. Aber sobald die Gefahr vorüber, zog sich Oswald sofort zurück, und Oldenburg folgte ihm nicht, da die Absicht, ihm auszuweichen, zu augenscheinlich war. Und doch drängte es den edlen Mann, in dieser Stunde, die vielleicht für Beide die letzte werden konnte, dem ehemaligen Freunde zu sagen, daß sie, was auch geschehen war, vergessen und sich die Hand reichen wollten, die so tapfer für eine große und gute Sache zu streiten wußte.

Oldenburg's Blicke hafteten auf Oswald, der in einiger Entfernung von ihm, die Büchse in der Hand, mit Berger neben einem der Wachtfeuer stand. In der wechselnden Beleuchtung traten die Gestalten bald in ein helles Licht, bald flog ein blauer Schatten über sie hin. Das gab ihnen etwas Seltsames, Unirdisches. Oldenburg mußte an die Schemen denken, die an den Ufern des Acheron dem Fährmann winken. . . .

Er erhob sich und trat auf die Beiden zu.

„Was meinen Sie, meine Herren", sagte er, „werden wir uns dieser Ruhe lange erfreuen?"

„Ich glaube nicht," erwiderte Oswald; „sie haben

ſich entweder nur verſchoſſen, oder ſie ziehen noch Verſtärkungen heran.“

„Das Letzte iſt wohl das Wahrſcheinlichere. Was meinen Sie, Berger?“

Berger hatte, die Arme über der Bruſt gekreuzt und mit den großen Augen unverwandt in die Flamme ſehend, dageſtanden. Plötzlich ſtreckte er die Hände vor ſich hin und ſagte in einem hohlen geiſterhaften Ton:

„Horch! da kommen ſie ſchon. Die Erde zittert unter ihnen. Wie ſie die Gäule peitſchen, die es müde ſind, immer neue Gewaltsmittel gegen das arme Volk herbeizuſchleppen! Da ſpringen ſie herab. Und nun ſtopft nur die ehernen Schlünde voll bis zum Berſten, wir wollen“ — —

„Berger!“ ſagte Oldenburg, ihm die Hand auf den Arm legend.

Berger zuckte zuſammen, wie Jemand der jäh aus einem tiefen Traume geweckt wird. Er blickte verſtört umher.

„Was giebts?“ fragte er, Oldenburg anſtarrend.

„Sie ſind durch die übermäßigen Anſtrengungen erſchöpft, Berger; legen ſie ſich eine Stunde hin. Ich will ſie rufen laſſen, wenn es Noth thut.“

„Erſchöpft“, ſagte Berger, indem er wieder in

einen träumeriſchen Zuſtand zurückfiel; „ja wol erſchöpft, bis zum Tode erſchöpft; aber deshalb genügt auch eine Stunde nicht. Wenn ich ſchlafen ſoll, ſo ſei es wenigſtens den ewigen Schlaf!“

In dieſem Augenblick trat Schmenckel, der die Wache auf der Barrikade gehabt hatte, an die Gruppe heran und ſagte:

„Es iſt halt etwas Beſonderes im Werk; ich glaube es geht jetzt mit Kanonen los.“

Berger fuhr in die Höhe.

„Kanonen!“ rief er, „ſagte ich es nicht? jetzt naht die Stunde der Entſcheidung. Auf, auf, ihr wackern Männer, Alleſammt! Noch einen luſtigen Tanz mit den ſchlangenhaarigen Furien des Lebens und dann zur ewigen Ruh in die kühle Todesnacht. Auf, auf!“

Bei dieſem Ruf ſprangen Einige der Kämpfer empor von ihren Lagerſtellen am Feuer, griffen zu den Waffen und eilten Berger nach an ihre Poſten. Andere blieben liegen und lachten über den blinden Lärm. Aber auch ſie waren raſch genug auf den Beinen, als jetzt ein Schlag, der die Häuſer in ihren Grundveſten erbeben machte, losſchmetterte und die Kartätſchenkugeln in die Barrikade und gegen die Häuſerwände praſſelten.

„Jetzt wird es ernſt,“ ſagte Oldenburg, ſich zu

Oswald wendend. Aber der Platz, wo Oswald gestanden hatte, war leer.

„Er weicht mir aus," sprach Oldenburg traurig; „und doch, mein Gewissen ist rein; ich habe mir nichts gegen ihn vorzuwerfen."

Er eilte nach der Barrikade, wo jetzt die Anwesenheit des Hauptmanns nöthiger war als je.

Zu der einen Kanone, die den Reigen eröffnete, hatten sich jetzt noch drei andere gesellt, und beinahe ununterbrochen krachte der Donner und rasselte der eiserne Hagel gegen die Barrikade. Es war kein Zweifel: man wollte Bresche legen und dann den Sturm mit voraussichtlich besserem Erfolge wiederholen. Oldenburg, der das Leben der Leute nicht unnütz auf's Spiel setzen wollte, hatte Befehl gegeben, so gedeckt wie nur möglich sich aufzustellen und das Feuer der Belagerer nicht zu erwidern, sondern jeden Schuß bis zu dem Augenblick des Sturmes aufzusparen. Außerdem hatte er die Steinschleuderer auf den Dächern um das Doppelte verstärkt. Zuletzt wählte er die Männer, die sich bisher am muthigsten gezeigt hatten, zu einem Elitecorps aus, das sich dem stürmenden Feinde blindlings entgegenwerfen und kämpfen sollte, bis die Anderen Zeit gehabt hätten, sich hinter die Barrikaden der Nebenstraßen zu retten.

Oldenburg hatte kaum dieſe Anordnungen getroffen, als die Batterie mit noch fürchterlicherer Gewalt zu arbeiten begann und dann plötzlich verſtummte.

Einen Augenblick tiefe Stille.

Tiefe Stille und dann der eherne Klang von zwanzig Trommeln, die den Sturmmarſch ſchlagen. Und mit jedem Schlage rückt die ſtürmende Colonne näher heran, eine lebendige Mauer, ſcheinbar unaufhaltſam in ihrem Andrang.

Kein Laut erſchallt auf der Barrikade. Oben auf den Dächern ſtehen die Männer und Knaben, die tödtlichen Steine in den Händen; in den Fenſtern der Häuſer, an den Schießſcharten der Barrikade ſelbſt lauern die Schützen, die Büchſe halb zur Wange ſchon erhoben, oben auf der Barrikade Oldenburg, Oswald Berger, Schmenckel und vielleicht zwanzig andere Männer; Piſtolen, verroſtete Schwerter, Aexte, Brechſtangen und ähnliche Inſtrumente in den Fäuſten — ſtill Alle, ſtill und entſchloſſen.

Und mit dem Tacte der Trommeln rückt die lebendige Mauer heran. Deutlich ſchon ſieht man die ſchmucken Gardeuniformen; man ſieht die bartloſen Geſichter der Leute und das ſchwarze, finſtere bärtige Antlitz des rieſigen Offiziers, der voranſchreitet. Und jetzt ruft der Offizier ein Commando, das die Trom-

meln verſchlingen, und wie er mit dem blitzenden Degen winkt, brüllen die Soldaten: Hurrah! hurrah! hurrah! und ſtürzen eilenden Laufs heran. Aber ehe ſie die Barrikade erreichen, krachen zwanzig Feuerſchlünde, ſchmettern Hunderte von Steinen in die lebendige Mauer und ſie ſchwankt und wankt wie eine Meereswoge, die mit verüberhängendem Kamm gegen den Felſenſtrand heranſchäumt.

Doch rollt ſie weiter und jetzt prallt ſie gegen die Barrikade. Der Offizier reißt mit ſeinen Händen große Stücke heraus. Nichts ſcheint ſeiner Rieſenſtärke widerſtehen zu können. Da ſpringt ihm ein Mann von der Barrikade herab entgegen — ein Mann im Sammtrock, der als Waffe den Lauf eines Gewehrs ſchwingt, von dem der Kolben abgebrochen iſt. Als der Offizier den Mann erblickt, taumelt er wie vom Blitz getroffen zurück und ſchreit ſeinen Leuten zu: „Halt, halt!“

Sie ſtehen.

Die Barrikadenmänner benutzen dieſe Pauſe und geben eine volle Salve. Der Offizier fällt mit dem Geſicht vornüber todt zur Erde; mit ihm ſtürzt mindeſtens ein Dutzend ſeiner Leute mehr oder weniger ſchwer verwundet. Ein fürchterlicher Schrecken bemächtigt ſich der Soldaten. Vergebens ſuchen die

Offiziere sie in den Kampf zu treiben. Sie werfen ihre Waffen weg und laufen in wilder Flucht die Straße hinauf, gefolgt von den Kugeln der Männer des Volks.

Die Barrikade ist abermals gerettet; man schreit einmal über das andere Hurrah, man umarmt sich mit Thränen der Freude in den Augen. Aber der Sieg ist theuer erkauft. Während ein Theil der Besatzung die halb zerstörte Barrikade wieder aufbaut, ist der andere Theil mit den Verwundeten und Todten beschäftigt. Der im Sammtrock trägt mit Oswald den Leichnam eines Mannes herbei, der in der ersten Reihe wie ein Held gefochten hat, und von den feindlichen Bajonetten durchbohrt, an ihrer Seite gefallen ist.

Oldenburg eilt herbei, ihnen zu helfen.

„Ist er todt?"

„Ja."

Sie legen ihn neben einem der Feuer hin auf die Erde. Das bleiche Antlitz ist so still, so voller Frieden, und um die blassen Lippen schwebt ein sanftes, seliges Lächeln.

Oldenburg schaut zu Oswald herüber, der an der andern Seite neben der Leiche kniet. Er erschrickt. Das Antlitz des jungen Mannes ist eben so bleich,

wie des Todten Antlitz, und seine Augen stieren wie im Wahnsinn.

„Mein Gott, Oswald, sind Sie verwundet?"

„Ich fürchte ja," erwidert Oswald und sinkt neben Berger's Leiche zusammen.

Fünfzehntes Kapitel.

Seit der Nacht der Barrikaden ist die Sonne zweimal aufgegangen. Ein wunderlieblicher Frühlingstag blaut über der ungeheuren Stadt. Von dem lichten Himmel heben sich scharf die prächtigen Paläste ab, deren gewaltige Säulen und reichgeschmückte Friese in der goldenen Morgensonne gebadet sind. Und in der goldenen Morgensonne baden sich auch Tausende und aber Tausende glücklicher Menschen, die in unabsehbaren festlichen Schaaren die Stadt durchwallen. All den Wallern ist zu Sinn, wie frommen Pilgern, die lange, lange Zeit durch öde Wüsten, über rauhe Gebirge nach dem heiligen Bilde einer Madonna zogen, und jetzt haben sie die Heilige erschaut und sie hat ihnen Vergebung der Sünden und Frieden, Freude und muthiges Vertrauen ins Herz zurückgelächelt. Jetzt ziehen sie wieder zur Heimat, still und bewegt, oder laut in frommen Liedern die Heilige preisend, die so große Wunder an ihnen gethan....

„Armes wundersüchtiges Volk! Als ob alle Heiligen des Kalenders dir helfen könnten, wenn du dir selbst nicht hilfst! Als ob die Sünden eines Menschenalters in einer Nacht gesühnt, als ob ein todtkranker Staat in einem Tage gesunden könnte! Du willst schon vergeben und vergessen, denen, die dir noch nie, nie etwas vergeben, und was sie, nach ihrem Sinn, an ihnen gesündigt, niemals vergessen haben; noch tragen deine Häuser die Spuren des brudermörderischen Kampfes, noch sind die Dächer, deren Steine du in deiner Verzweiflung auf die Köpfe Deiner Henker hinabschleudertest, abgedeckt; noch ist das Pflaster nicht wieder eingefügt, das du aufrissest, dir einen Wall zu schaffen gegen rohen Uebermuth; noch sind die Todten nicht begraben, die ihr Blut für dich vergossen, — noch harren auf ihrem Schmerzenslager zum Tode Verwundete der Stunde der Erlösung —"

Es war Oldenburg, der zu sich selbst diese Worte sprach, während er an dem Fenster eines Zimmers in dem Hotel garni stehend, hinabschaute auf die Menschen, die jetzt über dieselbe Stätte fröhlich zogen, wo vorgestern Nacht die Barrikade ragte, an der mit solcher Erbitterung und Hartnäckigkeit gekämpft wurde, und deren heldenmüthige Vertheidigung so viele Opfer gefordert hatte.

Das Hotel beherbergte zwei dieſer Opfer.

Unten, ein paar Fuß von der Straße, auf welcher die fröhlichen Menſchen vorüber wimmelten, lag in einem Sarge ein bleicher Mann, von deſſen Wangen ein grauer Bart weit auf die breite Bruſt herabfloß über eine tiefe Wunde, der geſtern Nacht das Blut des edelſten Herzens entſtrömt war.

Und hier in dieſem ſelben Zimmer lag auf ſeinem Leidenslager hingeſtreckt ein junger Mann, der an der Seite des grauen Schwärmers tödtlich verwundet wurde, und deſſen üppige Jugendkraft bis zu dieſer Stunde unter unſäglichen Qualen mit dem unbarmherzigen Tode gekämpft hatte. . . . . .

Nach dem Sturm, bei welchem Berger fiel und Oswald die Todeswunde empfing, hatte das Militär keinen neuen Angriff gemacht; ſei es, daß man die Poſition wirklich für uneinnehmbar hielt, ſei es, daß die ſchwankenden Gemüther, bei denen die letzte Entſcheidung war, hemmend in die Operationen eingriffen, ſei es, daß der Tod des Fürſten Waldernberg, der mit einer an Raſerei grenzenden Kühnheit den letzten Angriff geleitet hatte und bei dem Sturm gefallen war, eine Beſtürzung in den Reihen der Soldaten verbreitete, die ihre Führer die Erfolgloſigkeit eines abermaligen Verſuchs vorausſehen ließ. Man hatte

sich begnügt, von Zeit zu Zeit durch eine Kartätschenladung die Barrikadenmänner aufzuschrecken; endlich war gegen fünf Uhr Morgens der letzte Schuß gefallen.

Oldenburg hatte auf seinem Posten ausgehalten, bis er sich überzeugte, daß in der That kein abermaliger Angriff zu befürchten stehe und das Militär Befehl zum Rückzug erhalten habe. Dann erst hatte er Schmenkel, der als sein treuer Knappe kaum von seiner Seite gewichen war, zu sich gerufen und sie hatten zusammen die schon halb abgeräumte Barrikade als die letzten Aller, verlassen.

Schmenckel hatte noch in der Nacht Oldenburg mit Thränen in den Augen erzählt, daß der Offizier, der vor ihren Augen gefallen, sein Sohn gewesen sei. Oldenburg hatte den sehr verworrenen Bericht von des ehrlichen Caspar sehr verworrenem Leben mit nicht geringem Erstaunen angehört, besonders die Geschichte der letzten Tage — die Intriguen des unseligen Albert Timm, dessen Leichnam in das Hospital getragen war, des wackeren Jeremias Gutherz, der den Ueberfall in dem Dusteren Keller geleitet und der der erste gewesen war, der sich aus dem Staube machte; die Conferenzen mit dem Grafen Malitzewsky und der Fürstin Lethus, und daß Timm

ihm auch gesagt habe, auf welche Weise er aus Oswald Stein alle Tage, die er wolle, einen Baron Grenwitz machen könne.

Oldenburg kannte die Welt und besonders die vornehmen Regionen, in welche Schmenckels Geschichten hineinspielten, zu genau, als daß er an der Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit solcher Vorkommnisse hätte zweifeln sollen.

Wußte Oswald von seiner Abstammung? — doch das war ja am Ende so gleichgültig! Es war nicht anzunehmen, daß der Tod zwischen dem Sohne des Barons Harald oder des Sprachlehrers Stein einen besonderen Unterschied machen würde, und Oswald gehörte dem Tode.

Eine Stunde nach seiner Verwundung war es entschieden. Um diese Zeit kam die erste ärztliche Hülfe, deren sich die Barrikade zu erfreuen hatte, in der Person des Doctor Braun, der in Begleitung Melitta's anlangte. Melitta war noch bei Sophie gewesen, als der alte Baumann die Nachricht vom Ausbruch des Kampfes brachte, und daß Oldenburg in der Langen Straße die Barrikade kommandire. Melitta war sogleich entschlossen gewesen, zu Oldenburg zu eilen, und Sophie sah nur zu wohl, daß es Franz in einer Stunde, wo Tausende ihr Leben aufs

Spiel setzten, nicht im Hause litt, und trug es deshalb still, als er erklärte, Melitta begleiten zu wollen. Der alte Baumann und Bemperlein, der ebenfalls anwesend war, sollten bei Sophie bleiben und sich ihrer und der Kinder annehmen.

Melitta und Franz hatten einen mühseligen Weg, bis sie endlich nach mehrstündiger Wanderung auf den größten Umwegen und oft mit Gefahr des Lebens ihr Ziel erreichten.

Das Wiedersehen mit der Geliebten entschädigte Oldenburg tausendmal für Alles, was er ihrethalben gelitten hatte. Melitta umarmte und küßte ihn unter Thränen in Braun's Gegenwart, sie hing sich an seinen Arm, sie konnte sich nicht trennen von dem, den sie nicht mehr am Leben zu finden gefürchtet hatte, und den sie jetzt, von Pulver geschwärzt, in der ganzen Glorie seiner stolzen Mannheit wiedersah, bis er ihr ins Ohr flüsterte, daß drinnen im Hotel Oswald auf den Tod verwundet liege. Da hatte Melitta ihren Arm aus seinem Arm gezogen und hatte — ernst und bleich, aber nicht bestürzt — gesagt, daß sie den Kranken pflegen wolle, wie es die Pflicht der Schwester sei.

Seitdem war ein Tag und eine Nacht vergangen — eine Ewigkeit für die, welche am Lager des von

Höllenqualen Gefolterten wachten, der sich jetzt in seiner Raserei im Bette aufbäumte, so daß es Schmenckels ganzer Kraft bedurfte, ihn zu halten, und ein anderes Mal in sich überstürzender Hast die Gedanken und Bilder sagte und schilderte, die sich in wahnsinniger Fülle durch sein überreiztes Gehirn drängten. So hatte er, der sonst so Verschwiegene, das Geheimniß seiner Geburt enthüllt und damit Niemand so sehr überrascht, als die gute Frau Hauptmann, die sich so lange nach ihrer Marie gesehnt und nun den Sohn Marien's endlich gefunden hatte, nur um ihn sterben zu sehen. Die alte Dame schwebte wie ein guter Geist lautlos durch das Zimmer und wenn sie gerade im Augenblicke nicht beschäftigt war, sah man, wie sie die Hände faltete und betete, daß ihr der Sohn der geliebten Tochter erhalten bleiben möge.

Aber dazu war schon seit dem ersten Augenblick keine Hoffnung mehr gewesen. Franz hatte sofort erklärt, daß Oswald sterben müsse, daß er einen, höchstens zwei Tage noch leben könne. Indessen sei es möglich, daß er vor dem Tode noch einmal zum Bewußtsein erwache.

Melitta sah diesem Augenblick, wenn er ja eintreten sollte, mit Wehmuth entgegen. Sie wußte jetzt, daß sie Oswald nur als einen unglücklichen Bruder liebe. Oswald hatte in seinen Phantasien ihren

Namen nicht einmal über die Lippen gebracht; er hatte immer nur von einer lieben, schönen Frau gesprochen, gegen die er arg gesündigt habe und die ihm, was er an ihr gefrevelt, nicht verzeihen könne. Die Erinnerung daran hatte dem Unglücklichen Thränen ausgepreßt; und Melitta hatte ihm die Thränen von den Wangen gewischt und nur immer gewünscht, sie könnte ihm sagen, daß sie ihm längst verziehen habe.

Da seufzte der Verwundete so tief, daß Oldenburg sich schnell im Fenster umwandte und an das Bett trat, an welchem Melitta saß. Aber das Seufzen war kein Schmerzenslaut gewesen, der tiefe Athemzug nur einer Brust, von der eine unerträgliche Last genommen ist. Was Franz vorhergesagt hatte, war eingetreten — die Schmerzen waren verschwunden und mit ihnen die letzte Hoffnung des Lebens. . . .

So lange die Schmerzen in den von der Kugel zerrissenen Eingeweiden gewüthet hatten, war der Geist des Aermsten in einen Abgrund des Schreckens versenkt gewesen, unter Larven, die ihn aus ihren höhlen Augen gespenstig anstierten, unter Ungeheuer, die ihre scharfen Zähne in sein Fleisch hackten, unter Todte, die in ihre Laken gehüllt dahin huschten, und wenn sie an ihm vorüberkamen, ein liebes, starres Antlitz entschleierten. Und immer finsterer war der Abgrund geworden — durch enge Höhlengänge mußte er sich

quetschen, verfolgt von dämonischem Geheul, das an den Felsengewölben gräßlich wiederhallte, — glühend heißer Höllenbrodem rings um ihn her. . . . . Da hörte er eine Stimme seinen Namen rufen: Oswald! Oswald! Und vor dem silbernen Klang dieser lieben sanften Stimme verschwanden die Larven und die Gespenster, verstummte das Heulen der Dämonen. Die engen heißen Höhlengänge erweiterten sich zu hohen, luftigen Gewölben, die sich zu bewegen und hin- und herzuwiegen begannen, so daß es nun keine Steinbogen mehr waren, sondern die majestätischen Kronen uralter Riesenbäume, durch deren dichtes Laub singende Vögel hüpften und hier und da goldige Sonnenstrahlen spielten. Und abermals: Oswald, Oswald! ertönte die Stimme und er flog dem Klange nach durch die blauen Waldesschatten, über moosigen Grund, durch welchen silberne Wasseradern sickerten. Und lichter, immer lichter wurde es um ihn her — und der kühlen Dämmerung heraus, an deren Rande er gern verweilte, schaute sein Auge in ein Land voll blühenden Lebens, goldiger Ernten und lachenden Sonnenscheins. Und wie sein Auge sich des ungewohnten Anblicks erlabte, schwebten her über die blumigen Auen und die reifenden Kornfelder Hand in Hand zwei hohe schöne Gestalten. Zuerst erkannte er sie nicht, aber als sie näher und immer näher kamen,

erkannte er sie wol. Es waren Oldenburg und Melitta. Und er streckte ihnen die Arme entgegen und sagte: „Ihr guten Menschen, könnt Ihr mir verzeihen?“

Da neigten sie sich zu ihm und er fühlte ihre Küsse auf seinen Lippen. Er hätte laut aufweinen mögen vor seliger Lust, aber er vermochte es nicht. Eine süße Müdigkeit goß sich durch seine Glieder. Er wollte die Augen aufschlagen, aber eine warme, liebe Hand deckte sich darüber, das Land voll Ernten und Sonnenschein versank, die hohen Gestalten verschwebten in weichen Nebeln, lauter rauschte es aus dem Wald, tiefer und tiefer tauchte er zurück in die kühle Dämmerung und dann ward es Nacht — uranfängliche, ewige Nacht . . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

Und wieder ist die leuchtende Frühlingssonne zweimal aufgegangen, wieder trägt die ungeheure Stadt ein festliches Kleid; aber die Farbe dieses Kleides war die der Trauer, denn das Fest, das sie feiern, ist ein Todtenfest.

Schwarze Fahnen wehen von den Thürmen und den Zinnen des Schlosses, Trauerflore sieht man überall aus den Fenstern hängen, mit Trauerflore

sind die Hüte der Frauen, sind die Hüte der Männer, sind die Arme der Unzähligen alle umwunden, die nach dem herrlichen Platz in dem Herzen der Stadt wallen, wo zwischen den im Mittagssonnenschein gebadeten Tempeln auf einer Estrade die Särge derer aufgestellt sind, die in der Schreckensnacht fielen — einhundertsiebenundachtzig Särge — einhundersiebenundachtzig Todte — darunter Frauen und Kinder — unschuldige Blumen, die dem grausen Schnitter, als er die Garben mähte, aus denen die Saat der Freiheit emporblühen sollte, unter die erbarmungslose Sense kamen. Und selbst damit ist die blutige Ernte noch nicht vollendet. Noch liegen in den Hospitälern in den Häusern überall in der Stadt Schwerverwundete, von denen noch Mancher den goldenen Tag der Freiheit nimmer schauen wird.

Und nun beginnen von allen Thürmen in feierlichen Klängen die Glocken zu läuten, — dieselben Glocken, die in der Barrikadennacht den Schlachtruf heulten. . . .

Die kirchliche Handlung ist vollendet. Der Zug setzt sich in Bewegung.

Ein Zug wie ihn die Stadt noch nimmer sah, wie er vielleicht einzig ist in der Welt-Geschichte.

Da schwebten die gelben, von reichen Kränzen umwundenen Särge in unabsehbarer Reihe auf den

Schultern der Bürger hin durch die blaue Frühlingsluft und zwanzigtausend Menschen jeden Alters und Standes geben ihnen das Geleit. An jedem Sarge ist ein Zettel mit dem Namen des Todten. Namenlose Namen! Wer war Oswald Stein? wer war Eberhard Wolfgang Berger? . . .

Was thut der Name? was thut es, was sie im Leben waren? was sie im Leben thaten und litten, fehlten und sündigten, strebten und irrten? Der Tod für die Freiheit krönt alles Streben, sühnt alle Schuld.

Das fühlen auch die Hundertausende, die rechts und links in gedrängten Reihen am Wege stehend, den Zug an sich vorüberziehen lassen und vor jedem Sarge die Häupter ehrfurchtsvoll entblößen. . . .

Und so geht der unabsehbare Zug lang und langsam in lautlos feierlicher Stille zum Thore hinaus nach seinem Ziel, dem Hügel vor der Stadt, wo von den Barrikadenkämpfern an den Tagen vorher ein großes Viereck ausgeschaufelt ist. Der Zug geht in die Grube hinein. Die Träger setzen ihre Särge stille nieder und schreiten weiter, und so die Andern, bis der Zug hindurch ist.

Und die Tausende stellen sich in andächtigem Schweigen rings umher. Gewehrsalven krachen und an den Gräbern seiner Märtyrer betet ein ganzes Volk.

Für wen?

Für die Todten? Sie bedürfen der frommen Wünsche nicht in ihrer kühlen Grabesruhe, in ihrem ewigen Schlaf. Aber die Lebenden?

Ihnen ist nicht das schlechtere, doch das schwerere Loos gefallen. Sie sollen schaffen und wirken in dem heißen Staub der Alltäglichkeit, rastlos, ruhelos, denn nimmer schläft die Tyrannei. Sie sollen sorgen und wachen, daß die Nacht nicht wieder hereinbreche, in welcher es dem Braven unheimlich und nur dem Schlechten heimlich war, die Nacht, durch deren dunkle Schatten so viele romantische Larven und phantastische Gespenster huschten, die Nacht, die so arm war an gesunden Menschen und so reich an problematischen Naturen — die lange schmachvolle Nacht, aus welcher nur der Donnersturm der Revolution durch blutige Morgenröthe hinüberführt zur Freiheit und zum Licht.

Ende.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Druck von F. Hofschläger in Berlin.